Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1832.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1832.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Juli 1832.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1832.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
C. Benary.
A. Benary.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy, in Halle.
Bessel, in Königsberg in
Blume, in Göttingen.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
Capellmann.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Goldfuss, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
Grotefend.
Grunert, in Brandenburg.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hiecke, in Merseburg.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm v. Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Klug.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
v. Ledebur.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lisch, in Neustrelitz.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kiel.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Moser.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
C. F. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Otto, in Breslau.
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
Pelt, in Greifswald.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Poley.
Pott.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
L. Robert.
v. Rommel, in Kassel.
Rosen, in London.
Rosenkranz, in Halle.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Runge, in Breslau.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
v. Scharnhorst, in Stettin.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Strafsburg.
Schömann, in Greifswald.
Schott.
Schön, in Breslau.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Schwenk, in Frankfurt a. M.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauss, in Tübingen.
Streckfuss.
*Toelken.
Trendelenburg, in Frkf. a. M.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Halle.
Weber, in Neustrelitz.
Weisse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1832

der

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

1. J. H. Fichte, J. G. Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel, herausg. von seinem Sohne. — 2 Theile. — Jan. S. 46. — Michelet.

2. Hegel, Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Dritte Ausg. (Erster Art.) — Febr. S. 220. — Gabler.

3. Hegel. Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. (Zweiter Art.) — März. S. 321. — Gabler.

4. Herbart, kurze Encyklopädie der Philosophie. — April. S. 513. — Hinrichs.

5. a) (A. Kreuzhage) Mittheilungen über den Einfluss der Philosophie auf die Entwickelung des inneren Lebens.
b) G. Fr. Daumer, Andeutung eines Systems speculativer Philosophie. — Juni. S. 892. — Rosenkranz.

6. Goeschel, der Monismus des Gedankens. — Juli. S. 71. — Hinrichs.

7. H. Ritter, Geschichte der Philosophie. I. bis III. Theil. (Zweiter Artikel.) — Sept. S. 332. — Wendt.

8. a) Weisse, über den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaften u. s. w.
b) Derselbe, über das Verhältniss des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpunkt von Hegels Abscheiden. — Sept. S. 389. — Gabler.

9. Fr. Hoffmann, die Dialectik Platon's. — October. S. 568. — Weisse.

10. Hegel's Werke. Erste Lieferung. — Novemb. S. 734. — Rosenkranz.

11. J. H. Fichte, über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie. I. Th. — Novemb. S. 767. — Hinrichs.

II. Theologie.

1. Tzschirner, der Fall des Heidenthums; herausgeg. von Niedner. I. Bd. — Jan. S. 81. — Pelt.

2. E. Münch, vollständige Sammlung aller älteren und neueren Concordate. — Febr. S. 180 — Carové.

3. Baumgarten-Crusius, Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. (Erster Artikel.) — April. S. 536. — Marheineke.

4. Baumgarten-Crusius, Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. (Zweiter Artikel.) — Mai. S. 671. — Marheineke.

5. Rosenkranz, Encyklopädie der theologischen Wissenschaften. — Mai. S. 729. — Strauss.

6. Fr. Chr. Baur, das Manichäische Religionssystem. I. Bd. — Juni. S. 841. u. 857. — Matter.

7. Baumgarten-Crusius, Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. (Dritter Art.) — Juli. S. 1. — Marheineke.

8. Conradi, Selbstbewusstsein und Offenbarung oder Entwicklung des religiösen Bewusstseins. — Juli. S. 153. — Rosenkranz.

9. Billroth, de Anselmi Proslogio et Monologio. — September. S. 479. — Marheineke.

10. Hartmann, die enge Verbindung des Alten Testaments mit dem Neuen. — Octob. S. 593. — Pelt.

11. Eisenschmid, Römisches Bullarium. — Octob. S. 625. — Carové.

12. Steudel, welche Behandlung der Dogmatik verlangt an uns die Rücksicht auf die Anforderungen der Kirche, wie sie in unseren Tagen laut werden? — Novemb. S. 655 — Marheineke.

13. Danz, Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. — Novemb. S. 689. — Matthies.

14. a) de Wette, Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanon. Bücher des Neuen Testam., 2te Aufl.
b) Schott, Isagoge historico-critica in libros novi foederis sacros. — Decemb S. 864. — Vatke.

15. State of Protestantism in Germany (the Edinbourg Review, Sect. 1831. Nr. CVII. Art. X.) — December. S. 916. — Göschel.

16. Joh. Heinr. Pabst, giebt es eine Philosophie des positiven Christenthums? — Decemb. S. 958. — Marheineke.

III. Jurisprudenz und Staatswissenschaft.

1. Hermann, staatswirthschaftliche Untersuchungen. — Jan. S. 23. — Schön.

2. Grágás, Codex juris Islanderum antiquissimus. — März. S. 422. — Homeyer.

3. Pardessus, Collection des Lois Maritimes etc. — April. S. 611. — Lappenberg.

4. Goeschel, zerstreute Blätter aus den Hand- und Hülfsakten eines Juristen. — Sept. S. 321. — Weifse.

5. G. v Bunge, Beiträge zur Kunde der Liv- Esth- und Curländischen Rechtsquellen. — Sept. — S. 361. — Homeyer.

6. a) Henke, Handbuch des Criminalrechts.
b) Jarcke, Handbuch des Deutschen Strafrechts. — Octob. S. 601. — Abegg

7. Murhard, der Zweck des Staates. — Novemb. S. 684. — Beseler.

8. Linde, Handbuch über die Lehre von den Rechtsmitteln nach Grundsätzen des Deutschen gemeinen bürgerlichen Processes. I. Th. — Decemb. S, 886. — Mittermaier.

IV. Geschichte und Kriegswissenschaft.

1. Hüne, Geschichte des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig. I. Th. u. I. Abth. des I. Theiles. — Jan. S. 92. — v. Rommel.

2. Rehm, Handbuch der Geschichte des Mittelalters. III. B. I. Abtheilung. — Jan. S. 100. — Aschbach.

3. Michelet, Introduction à l'histoire universelle. — Jan S. 141. — Gans.

4. Lochner, Entstehung und erste Schicksale der Brüdergemeinde in Böhmen und Mähren. — Jan. S. 157. — Leo.

5 v. Rumohr, Deutsche Denkwürdigkeiten. — Febr. S. 161. — Varnhagen v. Ense.

6. Vans Kennedy, Researches into the origin and affinity of Ancient and Hindu Mythology. (Erster Art.) — Februar. S. 199. — Poley.

7. Vic. de Chateaubriand, Etudes ou discours historiques. — Febr. S 233. — Wachsmuth.

8. a) Bar. de Jomini, Introduction à l'étude des grandes combinaisons de la Stratégie et de la Tactique.
b) Du même, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre.
c) Desselben analytischer Abrifs der vorzüglichsten Combinationen des Kriegs, übersetzt von A. Wagner. — März. S. 351. — Rühle v. Lilienstern.

9. Vans Kennedy, Researches into the origin and affinity of Ancient and Hindu Mythology. (Zweiter Art.) — März. S. 385. — Poley.

10. A Memoir of Sebastian Cabot. — April. S. 548. — Kufahl.

11. F. v. Raumer, Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts. — Apr. S. 588. — Wachsmuth.

12. Böttticher, Geschichte von Sachsen. Zweiter Band. — April. S. 620. — v. Rommel.

13. Flathe, Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von Macedonischen Königen beherrscht wurden. Erster Th. — Mai S. 657. — Plafs.

14. J. Lelevel, die Entdeckungen der Karthager und Griechen auf dem Atlantischen Ocean. — Mai. S. 691. — H. Wendt.

15. R. Vaughan, Memorials of the Stuart dynasty. — Mai. S. 713. — Kufahl.

16. Kufahl, Geschichte der Deutschen bis zur Gründung der Germanischen Reiche im westlichen Europa. Erster Th. — Mai. — S. 748. — Aschbach,

17. Gouvion Saint-Cyr, Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire. (Erster Art.) — Mai. S. 756. — Rühle v. Lilienstern.

18. Phillips, Deutsche Geschichte. Erster Bd. — Juni. S. 809. u. 825. — Leo.

19. Flegler, über das Wesen der Historie und die Behandlung derselben. — Juni. S. 838. — Varnhagen v. Ense.

20. Gouvion Saint-Cyr, Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire. (Zweiter Art.) — Juni. S. 881. — Rühle v. Lilienstern.

21. Meyerhoff, Johann Reuchlin und seine Zeit. — Juni. S. 923. — Förstemann.

22. W. Scott, History of Scotland. — Juni. S. 957. — Kufahl.

23. v. Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands des Ersten. — Aug. S. 190. Barthold.

24. Michelet, Histoire Romaine Ire partie. Tom. I. et II. — Aug. S. 265. — Zumpt.

25. Gouvion Saint-Cyr, Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire. (Dritter Art.) — Sept S. 367. — Rühle v. Lilenstern.

26. Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte. Erster Th. — Octob. S. 512. — Aschbach.

27. Preufs, Friedrich der Grofse. Eine Lebensgeschichte. Erster B. — Novemb S. 641. — Varnhagen v. Ense.

28. Ibernia Phoenicea seu Phoenicum in Ibernia incolatus etc. — Novemb. S. 793. Müller.

29. Leo, Geschichte der Italienischen Staaten. — December. S 801. — Barthold.

30 v. Rodt, Geschichte des Bernerischen Kriegswesens. — December. S 849. — Leo.

31. Schottky, Vorlesungen über Wallensteins Privatleben. — Decemb. S. 894. — Förster.

V. Philologie und Kunstkritik.

1. Bar. v. Stackelberg, Trachten und Gebräuche der Neugriechen. — Jan. S. 71. — Passow.

2. Fortinguerra, Richardett, ein Rittergedicht, übersetzt von Gries. — Febr. S. 288. — Streckfufs.

3. a) Wellauer, Lexicon Aeschyleum. Tom. I. et II.
b) Schneider, vollständiges Sophocleisches Wörterbuch. Erste und zweite Abth. — Febr. S. 299. — Passow.

4. Diderot, Mémoires, correspondance et ouvrages inédits. — März S. 374. — Varnhagen v. Ense.

5. Monk, the life of Bentley. — März. S. 453. — Bonnell.

6. Cousin, Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne et particulièrement en Prusse. Ire partie. — April. S. 481. — Schulze.

7. a) Elogio storico di Gio Santi.
b) Elogio storico di Rafaello Sanzio da Urbino — April. S. 555 — v. Rumohr.

8 Herzog, Geschichte der Deutschen Nationallitteratur. — April. S. 638. — A. Wagner.

9. a) Ewald, Kritische Grammatik der Hebräischen Sprache.
b) Gesenius, Hebräische Grammatik. 10te Aufl. — Mai. S. 641. — Kosegarten.

10. Premare, Notitia linguae Sinicae. — Mai. S. 699. — Schott.

11. Fea, Notizie intorno Raffaello Sanzio da Urbino etc. — Mai. S. 771. — v. Rumohr.

12. Die Araucana, aus dem Spanischen des Don Alonso de Ercilla, übersetzt v. Winterling — Mai. S. 777. — A. Wagner.

13. Tacitus ed. J. Bekker. — Mai S. 785. — Petersen.
14. Goethe, aus näherm persönlichem Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von J. Falk. — Juni. S. 817. — A. Wagner.
15. Goethe's letzte litterarische Thätigkeit, Verhältnisse zum Ausland und Scheiden, von K. W. Müller. — Juni S. 854. — A. Wagner.
16. Jacob, Charakteristik Lucians von Samosata. — Juni. S. 873. — Weifse.
17. Phaedri fabulae Aesopiae, ed. Orelli. — Juli S. 25. — Bernhardy.
18. Th. Moore, Letters and Journals of Lord Byron, with notices of his life. Zweite Hälfte. — Juli. S. 41. — G. v. Meyer.
19. Vans Kennedy, Researches into the origin and affinity of the principal languages of Asia and Europe. — Juli. S. 55. — Pott.
20. Real Museo Borbonico, fascicolo 31. — Juli. S 91. — Hirt.
21. Ruge, die Platonische Aesthetik. — Juli. S. 109 — Weifse.
22. Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae, ed. Niebuhr. (Zweiter Art.) — Juli. S. 121. — Bernhardy.
23. Lucretius Carus, von der Natur der Dinge, übers. v. K. L. v. Knebel. Zweite Ausg. S. 177. — Weber.
24. F. Passow, Handwörterbuch der Griechischen Sprache. 1831. — Aug. S. 209. — Lobeck.
25. a) Rosenkranz, Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter.
b) Desselben Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie. Erster B. — Aug. S. 220. — A. Benary.
26. v. Schmid, Schwäbisches Wörterbuch. — Aug. S. 248. — Graff.
27. Gonçalvès, Arte China (Chinesische Grammatik). — Aug. S. 288. — Schott.
28. Catalogue des pierres gravées antiques de S. A. le Prince Stanislas Poniatowsky. — Aug. S. 309 — Toelken.
29. Nuovi versi de Teresa Albarelli Vordoni. — Sept. S. 474. — A. Wagner.
30. a) Johannsen, die Lehre der Lateinischen Wortbildung.
b) Calmberg, de utilitate quae ex accurata linguae Sanscritae cognitione in linguae Graecae Latinaeque etymologiam redundet — Sept. S. 382. — Pott.
31. Das Büchlein von Goethe. — Sept. S. 397. — Varnhagen v. Ense.
32. Aeliani de natura animalium libri XVII. ed. Fr. Jacobs. — Sept. S. 435. — Franz.
33. Paul Usteri, kleine gesammelte Schriften. — September. S. 448. — Varnhagen v. Ense.
34. Heffmeister, Beiträge zur wissenschaftlichen Kenntnifs des Geistes der Alten. — Sept. S. 471. — Weifse.
35. a) Filippo Scolari, su la pietosa morte di Giulia Capellatti e Romeo Montechi etc.
b) Porto di Vicenza, Giulietta e Romeo, ed. Alessandro Torri. — Octob. S. 493. — A. Wagner.
36. Schubarth, Vorlesungen über Goethe's Faust. — Octob. S. 518. — Weifse.
37. Hoffmeister, Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre. — Octob. S. 540. — Hiecke.
38. Lange's vermischte Schriften und Reden, herausgeg. v. Jacob. — Octob. S. 581. — Passow.
39. Ifigenia in Tauride, dramma di Goethe, tradotto da Eduige de Battisti. — Octob. S. 636. — A. Wagner.
40. Goethe, über Kunst und Alterthum, 3tes Heft des 6ten und letzten Bandes. — Novemb. S. 711. — Förster.
41. Niccolo Machiavelli's sämmtliche Werke, übers. von Ziegler. Erster B. — Novemb. S. 715. — Leo.
42. Bowring, Cheskian Authology. — Novemb. S. 753. — Purkinje.
43. Wendt, über die Hauptperioden der schönen Kunst. (Erster Art.) — Decemb. S. 902. — Hotho.
44. a) Habicht, Synon. Handwörterbuch der Lat. Sprache.
b) Ramshorn, Lateinische Synonymik. Erster Theil.
c) Döderlein, Lateinische Synonyme und Etymologieen. — Decemb. S. 931. — Schmidt.

VI. Reine und angewandte Mathematik.

1. Brewster, A treatise on Optics. — März. S. 469. — Dove.
2. Bradley, Miscellaneous Works and Correspondence. — April. S. 494. — Bessel.
3. Bessel, Tabulae Regiomontanae. — Aug. S. 161. — Encke.
4. Fourier, Analyse des équations déterminées, première partie. — Sept. S. 457. — Stern.

VII. Geographie, Physik und Chemie

1. Fischer, das Verhältnifs der chemischen Verwandtschaft zur galvanischen Electricität. — Jan. S. 115. — Pohl.
2. Fr. Hoffmann, Uebersicht der orographischen und geognostischen Verhältnisse vom nordwestlichen Deutschland. — Febr. S. 171. — Linck.
3. a) J. C. Ritter, über geographische Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdtheile.
b) Desselben Bemerkungen über Veranschaulichungsmittel räumlicher Verhältnisse bei geographischen Darstellungen
c) Berghaus, die ersten Elemente der Erdbeschreibung. — Febr. S. 277. — v. Felgermann.
4. Volcker, über Homerische Geographie und Weltkunde. — März. S. 441. — Rühle v. Lilienstern.
5. Völcker, Mythische Geographie der Griechen und Römer. — April. S. 568. — Rühle v. Lilienstern.
6. S. Haigh, Sketches of Buenos-Ayres and Chile. — April. S. 577. — Walter.
7. E. Schmidt, Lehrbuch der mathematischen und physischen Geographie. — Mai. S. 795. — Minding.
8. Meijlan, Japan. Voorgesteld in schetsen over de Zeden en gebruiken von dat ryk, etc. — Juni. S. 801. — Walter.
9. Burger, Reise durch Oberitalien, mit besonderer Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft u. s. w. — Juni. S. 909. — v. Rumohr.
10. Head, Forest scenes and incidents in the wilds of North-America. — Juni. S. 945. — Leo.
11. v. Schelling, über Faraday's neueste Entdeckung. — Juli. S. 84. — Steffens.
12. Rougemont, Précis de géographie comparée. — October. S. 526. — v. Felgermann.
13. Philosophical transactions for the year 1832. Part. I. (Faradays Untersuchungen über die Electricität). — October. S. 553. — Dove.
14. Olivier, Land en Zeetogten in Nederland's Indie etc. — Octob. S. 612. — Meineke.

VIII. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

1. a) v. Goethe, Versuch über die Metamorphose der Pflanzen nebst geschichtlichen Nachträgen.

b) de Goethe, Essai sur la metamorphose des plantes, traduit par F. Soret.
c) J. H. Schmidt, zwölf Bücher über Morphologie u. s. w. — Jan. S. 1. — Carus.

2 Fries, Lichenographia Europaea. (Erster Art.) — Februar. S. 313. — Nees v. Esenbeck.

3. Eichwald, Naturhistorische Skizze von Litthauen, Volhynien und Podolien. — Febr. S. 317. — Keferstein.

4. Meyer, die Entwickelung, Metamorphose und Fortpflanzung der Flechten. — März. S. 390. — Nees v. Esenbeck.

5. Geoffroy de Saint-Hilaire, Principes de philosophie zoologique. (Zweiter Art.) — März. S. 393 — v. Goethe.

6. Wallroth, Naturgeschichte der Flechten. — März. S. 430. — Nees v. Esenbeck.

7. Bluff et Fingerhuth, Compendium Florae Germanicae. Sect. II. Tom. III. — März. S. 445. — Nees v. Esenbeck.

8. Fries, Lichenographia Europaea. (Zweiter Art.) — März. S. 478. — Nees v. Esenbeck.

9. Holl, Handbuch der Petrefactenkunde. — April. S. 561. — Keferstein.

10. Hegetschweiler, Beiträge zu einer kritischen Aufzählung der Schweizerpflanzen. — April. S. 596. — Schultz.

11. Karsten, Archiv für Mineralogie, Geognosie u. s w. Dritter Bd. — April. S. 633. — Nöggerath.

12. Schultz, natürliches System des Pflanzenreichs. — Juli. S. 97. — Nees v. Esenbeck.

13. Esquisse d'un tableau des pétrifications de la Suède. — Juli. S. 118. — H. v. Meyer.

14. Mohs, Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs. — Aug. S. 278. — Naumann.

15. Ekart, Synopsis Jungermanniarum etc. — Sept. S. 341. — Nees v. Esenbeck.

16. Corda, Deutschlands Jungermannien. — Sept. S. 420. — Nees v. Esenbeck.

17. a) Ehrenberg, Organisation, Systematik und geographisches Verhältnifs der Infusionsthierchen.
b) Derselbe, zur Erkenntnifs der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes.
c) v. Nordmann, Mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. — October. S. 481 und 497. — Schultz

18 v. Leonhard, die Basaltgebirge u. s. w. — October. S. 573. — Nöggerath.

19. Arnold, der Kopftheil des vegetativen Nervensystems beim Menschen. — Nov. S. 665. — Mayer.

20. Mirbel, Recherches anatomiques et physiologiques sur le Marchantia polymorpha etc. — Nov. S. 694. — Schultz.

21. H v. Meyer, Paläologika zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe. — Nov. S. 726. — Nöggerath.

22. Lenz, Naturgeschichte der Säugethiere. — Nov. S. 798. — Wiegmann.

23. Robert Brown's vermischte botanische Schriften. Uebers. v. Nees v. Esenbeck. — Dec. S. 927. — Schultz.

IX. Physiologie und Medicin.

1. Bartels, Grundzüge einer speciellen Pathologie und Therapie der orientalischen Cholera. Jan. S. 33. — Bartels.

2. Schultz, die homöobiotische Medicin des Theophrastus Paracelsus. — Febr. S. 262. — Damerow.

3. Gmelin, allgemeine Therapie der Krankheiten der Menschen. — Juni. S. 863. — F. Hufeland.

4. Sachs, die Cholera, nach eigenen Beobachtungen in der Epidemie zu Königsberg im J. 1831. — Decemb. S. 827. — Lorinser.

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

I.

Lehrbuch der Christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. L. Fr. O. Baumgarten-Crusius. Erste Abth. 1831. *Zweite Abth.* 1832. 8.

Dritter Artikel.

In seinem historischen Character, welcher auch desselben Standpunct ist, in welchen es seinen Ruhm setzt, haben wir das vorliegende Werk bisher gewürdigt und was diesem seinem Princip nicht gemäfs war, in einzelnen Beispielen angeführt. Die Frage, welche sich jetzt noch aufdringt, dürfte nun diese sein, ob das Princip und der Standpunct selbst, von welchem alles in diesem Werk ausgeht und berührt ist, von solcher Wahrheit sei, dafs man dadurch sich auch befriedigt fühlen möchte. Nächst der Auskunft, die uns darüber das Werk selbst in seiner ganzen Entwickelung giebt, wäre hier nun insonderheit noch auf die *Einleitung* zu demselben zurückzugehen, und zu sehen, was der Hr. Vf. sich unter Dogmengeschichte *denkt*. Eine Einleitung hat den Zweck, die Principien zu bestimmen, welche der Ausführung zu Grunde liegen, das Streitige darüber aufzustellen und die bestimmte, vorgezogene Weise der Behandlung im Allgemeinen, d. h. dem Begriff gemäfs zu rechtfertigen. In Vergleich mit der Ausführlichkeit des Buches hält der verehrte Hr. Verf. sich allzu kurz in dieser Region des allgemeinen Gedankens auf. Er hebt mit etymologischen Erörterungen über das Wort δογμα an — kein guter Anfang; der richtige wäre wohl zu machen gewesen mit demjenigen, worin auch die Sprache ihren Anfang genommen; dieſs ist der Begriff, der Geist. Es wird auch der verschiedene Gebrauch des Wortes Dogma erzählt und berichtet: „Die neue theologische Sprache, besonders seit Semmler, habe das Wort Dogma in seiner Bedeutung wieder herabgesetzt. Es wird in jener das Dogma gewöhnlich der Religion und dem Evangelium entgegengesetzt." S. 4. Also nicht etwa blos, wie billig, davon unterschieden. Dafs jenes auch des Hrn. Verfs. Vorstellung vom Dogma sei, hat sich uns bereits aus mehreren angeführten Stellen erwiesen, wo er selbst das Dogma der Religion und dem Evangelium hart genug entgegensetzt. Die Folgen dieser doch blos etymologischen, nicht logischen, Darlegung zeigen sich gleich darin, dafs nun der Hr. Vf. darnach in der Anwendung auf den Begriff der Dogmengeschichte sich für berechtigt hält, unter Dogma sowohl das wirkliche christliche Dogma, als auch die unächte, hinzugekommene Lehre, also das Dogma in gutem und schlechtem Sinne, wie er sagt, zu verstehen und der Dogmengeschichte nun die Bestimmung giebt, den Ursprung und die Mannigfaltigkeit derselben darzulegen. Er berührt sodann die verschiedene Bearbeitung dieser Disciplin im altkirchlichen und im freieren Sinne, welche, wie er richtig bemerkt, in einer verschiedenen theologischen Denkart wurzelt: doch habe sich, fügt er hinzu, auch in der ersteren nie ganz der Gedanke des *Zufälligen* in der Religion verdrängen lassen, mit welchem es diese Geschichte eigentlich (?) zu thun habe. So macht er sich nun von der Dogmengeschichte die Vorstellung, dafs sie die wissenschaftlich aufgefafste und geordnete Darstellung der verschiedenen Lehren und Meinungen sei über Religion und Christenthum. Auch hier fügt er nur historisch bei, es gebe darüber verschieden Beurtheiltes und Behandeltes, es wird gesagt, wie der Historiker und Protestant die Lehren und Meinungen ansehe, sodann: die Geschichte habe über die religiöse Bedeutung der einzelnen Meinungen nicht zu entscheiden. Auch die *Dogmen*-Geschichte nicht? Wonach nun die Auswahl des Bedeutenden in den Meinungen zu machen sei, wird sehr unbestimmt angegeben. Die Meinungen, welche in der D. G. zu erzählen sind, werden als „angenommene und zum Nachdenken vorgelegte Vorstellungen" unbestimmt genug bestimmt. Es wird

sodann entwickelt, wie die D. G. in unserer Zeit geworden sei, besonders durch die Verbindung der Theologie, Philosophie und Historie. Es ist auch ganz gut gesagt, was folgt: „Die Philosophie hat das früher ganz vernachlässigte oder falsch gedeutete philosophische Moment der Dogmen und den Einfluss der Philosophie auf Kirche und Dogma hervorziehen und verständig beachten gelehrt und sie soll und wird Geist und Methode auch dieser Wissenschaft immer mehr durchdringen, wie sich keine theologische Forschung und Darstellung derselben mehr entziehen kann." S. 10. Aber von diesem ganz nur in der Abstraction gelassenen Gedanken wird weiter kein Gebrauch für die D. G. gemacht und er selbst setzt bald darauf hinzu: „Allein als die eigentliche (!) Aufgabe scheint sich für unsere Zeit zu ergeben, sie *rein historisch* aufzufassen und zu entwickeln. So hat die Philosophie wohl wieder nur ein uneigentliches Verhältnis zum Dogma. Das nun berührte Verhältnis der D. G. zur Kirchengeschichte, Dogmatik u. s. f. wird ganz äusserlich aufgefasst und unter andern gesagt: Die Dogmatik habe sich im Geschichtlichen auf die Kirchenlehre und auf die verschiedenen Möglichkeiten der Ansicht eines Dogma zu beschränken, das Einzelne und Zufällige der Meinungsverschiedenheit der D. G. zu überlassen. Ganz richtig bemerkt der Hr. Vf.: Die D. G. im 16. und 17. Jahrh. werde zur Symbolik. Er denkt sich dabei noch eine mögliche Trennung der letzteren von der ersteren und verwirft dieselbe mit Recht. Das Richtige ist vielmehr: dass die D. G. als solche mit der Reformation aufhören und nun als Symbolik sich fortsetzen muss; so wenigstens hat Ref. diese beiden Wissenschaften bisher gegen einander bestimmt und behandelt. Am klarsten geht die Vorstellung des Hrn. Verfs. von der D. G. da hervor, wo er vom Werth derselben handelt. Denn da sagt er es ganz entschieden: dieser Werth der D. G. könne nur in der Versicherung und Vervollständigung des historischen Wissens gefunden werden. S. 16. Man möchte wohl fragen, was denn in dieser Hinsicht die D. G. etwa an Werth vor einer Geschichte der Kochkunst oder der Diätetik voraushabe. Bei solcher ganz formalen und inhaltsleeren Bestimmung protestirt der Hr. Verf. selbst sogar noch ausdrücklich dagegen, dass durch die Bedeutung und Würde des Dogma ein besonderer Werth in diese Wissenschaft komme. „Die D. G. soll sich allein auf die historische Entwickelung der Gegenstände (wie unbestimmt!) und die historische Bildung derer richten, welche sich mit ihr beschäftigen" (äusserliche Beziehung.). S. 17. — Die Behandlung, welche nur die Verschiedenheit und Zufälligkeit, menschlichen und äusserlichen Ursprung der Dogmen vor Augen hat, weiset er wohl (hier in der Theorie) zurück mit der Folgerung, dass man dann gegen die Kirche und ihre Lehren und hierin doch zuletzt gegen Sinn und Kraft des Christenthums selbst ungerecht werden würde. Aber als das Feste, Uebereinstimmende und Ursprüngliche, welches er jener Denkart entgegensetzt, nennt er nur, was eben jene, die er hier widerlegt, beständig im Munde führen, nämlich den Geist des Evangeliums; denn wie unbestimmt ist dieser Gedanke noch; was ist nicht alles für Geist des Evangeliums gehalten worden; der Geist des Evangeliums ist kein unbestimmter, nicht ein solcher, der die Gedanken als seine Bestimmungen ausser sich hätte. Auch fügt der Hr. Vf. hier noch die Bemerkung hinzu, dass das kirchliche Glauben und Meinen oft sogar an der Seite, welche ihm mit dem meisten Recht übel gedeutet werden könne, doch noch vieler Rechtfertigung fähig sei. Dies läuft beinahe auf eine Ehre, die wir dem kirchlichen Dogma wider dessen Natur erweisen könnten, und auf eine gewaltsame Herauspressung von Sinn und Verstand, die doch nicht in dem Dogma selbst wäre, hinaus und wäre gewiss als solche eine eitle Mühe. Der Schluss dieser Untersuchung ist auch hier wieder, dass die D. G. in rein geschichtlicher Bedeutung aufzufassen sei. Das Folgende über Methode der D. G. ist auch sehr äusserlich gehalten; unter Methode wird theils nur die äusserliche Anordnung des Stoffes, theils der Sinn und Geist, in welchem sie behandelt werden soll, verstanden. Zu dem letztern gehört denn nur Pragmatismus und frommer Sinn. Der fromme Sinn ist hier offenbar Gefühl, wie der Pragmatismus, die Reflexion und der Verstand; von einer vernünftigen Erkenntnis, welche vor allem Erkenntnis des Vernünftigen im Dogma ist, kommt nichts vor, sondern von dem frommen Sinn heisst es, er habe in der Erforschung selbst nur die Stelle, den religiösen Gehalt des geistigen Lebens in der Kirche herauszufühlen und den bestimmten Sinn dieser Art aufzufinden, welcher in den einzelnen Dogmen der Kirche und der Lehren vorhanden sein möchte. S. 23. Die Eintheilung, welche der Hr. Vf. befolgen will, soll im 1. Theil die vornehmsten *Epochen*

der Dogmenveränderung und Bestimmung, im 2. aber die Darstellung der *Meinungsverschiedenheit* enthalten. Den folgenden Abschnitt über die Quellen der D. G. übergehen wir billig, als meist literarisch. Desto mehr gehört noch hieher, um die Vorstellung von der D. G. im Sinne des Hrn. Vfs. zu erläutern, was er im 1. Theil der allgemeinen D. G. selbst noch *innere* Dogmengeschichte nennet. Unter dieser versteht er das Innere der Entstehung, Verschiedenheit und Veränderung der Dogmen d. i. die Ursachen und Gründe, die *Principien*, welche bei jener gewirkt haben. S. 49. Hier kommen denn gar auffallende Aeußerungen vor, wie folgende: „Wir werden unter jenen Gegenständen wieder zu trennen haben, was mehr darauf eingewirkt hat, daß Dogmen entstanden und sich bestritten und veränderten, daß also der ursprüngliche Sinn des Christenthums, die Verherrlichung der Menschen zum göttlichen Reich, theils sich zum dogmatischen Interesse entstellte, theils nicht hindurchdrang, und dasjenige, was gewisse Dogmen hervorgerufen und mannichfaltig gestaltet hat". S. 51. Nach dieser sehr undeutlich gefaßten Stelle kann der ursprüngliche Sinn des Christenthums *sich* zum dogmatischen Interesse (ist dieses an sich vom Uebel?) entstellen. Und doch geht nun bald darauf dogmatischer Sinn und Geist erstlich vom Apostolischen Christenthum aus. S. 52., so muß ja dieses selbst die obige Schuld tragen; nachher aber heißt es: der Standpunct sei nur practisch gewesen und nicht von der Art, daß davon eigentlich (?) Partheien hätten ausgehen können. Das Apostol. Christenthum ist nach dem Hrn. Vf. nicht Quelle des Dogmenstreits (auch nicht der dogmatischen Bestimmung?), als habe dieser in der Absicht oder dem Thun der Apostel selbst gelegen. S. 55. Eine ähnliche, auffallende Stelle läßt sich noch aus Th. 2. S. 1250. anführen, nach der man nach der Apostel Zeit die Idee des Evangeliums, die vom Reiche Gottes, verloren hatte und sich immer mehr der *dogmatischen* Ansicht und Betrachtung des Christenthums zuneigte. Welch ein Resultat für die Dogmengeschichte! Wo war denn die christliche Kirche, wenn man seit der Apostel Zeit die Idee vom Reiche Gottes verloren? Sollten denn die Christlichen Lehrer und nachher die Theologen bei den Worten eines Johannes, Paulus nichts Bestimmtes und der ausführlicheren Bestimmung fähiges Denken? Noch stärker heißt es S. 55. „Auch die heilige Schrift hat, neben den segensreichen moralischen Wirkungen, welche sie immer gezeigt hat, durch Mißverstand und absichtliche Mißdeutung, so wie durch die unfreie, buchstäbliche Auslegung den dogmatischen Geist und die Verschiedenheit der Dogmen hervorgerufen und fördern müssen. Indessen hat sich das Falsche und Verderbliche dieser Art immer anderwärts her erzeugt und nur an die Auctorität der Schrift hingedrängt". Hieraus wird des Hrn. Vfs. Meinung von der Entstellung des Christenthums durch das Dogma und den „dogmatischen Geist" immer klarer. Segensreich sind, nach ihm, nur die *moralischen* Wirkungen des Christenthums; kommt denn aber, was es für Erkenntniß der ewigen Wahrheit, für geistige Bildung und Wissenschaft sein wollte, und wirklich geleistet hat, gar nicht mehr in Anschlag; kommt das Dogma überhaupt, dogmatischer Geist nur durch Mißverstand, absichtliche Mißdeutung u. s. f. in der Christlichen Kirche hervor? Nun, warum denn nicht mit dürren Worten? so ist ja die D. G. nichts als Geschichte der Entstellung und des Mißverstandes der Christlichen Religion. Solche Urtheile, die einer längst verschollenen Bildung angehören, sollte man doch von dem einsichtsvollen Hrn. Vf. nicht erwarten. Daß das Dogma an sich schon nichts anders in der Christlichen Kirche, als Entstellung des Christenthums gewesen — dieß Factum des Gewesenseins ist nur von dem Hrn. Vf. so entstellet worden in seinem Werk, welchem doch die historische Wirklichkeit der höchste Gesichtspunct ist und also billig auch die historische Treue zuzumuthen wäre. Er selbst vielmehr erweiset sich hier im Princip, als Entstellung des dogmatischen Factums, nicht aber ist durch dogmatische Facta an und für sich, durch dogmatischen Geist als solchen und in dieser Allgemeinheit genommen, das Christenthum entstellet worden. Hierauf wird das natürliche (?) Streben des menschlichen Geistes, vom Gefühl zu Begriffen, vom bloßen Glauben zum Erkennen u. s. f. überzugehen, ganz nur historisch aufgeführt, nicht in seiner Nothwendigkeit dargethan. Auf gut Kantisch heißt es vielmehr hier noch: „Indessen hieß der Mangel an dem, was in der neueren philosophischen Sprache die Kritik des Erkenntnißvermögens genannt wird, auch den richtigen Wissenstrieb in gewissen Zeiten und bei gewissen Menschen, sich in diese Gebiete verirren". S. 57. „Aber häufig hat sich in der Kirche eine weitere, uns nicht mehr zusagende (!) Ausführung der Dogmen, auch vor der freieren Ansicht und lauteren Behandlung des Christenthums

nothwendig (!) gemacht, um den einmal entstandenen Dogmen philosophischen Halt oder practischchristlichen Sinn zu geben". S. 58. Hierauf wird der Geist der Jüdischen und Heidnischen Religion auch als einer der Gründe der dogmatischen Sinnesart in der Christlichen Kirche angeführt, dort habe man aber den *moralischen* Character der Religion nicht anerkannt. „Soviel (wieviel?) ist wenigstens gewifs, dafs das angeführte, festgesetzte Formelwesen über die göttlichen Dinge und über Zweck und Person Jesu nicht im Evangelium lag und dafs es sich unter den fremden Religionen und im Streit mit ihnen ausbildete". S. 60. Durch dergleichen Aeufserungen wird der Hr. Verf. niemanden, der das wahre Factum des Verhältnisses Christlicher Religion zur Jüdischen und Heidnischen kennt und anerkennt, überreden, die Nothwendigkeit, womit es in der Christlichen Kirche zum Dogma kam, sei eine der Christlichen Religion und Kirche fremde und nur äufsere. — Hierauf vom Einflufs des Klima und der Landessitte auf die Veränderungen und Gestaltungen des Dogma, aber vernünftig limitirt, ferner vom Einflufs der Staatsverfassungen und Gesetzgebungen. Bevor noch zuletzt von der Persönlichkeit der Einzelnen gehandelt und gesagt wird, wie der *Historiker* damit verfahre in Ansehung des Innern, wird dann noch die Philosophie *auch* als eins der auf die Bildung des Dogma einwirkenden Momente historisch beschrieben, wie wenn sie auch nur ein äufserliches und zufälliges Verhältnifs zum Dogma der Kirche hätte, welche Vorstellung durch die historische Abfolge der philosophischen Systeme, wie wenn sie eine nur historische und zufällige wäre, begünstiget wird und als ob das Dogma überhaupt mehr in Zeit und Raum, als in seinem geistigen Dasein, im Bewufstsein zu fassen wäre. Hat aber das Dogma sein wahres Element nur im Geiste, so ist ja auch jede nähere Bestimmung desselben rein allein im Geiste zu fassen mitten in der Umgebung aller sonstigen Zufälligkeiten.

Nach dieser Relation über die Grundsätze, nach denen der Hr. Vf. verfahren *wollte* und der früheren, wie er wirklich danach verfahren ist, wiederhohlt sich nun die obige Frage: ob die Aufgabe dieser Wissenschaft in diesem Werk wirklich gelöst sei? Bei allen Vorzügen desselben und mit der festen Ueberzeugung, dafs dasselbe unter allen seines Faches das beste und vorzüglichste ist, sehen wir uns dennoch die Frage zu verneinen gedrungen. Diese Verneinung kann vorerst als von einem andern Standpunct ausgehend für untreffend und nichtssagend angesehen werden in der Meinung, dafs es ja solcher Standpuncte viele und beliebige neben einander geben könne. Für alle, welche so glücklich sind, dieser Meinung zu sein und auf dem Standpuncte des Hrn. Vfs. Ruhe und Befriedigung zu finden, wird also dieſs Werk dennoch seinen entschiedenen Werth behalten, gesetzt auch, dafs es uns nicht gewährt hätte, was es zu versprechen schien. Aber dagegen müssen wir uns doch noch verwahren, dafs jene Verneinung nur als die subjective, von dem verneinenden Subject nur ausgehende und so als die ganz willkürliche, unstatthafte anzusehen sei und zu dem Behuf und zur Rechtfertigung jener Verneinung (wozu mir auch von der Soc. für wissensch. Kr. ausnahmsweise der Raum hier bewilliget worden) zeigen, dafs es nicht dieses oder jenes Subject, sondern der Begriff dieser Wissenschaft selbst ist, welcher das Buch als in seiner Aufgabe verfehlt und in seiner Ausführung ungenügend verwirft. Insofern geht die ganze Sache und dieſs Urtheil insonderheit den Unterzeichneten weiter nichts an, der vielmehr für seine Person die bereitwilligste Anerkennung der Vorzüge dieser Schrift und der sonstigen grofsen Verdienste des verehrten Hrn. Vfs. gar wohl damit vereinigen kann.

Es ist zu allen Zeiten dieser Streit zunächst um die Principien gewesen, wodurch die einzelnen Wissenschaften wahrhaft gefördert, in der gedankenlosen Sicherheit ihres Besitzes wohlthätig erschüttert, und aus dem schleppenden Gange, in welchen sie sich bewegen, herausgeführt werden. In diesem Gange ist auch die Dogmengeschichte seit ihrer abgesonderten Behandlung, seit einem halben Jahrhundert, geblieben und im Wesentlichen dieselbe geblieben. Dafs sie also von Anfang an bis auf dieses Werk hin nicht erfreulichere Fortschritte gemacht hat, ist hauptsächlich diesem Mangel an Verständigung über den Begriff derselben zuzuschreiben. Die Geschichte dieses Begriffs ist kürzlich diese.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Lehrbuch der Christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. L. Fr. O. Baumgarten-Crusius.

(Fortsetzung.)

Die D. G. verdankt ihre Entstehung äufserlich zunächst der Unbequemlichkeit, in der sie bis dahin mit der Kirchen-Geschichte vereiniget war; je mehr der Umfang der letzteren sich erweiterte, mufste es als zweckmäfsig zu äufserlichem Behuf erscheinen, die D. G. als Geschichte der Lehre von der K. G. als Geschichte der Verfassung abzutrennen und eigends zu behandeln. Innerlich aber und den Begriff mehr angehend erfolgte die Unterscheidung und Absonderung aus Ueberdrufs des bis dahin herrschenden Dogmatismus, in dessen Dienst die D. G. stand und der seine endlichen Verstandesbestimmungen auch in ihr geltend machte und sich in den Fesseln der Glaubensbekenntnisse besonders schwerfällig bewegte. Es entstand so die Neigung, sie aus dieser Sclaverei zu emanzipiren und eine freiere, vorurtheilslosere Würdigung des Dogma und seiner Geschichte zu bewirken. In dieser wahrhaften Nothwendigkeit kam diese Wissenschaft auf das freie Gebiet der Geschichte hinüber, wo sie denn auch die nöthige Kritik, an der es ihr bis dahin fast gänzlich gefehlt hatte, in sich zulassen konnte. Um diese Interessen bewegen sich für ihre Zeit ganz nothwendig und ehrenwerth die Bemühungen von J. A. Ernesti, S. Semler, Ziegler, Augusti, obgleich diese Untersuchungen über Methode der D. G. hauptsächlich nur die Frage berühren, ob diese Wissenschaft mehr der Kirchen-Geschichte oder der Dogmatik angehöre und wie ihr Stoff zu ordnen, somit den Begriff dieser Wissenschaft nicht erschöpfen und sich bei Aeufserlichkeiten und Kleinlichkeiten aufhalten. Aber es kam noch ein stärkerer Impuls hinzu, der D. G. diese historische Richtung zu geben. Die erste Bildung dieser Wissenschaft fällt in eine Zeit, wo der Glaube an die Möglichkeit einer wahren Erkenntnifs Gottes überhaupt tief erschüttert war, in die Periode der Kantischen Philosophie. Man fing bald auch in der Theologie an, das grofse und wahre Resultat jener Philosophie, dafs der abstracte Verstand (die fleischliche Vernunft) das an und für sich Wahre und Ewige nicht zu erkennen vermöge, als gegen die Vernunft selbst geltend zu verstehen und es entwickelte sich daraus mit der Zeit eine (erst recht vernünftig sein sollende) Verzweifelung an der Wissenschaft von Gott (Theologie), welche, da diese Bestimmung selbst sich bald (rationalistisch) als endlicher Verstand zu erkennen gab, sich nachher (pietistisch) zu sättigen suchte durch die Kategorie der Unmittelbarkeit des Fühlens, Ahnens, Sehnens u. s. f. Beiderlei Vorurtheil und Grundirrthum war, dafs alle näheren Bestimmungen des Glaubens, auch die, welche aus ihm selbst hervorgehen und nicht jener endlichen Natur sind, wie die, welche von dem abstracten Verstande und sonstigen Aeufserlichkeiten ihm aufgedrungen worden, als verwerflich gescholten wurden. So blieb nun bald nichts übrig, als die ganze Bildung des Glaubens zum Dogma *nur* historisch zu erklären, alles so kritisch gereinigt und unpartheiisch darzulegen, dafs man selbst auch nicht das mindeste Interesse mehr für das Dogma selbst und dessen Christlichen Inhalt zeigte und den Ruhm der Freiheit bald allein in die Freiheit von allem Glauben an die ewig gültigen Bestimmungen des Dogma setzte. Kam früher, im Dogmatismus und dessen Polemik, die Historie und Kritik zu kurz, die historische Unpartheilichkeit nicht zu ihrem Recht, so kam hingegen nun in der Historie und derselben Kritik das Dogma viel zu kurz und diefs ist der Punct, auf welchem diese Wissenschaft bis jetzt stehen geblieben. Sie ist fortwährend in dem Irrthum, sie habe es noch mit dem alten Dogmatismus zu thun und im Gegensatz zu demselben sich rein historisch zu verhalten. Sie verkennt die wahrhafte Natur des Dogma und will doch

dessen Geschichte sein. Sie kann in allen ihren Gestalten noch immer nicht ihren Ursprung verläugnen aus einer der Christlichen Religion und Wissenschaft vom Dogma höchst ungünstigen Zeit und trägt die Folgen davon fortwährend an sich.

Aus einem solchen Zustande ist nun zunächst nur durch den (wenngleich noch nicht auch realisirten) *Begriff* der Wissenschaft herauszukommen. Die Untersuchung darüber ist aber zunächst negativ zu führen und zu sehen, wie die Beschränkung auf den historischen Standpunct, indem sie sich in einen Widerspruch verwickelt, sich selbst aufzuheben gedrungen ist.

Es ist zunächst anzuerkennen, dafs der Standpunct des gelehrten, empirischen, historischen Wissens, wie überhaupt, so auch in Bezug auf die D. G., ein absolut nothwendiger ist, um sich des in der Geschichte gegebenen Materials zu bemächtigen. Durch den Act dieser Bemächtigung aber ist das Material in das Bewufstsein versetzt, wodurch es erst eine bestimmte Form erhält. Der Dogmenhistoriker auf diesem Standpunct verspricht wohl, nichts in seine historische Darstellung einlassen zu wollen, was nicht an sich in dem Gegebenen enthalten sei. Er läfst aber zu und kann nicht umhin, zuzulassen, dafs sich das Bewufstsein einmische und die ganze übrige Unbildung und Ausbildung, welche dasselbe erreicht hat. Es treten von dieser Seite Gesichtspuncte, Ansichten, Grundsätze ein, in deren Licht das gegebene Geschichtliche gestellet wird. Dieses Licht ist an sich unläugbar ein Anderes, als das von aufsen Gegebene, und dieses Gegebene wird ebenso unläugbar auch, indem es in jenes Licht gestellet wird, ein Anderes, als es anfangs war: durch beides, welches an sich ein einfacher Proceſs ist, ist dann zugleich die Beschränkung auf den historischen Standpunct, wie dieser ein blos materieller ist, aufgehoben. Diese Aufhebung geschieht von denen, welche auf diesem Standpunct ausschliefslich stehen bleiben zu wollen versichern, selbst, aber zunächst ganz bewufstlos; sie glauben in allem Ernst, sich rein allein noch bei der Sache zu befinden, indefs sie sich doch daran nicht wenig geltend machen und sie ganz in ihre Gewalt gebracht haben. Sie haben den Gegenstand doch nicht mehr allein so vor sich, wie er *ist*, sondern wie sie ihn *denken*, *wissen*. So ist denn die Beschränkung auf den historischen Standpunct, wenn dieſs soviel sagen will, als auf den gegebenen Gegenstand allein, nichts als Schein und Täuschung; sie *kann* auf dem unumgänglichen Wege des Bewufstseins, den auch dieser Standpunct nicht verschmäht, die gröfste Entstellung der objectiven Geschichte werden: diese Möglichkeit ist vorhanden.

Ob aber zwar das von aufsen Gegebene und das daran sich mächtig erweisende Bewufstsein, indem sie vom Anfang herein zusammenkommen, andere sind gegen einander, so ist doch nicht nothwendig, dafs sie es bleiben, oder gar zu diesem Widerspruch fortgehen, der die Entstellung der Geschichte ist. Die Forderung ist vielmehr, um die Treue der geschichtlichen Darstellung zu erlangen, dafs das Bewufstsein sich nach seinem Gegenstande richte, die Darstellung, obwohl in freier Weise sich entwickelnd, doch nicht mehr oder weniger enthalte, als der Gegenstand selbst, mit dem Inhalt desselben vollkommen übereinstimme; diese Uebereinstimmung ist die geschichtliche Wahrheit. Was aber der Gegenstand, wie z. B. das Dogma wahrhaft und wirklich ist, das ist und betrifft nicht sein Aeufseres, sondern Inneres; es mufs demnach, zum Zweck der historischen Wahrheit, das Bewufstsein nicht nur den Gegenstand in sich versetzen, sondern auch sich in ihn: sonst bleibt, ob zwar in das Bewufstsein versetzt, dieses ihm und er demselben fremd und äufserlich. Hier hebt nun diese schwierige Operation an, bei einem Gegenstande vollends, wie dieser ist und es thut sich damit ein neuer Widerspruch auf. Der streng historische Standpunct ist der der Erfahrung und Beobachtung und beobachten heifst eben dieſs, einen Gegenstand vor sich, aufser sich haben, ihn nach allen seinen Seiten bemerken und ihn bestimmen nach seinen Merkmalen; über dieſs äufserliche Verhältnifs zu ihm kann die Beobachtung, als solche, nicht hinaus. Bei einem Gegenstande, der der Natur und somit seiner Natur nach der Aeufserlichkeit angehört und so dem Naturhistoriker, ist es vergönnt, in dieser Weise beobachtend zu verfahren; bei einem Gegenstande hingegen, der so ganz und gar nur dem Geiste angehört, mufs es sogleich unangemessen erscheinen, sich zu demselben beobachtend nur zu verhalten d. h. sich in einem äufserlichen Verhältnifs zu demselben zu halten. Das Dogma ist nicht ein Petrefact, welches man in die Hand nehmen, von allen Seiten besehen und so beschreiben kann in seinem Ursprung und allen Veränderungen, die es erlitten. Die Veränderungen, welche das Dogma, als ein in sich Geistiges, dem Geist angehörendes, erfahren, sind allerdings

auch äufserliche; diese beziehen sich aber alle nur auf dessen äufserliche, zeitliche, räumliche, kurz auf die *erscheinende* Form; die wesentliche innere Form, welches die seines geistigen Inhalts ist, ist der Gedanke, als dessen Seele, der Begriff, zunächst als Inbegriff seiner Bestimmungen und die innere Veränderung, welche darin vorgegangen, ist nichts anders, als die Art und Weise, wie diese Bestimmungen allmählich und mit der Zeit daraus hervorgegangen sind. Dieſs ist das eigentliche Feld der D. G., während die äufsern Veränderungen und Schicksale des Dogma der Kirchengeschichte zu überlassen sind, die deshalb auch bei der D. G. vorausgesetzt werden muſs. Wenn daher diese, wie es hier schon ihr Begriff fordert, ihr äufserliches, nur beobachtendes Verhältnifs zu dem Dogma und ebendamit den blos historischen Standpunct nicht aufgiebt, so bleibt ihr das Wesentliche, das Innere der Sache verschlossen; sie kommt wohl mit ihren Kategorien und Verstandesformen der Reflexion, des Urtheils u. s. w. an dieselbe heran, aber nicht in dieselbe hinein; sie kann nicht mehr unterscheiden, was zum wahren Gehalt und geistigen Leben des Dogma gehört oder nicht: denn sie befindet sich nicht im Innern der Sache, sondern berühret dieselbe nur an der Oberfläche; sie kann die äufsere, aber nicht die innere Geschichte des Dogma sein. Hiemit aber ist der Begriff des Dogma und seiner Geschichte zugleich zerstört; was dann noch Dogmengeschichte heifst, ist, indem es sich so fixirt, durch den Begriff derselben selbst verurtheilt, nur die fortwährende Entstellung ihres Inhalts zu sein.

Nimmt man endlich zusammen, was das Bewufstsein zu seinem Gegenstande mitbringt und was die Natur des Dogma mit sich bringt, so wird das Mifsverhältnifs beider zu einander auf dem historischen Standpuncte vollends grofs und dieſs ist die Wahrheit des Satzes: dafs der endliche Geist den unendlichen nicht erkennen kann. Einerseits also hat der menschliche Geist in demjenigen, was ein wahrhaftiges Dogma ist, Unendliches, Göttliches vor sich; es ist darin irgend etwas über die Natur Gottes ausgesagt, Gottes Wesen geoffenbart in den Wahrheiten des Glaubens, welche in der Theologie Gegenstand des Wissens und somit Dogmen sind und wie diese sich in der Kirche näher und reicher bestimmt haben, hat die D. G. zu erzählen: sie hat in der That nichts anders zu berichten, als wie die Natur Gottes sich durch das Dogma in dem menschlichen Geiste näher bestimmt hat. Aber was in diesem das Menschliche und Endliche ist, damit ist das Göttliche, Unendliche nicht zu erreichen, sondern erkannt wird der unendliche Geist allein durch das, was in dem endlichen Geiste nicht das Endliche, sondern das Unendliche ist. Die objective Dogmatik, welches die der Christlichen Kirche ist, hat dieses auch jederzeit anerkannt, dafs in allem wahrhaften menschlichen Glauben und Wissen Gott es ist, der sich weifs und erkennt und so hat sie das endliche Wissen und Erkennen von sich gewiesen, als dem unendlichen Gegenstande durchaus unangemessen. Die subjective Dogmatik der neuern Zeit hingegen und derselben Dogmengeschichte, sich auf den historischen Standpunct beschränkend, hat in ihrem Vermögen durchaus nichts weiter, als die Kategorien der Endlichkeit, diese bringt sie an den unendlichen Inhalt des Dogma heran und steht so im durchgängigen, entschiedensten Widerspruch mit demselben, gelangt aber auch zum Lohn dafür, zu dem Resultat, dafs sie, was das Wesentliche betrifft, leer ausgehen muſs, was sie auch selbst ganz aufrichtig bekennt, indem sie gesteht, vom Unendlichen an und für sich nichts zu wissen, sondern höchstens nur insofern, als sie das Unendliche selbst zuvor seiner Natur entkleidet und es in ein Endliches verwandelt hat.

Es muſs nun billig die Frage entstehen, ob die Dogmengeschichte in solcher Gestalt wirklich noch eine theologische Wissenschaft sein und bleiben soll und nicht etwa *nur* eine historische ist. Eine theologische Wissenschaft aber kann die D. G. nur sein durch ihr theologisches Princip und in Ansehung desselben ist nun der Begriff der Geschichte und des Dogma gleich sehr zu beachten, beides in Ansehung des Gegenstandes sowohl, als der Form. Die Geschichte *an sich* hat es nicht mit dem Wesen, wie es zum Begriff wird, sondern mit dem Wesen, wie es in seinem Scheinen und Erscheinen und so die Erscheinung ist, zu thun. Ihr Gegenstand ist die Erscheinung. Sodann die Geschichte hat es nicht mit dem Sein, wie es Anfang oder Princip, sondern mit dem Sein im Wesen, welches das Erscheinen geworden und so das gewesene, das anders gewordene oder veränderte ist, zu thun. Ihr Gegenstand ist die Veränderung. Endlich hat sie in allem einzelnen zeitlich und räumlich Erscheinenden und Gewesenen nicht das, was sein muſs oder gerade so, wie es ist, sein müſste, nicht das nothwendige, sondern das zufällige

vor sich. Ihr Gegenstand ist die Zufälligkeit. In Ansehung der *Form* aber oder des Wissens dieses Gegenstandes ist das geschichtliche Denken nicht ein Begreifen, sondern ein Erfahren, wie es einerseits das Wissen aus eigener Erfahrung, andererseits ein Glauben an das von andern Erfahrene, Bezeugte und Berichtete ist: in beiden Beziehungen aber ein viel- und mancherlei Wissen, verbunden mit der nöthigen Kritik, die historisch-kritische Gelehrsamkeit. Dieſs ist der ganze Formalismus der Historie, in welchen Inhalt kommt durch den Gegenstand, wie er das bestimmte Erscheinende, Gewesene und Zufällige ist. Gegenstand der D. G. nun ist das Dogma und es ist gleicherweise zunächst *an sich* zu betrachten in seinem Wesen und seiner Form. Das Dogma an sich ist ein von dem Geschichtlichen durchaus verschiedenes, hat ein negatives Verhalten zu demselben, ist ein anderes, als dieses, ein von aller Geschichte unabhängiges. Die Religion ist das Wissen Gottes, nicht nur Wissen von ihm, sondern auch durch ihn; als dieses Wissen vom Absoluten ist es selber absolut. Das Dogma nun, im absoluten Wissen begründet, enthält dasselbe als Grund in sich, es ist sein Wesen und das Wesentliche desselben, wie es die Möglichkeit des Begriffes in sich hat und die Weise dieses unendlichen Inhalts sich darzustellen, ist an sich nicht die Erscheinung, sondern die Offenbarung. Das Dogma beruhet in Ansehung seiner substanziellen Wahrheit auf göttlicher Offenbarung und hat von dieser Seite her, die Möglichkeit, auch für uns die offenbare Wahrheit zu sein. Als diese ist es nicht weniger das von Zeit und Raum freie und unabhängige und so das unveränderliche und ewige, wie die darin enthaltene substanzielle Wahrheit. Es ist das nicht nur gewesene und vergangene, nicht das nur wahr gewesene, sondern auch seiende in aller Zukunft und Gegenwart; das Sein desselben ist nicht ein Sein als Sein, sondern als Denken. In beiden Bestimmungen der Wahrheit und Ewigkeit aber ist es das Nothwendige, seinem substanziellen Inhalt nach mit dem Wesen des Geistes, welches das Denken ist, gesetztes und von demselben unzertrennlich. Indem der Geist sein Wesen, die Idee, in den Wahrheiten der Religion oder der Dogmen wieder erkennt, können sie nicht auch nicht sein, auch nicht anders sein, sind sie über alle Zufälligkeiten hinaus. Die wesentliche *Form* des Dogma aber ist nicht die ihm äuſserliche, von ihm verschiedene, sondern die den Inhalt in sich aufgehoben hat, das Denken des Geistes, dieses aber ein Denken auf verschiedenen Stufen, als Abstrahiren, Reflectiren und Begreifen; erst als dieses ist es das Wissen, welchem der Inhalt kein anderes ist, als es selbst, das Wissen in der Wissenschaft.

Der Erscheinung, Veränderung und Zufälligkeit im historischen Wissen an sich steht so die Wesentlichkeit, Ewigkeit und Nothwendigkeit des dogmatischen Inhalts an sich, der Gelehrsamkeit dort die Wissenschaftlichkeit hier gegenüber. Es hat sich hiemit ein Widerspruch aufgethan, wie er zwischen dem Dogma an sich und der Historie an sich statt findet und es ist keine Kunst, diesen Widerspruch zu umgehen oder zu ignoriren. Die Aufgabe ist vielmehr, ihn aufzulösen; ohne solche Auflösung ist eine Geschichte des Dogma unmöglich; ja eben die Auflösung dieses Widerspruchs ist der Begriff der D. G. selbst. In dem Mangel solcher Auflösung liegen daher auch alle Mängel, welche diese Wissenschaft drücken und eine befriedigende Behandlung derselben bisher verhindert haben. Der oben bereits berührte Gegensatz des Dogmatismus und der liberalen Historie stellt diesen Widerspruch in seiner äuſsersten Schärfe, und selbst schon geschichtlich dar. Wird überhaupt das Dogma nur genommen, wie es *an sich* ist, so scheint es eine historische Behandlung ganz auszuschlieſsen, und sich in der Unmittelbarkeit und Einfachheit des Gedankens abzuschlieſsen und so höchstens nur Gegenstand der Dogmatik zu sein und zu bleiben. In diesem seinem Ansichsein kann es dann leicht auch nur genommen werden, wie es das unmittelbar Christliche, wie es uns im unmittelbaren Bewuſstsein und Gefühl, wie es vor und auſser uns in der Schrift und in beiden zunächst in der Form der Vorstellung ist, in allen diesen Beziehungen mit der Forderung, daſs man bei dieser Unmittelbarkeit seines Inhalts und seiner Form hätte bleiben sollen, weil man darüber hinausgehend den Christlichen Inhalt sofort verliere und der menschliche Geist nicht das Recht habe, zu denken und zu bestimmen. So ist eine Dogmengeschichte unmöglich: sie könnte alsdann nur Geschichte der Entstellung des Christenthums sein, und enthielte dann nur, was dem Dogma ganz äuſserlich und gleichgültig ist.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 3.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Lehrbuch der Christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. L. Fr. O. Baumgarten-Crusius.

(Schluſs.)

Wird die Historie aber mit den ihr nur als solcher zustehenden Kräften und Mitteln an dem Dogma geltend gemacht, so hat sie daran einen Gegenstand nur, wie jeden andern; es verflüchtigt sich der wahre, unendliche Inhalt desselben bald und geht unter in der Endlichkeit der Empirie, so, daſs sie dann an dem Dogma nur einen ebenso empirischen Gegenstand des Wissens hat, als dieses Wissen selber ist. Dieses sich an einem solchen Gegenstande vergreifende Wissen kann alsdann nichts anders, als *Ver*endlichung, Verwandlung des Unendlichen in ein Endliches und hiedurch Verwüstung des heiligen Gebietes der Religion und ihrer Wissenschaft und Geschichte sein. Es ist nun entweder der empirische, sogenannte gesunde, aber wahrhaft gemeine und simple Menschenverstand, der (im Rationalismus) altklug von Dingen spricht, die über seinen Gesichtskreis unendlich hinausliegen und der nun, ärger noch, als der alte Dogmatismus, nur mit umgekehrtem Interesse, nicht für, sondern gegen das Dogma, alle seine Kategorien der Endlichkeit als wahrhaft unendliche Bestimmungen geltend macht, oder, ist diese Einseitigkeit entdeckt, darauf und daneben (im Mysticismus) durch Wärme und Hitze allerlei frommer, aber an den Gegenstand selbst von aufsen kommender Gefühle den Mangel der Wahrheit so zu ersetzen meint, daſs er den Gegenstand nicht nur mit Verstand, sondern auch mit Sinn, aber mit dem innern Sinn, also nicht mit Sinnlichkeit, sondern mit Gemüthlichkeit und Salbung bespricht, wie wenn der Geist in der Gemüthlichkeit, wie ehrenwerth sie auch sei an sich und subjectiv, schon der wirklich freie und vernünftige, der *zu sich selbst* gekommene wäre. Das unendliche Misverhältnis, welches der Gegenstand hat in seiner Wahrheit an sich, zu einem solchen Wissen von ihm bleibt unentdeckt oder absichtlich verborgen gehalten; dagegen erlaubt sich dieses empirische Wissen, welches in Absicht auf den Inhalt des Dogma, das vollkommene, auch naiver Weise gar nicht hehl gehaltene Nichtwissen ist, (im Rationalismus und Mysticismus) viel Beschwerde und Klage über die, welche ihm in der Geschichte häufig vorkommen und etwas von dem unendlichen Inhalt des Dogma selbst zu wissen behauptet und es sogar näher zu bestimmen gewagt haben; und sieht dergleichen Besimmungen für ein ganz Ueberflüssiges und Unbefugtes, für Anmaſsung und Verirrung der Speculation an und hofft, Alles geleistet zu haben, wenn es die Dogmen nicht profan behandelt und an die historischen Erscheinungen derselben seine Gefühle oder sein widerholtes Berufen auf die göttliche Vorsehung äuſserlich anklebt. Damit aber ist das *innere* Misverhältnis, der Widerspruch nur übel verdeckt, nicht gehoben, keine wahrhaftige Einigung der Geschichte mit dem Dogma bewirkt: es bleibt vielmehr die Unendlichkeit an der einen Seite, die Endlichkeit an der andern stehen, wie lebhaft sie auch in der Gelehrsamkeit mit einander verkehren.

In einem Widerspruche zu verharren, ist dem abstracten Verstande möglich, nicht so der Vernunft. Sie leistet der Wissenschaft schon negativ diesen Dienst, den Widerspruch aufzuzeigen und ihn zum Bewuſstsein zu bringen, positiv aber auch den, den Widerspruch selbst zu tilgen und aufzulösen. Diese Auflösung ist nun *unmittelbar* und abstract zunächst schon der wahrhafte Gedanke der Unendlichkeit selbst, in welchem das Unendliche und Endliche oder hier die Idee und die Erscheinung oder Erfahrung nicht so als verschiedene gleichgültig neben einander oder sich einander gegenüber liegen, sondern in welchem vielmehr das wahre Verhältnis dieses ist, daſs das Endliche in dem Unendlichen aufgehoben und enthalten ist; concret und

wirklich aber zeigt sich dieses in der *Christlichen Religion*, als in welcher Gott selbst ein Mensch geworden, die endliche, menschliche Natur von der göttlichen an- und aufgenommen ist. In Ansehung des Wissens und der Wahrheit, als der Substanz aller übrigen, wahrhaftigen Dogmen des Christenthums hat das von dem absoluten Wissen, in der Person Jesu Christi menschlich geworden, den Vorzug, das Dogma aller Dogmen zu sein. Hierdurch ist es, dafs das Christliche Dogma einerseits Anspruch darauf macht, von aller Geschichte unabhängig das an und für sich Wahre zu enthalten und andrerseits ebenso sehr eine Darstellung und Lehre desselben in zeitlicher Weise und geschichtlicher Form zu sein. Aber so bezieht *sich* ja das Historische *in der Dogmenhistorie* wesentlich auf dieses an und für sich Wahre, ohne deshalb seinen historischen Character aufzugeben. Durch diesen Gegenstand, wie er Inhalt der Dogmengeschichte wird, kommt, nach der näheren oder entfernteren Stellung, wodurch das Dogma jenem Mittelpuncte der Christlichen Religion verknüpft ist, erst Unterschied in die historischen Erscheinungen und wahre, historische Bedeutung an diese. — Aber in seiner unmittelbaren Gestalt und Erscheinung in der heiligen Schrift ist das Christenthum nicht in der Form des Wissens und Begriffs, sondern zunächst des Glaubens und der Vorstellung. Die, auch als Theologen, nur an dieser Form des Glaubens und der Vorstellung stehen bleiben, übersehen leicht den unendlichen, absoluten Inhalt darin und läugnen ihn wohl auch gar und es kommen ihnen auf dem Wege dann bald alle übrigen Christlichen Dogmen auch abhanden. So nothwendig aber dem Christenthum zu seinem allgemeinen Zweck der Stiftung des Himmelreiches auf Erden, diese Form war, die das absolute Wissen da für den Glauben der Welt und die Gemeinde der Gläubigen oder für die Kirche hatte, so ging es doch frühe schon auch über diese seine Popularität hinaus und tiefer in die Einfachheit des Gedankens und Geistes zurück, um zu seinem absoluten Inhalt auch die absolute Form zu gewinnen, welche das Wissen im Glauben ist und der Ursprung einer Christlichen Theologie. Dieser Fortschritt ist ein wahrhafter und nothwendiger gewesen, so nothwendig für den Geist, als den absoluten Inhalt nicht nur *in* sich aufzunehmen und zu erfassen, sondern auch, *sich* in ihm zu erkennen und wiederzufinden. Man sagt wohl, das Christenthum enthielt die Keime des Wissens. Nun, wenn sie denn nicht todte Keime sind, so *müssen* sie sich auch entwickeln. Dies war vielmehr, in Ansehung des Wissens im Glauben, die Macht der Offenbarung *des* Geistes, den der Herr seiner Kirche verheifsen und verliehen hatte und der, wie die Macht der Liebe, so auch zunächst die Macht des Wissens ist. An diesem Begriff der Nothwendigkeit einer *Christlichen Theologie* löset sich aber nun weiter der obige Widerspruch auf. In ihr ist das Christliche Denken nicht mehr nur *an sich* oder substanzieller Inhalt, sondern auch *für sich*, für das Denken, nicht mehr das unmittelbare, sondern sich auch unendlich vermittelnde, nicht mehr das nur mögliche Wissen, wie schon in der Form des Glaubens, sondern auch das wirkliche. Diese Wirklichkeit und Wirksamkeit der Idee des absoluten Wissens, als der Seele aller Theologie der Christlichen Kirche, ist der Uebergang der Glaubenslehre des Christenthums in die Form des Dogma (wenn aus dem Glauben und dessen Lehre das Wissen sich entwickelt, wird es zum Dogma); hat aber an ihm selbst auch diese Seite der Erscheinung und Erfahrung und dieses an sich menschliche Thun ist es, welches so leicht mit der wahren Wirklichkeit verwechselt wird, welches doch einzig und allein das vernünftige (logische) Denken, das Wissen in der Idee der Wahrheit ist. Das Dogma hat zu seiner inneren Entwickelung da die nothwendige Bestimmung des Subjectiven und Objectiven. Aber diese Entwickelung der Christlichen Lehre ist ihr eigenes, inneres Thun, nicht das äufserlich nur mit ihr vorgenommene oder ihr angethane; sie bedienet sich der Einzelnen dazu nur als ihrer Organe. Der Inhalt des Dogma sind Erkenntnisse, somit Bestimmungen, wie sie sich aus ihm selbst ergeben. Die Christliche Lehre bestimmt sich selbst, nur nicht ohne die einzelnen tiefer nachdenkenden unter den Gläubigen. Wenn sie dieses nicht sind, Gläubige, so können sie nicht Theologen sein; aber durch den Glauben allein sind sie noch nicht Theologen. Alle, welche, als wahrhaftige Werkzeuge der Idee, für das Dogma thätig gewesen und von wahrhaft historischer Bedeutung für die D. G. sind, haben nothwendigerweise in irgend einer philosophischen Schule gelebt und der darin waltende Geist war es, mittelst dessen sie für die Bestimmung des Dogma thätig waren. Ohne philosophische Einsichten in den Geist dieser Schulen ist es nicht möglich, das Dogma historisch zu fassen und recht zu wür-

digen. Die vernünftige Nothwendigkeit jener Bestimmungen, sowie dafs jene Männer vernünftig denkende waren, wird nicht anerkannt, sondern schon dafs sie philosophirt, speculirt haben, wird wenigstens mit Verweisung auf die Einfachheit des Christenthums beklagt, wo nicht gar ihnen zum Verbrechen gemacht. Wie soll es auf dem Wege zu einer vernünftigen Behandlung des Dogma kommen und das dogmatische Factum selbst auch nur historisch wahr zu unsrer Erkenntnifs kommen? Das Vernünftige sowohl des Gegenstandes der D. G. als dieser selbst, ist das Logische und eine Geschichte, die uns nicht zeigt, wie sich das unendlich Vernünftige der Christlichen Lehre als Dogma und im Dogma *mit der Zeit* entwickelt habe, mag alles andere sein, Dogmengeschichte ist sie nicht. Soll aber der Dogmenhistoriker selbst logisch zu Werke gehen, so mufs er auf der Stufe der philosophischen Bildung stehen, auf welche der menschliche Geist sich nach einer Arbeit von 2000 Jahren gestellet hat. Wer nicht die Philosophie in ihrer Gegenwart gefafst und die Stufe der gegenwärtigen philosophischen Bildung erreicht hat, wie will er, was der Geist in der Erkenntnifs der Wahrheit in der Vergangenheit vor sich gebracht hat, erkennen? Das Wahre der Vergangenheit wird nur gewufst auf dem Standpuncte, den die Vernunft, als sich wissende d. i. der Geist, in der Gegenwart erreicht hat; sonst trägt der Historiker nur alle die Vorurtheile, von denen er selbst voll ist, in die Geschichte hinein und beurtheilt die tiefsten Gedanken des Geistes nur nach diesem oberflächlichen, subjectiven Maafsstabe. — Aus diesen beiden Momenten, der Christlichen *Religion* und ihrer *Theologie*, ergiebt sich endlich in bestimmter Weise der *Begriff* der Christlichen Dogmengeschichte. Hiernach kann ihre Aufgabe keine andere sein, als die Bewegung des Dogma in sich selbst, wie sie sich im Geiste der Kirche vollbringt und ausbreitet, zu beschreiben. Die innere Bewegung des Dogma ist die Bestimmung desselben; aber diese ist ein Geschehenes, fällt als Vergangenheit, welche Gegenwart sie auch noch habe, unter die Kategorie der Geschichte, so ist das Wissen davon ein historisches. Nur auf den Anfang, Fortgang und Schlufs der Bewegung ist hier noch zu sehen, um zu erkennen, wie der Begriff dieser Wissenschaft sich mit aller bisherigen D. G. auseinandersetzt. Der *Anfang* der Bewegung des Dogma in sich selbst *ist* dessen Christliches Princip und dieses anerkennend und in sich aufnehmend hat auch die D. G. ein Christlich-theologisches Princip und ist sie eine theologische Wissenschaft. Ihr gehört daher nur an, was an sich eine Christliche Wahrheit des Glaubens oder eine Wahrheit des Christlichen Glaubens ist. Was geht die D. G. die Meinung, der Wahn an, wie wenn er ein Dogma wäre, dessen Geschichte sie zu erzählen hätte? Was kann es einen menschlichen Geist interessiren, dergleichen zu wissen, was in sich selbst nur werth ist, ignorirt zu bleiben; der Irrthum steht schon unendlich höher, als der Wahn und die Meinung; er hat eine innere Beziehung auf die Wahrheit, ja er ist die negative Wahrheit, er ist die Wahrheit selbst, nur in ihrer Einseitigkeit. So mag die Meinung auch wohl als Folie der Wahrheit dienen; aber von der Wahrheit geht das Dogma aus und um ihretwillen beschäftiget sich die D. G. mit dem Dogma. Ist dieses als solches und in seiner Wahrheit nicht anerkannt, wird der Meinung und dem Wahn gleicher Werth, als dem Dogma beigelegt, so erlischt das theologische Princip der D. G. — Der *Fortgang* in der Bewegung ist die Veränderung. Aber diese, indem sie innerhalb des Dogma fällt, so ist sie einzig diefs, dafs die Christliche Glaubenswahrheit zunächst noch unbestimmt, aber unendlich bestimmbar, in ihrer Armuth an Bestimmungen doch unendlich reich den ganzen Reichthum der in ihr enthaltenen Momente auslegt und sich hierdurch immer reicher und vollständiger selbst bestimmt und entwickelt. In dieser Veränderung ist es nun auch, wo die Wahrheit nothwendigerweise ihre Negation von sich auswirft, welches der Irrthum und die Einseitigkeit ist, so, dafs sie selbst, die Wahrheit als das Dogma vollständig erst so zu sich selbst kommt, dafs sie die Negation jener Negation ist und so die absolute Affirmation. Diefs ist die grofse Bedeutung der Häresis in der Christlichen Kirche. Das Herabsetzen des Irrthums nur auf die Stufe, dahin er gehört und das Aufzeigen seiner Einseitigkeit ist die wahre Widerlegung desselben, mit der die vorzüglichsten Kirchenväter sich beschäftiget haben. Aber diese reichere Bestimmung mittelst der Negativität ist einerseits oder in Bezug auf den Anfang der Bewegung, indem sie nun Veränderung geworden, aber nur *innere* Veränderung ist, weder ein Losreifsen von dem Prinzip, von welchem sie ausgegangen (wie die schlechte Meinung der blos historischen Behandlung ist, welche, wo sie eine Lehre der Zeit und dem Orte

nach näher bestimmt findet, ebenda auch den Anfang ihres substanziellen Inhaltes und ebendamit eine *wesentliche* Veränderung oder Neuerung entdeckt zu haben meint, z. B. Erfindung der Trinitätslehre erst auf der Synode zu Nicäa), vielmehr die reine Bewegung in dem Inhalt der schriftlichen und kirchlichen Ueberlieferung, noch auch andrerseits und in Bezug auf die weitere Ausbildung des Dogma nur leere Aeufserlichkeit. Die Bestimmungen an den Dogmen können sein theils an sie gebrachte, somit ihnen zufällige und zugestofsene, theils in ihnen selbst enthaltene. Wer nun die letzteren überhaupt nicht anerkennt oder das Befugnifs des Geistes dazu läugnet und es für Anmafsung erklärt, dafs der menschliche Geist sich darauf eingelassen, dem fallen sie alle unter die erstere Kategorie und es ist nicht zu sagen, wie diese Barbarei das Feld der D. G. verwüstet und was sie dafür auf diesem Boden angepflanzt hat. Was gehen das Dogma und dessen innere Entwickelung, welche desselben ebenso wahre, als nothwendige Veränderung ist, alle die Bewegungen an, die um dasselbe herum passiren, die Veränderungen in der Luft, im Klima, in den Temperamenten und Leidenschaften der Menschen und der ganze sogenannte Einfluss solcher Aeufserlichkeiten auf die *innere* Gestaltung des Dogma? Dieſs alles und was es sonst noch ist, das geo-, bio- und bibliographische mag seine äufserliche Beziehung haben auf die äufserlichen Schicksale des Dogma; die Sache selbst geht es nichts an und über die Wahrheit oder Falschheit des Dogma ist dadurch nichts entschieden. Der wahre Orient, von wo die Bestimmung des Dogma ausgeht, ist allein der Geist. In diesem Orient mufs man sich vor allem (logisch) orientiren. Alles übrige und äufserliche kann nur Einfassung und Verzierung, nur Rahmen des Gemäldes, nicht dieses selbst sein und ist nur um deswillen zu wissen, als dessen äufsere Form in der Erscheinung und Darstellung. Mit solchem leeren Pragmatismus hingegen z. B. dem klimatischen Unterschiede der Schulen und sonstigen Einflüssen wissen nur die sich viel, welche die ernstere Arbeit des Geistes scheuen, über dem Unwesentlichen das Wesentliche vergessen und sich und andere durch kurzweilige Unterhaltung und Nahrung der Neugierde die Zeit vertreiben wollen: dafs die wahre Bewegung und Veränderung des Dogma die innere Bewegung der Wahrheit selbst nach verschiedenen Seiten sei, erkennen sie nicht, und indem der Raum dieser Wissenschaft mit dergleichen äufserlichen Notizen vollgestopft und die Zeit mit solchem Notiznehmen gedankenlos hingebracht wird, kommt die Wissenschaft selbst allmählich und unbemerkt auf ein ihr fremdes Gebiet und auch so erlischt das theologische Princip in ihr. — Endlich der *Abschlufs* der Bewegung. Die selbstständige Entwickelung des Dogma durch die Negativität hindurch ist begleitet nach aufsen hin vom Streit für dasselbe und der Vertheidigung desselben gegen den Angriff. Die in sich ruhige Bewegung ist behaftet mit der Unruhe des Streites so lange, bis sie in der kirchlichen Bestimmung und Sanction zum Abschlufs gekommen. Ebendamit ist das Dogma aus der Subjectivität zu seiner objectiven Wahrheit gelangt und die Bewegung an ihrem Ende in ihren Anfang zurückgekehrt. Dieſs ist das Systematische der ganzen Bewegung, welches eben dieses ist, dafs nichts am Ende mittelst der Veränderung herauskommt, was nicht schon (aber unentwickelt) in dem Anfang gelegen hätte. Ebendasselbe ist die Nothwendigkeit der Bewegung mitten durch alle Zufälligkeiten des zeitlich und räumlich nur Geschehenen hindurch. Das Zufällige, wenn sich das Denken und Wollen darein begiebt, ist das Willkührliche; Zufälle sind alsdann Einfälle. Die kirchliche Bestimmung und Formel ist nicht das Werk des Einzelnen, sondern der Gemeinde selbst und was die Gemeinde als solche von dem Christlichen Glauben und dessen dogmatischen Bestimmungen zu dem ihrigen macht und es dafür erklärt, besteht nicht aus Einfällen, sondern ist das Objective, dem alles Subjective weichen und sich unterordnen soll: sich gegen das Allgemeine sperrend ist das Subjective das Häretische und durch sich selbst Excommunicirte. Indem die Kirche sich die durchgearbeiteten Bestimmungen und Begriffe der Lehre aneignet, wird die zum Begriff erhobene Lehre nun auch zum Lehrbegriff. Die inneren Bestimmungen der Lehre, durch einzelne Lehrer entwickelt, sind in den Geist der Kirche zurückgenommen, weil und sofern sie aus ihm hervorgegangen waren. Aber diese Ruhe, welche das Dogma in der kirchlichen Formel gefunden, so, dafs die nachfolgenden Bewegungen des Streits keine öffentliche Bedeutung mehr haben, ist nicht die Ruhe des Grabes, nicht Erstarrung oder Versteinerung, wie in der Römischen Kirche, wo die kirchliche Autorität mit eisernem Scepter das Dogma bewacht. Indem vielmehr in der Evangelischen Kirche die Dogmatik, als unendliche Ausbildung der Form, immerfort daneben frei und ungehemmt ihren Gang geht, ist es die Aufgabe der Dogmengeschichte, den Proceſs der geschichtlichen Bildung und Ausbildung des Dogma in allen seinen wesentlichen Momenten zu verfolgen. In diese Sphäre fällt also die ganze Bewegung, welche das Dogma macht aus dem einfachen, Biblisch-Christlichen Element und Keim heraus in den Glauben der Kirche und derselben Lehrverkündigung und von da durch die Negativität und den Streit bis zum Begriff und öffentlichen Lehrbegriff.

D. Marheineke.

№ 4.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

II.

***Phaedri Aug. liberti fabulae Aesopiae. Prima editio critica cum integra varietate codd. — et editionis principis. Accedunt Caesaris Germanici Aratea. — Pervigilium Veneris ad codd. — exactum ab Jo. Casp. Orellio. Turici* 1831. *pp.* 243. 8. *Ed. altera, ib.* 1832. 8.**

„*Phaedrum aiunt, nescio quem, fabulas nescio quas, quo tempore, scripsisse*". So sprach der Leipziger Professor Christ den entschiedensten Zweifel aus, der jemals über ein Werk des Alterthums geäufsert worden; und noch gegenwärtig, da seitdem fast ein Jahrhundert vergangen ist, besteht jenes Bedenken über die Zeit und Authentie der Lateinischen Fabelsammlung in voller Kraft. Phädrus nämlich, so wenig er sonst Geheimnisse kennt, hat durch ein seltsames Zusammentreffen von Tradition und Laune sich in Dunkel zu hüllen und jede schärfere Nachforschung zu vereiteln gewufst. Als einen der jüngsten Autoren (denn er wurde zuerst im J. 1596. herausgegeben) hegte man ihn, wie es etwa im Familienleben geschieht, mit liebevoller Sorgfalt, und obgleich ein Spätling trat er wie in den ältesten Besitzstand ein. Zwar hatte man einiges Mifstrauen, als Franc. Pithou diese Dichtungen bekannt machte; doch die Ueberzeugung vom hohen Alter der Französischen Handschrift beseitigte den Verdacht. Nachdem Pithou bald darauf gestorben war, übernahm Nic. Rigault, von mehreren Hülfsmitteln unterstützt, sowohl die Kritik als das Geschäft der Erklärung; zu gleicher Zeit verpflanzte Conr. Rittershus den so gestalteten Text nach Deutschland. Nach und nach setzte sich Phädrus in den Schulen fest, und das gangbare Vorurtheil, welches keinen sogenannten Klassiker des Schulgebrauches fallen läfst, trug auch ihn, den aufser der Empfehlung des goldenen Zeitalters noch der Ruhm eines anmuthigen, fafsbaren, praktischen Lehrdichters nicht minder Kindern als Männern anpries. Hiernächst sehen wir eine dichte Reihe von Ausgaben, deren Zahl leicht über anderthalbhundert beträgt, hervorgehen; worin selten die kritische Herstellung, desto gewöhnlicher die exegetische Sammlung von Sprach- und Sachbemerkungen, die Nutzanwendung und ästhetische Zergliederung beabsichtigt wurden: so viel vermochte der antike Duft über das unbefangene Gefühl. Daher wirkten (neben geringeren Gelehrten, welche jedoch nicht verdienstlos waren, wie T. Faber und L. Prasche) mehrere namhafte Philologen für den Phädrus; im Besitz eines kritischen Apparates M. Gudius und weniger genau G. Brotier, mit Hülfe der Divination N. Heinsius, auch der ältere Burmann, welcher mit reger Betriebsamkeit, in grofsem und kleinem Format, eigenen und fremden Noten, seinen Liebling ohne wahrhaften Gewinn behandelte, und statt anderer Rich. Bentley. Ueber die Leistung dieses scharfsinnigen Mannes, der seine Entscheidungen etwas kurz und barsch ertheilt, hat man früher nur ungünstige Stimmen gehört: sie veranlafste sogar eine weitläuftige *Epistola Critica* von Fr. Hare, voll von tobender Bitterkeit, aber leer an Einsicht, und sie bewog den gedachten Burmann, welchen das Heil der ächten Kritik aus der Ruhe störte, zu seiner Quartausgabe; später pflegte man sich seiner Ehrenhalber zu erinnern, ungefähr mit den Worten des Bipontiners „*qui auctoritate sua abutens plus obfuit quam profuit Phaedro*". Unseres Erachtens ist von keinem der Herausgeber, nächst Pithou, soviel Nutzen gestiftet als eben von Bentley; er durchschaute den Werth der vorliegenden diplomatischen Gewähr, er tastete die gemeine Lesart nicht willkürlich an, sondern verwarf sie mit Abschätzung dessen, was der Lateinische Ausdruck, der nothwendige Sinn, das Metrum zu begehren schienen, er wollte seinen Autor in die Rechte eines verständigen und sprachkundigen Dichters einsetzen. Unter vielen Proben seines durchdringenden

Blickes mögen hier stehen die charakteristischen Konjekturen IV, 24, 9. *quid horum simile tibi? Contra infit rustica* (für *quid h. s. t. contigit, rustica?*), und V. *Prolog.* 7. *si marmori adscripserunt Praxitelen, Scopam aeri, Myronem argento, tabulae Zeuxidem*, für *si m. a. P. suo, detrito Myronem argento. fabulae exaudiant.* Allein Phädrus war zu nüchtern und kraftlos, um einem Meister, welcher überall den höchsten Maſsstab mit unerbittlicher Schärfe anlegte, Widerstand zu leisten oder einen mehr als augenblicklichen Stoff der geistigen Uebung darzubieten; kein Wunder also, wenn ihm Bentley gleich einem Exercitium durchmusterte und die Mängel jetzt schonend, ein andermal gewaltsam tilgte. Nach diesen Vorgängern ließs man den Text, mit Ausnahme von einzelnen Aenderungen, in seinem gewohnten Aussehen; was man *vulgata* hieſs, ein Ding von gestern und ehegestern, desen Urheber und Grundlagen niemand kannte, da kein Editor ernstlich auf Pithou und Rigault zurückging, diese geheiligte *vulgata* hatte sich von der Quelle merklich entfernt und war nicht mehr von der bloſsen Konjektur zu unterscheiden; die Erklärung aber folgte gläubig der Tradition, und mühete sich um den Phädrus als einen Genossen der vortrefflichsten Zeit.

Indessen war schon längst gegen diese Meinung ein Zweifel erhoben worden. Der Bischof Nic. Perottus rückte in sein *Cornucopiae* zu *Martial. I*, 77. mit dem Zusatz „*Allusit ad fabulam, quam nos ex Aviano in fabellas nostras adolescentes iambico carmine transtulimus*" eine Fabel ein, welche nicht im *Avianus* sondern in *Phaedr. III*, 17. erhalten ist. Gröſstentheils beschuldigte man ihn deshalb eines gelehrten Plagiums, andere (worauf wir im weiteren zurückkommen) wollten ihn in Schutz nehmen; Scriverius hingegen wagte den ganzen Phädrus als ein wirkliches Eigenthum des Perottus anzusprechen. Doch auch dieser Gedanke ruhte, bis ihn Christ, der Archäolog, in einer vollständigen Beweisführung erneuerte, und gegen Funccius, welcher, selbst Herausgeber des Poeten, jene Behauptung nicht verzeihen konnte, mit einer ehrenvollen und noch jetzt schätzbaren Polemik befestigte. Nicht oft ist ein philologischer Kampf in so reiner Absicht unternommen; als ein Mann von Geschmack und Sachkenntniſs wünschte er Produktionen, deren Sinn und Form durch ihr plebejisches Gepräge, ihre Seichtheit und wäſsrige Diktion abstoſsen, den Händen der Jugend zu entreissen, und zugleich die Gelehrten zur Prüfung der mannichfaltigen Mängel zu ermuntern, worin der aus guter Prosa übel versifizirte Phädrus in das Moderne hinneige. Nun ist nicht zu läugnen, daſs Christ in den Aufsenwerken der Streitfragen, namentlich in den Erörterungen über Perottus und den Ursprung unseres Fabulisten, verunglückt sei; es lag ferner im Wesen einer sprachlichen Kontroverse, daſs wenige sich mit seinem Einspruch gegen die Phädrische, fast verjährte Latinität befreundeten, die meisten sogar den triftigsten Einwand mit aufgerafften Parallelen übertäubten, und überhaupt kaltsinnig (wie der gemächliche Ernesti in *Fabric. B. L. II. pag.* 27.) über den ganzen Angriff hineilten. Indessen hat die Folgezeit sich minder geringschätzig bewiesen, wenn wir nur Lessings (Werke XIV. 175. Und dieser ist unser Christ, welcher in der Hauptsache von Phädro unstreitig Recht hat, in der er bisher weder widerlegt worden, noch schwerlich jemals widerlegt werden dürfte) Anerkennung und die geisteverwandte Forschung von B. J. Docen (in Schellings allgem. Zeitschrift von Deutschen für Deutsche, besonders p. 524.) erwägen; ja wenn wir bedenken, daſs die Anhänger des überlieferten Phädrus, obschon von keinem Lüftchen des Zweifels angeweht, doch durch die Keckheit jener Hypothese beunruhigt in allem Ernste darauf dachten, die verschollene Handschrift des Pithou herbeizuschaffen. Denn man mochte nun die Redlichkeit dieses Litterators soviel es beliebte schützen und als ein Beweismittel aufbieten: immer konnte der Trug des jüngsten Zeitalters ihn getäuscht haben; wenige hatten den Original-Codex gebraucht, keiner zuverlässig beschrieben; auch befremdete daſs das MS. des Rigault nicht vor dem Erscheinen der *editio princeps* zur Kenntniſs kam. Der Beharrlichkeit des unermüdlichen Schwabe gelang es endlich die begehrte Auskunft zu vermitteln. Und so wären wir unserseits zum Anlaſs der gegenwärtigen Ausgabe herabgerückt.

Nunmehr besitzt man die volle Gewiſsheit über den *Codex Pithoeanus*. Er war als Privateigenthum in der Familie von Pithou vererbt und zuletzt bei dem Präsidenten des Pariser Parlaments, Lepeletier de Rosanbo, gesehen worden. Als dieser in der Schreckenszeit der Revolution das Leben mit seinem Vermögen einbüſste, verschwand auch jener Codex; und vor nur wenigen Jahren entdeckte man ihn in der Bibliothek des Sohnes, jetzigen Marquis de Rosanbo, durch dessen Gunst ein

Schüler des Prof. Hase, Jul. Berger de Xivrey, die möglichst sorgfältige Kollation anstellen konnte. Derselbe traf in der Handschrift, welche auf Pergamen mit gefälliger Minuskel, angeblich im 10. Jahrhunderte, geschrieben ist, noch die berichtigte Kopie an, wonach Pithou den Phädrus unverändert herausgab. Hierzu fügte er die Lesarten eines zweiten Codex, der sich ehemals in der Abtei St. Remi zu Reims befand und mit dieser 1774. verbrannte; jetzt beruht die Kenntnifs dieses *MS. Remensis*, nächst den früheren Angaben und besonders den Mittheilungen von Gudius, nur auf einem Exemplar des Phädrus zu Paris, in welches der Benediktiner Vincent sehr oberflächlich die Varianten eingetragen hatte. Mit dem genannten Apparat und populären Anmerkungen unternahm Berger einen neuen Abdruck, der in glänzendem Aeufseren 1830. erschien. Indessen war uns mit einer selbst treuen Variantensammlung wenig gedient, und nachdem die Kritik den rechten Grund gewonnen, mufsten die zerstreuten Ueberbleibsel aller bekannten *MSS.* zusammengeordnet, unter einander abgeschätzt und in einer Recension verknüpft werden. Hr. v. Orelli hat das gegenwärtige Bedürfnifs wohl verstanden, und den Französischen Phädrus mit gewohnter Umsicht auf unseren Boden herüber genommen: ihm danken wir nicht blofs einen vollständigen Ueberblick der kritischen Quellen, mit einer Auswahl der bisherigen Emendationen verbunden, sondern auch diejenige Gestaltung des Textes, welche mehr als die Früheren sich den handschriftlichen Autoritäten anschliefst. In diesem Sinne heifst ihm seine Ausgabe *prima editio critica*, die erste diplomatisch begründete: s. *praef. pag.* 26. Uns bleibt nun die Ergebnisse derselben summarisch zu betrachten; denn die Darstellung des neuesten Herausgebers beschränkt sich auf eine Verhandlung über seine Hülfsmittel, welche den Raum der Vorrede erfüllt, und auf eine schlichte Nachweisung der Varianten, die sowohl der allgemeinen als der besonderen Rechtfertigung entbehrt.

Fragen wir zuerst nach den Handschriften, so werden zwei vollständige gezählt und auch von Hrn. v. Orelli ausdrücklich unterschieden; in Wahrheit giebt es aber nur *eine*, wie schon Bentley sah, und diese eine gilt für die Basis des jetzigen Phädrus. Denn die beiden *codd. Pith.* und *Rem.* gleichen sich in allen wichtigen Punkten und charakteristischen Irrthümern so sehr, dafs entweder einer vom anderen abgeschrieben oder beide aus einem hypothetischen Urcodex hergeleitet sein müssen. Soviel wir nun aus den blofsen Lesarten zu folgern vermögen, stammt der *Pithoeanus* nicht vom *Remensis* ab (*praef. p.* 16.), sondern letzterer ist aus jenem durch einen Mann gezogen, welcher die verdorbenen oder unleserlichen Züge des Originals nach Möglichkeit zu berichtigen suchte. Statt anderer Beispiele vergleiche man *II.*, 6. 1. *nemo est monitus satis P.* verfälscht in *R. nemo tutus satis; IV.* 29. *extr. pulchre memini P. pulchre memin. R.* für *p. meminero R.*; *I.*, 21., 2. *ignavis est etiam iocus in casu gravi P. ignavis est etiam iocus est in c. g.* in halber Verbesserung *R.* und *ib.* 9. *frontem extudit R.*, wo *P.* zerstümmelt *frontem ext.* Während überhaupt der *Rem.* gefeilter und bequemlicher erscheint, bewahrt der Pithöische gewissermafsen den ganzen Rost der alterthümlichen Tradition. Sein Verfasser folgte vermuthlich einem Exemplar in geschlossener Longobardischer Schrift, und war in der Bemühung, die Glieder der *scriptura continua* zu trennen und ihre mifslichen Buchstaben zu deuten, nicht glücklicher als soviele Schreiber von Lateinischen *Mss.* (z. B. des Quintilian); hierzu kommt dessen Unwissenheit und Nachlässigkeit, wodurch die Fehler der ersten Art noch um ein ansehnliches gesteigert wurden. Merkwürdige Belege für jene Mifsgriffe (denn bei Kleinigkeiten wie *vi* für *ut I.*, 2., 12. *his peculum . . . matris suppositum* (*hi speculum .. matris ut positum*) *II.*, 8., 4. oder gar *natiqua* für *antiqua IV.*, 22., 18. wollen wir nicht verweilen) können sein *I.*, 16., 2. *mala videre* f. *malum dare*, *III. prol.* 22. *invita* für das richtige *multa*, *ib.* 37. *calumniamque fiet scelus it locis f. c. fictis ebsit ioois*, *III.*, 10., 11. *seductus* aus *sed vectus*, *IV.*, 2., 2., 4. *manu* und *sub illis* f. *maius* und *subtilis*. Sogar findet sich die Umsetzung von Versen (*IV.* 11. *extr.* 25., 27.), die hier als Prosa dicht an einander fortlaufen und ein Sprung aus der Mitte der Linie zur nächsten, woher die Lücke III., 15., 11. Mehr zu beachten aber sind die häufigen Umstellungen einzelner Wörter, vielleicht dadurch veranlafst, dafs die in solchem Falle herkömmlichen Buchstaben oder Zeichen übersehen wurden; und die Rücksicht hierauf wäre noch öfter als von den Kritikern bisher geschehen in Anwendung zu bringen. Es hätte namentlich I, 21, 2. kein Zweifel stattfinden sollen, mittelst der Spur im *Rem.* die holprige *vulgata*, *ignavis est etiam iocus in casu gravi*, zu bessern; jetzt ergiebt sich aus dem *fragm.*

Dan. deutlich, *iguavis etiam iocus est in c. grani*: nothwendiger ist in dem unmetrischen Verse I, 4, 7. *nec quem petebat adeo potuit attingere*, die Konjektur von Rigault, *potuit adeo*. Eine gleiche Heilung gebührt IV, 26, 2. *primum esse tibi ne videar molestior*, wo die Ausflucht „*um in primum h. l. non elidituv*" nicht hindern darf mit Bentley zu lesen *primum esse videar ne tibi molestior*. Ebenso sicher dünkt uns III. *prolog.* 61. der von mehreren gebilligte Vorschlag, *quoniam solennis mi debetur gratia*, für das falsch betonte *q. mihi s. d. gr.*; hingegen würde I, 14, 8. in *miscere antidoto illius* die getroffene Versetzung *illius miscere antidoto*, welche der *Rem.* gemacht, wohl mit dem zwangloseren *miscere illius a.* zu vertauschen sein. Aufserdem ist die Handschrift von einer jüngeren Hand bearbeitet worden; doch gehen die häufigen Interpolationen, welche wir im weiteren zu berühren haben, auf das ursprüngliche Exemplar zurück. Als ein eigenthümlicher Fall derselben gehört aber hieher die doppelte Lesart IV, 4, 5. *rediit ad hostem laetus. iactis hunc telis eques* (wo mit den älteren Herausgebern *iactis*, die Verderbung von *laetus*, auszustofsen), und IV, 9, 1. das auffallende *in periculum simulac venit callidus*, neben *homo simulac venit in magnum periculum*. Soviel möge nun hinreichen um zu begreifen, wie wenig der diplomatischen Ueberlieferung des Phädrus zu vertrauen, und wie vieles der Kombination und Erfahrung des Kritikers überlassen sei. In dieser Ueberzeugung und geleitet von einem damals nicht seltenen paläographischen Takte hat schon Pithou seinen Text bearbeitet und wenn auch nicht immer von Willkür frei, doch mit scharfsinniger Interpretation des MS. eine Bahn eröffnet, welche die Nachfolger mit Zuversicht betreten konnten. Den Geist seines Verfahrens wird man aus Beispielen ermessen wie III, 6, 3. *dolone* für die *vulg. dolose*, *ib.* 17, 10. *genitor* für *gentium*, IV, 7, 21. *lector Cato* f. *lecte reato*, dann III, 3, 2. *vulgo esse fertur*, *causa sed non dicitur*, f. *vulgo causa fertur sed non dicitur*, und das kühne Supplement am Schlusse der aufgelösten Fabel I, 25. Endlich sind zwei trümmerhafte *codices* anzuführen, nämlich ein Fragment, ehemals im Besitze des Juristen Peter Daniel, und ein wichtigeres Stück, vom erwähnten Perottus geschrieben. Jenes (*chartula Danielis*), angeblich aus dem 12. Jahrhundert, in Süd-Frankreich gefunden und mit den Schätzen der Königin Christina in den Vatikan eingewandert, begreift nur acht Fabeln des ersten Buches und ist von einem kecken Interpolator (wie vorzüglich aus *f.* 12, 14. 17, 8. erhellt) nach dem *Pithoeanus* oder einer ähnlichen Abschrift gemodelt worden. Seinen ganzen Inhalt legt der Abdruck von Mai (*Classicorum auctorum e Vaticanis codd. editorum T. III. Romae* 1631. *p.* 310—314.) dar, wodurch die früheren Nachrichten (*Orelli praef. p.* 17—19.) und die oft streitenden Kollationen überflüssig werden. Daraus ergeben sich als richtige Lesarten *f.* 11, 5. *ut ille inueta* statt *ut inuēta*, 18, 3. *humi iacebat*, 19, 7. *possit catulos ducere* in einer Umstellung wie die für 21, 2. bemerkte und noch weiterhin 21, 5. *aper fulmineis venit ad eum dentibus*. Was aber den Perottinus betrifft, welcher 32 Fabeln enthält, so hatte nun zwar Perottus vieles verwässert und fast prosaisch ausgesponnen, wo die von ihm gebrauchte Handschrift fehlerhaft und unleserlich war oder ihm mifsfiel; doch bot sich auch manches bessere dar, welches nun im Texte steht oder künftig stehen wird (z. B. III, 18, 3. *avibus* für *auribus*, und V, 5, 37. *aperto pignore errorem exprobrans*, das statt des nichtigen *errorem probans* gegen den Einwurf „*nequaquam vere convenit v. exprobrans cum vv. aperto pignore*" mindestens durch *Tacit. Ann. I*, 18. sich behauptet); selbst Lücken hat er zweimal beseitigt III, 15, 11. V. *princ.* Ob er übrigens Repräsentant einer Italienischen Recension (*Orelli praef. p.* 21.) sein könne oder nicht, lassen wir aus Mangel an Thatsachen auf sich beruhen: gegenwärtig mufs uns Frankreich als der bewährte Sitz des Phädrischen *Corpus* erscheinen, ja man will vor kurzem einen neuen *codex* in *Douai* gesehen haben.

Unter solchen Umständen dürfte der Leser wohl ahnen, wie vieles die Züricher Ausgabe leisten konnte. Wichtiges und unerwartetes ist aus der fleifsigsten Sammlung einer beschränkten Varianten-Masse nicht hervorgegangen, vielmehr alles von Belang an seinen eigentlichen Urheber, Pithou oder seine Handschrift, gekommen; in der Mehrzahl der Fälle hingegen haben hier, wie sonst in den oftbesprochenen diplomatischen Recensionen, nicht wenige Emendationen ihren Platz gefunden oder behalten, nur dafs in schwierigen oder durchaus verderbenen Stellen die früheste *vulgata* mit einem Kreuze stehen blieb.

(Der Beschluss folgt.)

№ 5.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Phaedri Aug. liberti fabulae Aesopiae. Ed. ab Jo. Casp. Orellio.

(Schluſs.)

Kurz, jeder der mit des Herrn v. Orelli kritischen Arbeiten vertraut geworden, bemerkt dieselbe Genauigkeit, Vorsicht und praktische Gewandtheit auch im Phädrus, den niemand auf den handschriftlichen Grundlagen schonender behandeln mochte. Nur ob bei diesem mühseligen Geschäfte zuviel und zu wenig gethan, ob der Subjektivität oder dem Buchstaben der Urkunde mehr als billig eingeräumt sei, darüber können verschiedene Meinungen und Bedenken obwalten. Betrachten wir zunächst das Prinzip der *Konjektur*, deren Wichtigkeit im Früheren angedeutet ist. Es erregt also Verwunderung, daſs der Herausgeber hierin eine gewisse Scheu offenbart (denn seine eigenen Muthmaſsungen treten selten und leise auf, ein Wagestück V., 5. 26. ausgenommen), während er eine gröſsere Zahl von Verbesserungen, als rathsam war, in den Text gesetzt hat. So wäre II., 7. 4. 5. *eminens – iactans* bei veränderter Interpunktion ganz befriedigend, wie III., 1. 2. *adhuc Falerna faece et testa nobili, oderem* —; *III.*, 7, 22, 10. 24. klingt *iactant familia* und *concursant familia* wohl elegant (obgleich *ruit V.*, 1. 3. nicht angetastet worden), doch trügt der Schein (s. *Huschk. in Tibull. p.* 626.); *III.*, 8. 3. ist *idemque insigni et pulchra facie filiam* durch *idemque insignem p. f. f.* zu sehr verschönert; III., 16. 15. wird *ardebat siti* durch Klaudian gesichert, u. a. Wieweit indessen eine *vulgata* zu schützen oder aufzugeben sei, darüber mögen die Meinungen getheilt und die Besorgnisse geringer sein, wo die Lesarten einem jeden zur Ansicht verliegen; hingegen sollten in zweifelhaften Stellen alle irgend leidliche Konjekturen, zumal der tüchtigen Kritiker, unter dem Texte nachgewiesen werden. Man wird nun aber nicht wenige, denen oft zur vollen Gewiſsheit kaum die Autorität eines Ms. mangelt, gänzlich übergangen finden. Dahin gehören: I., 22. 6 *ut fruaris reliquiis, quas sunt rosuri*, wo der Sinn gebietet, auch ohne die klare Spur bei Romulus II., 20. zum Theil mit Heinsius und dem *Pith. reliquis, quae essent rosuri* herzustellen; *III.*, *prol.* 14. *praestet* mit Pithou, III. 13. 13. *tunc illa litem sustulit sententia* mit Wopkens und Bentley, III., 16. 12. *sonare citharam* mit letzterem wie IV., 6. 1. *exercitu*; IV., 18 2. *meliora vitae tempora oratum sibi* mit Heinsius, 25., 18. *commissam* mit Gronow. Anderwärts sind zwar Divinationen und Urtheile der Vorgänger genannt, aber nicht berücksichtigt, wie I., 4. 4. *ab altero Luninghan*, wo jetzt mit bedenklicher Prosodie *aliamque praedam ab alio ferri putans* gedruckt ist; II., 8. 26. *alta est conspicatus* von Pithou richtig aus *est alte consp.* gebildet; im Prolog zu 1. III., 5. *momentum ut horae pereat officiis meis* Heinsius, und v. 51. *forsan quis* statt *fors aliquis* Scheffer mit anderen; III., 10. 7. *sed fabulosam ne vetustatem eleves* Bentley für das sinnlose *sed fabulosa ne vetustate elevam*. Ein zweiter Gesichtspunkt betrifft die Ahnung von *Interpolationen*. Man kann freilich darin irren und den Argwohn übertreiben; aber um zu gewinnen muſs man wagen, und die Gefahr zu fehlen ist nicht immer dieselbe. Nun leuchtet nichts so sehr ein, als daſs viele der *Epimythien* und *Promythien* untergeschoben seien: wie dieses fast in der Natur einer Fabeldichtung liegt. Um sich hiervon zu überzeugen, erwäge man das Pröomium von I., 12., welches in einer Art metrischer Fassung so lautet: *Laudatis utiliora quae contempseris saepe invenire, haec erit narratio*, aber aufgelöſst in *fr. Dan. Saepe esse utiliora quae cont. eius rei testis haec narratio est;* gegenüber das albern angeheftete Epimythium zu IV., 7. nebst den kolossalen Nachreden IV., 11. V., 4. vorzüglich in IV., 20., wo man fast mit Perottus zwei Gedichte ausscheiden würde. In der neuesten

Ausgabe vermissen wir die nöthigen Andeutungen: einmal ist Bentleys bei I., 27. gedacht, auch ein nacktes Glossem in Haken geschlossen IV., 22. 8. mehreres aber von ähnlicher Farbe (Schlufs von I., 13. und des *prol. II.*, II., 5., 20. IV., 24., 17.) geduldet. Aufserdem sind manche der kleineren Einschiebsel, woran der Codex leidet, nicht bemerklich gemacht: I., 17., 8. mufs *bidens*, das Phaedrus nie gebraucht, unstreitig weichen, und wofern auch *ovis* unächt, wohl *iacentem in fovea cum conspexisset lupum* mehr entsprechen; eine Verfälschung zeigt in III., 2. 4. *alii onerant saxis*; *quidam contra miseriti* sowohl das Metrum als Romulus an; dagegen ist I., 1., 10. *ait* zum Schaden des Verses in *ante hos sex menses male dixisti mihi* ausgestofsen, während weit näher lag *ante hos, ait, sex m. m. dixisti mihi.* Endlich hätten wir die verdorbenen Stellen zu betrachten, welche häufiger als wir wünschten, in dieser Ausgabe geblieben sind; aber die Schwierigkeit der Sache, wie die Beschränkung des Raumes zwingen uns, abzubrechen und uns mit wenigen Beispielen zu begnügen. In I., 16., 1. war die alte Lesart: *fraudator homines* (*nomen*) *cum avocat sponsore improbo*; das jetzige — *advocat sponsum improbos* hat einen matten Klang; wir riethen *fraudator nomen cum vocat sponsum improbos. III. prol.* 38 *illius porro ego semita feci viam*, diese Schreibart des *Rem.* (Pith. hat *ego illius, porro sem.*) ist mit Verschmähung leichter Aenderungen in den Text genommen, in der Note aber ein Wink über ihre Skansion vergessen worden; (denn es kann sich, wer nur die drei ersten Bücher prüft, überzeugen, dafs Phädrus einen Anapäst regelmäfsig in der ersten und fünften Stelle, sonst in *einem* Worte und auch dort nicht ohne Hülfe der Synizese, *subripuisse, ardelionum, iuearis*, sich verstatte, demnach *quando esset I*, 2, 23. zu setzen und *et* in *I*, 27, 11. *trivio conceptus et educatus stercore* zu tilgen sei); alles führt auf die Herstellung *illius pergens s. f. v. III*, 7, 3. *forte occurrit; dein salutantes invicem* zu berichtigen wird keine Mühe kosten; m. l. *forte occucurrit* (Bentley); *dein salutant se invicem.* Kurz vorher 6, 9. *nam ubi tricandum et ubi currendum sit scio*, ist *tricandum* gewifs unstatthaft, aber auch *strigandum* wenig passender, da das Maulthier nicht als ausruhend, sondern gemächlich ziehend erscheint; man dürfte sich also zu dem in dieser Bedeutung seltenem *tractandum* entschliefsen.

Doch genug von der Kritik, soviel auch davon zu sagen wäre. Denn uns dünkt als vernähmen wir längst die Stimme eines ungeduldigen Lesers, welcher den gesammten Betrieb der Konjekturen und Emendationen für unzuverlässig erklärte, wenn die Entscheidung über den Autor und sein Werk problematisch sei, und der mit der alten Frage hervorträte: was denn durch den Pithoeanus und die sonstigen Erwerbungen unserer Zeit zur endlichen Aufklärung über Phädrus gewonnen worden? Wir antworten, wie in vielen philologischen Forschungen: *nichts;* und dieses Nichts ist keinesweges zu verachten. Zwar haben einige vor übergrofser Freude des Herzens den Sieg verkündet. Nämlich das ersehnte MS. stammt aus dem zehnten, nicht dem funfzehnten Jahrhunderte; wir setzen hinzu, dafs es noch ältere MSS. gegeben haben müsse, dafs viele Sittenzüge, Phrasen, Wörter und die metrische Form des Phädrus durchaus über den Erfindungsgeist des Perottus oder eines späten Darstellers erhaben sind. Was folgt aber aus diesen Thatsachen? etwa dafs ein Dichter Phädrus unter den ersten Kaisern schrieb, und wir seine Produktionen in aller Lauterkeit besitzen? Unser Herausgeber mufs sich hiervon stillschweigend überzeugt haben, wenn er folgendermafsen urtheilt (*praef. p.* 20.): „*Nolim autem eorum opinioni accedere, qui totum Phaedrum mire interpolatum ad nos pervenisse arbitrantur. Sunt enim etiam nunc homines nonnulli ita ab omni Latinitatis scientia destituti, ut minime intelligant hanc haud nimis admirabilem et artis poeticae facultatem et sermonis non semper puri consuetudinem prorsus cadere in Graeculum libertum, qui Tiberio imperatore vixerit: neutiquam vero in posteriorem aetatem, saltem post Traianum. Equidem si vel paulo a Phaedro Phaedrus noster discreparet, in alia omnia irem. Nunc vero, omnibus accurate pensitatis, haec mea opinio est, ut in his fabulis Phaedrum ipsum ... Augusti libertum potius agnoscam quam ullum falsarium*". Hr. v. Orelli spricht ein grofses Wort gelassen aus: ein Wort, das wir bei jedem anderen einer augenblicklichen Stimmung beimessen würden, bei dem reiflich ergründenden Bearbeiter nicht zu enträthseln wissen. Sollten wirklich die Zweifler, sollte Christ (dessen *apologia de moribus* eine Parallele mit den vorliegenden Sätzen bestehen wird) so ganz unerfahren und taktlos in der Latinität gewesen sein? zeigt Phädrus überall dasselbe Gepräge, die gleiche Färbung des geschmackvollsten Zeitalters? und woher wird es irgend glaublich, dafs ein vorgeblicher Freigelassener Augusts so stumpf an Gehör, so fern von der damals blühenden Kunst des dichterischen Stils und von allen charakteristischen Gaben der litterarischen Zeitgenossen war? Wir können nicht umhin einige dieser Fragen zu berühren. Es handelt sich zuerst um eine Kenntnifs von der Person des Phädrus: nicht wie die rüstigen Biographen desselben sie mittelst ihrer Deutungen und Wünsche kombinirten, oder wie die schwerlich erdichtete aber unbezeugte Tradition des „*Phaedri Augusti liberti liber*" sie voraussetzt, sondern einzig aus dem Werke selbst. Denn um *Martial. III*, 20. *an aemulatur improbi iocos Phaedri?* auf den Fabulisten zu beziehen, müfste man einer paradoxen Aesthetik folgen;

wenn Avianus unseren Schriftsteller nennt, so läfst sich doch des Avianus Zeit nicht erweisen; was aber das unliebste sein mag, dafs Seneca von *Aesopeos logos, intentatum Romanis ingeniis opus* redet, so bleibe dieser Anstofs ruhig am Wege liegen, ungeachtet einem so gebildeten und aufmerksamen Geiste kaum der Urheber des Römischen Apologs entgehen durfte. Indem man sich also auf den einen Phädrus beschränkt, so gewährt der Prolog zum dritten Buche mancherlei, nur nicht helle Notizen; der Vf. heifst sich *litteratae propior Graeciae*, vorher *in ipsa paene natus schola*, welche Phrase ein Herausgeber auf Griechenland als ein Museum deutet, daneben *quem Pierio mater enixa est iugo*, man könnte zweifeln ob in allegorischem oder wörtlichem Verstande; weiterhin aber erstaunen wir über die Verachtung, die er gegen seinen Ankläger Sejan äufsert; um nichts weder von der Empfindlichkeit zu sagen, mit der er sich anderwärts über seine Neider, seine Tadler und Plagiare ergiefst, noch von seinen Freunden und Gönnern, den Plebejern Eutychus, Philetus, Particulo, die er in hohen Jahren flehentlich um den verheifsenen Schriftstellerlohn anspricht. Da nun auch Tiberius einmal genannt war, so konnten die allegorisirenden Erklärer, unter denen Burmann seinen Witz beinahe erschöpft hat, in Anwendung der Fabeln auf Tiberius, Kaligula und ihren Hof nicht müde werden; und doch gab es hier kein festes Merkmal aufser der Erwähnung Sejans, welche schon wegen der gemeinen Klugheit, wie Cannegieter einsah, nicht in die Lebenszeit desselben fallen darf, und von allen Seiten, im Ausdruck und in der Sache selber beleuchtet, ein Räthsel enthält. Demnach bleibt uns Phädrus jener *nescio quis*; er bleibt es auch in Hinsicht seiner Poesie. Wir schweigen von seiner leblosen Darstellung, seinem Mangel an Erfindung, an dramatischer Sinnlichkeit, an Sittenkenntnifs, seiner nüchternen Logik und verwandten Gebrechen, die schon Lessing und Jacobs gerügt haben; aber welcher Dichter des Alterthums hätte die Aesopische Fabel, dieses harmlose Bild einer unmittelbaren Anschauung, zur Sammlung von Thiergeschichten und Anekdoten, selbst mit parodischem Witz (IV., 7.) erniedrigt, um die lahme Moral des Tages erläutern zu können, und wer hätte solche Mifsgriffe, deren höchster Vorzug die Kürze sein soll, dem Publikum als ein bedeutsames und ernstliches Studium anrühmen wollen? Niemals ist das antike Wesen mit den Zwecken einer bürgerlichen Sittenlehre, wenngleich die Neueren von gnomischen und sentenziösen Gedichten sprachen, in Vernehmen getreten. Endlich erwäge man die Armuth der Sprache und die ungebildete Metrik. Längst sind gewisse Lieblingswörter und Figuren (wie die von späteren Autoren gesuchten *abstracta* statt der *concreta*, woher die Härte I., 22. f. *quorum privata servit utilitas sibi et meritum inane iactant imprudentibus*) anstöfsig gewesen; mehrere Kritiker haben umsonst versucht, die Fugen in den erschlafften Sätzen (wie schon I., 1., 11.) auszufüllen, während die lockere Anlage der Komposition (*I.*, 13., 5. *vulpes hunc vidit, deinde sic coepit loqui. I.*, 6. *vicini furis celebres vidit nuptias Aesopus et continuo narrare incipit*, darauf 8., 4. *os devoratum fauce qnum haereret lupi, magno dolore victus coepit* —) widerstrebt; und es giebt der Wendungen genug, die nicht, wie häufig in der klassischen Latinität als vereinzelt oder gewagt zu ertragen wären, sondern ohne Rettung den Ungeschmack eines entfernten Zeitalters verrathen: I., 1., 9. *veritatis viribus*. 2., 4. *conspiratis factionum partibus* 7., 3. *hoc illis dictum est*, 14., 1. *inopia deperditus* 6. *rex urbis II., prol.* 1. *Aesopi genus*, 7. *f. hoc argumento tuta est hominum tenuitas. G. f. fatale exitium, III., prol.* 61. *solennis gloria*, 11., 3. *amissi corporis* vom Eunuchen u. a. Doch denken wir nicht so geringschätzig von dem Phädrus, dafs wir ihm jeden Mifsgriff aufbürden sollten. Denn es wird dem aufmerksamen Forscher nicht entgangen sein, wie die metrische Fahrlässigkeit, zumal in der Licenz dreisylbiger Füfse, die Mängel des Ausdrucks und die Verderbung seit dem dritten Buche zunehmen, und wie vorzüglich im vierten und fünften die schmutzigsten und widerwärtigsten Fabeln (z. B. IV., 18. 19. 26. und das kläglich enstellte c. 27.) einen Platz gefunden haben. Dorthin gehören auch die anstöfsigen, modernisirten oder verfehlten Bilder: III., 9. nur dem Titel nach eine Fabel, zugleich mit einem solchen Verse 5. *ex populo sic nescio quis, ut fieri solet*; IIh, 19. ein so schlechtes Machwerk als IV., 11. (dort v. 4. *vocem misit sancta religio*, und 14. ein junger Moralist, *quot res contineat hoc argumentum utiles, non explicabit alius quam qui repperit*) und V., 9. nicht alterthümlichen Gehaltes sind; daneben die Erwähnung der Centumvirn in einer *causa capitalis*, worüber Zimmerns Gesch. d. R. Privatr. III., p. 37. Auskunft nicht genügt, die Erzählung *V. prol.* 4., dafs die jetzigen *Künstler* betrügerisch ihren berühmtesten Vorgängern ein neu verfertigtes Gebilde beilegten, was mit dem weit älteren μεταγράφειν oder μεταρρυθμίζειν nichts gemein hat; überdies die halb-barbarische Zeichnung des Aesop in Athen, nebst den Anspielungen auf Ennius IV., 7. 26. 34. Um aber die beträchtlichen Abstufungen in der Diktion zu ermessen, würde die Vergleichung einiger leidlich stilisirter Fabeln (II., 4. III., 7. 8. IV., 5.) ausreichen. Fassen wir also diese novantiken Erscheinungen zusammen, so liegt die Vermuthung nahe, dafs Phädrus, wann immer er existirt und geschrieben haben mag, gleich anderen volksthümlichen Büchern und Dichtungen des Alterthums durch die Schicksale der Interpolation und mannichfaltiger Zertrümmerung gegangen sei. Ref. kann hier den Wunsch nicht verhehlen, dafs wir endlich eine wahrhafte *Mythologica Aesopica* erhalten mögen, welche vollständiger und zeitgemäfser, als die des Nevelet alle Denkmäler der Griechischen und Lateinischen Fabel bis zum Ende des Mittelalters, von kritischen und litterarischen Nachweisungen begleitet, umfasse. Denn die bisherige Zerstückelung hat nicht nur den Schaden gebracht, dafs mehrere sehr bedeutende Werke vernachlässigt und zur antiquarischen Seltenheit geworden sind, sondern auch eine Vereinzelung bewirkt, welche den unmittelbaren Zusammenhang jener Schriften und ihre

Berührungen mit der Altdeutschen und Romanischen Fabeldichtung lösen oder verdunkeln mufste; und doch hätten Lessing's unschätzbare Bemühungen (I. und V. Beitrag zur Gesch. u. Litt.) wie die Spuren einer bis auf Pithou herabgehenden Lesung und Nachahmung des Phädrus (Faërnus, Pavesi und Verdizotti, s. Eichhorn's Gesch. d. Litt. IV. 1. p. 16. vgl. die Probe bei Muratori *Lett. Ital. III.* 914.) zur ferneren Ergründung auffordern sollen. Soviel ist nun gewifs, dafs die vorhandene Fabelmasse des Alterthums auf den Choliamben von Babrius ruht, welche bald prosaisch aufgelöst, bald von neuem versifizirt in Griechischer oder Lateinischer Abfassung erscheinen, und woran jede Redaktion irgend Theil hat. Dafs aber auch Phädrus Griechen benutzte, lehren III., 3. V. 5. und vorzüglich IV., 1. die Geschichte von den Gallen; sowie manche Spuren einer früheren Prosa durchschimmern, z. B. in II, 5. IV. 27. An ihn grenzt zunächst Romulus, welcher mit ihm die Hälfte der Mythen und ganze Phrasen gemeinsam hat, übrigens vermöge seiner naiven Einfalt und ungezwungenen, zuweilen breiteren Darstellung ihn übertrifft; beide schöpften, nach den Merkmalen ihrer Differenzen und Eigenthümlichkeiten zu schliefsen, aus derselben Quelle, aufserdem jeder für sich aus gelegentlichen Hülfsmitteln; allein Romulus wurde, wie der *Anonymus Neveleti*, *Vincentius Bellovacensis* und andere darthun, während des Mittelalters fleifsiger gebraucht. Eine letzte Bestätigung dafür gewähren die Fabeln des Perottus, 32 an Zahl. Lange nachdem Dorville von ihnen dem erstaunten Burmann Kenntnifs gegeben, förderte sie der Neapolitaner Jannelli zweimal (1809. 1811.) zum Druck, doch mit den vielfachen Lücken seiner Handschrift, welche noch die Orrellische Ausgabe darbietet. Diese hat Mai (am angef. O. p. 283—300.) aus einem Vaticanus glücklich entfernt, aber die sonstigen Fehler ziemlich unberührt gelassen. Perottus selbst erklärt das Buch für eine Jugendarbeit, deren Grundlagen Aesopus, Avienus und Phaedrus seien; und dieses Geständnifs hebt den ehemaligen Verdacht, dafs er ein Plagium begangen, ohne weiteres auf; indessen so wahr seine Bemerkung, dafs er oft eigenes einschob „*saepe versiculos interponens meos, quasdam tuis quasi insidias auribus*" (denn der klägliche Versbau der mit der Prosa ringt und die Sprache sind Zeugen), so wenig darf man an Phädrus denken. Vielmehr stammen sieben Fabeln aus Romulus (woher in *f.* 18, 4. *porcula* und 25, 1. *otiosa* zu berichtigen), unter ihnen das Märchen von der Matrone zu Ephesus; das übrige schmeckt nach trüben Quellen, und mag das unbedeutendste dieser Gattung sein; wohl zur Genüge leuchtet es ein, dafs Perottus niemals die Phädrische Sammlung erdichten konnte. Doch wir brechen hier ab, um nicht das Mafs unseres Objectes zu überschreiten.

Von den Anhängen, dem Germanicus und Pervigilium, glauben wir als unwesentlichen Zugaben mit wenigen Worten berichten zu dürfen. Germanicus hatte mit nicht gewöhnlicher Fertigkeit das Gedicht des Aratus übertragen, und zwar weniger im unbefangenen Tone seines Musters als in einem heiteren gebildeten Stil. Auch fand er in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, wie das Alter seiner Handschriften andeutet, fleifsige Leser und einen Platz im Schulwesen; aber diese Gunst gereichte dem Werke, dessen einzelne Verse den Himmelsbildern als erläuternder Anhang beigeschrieben wurden, zum Verderben. Man zerrifs das Ganze, soweit dieses oder jenes Stück der Sphäre dienlich schien, und verschuldete dafs die *Aratea* bald durch Lücken bald durch Umstellung von Versen und Interpolation in einen Zustand der Auflösung geriethen. Daher sind uns aus den *Prognostica* nur drei Abschnitte, ungleich an Umfang und Lesbarkeit, zugekommen, vollständig aber bei mancher Unsicherheit und Verderbung die *Phaenomena*, welche Grotius zuerst mit verdienstlicher Kritik herstellte. Unser Herausg. hatte das Glück mehrere treffliche Hülfsmittel zu erlangen, und aus ihnen einen zuverlässigen Apparat zu bilden, wodurch schon jetzt der Text beträchtlich geläutert ist. Auch das *Pervigilium Veneris* hat durch den treuen Abdruck der beiden einzigen Pariser MSS., den des Salmasius und Pithöus, begleitet von alten und neueren Emendationen, einen festen Grund gewonnen. Hr. v. Or. nimmt das ehemals angestaunte Lied in Schutz, als eine Produktion des südlichen Himmels, vielleicht eines Afrikanischen Stilisten, zu dessen unbefangener Auffassung ihn ein längerer Aufenthalt in Italien befähigt habe. Wenn er aber das Verdammungsurtheil eines *philologus Hegelianus*, der das Gedicht lieber für ein fades *Pervigilium Plutonis* erklärt, zugleich mit einem Ausfall auf jene Schule rügt, so begreift man weder wie die harmlose Kritik von den Aussprüchen der Philosophie beeinträchtigt werden könne, noch wie ein Gedicht, welches mit dem vielversprechenden Scheine der Lebendigkeit und poetischen Sinnlichkeit so wenigen Gehalt verbindet, das der geehrte Herausg. selbst *semidoctum et plebeium* heifst, nur durch den Zauber des Südens sicher sei. Ref. wagt über den Urheber keine Vermuthung; den Afrikaner würden ein kühneres Feuer der Phantasie und charakteristische Wortbildungen bezeugen, wovon wir in der nebulistischen, oft räthselhaften Rhetorik nichts bemerken. Aber man darf wohl auch ohne Rücksicht auf die eingemischten Griechischen Wörter ahnen, dafs das Werkchen übersetzt und, was kaum zu bezweifeln (vgl. den Schlufs mit v. 81.), einem mystischen Kultus, etwa der Taurobolien bestimmt gewesen sei. Noch erwähnen wir, dafs der rastlose Herausg. ein Supplement für *Priscianus de ponderibus et mensuris* auf den letzten Blättern ertheilt habe.

Ob der Titel „*Ed. altera*" von den Verlegern herrühre, wissen wir nicht, wohl aber dafs die vermeinte 2te Ausgabe ganz unverändert der ersten gleicht. Hingegen ist vom Herausg. die Einrichtung getroffen, dafs die Ergebnisse der Maischen Forschungen vollständig mit den Worten des Ital. Gelehrten in einem eigenen Supplement (*Phaedri fabulae novae XXXII. e cod. Vatic. redintegratae ab A. Maio. — Accedunt Publii Syri codd. Basil. et Turic. antiquissimi cum sententiis circiter XXX. nunc primum editi. Turici* 1832.) erscheinen; wodurch der Bequemlichkeit der Leser, welchen die Massen unverarbeitet, höchstens mit einigen kleinen Konjekturen versehen dargeboten werden, kein sonderlicher Dienst widerfährt. Syrus ist unserer Sache fremd.

Bernhardy.

№ 6.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

III.

Letters and Journals of Lord Byron, with notices of his life, by Thomas Moore. London. Murray. The second vol.* 1831. 4. *(Zweite Hälfte.)

Ehe wir die Fortsetzung der interessanten neuen Thatsachen und Umstände aus dem Leben Byron's beginnen, müssen wir, nach aufmerksamer Durchlesung dieser höchst schätzbaren Materialiensammlung, dem schönen, edlen Sinn Gerechtigkeit widerfahren lassen, womit Thomas Moore diese Arbeit durchgeführt und beendigt hat. Mag auch der Geist des Dichters Moore, der sich mehr den heitern Seiten des Lebens zuwendet, nicht alle Tiefen jenes Gemüths durchdrungen haben — sein Streben, alle für die Gegenwart und insonderheit für England dienliche Aufklärungen zu Tage zu fördern, ist so redlich und schonend zugleich, so wahrhaft liebenswürdig, dafs die Welt demselben ihren Beifall, ja ihre Bewunderung nicht versagen kann. In der Art insonderheit, wie er gegen die gereizte Lady Byron schweigt, liegt etwas edles und ritterliches, und die feine Rücksicht, die er den Verhältnissen und Personen weiht, erleidet nur einmal eine Ausnahme, dort nämlich, wo der sonst milde und schonende Ausleger den Undank des Journalisten Leigh Hunt erwähnt, eines Schriftstellers, der sich Lord Byron's edler Protection — zur Freundschaft konnte es zwischen zwei so verschiedenen Naturen nie kommen — in hohem Grade unwürdig zeigte, indem er den Mann, der ihn grofsmüthig unterstützte in seinem bekannten, doch, wie Moore bemerkt, schon halb vergessenen Libell in den Augen der Welt und der Freunde zu verkleinern suchte. Das so leicht zur Bitterkeit gereizte Gemüth Byron's liefs sich am Ende das Geständnifs entlocken, dafs er aufser seinem innigsten Jugendgenossen, Lord Clare, der ihn immer zur Wehmuth stimme, und später *allenfalls* Moore, aufser diesen beiden nie wahre Freundschaft gekannt und besessen habe. — Genug, dafs Moore sich würdig bewiesen hat, sein Freund zu heifsen; er verwaltete das Amt, sein Leichenredner zu sein, ganz nach dem gerechten Wunsch des Dichters: ihn zu schützen, wo er es verdiene, doch nur der Wahrheit die Ehre zu geben, und zu diesem Ende alles, was nöthig sei, zu Tage zu fördern, wäre es seinen Manen auch noch so schmerzlich; er wolle vor der Nachwelt ohne Schminke dastehen, doch auch nicht hassenswerther erscheinen, als er wirklich gewesen sei. Es war daher natürlich, dafs sein Commentator auf die Volksgerüchte von widernatürlichen Vergehungen und Sünden nicht tiefer einging; hob dieselben auch ein andrer Englischer Dichter jüngst wieder auf, so kann uns das Wenige, was Moore andeutet, eine glaubhafte Bestätigung mehr sein, dafs Byron, wenn er sich oft bitter selbst zerfleischte, sich dann in der eignen Qual gefiel, sich allerlei Verbrechen anzudichten, die er nie beging — entfernte Gedankensünden vielleicht, die ihm die Hinfälligkeit der menschlichen Tugend an sich selbst entsetzend aufdeckten und ihn den eigenthümlichen Weg der Demuth führten, auf dem wir ihn endlich in Cephalonia bei eifrigen Gesprächen in einem Kreise von Covenanters treffen. Von diesen, den Abend seines Lebens verklärenden Unterhaltungen hat Moore in Auszügen aus der eigens darüber erschienenen Schrift des etwas ruhmredigen Mannes (Kennedy's *Conversations*), der die Christlichen Bekenntnisse mit wenig Schonung von Byron erpreste, den zu wünschenden Gebrauch gemacht.

Doch wir gehen zu unsern eignen Auszügen über. — Eine ohne die mindeste Anmerkung von Seiten Moore's abgedruckte Erklärung der verwittweten Lady Byron, aus Hangerhill vom 19. Februar 1830 datirt, über einige falsche oder gehässige Angaben in Briefen Byron's über seine Schwiegereltern (in der ersten Hälfte der Materialien), enthält der Anhang, allein Jedermann wird

sie zuerst lesen oder wiederlesen, (denn sie stand schon vielfältig in Englischen und kurze Auszüge auch in ausländischen Zeitungen abgedruckt) und wer sie liest, wird finden, dafs Lady Byron ihren Gemahl nie liebte. Diefs wird das schonendste Urtheil der Welt über diese Dame sein, die selbst so wenig Schonung noch für den Hingeschiedenen bewies, dafs sie diese Discussionen, ärztliche und Rechtsfragen, von dem Verrücktsein oder Nichtverrücktsein ihres seligen Mannes, in Andeutungen dem Publicum vorlegt, die auf alle mögliche gräuliche Dinge schliefsen lassen können. Sie sagt nämlich in jener Erklärung, dafs *sie* und nicht ihre Eltern ihren Gatten mit List gemieden habe, weil sie ihn für verrückt gehalten, ihn nachher aber zur Trennung gezwungen, weil sie sich überzeugt habe, dafs er (in jenen verschleierten Auftritten) bei gesunden Sinnen gewesen sei. — Aufser der obigen Andeutung von falschen Selbstanklagen kommt nun in den Memoiren von Moore über die Möglichkeit des Entschlusses zur Scheidung, von welchem Lady Byron und ihre Vertraute nichts weiter verrathen, nichts Bestimmteres vor, als an einigen Stellen die Versicherung des sonst immer wahrheitsliebenden Byron gegen Moore, dafs er sich oft darüber den Kopf zerbrochen habe, was denn seine Frau zu diesem harten Schritt vermocht haben könnte und dafs er sich eben auf nichts besinne, als auf einige unbesonnene Worte, die er sich im augenblicklichen Unmuth gegen sie erlaubt habe. Die hiervon handelnden Auszüge aus den hinterlassenen Papieren, und das was er gelegentlich über die Härte und Rohheit seiner Landsleute sagt, die ihn ohne alle Beweise verdammten und verfolgten, diese Nachweisungen sind in der That der Art, dafs sie den unbefangnen Leser rühren und für den Dichter einnehmen müssen; am meisten ist diefs der Fall mit den vergeblichen, zum Theil unterdrückten brieflichen Annäherungen an die unerbittliche Gattin. — Sicher war es das Unklügste, was Byron thun konnte, dafs er damals England verliefs, denn er schien dadurch seine Schuld zu bestätigen. Hätte er den Sturm vorübergehen lassen, so wäre ihm die stets veränderliche Gunst der Nation, die in seinem Leben immer ab- und zufluthet, bald wieder geworden und hätte vielleicht auch die Versöhnung mit seiner Gattin zur Folge gehabt. So, wie er sich in Italien den Thorheiten und Lüsten, zwischen Trotz und Verzweiflung wankend, ergab, war an eine Wiedervereinigung kaum mehr zu denken.

Er reiste im Jahr 1816, wie bekannt, über Brüssel nach dem Süden; hier sandte er gleich Helme und Schwerter vom Schlachtfeld bei Waterloo nach der Heimath. Eine solche Liebhaberei an solchen Reliquien der Geschichte und Romantik zeigt sich auch später; z. B. wo er von dem Beinhaus zu Murten Knochen mitnimmt, wo er in Verona vom steinernen Sarge Juliens Stückchen abschlägt und sie an Tochter und Nichten schickt. Besonders aber an Helmen und Rüstungen hatte er grofses Wohlgefallen, und die grofse Eitelkeit, die er sich und Napoleon zuschreibt, pafst weit besser auf den, der zu seinem Zuge nach Griechenland drei schimmernde bebuschte Helme, für sich und seine beiden Adjutanten, mitnahm, als auf den *Petit caporal* im schlichten grauen Oberrock und dreieckigen Hütchen. — Es war kein freundlicher Sommer, den er an den Ufern des Genfer See's verlebte; doch ihm verdankt die Welt aufser dem dritten Gesang des Junker Harold die erste Anlage seines Manfred, sein rührendes Lebensbild, der Traum, das ihm viele Thränen kostete, und einige andre schwermüthige kleinere Productionen. Ein liebevolles sehnsüchtiges Gedicht an seine Schwester Augusta sei defshalb hier erwähnt, weil man, indem man sich in Erfindungen von Gräueln in Byron's Lebensgeschichte erschöpfte, auch diese Schwester zum Gegenstand verbotner Leidenschaft machte und bestätigende Andeutungen davon in den Selbstanklagen Manfreds finden wollte. — Es ist ein charakteristischer Zug in den Briefen aus Mailand, dafs ihm auf der Ambrosianischen Bibliothek besonders die verliebte Correspondenz der Lucrezia Borghia und des Cardinals Bembo interessirte, den er um die gepriesene Schönheit beneidet, von welcher ihn das schöne Haar entzückt. Doch wird er so bewacht, dafs er von den saubern Reliquien weder etwas entwenden, noch Abschriften nehmen kann. —

Höchst interessant wird nun die Geschichte Byron's in Venedig durch allerlei Liebeshändel und Zerstreuungen, und es ergibt sich hier als ganz unrichtig, was partheiische Bewunderer immer behaupteten, dafs er den Don Juan, welchen er mit so unvergänglich frischen und glänzenden Farben schildert, nicht selbst durchlebt habe. Er war eine Art Don Juan, mit titanischem, selbstzerstörendem Trotz; bald war er mehr dem Opernhelden, dem Verführer, bald mehr dem seinigen, dem Verführten ähnlich; gewifs aber ist, dafs er mit diesem unglückseligen Hang mehr sich als Andre zu Grunde

richtete. Moore macht folgende treffende Bemerkung über diese Zeit und die nachherige tiefe Reue: „Bei seiner empfindlichen, reizbaren Natur rief der Druck den Gegendruck und sein beleidigter Stolz eine geistige Ermannung hervor, die seinen Kräften einen kühneren, ja erhabenen Schwung gab. Der Genius der Pein (nach Goethe) sollte ihn von Anfang bis zu Ende seiner bewegten Laufbahn beherrschen. Ja, wenn die Scenen um ihn zu zahm wurden, floh er zur Phantasie, „nach Dornen", um sie „sich in die Brust zu drücken"". — Erst mit Umdüsterung seiner häuslichen Verhältnisse entfaltete seine Phantasie nach längerer Pause wieder die Schwingen, und in Italien schrieb er mit zerknirschtem Herzen und zerrüttetem Körper Dinge, eines Engels würdig. — Zuerst verliebte er sich in Venedig in die Frau eines „Kaufmanns von Venedig", eines Leinwandhändlers; Mariane heifst sie, und Byron malt sie in den Briefen als „eine Antilope, mit grofsen schwarzen, echt Italienischen Augen von unbeschreiblichem Ausdruck, mit regelmäfsigen, fast adlerartigen Zügen, kleinem Mund, zartem, etwas hektischem Teint, schöner Stirn, glänzend schwarzen Locken, leichter, netter Figur, melodischer Stimme und naivem Venetianischen Dialect", anderwärts sagt er: „sie hat die Stimme einer Laute und den Gesang eines Seraphs (doch nicht ganz so heilig) und eine Menge Tugenden und Gaben, um ein neues Kapitel zum Hohenlied damit zu füllen". — Während dieser Liebesintrigue studierte er fleifsig die Armenische Sprache, in jenem bekannten Kloster der Armenier, wohin er sich täglich rudern liefs, und mit ihrer Hülfe übersetzte er zwei apokryphische Episteln Pauli (sie sind von Moore im Anhang mitgetheilt) auch entwarf er eine Vorrede zu einer von den Mönchen bearbeiteten Englisch-Armenischen Grammatik, wo er auf das Patriarchenland hindeutete, in welchem der Mensch erschaffen und durch Noahs Arche errettet worden. — Seine „Flamme", seine „Adriatische Nymphe", wie er sie nennt, veranlafst Eifersuchtsscenen mit Verlegenheiten und Ueberraschungen von tragikomischer Art. — Diese Intriguen, das Treiben der Italiener, das Carneval, alles leibt und lebt in den schönen, von der Laune des Augenblicks zauberisch angehauchten Briefen, die gelegentlich in poetische Scherze übergehen, wie Folgende:

Was alles treibst du nun,
O Thomas Moore?
Seufzst oder schreibst du nun,
Leimst oder klaibst du nun,
Girrst und beweibst dich nun,
Was, Thomas Moore?
Doch — hier ist jetzt Carneval,
O Thomas Moore!
Jubel und Maskenball,
Pfeifen und Trommelschall,
Ständchen und Sündenfall,
O Thomas Moore!

oder folgendes Verschen, dessen einfache gefällige, melodische Weise an Goethe erinnert:

Nun so bänd'gen wir die Triebe,
Fort zu schwärmen durch die Nacht,
Sei das Herz auch voll von Liebe
Und der Mond in voller Pracht;
Denn das Schwerdt zerreibt die Scheide
Und die Seele ird'sche Brust,
Und das Herz zerspringt vor Freude
Und die Lieb' erlischt in Lust.
Sei die Nacht auch für die Liebe
Und der Tag zu früh erwacht,
Dennoch, bänd'gen wir die Triebe
In der hellen Mondennacht.

Das zweite Carneval veranlafst eine neue Liebesintrigue mit einer blauäugigen blonden Schönen. Mariane, welche ihn so lange fesselte, schien ihn durch den Verkauf eines schönen Brillantschmucks erkältet zu haben; doch war er so aufmerksam, ihr ihn zum zweitenmal zum Geschenk zu machen. Er verliefs ihr Haus, wo er gewohnt hatte, und bezog den schönen Palast Mocenigo am grofsen Canal. So sehr tadelnswerth, bemerkt Moore, sein Leben unterm Dach Marianens gewesen war, so war es doch entschuldbar gegen die ungewohnte Zügellosigkeit, der er sich, von diesen Banden befreit, zum Theil aus Trotz gegen seine Landsleute, hingab. Er wollte die giftigen Zungen recht sättigen mit der Wahrheit dessen, was sie fortwährend gegen ihn ersannen. Oft aber verliefs Byron seinen Harem in der Stille der Nacht und liefs sich auf's Meer hinausrudern, wo er lange verweilte, als hasse er sein wüstes Haus. — Auf diesen Theil seines Lebens blickte er später mit grofser Reue zurück. Die erste, wenigstens die herrlichste der verworfenen Weibspersonen seiner Bekanntschaft war Margarita Cogni, nach dem Gewerbe ihres Mannes als Fornarina bekannt: ein trotziges, echt Venetianisches Weib aus der untersten Classe, stolz und herrschsüchtig, dabei von unerschöpflicher Laune und Naivetät. Ihre Eifersucht wurde dadurch noch unerträglicher, dafs sie weder lesen, noch schreiben konnte;

sie suchte alles, was von und an ihn geschrieben wurde, zu entziffern und betrat seine Zimmer, wann sie wollte; kam ihr dann eine andere in den Wurf, so riſs sie sie nieder. Wegen ihrer Sparsamkeit lieſs Byron sie zu seiner Haushälterin avanciren und hatte Ursache, mit ihrer Wirthschaft zufrieden zu sein; ihre einzige Verschwendung war der Putz, den sie an sich wandte und der ihr so schrecklich stand, daſs sie damit Byron bald zum Lachen, bald zur Verzweiflung brachte. Die tollsten Scenen gingen mit ihr vor. Niemanden, auch ihm nicht, blieb sie Antworten schuldig. Sie nannte ihn *Cane della Madonna*, und als er sie einst im Zorn *Vacca* nannte, erwiederte sie rasch: *Vacca tua, Eccellenza.* Einer eifersüchtigen verlassenen Geliebten Byron's antwortete sie noch ärger auf der Straſse, so daſs die Leute zusammenliefen; sie selbst aber stürzte sich in einem Anfall von Eifersucht in den Canal, wo seine Leute sie wieder auffischten; einmal wartete sie bei einem heftigen Orkan, als er auf dem Meere war, unter Regengüssen auf seiner Treppe auſsen, bis er kam, nachdem sie vergeblich die Gondoliere beschworen hatte, sie zu ihm hinauszurudern, hier überhäufte sie ihn, einer Medea im Zorn ähnlich, mit Vorwürfen der leidenschaftlichsten Art. Byron beschreibt sie als eine Faustina mit Junonischer Gestalt, schlank und kräftig wie eine Pythia, mit blitzenden Augen und im Mondlicht flieſsenden dunklen Haaren. Sie vereinigte, sagte er anderwärts, die Stärke einer Amazone mit der Gemüthsart einer Medea, sie war ein schönes Thier, teufelmäſsig wild und unzähmbar. Byron war die einzige Person, die sie einigermaſsen bändigen konnte; wenn sie ihn im Ernst zornig sah, was seine Freunde für einen schrecklichen Anblick erklärten, so wurde sie still; aber sie hatte tausend Narrheiten und fiel von einer in die andre. — In diese Zeit gehört denn der Anfang seines Don Juan, den Moore ein beklagenswerthes Bild jedes Wechsels von Gefühlen, Grillen und Leidenschaften nennt, die beim Schreiben wie der Herbstwind über die Seele des Dichters fuhren — die mächtigste, in vielen Hinsichten peinvollste Entfaltung der Vielseitigkeit seiner Poesie. — Der Aufschrei im Vaterlande über das Erscheinen des frivolen Gedichts macht ihn nur noch trotziger, schwächt aber auch seine Lust am Fortfahren bedeutend, eine eigenthümliche Erscheinung, welche zeigt, wie sehr er von der öffentlichen Meinung abhing, ungeachtet er ihr ewig Trotz bot und sie endlich zur Bewunderung zwang. Man könnte sagen, er setzte zu dem Publicum das Verhältniſs zu seiner Mutter fort; in seiner ganzen Laufbahn zeigt sich Verwöhnung und grausamer Hohn auf der einen, Liebe und Bitterkeit auf der andern Seite. — Während er an den Folgen seiner Ausschweifungen körperlich und geistig litt, faſste eine ganz verschiedene Leidenschaft zu einem edlen Weibe in seiner Seele Wurzel. Er sieht die neuvermählte Gräfin Guiccioli, geborne Gräfin Gamba, als Neuvermählte zu Venedig in Gesellschaft, anfänglich ohne Theilnahme, dann aber ergreift Beide wie mit einem Zauberschlag eine Leidenschaft, die allen Hindernissen Trotz bietet und in ihr so gewaltig wirkt, daſs sie todtkrank wird, in seiner liebevollen Pflege genest und später sich sogar wie Julie durch einen Schlaftrunk und Beisetzung in der Gruft auf ewig mit ihm verbinden will. Wir sehen die groſse Schwäche seiner Natur in diesem Verhältniſs auffallend hervortreten; er kämpft mit sich, allein immer vergebens, und die Umstände walten und entscheiden statt seiner. Der Gatte, nachdem er das Verhältniſs lange geduldet und ihn selbst nach ihrem Wohnort Ravenna hatte kommen lassen, will es am Ende nicht länger zugeben, sich jedoch auch aus Sparsamkeit nicht scheiden lassen; das Publicum ist sehr gegen den zweideutigen alten Ehemann aufgebracht und Byron wird vor dessen Dolchen gewarnt. Die Verwandten der Gräfin bewirken beim Papst die Scheidung; doch muſs sie, nach den Gesetzen des Landes und nach besonderer Vorschrift von Rom, bei ihrem Vater wohnen und Lord Byron hat sehr eingeschränkten Umgang mit ihr. So lebten sie beide, er in Ravenna, sie auf einer Villa in der Nähe, der Einsamkeit in geistiger Unterhaltung. — Seine Reizbarkeit und Kränklichkeit nimmt zu, während er eifrig an alten und neuen poetischen Entwürfen fortarbeitet. — Im Herbst 1819 faſste er einen eigenen Plan — den nämlich: mit seiner Geliebten und seiner natürlichen Tochter, Allegra, dem Kind einer Engländerin, in der Schweiz geboren, Europa zu verlassen und nach Südamerika zu Bolivar zu gehen, seinen Namen zu ändern und Pflanzer zu werden. Man rieth ihm indessen später ernstlich davon ab. —

(Der Beschluſs folgt.)

№ 7.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Letters and Journals of Lord Byron, with notices of his life, by Thomas Moore.

(Schluſs.)

Der Tod des Königs von England mahnte ihn an die Rückkehr ins Vaterland, doch beschloſs er, wenigstens der Krönung wegen seiner Familienverhältnisse nicht beizuwohnen. — Er sendet freundliche Grüſse an Walter Scott, der ihn mündlich und schriftlich gütig beurtheilt hat und seine Rückkehr wünscht. — Byron lernt Goethe's Urtheil über Manfred kennen, den er selbst mistrauisch für ein Gespenst erklärt; so innig nun auch die Beurtheilung und die damit verbundenen tragischen Gerüchte in Goethe's Aufsatz sind, ist ihm doch ein gutes Vernehmen mit dem Dichterfürsten, dem einflufsreichsten Poeten Europa's, zu wichtig und er richtet daher — eine höchst skurrile Dedication seines Marino Faliero an den gekrönten Greis, die aber, wie es scheint, von Murray klugerweise zurückgehalten wurde. — Bald wird er den päpstlichen und anderen Behörden, nicht ohne Grund, politisch verdächtig; seine Verbindungen mit den Carbonari, an die ihn der Bruder der Geliebten, der junge Graf Pietro Gamba, noch mehr fesselt, gehen so weit, dafs er Waffen derselben in seinem Hause birgt, den Verfolgten eine Freistätte anbietet, hohe und geheime Grade des Carbonarismus annimmt, der neu emporgestiegenen Neapolitanischen Regierung Gelder und seine Dienste anbietet u. s. w. — Man zwang ihn dann, durch Verweisung der Familie Gamba, den Kirchenstaat zu räumen und die Freunde beschlossen vorerst nach Pisa zu ziehen. — Unterdessen hatte er wieder den Plan gefafst, nach London zu gehen und mit Moore eine Zeitschrift mannigfachen, auch politischen, Inhalts herauszugeben. — Seine Tochter Allegra, die der launenhafte, zärtliche und heftige Vater natürlich verzog, kam in dieser Zeit zur geregelten Erziehung in ein Kloster; er wünschte ernstlich, dafs sie die Katholische Religion annehme und äufserte sich bei dieser Gelegenheit auf eine merkwürdige Art über seine eigne Hinneigung zu diesem Glauben, welcher der älteste sei und weit mehr Positives habe, als alle Bekenntnisse. Von dem, was ihn am meisten dazu bestimmte, von seiner lebendigen Phantasie, ist hierbei nicht die Rede. — Nicht lange, so stirbt Allegra in dem Kloster an einem Fieber. Byron ist so erschüttert, dafs man für seinen Verstand fürchtet; doch waffnet er sich bald mit religiösem Trost und ergibt sich in die strenge göttliche Fügung, die ihn so allein hinstellt. Er läfst die Leiche des geliebten Kindes nach England bringen und auf einem Lieblingsplätzchen seiner Jugend, auf dem Kirchhof zu Harrow on Hill, beerdigen, wo er sich als Knabe sein eigen Grab ausgesucht hatte. Bei der tiefen, zuerst fast wahnsinnigen Trauer um sein Kind ist es ein bemerkenswerther Zug, den Moore beibringt, dafs Byron auch in seiner Vaterliebe sich früher fälschlich anklagte und unter andern Moore in Italien davon unterhielt, wie er in diesem schönen Gefühl so erkältet sei, dafs ihm Allegra fast gleichgültig werde. — Für die ungerechten Anfeindungen in der Heimath wird er von mehreren Seiten mit dankbaren Zuschriften für den Genufs seiner Werke erfreut, von einem dem Tode nahen Weibe in England, dann aus Holstein und Norwegen mit Einladungen, letztere in Versen — er nennt diese Huldigungen „besser als ein Diplom von Göttingen"! und klagt, dafs ihm vor dem Hause seiner Tochter Ada die Thür zugeschlagen werde, während fremde Menschen ihn so herzlich einluden. Am meisten erfreut er sich der Anerkennung der Nordamerikaner. Von seiner Büste, die ein junger Mann aus der transatlantischen Staatenrepublik bei Thorwaldsen in Rom bestellt, äufsert er — „dies sei mehr, als eine Büste im Pariser Pantheon"! — Den Don Juan setzt er mit geschwächter Lust fort und verspricht der Gräfin, die sich gleichfalls dagegen auflehnt und viel Gewalt über sein Ur-

theil übt, endlich, ihn unvollendet zu lassen. Ihren Widerwillen gegen das Gedicht erklärt er damit, dafs die Herrschaft der Weiber auf der Täuschung beruhe, und ihnen daher das Entschleiern der Wahrheit schrecklich sei. Später erlaubt sie ihm, weil er so sehr am Don Juan hängt, ihn wieder fortzusetzen, doch in decenter und sentimentaler Haltung! — Die Geliebte äufsert überhaupt auf sein ganzes Wesen einen sehr günstigen, veredelnden Einfluſs; er selbst fühlt nur allzusehr seine Schwäche bei der Möglichkeit ihres Verlustes. Doch klagt er seinen Freunden in England, sie mache seinen männlichen Plan scheitern, mit ihrem Bruder nach Griechenland zu gehen. — In seiner zunehmenden Melancholie glaubt er zweien Verwandten zu gleichen, die sich gewaltsam das Leben zu nehmen versucht und der eine auch ausgeführt hatte. — Der Tod seiner Schwiegermutter erinnert ihn aufs neue an seine Rückkehr nach Hause, doch zeigt sie sich nicht nothwendig. — Seine Poesie nimmt eine entschiedne Richtung zur kalten Regel des Aristoteles und seines neuen Abgotts Alfieri, nach ihren Grundsätzen modelt er zum Nachtheil des Erfolgs immer mehr seine Theaterstücke. — Auch Shelley, der ihn besucht, hat weniger Gewalt über ihn, als man glaubte; besonders verwahrt sich dieser gegen die Behauptung, dafs er Einfluſs auf Byron's Cain gehabt habe, dessen Entstehung bei Moore im Dunkel bleibt. Shelley's merkwürdige Worte sind: „hätte ich diesen Einfluſs gehabt, so würde ich ihn sicher dazu benutzt haben, um aus seiner grofsen Seele die Täuschungen des Christenthums mit der Wurzel auszurotten, die seiner Vernunft zum Trotz beständig wiederkehren und im Hinterhalt zu liegen scheinen für Stunden der Schwachheit und Trübsal". Moore vergleicht hierbei seinen Freund B. mit einem verwegenen Tartaren, der sein Roſs an einem Abgrund umher tummle. — Die zunehmende Anerkennung seines Don Juan, veranlafst ihn, ein Gedicht, das aus seinen eignen Zuständen hervorgegangen ist, für eine Satyre auf das schlechte Treiben der Welt zu erklären; er hofft, man werde nachgerade zu begreifen anfangen, dafs es so und nicht anders gemeint sei; für eine Beschönigung des Lasters habe es nie gelten sollen und gewifs werde keine Unschuld durch diese Dichtung verführt. — Bei aller Freude über seinen Ruhm, will er doch, nach dem Beispiele Walter Scotts, keine Recension mehr lesen. — Die Abreise von Pisa wird durch unruhige Auftritte und Verdacht gegen die Familie Gamba veranlafst, indem die Toskanische Regierung Vater und Sohn zwingen, das Gebiet zu verlassen, wo denn die Gräfin und Byron folgen. Zwischen Genf und Südamerika unentschieden, wählt man endlich im Spätjahr 1822 Genua, wo Byron mit Gamba's die auf dem Hügel der Vorstadt Albaro belegene Villa Saluzzo bezieht, doch abgesondert von ihnen wohnt. Zum nächsten Frühjahr hat er den Plan, mit der Gräfin oder allein Neapel zu besuchen und aus den Studien dieser Scenerieen einen fünften und sechsten Gesang des Junker Harold zu bilden; doch deutet er noch andre Reiseprojecte an. — Bei seiner immer wankenderen Gesundheit ist die ländliche Ruhe und der vertraute Umgang mit der Familie des Lord Blessington, dessen Gemahlin sich für seine Wiedervereinigung mit Lady Byron interessirt, ihm Balsam und Erquickung. — Unterdessen reifen seine grofsen Vorsätze hinsichtlich Griechenlands. Moore meint, B. habe den Liberalismus oder Radicalismus satt bekommen, ohne jedoch, wie sein Liebling Alfieri, zur Gegenparthei überzutreten. Das nächste nach der Gottheit war ihm ein Washington oder Aristides, ein Führer durch Talent und Wahrheit zu sein. Die in Italien erfahrenen Täuschungen lassen ihn nicht kalt für das noch tiefer gesunkene Hellas; wie zu einer Jugendgeliebten kehren zu jenem Lande seine Träume nur desto feuriger zurück. Schwer trennt er sich indessen um der Gräfin willen, die er den Stürmen nicht preisgeben will, von seiner zweiten Heimath Italien. Mehr bestimmt ihn wieder zum Gehen sein vermeintliches Sinken als Dichter in den Augen der Welt. „Wenn ich noch zehn Jahre lebe", schrieb er früher an Moore, „werden Sie sehen, dafs es mit mir nicht vorbei ist, doch nicht in der Literatur, denn, so seltsam es klingen mag, sie war nicht mein Beruf. Wenn die Zeiten und das Glück es erlauben, wird etwas von mir geschehen, was, wie die Kosmogonie, die Philosophen aller Zeiten verwirren wird — aber ich zweifle, ob meine Constitution es aushält". — Es wird bei dieser Gelegenheit bemerkt, dafs Byron bei äufserlichem Schwanken und oft weibischer Unschlüssigkeit, doch in seinen Ideen eine grofse Hartnäckigkeit besessen habe. Ueberhaupt zeigt sich in seiner Natur viel Weibliches, die Extreme von Lustigkeit und Verzweiflung, die gröfste Leidenschaftlichkeit und Uebermannung durch Schmerz, seine Krämpfe und Ohnmachten, sein Weinen und Klagen, sein Eigensinn, dann wieder die

gefügigste Sanftmuth: was sich gerade in ihm bewegte, das beherrschte ihn auch, und so finden wir bei den Merkmalen des Dichters immer wieder den verzogenen Knaben des Ruhms, *the spoiled child*, wie ihn eine Landsmännin treffend bezeichnet. — Erst im Frühling tritt er mit dem Griechencomitté zu London in directe Verbindung, und auf Zureden von allen Seiten entschliefst er sich endlich, mit dem Grafen Gamba und dem Abenteurer Trelawney, zu denen der allzu junge Arzt Dr. Bruno engagirt wird, nach Griechenland abzugehen. Die Englische Brig Hercules, welche er mit grofsen Verräthen besteigt, wird durch einen Sturm zurückgetrieben und es bemächtigt sich seiner beim Landen in Genua ungeachtet seiner Versicherung vom Gegentheil, eine höchst melancholische Stimmung; er beklagt es bitter, nicht zuvor nach England gegangen zu sein. Sowie aber der Wind zum zweitenmal und günstig in die Segel bläst, ist alle Traurigkeit verschwunden, und nach einem kurzem Halt vor Livorno, wo ihn Goethe's ermuthigende Dichterzeilen treffen, geht er mit vollständiger Ausrüstung nach dem Orte der Bestimmung ab. — Von Cephalonia aus besucht er Ithaka; alle, Griechen wie Engländer, erfreuen sich seiner Milde und Liebenswürdigkeit; er scheint mit der Berührung des theuren Bodens zu dem Adel seiner grofsen Ahnen erwacht zu sein und sein inniges Gemüth wendet sich ganz auf das gesunkene Volk mit väterlicher Liebe und Aufopferung. Er schränkt seine Bedürfnisse ein, um die Griechen mit vollen Händen zu geben und geizt nur da, wo man ihn mifsbrauchen will. Alle Parteien schenken dem uneigennützigen Freunde ihr volles Zutrauen und wünschen ihn zum Vermittler ihrer Fehden. Sein Benehmen zeigt sich welterfahren, politisch und edel. Jetzt, wo sich die ganze Gröfse seiner liebevollen Natur entwickelt, wird auch der Wunsch der Wiedervereinigung mit Weib und Kind dringender, als je; sicher wollte er nach jener Gesandtschaft zu den Amerikanern, wahrhaft ritterlich, ohne allen Eigennutz, am heimathlichen Heerd das Schwert aufhängen und den Segen eines dankbaren Volkes in der Ferne erndten. Allein oft übermannte ihn, im Gefühl der schwindenden Kräfte, herbe Todesahnung. Dabei nahm er sich, um abgehärtet zu erscheinen, niemals in Acht, wo seine zarte Gesundheit bedroht war, er trotzte vielmehr den Fiebern und Krämpfen, nahm Bäder am unrechten Ort, schränkte seine Diät über die Gebühr ein, medicinirte eben so unverständig, lebte dann wieder ohne Mafs und Regel, erkältete sich, war eigensinnig gegen den Rath seiner Freunde und Aerzte, die so viel wie nichts über ihn vermochten, und so zerfiel denn in einem höchst ungesunden Clima durch Zusammenwirken aller möglichen Umstände, worunter die Uneinigkeit und die Meutereien der Griechen nicht die unbeträchtlichsten waren, seine ohnehin, wie es scheint, nicht für eine lange Lebensdauer ausgerüstete, zarte Natur.

Sowohl über Griechenland, als auch über die letzte Zeit in Italien läfst das Moore'sche Werk gröfsere Ausführlichkeit wünschen. Namentlich verlieren wir darin ganz den Faden von Byron's Thätigkeit als Autor in der letzten Zeit, wo er in Italien weilte. Von dem letzten Drama: Verwandelte Mifsgestalt (*The deformed transformed*) ist gar nicht die Rede, eben so wenig von anderen Bruchstücken, unvollendet gelassenen Versuchen oder Entwürfen, von denen uns Andere berichten. Ueberhaupt läfst sich an diesem vollständigsten Englischen Werk über Byron tadeln, dafs es zu nachlässig verknüpft ist und für den künftigen Biographen erstaunlich viele Lücken läfst, auch solche, die nicht auf Rechnung persönlicher Rücksichten kommen. Moore schweigt auch über die Entstehung mancher Dichtungen, von denen er doch wahrscheinlich das Nähere kannte. So endet das Buch nach vielen sehr flüchtigen Verbindungssätzen, nach anderen, vielleicht zu ausführlichen mit einer Art von Eile und mit bedauerlicher Zusammendrängung des Materials. Nach den am Schlufs enthaltenen Andeutungen sollen wir, wenigstens bei Lebzeiten Moore's auf Mittheilung der noch rückständigen Materialien, die von nicht geringem Umfang zu sein scheinen, verzichten; doch so viel liefse sich, ohne unbescheiden zu sein, wohl wünschen, dafs der Dichter möglichst im Zusammenhang seiner Entwicklung erschiene, wenn auch der Mensch es in den einzelnen Schicksalen und den Betrachtungen darüber nicht oder *noch* nicht sein soll.

Auch in Widerlegung oder Verneinung so vieler in England selbst fest geglaubten Abenteuer und Schicksale Byron's ist Moore über die Gebühr karg; aufser den Lebensumständen, die sich indirect aus den Actenstücken bei ihm berichtigen, liest man in dieser ganzen zweiten Hälfte, die von dem Leben und Treiben im Auslande handelt, als falsche Episoden und Anecdoten nur folgende kurz in einer Note bemerkt: „Aufenthalt

in Mytilene, Reisen nach Sicilien, nach Ithaka mit der Gräfin Guiccioli, religiöse Unterredungen zu Athen (bei Pouqueville), theatralische Scene mit dem Erzbischof von Arta am Grabe Botzaris (bei Rizzo) u. s. w." — und im Allgemeinen die Versicherung, man habe Byron's Leben *romanhafter* geschildert, als es sei, und ihn selbst, den *practischen*, *weltklugen* Mann, in einen schwärmerischen Thoren verwandelt. Dieſs bleibt denn der einzige Leitstern in dem Gewirre unaufgeklärter Thatsachen über Byron. — Wesentlich neu sind bei Moore die charakteristischen Züge aus der Kindheit, die anziehenden Nachweisungen der ersten Liebesregungen, Vieles aus dem bewegten Leben in Italien, besonders in Bezug auf Weiber und Politik, und so Manches über den geistigen Verkehr der reichen Persönlichkeit.

Die Sammlung von Moore ist nicht allein sehr belehrend, sondern auch in hohem Grade unterhaltend, die zweite Hälfte auch mehr für den Ausländer, weil sie vom Auslande handelt. Man kann nichts Interessanteres, Gewandteres, Geistvolleres und Witzigeres lesen, als dieses variirte Einerlei der düsterkomischen Laune Byron's, Alles bewegt sich nur um ihn, aber mit einer Lebendigkeit und Charakteristik, mit einer gefälligen Leichtigkeit, daſs man nicht müde wird, die Hiobstöne des Weltkindes anzuhören und es stellt sich, anders, als fast allgemein vermuthet worden, aus dem Ganzen das Bild seiner Persönlichkeit auch in den Ruhmesjahren, so aufrichtig, scharf und lebendig dar, daſs jeder Freund seiner Dichtungen, jeder Freund der Englischen Litteratur überhaupt, diese Memoiren lesen sollte, um genügend über den vielgestaltigen, doch immer tiefschwermüthigen Byron zu urtheilen.

Ph. A. G. v. Meyer.

IV.

Researches into the origin and affinity of the principal languages of Asia and Europe. By Lieut. Colon. Vans Kennedy. London. 1828. *XIV. und* 324 *S.* 4.

Die Beurtheilung gegenwärtigen Werkes leitet sich vielleicht am zweckmäſsigsten dadurch ein, daſs sie zuvörderst die *Ergebnisse* der neueren, vergleichenden Sprachforschung in Bezug auf die vorzugsweise in demselben besprochenen Sprachen kurz in Erinnerung bringt; nimmt man eine Erwägung der *Methode* hinzu, mittelst deren jene gewonnen wurden, und welche allein geeignet ist, zu haltbaren Schlüssen über Sprachverwandtschaft der Völker zu führen, so dürfte sich aus beiden zusammengenommen ein Maſsstab ergeben, an welchen unser Buch gelegt, seinen Werth nach Inhalt und Forschungsmethode auf eine genügende Weise leicht selbst anzeigen möchte.

Jener *Sprachstamm*, welcher zugleich als der am weitesten verbreitete und als der seinem inneren Baue, seinem Geiste, seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Ausbildung nach vollendetste und reichste des Erdbodens dasteht, — wir meinen den *Indo-Germanischen*, unter welcher Benennung er am bekanntesten ist, — zerfällt in *fünf groſse Sprachfamilien*, deren *zwei* Asien, die übrigen *drei* Europa und mittelbar durch Colonien, besonders Germanischer und Romanischer Abkunft, auch den drei übrigen Welttheilen angehören. In jeder dieser Familien, mit Ausschluſs einer, läſst sich *Eine* Sprache gleichsam als das Oberhaupt bezeichnen, *welches* die übrigen in näheren und ferneren, verwandtschaftlichen Kreisen umlagern, und diese Oberhäupter hinwiederum beugen sich vor der hehren Majestät einer ihrer Genossinnen, ihr das Erstgeburtsrecht und den Vortritt in Betracht urgetreuerer Bewahrung der jugendlichschönen Gestalt willig einräumend, ohne darum sich im mindesten als deren Erzeugte zu bekennen.

Diese Königin unter Königinnen ist, woran jetzt kein Einsichtiger mehr zweifeln wird, die *Sanskritsprache*, welche, obzwar längst entschlafen, eben darum, weil unheilvollem, irdischem Wandel enthoben, nunmehr wie verklärt von des Meru Höhen auf ihre zahlreichen, mehr oder weniger entarteten Geschwister, Kinder und Enkel herabblickt. Ihr zunächst in zweiter Stufe abwärts, jedoch noch innerhalb dieser Familie steht das, ebenfalls schon dem Munde redender Menschen entfremdete *Pali*, welches dem Buddhismus auf Ceylan und in mehreren Reichen des jenseitigen Indiens genau die Stelle versieht, wie das Sanskrit dem Brahmanismus in Vorderindien und wahrscheinlich auch dem Buddhismus in Tibet.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 8.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Researches into the origin and affinity of the principal languages of Asia et Europe. By Lieut. Colon. Vans Kennedy.

(Fortsetzung.)

In einem engen Verhältnisse zu dem Pali befindet sich das abermals eine Stufe tiefer herabgesunkene, vorzugsweise sogenannte *Prâkrit* oder die bei der Buddhistischen Secte der Dschaina's in Dekan übliche Mundart. Hieran reiht sich sodann die grofse Schaar der übrigen *Prâkrit- oder Töchtersprachen* des Sanskrits, das *Kavi* auf Java u. s. w.

Wenden wir uns westwärts über den Indus, so begegnet uns hier die zweite, nämlich die *Medo-Persische*, oder *Arische* Sprachfamilie, die jetzt im Südwesten von Semitischen Sprachen, in Kleinasien vom Türkischen, zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere von Georgiern und sodann den ganzen Norden entlang in den Oxusgegenden bis zu den Mongolen und Tibetern hin von Völkern, die Türkische Mundarten reden, begrenzt wird. Innerhalb dieses Bezirkes fällt, auch wenn die bestimmteren Grenzen ihres einstigen Gebietes zweifelhaft sein sollten, die *Zendsprache*, die Krone unter allen den Sprachen dieses grofsen Gebietes, von welchen nähere Kunde auf uns gekommen. Wie nahe es sich dem Sanskrit noch anschliefse, dafür ist gewifs einer der triftigsten Beweise, dafs es, wenn auch einem so scharfsinnigen Manne als Hrn. Professor Bopp, dennoch überhaupt möglich war, im Grunde blofs mit Hülfe des Sanskrits in sehr kurzer Zeit einen grofsen Theil der Grammatik dieser Sprache wieder herzustellen. Alle übrigen Sprachen dieser Familie, das *Pehlvi* und das *Neupersische* nicht ausgeschlossen, befinden sich jetzt in dem Zustande der Entstellung, Vermischung, ja, was vielleicht selbst von dem lieblichen Persischen nicht zu viel gesagt ist, Verwilderung; eine Erscheinung, die zum Theil auf Rechnung der grofsen Umwälzungen in diesen Gegenden, der Durcheinandermengung verschiedener Völker, der herumschweifenden Lebensart einiger Stämme oder doch ihres Mangels an Litteratur u. dgl. zu setzen ist. Hieher gehören, aufser den genannten, die Sprache der *Afghanen*, *Belutschen*, *Kurden*, nicht minder die der *Osseten* und die der *Armenier*, wenn letztere gleich manche dem Art- und Zahlverhältnisse nach keineswegs unbeträchtliche, dem Sanskritstamme nicht angehörende Elemente in sich trägt.

Die beiden grofsen Europäischen Landzungen im Mittelmeere nahm, und nimmt in seinen Nachkommen, wenigstens einem grofsen Theile nach das Schwesternpaar der *Griechischen* und *Lateinischen* Sprache ein.

Zu verzeihen war es dem Römer, wenn er, scheinbar seines auf das eigne Selbst gebauten Uebermuthes vergessend, seinen Ursprung an ein Volk, dem er sich der Wahrheit gemäfs verwandt fühlte, und das ihm an Bildung und mit dieser in Aufzeichnung alter geschichtlicher Erinnerungen schon frühe vorangegangen war, ferner an Namen, welche im Liede oder in Sagen von vorher zu ihm herüberklangen, anknüpfte; — es war die Huldigung, welche die physische Kraft stets dem überlegenen Geiste unwillkürlich darbringt; — zu verzeihen dem eitelen Griechen, wenn er jenen von ihm vielleicht nicht erzeugten, aber gern genährten Gedanken unterhielt, um dadurch zugleich sich und dem Barbaren, aber mächtigen Barbaren zu schmeicheln; zu verzeihen endlich den Forschern der letztverflossenen Jahrhunderte, wenn sie, nur das Aehnliche in Sprache und Sitte zwischen jenen beiden Völkern im Auge habend und den grofsen Unterschied zwischen Entlehntem und ursprünglich Verwandtem, auf gemeinschaftlichen Ursprung Deutendem miskennend, das Nebeneinander zu einem Auseinander verkehrten; wie aber dürfte die jüngste, durch eine intensiv und extensiv mehr vervollkommnete Sprachforschung besser belehrte Zeit Verzeihung erwarten, wenn sie hartnäckig fortführe, für alte

Vorurtheile eine Verjährung in Anspruch nehmend, das Lateinische als eine *Fortsetzung* des Griechischen auf Italischem Boden zu betrachten und diese Behauptung im Widerspruche mit den beredten Zeugnissen der beiderseitigen Sprachen selbst durch Citate aus auch noch so alten Schriftstellern, die in dieser Frage weder etwas entscheiden, noch entscheiden können, beglaubigen zu wollen? Die Griechische und Lateinische Sprache — und zu letzterer rechnen wir hier auch die Oskische, Sabinische und Umbrische Mundart — flossen einst, daran mag die Sprachforschung nimmermehr zweifeln, in Einem Bette; dieser Strom ergofs sich alsdann, so scheint es, in einer Zeit, von der freilich die, indefs von vielem nichts destoweniger Geschehenem schweigende Geschichte nichts mehr kündet, von Norden herein in zwei Armen in die, vom Adriatischen Meere westlich und östlich begrenzten Halbinseln. Das alte Bett trocknete aus, und zwei selbständige, nunmehr unverbundene Ströme flossen parallel neben einander; ob sie zuerst in jene Länder einströmten, oder ob sie durch einen schon von einer fremden Menschenwoge bedeckten Boden sich ihre Bahn brechen mufsten, das wird nur, wenn überhaupt noch etwas, die Sprachforschung bei einer vernünftigen Aufbietung aller ihrer Kräfte zu ermitteln vermögen. Gewifs scheint es z. B., dafs die gröfste Zahl von alten Ortsnamen innerhalb Griechenlands in weiterem Sinne des Worts aus Griechischen Wurzeln ebenso wenig ableitbar sind, als es ein fruchtloses Bemühen sein würde, etwa die Etruskischen auf das Latein zurückzuführen. Was uns von älteren, eigentlich Lateinischen Denkmälern übrig geblieben, ist, wenn man das Zurückbleiben der Schrift hinter der Aussprache z. B. *cesit* st. *gessit*, wie sicher auch jenes *gesprochen* wurde, abrechnet, in Rücksicht auf Formenverschiedenheit sehr unbeträchtlich; Erstaunen erregt aber, dafs sich der Organismus und Sprachschatz der Lateinischen Mundart ihre Jungfräulichkeit, doch jener in höherem Grade, bewahrten, während deren Italische Verwandtinnen in den auf uns gekommenen Denkmälern manches enthalten, was schwerlich mit Hülfe des Lateinischen und Griechischen allein zu entziffern ist. — Die Griechin braucht keiner Sprache der Erde in Bezug auf Wohllaut, auf Formen- und Wortfülle, auf die Menge *schöner* Zusammensetzungen — das Sanskrit bildet *viele* Zusammensetzungen, die nur im grotesken Indischen Stile nicht mifsfallen mögen —, in Bezug endlich auf syntaktische Ausbildung die Palme zu reichen; aber an Alterthümlichkeit und geringerer Abweichung von der Urform, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, an *etymologischer Wahrheit* mufs sie vielfach anderen Sprachen und unter diesen auch dem Latein nachstehen. Im Griechischen, und selbst in dessen altväterischesten Dialecten finden sich Entstellungen, die nicht schlimmer z. B. im Französischen gefunden werden; die Dentalbuchstaben δ, τ, θ, das χ, welches in etymologischer, aber nicht in lautlicher Beziehung dem *h* gleich kommt, die Zischbuchstaben und *w*, *j* sind unzählige Male geschwunden oder durch Vocale ersetzt, woraus gröfstentheils jene zahllose Menge von Hiaten hervorgegangen ist, deren das Sanskrit in der Mitte der Wörter gar keine, und an der Grenzscheide unverbundener Wörter sehr wenige kennt. Wer glaubte wohl, dafs das ω̃ in ἀμφι-ω̃ (*vestiam*) *ipsissimum w a s i h j â m i* des Sanskrits vertrete, wenn man ihm nicht die Mittelglieder, das kann man aber, an die Hand gäbe? — Die Griechische und Lateinische Sprache bilden demnach die dritte, und wahrscheinlich in Europa älteste Familie *dieses* Stammes; keine von beiden ist ein Ast der anderen, sondern beide nahmen als Zweige eines gemeinschaftlichen Astes aus demselben Stamme ihre Entstehung. Wohl weifs ich, dafs Sage und Geschichte Griechische Abkömmlinge in Italien kennen, aber man versuche nicht, durch ein paar Tropfen das Meer zu färben.

Die vierte Familie ist die der *Germanischen* Sprachen, mit der *Gothischen* an ihrer Spitze.

Möge die fünfte, oder die *Slawische*, recht bald ihren *Grimm* finden, der die ihr zufallenden Mundarten in ein stattliches Pantheon versammele; die Basis des Vergleiches werden ihm das *Preufsisch-Litthauische* nebst dem *Lettischen* sein müssen, die in ihrer Bildung und ihrem innersten Kerne ächt Slawisch, keinesweges Gothisch, und, wie ich auf Grund einer ziemlich genauen Durchforschung derselben versichern zu können glaube, gewifs nur äufserst wenig mit Gothischem untermischt, unter allen *lebenden* Indo-Germanischen Sprachen rücksichtlich hoher Formvollkommenheit und Alterthümlichkeit keine Nebenbuhler neben sich dulden. Nichts desto weniger gedenkt ihrer so wenig als der Slawischen Sprachen Kennedy, ohne Zweifel, weil sie ihm unbekannt waren, mit einem einzigen Worte.

Dieses ist im Allgemeinen das *Factum*, in dessen Besitz sich die Sprachforschung vorzüglich erst in ge-

genwärtigem Jahrhunderte gesetzt hat; dieses Factum kann und muſs noch eine breitere und tiefere Unterlage, als ihm bis jetzt hat gegeben werden können, empfangen, aber zu fest ruht es bereits, als daſs es von aufsen her noch wesentlich erschüttert werden könnte. — Ein berühmter Sprachkenner, Julius v. Klaproth, meint: „Die Wurzeln und Wörter sind der Stoff der Sprachen, welcher durch die Grammatik geformt wird. Sie bleiben sich gleich, so wie der Diamant Diamant bleibt, er mag als Brillant, als Rosette oder als Tafelstein geschliffen sein. Die Sprachvergleichung geht chemisch und analytisch zu Werke, *ohne auf die Form zu sehen*", und will deſshalb die *grammatische* Vergleichung — in der That nachsichtig genug — nicht als *ganz* unnütz verwerfen, aber nur bei Unterscheidung der *Mundarten* gebraucht wissen. Ref. muſs im Interesse der Sache und gestützt auf fremden Vorgang, so wie auf eigne Ueberzeugung bekennen, daſs ihn bedünken will, als ob jener Gedanke nicht wenig von der Natur eines *faux-brillant* an sich trage, mag er ihn nun im Schmelztiegel und mit Reagentien, oder auch krystallographisch behandeln. Für's erste glaubt Ref. aus der Einsicht vieler vergleichender Wörterverzeichnisse — und er schlieſst das Kennedy's von 900 Sanskritwörtern, mit angeblich verwandten anderer Sprachen des gleichen Stammes, nicht aus — die Erfahrung zurückgebracht, daſs solche rohe, ohne die Gewähr, daſs sie nicht bloſs aus einem Hinhorchen auf äufsere Klangähnlichkeit, sondern aus der Einsicht in die Lautumwandlungs- und Bildungsgesetze der verglichenen Sprachen hervorgegangen sind, angefertigte Zusammenstellungen nie mehr als ein dürftiger Nothbehelf sind, auf welchen nur immer ungenügende, häufig höchst trügliche Schlüsse über Sprachverwandtschaft gebaut werden können. Wer z. B. das Neupersische nach bloſsen Wörterverzeichnissen in seine Sprachfamilie einordnen wollte, dem würde es nicht gerade sehr zu verargen sein, wenn er es der Arabischen Sprache und mit dieser den Semitischen zugesellte. — Sodann ist schwer zu begreifen, daſs die Sprachvergleichung nur analytisch d. h. auflösend und zerstörend verfahren soll; Analyse ist ihr nur *Mittel*, um synthetisch das Gebäude einer Sprache im Geiste wiederum möglichst so herzustellen, als es ursprünglich, einem unbewuſsten, aber nichts destoweniger harmonisch zusammenstimmenden Plane nach in vielen Jahrhunderten durch vieler Tausende Mund und Geist — eine unsichtbare Kirche dieses Geistes und dessen unvergänglichstes Denkmal — errichtet ward. Es ist daher für den Ref. eine sich nicht sonderlich empfehlende Bemerkung unseres Verfs. S. 274.: *The explorer of the elements from which languages have acquired their present refinement resembles much the man, who, instead of gazing with awe and wonder on the church of St. Peter, should amuse himself by endeavouring to ascertain the nature of the cement and fastenings used in its erection.* Würde unser Goethe dieser Meinung gewesen sein? — Ferner, was kann, was soll in dem *Stofflichen* einer Sprache analysirt werden, wenn nicht dessen Form, dessen Bau? Heiſst Zusammenstellen Analysiren? Sind überdem Brillanten, von Künstlers Hand geschliffen, in den Sprachen zu finden? Wenn man hier in Bildern reden will, so möchte man die Wörter vielmehr Krystalle nennen, die nach bildendenden und bindenden Naturgesetzen, aber innerhalb dieser frei und ungezwungen und selten ganz dieselben erfüllend anschossen. Hier und dort verhinderten hemmende Ursachen ihre völlig regelrechte Ausbildung, und der Mund rundete oft im Verlaufe der Zeit Ecken und Kanten an regelmäſsigen Gebilden ab, wie die nagende Meeresbrandung den Kiesel. Ein tüchtiger Krystallograph soll sich nicht durch die verdeckte oder entstellte Form eines Krystalles über dessen wahre Natur täuschen lassen; er wird es nicht, wenn er die Norm kennt.

Aus diesen wenigen Andeutungen wird hoffentlich einigermaſsen hervorgehen, daſs eigentliche *Sprachphysiologie*, wie die Einsicht in den Organismus der Sprachen vielleicht nicht unpassend genannt wird, ohne vorhergegangene Zergliederung gar nicht möglich sei, die Ethnographie aber von der *Linguistik* sich nur in dem Falle völlig sicherer Resultate zu versehen habe, wenn diese, mit der Sprachanatomie und Sprachphysiologie, und nicht minder mit der *Sprachgeschichte* Hand in Hand gehend, von den Resultaten der Vergleichung zugleich durch Aufdeckung ihres *Verfahrens* vollgültige Rechenschaft giebt. Allen diesen Erfordernissen ist nun rücksichtlich der Indo-Germanischen Sprachen wenigstens ein so vollständiges Genüge geschehen, als sich billiger Weise von der kurzen Zeit, seit welcher die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt ward, erwarten läſst. Sowohl die Wurzelverwandtschaft als die Uebereinstimmung derselben in den Abbiegungs- und Ableitungsgesetzen ist im Ganzen und Groſsen hin-

länglich erwiesen; es liegt nunmehr der Sprachforschung nur noch die jedoch fürwahr nicht geringere Arbeit ob, die Vergleichung immer mehr und mehr ins Einzelne und Feinere zu treiben, damit sie, zu einem gewissen Puncte relativer Vollständigkeit ihres reichen und fast unerschöpflichen Gegenstandes gediehen, auch das *Unterscheidende* der einzelnen Sprachfamilien dieses Stammes unter sich und des ganzen Stammes gegen andere, fremde herauszustellen, kurz dafs sie eine Physiognomik der Glieder dieses Stammes nach geschlechtlichen und artlichen Merkzeichen zu entwerfen und deren verwandtschaftliche Grade nach Art- und Zahlverhältnissen anzugeben vermöge.

Bei Erwägung dieses Standes der Dinge mufs dem Europäer und namentlich dem Deutschen, der dieses Studium mit so grofser Liebe ergriffen, und mit so glänzendem Erfolge betrieben hat, manchmal ein Lächeln über das Gesicht hinspielen, erst jetzt von Bombay aus, wo unser Verf. lebt, von „neuen Daten und daraus gezogenen neuen Schlüssen" zu vernehmen, deren nur sehr wenige uns Deutschen neu, vielmehr meist zehnmal besser bekannt, manche aber längst als Irrthümer bei Seite gelegt sind.

Unser Buch zerfällt in zwei Theile, einen *ethnographisch-historischen* und einen *grammatischen*. Wir wollen nicht mit dem Verf. über diese Anordnung rechten, aber es hätte sich gebührt, den zweiten Theil, in welchem das *Factum* der Verwandtschaft des Sanskrits mit dem Griech. und Lat., und den Germanischen Sprachen durch Sprachvergleichung festgestellt werden soll, dem ersten, welche sich mit der *Erklärung* desselben beschäftigt, vorangehen zu lassen. Die *Grammatical and etymological illustrations* in diesem Theile von S. 239—277. sind für uns völlig werthlos, und Ref. weifs daraus nichts von einigem Interesse auszuheben, wo es nicht die S. 243. in Bezug auf eine verschiedene Ansicht Bopp's in den *Ann. of or. Lit. P. I.* gemachte Bemerkung sein sollte, dafs *a* in Sanskritwörtern von den Indern *nie* wie kurzes Italienisches *e* oder *o* gesprochen werde. Sodann folgt von 277—313. eine Liste von etwa 900 Sanskritwörtern, verglichen mit solchen im Griech., Lat., Pers., Deutschen und Engl., und das Zend- und Pehlvi-Vocabular bei *Anquetil du Perron*, und ein Pehlvi-Vocabular aus dem *Firhang Dschihangiri* mit Parallelen aus anderen verwandten Sprachen. Für den, welcher kein Auge für die Unterscheidung des in diesen Listen aufgehäuften theils richtigen, einem grofsen Theile nach aber unrichtigen Materials hat, werden sie wenig dienen können, auch haben wir solcher, in denen von tieferer Forschung keine Spur zu finden ist, schon zum Ueberdrusse genug. — Niemand hat sich wohl mehr vor falschen Aehnlichkeiten und trügenden Analogien zu bewahren, als der Sprachforscher; jeden Augenblick mufs er eingedenk sein, dafs im engen Gebiete der Töne und im weiten des Geistes fast zwischen Allem ein Anklang sich leicht, zumal wenn man ihn sucht, aufdrängt. Da nun die richtigen Grundsätze der Methode, welche bei der Sprachvergleichung in Anwendung kommen, noch nichts weniger als im Verhältnisse zu deren Unentbehrlichkeit genug erkannt und geübt werden, so macht es sich Ref. zur Pflicht, einen sehr verführerischen Satz unseres Verf. zu beleuchten, zumal da er nicht ohne Einfluss auf des Vfs. Arbeit bleiben konnte. „*I shall here*, heifst es S. VII., *observe, that, in comparing together the words of any two languages, I conceive, that correspondence in signification and in sound, subject to such slight permutations in the lettres and slight contractions of the syllables as are proved to be admissible on clear and fixed principles, are the only criteria, by which the identity of the words compared can be determined.* Er meint, solcher *wearisome discussions* und eines so *tedious reasoning* solle man billiger Weise den Leser überheben; Ref. befindet sich in dem Falle, nicht so höflich gegen diesen zu sein, sondern ihm das Denksprüchlein vorzusagen: Willst du den Kern, so wolle die Schale auch, wenn jener nicht ohne Durchbrechung dieser zu erlangen ist. Welches sind denn jene *slight permutations and contractions?* und welches die *clear and fixed principles*, nach welchen sie erfolgen? Dem Verf. offenbar die, welche *ihm* als solche erscheinen; aber welche Gültigkeit können diese für andere haben? Der Punct, worauf es ankommt, ist allein der, dafs *geschichtlich* durch Induction die in einer Mundart, oder in einer Sprache, die sich in einem höheren Sinne zu anderen als Mundart verhält, ein bestimmter Lautwechsel und zwar die chronologische Aufeinanderfolge des wechselnden Buchstaben nachgewiesen werde.

(Der Beschluss folgt.)

№ 9.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Researches into the origin and affinity of the principal languages of Asia and Europe. By Lieut. Colon. Vans Kennedy.

(Schluſs.)

Einiges hievon hat der Verf. S. 241. freilich geahnet, aber nicht im mindesten zur Ausführung gebracht. — Im Allgemeinen gelten die beiden Grundgesetze, daſs nur physiologisch irgendwie, sei es durch *Homorganität* oder durch *Homogenеität* verwandte Buchstaben *unmittelbar* in einander übergehen, falls nicht das, in so vielen Gestaltungen auftretende Gesetz der Assimilation, einen Buchstaben völlig aus seinem natürlichen Kreise herausreiſsend, in einen fremden wirft; oft geschieht es aber, daſs ein Buchstabe durch verschiedene Mittelstufen hindurch zuletzt zu einem völlig unverwandten herabsinkt; z. B. das *tsh* wird zuweilen im Goth. zu *f*, nämlich durch *p* hindurch, welches dem *tsh* homogen, nämlich auch dumpf ist, vgl. S. *pantsha*, πέμπε, Goth. *fimf*. Die Möglichkeit eines gewissen Lautwechsels nach den physischen Bedingungen beweiset nicht immer den *wirklichen* Gebrauch innerhalb einer bestimmten Sphäre, auch gilt der Wechsel keineswegs immer in umgekehrter Ordnung. In den Arischen Sprachen ist z. B. der Eintausch von *h* für Zischbuchstaben, und von Zischbuchstaben für *h* äuſserst gewöhnlich, beide Wechsel finden sich in den Germanischen Sprachen, so wie auch im Lateinischen, *nie*, eins der vielen Argumente, die sich gegen die directe Abstammung der Deutschen von den Persern aufbringen lieſsen; der Grieche verwandelt *σ* oft genug in den *spiritus*, aber nie sein *χ* in *σ*. Die Klangähnlichkeit beweiset ebenso wenig immer für, als selbst völlige Lautverschiedenheit gegen innere Identität solcher Wörter, welche sich der Bedeutung nach zwanglos zu einander fügen. Wer würde das Osset. *cho* und das Engl. *sister*, wer *tanha* im *Pali* und das Nhd. *durst*, jene identisch und diese verwandt glauben? und doch läſst sich der Beweis so bündig führen, als es nur immer in der Grammatik möglich ist, wenn es gleich nicht in zwei Zeilen geschehen kann. Wir wählen daher ein anderes Beispiel zum Beweise trügerischen Scheines; *hû-ner* (*virtus*) im Pers. ist aus den Sanskr. Wörtern *su+nri* (*bonus vir*) mittelst eines untergegangenen Suffixes gebildet, deſshalb kann ihm nicht das Engl. *honour*, obwohl dieses der Verf. thut, identificirt werden; denn dieses ist das Lat. *honor*, organisch: *honos*; im Lat. steht aber *h* nie statt *s*, im Persischen nie *r* st. *s*. Bloſs *lautliche* und *etymologische* Identität sind demnach wesentlich von einander unterschieden, und beide treffen nur selten zusammen; diese, nicht jene, hat die Sprachvergleichung zu ihrem eigentlichen Gegenstande.

Ist der Verf. in diesem Theile, wenn auch oft im Irrthume, doch nicht unbesonnen, so läſst er dagegen in dem ersten, der 13 Kapitel zählt, trotz allem anscheinenden Skepticismus und trotz aller Ereiferungen gegen die *system-makers* und deren Hypothesen seinen Vermuthungen die freie Bahn, wohin sie nur immer laufen wollen; diesen sind jedoch allerdings zuweilen einige helle Blicke und gesunde Urtheile beigemischt, die sich aber oft in Gesellschaft der paradoxesten und lächerlichsten Einfälle und Behauptungen sonderbar ausnehmen. Während er z. B. auf der einen Seite ohne irgend ein Bedenken meint, die Etruskische Sprache müsse Griechisch gewesen sein, weil Griechen berichten, daſs die Lydier in ihren Sitten viel Griechisches gehabt, so läugnet er auf der anderen frisch weg die Unterscheidung des Medischen Reiches von dem Persischen vor Cyrus, der Griechen Zeugnisse bloſs in Folge des Schweigens der Parsen und Muhammedanischen Schriftsteller verwerfend, und die Zend- und Pehlvi-Sprache entweder mit Richardson für Priestererfindung oder für sonst ein *je ne sais quoi* erklärend.

Im ersten Kapitel wird festgesetzt, daſs es *keine*

Ursprache gebe; im zweiten und dritten, dafs die Hebräische oder Arabische Sprache nicht für solche angesehen werden könne, und im fünften und sechsten ebenso die Skythische und Keltische Hypothese bekämpft.

Mit Englischer Breite geschrieben, langweilig und heutiges Tages völlig überflüssig! Das Problem von der Auffindung Einer Ursprache, aus deren Schoofse alle übrigen hervorgegangen wären, ist schon längst in seiner Nichtigkeit erkannt und mufs im Verhältnisse des inneren und äufseren Wachsthums der Sprachkunde immer ungereimter erscheinen. Theologen brachten vorzüglich das Problem in Anregung und Theologen waren es hinwiederum, welche ihnen unbewufst, die Waffen gegen sich, nämlich Grammatiken und Wörterbücher, die Missionäre zu Verfassern hatten, schmiedeten.

Im vierten Kapitel wird des Verfs. Hypothese von der Verbreitung der zum Indo-Germanischen Stamme gehörenden Völker, welcher allein zu Liebe das ganze Buch geschrieben scheint, angeknüpft und in Kap. 7—12. mehr im Einzelnen entwickelt. Das kurze Facit jenes unerquicklich langen Hinundherredens in denselben besteht darin, dafs Babylon mit seinem Umkreise zum Ursitze der Sanskritsprachen gemacht wird; von dort sei ostwärts eine, mit Chaldäischer Weisheit versehene (S. 200.) Kolonie nach Indien, eine zweite nach Persien gegangen. Das Persische sei aber von undenklichen Zeiten die *einzige* (!) Sprache des Persischen Reiches gewesen und habe, ihrem Baue nach vom Sanskrit und Germanischen durchaus (!) verschieden, sich nur mit Sanskritwörtern geschwängert; jeder sieht, dafs von dieser Ursprünglichkeit der Persischen Sprache kein Wort wahr ist. Zur Zeit der Eroberung des Babylonischen Reiches durch Ninus und in Folge deren (1260 v. Ch.; 200 vor Troja's Eroberung) hätten sich auch die Pelasger von Mesopotamien aus nach Kleinasien, und von da nach Griechenland und Italien gewandt, sie, die Väter der Griechen, Lateiner und Etrusker; aber auch die Germanen seien nicht aus Scandinavien gekommen, sondern Thraker und somit auch ursprüngliche Pelasger; die Slaven vergifst er ganz. Das Sanskrit endlich wird für die *Muttersprache* des Griech., Lat. und Germanischen *or at least as the language, which has best preserved the undeniable marks of their common parentage*, erklärt, wovon nur das letztere wahr ist.

Es wäre ein undankbares Unternehmen, alle die Mifsgriffe und Ungereimtheiten z. B. den, dafs das Griech. Alphabet, obwohl Namen und Folge der Buchstaben dies allein schon darthun, *nicht* phönikisch, sondern von Babylon mitgebracht sei, wobei er vergafs, dafs Entlehnung der Schrift keine Annahme einer Sprache voraussetze, solche also, deren sich der Verf. in reichem Maafse schuldig machte, aufzuzeigen; für seine Hypothese weifs er auch nichts Besseres beizubringen, als dafs Babylon schon frühe in grofser Herrlichkeit erscheine und unerwiesen sei, dafs jene Gegenden bei der Dämmerung der Geschichte Semiten bewohnt hätten. Dessen ungeachtet kann man nicht im Allgemeinen den Versuch tadeln, für die Indo-Germanischen Sprachen einen Mittelpunct in Asien aufzusuchen, von welchem sie später nach Ost und West ausgingen, und auf solche Weise das unläugbare Factum der Sprach-Verwandtschaft so vieler weit verbreiteten Völker einigermafsen zu *erklären*. Klar ist es, dafs sämmtliche Indo-Germanischen Sprachen einst in dem gemeinsamen Schoofse einer durch deren Verstreuung verschwundenen Mutter neben einander lagen; wo aber war deren Heimath? In Asien gewifs; gewifs in dem Streifen, der südwestlich, so weit die Geschichte reicht, von Semiten; nördlich von Scythen, welchem Stamme diese auch angehören mochten, begrenzt ward. Eine so im Allgemeinen gehaltene Angabe *mufs* uns genügen, und ein thörichtes Beginnen ist es, noch ein geschichtliches Datum angeben zu wollen, das jene Völkerwanderungen veranlafst haben könnte. Die Phrygische Sprache war dem Zeugnisse des Eudoxus bei Strabo zufolge, dem Armenischen verwandt — eine Nachricht, die wie irgend eine aus der Armenischen Sprache erläutert zu werden verdiente; und es ist mehr als wahrscheinlich, dafs im Norden und in der Mitte Kleinasiens Sprachen dieses und nur im Süden solche Semitischen Stammes herrschten. Zudem sind in Europa die 3 Sanskritsprachfamilien, wie schon ihre geographische Stellung lehrt, eine verhältnifsmäfsig junge Formation, aufgeschichtet und aufgeschwemmt auf den Granit der Iberer, Kelten, Kymren und durchmengt mit dem verwitterten Gestein anderer, in Trümmer zerschlagener Europäischer Völker.

Ebenso wenig ist es eine geradezu verwerfliche, schon oft geäufserte, aber noch lange nicht genug begründete Meinung, dafs die Sanskritsprache von Norden her in Indien eingeführt, und die Kasteneintheilung ein dem ureingebornen Indervolke von aufsen her aufge-

drungene Einrichtung sei. Es wäre zu wünschen gewesen, der Verf. möchte gerade bei dieser Frage weniger succinct gewesen sein, und uns durch Facta, den Indischen Volksmundarten entnommen, belehrt haben, dafs und welchen unter ihnen wirklich das Sanskrit nur aufgepfropft sei. Was wir darüber erfahren, beschränkt sich aber auf Folgendes. Alle in einheimischen Mundarten verfafsten *Schriften* sind mit Sanskritwörtern zu sehr überfüllt, als dafs sie deren wahren Grundcharacter hinreichend erkennen liefsen, wie denn auch manche Schriftsteller z. B. Colebrooke dadurch in Irrthümer geführt seien; diesen müsse man möglichst aus der Sprachweise der Eingebornen selbst zu erforschen suchen, und es ergebe sich alsdann, dafs die Basis dieser Sprachen völlig von der des Sanskrits verschieden sei (S. 205.). Er glaubt nun zwei unter sich und vom Sanskrit wesentlich unterschiedene Sprachfamilien, eine im Süden, die andere im Norden des Krischna annehmen zu können, und äufsert die Vermuthung, dafs die zu ihnen gehörigen Völker einst zwei grofse blühende, später in kleinere Staaten zerfallene Königreiche gebildet haben möchten (S. 207.). Diese Sprachfamilien sind bei ihm nun 1) *im Norden des Krischnaflusses* eine alte ausgestorbene Sprache, die man die von *Kanyakubja* oder *Kanoge* nennen könne, die Mutter des *Marattha*, *Gurjerate*, *Hindi*, *Bengali*, *Panjabi*. 2) *In dessen Süden:* eine ausgestorbene Muttersprache, die füglich mit dem Sanskritnamen *Andhra* belegt werden könne, um den des *Telinga* oder *Telugu* dem Hauptdialekte dieser Familie aufzubewahren; ihre Abkömmlinge seien das *Tamil*, *Malayalam*, *Telinga*, *Canara*, *Tulava* (S. 222.). Das *Hindi* müsse als die Basis des jetzigen *Marattha* und *Gurjerati*, und, wenn er nicht irre, aller Nordindischen Mundarten angesehen werden; es sei daher von der äufsersten Wichtigkeit zu bemerken, dafs Dr. Hunter's *Hindustani Dictionary* über 6000 Wörter enthalte, die nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Sanskrit hätten; dafs ferner, da das *Hindi* keine Zusammensetzung und selbst keine sehr ausgedehnte Modification des Stammwortes zulasse, und das, aus Hindi, Persischem und Arabischem zusammengesetzte *Hindustani* nicht mehr als 18,000 Wörter enthalte, vernünftiger Weise geschlossen werden dürfe, es sei wenigstens die Hälfte des *Hindi* im Gebrauche geblieben, und dieses radikal vom Sanskrit verschieden, und nicht von ihm abgeleitet. Allerdings wäre schon die blofse Feststellung dieser zwei angeblichen Sprachfamilien höchst wichtig und willkommen, aber, trotz seiner grofsen Unbekanntschaft mit den Indischen Volksmundarten, wagt doch Ref., derselben keinen vollen Glauben zu schenken. Der Verf. giebt an, nur mit dem *Marattha*, *Gurjerati*, *Hindi* im N. und dem *Malayalam* im S. des *Krishna* bekannt zu sein (S. 203.), und hat seine Angaben über die südlichen Mundarten blofs von Ellis zu Campbell's *Teloogoo Grammair* entlehnt. Er hatte ferner eine Hypothese zu vertheidigen, und, wenn man bedenkt, wie sehr er sich rücksichtlich des Persischen täuschen konnte, indem er die Destruction ihres Baues für Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit, ihre Einfachheit für die Einfalt der Jugend statt für die des abgelebten Alters, dem bereits Haare und Zähne ausgefallen, nehmen konnte, und dafs er (S. 201.) den Gebrauch von Auxiliarverben, und von Postpositionen in der Declination als *wesentliche und Stammes*-Unterscheidungszeichen der Indischen Volksmundarten geltend macht, nach welchem Grundsatze auch die Romanischen Sprachen von dem Latein stammverschieden erachtet werden müfsten, so sieht man leicht, dafs mit jener Eintheilung noch so gut wie nichts gewonnen ist.

Ist schliefslich noch ein Gesammturtheil über das Buch erforderlich, so kann sich Ref. nicht anders als dahin erklären, dafs dessen Ertrag für die Wissenschaft höchst gering ausfällt und dafs es leicht für eine Arbeit, die, wie desselben Verfs. Marattha-Wörterbuch, irgend eine andere Indische Mundart, mit Enthaltung von allem, unfruchtbarem Räsonnement, behandelte, hingegeben werden könnte. Warum verkennen doch Männer, die im Tumulte des Geschäftslebens zu allgemeinen Betrachtungen zu wenig Ruhe und Zeit haben, nur zu oft das wahre Interesse der Wissenschaft, indem sie dieselbe mit unhaltbaren Räsonnements statt mit nackten, aber werthvollen Facten zu bereichern vorziehen? — Möge die Länge dieser Anzeige durch das allgemeinere Interesse, welches bereits die vergleichende Sprachforschung zu erregen anfängt, durch die Neugierde, welche leicht zu hohe Erwartungen an ein, über jenen Gegenstand in Asien verfafstes Werk knüpft, durch die Erwägung endlich, dafs uns die Engländer, so vieler äufserer Aufforderung dazu ungeachtet, nur selten mit sprachvergleichenden Werken beschenken, entschuldigt werden. Wie übel es bei ihnen noch in diesem Fache bestellt sei, beweiset unser Buch theils dadurch, dafs es noch

Meinungen zu widerlegen sucht, denen wir längst den Abschied gegeben, theils durch seine eigne Unvollkommenheit: zu eben diesem Beweise würde, und zwar in zehnfach höherem Grade, ein Vorgänger und Zwillingsbruder unseres Werkes: *History of the European languages by the late Alex. Murray 2 Voll.* 1823. angewandt werden können, wenn dasselbe nicht — das zweite Unrecht, welches diesem *opus posthumum* zugefügt ward — einen Deutschen Uebersetzer und Bearbeiter, welchen es nimmermehr verdiente, gefunden hätte. Die Anwendung des Satzes, dafs *to confute absolute nonsense is surely as ridiculous as to write it*, welche unser Vf. S. VI. auf dasselbe macht, ist ein zwar strenges, aber, Einzelnheiten abgerechnet, gerechtes Urtheil, das Ref. aus voller Ueberzeugung nicht blofs nach-, sondern auch zu unterschreiben, keinen Anstand nimmt. Ernsthafter, nicht blofs ironischer Weise die ganze Fülle der Europäischen Sprachen sammt der des Sanskrits und des Persischen aus 9 willkürlich ersonnenen, ich wiederhole es, ersonnenen Wurzelsylben, auf welche die Ursprache derselben einst beschränkt gewesen sein soll, hervorgehen zu lassen, ist ein Gedanke, der, ich weifs nicht zu sagen, ob unter oder über, jedenfalls aufser den Gesetzen alles gesunden Denkens liegt; ein Gedanke, derjenigen Wissenschaft — wenn man das Wort so arg mifsbrauchen will — angehörig, die sich zur Sprachwissenschaft, wie Astrologie zur Astronomie, verhält; — und dieses ist der Grundgedanke, welcher sich durch das ganze Buch hinzieht! —

Aug. Friedr. Pott.

V.

Der Monismus des Gedankens. Zur Apologie der gegenwärtigen Philosophie am Grabe ihres Stifters. Von Carl Friedr. Goeschel. Naumburg, bei Eduard Zimmermann. 1832. S. 88.

Unter den vielen Stimmen, welche sich gleich nach dem Tode des Stifters der gegenwärtigen Philosophie erhoben haben, ist vielleicht diese Apologie die einzige von gar keinem Mifslaut getrübte Stimme. „Hegel starb in denselben Novembertagen, in welchen diese wenigen Blätter niedergeschrieben wurden. Mit ihnen hoffte der Verf. den Lebenden zu begrüfsen; aber es war anders beschlossen, — die Blätter fallen auf sein Grab. Er starb an demselben Monatstage, wie vor 115 Jahren Leibnitz, dessen Monadologie nunmehr in der speculativen Logik zum Monismus des Gedankens sich verklärt hat. Und sein Leichnam ruht neben Fichte, mit welchem er ein Ziel verfolgte; denn was dieser als das Nothwendige wollte, das hat Hegel erreicht, was Fichte im concreten Ich suchte, das war Hegel im reinen Denken als dem Sein, im Begriff, zu finden bestimmt. Nun sind alle drei vereinigt in Frieden".

Dazu bemerkt der Vf. in seinem Vorwort, dafs diese Abhandlung über den Kernpunct der gegenwärtigen Philosophie sich an die Schrift des Hrn. Prof. Weifse in Leipzig anschliefse, die „über den gegenwärtigen Standpunct der philosophischen Wissenschaft, in besondrer Beziehung auf das System Hegels" betitelt ist, und welche an diesem Kernpunct gescheitert sei. Dies Buch ist eine von den gegen die Hegelsche Philosophie gerichteten Schriften, welche Hegel selbst noch in diesen Jahrbüchern theils schon gehörig gewürdigt hat, theils noch zu kritisiren beabsichtigte. Mit der Weifseschen Schrift wollte er die Kritik weiter fortsetzen, — als er von hinnen schied. Der Vf. nimmt den Kampf wieder auf, und hat sich dazu jenes Buch von Weifse ausersehen, weil er meint, dafs es als ein verständiges Product der gegen die Hegelsche Philosophie gerichteten Zeit, und als eine gemeinsame Anklage Vieler gegen dieselbe zu betrachten sei. Demnach hat er diese Apologie nach ihrem allgemeinen Inhalt für alle Gegner der speculativen Philosophie bestimmt, und hofft, dafs sie zur Verständigung der Philosophie recht sehr dienlich sein möge. Ist sie gleich in der Form einer Recension geschrieben, so hat sie doch nur die Form mit gewöhnlichen Recensionen gemein, indem zu wünschen wäre, dafs andre Recensionen über Werke speculativen Inhalts, und selbst vielbelobte, denselben wissenschaftlichen Werth hätten.

Wir stimmen dem Vf. darin bei, dafs unter all den Schriften, welche gegen die Hegelsche Philosophie erschienen sind, die Weifsesche Schrift sich insofern auszeichnet, als Hr. Weifse vor seinen andern Mitgenossen den Vortheil voraus hat, mehr in dieser Philosophie selbst unterrichtet zu sein. Denn auch die gegenwärtige Philosophie hat, wie andre vor ihr, Gegner gefunden, deren Unwissenheit nur von der Frechheit überboten worden ist, womit sie dieselbe vorgebracht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 10.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Der Monismus des Gedankens. Zur Apologie der gegenwärtigen Philosophie am Grabe ihres Stifters. Von Carl Friedr. Goeschel.

(Fortsetzung.)

Mit solcher gänzlichen Unwissenheit ist aber nicht das *Nichtwissen* zu verwechseln, das noch bei Vielen der Standpunct der philosophischen Bildung der Zeit ist, und welches erst die Hegelsche Philosophie, als die Philosophie des absoluten Wissens, völlig zu überwinden angefangen hat. Die Philosophie des Nichtwissens, die theils noch der kritischen Periode der Reflexion, theils der Unmittelbarkeit des Fühlens und Glaubens angehört, und welche sich selbst noch in die Schellingsche Philosophie hinein fortgesetzt hat, scheint uns die Hauptrichtung zu sein, worin sich alle andre Richtungen der Zeit in ihrem Widerstreben gegen die Philosophie des absoluten Wissens als den gegenwärtigen Höhepunct der Wissenschaft vereinigen.

Wenn man mit dieser Bildung der Zeit an das Studium der Hegelschen Philosophie geht, so erklärt es sich leicht, dafs dasselbe ohne Kampf nicht statt finden kann. Denn weil der Verstand das vornehmste Ferment dieser Bildung ist, hält es schwer, sofort von der starren Verstandesform zu lassen, und die dialectische Energie der Vernunft über dieselbe zu erkennen und anzuerkennen. Leicht ist davon die Folge, dafs wenn man nicht durch anhaltendes Studium über den endlichen Verstand zuletzt Herr geworden ist, man sogar wohl mit demselben gegen jene Energie der Vernunft gemeinschaftliche Sache macht, nnd wegen des Rückfalls in die Unmittelbarkeit und Endlichkeit sich der speculativen Erkenntnifs entgegenzustemmen anfängt. Im ersten Eifer kann es nicht fehlen, dafs man gegen das absolute Wissen ankämpfend in seiner Vorstellung und Meinung bestärkt wird, man sei durch den Kampf selbst schon über dasselbe hinaus, noch ehe man recht hinein ist. Jedoch ist über das absolute Wissen hinauszugehen unmöglich, und wenn man darüber hinaus möchte, geschieht es, dafs man daneben hinaus kömmt, und dem Nichtwissen verfällt.

Dies ist im Allgemeinen der Standpunct von Weifse's Polemik gegen die Hegelsche Philosophie, welche Polemik überhaupt die des Nichtwissens gegen das absolute Wissen ist. Deshalb sehen wir dieselbe von dem Standpunct des letztern ausgehend immer fort auf den Standpunct der kritischen Reflexion und der Unmittelbarkeit zurückfallen. Zugleich steht sie häufig mit der Schellingschen Unmittelbarkeit intellectueller Anschauung auf diesem Standpunct, von welchem aus sie das absolute Wissen, indem sie dasselbe mifsversteht, bespricht, ohne von der Stelle zu kommen. Auch finden wir diese Polemik des Nichtwissens, die das absolute Wissen in ihr Bereich herabzieht, und deshalb zu etwas anderm macht, als es ursprünglich ist, in einer spätern erschienene Aesthetik von Weifse, deren wissenschaftlicher Standpunct eine Zwittergeburt von Nichtwissen und Wissen neben einander ist. Zugleich ist diese Schrift voll von Mifsverständnissen auch andrer vom Standpunct des absoluten Wissens verfafsten Schriften, denn sie dichtet denselben allerlei an, und spricht alsdann mit vieler Prätension darüber ab. Indem in den Anmerkungen dieser Aesthetik, auf welche auch der Vf. sich hie und da bezieht, das Nichtwissen neben den §§, deren Inhalt das Wissen sein soll, stets her läuft, hat das Wissen das Nichtwissen als seinen Schatten immer neben sich, weshalb dasselbe anstatt zum Lichtglanz verklärt zu werden, vielmehr im vollkommensten Dunkel verhüllt bleibt.

Es liegt nahe, dafs das Nichtwissen, in der Meinung, gegen das über alle Gegensätze hinaus liegende absolute Wissen dennoch einen Gegensatz auszumachen, sich dasselbe als mit einem Mangel behaftet vorstellt, weil das Absolute, wenn es wirklich einem andern gegenüber und entgegengesetzt wäre, einseitig sein würde.

In dieser falschen Vorstellung pocht das Nichtwissen immer auf ein Weiterbringen der Wissenschaft, ohne dieselbe wirklich zu fördern. Es bleibt beim Sprechen und Reden, das selbst schon für einen Fortschritt ausgegeben, ja sogar wohl als ein eignes System bezeichnet und angepriesen wird, ohne zu bedenken, dafs wenn es anders wirklich ein System ausmachte, dasselbe aus dem Nichtwissen erwachsen wäre, aber dies System alsdann kein Fortschritt, sondern vielmehr ein Rückschritt sein würde. Auch scheint die Zeit der Systeme des Nichtwissens vorüber zu sein. Uebrigens ist ein solch' eignes System gewöhnlich nur auf dem Titel der Schrift, oder in der Vorrede bemerklich gemacht, und wenn es hoch kommt, in einzelnen Eintheilungen und Subdivisionen derselben angehängt, und für nichts mehr als für einen bloßen Schematismus und eine bloße Spielerei zu achten. Anstatt auf dem Standpunct des Wissens und der wirklichen Erkenntnifs etwas vor sich zu bringen, und anstatt des Geredes vom eignen System, das nirgends zu finden ist, dem Gedanken die Ehre zu geben, hört sogar, wenn der Versuch gemacht wird, vom Standpunct des absoluten Wissens etwas zu erarbeiten, dies Gerede von der eignen Ansicht nicht auf, so dafs das Wissen und die Erkenntnifs gleichsam nur zur Folie der Eitelkeit dient, und die wissenschaftliche Darstellung, welche die Natur der Sache ausmachen soll, verräth deshalb theils die bloße Künstlichkeit, theils dringt sie zur wirklichen Erkenntnifs des Gegenstandes nicht hindurch. Aber in philosophischer Darstellung ist nichts widriger, als wenn der Vf. gar nicht müde wird, immer von sich zu reden, weil wir die Sache abgesehen von aller Subjectivität dargestellt erblicken, und am wenigsten an die Subjectivität des Vfs. erinnert sein wollen.

Solche nun, die gewöhnlich sagen, dafs sie sich zur Hegelschen Schule zwar bekennen, aber innerhalb derselben ihr eignes System haben, und von welchen Weifse sich wohl noch am meisten hervorthut, haben an unserm Vf. im eigentlichen Sinn des Worts ihren Mann gefunden, indem er die so grofsen Mängel und Blöfsen ihrer Polemik gegen die Philosophie des absoluten Wissens allseitig aufdeckt. Dies gelingt ihm insbesondre dadurch, dafs er ihnen sonnenklar nachweist, wie ihre Polemik überall nur aus dem Mifsverständnifs der speculativen Philosophie hervorgeht, und wie sie deshalb nur mit einem Schatten kämpfen. Indem er gesteht, dafs Weifse bis auf einen gewissen Punct die Hegelsche Philosophie wirklich in sich aufgenommen und verstanden habe, aber demohngeachtet die gangbare Meinung vertrete, welche von jeher der wirklichen Philosophie Widerstand geleistet, bemerkt er weiter, das diese Meinung der Erbfeind aller Philosophie, der *Dualismus* sei, welchen völlig überwunden, und aus seinen letzten Bollwerken vertrieben zu haben, gerade das Verdienst der gegenwärtigen Philosophie sei. Diese, die Philosophie des absoluten Wissens, nennt er dem Dualismus gegenüber *Monismus*, welcher auf der ursprünglichen Einheit beruhe, so dafs derselbe der Anfang oder das Erste sei, aus dem sich die Zwei, die in ihm eins ist, entwickeln, wogegen der Dualismus es nur zu einer unbegreiflichen Verbindung seiner Zwei zu bringen vermöge, und diese Verbindung das Ende sei, in welches die Zwei zusammenlaufe. Und in der That ist der Dualismus das eigentliche Princip des Nichtwissens, weil sein Element der Gegensatz von Inhalt und Form, von Sein und Denken ist, weshalb der Vf. mit Recht sagt, dafs derselbe in allen seinen Stadien mitten im Spiritualismus einen Rest von *Materialismus* oder *Naturalismus* an sich behalte. Da das absolute Wissen in der Einheit von Inhalt und Form besteht, kann die Polemik des Nichtwissens gegen dasselbe nur vom Standpunct des Unterschiedes von beiden statt finden. Denn das Nichtwissen mufs, um sich geltend zu machen, sofort einen ursprünglichen und wirklichen, oder bleibenden Unterschied zwischen Inhalt und Form statuiren. Aber auf diesem Standpunct des Nichtwissens wird das absolute Wissen, welches den Unterschied flüssig macht und überwindet, gänzlich mifsverstanden und verdreht. Dies zeigt sich nun insbesondre darin, wie Weifse die Logik des absoluten Wissens in Verhältnifs zur Natur- und Geistesphilosophie auffafst, und ganz falsch die Logik als den ersten, und die Natur- und Geistesphilosophie als den zweiten Theil der Wissenschaft betrachtet, (da doch die Naturphilosophie und die Philosophie des Geistes zu der Logik als dem ersten Gliede das zweite und dritte Glied bilden), wodurch die Logik die Bedeutung der gemeinen Logik als einer blos formalen Allgemeinheit erhält, und ihre wahre Natur, welche in der Realität des Gedankens besteht, gänzlich verliert. Die speculative Logik, deren Inhalt die freie Allgemeinheit ist, wird zu einer bloßen Nothwendigkeit degradirt, und ihre Kategorien, die alles entfesseln, werden als Zwang angesehen, weshalb nicht verstanden wird, dafs

in der Logik aus den nothwendigen Kategorien des Seins und Wesens sich der Begriff bereits als das Freie selbst entwickelt hat, so dafs der Kernpunct dieser Wissenschaft nicht erkannt ist. Darum soll die Realität erst in der Sphäre der Natur und des Geistes zur Logik hinzukommen, so dafs, wie schon oft und von jeher geschehen ist, dualistisch die Materiatur zur Ergänzung und Erfüllung der Logik ganz unphilosophisch postulirt wird. Unser Vf. geht diesem Mifsverständnifs in allen Wendungen nach, indem er zeigt, wie zwar die Logik erst in den realen Wissenschaften der Natur und des Geistes concret, oder darin die logische Allgemeinheit zum Besondern werde, aber, weil es im logischen Gedanken seine Wurzel habe, seine Wirklichkeit nicht von der logischen Natur, als der immanenten Vernünftigkeit von allem, wesentlich verschieden sei. In solchem Bestreben, den Unterschied von Nothwendigkeit und Freiheit zu fixiren, das Denken als blos nothwendig und die Wirklichkeit dem Denken gegenüber als frei zu bestimmen, zeigt sich, dafs der Dualismus so recht das Nichtwissen dessen ist, was denn das Wirkliche eigentlich sei. Denn das Wirkliche mufs, weil es der Vernunft entgegengesetzt und deshalb vernunftlos fixirt wird, aller Erkenntnifs unzugänglich und undurchdringlich sein, weshalb es nicht gewufst werden kann. Weifse hält wie Kant und Fichte am sinnlichen Dasein als einem solchen fest, das starr der Vernunft und Erkenntnifs gegenüber nicht erkannt werden könne. Oder auch wird ihm, wie der Vf. bemerkt, die Materie, gleich wie Schelling, zu einer unbekannten Wurzel, zu dem Dunkelsten aller Dinge, ja zu dem Dunkeln selbst, aus deren Erhebung alle Bildungen und lebendigen Erscheinungen der Natur hervorgehen, wo noch hinzukomme, dafs eben dieses Dunkle nicht als das Niedrige, sondern als die *Hauptsache*, als das *Mehr* gegen den Gedanken betrachtet werde. Demnach wäre das Nichtwissen mehr als das Wissen, oder wäre die Vernunft nicht wirklich, sondern wäre das Wirkliche mehr als vernünftig, weil keine Vernunft darin zu finden ist.

Hiemit, sagt der Vf., spreche Weifse die vulgäre Meinung der Unmittelbarkeit der Wahrheit aus, welche in der Philosophie ihre Vermittlung finde, indem er das Vernünftige, nämlich die absolute Formbestimmung als die unbedingte Grundlage und *conditio sine qua non* des Wirklichen bestimme. Nach diesem Ausspruch wäre freilich das Fundament der Philosophie blofse Grundlage, nicht Ursprung und Quelle. Wenn die reale Erscheinung nicht aus der logischen Idee des absoluten Wissens abgeleitet und ergründet werden könnte, weil dieselbe mehr sei, als die Idee, so wäre der logische Gedanke nichts weiter, als nur jene Grundlage und *conditio sine qua non*, aber als solche *conditio* keine Vernunft mehr, weil derselbe keinen Inhalt hätte. Das Verhältnifs des logischen Gedankens zur Natur und zum Geist kann deshalb solche Grundlage nicht sein, sondern was wir in ihm als in der Vernunft subjectiv haben, das finden wir in Natur und Geist äufserlich oder objectiv vor, zum Beweis, dafs der Gedanke nicht blos subjectiv, sondern auch objectiv ist, und diese Objectivität nicht als ein Mehr fremd und äufserlich zu ihm hinzukommt, sondern dafs er diese Bestimmung schon an ihm selbst hat. Oder, wie der Vf. sich ausdrückt, dafs was die Idee (der logische Gedanke) als reale Bestimmung sei, dies in der Natur und im Geist als realisirte Bestimmtheit erscheine, weshalb alles darauf ankomme, diese Bestimmtheiten nicht blos in der Totalität, welche sie für sich als besondre Sphären bilden, sondern auch in der logischen, die Bestimmtheiten als Bestimmungen, die Bestimmungen als Momente enthaltenden Totalität zu erkennen. Dafs der Vf. den Unterschied des logischen Gedankens von Natur und Geist in's Licht zu setzen sich genöthigt sieht, veranlafst ihn noch weiter, insbesondre über den fast allgemein, sowohl in als aufserhalb der Schule, mifsverstandenen Anfang der Logik, nämlich dafs das Sein eins mit dem Nichts sei, treffliche Bemerkungen zu machen. Nun ist wohl gewifs, dafs es die Aufgabe der neueren Philosophie von Cartesius an gewesen ist, in der Philosophie von Nichts auszugehen. Aber aufser Hegel ist es keinem Philosophen gelungen, in der Erkenntnifs mit dem Sein, als dem Abstract-allgemeinen, das, weil es noch nicht bestimmtes Sein oder nicht Etwas, und darum nichts ist, anzufangen, mit einem Wort, nichts vorauszusetzen. Der Vf. meint sehr richtig, dafs der Verstand nach seiner Weise sogleich die Frage bei der Hand habe, woher das wirkliche Sein komme, das mehr sei, als das blofse Sein, als das mögliche? Dies nun erkläre die Hegelsche Philosophie, indem sie lehre, dafs dasselbe aus dem allgemeinen Sein als dem unmittelbaren Begriff, und dessen allgemeiner Fortbewegung hervorgehe, weil es sonst nirgends herkommen könne. Dagegen meint der Verstand und das Nichtwissen, es komme wo an-

ders her, nur dafs er gesteht, nicht zu wissen, woher. Dies ist denn auch die Meinung Weifses, dafs man nicht wissen könne, woher es komme. Also wie das Mögliche wirklich wird, soll unbegreiflich sein, da doch das Wirkliche, ohne dafs es möglich ist, oder ohne dafs es wird, nicht sein kann. Oder auch kömmt das wirkliche Sein (Natur und Geist) aus dem möglichen, dem reinen Sein (Logischen) deshalb, weil dies sein Anfang, oder weil dies, was es wird, noch nicht ist, aber ohne dafs es wirklich und nothwendig ist, nichts ist.

Da im Anfang der Philosophie das absoluten Wissens das Ende schon verborgen liegt, und damit der Anfang ohne das Ende nicht ist, kömmt der Vf. auch auf die Methode der Hegelschen Philosophie zu sprechen, darauf nämlich, dafs diese Methode auf der unzertrennlichen Verbindung zwischen dem Besondern und Allgemeinen, auf dem Kreislauf beruhe, in welchem das Erste auch das Letzte sei, weil beides Eins ist, wie das Senfkorn eben sowohl die Frucht des Baumes sei, als der Saame, aus welchem der Baum wieder erwachse. In dieser Beziehung sagt der Vf., dafs in der Hegelschen Philosophie nicht der Anfang, welcher das Sein ist, sondern das Letzte, nämlich der absolute Geist, das Erste sei. Dies mag denen gesagt sein, welche stets im Munde führen, dafs der logische Gedanke in dieser Philosophie das Höchste und Letzte sei, anstatt er doch nur für den Menschen dasjenige ausmacht, wovon in *der Erkenntnifs* auszugehen ist. Hiezu bemerkt der Vf. noch, dafs wenn wir in der Erkenntnifs mit Gott anfangen, anstatt mit ihm zu enden, wir in Pantheismus gerathen, und, wenn wir mit Ewas, anstatt mit Nichts anfangen, wir auch nicht besser daran sind. Denn wenn wir analytisch entweder vom Nicht-Ich (sinnlichen Anschauung und Wahrnehmung), oder von dem concreten Ich (Selbstständigkeit des Gedankens) ausgehen, und das andre Glied des Gegensatzes eigenmächtig ausschliefsen wollten, stürzten wir entweder in Realismus oder in Idealismus; und setzten wir jene beiden Glieder als gleich berechtigt voraus, um sie auf synthetischem Wege zu verbinden, würden wir im Dualismus stecken bleiben, welcher darum keine Befriedigung gewähre, weil seine Materie dem Licht widerstrebe.

Es ist eine gewöhnliche Vorstellung des Dualismus und Nichtwissens, dafs der logische Gedanke alle Realität, und damit auch die Individualität und Persönlichkeit gefährde. Dagegen zeigt der Vf., dafs derselbe im Gegentheil nicht nur diese Realität, sondern selbst auch in seiner Vollendung, in dem Gipfel der Methode, die Individualität als höchste Persönlichkeit an sich habe, und dieselbe als seine Bestimmung erkenne. Wenn ferner der Dualismus ein Inneres der Natur statuirt, weil er die Materie als ein Mehr des Gedankens ansieht, und auch Weifse auf ein Inneres der Natur hinweist, das nicht aus dem Gedanken soll abgeleitet und begründet werden können, so widerlegt der Vf. auch solche Vorstellung gründlich, indem er zur Genüge zeigt, dafs der Natur ein Inneres nur insofern zukomme, als sie Mehr als Natur ist. Indem dies Mehr der Geist sei, zu welchem die Natur sich aufhebe, weil sie sich mit demselben im flüssigen Zusammenhang befinde, und deshalb bei sich selbst nicht stehen bleibe, entwickelt der Vf., wie ein Inneres der Natur durch die Verirrung des Gedankens entstehe, welcher das Wesen der Natur als das eigentlich Reale in der Natur als dem Aeufsern suche, anstatt dafs das Innere der Natur nur im Geist, welcher die Wahrheit der Natur ist, zu finden sei. Und so lange müsse das Denken mit dem Materialismus behaftet bleiben, als dasselbe auf Hallersche Weise entweder von aufsen realistisch, oder blos idealistisch verfahre, wogegen die vermeinte Undurchdringlichkeit der Materie wirklich durchdrungen und überwunden werde, wenn das Denken die äufserlich abstracte Bestimmtheit, welche die Materie ist, als immanente Bestimmung an ihm selbst erkenne, und an den angeblichen Eigenschaften der Materie seine eigenen Momente der Reflexion in sich und deren Negation auch aufser sich entdecke. Wenn deshalb Weifse Methode, Raum und Zeit erst aus der logischen Idee ableiten will, so belehrt ihn der Vf., dafs nach Hegel die Methode nicht ein aus der Logik erst abzuleitendes Moment, sondern der Bau dieser Wissenschaft selbst ist, und dafs Raum und Zeit schon aus dem Sein nach dessen Qualität und Quantität sich ergeben, und dafs zuletzt die Materie, welche ausschliefslich der Natur angehören soll, ebenfalls nach ihrem Begriff in der Logik enthalten sei, indem dieser Begriff sich in der Sphäre des Wesens an der Dingheit ergebe.

(Der Beschluſs folgt.)

№ II.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Der Monismus des Gedankens. Zur Apologie der gegenwärtigen Philosophie am Grabe ihres Stifters. Von Carl Friedr. Goeschel.

(Schluſs.)

Da nach Weiſse das Gebiet der Naturphilosophie nicht mit Raum und Zeit, sondern mit der Materie beginnen soll, um mit Freiheit in die Nothwendigkeit, als welche Raum und Zeit (nothwendige Formen) bestimmt werden, einzugehen, so daſs die Materie eine unbekannte Sache bleibt, welcher der Gedanke nichts anhaben kann, bemerkt der Vf. dagegen mit Recht, daſs wenn der Materie eine von dem Denken unabhängige Realität zugeschrieben werde, dies den Widerspruch enthalte, daſs etwas gedacht werden soll, das dem Denken nicht angehöre.

Was den Geist betrifft, so wird derselbe gleichfalls, wie die Natur, in Verhältniſs zum logischen Gedanken vom Standpunct des Nichtwissens behandelt. Wie die Materie, wird, was an dem Geist objectiv ist, als ihm nicht angehörig, auch als ein Mehr und Jenseits des Gedankens vorausgesetzt. Zu diesem Behuf überspringt Weiſse in seiner Kritik die erste Seite des Geistes, nämlich seine Subjectivität, und faſst die zweite Seite, seine Objectivität blos subjectiv auf. Indem unser Vf. ihm diesen Miſsgriff nachweist, macht er noch einmal auf das Vorurtheil des Nichtwissens aufmerksam, dessen Ursprung jenes miſsverstandne Verhältniſs der Logik des absoluten Wissens zur Natur und Geistesphilosophie ist. Alle die wunderlichen und sich selbst widersprechenden Bezüchtigungen, welche die speculative Philosophie erfahren hat, haben in diesem Vorurtheil ihre Quelle. Von denselben betrachtet der Verf. einerseits die Beschuldigung des Nominalismus, als läugne die Philosophie die Realität des Allgemeinen, andrerseits den Vorwurf des Realismus im Mittelalter, als läugne dieselbe die Realität des Besondern im Einzelnen. Wenn ferner der Verfasser gestehen muſs, daſs noch nie der Dualismus und der damit verbundene Materialismus Angesichts der Philosophie des absoluten Wissens so despotisch gewaltet, als in der gegenwärtigen Zeit, so läſst sich dies schwerlich anders erklären, als daſs, weil dem Dualismus der Idealismus entgegengesetzt ist, die Philosophie des absoluten Wissens, oder wie der Vf. dieselbe nennt, der Monismus, welcher über alle Gegensätze, weil er diese in sich aufgelöst enthält, erhaben ist, mit dem bloſsen Idealismus verwechselt wird. Abgesehen von den leidigen Consequenzen, welche der Dualismus nach sich zieht, indem er das Jenseits des Denkens, nämlich das Gedankenlose als ein Mehr über das Denken erhebt, und welche namentlich in Beziehung auf Gott und Freiheit, die er noch sogar dadurch zu retten meint, unvermeidlich resultiren, sagt der Verf. geradeweg, daſs weil der Dualismus das Wesen der Realität in das Undurchdringliche, hiemit auch Unverständliche, folglich in das Dunkle setze, dadurch der absolute Geist als das Allerrealste die Finsterniſs selbst sein würde.

Zuletzt noch berichtigt der Vf. den Vorwurf, welcher dem absoluten Wissen von dem Nichtwissen gemacht wird, daſs es mitten in der Wahrheit kein Jenseits kenne, und nicht statuire. Nämlich der Vf. meint, daſs wenn das absolute Wissen wirklich das Jenseits läugnete, wie das Nichtwissen dasselbe anklagt, es sich nicht treu geblieben sei, und nicht gehalten haben würde, was es sich vorgesetzt. Denn alsdann hätte es nicht den Inhalt der vorausgegangenen Stufen erhalten, sondern verloren. Aber das Jenseits negire sich als die abstracte Negation der Gegenwart im absoluten Wissen selbst, so daſs dasselbe aufbehalten werde, wovon als der Vergangenheit und Zukunft die Gegenwart lebe, welche selbst aufhörte, wenn ihre Speise verzehrt sei. Wie deshalb die Gegenwart die Wirklichkeit ihres Jenseits ausmache, werde nicht minder auch das Nichtwis-

ten als der Gegenstand des Wissens eben sowohl erhalten als in jedem Augenblick überwunden. So wichtig es gewesen wäre, die starre Beharrlichkeit der Gegensätze als Folge des Dualismus, und die Aufklärung derselben als die Frucht des lebendig erfaßten Monismus, oder absoluten Wissens ganz ins Einzelne zu verfolgen, so lag es doch nicht in des Vfs. Zweck dies zu thun, weshalb er sich mit der bloßen Andeutung begnügt. Auch Ref. kann dabei hier nicht verweilen, weil es zu weitläufig werden müßte, und will deshalb auf eine Schrift von ihm hingewiesen haben, die ihn schon eine geraume Zeit beschäftigt, und welche sich unter andern zur Aufgabe gemacht hat, diese Beharrlichkeit der Gegensätze des Nichtwissens, und ihre nothwendige Auflösung durch sich selbst als der Selbsterkenntniß des Geistes angehörig, näher zu beleuchten. Er hofft, in dieser „Genesis des Wissens", welche bald erscheinen wird, zum näheren Verständniß des inneren Verhältnisses von Nichtwissen und Wissen auch das seinige beigetragen zu haben.

Ref. wüßte keine Schrift, in welcher das Nichtwissen in seiner Polemik gegen das absolute Wissen so gründlich widerlegt wäre, als in dieser Abhandlung über den Monismus des Gedankens. Denn der Vf. zeigt an dieser Polemik des Nichtwissens durchweg, wie gerade alles, was das Nichtwissen am absoluten Wissens vermißt, in demselben enthalten ist, und daß das Nichtwissen in der Bestreitung des absoluten Wissen alles zugiebt, was es bekämpft. Aus dieser Abhandlung wird daher so recht deutlich, wie das polemische Nichtwissen stets mit sich selbst in Widerspruch ist, und seinen Ursprung aus dem Mißverständniß des absoluten Wissens hat. Wir können nur wünschen, daß der Verf., welcher sich schon früher in seinen Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältniß zur Christlichen Glaubenserkenntniß, als einen rüstigen Kämpfer gegen alles Nichtwissen bewährt hat, auch fernerhin fortfahren möge, die Polemik des Nichtwissens in allen ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, und durch sich selbst zum Fall zu bringen. Nur scheint uns der Verf. das polemische Nichtwissen für wichtiger zu nehmen, als es ist. Wenn es auch zum Verständniß der gegenwärtigen Philosophie dadurch, daß es Schriften, wie die Abhandlungen des Vfs., zu seiner Widerlegung veranlaßt, nicht wenig förderlich sein mag, so dürfte es, was doch die Hauptsache ist, die Wissenschaft schwerlich bereichern. Denn das Nichtwissen verläugnet den Geist, und vermag deshalb nicht im Geist und in der Wahrheit zu erkennen. Erst wenn die Einsicht vorhanden ist, daß nichts wirklich ist, als der Geist, nimmt das Nichtwissen ein Ende. Aber alsdann hört das Dunkel auf, dem Geist zu widerstehen, und fängt dasselbe an, vor dem Licht der Erkenntniß zu verschwinden. Dies ist das innere Verhältniß, welches das Nichtwissen zu dem Wissen hat. „So ist der Tod in die Welt gekommen, und die Finsterniß, aber es kommt die Zeit, und ist schon, daß dieser Zauber gelöst wird; *sie kommet*, denn noch ist nach allen Seiten der Peripherie viel Dunkelheit und Nichtwissen: *sie ist schon*, denn der Mittelpunct ist erhellet, und die Möglichkeit der Erkenntniß gegeben". *Mens agitat molem.*

Hinrichs.

VI.

Ueber Faraday's neueste Entdeckung — zur öffentlichen Sitzung der k. Academie der Wissenschaften am 28. März 1832. von Fr. W. J. v. Schelling, königl. Bayersch. wirkl. Geheimerath u. s. w. München. Webersche Buchhandlung. 1832.

Mit Bedauern sahen wir den großen Stifter der Naturphilosophie, sich seit einer langen Reihe von Jahren von einer Bahn zurückziehen, die er so bedeutungsvoll eröffnet hatte. Wenn dieser ordnende Geist sein wichtiges Werk fortdauernd ausgebildet hätte, dann würden diese Menge von Ausschweifungen, einseitige, principlose Richtungen, Trennungen und Vereinzelungen sich kaum gestaltet haben und jene Masse flacher Einwürfe, jene Abgründe ideenloser Zersplitterung hätten sich nicht aufgethan. Ein Jeder hätte sich, mit ihm verbündet, sicherer, stärkerer, zuversichtlicher gefühlt und wenn wir gleich die Furcht derer, die in seinem Sinne forschen, die Hoffnung der Gegner nicht theilen, haben wir dennoch zu jeder Zeit seine Theilnahme, seine Leitung mit Schmerzen entbehrt.

Wenn nun der alte Meister, nach so langem Schweigen eine Entdeckung ankündigt, die sich einer Reihe von andern, seit der Entdeckung des Galvanismus anschließt, und mehr als alle eine neue Gestaltung der Physik in ihren tiefsten Gründen anzudeuten scheint,

wenn er der verschwundenen Zeit glücklicher, hoffnungsvoller Thätigkeit gedenken zu wollen scheint — wer ergreift dann nicht die Blätter mit grofser, gespannter Erwartung!

Diese Erwartung wird, wir müssen es gestehen — nicht erfüllt. Fast Alles, was seit der Entdeckung der Voltaischen Säule, was seit der Oerstedtschen geschahe, Manches, auch für die höhere Begründung der Naturwissenschaft Wichtige, wird mit Stillschweigen übergangen und nur in grofser Allgemeinheit dasjenige, was ein Jeder, der Schelling's frühere Schriften kennt, als bekannt voraussetzen dürfte, erwähnt. Alles scheint dreifsigjährige Reminiscenz, die dasselbe, in derselben Form, wie damals wieder hervorruft und in der Faraday'schen Entdeckung die Verwirklichung des längst verkündigten Centralphänomens sieht.

Ich habe ähnliche Klagen über getäuschte Erwartungen vernommen; aber sind sie gerecht? Dürften wir hoffen, dafs ein so bedeutender Geist, den wir, seit langer Zeit anhaltend forschend in die verborgensten Tiefen der Wissenschaft wissen, der was nicht blofs für die vorübergehende Gegenwart bestimmt ist, in würdiger Form der Geschichte überliefern will, der tiefsinnend „in erhabener Einsamkeit", ungestört durch voreilige Beurtheilungen, die aus frühern Arbeiten das Unbekannte erkennen und richten möchten, dasjenige vorbereitet, was, wenn es da sein wird, betrachten wir die Verhältnisse der Literatur, leider immer noch zu frühe erscheint — dürften wir hoffen, dafs er nun in einer Gelegenheitsrede, eilig hingeworfen, uns verrathen soll, was ihn unablässig beschäftigte, dafs er in übereilter Hast uns mittheilen soll, was er, nach klassischer Vollendung ringend, ängstlich zurückhält — oder konnte er, was nach grofser Anstrengung ihm geworden ist, theilweise darbieten, kann von dem, was er in strengem Zusammenhang ergründete, irgend etwas Einzelnes, in der Form einer Notiz etwa, zu unserer Kunde kommen?

Wie ist diese kleine Schrift entstanden? Eine öffentliche Sitzung der Academie der Wissenschaften stand bevor, man erwartete von ihm, dem Vorstand, einen Vortrag. Dieser, so erforderte es die Art der Zuhörer (nicht blofs Gelehrte) mufste sich in dem weiten, alles schwer zu Begründende ausschliefsenden Kreis der allgemeinen Bildung bewegen und es konnte nicht Schelling's Absicht sein, einen wissenschaftlichen Vortrag zu halten. —

Die wichtige Entdeckung, die ihm in ihrer ganzen Bedeutsamkeit entgegentrat, ward ihm zu einer Zeit bekannt, in welcher ein schmerzhafter Verlust ihn erschütterte und er konnte nicht an Beziehungen zwischen diesen beiden Ereignissen fehlen. Goethe war gestorben. Zwar liefs sein hohes Alter das nahe Hinscheiden erwarten, aber noch immer schien der kräftige Geist dem Tode Trotz zu bieten. Wir alle, die wir, als Jünglinge, in den mächtigen Kreis des grofsen Geistes uns hineingezogen fühlten, sind durch die lange Gewohnheit an ihn, wie an einen Theil des eigenen Daseins geknüpft. Auch damals war die Zeit verworren und was jetzt alle Gemüther mehr oder weniger zerstört, war schon drohend, ja im wahnsinnigen Taumel da. — Aber, als ein Vorübergehendes, Aeufseres erschien es uns, die wir des Geistes Verkündigungen mit fröhlichem Muthe vernommen hatten und glaubten. Wenn ein verwirrendes Gefühl die Schwachen irreleitete, wenn ein wildes, gestaltloses Streben die Bedeutendern, ein leeres, gehaltloses die Geringern bewegte, ja selbst, wenn die Völker von der Knechtschaft wilder Träume aufgeregt, das Rasseln ihrer Ketten, als jauchzende Töne der wiedererwachten Freiheit betrachteten, sahen wir, was die Gesellschaft zu zerstören drohte, in der Gemeinheit possenhaftem Kleide, mit ironischer Lust, einem Schauspiel gleich, sich vor uns entfalten — denn was irgend Bedeutenden, Geistiges sich in dieser widerwärtigen Maske verbarg, das trat, aus der tiefen Quelle der Dichtung uns erheiternd entgegen und wir durften das Ausgeschiedene, als ein Nichtiges verlachen. Der Geist, dem wir uns forschend geweiht hatten, war sein Vertrauter, die Geheimnisse des zarten Farbenspiels, die leisen Uebergänge der stillen Entwickelungen durch alle Pflanzen- und Thierformen hatte er erlauscht unberührt von der Schule starrer, spröder, leichtzerbrechlicher Einseitigkeit.

In Goethe's Nähe entwickelte sich Schelling's Lehre und die Entdeckung der Voltaischen Säule bestätigte durch Erfahrung, was ihm der Geist schon offenbart hatte, als wollte die Natur selbst mit ihm ein Bündnifs schliefsen. Wer hat die Tage seiner schönen Hoffnung getheilt und konnte sie vergessen? Schelling' vor Allen mufste diese Zeit als die Blüthezeit seines Lebens erscheinen. War es ihm nicht, vor Allen, vergönnt, das tiefe Wort, was alle Geister einigt, seit Jahrhunderten vergessen, in der Wust einseitiger Verstandesrichtung

begraben, das bewegende, innerste Princip des Genius, wo und auf welcher Weise er sich äufsern möchte, wenn auch ihm selber verborgen, zu verkündigen — war er nicht berufen, eine neue Zukunft zu gründen? Und mit welcher freundlichen Zuversicht näherten sich ihm die bedeutendsten Geister, welche Hoffnungen durften ihn — den Begründer der neuen Wissenschaft, beleben? — Sind sie erfüllt?

Die Voltaische Säule, die alles zu vereinigen schien, ist ein Babelthurm unendlicher Zersplitterung geworden; die starre Einseitigkeit in der Naturwissenschaft, neben den dürren Sandhaufen der Einzelnen ist herrschender, als jemals — das sinnzerstörende Treiben in allen Richtungen des Wissens ist lauter, die Gemeinheit hat den breiten Platz wieder eingenommen und wir dürfen sie nicht verlachen. Wer ihn freundlich umgab, ist von ihm getrennt. Seit langen Jahren ging ein Jeder seine eigene Bahn, so dafs er fremd geworden ist in seiner frühern Umgebung, während er mit treuem Eifer die eigene innere geistige Welt trug und pflegte, während die Scheu, was das Erzeugnifs des tiefsten Forschens war, einer leeren, alles einseitig auffassenden, nur aus sich beurtheilenden Zeit preiszugeben, immer stärker wurde. So fühlte er sich einsam und das Hinscheiden dessen, dem er sich innerlich am nächsten verwandt glaubte, mufste ihn tief erschüttern.

Aber nicht weniger mufste ihn der Umstand ergreifen, dafs eben jetzt, eine so bedeutende Entdeckung ihm entgegentrat, da die Hoffnung, für sie und ihre Bedeutung eine Theilnahme zu finden, wie die frühere, so gering ist. Wie ganz anders findet diese Entdeckung uns, unsere ganze Umgebung — wie tritt sie in eine wild bewegte Zeit hinein, die wenig geeignet scheint, den grofsen Aufgaben, deren Lösung man von ihr fordert, die ruhige concentrirte Aufmerksamkeit zu schenken. Es war nur die erste kurze Notiz, die dem Vf. eben bekannt geworden war, aber auf eine Weise, die an ihrer Richtigkeit nicht zweifeln liefs. Er entdeckte bald die grofse Wichtigkeit der Entdeckung und in den, die Rede begleitenden Noten, schliefst er mit der wahrscheinlichen Aussicht: „dafs dieser Versuch ganz neue, „zum Theil sogar in ein höheres Gebiet führende Com„binationen verstatten werde". Die flüchtige Kunde, die er eben erst erhalten hatte, die Verhältnisse, unter welchen die Rede stattfand, erlaubten ihm keine eigentliche wissenschaftliche Untersuchung. Aber durch die gehaltene Ruhe, die in der Rede herrscht, blickt dennoch die trübe Ueberzeugung hervor, dafs auch dieses grofse Geschenk einer glücklichern Zukunft darthun wird, wie wenig die gegenwärtige Zeit ihre Bedeutung zu fassen, ihre Aufgabe zu lösen vermag. —

Und in der That wird die Faraday'sche Entdeckung an Wichtigkeit von keiner der übrigen, die in einer klaren geschichtlichen Entwickelungsreihe sich folgten, übertroffen. Sie erst eröffnet der experimentirenden Physik eine völlig neue Bahn und bezeichnet der Forschung eine Richtung, die — zwar von der Speculation schon früher verfolgt — doch jetzt erst dem Experiment möglich wird.

Chemismus, Elektricität und Magnetismus lagen früher als drei getrennte Formen, die unbegriffen waren, so lange das wechselseitige Verständnifs verschlossen blieb. Als der Galvanismus die chemischen und elektrischen Erscheinungen verband, fing man in aller Eile an abzuschliefsen. Die Elektrochemie mit ihren rohen Hypothesen sollte eine Einheit hervorrufen, die mit einer noch gröfsern Vereinzelung endigte und als es gelang, den Magnetismus aus seinem tiefen Naturschlaf zu wecken, dafs es sich regte und in das geschichtliche Bewufstsein hineintrat, nahm die Verwirrung noch mehr zu. — Die Abstraction einer todten Einerleiheit wollte den zähen Faden nicht zerreissen, mit welchem sie Irrthümer, die länger als ein Jahrhundert gewuchert hatten, noch immer festhielt. So mufste es der Physik ein Geheimnifs bleiben, dafs sie, wie wider ihren Willen enthüllte, was die Speculation verkündigt hatte.

Aber jetzt hebt das allgemeine Sensorium der Erde selbst das Gespräch an, der Magnetismus tritt nicht mehr als ein blofs Bedingtes, Erregtes, vielmehr selbst als ein Erregendes hervor. Zwar sind die drei Formen auf eine wahrhaft organische Weise in und mit einander, sie setzen sich wechselseitig voraus und eben dieses *Zumahl* beweist ihre Einheit, wie ihre nie zu vertilgende Verschiedenheit. Aber längst war es der Speculation klar, dafs die Theorie von dem Moment des festgehaltenen Gegensatzes ausgehen müfste. Diese Ansicht bildete die Grundlage der Schellingschen Naturphilosophie.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 12.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Ueber Faraday's neueste Entdeckung — zur öffentlichen Sitzung der k. Academie der Wissenschaften am 28. März 1832. von Fr. W. J. v. Schelling.

(Schluſs.)

Der Magnetismus war ihr das Formbildende überhaupt in seiner ersten, ursprünglichsten Grundanlage. Jetzt, da er selbst thätig in den Process der Erde eingreift, wird er auch dem Experiment so erscheinen. Der Magnetismus ist die universellste Form, die erste Scheidung des unsichtbaren, schöpferischen Lichts, von welchem die Lichter der Himmelskörper nur als Reflexe erscheinen, die Form der objectivgewordenen, ursprünglichsten Trennung, der erste Schöpfungstag, wie er noch immer schöpferisch die Welt erneuert. — Wie unergründlich bedeutend, daſs er nun selbst, wenn auch noch so leise redend, in die Geschichte des Bewuſstseins hineintritt. Einmal sich erhebend, läſst er sich nun nie mehr abweisen. Von jetzt an sind die Naturforscher gezwungen, ihm den Platz einzuräumen und auch die Speculation, obgleich sie die groſse Bedeutung des schlummernden Erdgeistes kannte, muſs allen voreiligen Schritten entsagen, um die Spuren, die er anzeigt, lauschend zu verfolgen. Er ist nicht auf eine solche Weise universell, daſs er, als ein Abstractum, als eine todte Allgemeinheit erscheint — wie die Gravitation, die in der jetzt herrschenden Physik die Grundlage bildet, — er wird sich vielmehr, indem er erzeugend hervortritt, als das ächte Urphänomen kund geben. Man wird den seienden Gegensatz von dem werdenden, der selbst mit jenem einen neuen bildet (durch die rechtwinklige Abweichung, jener starrer Pol, dieser beweglicher Aequator — s. meine Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft 1806. S. 42. u. f.) unterscheiden, man wird den zarten Punkt verfolgen, wo das universelle Band zu zerreiſsen scheint, wo die Vereinzelung anfängt und mit dem Tod, mit der Neutralisation endigt. Aber man wird auch erkennen, daſs dieser Tod nur scheinbar ist und in sich die Keime der Reviviscenz erhält, die alles für eine endliche Zeit Getrennte in dem allgemeinen Erdprocesse in gröſsere oder geringere Kreise, früher oder später, langsamer oder schneller wieder hineinreicht. Es wird gelingen, die bildende Thätigkeit, bis in die eigenthümliche, in der Vereinzelung erstarrte Form, zu verfolgen und die Krystallisationslehre, hinjetzt völlig unfruchtbar, wird dann eine lebendige Bedeutung erhalten. Auch die Wärme ist in den Kreis des Magnetismus getreten, alle drei Formen begleitend, von allen erregt, alle erregend, von keiner einzelnen abzuleiten. Sie wird als das formlos Unbestimmte, Allgemeine Aller erscheinen, nur die momentane Differenz der Intensität der Actionen andeutend, die immer von Neuem in der Einheit Aller ausgeglichen wird. Ja selbst die specifische Schwere wird, als die Enthüllung eigenthümlicher Bildungsprocesse hervortreten und die groſse kosmische Einheit der Gravitation wird, wenn sie das Letzte, Abschlieſsende der Theorie wird, nicht mehr als ein todtes, dem Leben entfremdetes Abstractum erscheinen. —

Wenn eine neue Richtung sich der Naturwissenschaft aufdringt, ergreift sie die Naturforscher mit unwiderstehlicher Gewalt. Ist es doch schon dem Nobili gelungen, nicht bloſs die künstlichen Magnete, sondern selbst den Erdmagnetismus in Thätigkeit zu setzen — und wie viele Untersuchungen scheinen auf die universelle Richtung, die die Naturwissenschaft nehmen will, hinzudeuten? — Werden jetzt nicht die localen Bestimmungen der Inclination, der Intensität, der Abweichung des Magneten ein erhöhtes Interesse gewinnen?

Zwar wird es nicht an Versuchen fehlen, auch diese groſse Entdeckung, so wie alle die folgenden, die sie veranlassen werden, in die Vereinzelung hineinzuziehen, das Vereinzelte durch abstracte Hypothesen zu

unterbauen und das Todtgeborne in den Calcul einzuschnüren — ja diese Versuche werden, nach der herrschenden Denkweise allein Beifall finden. — Aber die herannahende Zukunft, die den Magnetismus zur Grundlage einer sich entwickelnden qualitativen Physik bestimmt hat, wie das Abstractum der Gravitation bis jetzt die Grundlage der quantitativen war, kann durch solche Versuche höchstens verzögert, nie vernichtet werden.

Ich kann diese Anzeige nicht schliefsen, ohne zu bemerken, dafs des Vfs. Unzufriedenheit mit den Deutschen Naturforschern, ihn verleitet hat ein zu hartes Urtheil zu fällen, indem er nur den Ausländern die wichtigsten Entdeckungen zuschreibt. Selbst, wenn wir den Gegenstand der Physik, der den Vf. hier beschäftigt, betrachten, ist der Vorwurf ungerecht. Es würde sich wenig für mich ziemen, wenn ich versuchen wollte meinem eigenen heimathlichen Lande eine Zierde zu rauben, die es verherrlicht — ist aber Oerstedt nicht ein Jünger des Deutschen Geistes? Der Angriff selbst, der die grofse Entdeckung bei ihrem ersten Erscheinen traf, lächerlich, wie er war, und völlig erfolglos, wie er blieb, dafs er kaum von dem Verf. erwähnt zu werden verdiente, entsprang aus dieser Ansicht — und ist der Thermo-Magnetismus nicht eine rein Deutsche Entdeckung?

Steffens.

VII.

Real Museo Borbonico: fascicolo 31. *Napoli nella Stamperia reale.* 1832. 4.

Bekanntlich gehört das königliche Museum alter und neuer Kunstwerke zu Neapel zu den vorzüglichsten in ganz Europa. In manchen Beziehungen ist es einzig, wie in den Denkmälern alter Malerei, welche forthin in den wiederentdeckten Städten am Vesuv, Herculanum, Pompeii und Stabiae aufgefunden werden. Daher gehört auch die Ausgabe solcher Denkmäler durch eine Gesellschaft dortiger Gelehrten zu den erfreulichsten Erscheinungen, besonders da genaue Zeichnung, trefflicher Kupferstich und das schönste Papier sich vereinigen, das Unternehmen hervorzuheben.

Bisjetzt ist das Werk bis zu dem 31sten Heft gediehen. Die darin vorkommenden Denkmäler von Taf. 33. bis Taf. 45. und mit einer Ergänzungstafel gehören zu dem achten Band. Die drei ersten Kupfer der darin enthaltenen Wandgemälde, das erste aus Herculanum, das zweite aus Pompeii und das dritte aus Stabiae, stellen vor: eine Biga im Lauf, von einem jugendlichen Führer geleitet, und darunter auf derselben Wand drei Attribute des Apollo, nach Arabesken-Art zierlich zusammengeordnet: nämlich in der Mitte halten zwei liegende Greife, deren Hintertheile in Delphinschwänze auslaufend, sich mit einander verschlingen, eine aufrechtstehende Leier, auf welcher ein Schwan stehend mit ausgebreiteten Flügeln und dem Schnabel aufwärts, seinen Flug erhebt.

Das zweite Bild aus Pompeii stellt auf der Mitte der Wand eine hohe Frau in die Tunica, und einen weiten Mantel gekleidet dar. Auf dem Kopfe trägt sie eine zierliche Mauerkrone mit Zinnen; in der Rechten hält sie einen grünen Zweig, und die Linke lehnt sie auf ein aufrechtstehendes Ruder, zugleich mit einem langen Zepter. Zu ihrer Linken steht auf einem Untersatze ein nackter Knabe, mit zierlich fallender Chlamys bekleidet, die Rechte auch auf das Ruder legend, in der Linken aber trägt er eine Scheibe mit einem Rande umher. Der Ausleger glaubt darin eine *Venus Urania* zu sehen. Aber wahrscheinlicher ist hier die Glücksgöttin vorgestellt, auf welche die Attribute besser passen, der Knabe möchte der Begleiter der Göttin der Gott Plutus sein, der hier aber anstatt des Füllhorns die vom Ocean umflossene Erdscheibe hält. — Die beiden Gottheiten beherrschen vereinigt die Welt. —

Das dritte Bild, in Stabiae entdeckt, stellt den geringern Gegenstand einer jener phantastischen stengelartigen Zierden dar, worüber das Urtheil Vitruvs sich so hart ausspricht. Hier sind aber auf Schalen und Zweigen sitzende gröfsere und kleinere Vögel und Insekten, dann Tritone, Greife und anmuthig schwebende Figuren männliche und weibliche, so glücklich vertheilt, dafs man leicht begreift, wie eine lebhafte Phantasie an solchen Spielen Vergnügen finden konnte. Der Erklärer der drei Tafeln ist Gio. Battista Finati.

Aber das wichtige gegenwärtigen Heftes sind nicht die genannten drei Tafeln, sondern die Darstellungen und Erklärungen des grofsen Fufsbodens in Musivarbeit, der den 24sten October 1831 in dem sogenannten Hause des Fauns entdeckt ward, und von dem so vielfältig in den öffentlichen Blättern forthin gesprochen wird. Das colorirte Bild dieses Mosaiks ist breit Palm 19 und Zoll

4½, und hoch Palm 10 und Zoll 3, — ohne den verzierten Streifen umher, gleichfalls in Mosaik. Die Stiften sind nicht in Glaspasten, sondern in natürlich-farbigen Steinchen, so wie alle gewöhnliche Fufsboden dieser Art bei den Alten. Die Arbeit wird als eine der vorzüglichsten wegen der guten Vereinigung der Steinchen in den mannigfaltigsten Farbenabstufungen gelobt.

Aber was das Denkmal besonders merkwürdig machet, ist die Darstellung eines Schlachtstückes. Solche Gegenstände kommen wohl in Marmorreliefs, und auf Vasenzeichnungen vor; aber bisher ist dergleichen weder in Malerei, noch in Mosaik gesehen worden; und dies in Figuren von dreiviertel Lebensgröfse. Auch ist es befremdend, dafs der Gegenstand nicht aus der Mythenkunde, sondern aus der Geschichte entnommen ist.

Dergestalt läfst sich wohl begreifen, dafs die Entdeckung eines solchen seltenen Monumentes unter Gelehrten und Kunstfreunden auch in jenen Gegenden, wo wichtige Entdeckungen nicht selten sind, allgemeine Aufmerksamkeit erweckte.

Auch haben sich unter den Neapolitanischen Academikern bereits drei Erklärer dazu gefunden, die Hrn. Antonio Nicolini, Francesco Maria Avellino und Bernardo Quaranta. Die dazu gegebenen elf Tafeln lassen in Hinsicht ihrer Genauigkeit nichts zu wünschen übrig, und durch Freundes Hand, die mir das frisch angekommene Heft mittheilte, ist uns die Freude geworden, auch eine colorirte Zeichnung der ganzen Vorstellung zu sehen.

Alle drei Ausleger sind der Meinung, dafs der Gegenstand auf die Feldzüge Alexander's in Persien sich beziehe. Nur welcher kriegerischer Vorgang des grofsen Königs darunter zu verstehen sei, darüber herrscht Verschiedenheit der Ansicht.

Herr Nicolini, der sich am meisten bei der Beschreibung des Monumentes aufhält, und dann besonders das Costum der Krieger in Betracht nimmt, äufsert sich nicht entschieden über den Vorgang, doch ist er geneigt, sich für die Vorstellung der Schlacht bei Arbela zu erklären. Hr. Avellino dagegen bestimmt sich näher für die Waffenthat am Granicus. Ausführlicher gibt aber Hr. Quaranta seine Erklärung dahin, dafs die Schlacht bei Issus vorgestellt sei. — Auch sind die Beweise des letztern so gut geführt, dafs Viele geneigt sein werden, seiner Ansicht beizustimmen, wenn man die Hauptschriftsteller (Diodor 17, 34., Curtius 3, 11. 7., und Arrian 2. p. 108.), die über die Feldzüge Alexander's auf uns gekommen sind, untereinander in Vergleich zieht, und ihre Aussagen mit dem Gemälde selbst zusammenhält.

Doch giebt es Einwendungen, welche das Passende des Vergleiches wieder wesentlich aufheben.

Betrachten wir das Gemälde, so hat dasselbe an der linken Seite, wo der Angriff der Griechen geschieht, sehr gelitten. Zum Glück aber ist der obere Theil der Figur Alexander's mit dem Pferde so gut erhalten, dafs man an der Bildnifsähnlichkeit nicht zweifeln kann. In der Mitte und an der rechten Seite des Gemäldes erscheinen die Barbaren, nur mit geringen Beschädigungen. Betrachtet man das Ganze; so gewahrt man, dafs man nicht ein grofses Schlachtgetümmel vor sich hat, sondern nur ein Reitergefecht, doch zwischen den beiden Häuptlingen der sich feindlichen Parteien. Dann aber ist besonders das Costum der Barbaren auffallend, und keinesweges demjenigen zusagend, das wir auf andern sichern Denkmälern der Perser kennen lernen. Die langen strammanliegenden Beinkleider sind nicht Persisch, und die Tuniken, um die Hüften gegürtet, reichen kaum über die Knie. Besonders auffallend ist aber die Kopfbedeckung in der Form eines Tuches oder eines nicht grofsen Shawls, der das Oberhaupt nur flach bedeckt, und von beiden Seiten faltig herab auf die Schultern fällt, wo dann die langen Enden desselben um den Hals gezogen sind, so dafs die Seiten der Backen und das Kinn ganz eingehüllt erscheinen. Nur der Häuptling trägt als Unterscheidung eine etwas höhere Mütze, von welcher aber auf ähnliche Weise der Shawl herabfällt und die Seiten des Gesichtes, Kinn und Hals einhüllt. All' dies zeigt von einem Volke, das mit kriegerischen Zuständen wenig bekannt ist, und von eigentlichen Schutzwaffen nur geringe Begriffe hat; sondern durch sein Costum eher bedacht ist, sich gegen ein rauhes Klima zu schützen. Ein solches Costum ist in den bisjetzt bekannten Denkmälern ganz neu. Helme, eigentliche Panzer kommen nicht vor, und ein paar beschädigte Schilde sind ungewifs, ob sie den Barbaren oder Griechen angehörten. Dabei haben die Figuren keine langen Bärte, sondern nur dünne Schnurrbärte. Das Costum ist indessen reich mit Verbrämungen und Stickerei verziert. Auch Ohrringe und gröfsere Ringe in Schlangenform unter dem Halse kommen vor. Ebenso ist alles reich, was zur Ausrüstung der

Pferde gehört All' das Gesagte scheint darauf hinzuweisen, dafs das Gemälde keine der grofsen Schlachten mit den Persern vorstellen soll, sondern nur ein Reitergefecht mit einer weniger bekannten Völkerschaft des Persischen Reiches, an dem aber der kriegerische König der Macedonier in Person Theil zu nehmen sich bewogen fand. Kurz, wir halten den Vorgang in dem Gemälde für *„ein Reitergefecht Alexander's gegen die Marden wegen Rückgabe des Bucephalus"*.

Dies etwas näher zu erklären, sei dem Recensenten erlaubt wegen der Seltenheit des ausgezeichneten Denkmales.

Unter dem Namen der Marden gab es mehrere Völkerschaften. Hier ist aber die Rede von denen, welche die Grenzen von Hircanien gegen das Caspische Meer hin bewohnten, in einem schwer zugänglichen Lande, das bis dahin noch keinen Feind in seinen Grenzen gesehen hatte. Nach Herodot (1, 25.) scheinen sie zu jenen Persern gehört zu haben, welche sich von der Viehzucht nährten. Auch Plinius (6, 18.) bezeichnet sie als ein unabhängiges, und nach eigenen Gesetzen lebendes Volk. Daher hatte es, nachdem Alexander schon die gröfsern Persischen Völkerschaften unterworfen hatte, weder Gesandtschaften an den Ueberwinder geschickt, noch sonst ein Zeichen der Unterwürfigkeit gegeben. Alexander eilte also selbst mit einer Auswahl seiner Truppen, um das Land der Marden plötzlich zu überfallen, und sie sich unterwürfig zu machen. Aber während des kleinen Krieges in unwegsamen Gegenden geschah es, dafs die Leute, welche die Aufsicht über die Pferde des Königes hatten, aufgefangen wurden, und darunter auch das Lieblingspferd Alexander's, der Bucephalus. Dies ging dem Könige sehr nahe, so dafs er bekannt machte, er würde das ganze Volk ausrotten, bis es ihm nicht das edle Rofs zurückgegeben hätte. Die Hauptstellen hierüber sehe man bei Diodor (17, 76.) und bei Curtius (6, 5.). Auch bezeichnet den Vorgang Plutarchus (in Alex. c. 44.), doch ohne den Namen der Barbaren anzugeben. Dagegen beschreibt Arrian (3. p. 218.) den Zug gegen die Marden, aber ohne von der Wegnahme des Bucephalus Meldung zu thun, welche Arrian (5. p. 350. Cf. 3. p. 199.) nicht den Marden, sondern einem andern Volke, den Uxiern zuschreibt.

Von Bucephalus, dem berühmten Schlachtpferde Alexander's, geschieht häufig bei den Schriftstellern Meldung. Er verlor es auf dem Indischen Feldzuge, nach einigen Alters halber (es war 30 Jahre alt), nach andern durch Verwundung. Nach Plutarchus (in Alex. c. 6.) ward Bucephalus in der Schlacht gegen Porus verwundet, und nach A. Gellius (5. 2.) trug das edle Pferd, sich verwundet fühlend, den König so weit aus dem Schlachtgetümmel hinweg, bis er aus dem Bereich der feindlichen Pfeile war. Hier legte es sich und starb. Alexander baute allda eine Stadt, die er zum Andenken des Pferdes Bucephalia nannte.

Den Namen Bucephalus führte es wegen der Aehnlichkeit des Kopfes mit einem Rind, oder wie andere meinten, weil das Pferd von schwarzer Farbe an der Stirn ein weifses Zeichen, wie ein Rind, trug. So meldet Arrian (5. p. 350.), der einzige, der die Sage von solcher Bezeichnung in Hinsicht der Farbe angiebt.

Hiernach kommen wir auf unser musivisches Gemälde zurück. Offenbar stellet dasselbe wie wir sagten, keine Schlacht, sondern nur ein Reitergefecht vor. Der Vorfechter der Barbaren erliegt durch die Lanze des Griechischen Siegers, in dem sich das Bildnifs Alexander's kund giebt. Unweit davon in der Mitte des Gemäldes hält der Häuptling der Barbaren auf einer hohen Quadriga. Der Wagenführer hat das Viergespann zum Fliehen schon zurückgewendet, doch hält er die Pferde mit geschwungener Geissel noch an, indem der Häuptling auf der Rückseite des Wagens stehend, und mit Bestürzung die Niederlage seiner Tapfersten erblickend, die Rechte gegen den schnell vordringenden Sieger ausstreckt (in der Linken lose den Bogen haltend), um seine Unterwürfigkeit zu bezeigen, und um Frieden zu bitten.

Dieses ist nicht Alles: an der Seite der Quadriga, ganz im Vorgrunde des Gemäldes hält ein rüstiger Barbar ein muthiges Pferd am Zügel, ganz von hinten gesehen, und in wohlverstandener Verkürzung sich dem Auge darstellend. Dies edle Rofs ist ohne Zweifel der Bucephalus, auf dessen Rückgabe Alexander die Bedingung des Friedens, und die Schonung der Feinde gesetzt hatte. Mit richtigem Gefühl hat daher der sinnreiche Künstler das Pferd in der Mitte des Bildes vorangestellt, und ihm eine solche begeisterte Bewegung zugetheilt, dafs man darin das Lieblingspferd Alexander's nicht verkennen möge.

Um dieses edle Rofs dreht sich die ganze Vorstellung im Bilde. Deswegen der Zorn des Siegers, der in dem Augenblick den Vorfechter der Feinde mit der Lanze durchsticht, wo er sich von dem tödtlich verwundeten Pferde seitwärts herabwerfend, sich retten will. Daher der bestürzte Häuptling der Marden auf der Quadriga stehend, die rechte Hand um Frieden flehend ausstreckt, indem zugleich das erbeutete Pferd zur Zurückgabe vorgeführt wird. In einer solchen Gruppirung von wenigen Figuren beruht das Wesen und die Klarheit der gesammten Vorstellung. Anderes dabei läfst sich nur als Nebensache betrachten.

Gewifs war das Gemälde, welches als Vorbild zu unserer Mosaik diente, von einem bedeutenden Künstler, wahrscheinlich aus dem Zeitalter Alexander's selbst, wo die Blüthe der Kunst am höchsten stand, und wo die gröfsten Künstler sich mit den Hauptscenen des Feldzuges des grofsen Königes beschäftigten. Aristoteles munterte hiezu selbst den Protogenes auf, und wir wissen unter Anderm, dafs Cassander ein Hauptgemälde von Philoxenus besafs, das eine Schlacht Alexander's gegen Darius vorstellte. —

A. Hirt.

№ 13.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

VIII.

Natürliches System des Pflanzenreichs nach seiner inneren Organisation, nebst einer vergleichenden Darstellung der wichtigsten aller früheren künstlichen und natürlichen Pflanzensysteme. Entworfen von Karl Heinr. Schultz, der Medicin und Chirurgie Doctor und Prof. an der Königl. Friedrich Wilhelms Universität zu Berlin u. s. w. Berlin, bei August Hirschwald. 1832. 586 S. 8.

Eine Würdigung der hier genannten Schrift, in welcher der Einfluſs ihrer Grundlagen auf das ganze Gebäude des Pflanzensystems im Besonderen nachgewiesen und beurtheilt würde, darf hier nicht versucht werden. Der Ref. freut sich daher, seiner Anzeige die Nachricht voranschicken zu können, daſs eine Beurtheilung dieser Art von der Hand eines wohlunterrichteten Freundes gleichzeitig mit der seinen an einem andern Orte (in der Flora oder botanischen Zeitung) erscheinen, oder ihr vielleicht in jenem der Botanik gewidmeten Blatte voraneilen wird.

Hiedurch wäre denn ein groſser Theil dessen, was dem Ref. zustünde, vor dem Publicum bereits erledigt, und das Vergnügen, welches wir darüber empfinden und laut werden lassen, möge das Interesse beweisen, welches uns dieses Werk einflöſst, so wie den lebhaften Wunsch, daſs ihm von Seiten der wissenschaftlichen Kritik sein Recht nicht geschmälert werden möge.

So viel auch in den Jahren von 1828—1832 über das sogenannte natürliche Pflanzensystem geschrieben worden, (wir haben in Deutschland, Fuhlrotts Schrift nicht einmal mitgerechnet, in diesem kurzen Zeitraume fünf, wo nicht mehr, vollständige Aufzählungen der Pflanzengattungen, oder doch der Familien, nach natürlichen Methoden erhalten) *) so viele Handbücher der natürlichen oder Familiengruppirung auch in diesem Zeitraum erschienen sind, so können wir doch das des Hrn. Schultz in keiner Hinsicht für überflüssig halten. Es stellt einen neuen Gesichtspunct an die Spitze, es führt ihn consequent und geistreich durch, es behandelt seinen Gegenstand in einer bequemen, geläufigen, ja überredenden Sprache, die ihm gewiſs manchen Leser gewinnt, hoffentlich auch manchen Leser erhält.

Der Titel, der ein natürliches Pflanzensystem nach der *inneren Organisation* ankündigt, also eine offenbare Einseitigkeit der Betrachtungsweise und sogleich *keine natürliche* Klassification, wird S. XXIV. der Einleitung befriedigend commentirt: „diese Eigenthümlichkeit, daſs die Klassencharaktere nicht nach einzelnen Merkmalen gebildet und einfach sind, sondern ein zusammengesetztes System von Charakteren, deren organische Einheit durch die Namen der Klassen bezeichnet ist, bilden, ist es vorzüglich, welche den Klassen in dem organischen Systeme die gröſsere Wahrheit, d. h. die gröſsere Uebereinstimmung mit ihrem Objecte, dem Pflanzenreich, giebt".

An diese Erklärung wollen wir uns halten und, — etwas aphoristisch zwar, wie das nicht anders sein kann, — den Gewinn andeuten, den die naturgemäſse Klassification der Pflanzen sich von diesem Systeme versprechen darf.

Es war zu erwarten, daſs die Entdeckung der Kyklose, oder vielmehr die richtige Verständigung über das System der Lebenssaftgefäſse, wie jede wichtige Entdeckung auf dem Gebiete der Natur, ihren Einfluſs auf das System ausüben werde; um so erfreulicher ist

*) Von Reichenbach, Bartling, Rudolphi, Kunth und dem Hrn. Verfasser; Links Handbuch und ähnliche Werke hätten gleichfalls diesen beigezählt werden können.

es daher, zu erfahren, dafs der Entdecker selbst seiner Entdeckung die rechte Stelle anweisen wolle.

Er konnte dieses auf zweierlei Weise thun: durch Anreihung an Früheres, oder durch Einarbeitung des Früheren in die Zuthat; die erste der genannten Verfahrungsweisen scheint die natürlichere, aber die zweite ist jetzt unter uns Mode, und der Vf. that nicht übel, dafs er der Mode folgte, weil er, vor Vielen, ein Geschick hat, angenehme Bücher zu schreiben und dadurch Nutzen zu stiften.

Im Vorbeigehen möchte ich hier zu erwägen geben, wie es wohl etwas befremden müsse, zu bemerken, dafs in Frankreich, seit Jussieu's *Genera plantarum* im Jahr 1789 das Licht der Welt erblickten, aufser De Candolles *Théorie élémentaire* vom Jahr 1819 nur noch ein paar ganz kleine, populäre Artikel über das *Allgemeine* der natürlichen Methode, — wie Jussieu's *Principes de la méthode naturelles des végétaux* im *Dictionnaire des sciences naturelle* (1824) und *De Candolle's Considérations sur la phytologie* im *Dictionnaire classique d'histoire naturelle* (1828), jene von 51, diese von 16 Seiten und ähnliche Aufsätze, — dann *ein* ausführliches, obwohl nicht neuerndes Handbuch, das von Richard, erschienen sind, dafs demnächst in England Lindley seine *Introduction to the naturel system of botany* von 1830 mit einer *Introduction* von kaum 34 Seiten einleiten zu müssen glaubte, und dafür einen bewundernswürdigen Reichthum von Thatsachen in die Exposition der einzelnen Familien eintrug, — während dagegen in Deutschland fast jede der letzten Massen einige ganz neue Um- und Zusammenstellungen des Gewächsreichs nicht ohne einigen Kampf um die Principien, zum Vorschein brachte. Das kommt wohl daher, weil unsre Nachbarn von jeher das Studium der Pflanzenwelt im Ganzen praktisch betrieben, und zwar die Französischen Botaniker längst schon nach geläuterten morphologischen Principien, wir dagegen, — doch wir dürfen nicht vergessen, dafs Kunth's Handbuch auch in der Reihe der einheimischen steht, und dafs also auch diese Seite bei uns nicht ganz leer ausging.

Nach dieser Abschweifung kehrt Referent zu seiner Aufgabe zurück. Er hat in dem eben Gesagten seine individuelle Ansicht und Neigung nicht undeutlich zu erkennen gegeben, und der Verf. wie die Leser werden ihn hoffentlich um so billiger finden, wenn er hie und da selbst gegen seine Principien, die mehr auf eine allseitig und lebendig aus der unmittelbaren Forschung des Besondern hervorgehende Durchbildung der sogenannten natürlichen Familien, als auf Systemgebäude gerichtet sind, Billigung und Lob ausspricht.

Die innere Einrichtung des Werks ist Folgende. *Einleitung* bis S. XXIV. Pflanzensysteme, Vorzüge des natürlichen und des künstlichen Systems, Geschichte der Systeme in sieben Epochen, (sehr gut, aber in der siebenten und letzten Epoche nach unsrer Zeitrechnung, nicht überall ganz gerecht, auch sind hier Kessel und Schweigger, dann Fries und Rudolphi, vergessen); Begründung des natürlichen Systems nach der innern Organisation, Entwurf des Systems, von S. 238. bis zu Ende. Ein sehr ausführliches Register erhöht die Brauchbarkeit des Werks.

Wir haben uns hier zunächst mit der Einleitung und mit dem zweiten Abschnitt, Begründung u. s. w. zu beschäftigen.

Die Einleitung macht anschaulich, dafs nur in der Uebereinstimmung der organischen Wesen *im Ganzen* ihres Lebens, ihres Baus, ihrer Lebensproducte, das Princip der natürlichen Klassification zu finden sei. Alle diese Elemente bedingen sich gegenseitig. Man habe sich zu einseitig dem morphologischen Princip hingegeben; das anatomische, das physiologische sei nicht zu vernachlässigen. Da jedoch das letztere, insofern es sich auf die Lebensverrichtungen selbst bezieht, sowie die Pflanzenstoffe, als Producte der Lebensverrichtungen, nicht unter naturhistorische Ausdrücke gebracht werden können, wie der Hr. Verf. nachweist, so führt dieses auf das anatomisch-morphologische Princip zurück, das in der oben angeführten Stelle ausgesprochen wird. Der Ref. glaubt, dafs hiemit eigentlich nur eine Erweiterung des morphologischen Princips überhaupt bezeichnet sei, vermöge deren es zugleich auch die Elemente des innern Baus umfassen soll.

Hiebei kann nun die Bemerkung nicht entgehen, dafs der Hr. Vf. doch seinen Vorgängern, und namentlich Hrn. De Candolle, ein wenig Unrecht thut, wenn er sie bei den Ausdrücken Akotyledonen, Monokotyledonen und Dikotyledonen *festhält*, als sei ihre Grundeintheilung der Gewächse ein *Kotyledonar-System*, was dem Anschein nach fast eben so artificiell wäre, als das Linnésche *Sexual*system; und wenn er nachher, wo er doch auf die Eintheilung in Zellenpflanzen, Endogenen und Exogenen kommt, sich vorzüglich an

die ungenügende Bestimmung der Ausdrücke Endogenen und Exogenen und an die Unsicherheit der Abgrenzungen durch die für gleichgeltend genommenen Bezeichnungen der letzteren und der von den Kotyledonen abgeleiteten hält, ohne, was für die Beurtheilung des Princips und der Richtung des Systems Hauptsache ist, des hohen Werths zu erwähnen, welchen Hr. De Candolle S. 237. der *Théorie élémentaire* gerade auf die *Uebereinstimmung* der im anatomischen Bau der Endogenen und Exogenen aufgefundenen Unterschiede mit dem parallellaufenden Unterschied succedaner und gleichzeitiger Kotyledonen legt, und wie derselbe *ausdrücklich sagt*, dafs in dieser Uebereinstimmung der Nutritions- und der Fortpflanzungs-Organe, also in der Harmonie des anatomisch-morphologischen mit dem gemeinhin sogenannten morphologischen Princip, *die einzige feste Basis der Wissenschaften zu suchen sei.* Die Hauptabweichung beruht demnach nur theils auf der *einseitigen Bezeichnung*, vermöge deren *ein* Merkmal von dem Sachkundigen zugleich als Zeichen für *alle übrigen* genommen werden soll, theils auf einer ungenügenden seit jener Zeit weiter geförderten Erkenntnifs des anatomischen Baus der Pflanzen, einer Erkenntnifs, die Hrn. Schultz so viel verdankt. Man kommt leicht in Gefahr, eine richtigere *Auslegung* und *Verständigung* im Ausdruck für eine *wesentliche Aenderung* im Klassificationsprincip zu halten, was keineswegs immer der Fall ist.

Des Hrn. Verfs. Ansichten des Pflanzenbaus sind aus seiner Schrift *über die Natur der lebenden Pflanze* allgemein bekannt. Aus diesem seinem Eigenthum werden zwei Hauptpuncte hervorgehoben und auf die Klassification, oder doch auf deren bessere Auslegung, angewendet, — die Theorie des Systems der Kyklose und die sehr wichtige Unterscheidung der strahligen Anlagerung der Spiralgefäfsbündel oder Holzschichten bei den sogenannten Exogenen, und der *nicht* strahligen, wenn auch hie und da kreisförmigen, der Spiralgefäfsbündel bei den Endogenen.

Die für die Physiologie der Pflanzen so bedeutsame Lehre von der Kyklose wird, anatomisch, auf die Lagerungsweise der Spiralgefäfsbündel zurückgeführt, weil die Lebensgefäfse diesen parallel gehen, oder auch ganz mit denselben in Verbindung treten. Das „System physiologischer Charaktere für die Klassen" (S. X.), welches der Hr. Verf. dem System morphologischer Charaktere für die Familien, das bisher allein erkannt worden sei, gegenüberstellt, leidet dadurch eine Beschränkung, die das neue System nach der innern Organisation den früheren morphologisirenden im Aeufsern wieder um vieles näher bringt, und gar Manches blofs auf die richtigere Bezeichnung und auf die Angabe der neusten, von dem Verf. und Andern in dem Gebiete der Pflanzenanatomie angestellten Forschungen beschränkt.

Wir müssen nun aus dem, schon oben berührten zweiten Abschnitt von S. 116 bis 236. einen zweiten Hauptgedanken hervorheben. Weil, (Entwickelungsgesetze des Pflanzenreichs, S. 126. u. ff.) die Ausbildung der Gewächse auf verschiedenen Stufen, in Hinsicht sowohl auf die fortschreitende Zusammensetzung, als auf das gegenseitige Verhältnifs der Ausbildungsgrade der verschiedenen Organe und organischen Systeme untereinander, nicht in gerader und paralleler Linie fortschreitet, sondern im Gesammtgebiete des Gewächsreichs Stufen gefunden werden, wo bald die anatomischen Systeme der Unvollkommneren sich mit Entwicklungen der äufsern Organe, sowohl der Blätter als der Blüthentheile, der Vollkommneren verbinden, und umgekehrt, so folgt, dafs das System diese Zwischenbildungen ebenfalls bezeichnen, umschreiben und sich aneignen müsse, nicht aber, wie bisher geschehen, als blofse Ausnahmen, oder anhangsweise, neben den harmonischen, consonirenden Gliedern mitschleppen und der Vernachlässigung preisgeben dürfe.

Mit gröfstem Scharfsinn ist dieser Gegenstand behandelt, und durch vielseitige Bezugnahme auf alle dahingehörige Rücksichten, als da sind: auf die wissenschaftliche Bestimmung der Anforderungen an das natürliche System überhaupt, auf die Entwicklungsgesetze des Pflanzenreichs, auf die Verwandtschaftsgesetze (ein sehr vorzüglicher Abschnitt!) auf die Verwandtschaftsgrade der Gattungen und Familien u. s. w. zur Genüge begründet.

Dieser dritte Gesichtspunct nun ist es, der die meisten Abweichungen in der systematischen Anordnung herbeiführt und das System des Hrn. Vfs. objectiv vorzüglich von denen seiner Vorgänger unterscheidet.

Ein Umstand ist dabei zu erwägen. Wenn wir, (man erlaube dem Ref. noch kurze Zeit den gewohnten alten Ausdruck) Endogenen und Exogenen mit Uebergehung jener Stufen, die unverkennbar zwischen beiden schwanken, unterscheiden, so sprechen wir damit eine

Harmonie des innern und äufsern Baues aus, die wir als in einem Höheren, wenn gleich uns Unbekannten, verschmolzen, diesem untergeordnet betrachten dürfen, weil wir den innern und äufsern Bau gerade nur in diese Verbindung setzen und allgemein so gesetzt wahrnehmen. Wenn wir dagegen von der Verbindung eines endogenen Baues mit der Form exogenischer Aufsenorgane und umgekehrt, oder von ausgebildeten Blüthenformen u. s. w. bei einem rein zelligen Bau handeln, so stellen wir hier zwei *schon combinirte* Systeme einander *gegenüber*, wir sprechen eine *Ausnahme* von einer allgemeinen Regel aus, und müssen folglich für diese neue Kombination, wenn sie den früheren gleich stehen, homologe Stufen mit derselben einnehmen soll, dieselbe nothwendige Versenkung des Gegensatzes in einem Höheren postuliren, die in jenen gröfseren Massen eben durch die *Allgemeinheit* und weite Ausdehnung der Erfahrung Gültigkeit erlangt, abgesehen von aller wirklichen oder möglichen Erklärung, oder von einer Einsicht in die Natur jenes Allgemeinen und Unterordnenden.

Da nun aber in den gedachten neuen Kombinationen der Gegensatz gerade der Charakter ist, so ist die Verschmelzung nicht mehr für das System als reine Erfahrung zu postuliren, sondern in irgend etwas *nachzuweisen* und dadurch zu *erklären*, d. h, sie ist nicht mehr rein naturhistorisch, sondern räsonnirend und einseitig physiologisch, es sei denn, dafs es gelänge, die Einheit in dem innern und äufsern Bau auch dieser Zwischenstufen *an und für sich* zur evidenten Anschauung zu bringen.

Soviel also auch einerseits durch die Bildung solcher Sphären für das Nachdenken über den Entwicklungsgang der Gewächse und über die Natur der lebenden Pflanze überhaupt gewonnen ist, so zweifelt Ref. dennoch, ob die Mehrzahl der Botaniker die gedachten Gruppen *in demselben Sinn* für natürliche Verbindungen halten werde, in welchem man andere Pflanzengruppen natürliche Familien zu nennen pflegt. Ja es wird sogar nicht fehlen, dafs Mancher behaupten wird, diese Zwischengruppen seien künstlich, weil sie, im Widerspruch mit dem äufsern Bau, blofs auf anatomischen Principien beruhen; in manchen hiehergezogenen Fällen aber, namentlich da, wo einem endogenischen innern Bau eine exogenische Blüthen- und Saamenbildung beigesellt zu sein scheine, beruhe dieses gröfstentheils auf einer Deutung der Theile, die sich, wie z. B. beim Saamen der Piperaceen, wohl noch auf andere Weise beseitigen lasse.

Diese Bedenken waren nicht zu unterdrücken, weil, unsers Bedünkens ein hoher Werth des anzuzeigenden Werks darin liegt, dafs es auf diese Widersprüche im Gewächsreich aufmerksam macht, den allzutiefen Frieden stört und lange Reihen neuer anatomischer Untersuchungen hervorrufen wird.

Wir wollen nun, nicht ohne einige vergleichende Seitenblicke, die Abstufungen des Systems selbst näher betrachten.

Es giebt zwei Grundformen der physiologischen Entwickelung der innern Pflanzenorganisation:

1. Versenkung aller vegetativen Processe in eine gleichförmige Organisation, der Schlauch- (oder Zellen-) Bildung. *Plantae homorganicae*, (Zellenpflanzen, *Plantae cellulares* Andrer).

2. Entwicklung des dreifachen Systems der Assimilation, Kyklose und Bildung und Secretion „in der Form des Zellsystems, Lebenssaftgefäfssystems und Spiralgefäfssystems, *Plantae heterorganicae* (*Plantae vasculares*).

Die homologe Fortpflanzungsweise der Gleichorganischen ist die durch *Sporen* oder einfache entwicklungsfähige Zellgebilde, die der Verschiedenorganischen dagegen geschieht durch *Saamen*, mit vorgebildetem Keim.

Jede Stufe der Fortpflanzungsorgane aber kann sich mit jeder der beiden physiologischen Stufen vereinbaren.

Es giebt demnach sowohl Sporen- als Saamenbringende Gleichorganische, und eben dergleichen Verschiedenorganische Pflanzen. Man vergleiche hier Fries *Systema Orbis vegetabilis p.* 30 *sqq.*

Die Fortpflanzung durch Sporen kommt der Mehrzahl der Gleichorganischen zu.

Diese sind aber in ihrer Gesammtorganisation wieder verschiedentlich ausgebildet. Damit beginnen die Klassen.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Natürliches System des Pflanzenreichs nach seiner inneren Organisation, nebst einer vergleichenden Darstellung der wichtigsten aller früheren künstlichen und natürlichen Pflanzensysteme. Entworfen von Karl Heinr. Schultz.

(Schluſs.)

Classis I. Homorgana rhizospora; die ganze Organisation bildet nur zellige, mehr oder weniger zusammengesetzte Verzweigungen. Konferven, Pilze.

Classis II. Homorgana phyllospora; die einfache zellige Organisation geht in Blattformen über, ohne Stengelbildung. Tange, Flechten, Lebermoose.

Classis III. Homorgana caulospora; der zellige Bau entfaltet sich in Stengel- und Blattbildungen nach Analogie der höheren Pflanzen. Moose.

Dem Ref. scheint diese Eintheilung den *Vegetabilia Homonemea* und *Heteronemea* von Link, Fries, Bartling und Andern völlig zu entsprechen, nur mit Einschiebung der Zwischenklasse unter II., welche aber durch die Tange ununterscheidbar mit den Konferven verschmilzt, andererseits durch die Lebermoose, insofern auch die Gattung *Jungermannia* unter dieselben gezählt werden soll, sogar noch über die Moose hinaufragt. In De Candolles Methode finden wir den Unterschied von I. und II. durch *Plantes aphylles* und *Plantes foliacées* ausgedrückt. Es folgt nun:

Classis IV. Homorgana florifera (vielleicht besser *seminifera*); die homorganische Organisation ist mit Blüthen- und Fruchtentwicklung der höheren, heterorganischen Pflanzen verbunden. Hierher folgende Familien: *Characeae* mit *Chara* und *Nitella*; *Fluviales* mit *Najas*, *Caulinia*, *Zannichellia*; *Ceratophylleae*, mit *Ceratophyllum*; *Podostemeae*, mit *Podostemon*, *Marathrum*, *Thalassia*, *Posidonia*, *Halophila*, *Barkania*, *Cymodocea*; *Vallisneriaceae*, mit *Vallisneria*, *Elodea*, *Udora*, *Blyxa*, *Pistia*; *Stratioteae*, mit *Stratiotes*, *Ottelia*; *Hydrocharideae*, mit *Hydrocharis*, *Limnobium*, *Anacharis*; *Hydropeltideae*, mit *Hydropeltis*, *Cabomba*, *Floerkea*; *Lemnaceae* mit *Lemna* und *Staurogeton*; *Trapaceae*, mit *Trapa*; *Patmaceae*, mit *Rafflesia*, *Brugmansia*, *Gonyanthes*, *Aphyteja*.

Diese vierte Klasse gewährt demnach eine schnelle Uebersicht aller Pflanzen, denen, bei einer höheren Entwicklung der Fructificationsorgane ein zelliger Bau, ohne unterscheidbare Gefäfsbildung zukommt, oder doch zugeschrieben wird; wobei Ref. nicht voraussetzen möchte, dafs der Verf. selbst alle die hiehergezognen Pflanzen in dieser Hinsicht untersucht habe. Wie übrigens die Patmaceen mit den Hydrocharideen, und wie *Stratiotes* mit *Chara* hinsichtlich des äufsern Baus zu versöhnen sei, — was alle hier genannten Familien an den Stellen des Pflanzensystems, wo sie in Hinsicht ihrer Fructificationstheile näher eingreifen, bedeuten und wollen; ob vielleicht der Mangel der discreten Bildungen dem Wasser, das die meisten bewohnen, bei andern dem tief parasitischen Lebensverhältnisse zuzumessen oder gar daraus zu erklären sei und was sich daraus vielleicht rückwärts wieder auf die Natur und Function der hier fehlenden Organe schliefsen lasse, diese und mehrere andere Bedenken und Fragen führen uns bei'm Anblick einer solchen Klasse auf ein dem objectiven Pflanzensystem mehr oder weniger entfremdetes Gebiet, nicht ohne Gewinn für die Wissenschaft.

Wir können indefs eine Bemerkung nicht unterdrücken. Ist das blofs negative Merkmal der *mangelnden* Gefäfsbildung wirklich entscheidend genug, um die Pflanzen dieser Klasse, von den Gefäfspflanzen gesondert, den Zellenpflanzen beizugesellen? Oder giebt es vielleicht eine *den Gefäfspflanzen eigne Bildung und Zusammensetzung des Zellsystems*, die, wenn sie der Anordnung zum Grund gelegt würde, die Pflanzen mit einem Gefäfszellgewebe von den Pflanzen mit einem Zellgewebe der niederen Formation hinlänglich sonderte,

um jene unbedenklich den Gefäfspflanzen, unter dem allgemeineren Gesichtspunct des Zellgewebes, erst wieder beiordnen, und dann weit örtlicher unter die entsprechenden Gruppirungen vertheilen zu können! Ref. glaubt, dafs eine solche Grundverschiedenheit nachzuweisen sei, wozu aber hier nicht der Ort ist.

Die *Plantae heterorganicae* zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, nämlich in *Heterorgana synorgana*, mit zerstreuten, nicht kreisständig und zugleich strahlig, d. h. in stetig sich entsprechende Radien der Durchschnittsebene geordneten Spiralgefäfsbündeln (oder Holzlagen) und *Heterorgana dichorgana*, Strahlpflanzen, bei welchen eine solche strahlige Anordnung statt findet. Durch diese scharfsinnige, der Natur völlig gemäfse Bestimmung werden die bisher sogenannten *Endogenae* und *Exogenae* allerdings auf bestimmtere Begriffe zurückgeführt und zugleich der Verlauf der Lebenssaftgefäfse damit in Verbindung gebracht, doch ohne dafs die Gruppirung an sich, die gleich zu erwähnenden Ausscheidungen abgerechnet, dabei eine wesentliche Veränderung erlitte.

Die *Plantae synorganicae* enthalten noch eine Gruppe mit Sporenfrüchten. Diese bilden eine Klasse:

Classis V. Synorgana sporifera, es sind Farren, Equiseten, Lycopodiaceen, Rhizospermen, die auch bei De Candolle und Andern in ähnlicher Weise abgesondert sind.

Nach einer sehr sinnreichen und klaren Betrachtung der *Reihenfolge* der fünf genannten Klassen, gelangen wir zu den synorganischen Gewächsen mit vollkommnerer Blüthen- und Saamenbildung.

Die Klassen dieser Stufe sind: *VI. Synorgana gymnantha*, ohne ausgebildete Perianthien, als da sind Gräser, Kyperaceen; u. s. w. *VII. Synorgana coronantha*, die Synorganischen mit Perianthien, die Palmen ausgenommen; *VIII. Synorgana palmacea*, die Palmen, wegen des mehr ausgebildeten Stammes, (der jedoch wenig ausgebildeter ist, als der der baumartigen Farrenkräuter); *IX. Synorgana dichorganoidea*, theils mit der innern Organisation der Knotenpflanzen (so bezeichnet der Hr. Vf. die Synorganischen) und dem äufsern Bau der Strahlenpflanzen, theils auch umgekehrt jedoch mit minder entwickelterm oder gemischterm innern Bau der Strahlenpflanzen. Zu jenen gehören *Cycadeae*, *Nymphaeaceae*, *Nelumboneae* und *Diphylleiaceae*, zu diesen aber *Piperaceae*, *Saurureae*, *Chlorantheae*, *Nyctagineae*, *Callitrichineae*, *Hippurideae*, *Myriophylleae* und *Amarantaceae*.

Von dieser Klasse gilt, was wir oben bei der vierten erinnert haben, und wie uns scheint in noch höherem Grade. Sie ist von gröfster Wichtigkeit für die Pflanzenanatomie, ihr Gewicht aber für das System des Gewächsreichs erwartet sie erst von der Zukunft. Besonders wichtig scheint uns die Abtheilung mit gemischtem Stengelbau, wie Piperaceen, und noch mehr Dichorganisch, Amarantaceen, die der Hr. Vf. auch ausführlicher behandelt, und mit Abbildungen erläutert. Wir finden nämlich hier dieselbe Mischung der beiden Grundeintheilungsweisen der Gefäfsbündel, die wir in dem Mittelstock beider Reihen, dem eignen Charakter einer jeden gemäfs, wahrnehmen, durch das ganze Stengelgebilde hindurch bestehend, und zwar so, wie wir den jüngern Farrenstamm aus einer peripherisch kreisständigen Gefäfsstellung und einer mehr zerstreuten centralen mit der Zeit in eine fast ganz zerstreute übergehen sehen.

Die letzte Hauptgruppe der *Plantae dichorganicae*, unter welchen keine sporentragende mehr vorkommen, liefert sechs Klassen, nämlich: *Class. X. Dichorgana lepidantha*, Kätzchen- und Zapfenbäume; *XI. Dichorgana perianthina*, mit einfachen Perianthien, (*Monochlamydeae De C.*); *XII. Dichorgana anthodiata*, mit zusammengesetzten und gehäuften Blüthen; *XIII. Dichorgana siphonantha*, De Candolle's übrige *Corolliflorae*; *XIV. Dichorgana petalantha monocarpa*, *XV. Dichorgana petalantha polycarpa*, unter welchen beiden Klassen die Thalamifloren und Calycifloren mit verbundenen und die mit unverbundenen Stempeln ohne Rücksicht auf die Einfügung der Staubfäden zusammengestellt werden.

Es gereicht, unsrer Meinung nach, dem Hrn. Vf. zur Ehre, und gewährt der Methode desselben einen Zuwachs an Sicherheit, dafs, ungeachtet des abweichenden Ausgangspuncts und manches Fremdartigen im Aeufsern, dennoch die Darstellung des Systems selbst mit guten und umsichtig zur Reife gebrachten Arbeiten ähnlicher Art aus früherer Zeit in den meisten Stücken zusammenstimmt. Die Bezeichnung: *Synorgana* scheint übrigens dem Referenten keineswegs mit dem bezeichneten Begriff ganz übereinzustimmen, und — hier kommt wieder des Refer. eigne einseitige Meinung zum Vorschein, — man sollte überhaupt nicht zu viel Gewicht

auf neu geprägte Worte legen. — Was weiter in dem hier berührten Abschnitt folgt, verdient grofses Lob; die Bildungsgesetze für Familien und Gattungen, S. 179 ff., über Familientypen, Familienreihen, Gattungstypen, Bildung der Arten, Abarten deren Ursprung, Beständigkeit oder Vergänglichkeit, Uebergangsformen u. s. w. sind von vielen, zum Theil neuen, dem Hrn. Vf. eignen Gesichtspuncten aus, sehr consequent und in Uebereinstimmung mit dem Ganzen beleuchtet. Der dritte Abschnitt, den Entwurf des Systems umfassend, konnte nicht vorzugsweise des Verfs. eigne Arbeit sein; es ist aber von seiner Seite nichts gespart worden, um den Familiencharakteren die entsprechende Erweiterung und Ausdehnung durch eine genauere Untersuchung des anatomischen Baus zu gewähren.

Der Druck und die übrige Ausstattung des Werks sind lobenswerth.

Nees v. Esenbeck.

IX.

Die Platonische Aesthetik. Dargestellt von Arnold Ruge. Halle 1832. *Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. XIV.* 233 S. 8.

So sehr Ref. sich bestrebt hat, eine klare Einsicht in die Zwecke des Verfs. bei Abfassung dieser Schrift, und in sein Verhältnifs zu dem grofsen Denker, dessen Lehren sie gewidmet ist, zu gewinnen: so bekennt er, dafs ihm dieſs nicht gelungen ist. Nicht, als läge nicht die Absicht, eine möglichst vollständige Darlegung der Platonischen Lehren über den Begriff der Schönheit und die Kunst zu geben, klar genug vor Augen; oder als habe der Verf. sich nicht mit hinlänglicher Entschiedenheit und Enthaltung fremdartiger Einmischungen auf seinen Gegenstand concentrirt. Aber bei einer Abhandlung solcher Art, wie die vorliegende, verlangt man, um sich ihres vollkommenen Verständnisses rühmen zu können, noch ein Mehreres: nämlich dafs man sich in Stand gesetzt finde, Rechenschaft über den eigenen philosophischen Standpunct des Verfs. und demzufolge über die Bedeutung zu geben, die dieser selbst den von ihm zu Tage geförderten Lehren seines philosophischen Heros, und seinen eigenen Bemühungen in Bezug auf diese Lehren beimifst. Hierüber nun läfst uns Hr. Ruge auffallender Weise in Ungewifsheit. Nach dem was er in der Vorrede, in der Einleitung und auch sonst hin und wieder sagt, sollte man meinen, er gehöre zu den unbedingten Bewunderern des grofsen Alten, welche alle philosophische Wahrheit, die den Menschen überhaupt erreichbar sei, in ihm enthalten finden, und entwickle sonach auch seine Lehre von der Schönheit und der Kunst in der Meinung, hiemit die wahre und einzig mögliche Aesthetik entweder vollständig hinzustellen, oder wenigstens zu begründen. Wiederholt gedenkt er der Aeufserungen A. W. Schlegels, Jean Pauls und Solgers, nach denen in Platon's Schriften der ächte philosophische Begriff der Schönheit enthalten sein soll, auf eine Weise, als beabsichtige er nicht, dieselben zu widerlegen, sondern vielmehr sie zu erweisen und auszuführen. — Nichts destoweniger läfst uns — was wir aber nicht in tadelndem, sondern in beifälligem Sinne bemerken, — diese Ausführung so unbefriedigt; die Ergebnisse, die uns als das Resultat der Untersuchungen über Platonische Aesthetik und Kunstlehre vorgeführt werden, erscheinen so arm, so weit hinter der reicheren Einsicht unsers Zeitalters nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe dieses Gebietes zurückbleibend, und dieſs nicht etwa durch Schuld sei es einer mangelhaften Bekanntschaft des Verfs. mit dem Umfange oder dem Inhalte Platonischer Philosophie, oder einer Unempfänglichkeit desselben für weitergehende, umfassendere und tiefer eindringende Bestrebungen, dafs man nicht umhin kann, dem Verf. ein Bewufstsein über das Mifsverhältnifs der Platonischen Aesthetik zu der wahren Aesthetik, und somit auch eine andere, minder anspruchsvolle Absicht bei seinen Untersuchungen zuzuschreiben.

Abgesehen daher von dem Tadel, der den Vf. wegen dieser Zweideutigkeit des wissenschaftlichen Verhältnisses zu seinem Gegenstand trifft, (die ihren eigentlichen Grund zuletzt wohl in einer noch nicht überwundenen Unklarheit desselben in seinem Enthusiasmus für den grofsen Denker des Alterthums haben möchte; — namentlich lassen auf solche Unklarheit die, mit Seitenblicken auf die Philosophen neuerer Zeit verbundenen, Lobpreisungen Platons wegen der, angeblich durch ihn geschehenen Vereinigung von Wissenschaft, Kunst und Leben schliefsen): so können wir sein Werk von einem zwiefachen Standpuncte aus beurtheilen. Dürften wir dasselbe als die Lösung einer von Aufsen dem Vf. gestellten Aufgabe betrachten, — etwa einer von einer

Academie oder einer Facultät gestellten Preisaufgabe — so würden wir es fast in jeder Hinsicht zu loben finden. Wir zweifeln an der Möglichkeit, eine zugleich klarere und gründlichere, bündigere und vollständigere Uebersicht dessen zu geben, was sich in Platon's Schriften über die Gegenstände, die wir in das Bereich der Aesthetik setzen, entweder unmittelbar gesagt findet, oder woraus sich in Bezug auf seine Ansichten über solche Gegenstände Schlüsse ziehen lassen. Allenthalben legt der Verf. die eigenen Worte Platon's dem Leser vor, und behandelt dieselben dann mit Umsicht und Gewandtheit, so dafs seine Untersuchungen zugleich das Interesse gewähren, welches ein wohlgeführter wissenschaftlicher Discurs in Lesern, die der Sache gewachsen sind, zu erregen nicht verfehlen kann, und dabei ihre Absicht, aus den angeführten Stellen alles zu ziehen, was sich in Bezug auf die fraglichen Gegenstände aus ihnen ziehen läfst, vollständig erreichen. Stellen von Wichtigkeit, die der Vf. übergangen hätte, wüfste Ref. aus seiner eigenen Bekanntschaft mit Platon's Werken, die er nicht ohne ausdrückliche Beziehung auf ästhetische Fragen, emsig studirt zu haben sich rühmen darf, keine zu nennen. Wenn Ref., nach seiner Ansicht von Platon, einen Mangel darin finden könnte, dafs der Verf. in seinen Forschungen nicht *genetisch*, verfahren ist, das heifst die Art und Weise nicht berücksichtigt hat, wie die fraglichen Begriffe in Platon's Geiste sich allmählig gebildet, und welche Metamorphosen sie darin erfahren haben mögen: so gesteht er dabei gern ein, dafs gerade in Bezug auf die hier behandelten Gegenstände die Resultate, die sich aus einer genetischen Entwicklung ergeben hätten, vielleicht nicht von grofser Erheblichkeit gewesen wären, und dafs eine solche überhaupt, da sie Untersuchungen ganz anderer Art voraussetzt, von dem Standpuncte aus, den wir hier für die Arbeit des Verfs. annehmen, nicht zu erwarten noch zu verlangen war. Mann kann es nicht anders als natürlich finden, nach den Grenzen, die er seinem Werke gesetzt hat, dafs der Verf. von einer feststehenden Gesammtansicht über die Werke und die Philosophie Platon's ausging; und diese ist im Ganzen die Schleiermacher'sche, wiewohl sich der Vf. nicht eben sclavisch an dieselbe bindet. Die Schleiermacher'sche Ansicht aber ist, wie jeder weifs, der sie nicht blos von Hörensagen kennt (wo man denn oft ein Anderes, als sie wirklich enthält, in ihr zu suchen verleitet wird) einer genetischen Behandlung keineswegs günstig; sie erblickt in den einzelnen Schriften Platon's die integrirenden Theile eines, von vornherein in dem Geiste ihres Verfs. fertigen Systemes, statt, was Ref. für das Richtige hält, das Denkmal und den Abdruck verschiedener Stufen der Entwicklung des Platonischen Geistes und Systemes darin zu erblicken. Ref. seinerseits hält es keineswegs für unmöglich, den Gang dieser Entwicklung in den Hauptschriften Platon's nachzuweisen, und diese demzufolge in eine ganz andere, in ächterem Sinne *historische* Reihenfolge zu ordnen, als die von Schleiermacher angenommene, mehr systematisch, als historisch zu verwenden ist. Wie eine solche Anordnung auch für den Gegenstand des vorliegenden Werkes doch nicht ganz ohne Einfluss sein würde, dies erlaubt sich Ref. nur an zwei Beispielen flüchtig anzudeuten. Mit Recht legt der Verf. (S. 38 ff.) viel Gewicht für seine Zwecke auf die in den Dialogen enthaltenen Untersuchungen über den Begriff der *Begrenzung*, und über das Verhältnifs der Sinnenlust zur Erkenntnifs. Unstreitig aber würde sich die Bedeutung dieser Untersuchungen für die übrige Platonische Aesthetik noch sehr anders, und zwar, wie Ref. zu sehen glaubt, interessanter und fruchtbarer gestaltet haben, wenn der Verf. in dem Philebos, statt, mit Schleiermacher, eines der reifsten und vollendetsten, mit Ref. ein frühes, unreifes, einem noch unklaren Pythagoreismus sich zuneigendes Werk Platon's erkannt hätte. — Gleichfalls eine andere, und vielleicht dem höheren und feinern Sinn, in Bezug auf welchen der Verf. auf Solger verweist, minder zu nahe tretende Erklärung (wiewohl Ref. seinerseits fast die einfache historische vorziehen würde), könnte S. 193 f. der zwischen der Politeia und dem Symposion bemerkte Widerspruch in Bezug auf die Einerleiheit oder Verschiedenheit von dem Berufe des tragischen und des komischen Dichters, gefunden haben, wenn der Verf. nicht in dem gewöhnlichen, von Schleiermacher nur genährten und bekräftigten, Vorurtheile, befangen gewesen wäre, als sei die Politeia das vollendete und eigentlich abschliefsende unter den Werken Platon's, und also auch älter als das Symposion und der Phädon; in welchen beiden Dialogen Ref. noch einen Fortschritt über die Politeia hinaus zu bemerken glaubt.

(Der Beschluss folgt.)

№ 15.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Die Platonische Aesthetik. Dargestellt von Arnold Ruge.

(Schluſs.)

Ist es uns jedoch erlaubt, noch einen andern und höhern Standpunct für die Beurtheilung dieses Werkes aufzunehmen: so können wir nicht umhin, die Wahl des Gegenstandes einigermaſsen befremdlich zu finden. Es ist jederzeit ein miſsliches Geschäft, an einen Philosophen, insbesondere älterer Zeit, da der philosophische Gedankenkreis ein so ganz von dem unsrigen verschiedener war, mit Fragen, die man nicht aus ihm selbst gebildet hat, heranzutreten, und deren Beantwortung in ihm aufzusuchen. Weder dem besonderen Fache, dem diese Fragen angehören, wird dadurch ein sonderlicher Dienst geleistet, noch auch dem Verständnisse des Philosophen, von welchem man die Antwort begehrt. Die Wissenschaft der Philosophie hat, im Gegensatze der bloſsen Verstandeswissenschaften, das eigene, daſs sie eben so sehr darin besteht, Fragen aufzuwerfen, als Fragen, die an sie gerichtet werden, zu beantworten. Man erkennt die Eigenthümlichkeit eines Philosophen an der Beschaffenheit der Fragen, die er aufwirft, und nicht an dem Inhalte der Antworten, die er auf beliebig ihm vorgelegte Fragen ertheilt, und eine wahrhaft die Wissenschaft fördernde Beantwortung haben Fragen jeder Art nur von solchen Philosophen zu erwarten, die durch den eigenen Gang ihrer Forschung auf dieselben hingeführt werden, nicht aber von solchen, denen man sie äuſserlich vorlegt. Wenn man diese Bemerkung durch ein recht auffallendes Beispiel belegen wollte: so würde man bei längstem Umherrinnen kein schlagenderes finden, als gerade die Begriffe, welche dem Gebiete der Aesthetik angehören. Diese Wissenschaft ist, ihrer Entstehung nach, recht eigentlich von heute und gestern her, und Fragen, aus ihr entlehnt, sind wenn man mit ihnen zu irgend einem System, sei es des Alterthums oder auch der neueren Zeit bis auf Kant herab, hinzutritt, im vollsten Sinne des Wortes, Querfragen, eben so unfruchtbar für das Verständniſs dieser Systeme, wie für die ästhetische Einsicht selbst. Welchem Verständigen kann es je einfallen, eine Aesthetik im Sinne des Spinoza, des Leibnitz oder des Cartesius, oder gar des Sokrates, des Demokrit, des Parmenides schreiben zu wollen; und wie schwer hat es sich jederzeit gerächt, wenn man in der *Poetik* des Aristoteles etwas Mehreres, als nur einen Inbegriff rein empirischer Vorschriften, gezogen aus der Anschauung der vorzüglichsten Hellenischen Dichterwerke, hat erblicken wollen! Nur in Bezug auf Platon hat man seit einiger Zeit der Täuschung Raum gegeben, als sei aus ihm ein Aufschluſs über das Wesen der Schönheit und die Bedeutung schöner Gegenstände zu gewinnen, obgleich gerade hier das so schroff ausgesprochene Miſsverhältniſs dieses Philosophen zu aller eigentlichen Kunst von dieser Hoffnung hätte zurückschrecken können. Der Grund dieser Täuschung liegt allerdings in dem eigenthümlichen Charakter dieses Denkers, und wohl hatte man nicht Unrecht in der Ahnung, daſs eben jener gewaltsame Gegensatz auf eine innerliche Verwandtschaft des Geistes zu der Kunst und zu allem Aesthetischen hindeute. Hätte unser Vf. seine Aufgabe schicklicher und ersprieſslicher stellen, und sich ein wesentliches Verdienst um das Verständniſs des göttlichen Denkers erwerben wollen, so würde er, statt eine objective Theorie über Aesthetik, da wo sie nicht ist, finden zu wollen, den Spuren dieser Geistesverwandtschaft nachgegangen, und den *wesentlich ästhetischen Character der Platonischen Philosophie als solcher* entwickelt und beleuchtet haben. Wie er seine Untersuchung gegenwärtig gestellt hat, kann dieselbe an allen entscheidenden Puncten, wo man eine wichtige Aufklärung erwartet, fast keine anderen, als negative Resultate geben. Man vergleiche die beiden auffallenden, von dem Vf. selbst

als Spitzen und Wendepuncte der Untersuchung ausgezeichneten Stellen S. 84. u. S. 217. 218. In der ersteren gesteht der Vf., aus dem Phädros, den er doch gerade in dieser Beziehung für das classische Werk erkennt, nichts haben ziehen zu können, als nur „eine nothdürftige Bestimmung des Schönen auf dem Gebiete des gewordenen Seins, keineswegs aber in dem des Wahrhaftseienden"; er erklärt es für „eine Thatsache, dafs Pl. eine solche Unterscheidung in wissenschaftlicher Weise nicht vornimmt"; ja er bezweifelt, ob es ernstlich gemeint sei, wenn Sokrates in seiner Rede im Phädros „die Idee der Schönheit am meisten *glänzen* läfst, da er selbst ja kurz vorher berichtet, dort sei *alles farb- und gestaltlos*". An der zweiten Stelle heifst es, wie folgt: „der Idee des Schönen selbst noch näher zu kommen, und namentlich zu bestimmen, in wiefern nun die Idee des Guten eine überschwängliche Schönheit sei, dürfte vergeblich sein, denn sofern die Idee des Guten erkannt wird und wahrhaft *ist*, ist sie natürlich das Wahre; wird sie nun, nach Platon, insofern sie vorgestellt oder geschaut wird, das Schöne sein? Es wäre nicht schwierig, so fortzuschliefsen, auch sagt Pl. im Gastmahl und im Staat einmal über das andere, das Schöne selbst werde geschaut, aber er meint damit erweislicher Weise nur, es werde erkannt, und nirgends dürfte irgend etwas Gesundes für die Meinung aufgebracht werden können, als gäbe Platon wirklich zu, dafs die Idee unmittelbar geschaut und vorgestellt werden könnte. Das Ideal ist ihm nur ein wacher Traum und ein irdisches Ebenbild, welches durch die Vorstellung aufgefafst wird, und das Vermögen, Ideale zu bilden, keineswegs eine unmittelbare Auffassungsweise des Ewigen und Wahrhaftseienden selbst. Hier ist also auf Platonischen Wegen wohl nicht weiter zu dringen, vielmehr können wir uns gerade hier etwas im Blofsen gelassen finden, vielleicht aber auch die Unmöglichkeit einsehen, mittelst der Platonischen Vorstellung und Erkenntnifs mit den letzten Gründen der Aesthetik, auch nach Platon's Anlagen genügend fertig zu werden". Nach solchen Geständnissen wird man schwerlich sonderlichen Werth legen auf Ergebnisse, wie sie S. 14. genommen werden: „nur die Idee des Schönen, nicht die des Wahren und Guten, trete für uns in die Erscheinung heraus". Eine ähnliche Bewandtnifs möchte es wohl auch mit dem S. 50. aus dem Philebos gezogenen Satze haben: „dafs der schön beherrschte, belebte Körper vollkommen der unkörperlichen Ordnung gehorcht und entspricht"; oder S. 52. mit der Definition der Schönheit als „eines Hineintretens des Wesens und des göttlichen Gedankens in das gewordene Sein und die anschauliche Auffassung desselben"; ferner S. 83. mit der Einsicht: „dafs das Schöne überall da sein müsse, wo das Wahre und Gute in dem gewordenen Sein vollständig zur Erscheinung kommt"; S. 107. 108. mit dem bei Pl. vorgefundenen Begriffe der „genialen Phantasie"; S. 213 ff. mit der Untersuchung, wiefern sich bei Pl. allerdings ein Begriff der idealisirenden Kunstdarstellung vorfinde im Gegensatze der blofsen Nachahmung, zu welcher er an mehreren Stellen die schöne Kunst herabzuwürdigen scheint, u. s. w. Solcherlei Sätze, Begriffsbestimmungen und Einsichten lassen sich allerdings in grofser Menge aus den Platon. Schriften herausklauben (wir haben aus der beträchtlichen Anzahl derer, die der Verf. als Hauptresultate seiner Forschung aufführt und meist durch den Druck in gesperrten Lettern auszeichnet, nur einige wenige, um als Beispiel zu dienen, ausgehoben), aber sie alle könnten von wahrhaft wissenschaftlichem Interesse nur dann sein, wenn sie aus einer gediegenen Auffassung des Begriffs und der Idee der Schönheit, zwar in ihrer wesentlichen Verwandtschaft und Beziehung zu den übrigen höchsten Ideen des Geistes, aber auch in ihrer Eigenthümlichkeit und Unterschiedenheit von diesen, hervorgegangen wären; welche Auffassung der Vf. doch selbst bei Pl. vermifst. Wie ganz anders würde sich der Gedankengang des Vfs. gestaltet, und zu wie weit fruchtbareren Ergebnissen würde derselbe geführt haben, wenn er ausgegangen wäre von dem bestimmten Bewufstsein (welches doch gewifs, bei einiger philosophischen Bildung, nicht schwer zu erwerben sein kann), wie erst die Philosophie neuester Zeit eine tiefere und hellere Einsicht, wenn nicht in das Wesen des Schönen, sofern es Eins mit dem Wahren, Guten und Göttlichen ist, so doch in seiner Eigenthümlichkeit, die es von diesem allen unterscheidet, und in die Bedeutung seiner besondern Gestaltungen in der Kunst, in der Natur und in dem Leben der Geistes, gewonnen hat und, vermöge des gesetzmäfsigen Ganges der Entwicklung des philosophischen Geistes, gewinnen konnte! Erst wenn der Vf. das, was, in Folge der naturgemäfsen Beschränktheit seines Standpunctes, Platon nicht besitzen noch leisten kann, mit Bewufstsein von dem wirklich bei ihm zu Suchenden ausgeschieden, und mit klarer Entschlossenheit auf

die Hoffnung, es bei ihm zu finden, verzichtet hätte, erst dann würde ihm ein hellerer Blick aufgegangen sein in die wirkliche *ästhetische* Bedeutung der gesammten philosophischen und schriftstellerischen Individualität seines Heros, die ganz wo anders zu suchen ist, als in den ausdrücklichen Sätzen und Definitionen desselben über die Schönheit und die Kunst. Dafs die Totalität des gesammten Inhaltes der philosophischen Speculation als solcher sich in Platon's Geiste zur schönen Gegenständlichkeit gestaltete; dafs hiedurch ihm die Kunst überhaupt und insbesondere die Poesie, der er übrigens die edelsten und mächtigsten Anregungen zu verdanken keineswegs verläugnet, überflüssig gemacht zu werden scheinen mufste; dafs insbesondere aus dieser ästhetischen Begeisterung für seinen Gegenstand der wahrhaft künstlerische Charakter seiner Werke und die von der äufseren Erscheinungsweise anderer Philosophien so durch und durch verschiedene Erscheinung der seinigen, — wenn man will, auch die Mängel derselben im Gegensatze z. B. der Aristotelischen Werke — stammen: dieſs sind Einsichten, von denen wir zwar den Verf., nach dessen gesammter Art und Weise, mit Pl. zu verkehren, und nach seiner eigenen Individualität, wie sie sich uns in dem Stile und der Darstellung seines Werkes offenbart, keineswegs so weit entfernt glauben möchten, von denen wir aber wohl wünschen könnten, dafs er sie sich zum ausdrücklichen Ziele dieser seiner Darstellung gesetzt hätte. Allerdings nämlich will es uns scheinen, als sei dieser eigenthümliche Charakter jenes grofsen Schriftstellers noch keineswegs so vollständig erkannt und gewürdigt worden, wie es zu einem allseitigen Verständnisse desselben erforderlich wäre; ja wie es selbst für die eigenen Ansichten unsers Zeitalters über den Beruf und die Gestaltung der Philosophie vielleicht nicht ohne wichtigen Einfluſs sein würde. Viel zu sehr hat man, insbesondere in den gewöhnlichen Arbeiten für Kritik und Geschichtschreibung der Philosophie, den Platon und die wenigen ihm ähnlichen und verwandten Geister, welche die Geschichte der Philosophie uns zeigt, mit demselben Maafs, wie alle übrigen Philosophen gemessen, und nicht bedacht, dafs bei ihm, anders als bei diesen letzteren, von dem Inhalte dessen, was er sagt, die Art und Weise, wie er es sagt, unzertrennlich ist, und der erstere durch Hinwegnahme der letzteren zu etwas ganz anderem wird, als was er mit ihr und durch sie ist. Eben in dieser Art und Weise nämlich, in der künstlerischen Gestaltung der Rede und des Ausdrucks und in der lebendigen Conception der einzelnen Werke, offenbart sich jener ästhetische Charakter seiner Ideenwelt, welcher, gleich dem wesentlich-lebendigen Gehalte und der Ideenwelt eines Dichters, verloren geht, sobald man jene Poesie in gemeine Prosa auflöst. Wie dürftig erscheinen, um ein recht auffallendes Beispiel anzuführen, die theoretischen Lehrsätze des Pl. über die *Liebe*, wenn man sie in dem Auszuge, den der Verf. davon giebt, durchgeht; und wie tief bedeutend und höchst charakteristisch ist doch jener Zusammenhang der begeisterten Liebe mit der Philosophie, wie er aus der Gesammtgestalt seiner edelsten Werke uns entgegentritt! Auf ähnliche Weise würde sich aus den ausdrücklichen *ethischen* Lehren dieses Denkers nur eine sehr lückenhafte Ethik zusammen bauen lassen, die sich insbesondere neben der trefflichen Aristotelischen äufserst dürftig ausnähme; aber die gediegene, concrete Anschauung namentlich von dem, zum sittlichen Ideal ausgeprägten Charakter des Sokrates, die sich durch alle Platonischen Werke hindurchzieht, und die in dem Stile dieser Werke sich ausdrückende ethische Begeisterung, geben dasselbe, und mehr als dieſs. — Unstreitig haben alle diese Bemerkungen unserm Verf. bei seiner Arbeit dunkel vorgeschwebt, — manche flüchtig hingeworfene, und mit anderen in Widerspruch stehende Aeufserungen geben davon Zeugniſs, — aber er möge sie sich zu klarerem Bewufstsein bringen, und dann, ausgerüstet insbesondere noch mit umfassendern und gründlichern Studien anderer Philosophieen, als wir jetzt noch in ihm gewahren können, zu Platon zurückkehren, und auf das, was wirklich in ihm enthalten ist und von ihm gelernt werden kann, seine Aufmerksamkeit hinlenken.

C. H. Weifse.

X.

Esquisse d'un tableau des petrifications de la Suede. Nouvelle Edition. Stockholm 1831. 33 S. 8.

Auf der ersten Seite nennt sich der verdiente Schwedische Geolog Hisinger als Verfasser dieser Uebersicht. Vor 12 Jahren kannte man aus Schweden nur 104 Arten Versteinerungen, jetzt 320, ohne die 38 Conchilienarten des Diluviums und die 17 Pflanzenarten; kommende Jahre werden auch diese Angabe wieder vergröfsern. Einer systematischen Aufzählung (S. 1 — 31.) mit Angabe der Abbildungen und des Fundortes, folgt (S.

32—43.) das Verzeichniſs der Arten nach den Formationen, in denen sie gefunden wurden; den Schluſs macht eine tabellarische Recapitulation.

Die Gebilde Schwedens sind: Orthoceratitenkalkstein und Thon und Alaunschiefer, welche die früheren Schichten, und der Kalkstein der Insel Gothland, welcher die späteren Schichten der Uebergangsformation bildet; ein dem Lias beizuzählender Kohlensandstein Schonens; Sandstein und Oolit der Insel Gothland; Grünsand und mehrere Abänderungen von Kreide.

Die Trilobiten waren schon frühe von Prag bekannt, aber nicht in solcher Menge und nicht so zahlreich an Arten als in Schweden, von wo 39 unbezweifelte Arten und 5 zweifelhafte aufgeführt werden. Schweden war auch von jeher das Land der Orthoceratiten. Man glaubte dort den gröſsten Reichthum und die riesenmäſsigsten zu finden. Ref. ward versichert, daſs es deren von 3 Fuſs Länge gebe, die aber so leicht zerbrechen, daſs sie schwer ganz zu gewinnen sind. Neuere Nachforschungen haben für Deutschland einen Reichthum an Arten geliefert, der Schweden übertrifft. Graf v. Münster besitzt über 30 verschiedene Arten gröſstentheils aus den unteren Lagen des Uebergangskalkes des Fichtelgebirges und Prag's. Die 11 von Schweden aufgeführten Arten erscheinen daher weniger bedeutungsvoll. Hr Marklin hat dem Ref. *O. regularis*, Schloth., *O. cochleoides*, Markl., *O. pyramidalis*, Markl, *O. inflexus*, Markl., mitgetheilt, welche des Verfs. Verzeichniſs nicht enthält. Sind etwa unter des Verfs. und Dalman's Benennungen einige von diesen Arten zu verstehen? den *O. undulatus*, His., nennt Marklin *O. crispus*. *O. tenuis*, Wahlenb., führt der Verf. (S. 28.) unter den problematischen Versteinerungen auf, weil darunter die räthselhaften Graptoliten, Linn., verstanden werden; sind aber darum alle *O. tenuis* Graptolithen? — Von Graptolithen soll es wenigstens 4—5 Arten geben, die, nach dem Verf., vielleicht Polypen sind; Nilson schlägt für sie den Namen Priedon vor.

Der Verf. hat darin die neuen Untersuchungen Dalman's über die Trilobiten (Palaeaden) und Terebratulithen, die Arbeiten von Nilson, von Goldfuſs und von den beiden Brongniart benutzt. Ref. bemerkt in Betreff des *Sphaeronites* (His., *Echinosphaerites*, Wahlenb.) *Granatum*, daſs darunter von Schlotheim *) ungefähr zu derselben Zeit eine Versteinerung begriff, als Ref. darin einen neuen Typus erkannte und unter der Benennung *Echino-Encrinites Senkenbergii* **) beschrieb. Diese merkwürdige Versteinerung rührt wahrscheinlich von der Insel Oeland her, und gehört alsdann Schweden auch an.

Die schwer zu bestimmende Formation von Höganes in Schonen mit Algen rechnet Ad. Brongniart ***) zur Formation des Zechsteins und Kupferschiefers, der Verf. hingegen (S. 38.) zum Lias, den er auch den pflanzenführenden Sandstein von Hoer in Schonen beizählt. Brongniart (S. 194.) stimmt insofern in letzteres ein, als er ihn zur Gruppe des Keupers, des bunten Mergels und des Lias hinzunimmt. Zum Lias gehört, nach dem Verf. (S. 37), ferner der Sandstein von Gothland, bei dem er Fragmente von *Calymene Blumenbachi*, einer Trilobitenart, aufführt, welche in Schweden sowohl den späteren Uebergangskalkstein Gothland's als den früheren Uebergangskalkstein, und auch in Deutschland Uebergangsgebilde charakterisirt; in jenem Liassandstein wird auch *Cytherina Phaseolus*, ein Insekt, erwähnt, das aufserdem nur in späterem Uebergangskalkstein Gothland's vorkommt. Es sind überdiefs fast sämmtliche Conchilien dieses an versteinerten Arten armen Liassandsteines mit denen aus früheren und späteren Schichten des Uebergangskalksteins Schwedens identisch: *Leptaena englypha*, *Orthis Pecten*, *O. striatella*, *Delthyris sulcata*, *Atrypa reticularis*, *Terebratula plicatella* (auch im Forstenarmor der Normandie), ferner *Calamopora Gothlandica*, *Aulopora serpens* und *Flustra lanceolata*; Belemniten, allenthalben den Lias charakterisirend, werden nur vermuthet, und von Ammoniten wird gar nichts erwähnt, so daſs dieser sogenannte Liassandstein Gothlands an positiven Versteinerungscharakteren nur *Plagiostoma giganteum*, Lias und Unteroolit charakterisirend besitzt, und zufolge seiner Versteinerungen eben sowohl den Uebergangsgebilden, namentlich den jüngeren, beigezählt werden könnte. Aus dem Verzeichniſs des Verfs. geht keine directe Annäherung der kohlenführenden Gebilde zu dem Sandstein Gothlands hervor. Der Mangel an deutlich entwickelten Gliedern zwischen der Uebergangsformation und dem Grünsande, die nahe Verwandtschaft des vom Verf. für Lias angesprochenen Sandsteins Gothlands mit ersterem, so wie der Umstand, daſs die Pflanzen der Flötzgebilde Schonens weniger denen der Uebergangs- und Steinkohlengebilde anpassen und sich geeigneter unter die groſse Juraformation würden verweisen lassen, machen eine genaue Charakterisirung und Bestimmung dieser Gebilde unmöglich. Es läſst sich für sie nur angeben, daſs sie den geologischen Raum zwischen der unteren Abtheilung der Juraformation und den Uebergangsgebilden vertreten und einestheils diesen, anderntheils jenen sich anschlieſsen. Im Süden Europas, in den Alpen italischer Seite, wird ein ähnlicher geologischer Raum durch Ablagerungen vertreten, die durch ihre Pflanzen dem Steinkohlengebirge, durch ihre Thierversteinerungen aber dem Lias und den Uebergangsgebilden verwandt erscheinen, und auch wahrscheinlich dieser aller Bildungszeit andeuten.

Der Grünsand und die Kreide, hauptsächlich durch Nilson untersucht, sowie die postdiluvischen Torfmoore, welche Knochen nicht mehr im Lande existirender Thiere führen, und die pflanzenführenden Kalktuffe Schonens sind hinlänglicher gekannt.

Diese geringe Seitenzahl füllt eine groſse Lücke aus und erscheint zu rechter Zeit, wo allerwärts man bemüht ist, Verzeichnisse über die Versteinerungen und ihre Lagerstätten anzufertigen. Solche Verzeichnisse aber sind nicht mehr bloſse Namen- oder Wörtersammlungen. Sie enthalten die Werthe, nach denen sich der Parallelismus von Gebilden und das Alter und die Existenzdauer von Geschöpfen bemessen läſst, und sind zur richtigen Begründung von Versteinerungscharakteren unumgänglich erforderlich.

Hermann v. Meyer.

*) *Isis* 1826. 3. *S.* 309.

**) Kastner, Archiv f. Naturl. VII. 2. S. 181. §. 232. t. 2.

***) *Prodrome d'une hist. des végétaux fossiles. Par.* 1828. *S.* 188.

№ 16.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

XI.

Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae. Editio emendatior et copiosior, consilio B. G. Niebuhrii C. F. instituta. Zweiter Artikel.

Leonis Diaconi Caloënsis historiae l. X. et liber de velitatione bellica Niceph. Aug. e recensione Car. Bened. Hasii, addita eiusdem versione atque annotationibus ab ipso recognitis. Acced. Theodosii acroases de Creta capta etc. Bonnae, Weber. 1828. ***Pars XI. des Corpus. XXXVIII. und*** 624 ***S.***

Von dem kleinen Abschnitt des zehnten Jahrhunderts, welchem die Kriegesthaten des Nicephorus Phocas und Johannes Tzimisces einen vorübergehenden Glanz verliehen, besafsen wir früher nicht viel mehr als summarische Berichte, theils durch Annalisten wie Zonaras und Cedrenus, theils durch Arabische Historiker. Erst durch die Herausgabe des Leo Diaconus ist ein vollständiges, zuweilen auch ein inneres Verständnifs jenes Zeitraums bewirkt worden, und die Begleiter desselben in der Bonner Sammlung tragen zu dem gleichen Zwecke bei. Die letzteren sind, um das militärische Handbuch und die Novellen des Nicephorus zu übergehen, Theodosius über die Eroberung von Kreta, der Lateinische Gesandtschaftbericht des Luitprand, Auszüge der *Arabischen Erzähler*, von Lassen besorgt, und, damit nichts das möglicher Weise nütze vermifst werde, der bekannte Dialog Philopatris in den Werken Lucians: dieses alles nach der Anordnung Niebuhr's, der hievon in einem kurzen Vorworte Rechenschaft giebt. Indessen bildet das Geschichtbuch Leo's den Kern des Ganzen, und in jedem Betrachte verdient es ein sorgfältigeres Interesse als ihm bis auf unsere Tage widerfahren ist, und vermöge seiner Unscheinbarkeit widerfahren konnte. Unter den früheren Gelehrten nämlich beschäftigte sich mit ihm der einzige Combefisius, dessen Lateinische Uebersetzung in den Stürmen der Französischen Revolution verloren ging, und selbst unser thätiger Landsmann Hase zu Paris, den seine Stellung, Studien und ein hoher Grad von Scharfsinn und Belesenheit zum Herausgeber eines Byzantinischen Historikers vor anderen bestimmten, hätte seinen Autor ohne die Liberalität des Russischen Kanzlers Grafen von Romanzoff und die Theilnahme mehrerer Gönner aufgegeben. So erschienen denn endlich 1819. im Format und sonstigem Aussehen der in Paris gedruckten Byzantiner der Text mit gefeilter Uebersetzung und ein Anonymus *de velitatione bellica Nicephori Phocae*, mit reichhaltigen Kommentaren und zweckmäfsigen Registern. Indessen gehörte diese *princeps* bald zu den Seltenheiten, da die Mehrzahl der Exemplare durch Schiffbruch unterging, und es darf also nur erwünscht sein, dafs das Ganze (bis auf einige Bildwerke) vollständig und bequemer in das Bonner *Corpus* aufgenommen und von Hase selber einer Revision unterworfen ist. Unserseits glauben wir nichts überflüssiges zu thun, wenn wir von der historischen Kunst, dem Stil, der Bedeutung des genannten Autors so wie von der philologischen Behandlung desselben einen gedrängten Bericht erstatten.

Ueber das Leben und die Schreibart Leo's enthält bereits die Einleitung von Hase *c. V—VIII.* die nothwendigsten Angaben. Die geringen biographischen Notizen sind allein aus seinem Buche zu entnehmen, und belehren uns, dafs er zu Kaloë im alten Lydien geboren war, um das Jahr 966. zu Konstantinopel studirte, weiterhin zu den Geistlichen am Kaiserhofe gehörte und als Diakonus mit Basilius gegen die Bulgaren zog, wo er der Lebensgefahr nur durch einen glücklichen Zufall entwich, später noch den Aufstand des Bardas Phocas 989. in der Nähe sah; sonstige Nachrichten fehlen, denn niemand gedenkt seiner, obgleich Joh. Scylitzes wenigstens in seiner handschriftlichen Chronik (s. Hase *pp.* 453.

484. *ed. Bonn.*) ihn oft wörtlich ausschrieb. Fragt man nach seiner Bildung und Individualität, so läfst sich diese nicht nur ohne Mühe charakterisiren, sondern auch die Kultur seines Zeitalters an ihm etwas heller und unbefangener abschätzen. Wer nämlich dem zehnten Jahrhundert wegen der Bemühungen Konstantins des Porphyrogenneten, welcher fast die ganze Weisheit der Vorwelt zu registriren trachtete, das Lob der Polymathie beilegen wollte, dürfte hier sogleich ein sehr abweichendes Gepräge des damaligen Zustandes erkennen. Leo Diaconus ist wie seine Zeitgenossen durchaus Mönch in Denkart, Wissen, Darstellung und Geschmack, und könnte den Lesern, auch wenn dessen Persönlichkeit ihnen unbekannt wäre, nirgend seinen Beruf verhehlen. Dies beweist zuerst die Farbe seiner Studien. Von Profanen hatte er den einen Homer gelesen, dessen Phrasen er zuweilen anwendet; Herodotus citirt er im Proömium nur auf Anlafs des gangbaren Ausspruches, *ὀφθαλμοὶ ὦτων πιστότεροι*. Desto bewanderter war er in den *Septuaginta*, denen er sowohl eine Menge Hellenistischer Wörter (wie *ἐνωτισθείς* und *διενωτισθείς*, *συνεδριάζω*, *τραχηλιῶ*, *κυρία* Herrschaft) als auch Sentenzen und Bilder verdankt, wie VI, 3. *ἐφιλανθρωπεύετο*, *προφητικῶς τὸ ἔλαιον τῆς εὐποιΐας κιχρῶν*: wozu noch typische Deutungen (z. B. IX, 6. die Parallele des Ezechiel, *ἰδοὺ ἐγὼ ἐπάγω ἐπὶ σὲ τὸν Γὼγ καὶ Μαγώγ, ἄρχοντα Ῥώς*, im Abschnitt von der Wildheit der Russen) und die sonst vorkommende Herleitung des Ister aus dem Paradiese (VIII, 1.) zu rechnen sind. Bei so nüchterner Kenntnifs wundert man sich weniger über den Einfall, *Ὀρεστιάς* den alten Namen von Adrianopel auf Orestes (VIII, 2.) zurückzuführen, als über ein Bruchstück (IX, 6.) aus dem *Periplus Ponti Euxini* vom Arrian, welches in der noch vorhandenen Schrift desselben (*cf. p.* 21—23. *Huds.*) schwerlich einen Platz haben konnte. Sehr begreiflich aber hatte sich Leo zum Vorbilde den *Agathias* erwählt, welcher diesem Jahrhundert wol am meisten verwandt war. Nach ihm ersann er sich eine durch Prunk und Fülle hervorstehende und über gemeine Prosa erhabene Manier, aber ohne das Talent seines Vorgängers zu besitzen. Denn aus Mangel an praktischem Blick, an Dichterstudium und Phantasie vermochte er nur den Schatten des Agathias zu haschen, und statt der Anmuth und blühenden Klarheit desselben nichts als einen zerflossenen und geblähten Ton mit dem Flitterputz von einigen poetischen Wörtern (wie *ἀντίξους*, *ἀταρπιτός*, *ῥέκτης*, *ὑπωγαί*) zu gewinnen. Seine Sätze dehnen sich oft über Gebühr, weil sie durch die Last von beschreibenden Zügen und tautologen Epithetis niedergehalten werden (Belege solcher Perioden s. I, 5. VI, 11.); seine Reden, welche gröfstentheils Kriegsmänner zu sprechen haben, schleichen in dürftigen Gedanken und pomphaften Wendungen einher (so *I*, 6. *II*, 3. *sq. III*, 3.), und nur die kürzesten hören sich erträglicher an; und in ähnlicher Weise schwankt seine Diktion zwischen affektirten und trivialen Phrasen. Um letzteres mit einigen Beispielen darzuthun, erinnern wir erstlich an die schwülstigen Bilder, die das Erscheinen von Tages- und Jahreszeiten anzeigen sollen: von dem Morgen I, 8. *τῇ δ' ὑστεραίᾳ ἅρτι τοῦ φωσφόρου τὸν ὁρίζοντα παραμείβοντος καὶ πρὸς τὴν τοῦ πόλου μεταβαίνοντος ἄντυγα*, vom Frühling II, 6. *ἅρτι τοῦ ἦρος ἐκ τῆς χειμερινῆς τροπῆς ἠρέμα προκύπτοντος*, und noch stattlicher VI. *extr.* oder III, 1.; dann die vielfältigen Formeln eines klösterlichen Anstrichs, vom Uebergang ins andere Leben I, 1. *αὐτίκα καὶ καταπόδας τὸ βιωτικὸν πορθμεῖον ἐν τῷ τῆς συντελείας ὁρμῳ ἐλλιμενίζειν*, und I, 2. *Κωνσταντίνου τὸν βίον μετηλλαχότος καὶ πρὸς τὴν ἐκεῖσε κατάπαυσιν ἀναλύσαντος*, von einem Asketen VI, 6. *ἀνὴρ ἐξ ὀνύχων τὸν ἐρημικὸν καὶ ἀπράγμονα βίον αἱρετισάμενος καὶ πολλοῖς ἱδρῶσιν ἀσκητικοῖς τὸ σαρκίον καταδαμάσας*, wiederholt im nächsten Kapitel, gleich dem zweimaligen *λέοντα κοιμώμενον* VII, 4.; wozu man etwa die Sentenz von der Unbeständigkeit menschlicher Dinge I, 4. füge, mit welcher noch an einem anderen Orte V, 3. eine moralische Nutzanwendung verbunden ist. Es versteht sich nun leicht von selbst, dafs dieselbe Beschränktheit und Armuth an der historischen Auffassung und Kunst dieses Byzantiners hervortreten müsse. Nach den Worten seiner Einleitung meinte er ein nützliches Werk zu stiften, wenn er die frisch erlebten Zeiten beschriebe, da man die aufserordentlichsten Schicksale physischer und politischer Art, Erdbeben und Stürme, Krieg- und Völkerumwälzungen, mit Entsetzen erfahren habe. Und worin bestehen diese schaudervollen Ereignisse? Zunächst sind es die Heldenthaten von zwei gekrönten Usurpatoren, welche sich zu Vormündern der Kinder Kaisers Romanus aufwarfen, unter denen Nicephorus, nachdem er Kreta den Saracenen abgenommen und ihnen eine Reihe Festungen in Cilicien und Syrien entrissen, durch eine Verschwörung seiner Gemalin jämmerlich um das Leben kam (l. I—V.), sein Nachfolger aber, der Armenier

Tzimisces einen schwierigen Feldzug gegen die hartnäckigen Russen vollendete und seinen Namen jenseit des Euphrates furchtbar machte, als ihm heimliches Gift ein Ziel setzte (s. VI—X.); daneben Verschwörungen von Eunuchen und höheren Beamten, Volksaufstände, Erderschütterungen, die nicht mit den Physikern zu erklären, sondern mit den Theologen für Warnungen Gottes (IV, 9.) zu halten seien, Wasserfluten, Kometen von ahnungreicher Kraft (wovon Digressionen X, 6. 8.) und anderes in Byzantinern so gewöhnliche, dafs nur scheue Gemüther (p. 4.) daraus ein Weltende prophezeien konnten. Indem nun unser ehrlicher Diaconus die Begebenheiten seiner Zeit fast auf dem gleichen Höhenstande betrachtet, haben wir in verschiedenen Hinsichten manches durch ihn gewonnen und anderes eingebüfst. Der letzteren Art ist alles was den inneren Zustand des Reiches, die Verwaltung und den Geist der Beamten wie die Sitten des Volkes betrifft; nur zufällig begegnet uns hier ein dürftiger Aufschlufs, und die Schilderungen welche Gibbon mit Scharfblick aus ungenügenden Hülfsmitteln entwarf, bleiben in ihrem ganzen Umfange. Also begehre man keine tiefere Charakteristik und Beobachtung, und wundere sich nicht, dafs die Zeichnung des Nicephorus, der für den gröfsten Kaiser V, 3. erklärt wird, noch über die Gründlichkeit eines Polizeipasses hinausgeht (III, 8. wo Gesichtsfarbe, Augen, Haare, Nase, Backenbart u. s. w. ein erschöpfendes Portrait abgeben, wie später bei der viel anziehenderen Beschreibung des heroischen Tzimisces VI, 3.), und dafs ihn der Historiker mit einem nüchternen Seufzer (V. *extr.*) zu Grabe geleitet; dafs die Geistlichen von Range stets in unschuldigem Glanze leuchten; dafs die ränkesüchtige Theophano sehr glimpflich davon kommt, und dergleichen mehr. Auf der anderen Seite gewinnen wir durch die Weitläufigkeit und Theilnahme, mit der Leo seinen äufseren Stoff bis in enge Winkel verfolgt, ein ansehnliches Mafs von Erläuterungen und Notizen, welche durchaus das Gepräge der Wahrhaftigkeit tragen. Dahin gehört das ganze Detail der Kriegesgeschichten und Zeitläufte, gelegentliche Nachweisungen über Städte des Orients (wie von Tarsus und dem nahen Cydnus III, 10.), einzeles in Bezug auf Konstantinopel (wie von Eunuchen, die gewöhnlich die Befehlshaber waren, von der Frömmigkeit, Entschlossenheit und Weltklugheit des Klerus, besonders III, 9. Anstellung eines πρόεδρος VI, 1. welcher Titel späterhin gebräuchlich blieb, s. *Reiske in Const. praef. p. XII.* und 465. Triumphzug des Kaisers IX, 12. Schaulust der Hauptstädter IV, 4. f. *φιλοθεάμονες γὰρ τῶν ἄλλων ἀνθρώπων Βυζάντιοι*), daneben Legenden und heilige Wundersagen (VII, 5. von S. Theodorus IX, 9. S. Thaddaeus IV, 10. von einem Christusbilde X, 5. *cf.* VII, 6.); am meisten jedoch der Bericht über Oertlichkeit, Abkunft und Sitten *der Bulgaren* (IV, 5. VI, 8. 9.) und *der Russen* (*Ῥῶς*, namentlich von ihrer Gestalt, Wildheit und Superstition VIII, 10. IX, 6. 8. 11.), wovon die früher vorhandenen Auszüge bereits in die älteren Forschungen, z. B. von Schlözer aufgenommen sind. Dieser Anerkennung geschieht kein Abbruch, wenn einige Nachlässigkeiten und ein vielleicht parteiisches Schweigen über kaiserlichen Despotismus gerügt werden: s. die Anmerkungen von Hase *pp.* 420. 423. 456.

Ueber die sprachliche Kritik unseres Historikers dürften wenige Worte hinreichen. Dafs sie keinen zu grofsen Umfang erhalten könne, geht schon aus der Ueberlieferung des Textes hervor, welcher auf einer einzigen, weder schwierigen noch sehr fehlerhaften Pariser Handschrift beruht. Daher begnügte sich der Herausgeber die nothwendigsten Aenderungen zu treffen und am Rande bemerklich zu machen. Störende Verderbungen die seinem Scharfsinn entgangen wären, mögen in sehr geringer Anzahl zerstreut sein. Wir wundern uns eine solche sogleich im ersten Satze des Werkes zu sehen, wo Leo vom praktischen Nutzen der Geschichte redet: — *παντοδαπὰς ἀπαγγέλλουσα πράξεις καὶ ὅσας ἡ φορὰ τοῦ χρόνου καὶ τῶν πραγμάτων κυλίνδειν εἴωθεν, ἡ προαίρεσις δὲ μάλιστα τῶν κεχρημένων τοῖς πράγμασι — νομοθετεῖ*, welche Worte nicht einmal in der Uebersetzung (*nuncia enim cum sit variarum . . . factorum, quaecunque tum cursus temporis rerumque ferre soleat, tum maxime virorum in negotiis versantium voluntas, etc.*) befriedigen. Der Sinn fordert *καὶ προαιρέσεις δὲ μάλιστα* —, zu *ἀπαγγέλλουσα* gehörig. Auch sonst nehmen wir Verderbungen oder Ausfall von Partikeln wahr, wovon paläographische Kompendien die Schuld tragen: *p.* 12, 2. *παρὰ τὴν στρατήγιον* [*οὖν*] *σχηνήν*, 56, 7. *ἀνδρείᾳ* [*καὶ*] *ἀγχινοίᾳ*, wie 63, 3. aber 98, 4. *καί* zu streichen in *Ἀλλ' οὕτω — κρατυνάμενος; καὶ ὡς οὐκ ἄν τις φήθη ποτέ.* Oefter haben sich Versehen durch die spätere Aussprache, durch unrichtige Trennung oder Verstümmelung von Wörtern und durch mancherlei Zufall eingeschlichen. Der ersten Art sind *ὅποι* (*ὅπη*) *παρείκοι*

pp. 14, 5. 116. f. oder 172, 1. διεσημήσατο; die Schreibart παρατυχόν, nicht παρὰ τυχόν p. 25, 21. zeigen auch zwei andere Stellen; von gröfserem Belange sind 44, 8. ἐκκλησίαν νέων, l. ἐ. ἀνεών, 98, 18. μὴ ἐξεῖναί οἱ ἐδήλου τῷ βασιλεῖ, wol διεδήλου, 131, 4. δοκεῖ μοι ἄριστα πρᾶξαι, l. δοκοῦμεν ἄ. πρ., 164, 8. πολιτείαν ἀναιρετισάμενος, l. αἱρετισάμενος, ähnlich einer Verfälschung von Compositis wie in p. 77, 9. ἐνέπεισε, l. ἀνέπεισε, 88, 3. ἐκέκραγε, l. ἀνέκραγε, 94, 4. ἐκδιαπρέπων f. ἐνδιαπρέπων; weit häufiger Spuren von irrig gelesenen Abkürzungen, theils innerhalb der Wörter, wie p. 24, 22. μανιτίας (für μαγγανίτας), 29, 13. ἐδεδοίκεσαν κατὰ συστάδην διαγωνίζεσθαι statt ἐδ. ἀντικατασταδόντες (cf. 46, 11. 82, 13.), 30, 16. μετελθόντες τὸν ἄνθρωπον μοχθηρόν (l. μ. αὐτὸν ἄνθρωπον μ., da sich Leo niemals erlaubt hätte seinen Kaiser ἄνθρωπος zu nennen), 40, 6. τὰ πήματα δεινὰ πείσεσθαι (wol aus πήματα δεινόνατα), 103, 4. τῆς ἐπὶ Συρίαν Ἀντιοχείας (wo περί oder πρός zu setzen), 156, 21. παρὰ τοῦ εἰκότος (l. πέρα); theils in den Endungen, wie IV. pr. αἱρῆσαι f. αἱρῆσαι (umgekehrt 147, 4. καλέσας f. καλέσαν), 104, 17. παλαστίνου f. παλαιστίνου, 163, 22. ταύτῃ μὴ ἀπειθούμενος, f. ταύτην. Um endlich auch den grammatischen Ausdruck zu berühren, der mit diesem Theile der Kritik in einer gewissen Wechselwirkung steht, so wird niemand von einem Manne, der bei mittelmäfsigen Kenntnissen und Umgebungen sich vereinzelte, sonderliche Bildung und Korrektheit des Stils begehren. Leo Diaconus folgt vielmehr der Trivialgrammatik von Bysanz, welche die subjective Willkür in Wortstellung, in Vertauschung von Strukturen, Tempora, Modi und in Phraseologie gestattet; obgleich die wenigen Formen und Konstruktionen, woran Solöcismen oder Anomalieen auffallen, nicht so stark vom Gebrauche sich entfernen, um angetastet zu werden. Wir riethen z. B. p. 60, 4. ἔγνω μὴ διακινδυνεύειν, ἀλλὰ τῷ λιμῷ παραδώσειν nicht durch παραδιδόναι auszugleichen (s. dagegen 41, 9. 104, 6. 115, 6.), wohl aber zu Ende derselben Seite τὰ σφῶν σώματα καὶ — περιφέροντες ὑπανιόν, das nicht in die Verbindung mit ἔξιέναι ἐπιεύσατο pafst, nach dem früheren ὑπείκουσιν zu rücken. Auch das sonderbare ἄλλως γὰρ οὐχ οἷόν τε ἔξεῖναι αὐτῷ ἐς τὰ θεῖα εἰσιτητέον ἀνάκτορα p. 99, 3. behauptet sich durch 130. f. Indessen bleibt hier, wo die Grenze kaum sichtbar ist, vieles zweifelhaft, und Wendungen wie p. 61. f. ἡ τῶν φόρων, ἣν τῶν Ῥωμαίων εἰκοῦσιν, ὑπῆρξε, oder 170, 8. ἦλθε παῖς ἐναντίον, erwarten eine fernere Bestätigung.

Eine Zierde dieser Ausgabe bildet der Kommentar von Hase. Wenngleich die gesammten Byzantiner eine mehr oder minder übereinstimmende Weise der Behandlung zulassen, so gewähren doch die Differenzen in Form und Stoff dem Erklärer soviele Freiheit und Selbständigkeit, dafs er bald der historischen, bald der grammatischen Erläuterung ein Uebergewicht einräumen kann. Man wird es daher begreiflich finden, dafs der Kommentator des Leo Diaconus, eines Geschichtschreibers der in der blofsen Summe von Berichten sich mit anderen Annalisten zusammenhalten, im besonderen seiner Erzählung aber nur lesen und benutzen läfst, dem Historischen einen sehr mäfsigen Theil seiner Bemühungen gewidmet und mit vorzüglicher Neigung die sprachlichen, namentlich die lexikographischen Gesichtspunkte entwickelt hat. Diese Leistung welche den Anmerkungen desselben Gelehrten zum *Lydus de Ostentis* gleicht, ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen. Sollen wir sie kürzlich charakterisiren, da Proben oder Auszüge hier keinen Platz finden, so würden wir die Nachweisung von Strukturen und zahlreichen Wörtern, die den Lexicis fehlen, als Einfassung und Zugabe des Ganzen betrachten, hingegen den Kern in einer überaus fleifsigen Geschichte und Genealogie der Wörter suchen, deren Material in der mannichfaltigsten Litteratur des Mittelalters, am meisten in Kirchenvätern, Concilien und ähnlichen Denkmälern mit einer Belesenheit geschöpft ist, wie noch kein Herausgeber eines Byzantiners sie besafs. Noch sind Bruchstücke aus *Anecdotis* zu Paris eingeweiht, welche das Register (v. *inedita scriptores*) aufzählt; unter allen dürften wol nur manche *Vitae Sanctorum*, geeignet ein antiquarisches und geographisches Supplement zu geben (einen Beleg s. p. 507—9.), und Fragmente des ächten Chronikon von Julius Pollux, das aufser Berührung mit dem Harduinischen Pollux steht (s. p. 414. sq.), die Aufmerksamkeit der Forscher erregen. Unleugbar werden die theologischen Studien durch diesen Schatz von Erudition vielfach gewinnen; den Philologen mufs es genügen, einzele Resultate zu sammeln und die Genauigkeit der lexikologischen Methode sich anzueignen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae. Editio emendatior et copiosior, consilio B. G. Niebuhrii C. F. instituta.

Leonis Diaconi Caloënsis historiae l. X. et liber de velitatione bellica Niceph. Aug. e recensione Car. Bened. Hasii, etc.

(Fortsetzung.)

Zugleich mit Leo Diaconus erschien das weitläuftige Handbuch περὶ παραδρομῆς πολέμου, d. h. über den kleinen Krieg besonders gegen die Saracenen, welches ein Offizier des Kaisers Nicephorus in soldatischer Gräcität verfaſste, doch allem Anschein nach erst unter Basilius herausgab. Jetzt enthält es 25 Kapitel, wie drei Pariser MSS. sie darbieten; 29 andere Abschnitte die sich in einem Palatinus fanden, erklärt Hase für fremd und mit den vorhergehenden ziemlich übereinkommend. Wer das Kriegswesen von Byzanz, das in diesem Zeitraum zur hohen Blüte gelangt und mit grausamer Strenge (man s. die Geschichte von einer Exekution bei Leo IV, 2.) gehandhabt war, vollständig zu beschreiben unternimmt, wird uns über den Werth des Büchleins belehren; Einzelheiten von Interesse mangeln gänzlich, man müſste denn die Notizen beachten, daſs die Araber im August und September regelmäſsig das Griechische Gebiet überfielen (*p.* 196.), und daſs der Cydnus bei den Eingebornen Hierax (*p.* 242.) genannt wurde. Das nächste Werk, 5 Akroasen oder Akte περὶ τῆς Κρήτης ἁλώσεως von Theodosius Diaconus, hatten früher Flaminius Cornelius und Nic. Foggini herausgegeben; daſs es lesbarer geworden, soweit die Konjektur in einem so miſslichen Texte durchdringt, verdanken wir der sorgfältigen Kritik von Fr. Jacobs, der auch einige seiner Erläuterungen dem nicht eben lehrreichen Kommentar von Foggini hinzufügte. Was den Verf. betrifft, der noch unter dem Kaiser Romanus schrieb, so könnte man ihn für den Redakteur *der Ursinischen Excerpta de Legationibus*, der sich Θεοδόσιος ὁ μικρὸς nennt (s. *Schweigh. praef. Polyb. T. II. p.* 18 *sqq.* oder *Sturz. ed. Dion. Cass. T. VII. p.* 561 *sq.*), halten. Doch besser als irgend äuſsere Nachrichten vermögen, zeichnet ihn dieses Heldengedicht, welches in leidlichen Trimetern verfaſst auf einem Gerüst von schwülstigen Phrasen und halbbarbarischen Ausdrücken einher rasselt, ungefähr im Tone des *Nicetas Eugenianus*. Eine Probe davon sei die pomphafte Apostrophe zu Anfang der 5. Akroase, oder folgende Beschreibung eines vor lauter Reden an allen fünf Sinnen ermatteten 3, 157. τούτου λαλοῦντος τῆς ἀηδόνος δίκην, αἰσθητικῆς ἔκαμνε πεντάδος μέτρον. Merkwürdig scheint hier die stete Beziehung auf Homer, der noch immer ein Liebling der studirenden Jugend war (5, 33 *sqq.*) und den er höhnisch zum Wettlauf herausfordert (1, 149. 2. zu Ende), sonst lernt man unter den historischen Studien des Dichters nur Plutarch und Dio (3, 222 *sqq.*) kennen, mit denen einige starke Versehen (z. B. Brutus Mörder des Pompejus) sich schlecht vereinigen. Uebrigens nützt Theodosius, um die Kenntniſs des Kretischen Feldzuges in einer Menge von Einzelheiten zu vervollständigen, von denen Leo Diaconus schweigt, und wodurch die damalige Kriegführung in ein grelles Licht gesetzt wird. Aehnliche Supplemente gewähren *die sechs Novellen des Nicephorus*, entlehnt aus der Sammlung von Leunclavius, woraus (s. *p.* 311 *sqq.*) unter anderem hervorgeht, daſs jener Kaiser die Beschränkungen der Geistlichkeit, die man ihm übel gedeutet hat (*Leo Diac. VI*, 4.), aus triftigen Gründen unternahm; ferner die bekannte Erzählung des gutmüthigen aber befangenen und der Byzantinischen Hofsitte unkundigen Luitprand von seiner Gesandtschaft beim Nicephorus, dessen nicht erfreuliche Persönlichkeit wir von neuem in der ungemilderten Zeichnung des Gastes finden; und die Auszüge aus *den Orientalischen Historikern*, welche die Asiatischen Kriege desselben Kaisers angehen.

Indem wir zum Malalas übergehen wollten, wären wir fast über ein Episodium dieses Bandes hinweggeschlüpft, welches durch ein Paradoxon in die Genossenschaft des zehnten Jahrhunderts verwebt ist. Niebuhr der mit rastloser Leidenschaft und unerschütterlicher Festigkeit, aber zuweilen befangen und eigensinnig die Wahrheit suchte, hat unter Beistimmung von Hase den vielbesprochenen Dialog Philopatris, welchen der Zufall unter die Werke vom Lucian warf, für ein Denkmal jenes Zeitraumes erklärt, und ihm seinen Platz hinter den Novellen des Nicephorus angewiesen. Aus welchen Gründen? wird man fragen. Erstlich wegen der schon von Solanus gemachten Entdeckung, dafs die Glaubensformel in *c.* 12. *ὑψιμέδοντα θεόν —, υἱὸν πατρός, πνεῦμα ἐκ πατρὸς ἐκπορευόμενον* sich auf das Dogma der Griechischen Kirche, die den heil. Geist vom Vater ausgehen liefs, beziehe (der Anonymus brauchte sein Wissen nur aus Ev. Joh. 15, 26. herzunehmen); zweitens wegen einer Anspielung auf den Kretischen Weibermord *c.* 9., allerdings in einer räthselhaften Stelle; ferner weil die Hoffnung, Babylon, Aegypten, die Scythen zu bezwingen wie die Ränke gegen den Kaiser, welche Dinge dort erwähnt sind, nur auf Nicephorus palsten. Man dürfte nun zwar gern gestehen, das Gesner, dem die gelehrtesten Theologen (s. z. B. Neander, Kirchengesch. II, 1. *p.* 191. und Tzschirner, Fall des Heidenth. *p.* 317.) beistimmen, trotz eines Aufwandes von Scharfsinn und Beobachtung noch nicht zur völligen Ueberzeugung führe, wenngleich Gibbons Gedanke, die Schrift unter die Herrschaft des Carus zu verlegen, noch weniger einleuchtet; sogar könnte man zweifeln, ob es je gelingen werde den Verf. des Philopatris, der aus Mangel an gesundem Menschenverstande nichts als Trümmer von hohlen Worten und Einfällen zusammenreiht, in eine sichere Periode zu bringen und einen vernünftigen Plan aus seiner Produktion zu gewinnen. Indessen riethen wir, das Werk nach der jüngsten Hypothese ganz zu lesen und durchzuforschen, dann aber glaublich zu machen, wie die Nachahmung Lucianischer Phrasen und Manier in Vers und Prosa, das Disputiren über die Griechische Mythologie, die Verhöhnung des Christenthums und namentlich der Mönche, die Spuren magischer Gaukelei, kurz, um nicht einzeles hervorzuheben, wie der Stil, der Gehalt, selbst das Dasein eines solchen Gebildes in geistigem Zusammenhange mit dem zehnten Jahrhundert stehe. Im übrigen mufs die Nachsicht, mit der Niebuhr den Text behandelt hat, in Erstaunen setzen. Dieser Text nämlich ist blofser Abdruck aus der Reitzischen Ausgabe, mit allen den widerwärtigen Fehlern, von denen sie gerade hier überströmt, und mit der einzigen aber nicht treuen Zugabe der unbedeutenden Varianten, welche dort gesammelt sind. Daher bestehen noch Barbarismen wie *c.* 4. *τί γὰρ ἂν δυνήσηται*, 12. *καὶ τίς ὁ πρωην (πατὴρ) πάντων*, 22. *ἐσπάρασε*, 23. *μετὰ δὲ τά*, 27. *καὶ εἰ βούλει καὶ τά γε προςτιθῶ σοι, ἅτινά με καὶ ὡς στήλην ἄναυδον ἔθηκαν, μέχρις ἂν ἡ χρηστή σου λαλιὰ λιθούμενον ἀνέλυσε καὶ ἄνθρωπον ἀπεκατέστησε*, lauter Kleinigkeiten gegen die Verderbung mehrerer bis zur Sinnlosigkeit verfälschter Stellen.

Doch genug von diesem traurigen Skribenten. Es ist Zeit einen grofsartigeren Byzantiner zu betrachten:

Ioannis Malalae Chronographia ex recensione Ludovici Dindorfii. Accedunt Chilmeadi Hodiique annotationes et Ric. Bentleii epistola ad Io. Millium. Bonnae, Weber. 1831. *LXXVIII.* und 798 S. Ohne Bezeichnung einer *Pars* vom *Corpus*.

Wir hätten fast gewünscht dem vergessenen Malalas einiges Interesse zuzuwenden, wenn wir ihn für den gröfsten Lügner des Alterthums erklärten. Denn da die Alten, wie die Sage will, das luftige Feld der Erdichtung mit ungemeinem Talente pflegten, so müfste der Meister dieses Dunstkreises noch gegenwärtig eine sehr anziehende, ja bedeutsame Erscheinung heifsen. Allein unser Malalas hat sein Gewerbe mit ungeübten Händen betrieben, und während Windmacher wie der sogenannte Planciades Fulgentius, dessen Büchlein in jeder seiner Zeilen ein Gewebe von Lügen ist, durch ihre Keckheit überraschten und täuschten, konnte jener in seiner Chronik, welche beinahe 500 Oktavseiten einnimmt, und so vieles auf immer neue freigebig spendet, niemanden länger als einen Augenblick beschäftigen, und ist sogleich nach seiner Bekanntmachung in Vergessenheit gerathen. Nur die Philologen wurden veranlafst ihn zuweilen hervorzusuchen, nämlich wegen *Bentley's Epistola ad Millium*. Diese Schrift, die früheste kritische Leistung des scharfsinnigen Mannes, welche Ruhnkenius mit Recht nannte „*mirabile ingenii et doctrinae monimentum, quale proficisci non poterat nisi a principe saeculi sui criticorum*", zeichnet sich ebenso sehr durch den lebendigen Ton, die sarkastische Laune, die Sicherheit der Entwicklung als durch die Reife der Gelehrsamkeit aus, welche sich klar und behend über viele

noch ganz unbekannte oder übersehene Gegenstände verbreitet, wie die Fragmente des Euripides, Orphica, den Dichter Jon, die Autorität des Hesychius, die Klasse der Eigennamen auf ᾱς, metrische Grundsätze und anderes vermischt. Aber Malalas, auf dessen Kosten eine solche Fülle der Belehrung ertheilt wurde, hat dabei nichts erhebliches gewonnen; aufser tüchtigen Scheltworten (*homo hominum ignavissime*, oder, *o fortunatam Antiochiam tanto alumno*, sogar, *amabo te Syrisce, serione haec an ioco? — muli sunt illa, non hominis*) und argen Bedrohungen (*p.* 22. — *haud arbitrario vapulabit: atque adeo dudum est, quod homunculum video σκύτη βλέπειν*), mit denen Bentley über einzele Proben der gröbsten Sünden voller Entrüstung hinweg eilt. Gewifs bedürfte man eines recht dicken Buches, wenn man die Irrthümer und Lächerlichkeiten dieses Chronikon durchmustern wollte. Doch wer getraut sich jenes Uebermafs von Galle, von leibhafter Rhetorik zu besitzen, welches einem Autor wohl gebührt, der die Sappho (*p.* 72.) in den Zeiten vom Kekrops, Demokrit in denen des Pelops (*p.* 85.) leben läfst, Herodot zum Nachfolger des Polybius (*p.* 157.) macht, Thucydides mit Stesichorus und Bacchylides (*p.* 169.) zusammenbringt, von Sallust und Cicero (*p.* 212.), hochweisen Römischen Dichtern erzählt, Karien nach Kaiser Carus (*p.* 302.) benennt und dessen Sohn Numerianus die Haut abzieht, den Valens auf einer merkantilischen Reise (*p.* 343.) tödtet, beim Euripides einen Cyklopen mit drei Augen fand (*p.* 117.) — und was sonst monstroses den Leser aller Orten erwartet? Wer aber sollte sich nicht vielmehr überzeugen, dafs Malalas, ohne nur die Kraft zum Betrügen in sich zu fühlen, in aller Einfalt und Unschuld hinschrieb, was er nicht verstand? zumal da viele seiner ärgerlichsten Verstöfse, wie sich weiterhin zeigen wird, auch in anderen Byzantinern wiederkehren, z. B. um das erste das beste zu ergreifen, *p.* 142. die Erzählung, dafs Themis Erfinder von Tragödien gewesen, Minos und Auleas die Gattung fortsetzten, worin man Mühe hat die Namen eines Thespis, Jon und Aeschylus zu entdecken. Hieran reihet sich nun unwillkürlich die Frage, welchem Zeitalter ein Kopf angehörte, der so verwahrlost und in der dunkelsten Unwissenheit befangen sein konnte. Wir wollen darüber zunächst die Herausgeber hören.

Malalas ist in einer einzigen Handschrift zu Oxford (*codex Baroccianus*) vorhanden, und überdies in einer Handschrift, die weder den Anfang noch den Schlufs des Werkes giebt, sondern vom zweiten bis zum achtzehnten Buche reicht und bei den letzten Jahren Kaisers Justinians endet. Nur der Verlust des Anfangs liefs sich ersetzen, indem man die Einleitung aus der Chronik des Mönches Georgius Hamartolus, welche Stückweise von vielen Gelehrten benutzt ist, voraussetzte. Zugleich ging aber der ursprüngliche Titel verloren; denn der jetzige, *Ἰωάννου Μαλάλα χρονογραφία*, welcher an sich manches Bedenken hat, rührt aus einer kontroversen Anführung des Io. Damascenus her. Unzweideutig finden wir ihn nur zweimal citirt, von *Tzetzes Chil. VI*, 833. (*ταῦτα μὲν Ἰωάννης τις Μελέλης χρονογράφος*) und besonders im Quellenregister vor den Valesischen Excerpten des Const. Porphyrogennetus, *Ἰωάννου τοῦ ἐπίκλην Μαλέλα χρονικῆς*, darauf, *Ἰωάννου Ἀντιοχέως χρονικῆς*. Diese Zusammenstellung von Homonymen zwingt uns die häufige Citation eines Ioannes Antiochenus, namentlich bei Tzetzes zu Lycophron und in seiner *Exegesis in Iliadem*, auf einen anderen zu übertragen, von dem Dufresne (z. B. *in Chron. Pasch. p.* 497. — *Io. Antiochenus, cuius excerpta habentur in codice Regio*) Auszüge von Pariser MSS. gebrauchte; denn das Zusammentreffen solcher Stellen mit dem Texte des Malalas kann, wie schon Hody bemerkte, bei diesen Annalisten weder befremden noch entscheiden. Von der Person des Mannes weifs man nichts als was der Syrische Ehrenname *Malal*, d. h. *rhetor* andeutet; dafs er sich in Thessalonich aufgehalten, sagen wenigstens die Worte *p.* 187.: im übrigen nahmen diejenigen Gelehrten, welche das MS. in Oxford gesehen hatten, gewöhnlich an, dafs Malalas unter Justinian gelebt habe. Dieser Meinung wurde bereits in der *editio princeps* widersprochen, welche lange nach dem Tode des ersten Bearbeiters, Edmund Chilmead, dessen Mifsgeschick (s. *Prolegg. XLII.*) der unzarte Spott von Bentley *p.* 44. nicht treffen durfte, mit dessen Uebersetzung und nützlichem Kommentare, mit den ausführlichen *Prolegomena* des Humfred Hody und der schon berührten *Epistola ad Millium* 1691. erschien, später sehr fehlerhaft im Venediger *Corpus* wiederholt wurde. Hody nun macht in seinen *Prolegomenis*, worin er die verschiedenen Fragen in Betreff unseres Autors erläutert, die richtige Bemerkung (§. XVII.), dafs die Fehler desselben in Justinians Geschichte zu grob und häufig sind, um ihn für einen Zeitgenossen des Kaisers halten zu kön-

nen; weshalb er ihn in das neunte Jahrhundert, den Sitz aller Barbarei rückt (§. XXVII.). Zwar scheint das Zeugnifs vom Ioa. Damascenus (um 750.) zu widerstreben, welcher ein Episodium des Malalas (*p.* 236—39.) mit dessen ausdrücklicher Nennung ausgezogen hat; aber Hody (§. XXXII.) beseitigt dies als Interpolation eines Späteren, dergleichen in die losen Auszüge des Ioannes sich füglich eindrängen mochte; mit demselben Rechte würde man (um von anderen Möglichkeiten zu schweigen) eine Verwechselung mit dem Ioa. Antiochenus annehmen, die selbst durch die Beschaffenheit der Varianten beider Texte sich unterstützen liefse. Der neueste Herausgeber hat sich hiermit nicht befriedigt, sondern die frühere Meinung gebilligt, wofür er (*praef. p. VI.*) auch die Beistimmung von Gibbon und Reiske namhaft macht, unter denen letzterer den Zeitraum Justinians auf gleiche Stufe mit dem Malalas setzt. Und so hätten wir denn dieselben Erscheinungen, welche von diesem Gebiete der Forschung fast unzertrennlich sind, den Zwiespalt von Gründen und Autoritäten samt dem hinterlistigen Dogmatismus, welcher vor unentschiedener Sache den bequemsten Glauben ergreift. Hier jedoch hoffen wir der Entscheidung näher zu rücken, wenn wir nur die Sprache und das Unternehmen des Chronisten erwägen.

Billig geht man von der Sprache aus, welche selten den unbefangenen Betrachter täuscht. Wir fragen also, wer im sechsten Jahrhundert eine so barbarische Gräcität als Malalas besessen habe. Reiske verweist uns freilich auf Prokop und mehrere seiner Zeitgenossen; allein Reiske's Talent wird niemand auf dem grammatischen Felde suchen wollen. Malalas aber ist, wie wir glauben, der schlechteste Stilist unter den Byzantinischen Historikern, und seine Diktion, sein Sprachschatz, seine Redeform verrathen ein solches Uebermafs an Unbildung, eine solche Auflösung der Grammatik, dafs man schwerlich vor den Zeiten des Macedoniers Basilius und seiner Nachfolger irgend Analogieen dafür (wie etwa bei Theophanes Nonnus) antreffen dürfte. Hr. Dindorf hätte zum Verständnifs dieser Neuerungen ein nützliches Werk gestiftet, wenn er statt der 18 Seiten seines *Index Graecus* und des *Index Latinus* von wenigen Zeilen ein recht genaues Verzeichnifs der hier vorkommenden Idieme und lexikologischen Eigenheiten entwarf, und was alt oder vereinzelt schien nach Möglichkeit andeutete. Dem Ref. hingegen gestattet der Raum nur einiges bedeutende zu erwähnen. Unter den Strukturen nun möchten nicht viel Aufsehen erregen *εἴ τις ἐὰν ἐβούλετο, ὡς ἐὰν αὐτοῖς ἔδοξε* (*p.* 249. *f.*), *ἑαυτῷ ἀνεχρήσατο* oder *παρεχρήσατό, τυραννεῖν τινα* sich gegen einen auflehnen, *ἔχθραν εἶχε μετὰ* (nicht *κατά*, s. 434, 19.) *τῶν Ἑλλήνων p.* 100. *ἀκούσασα διὰ τὸν ἑαυτῆς ἄνδρα* wie sonst *διά τινα* bei Scholiasten (vgl. *Reiske ad Constantin. p.* 494.), *κατ' ἔτους* jährlich *p.* 218. *νεωτέραν, ἵνα τοιοῦτον κάλλος μὴ ἔχῃ γυνή* 352. *f. ἐκφωνήσας, ἵνα μήτε αὐλὸς ἢ κιθάρα λέγειν* 371. *πρὸ τοῦ ἐπιῤῥίψασιν* ehe sie angriffen 447. (wie *Chron. Pasch. p.* 627, 8.) und ähnliches; eher wunderte man sich über die Konstruktion eines Maskulinum zum Neutrum, die hier regelmäfsig ist, *τὸ βρέτας φυλάττοντα* (*p.* 38, 11. *not.*), die Vernachlässigung der gemeinen Apposition, *φειδόμενος τοῦ στρατοῦ ὡς κοπωθέντι, ἀπληκευόντων αὐτῶν, δεχόμενοι* (*p.* 128. *not.*), den absoluten Genitiv der Partizipien für ein *verbum finitum*, *καὶ πάντων λιπανυόντων, ἠσθένει γὰρ — p.* 481, 10. (daher 445, 20. gesichert), und sogar ständige Zerrüttungen der gewohnten Norm. Unter den denkwürdigen Formen würden weniger zu nennen sein *δόσας* für *δούς, γεφύρη*, das öftere *ἀφειλάμενος*, der Ausfall des Augments in *αἴτησε, καθαιρέθη, οἶκε*, welchen der Herausgeber sich allmälig im *Chron. Paschale* gefallen liefs, dann *ἐτίμουν, ἐμελέτουν, ἠκατοῦντο* und wol auch *ἐχώλεσε*, als das abenteuerliche *ἐωρακοῦσα* oder *εἰληκοῶσα*, und ein Schwarm von Präteritis auf *ᾱ, ἔχεσα, ἐκβάλαι, ἔφυγαν, πέπραχαν etc.*, deren Beispiele sich füglich mit dem Gebrauch der Septuaginta messen können. Was soll man aber von den Sätzen, den Partikeln und Wortreichthümern dieses Autors sagen? Ein kurzer Beleg seines Satzbaus sei *p.* 401. *ὅστις κίων πρώην μὲν εἶχε στήλην Θεοδοσίου τοῦ μεγάλου, καὶ ἦν πεσοῦσα εἰς τοὺς φόβους ἡ αὐτὴ στήλη μόνη.* Doch das wunderbarste Kunstwerk des Malalas ist sein Lexikon, von dem man schwer begreift, auf welchem Boden es gewachsen sei; denn es vereinigt alte Wörter mit barbarisirten, die zum Theil unbekannt und unverständlich klingen, und mit Lateinischen zum buntscheckigsten Cento.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 18.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae. Editio emendatior et copiosior, consilio B. G. Niebuhrii C. F. instituta.

Ioannis Malalae Chronographia ex recensione Lud. Dindorfii. Accedunt Chilmeadi Hodiique annotationes etc.

(Fortsetzung.)

Um nicht auch die neuen Bedeutungen (wie bei ἐπιῤῥίπτειν, μηνύειν, θαῤῥεῖν) durchzugehen, wollen wir blofs hieher setzen τὸ αἶγος, προδίδειν, βούρδωνες, συκόται, λίμιτον, ἐξπέδιτον Heer, σαγίττα, πόρτα, ἐξέρκιτα, παιδεύειν, παυλιών pavillon, σκάυλον, ἐξκουσσεῦσαι (nicht σταῦλον und ἐκκουσσεῦσαι): wobei mancher Uebergang zum Neugriechischen durchschimmert, wie in den Endungen ῑν und ῑ (nach Art von *Constantini Cerimoniale*), στηθάριν, Σωσθένιν, πατρίκιν und anderes im Texte wenig durchgefeilte. Hier hätte mit Fug Erasmus ausrufen können: *in hoc opere tot soloecismi reperiuntur, ut vix Holcot et Bricot soloecisset crassius.*

Aber auch das Unternehmen des Malalas, ein Geschichtwerk in dieser Gestalt und mit diesen Bestandtheilen anzulegen, scheint dem Zeitalter Justinians wenig zu entsprechen. Indem wir uns nun dem Dickicht der Byzantiner Chroniken nähern, deren blofse Namen und schwerfällige Massen schon manchen verscheuchten, können wir nichts anderes versuchen als das Verhältnifs des Malalas zu den älteren und gleichzeitigen Denkmälern derselben Gattung anzugeben; und auch dieses, bei dem Mangel an genügenden Vorarbeiten, nur in den allgemeinsten Umrissen. Es ist bekannt, dafs die Elemente der Byzantinischen Chronographie vom Julius Africanus, dem gelehrten Schüler des Origenes, herrühren. Der Gedanke, welchen er mit grofser Belesenheit (ein Verzeichnifs mehrerer seiner Gewährsmänner s. bei Niebuhr kleine hist. Schr. *p.* 186 ff.) zur Ausführung brachte, die verachteten Asiaten nicht nur mit den Griechen in Einklang zu setzen, sondern auch in höhere Zeiten zu rücken, so dafs die Aufzählung von historischen und litterarischen Begebenheiten an einen chronologischen Kanon anknüpfte — dieser Gedanke wurde von frühen und späten Bearbeitern des Faches festgehalten. In solchem Sinne kompilirten Eusebius und weiterhin Georgius Syncellus, nur dafs der Letztere sich weit strenger dem Plan und Material des Africanus anschlofs. Solange nun das Christenthum der Apologieen durch alle Kräfte der Erudition und des Glaubens bedurfte, konnten auch Chroniken jener Tendenz ihre Stelle finden; nachdem aber im vierten Jahrhunderte der Kampf zwischen beiden Parteien geschlichtet worden, hörten sie von selbst auf. Wer geschichtlichen Stoff begehrte, hatte die vielfältigste Gelegenheit sich an Memoiren zu üben; bis die Unglücksfälle, die Zwistigkeiten und die wachsende Barbarei seit Phocas das Interesse hiervon ablenkten. Dann erst kehrte man zur verlassenen Chronographie zurück, deren religiöse Farbe sich am meisten zur klösterlichen Abgeschiedenheit der Studien schickte; doch soviel wir sehen nicht vor dem Jahre 800. wo der genannte Georgius, Nicephorus und Theophanes zusammentreffen. Jetzt machten die Byzantiner allerlei Formen des Annalenwesens durch, indem sie die profanen Historien, politischer und litterarischer Art, in den Winkel drängten, und die Kirchengeschichte des alten Testaments bis zur Gestaltung einer christlichen Welt ausführlich oder summarisch verhandelten. Constantin war der natürliche Grenzpunkt dieser Uebersichten; daran reiheten sich beliebige Fortsetzungen, die dem Historiker vorzugsweise nützen; die Methode selbst nahm zuerst den Gang eines ekklesiastischen Kanons, d. h. eines Festkalenders, den man von der Schöpfung an berechnete und mit Legenden, Auszügen der Bibel und Stellen der Kirchenväter zierte; weiterhin vergafs sie der lästigen Chronologie und begnügte sich mit der systematischen Erzählung.

Im übrigen haben alle denselben Kern aus ihren Vorgängern bewahrt, und stimmen daher in den Hauptsachen zur Verwunderung überein; indessen besitzt jeder seine Vorrechte, seine eigenthümlichen Zusätze, seine Manier das vorgefundene zu stilisiren, und hierauf beruht ihr individueller Werth. Man vergleiche dafür etwa die beiden Extreme, den weitschweifigen Cedrenus, dessen mönchisches Kompendium bis zum Constantin höchstens durch heilige Sagen und Ketzergeschichten anzieht, dann aber eine brauchbare Quelle für die Kaiserzeit wird, und den sogenannten Pollux, einen historischen Katechismus für Gäubige, welche die Dinge vom Anfang her bis auf Valens harmlos durchlaufen sollten. Ein wichtiges Gegenstück aber zu solchen Kompilationen ist folgendes Werk, worüber sich nirgend angemessener als an dieser Stelle berichten läfst:

Chronicon Paschale. Ad exemplar Vaticanum recensuit Ludovicus Dindorfius. Voll. II. Bonnae, Weber 1832. 2 Seiten *praef.* und 737. Text, 569. Anmerkungen. Ohne Bezeichnung einer *Pars* vom *Corpus.*

Diese Chronik trug eine Zeitlang den Namen *Fasti Siculi*, weil eine Handschrift davon aus Sicilien nach Rom gebracht wurde; die Mittheilungen aus derselben förderten die Bemühungen von Sigonius und Panvinius um die Verbesserung der Römischen Fasten. Ueblicher ist durch den Jesuiten Matth. Rader, welcher zuerst das Buch mit einer mangelhaften Uebersetzung zu München 1615. herausgab, die Benennung *Chronicon Alexandrinum* geworden; doch auch sie bewährt sich um nichts mehr als die sonst vorgeschlagene, *Chron. Constantinopolitanum;* obgleich die MSS. in denen wie es scheint jede Ueberschrift fehlt, eine Wahl verstatten könnten. Unter dem glaubhaftesten Titel, *Πασχάλιον seu Chronicon Paschale*, besorgte Carl Dufresne zu Paris 1688. einen besseren Abdruck, mit sorgfältiger Einleitung, Uebersetzung, chronologischen Anhängen und einem bündigen Kommentar ohne mühsame Gelehrsamkeit. Auch die Lesart war reiner und vollständiger geworden, da Dufresne sich theilweise die Kollation des Vatikaner MS. verschaffte, welcher den bisher gebrauchten Augustanus weit übertrifft; aber erst dem Deutschen Herausgeber ist es gelungen, den Text nach einer genauen Vergleichung jener Handschrift zu gestalten. Zwar bleiben noch Lücken und Fehler, zumal in den Eigennamen; manches unhaltbare mag in der behutsamen Revision auch ohne Grund (wie p. 150, 16. *καὶ χειρόξαντος* oder *σαράκοντα* p. 352, 12. nach Reiske's Urtheil) geschont sein; doch besitzen wir nunmehr ein zuverlässiges Original, das im einzelen richtiger und im Ganzen frei von zahlreichen Interpolationen und Scholien ist, welche früher vom Rande hier sich eingeschlichen hatten; übrigens finden wir den Inhalt des Pariser Exemplares unverändert. Was nun das Innere des Chronikon betrifft, so vermittelt es gleichsam den Africanus und Syncellus; an den ersteren wird deutlich erinnert p. 307. Ursprünglich aber ging es wie die meisten Sammlungen der Art bis zum vierten Jahrhunderte (nämlich *A. C.* 354. s. *Dufresne praef. p. VIII.*); ein anderer setzte es bis auf Heraklius (J. 628.) fort. Sein Gepräge deutet durchgängig einen kirchlichen Gesichtspunkt an; obwohl aber das Werk mit einigen Theorieen über die Osterrechnung beginnt, so hat es doch mit den berühmten Streitigkeiten wegen des Osterkanons nichts gemein, sondern liefert, der erweiterten Bedeutung eines *Πασχάλιον* gemäfs, nach Jahren der Welt, Konsulaten, Olympiaden und Indiktionen einen Ueberblick sämmtlicher heiligen Geschichten, von den ältesten und jüngsten Schicksalen des Jüdischen Volkes an, worauf wol die Hälfte des Ganzen verwandt ist, und wobei typische Deutungen (wie über die Psalmen und Propheten *pp.* 158. *sqq.* 274. *sqq.*) nicht gespart werden. Dies alles mit den ferneren Berichten über die Kaiserzeit verräth sich leicht als eine Schichte von Auszügen, nicht blofs wegen des hier und in Malalas so häufigen *φησί*, sondern an den langwierigen Stellen der Bibel, der Patres (z. B. über theologische Geographie gleich vorn, und anderes sogar am ungehörigen Orte, Cyrillus *p.* 450. *sqq.*) und der Chronologen, denen der Vf. nach Gutdünken folgt; die Zahl der politischen und litterarischen Thatsachen ist sehr geringfügig und unbedeutender als bei Cedrenus, überdies durch Unkunde dessen, was Rom angeht, verfälscht, wie wenn Apollonius und Silvius statt Plinius und Livius *p.* 211. citirt oder Nero durch die Juden *p.* 459. getödtet wird. Demnach kann das Chronikon gerade in den Theilen, worin es sich durch höheres Alter (wie der Exkurs gegen Heiden und Sektirer *p.* 443. ff. zeigt) und bessere Diktion empfiehlt, ziemlich entbehrlich heifsen; während man es in den Abschnitten über die christlichen Kaiser und Glaubensfragen, welche näher an Malalas grenzen, nicht verschmähen darf.

Welchen Platz behauptet nun Malalas in dieser Ge-

sellschaft und in welchem Sinne hat man ihn zu schätzen? Hierüber liefse sich etwas bestimmter urtheilen, wenn die Herausgeber dieser Annalisten wie billig ihre Quellen in Konkordanzen oder Analysen entwickelt hätten. Denn auch Malalas nimmt ebenso sehr an den Schätzen Theil, welche von Africanus und seinen Nachfolgern in allen Richtungen ausströmten, als er vieles eigenthümliche besitzt. Beides aber ist durch die Verfassung seines Werkes und Kopfes ansehnlich bedingt worden. Die früheren Grundstoffe nämlich, Kanon und chronologische Zerfällung wie religiöse Kombination, sind hier fortgefallen (und schon darum würde man nicht über das neunte Jahrhundert aufsteigen können); an deren Statt wir ein wunderliches Gemisch von pragmatischen Mythen, von fabelhaften Historien der Heiden, Juden und Christen und namentlich von Asiatischen Städtesagen erblicken. Woher solche Zwittergeschichte kam, das liegt zu Tage. Bei dem besten Willen seine Vorgänger zu kompiliren, wufste sich Malalas weder in die Sachen noch in den Stil zu finden, und sowenig er der altgriechischen Diktion (*προετρέψαντο δέ, ἤτοι ἐδυςώπησαν p.* 98. *βασιλεῖς, ἤτοι ῥῆγες* 161. vgl. mit den Paraphrasen Orphischer Verse 73. *sqq.*) mächtig war, so dunkel und noch ferner stand ihm das Latein (*πρῖμον, ὅπερ ἑρμηνεύεται Ἄρειος p.* 172. *f. εἰδοί* Elstage *p.* 474.). Daher formte er sich selber, indem er dem Schall von Namen und Wörtern nachging, einen recht falslichen Zusammenhang, welcher den Anstrich eines Romanes hat, und vergröberte den Stil seiner Muster, wie die Vergleichung mit dem helleren und genaueren *Chron. Paschale* lehrt. Man wird also die Folgen dieser Metamorphosen, die Monstra von Geschichten, Citaten und Redensarten, sich unbedenklich gefallen lassen, z. B. *p.* 107. die zwei Heroen *Πρόθωος καὶ Μαγνίτωρ* aus dem Homerischen Verse *Μαγνήτων δ' ἦρχε Πρόθοος* — entstanden, 138. *f.* die Olive auf Orests Schulter (*ἐλαίαν ab hac pecude positum pro ἐλέφαντα*, Bentley), 68. Archilochus als Gewährsmann wie beim *Annius* von *Viterbo Archilochus de temporibus*, 79. Apollonius von Rhodus *ὁ σοφώταχος Ἀπ. ὁ ἱστορικός*, 196. Ptolemäus Lagi *ὁ ἀστρονόμος* u. s. w.; man wird aber auch nicht leugnen, dafs Malalas nach starken Abzügen, sobald man von seiner Form und Kombination absieht, immer ein beträchtliches von alter Byzantiner Weisheit darbietet. Dazu kommt, dafs zwar etwa zwei Drittel desselben auf sonst bekannte Grundlagen gebaut sind, sogar die Fabeln von Zeus — Pikus, von Jo und Perseus, nach Anleitung eines damals vollständigeren *Palaephatus*, die Darstellung der Olympischen und Altrömischen Spiele ganz im Kpolitanischen Geschmack (*l. VII.*) nebst dem Verlauf der Kaiserzeit; dafs aber ansehnliche Stücke, vor anderen der Trojanische Krieg und die Geschichte von Antiochia, fast lauter neues enthalten. Und gerade die letzteren Angaben, welche so reich sind, dafs sie zur Topographie und historischen Kenntnifs der Stadt wie zur Charakteristik der magischen Gaukeleien ein ungewöhnliches Material hergeben, gehören nicht dem Malalas an, gegen den das mehrmalige *φησί* und allerlei Verstöfse sprechen, sondern vielleicht jenem Ioannes Antiochenus, mit dem unser Autor seltsam genug zusammentrifft, und dem er wol nur durch Zufall das Prädikat eines Antiochiers verdankt. Was aber den Abschnitt von Troja betrifft, wofür unter anderen Namen (s. auch *Schol. Odyss. ed. Buttm. p.* 4.) auch Dictys citirt wird, so bleibt eine nähere Würdigung denen überlassen, welche diesen dunklen Mythhistoriker aufklären wollen. Hierbei wünschten wir einen sonderbaren Punkt erwogen zu sehen, nämlich *die Physiognomik* im Malalas, welcher überhaupt Heroen (Phädra mit Hippolytus *p.* 88.) und Kaiser nach Belieben zu portraitiren weifs, doch am gründlichsten die Helden der Trojanischen Zeit (*p.* 100—106.) von Haupt bis zu den Füfsen zeichnet, als ob er mit ihnen leibhaften Umgang gepflogen. Eine solche Charakteristik zeigen noch der sogenannte Dares und der späte Isaac Porphyrogennetus (bei *Rutgersius V. L. V*, 20.); und es dürfte der Mühe werth sein, die Liebhaberei der Griechen für dieses Objekt historisch zu erforschen. Hiernächst reichen wenige Worte hin, um die philologische Kritik des Malalas anzudeuten. Hr. Dindorf welcher uns das Verständnifs eines so abnormen Schriftstellers nicht wie wir dachten durch Nachweisungen, nicht einmal durch Lateinische Summarien erleichtert hat, äufsert sich folgendermafsen in seinem Lakonischen Vorworte *p.* VIII. „*Ipse quae scribendi vitia viderentur correxi aut notavi: saepe autem ambiguum esse quae librario, quae ipsi imputanda sint tali scriptori, sponte intelligitur*". Ref. ist anderer Meinung, die er dem geübten Kritiker nur in flüchtigen Umrissen zu entwickeln braucht. Die Handschrift der Chronographie scheint nicht sorgfältig geschrieben zu sein, die Oxforder Ausgabe hat offenbare Fehler: dem-

nach war es wünschenswerth, dafs auch hier wie beim *Chron. Paschale* das MS. von neuem verglichen und in allen seinen Blöfsen abgedruckt wurde. Jetzt da dieses nicht geschehen, konnte, wenn nicht die diplomatische Unsicherheit noch wachsen sollte, von keiner *recensio* noch *recognitio* die Rede sein; vielmehr blieb dem Herausgeber allein die Mühe einen möglichst grofsen Apparat von Varianten unter dem Texte zu sammeln. Nun hat Hr. D. hierin allerdings Umsicht und Thätigkeit bewiesen; aber bald zu viel von Konjekturen aufgenommen, bald die vorhandenen Hülfsmittel anzuführen oder anzuwenden vergessen. Dafs er manche Verderbung übersehen, dies ist die Bedingung aller Kritik; wir meinen z. B. *p.* 54. *f.* ἐσχηκέναι καὶ κρατήσαντας χώρας ἧς — κρατῆσαι τὰς χ., 96, 17. Δύνας f. Δρύας, 137, 10. κοινὸν βουκόλου ἐν θαλάττῃ f. κ. βουκόλοις καὶ θ., 204, 9. Ἡρακλεῖδα f. Ἡράκλειαν, 233, 13. καὶ ἔθηκε f. κατέθηκε, 271. *f.* Φουρτούνου καὶ Γάργαρι (wie 426, 8. βαλών) zu tilgen, 285, 11. Κιθαιρωνίῳ ὄρει f. Κιθαιρῶνι ἐγείρει, nebst Lücken wie 119, 14. 477, 16. Wichtiger sind aber die äufseren Hülfsmittel, die Uebersetzung und der Kommentar von Chilmead, das *Chr. Paschale*, Cedrenus und die verwandten Byzantiner bis auf Tzetzes herab; von denen Hr. D. einigen aber unzureichenden Gebrauch macht. Erstlich gewährt die Uebersetzung wegen ihrer Treue manches Supplement wie *p.* 82, 16. ἡ δὲ (Λήδα), und 157, 14. 384, 4. (wo die falsche Konjektur auszustofsen) in beträchtlichen Lücken, 296, 9. τὸν πολιτευόμενον (Μαριάδην), 309, 2. in einer Umstellung. Auch die Verbesserungen des Britischen Gelehrten sind nicht regelmäfsig genug erwähnt, wie *p.* 141. *f.* 328, 18. 452, 21. 461, 20. Sodann war nichts ersprieflicher als (um nichts von Cedrenus und noch geringeren zu sagen, wie *p.* 46. aus Tzetzes Θεοβόων gelesen, 318, 9. ἱερῶν aus Pollux gestrichen wird) dafs der Herausgeber den Malalas und das *Chron. Paschale* aufs genaueste in wechselseitigen Parallelismus gesetzt hätte. Denn beide berichtigen und ergänzen einander im kleinen und grofsen, bis zur Ausfüllung von lückenhaften Stellen: ohne das Chronicon hätte man z. B. in *Mal. p.* 175, 3. den Ausfall einer Linie nicht geahnt, so wie im *Chron. p.* 75, 6. oder 208, 18. leicht zu vervollständigen ist, und wiederum der Vortrag in *Mal. p.* 356, 3. zu besserer Ordnung gelangt. Doch weder Zweck noch Raum vergönnt uns in die Massen der Besonderheiten einzugehen.

Ref. glaubt aber der Vollständigkeit wegen noch ein anderes Denkmal des zehnten Jahrhunderts betrachten zu müssen:

Constantini Porphyrogeniti Imperatoris de cerimoniis aulae Byzantinae l. II. Gr. et Lat. e recensione Io. Iac. Reiskii cum eiusdem commentariis integris. Bonnae, Weber. Vol. I. 1829. *LXII.* und 807 S. Text *Vol. II.* 1830. 903 S. Kommentar.

Wer den Titel eines *Cerimoniale* vernimmt und bei der ersten Ansicht des dicken Buches, welches in seiner gröfseren Hälfte das fast endlose Detail der Etikette verhandelt, sich im Gewühle findet von hohen und niederen Chargen, von abgemessenen Fest- und Prachtzügen, eingelernten Segensformeln der Behörden und Plebejer, halben und vollständigen Adorationen, wechselnden Galaröcken, feierlichen Audienzen und Gedecken, Promotionen und Kanzleigebühren mit allem sinnlichen Gepräge, wobei doch kaum ein leidliches Wort gesprochen wird, wer überdies einen ungenieſsbaren, oft unverständlichen und zum Betäuben breiten Stil, werth in Kunstkammern sorgfältig bewahrt zu sein, 800 Seiten lang vor sich sieht: der dürfte leicht, wie schon mancher Aesthetiker gethan, eilig vor dem Getümmel zurückweichen, in der Meinung, dafs hier ein Hofmarschal eher als ein Geschicht- und Sprachforscher durchdringen könne. Nun ist nichts sicher als dafs die Wissenschaft eines Mannes vom Fache durchaus förderlich sein, und dem einzigen Erklärer des Werkes, Reisken über vieles zweifelhafte und denkwürdige den Aufschlufs, welchen gelehrte Sammlungen und Muthmafsungen nicht gewähren, ertheilt haben würde. Aber es scheint nicht minder gewifs, dafs noch ganz andere Kenntnisse zu Gebote stehen müssen, um dem Verf. nicht nur zu folgen, sondern auch nützliche Seiten abzugewinnen; und es mögen in der That wenige Denkmäler der Mittelgriechischen Litteratur sich vorfinden, welche bei sehr geringfügigem Aeufsern einen so bedeutenden Grund der Belehrung umfafsten.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 19.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae. Editio emendatior et copiosior, consilio B. G. Niebuhrii C. F. instituta.

Leonis Diaconi Caloënsis historiae l. X. et liber de velitatione bellica Niceph. Aug. e recensione Car. Bened. Hasii, etc.

(Schluſs.)

Wir besitzen nämlich in diesem Handbuch unter der Hülle des sonderbarsten Rituals einen kaiserlichen Hof- Haus- und Staatskalender (wie schon der ursprüngliche Titel, *Ἔκθεσις τῆς βασιλείου τάξεως* ankündigt), welcher die Statistik des Griechischen Reiches wie in heller Gegenwart zur Anschauung bringt, und den reichsten Kern Byzantinischer Alterthümer enthält; wodurch sogar Sitten und Einrichtungen der Russen, vorzüglich aber der Türkischen Regierung bis zur Quelle verfolgt werden. An Belegen ist kein Mangel, am wenigsten im zweiten Buche. Denn das Interesse der ersten Abtheilung bezieht sich mehr oder minder auf zufällige Notizen; wie wenn uns bei Prozessionen und Hofversammlungen die Gelegenheit wird, mitten unter den liturgischen Verrichtungen, welche nirgend harmloser und gründlicher beschrieben sind, unter den Beamten und den Volksspielen auch die Oertlichkeit der Kirchen, Palläste, Hauptplätze, des Circus und anderer Denkwürdigkeiten Konstantinopels gleichsam mit eigenen Augen zu betrachten, und hieraus Irrthümer der Vorgänger (z. B. des Dufresne) zu berichtigen; ferner wenn wir zum Beschluſs die Krönungsfeierlichkeiten einiger Kaiser (namentlich die des Anastasius I. und des Nicephorus Phocas, c. 92. 96.), begleitet von neuen oder ergänzenden historischen Berichten lesen. Nicht so mühsam hat man die brauchbaren Thatsachen im zweiten Buche zu sammeln; obgleich einige schätzbare Kapitel verloren sind. Schon der Uebergang zu diesem (*Appendix ad librum primum* genannt), welchen die Zuschrift des Kaisers Constantinus Porph. an seinen Sohn Romanus über den Bedarf, die Offizianten, die Thätigkeit eines Regenten im Kriege bildet, ist ebenso reich an zusammenhängenden Umrissen des damaligen Militärwesens als an erwünschten Einzelheiten. Indem der Autor seinen Marstall verhandelt, lernt man die Wichtigkeit und Stelle der *Hippiatrica* kennen; unter den kostbaren Geräthschaften, welche mit in das Feld wandern, Hauskapellen, Sophas, Riechflaschen, trifft man auch eine charakteristische Handbibliothek an (*p.* 467.), bestehend aus einem Breviar, strategischen Kompendien, etlichen Historikern, vorzugsweise (ἐξαιρέτως) Polyän und Syrian (wo denn die starken Interpolationen des vielgelesenen Polyän, den Reiske mehrmals für ein Erzeugniſs der späten Gräcität erklärt, sehr begreiflich werden), dann aus Büchern über Traumdeutung und Wetterkunde; wir hören genaueres über die Taktik, welche Constantins Vater, Leo, (*p.* 456.) kompiliren lieſs, über Telegraphen (*p.* 492. *sq.*) und Triumphe; ja wir belauschen den Kaiser in seinem naiven Verkehr mit den Soldaten, wie wenn er sie (*p.* 483.) leutselig befragt „wie geht es euch, meine Söhne? was machen eure Weiber, meine Schwiegertöchter, und die Kindlein"? und jene nach Verabredung antworten müssen „unter der Herrschaft deiner Majestät geht es deinen Knechten wohl". Aber noch überraschender ist das Material des zweiten Buches: namentlich die brauchbaren Episodien von *c.* 15. über Audienzen vornehmer Personen, unter ihnen der Groſsfürstin Olga, die Nachweisung der militärischen Etats *c.* 44. der publizistischen Korrespondenz *c.* 48. der vorschriftsmäſsigen Dialoge mit fremden Gesandten *c.* 47. (ein Theil gröſserer Institutionen, I, 87—90.) der Taxen für Hof- und Staatsämter *c.* 49. und, um anderes zu übergehen, eines der eigenthümlichsten Schauspiele, der

Blick in die Begräbnifsstätten der Kaiser von Constantin an (auch des Julian, τὸ δύστηνον καὶ παμμίαρον σῶμα τοῦ παραβάτου Ἰουλιανοῦ) mit ihren Angehörigen c. 42. Bieten uns nun die verschiedensten Momente des Lebens eine Fülle von ausgezeichneten Belehrungen an, welche für das Mifsbehagen am Ganzen entschädigen können: so wollten wir doch den formellen Gehalt dieses Ganzen nicht verachten. Denn der Kaiser ist nun einmal der Mittelpunkt des prunkhaften Ceremoniels, welches ihn von der Wiege bis zum Tode geleitet; und es dürfte nicht gleichgültig sein, ihn in seiner öffentlichen Erscheinung beim Gottesdienst und bei den Huldigungen der Unterthanen nach allen Seiten zu beobachten. Dazu kommt die systematische Berechnung des Hofstaates, die den Kaiser eine doppelte Rolle, weltlicher und geistlicher Art, spielen läfst. In der ersten zeigt er sich als Nachfolger der Römischen Imperatoren, am meisten in der Rennbahn; mit geistlicher Hoheit ist er bei den unermüdlichen religiösen Pompen ausgestattet, und zwar nach einer verfeinerten Typik als Repräsentant Christi (s. das breitere in *II*, 40. 52. *p.* 765. *sq. Reiske p.* 8. 9.; jene zweifache Würde stellt ihn als ein heiliges Wesen (ἅγιος, s. *Reiske p.* 247. *sq.*) dar, das niemand durch Berührung und vertrauliche Nähe entweihen soll, und vor dem jeder irdische Glanz, selbst der Rang der Kaiserin (von ihr s. *Reiske p.* 373—75.) in den Schatten zurücktritt. Um einen solchen Schein zu nähren, ist alles klug geordnet und abgemessen; das Uebermafs von Festen und Kirchengängen gleicht einem Füllhorn, dem zahllose Ehrenbezeigungen der Geistlichkeit, des Adels und der Bürgerschaft in immer neuem Licht entströmen; die Behörden dürfen niemals von der Seite des Herrschers weichen, überall werden sie an Demuth und Unterwürfigkeit erinnert, sogar durch Geschenke an Geld und Kleidern, an den Hof berufen, um Zeugen etwaniger Beförderungen zu sein und für die fremde Gnade zu danken, in das Badehaus (II, 12.) und zum Traubenfeste (I, 78.) um des Imposanten willen herbeigezogen, übrigens aber nach Kollegien und Chargen sorgfältig gruppirt, am meisten zur kaiserlichen Tafel (wovon ein Hauptstück im Kletorologium II, 52.); und auch das Volk hat hierbei mitzuwirken. Auserlesene Plebejer, unter zwei hervorstechende Faktionen mit eigener Verfassung begriffen, folgen dem Kaiser auf Wegen und Stegen, tanzen vor ihm (σάξιμα) und singen auf Geheifs des Cerimonienmeisters ihre schwülstigen Formeln und Akklamationen (ἀκτολογεῖν), die von besonderen Dichtern und Komponisten (ποιηταί, μελισταί) in Jamben und in Prosa verfafst, und von Vorsängern (κράκται) angestimmt die Verwandtschaft mit zahllosen Phrasen in den *Scriptores Historiae Augustae* nicht verleugnen. Das letztere beweisen die Vorschrift, einzeles Lateinisch zu singen (Ῥωμαΐζειν), und mehrere ziemlich verunstaltete Wendungen (wie *p.* 369. *sqq.*), welche wie alles Latein in diesem Buche wunderlich gefärbt (*p.* 69. ἦλθες ἡ μοῦλτος ἄννος φιλικήσιμε, oder *p.* 240. λεβὰ πατρίκιε ἔσαρχε λαόν, *leva te p. e. loco*), und der Folgerung von *Harris philol. inquiries p.* 298. *fg.* dafs noch damals der Gebrauch jener Sprache blühte, nicht günstig sind; wo man denn auch ein entsetzliches Γοτθικόν I, 83. von vermeinten Gothen unter Heulen vorgetragen, für einen ähnlichen Schluſs verwenden könnte. Soviel möge von weit beträchtlicheren Massen, die selbst *Gibbon chap.* 53. in seiner Schilderung der inneren Verwaltung nur leicht berührt, zur vorläufigen Kenntnifs unseres Werkes genügen, und wir übergehen mit anderem manche nahe Betrachtung über den Einfluſs, den solche Verhältnisse und Riten auf den Bestand des Kaiserthums übten, um die litterarischen Schicksale des Buches kurz zu berichten.

Zuerst also von der Frage, wer der Verf. des *Ceremoniale* sei. Man bedenke hier vor allen Dingen, dafs die Sammlung auf ein loses Aggregat verschiedener Materialien hinausläuft, und dafs die beiden grofsen Abschnitte, worin die Hof- und Staatsordnung entwickelt wird, vermöge der Chronologie, nicht wenig aus einander fallen. Denn die jüngste Thatsache im ersten Buche ist die Erhebung des Nicephorus Phocas auf den Thron, während im zweiten die Grabmonumente von Constantinus, Leos Sohn, und von Basilius (gest. 1025.) genannt werden. Reiske (*praef.* §. 4.) stellte deshalb die Vermuthung auf, dafs diese Kompilation dem jüngeren Constantinus (gest. 1028.) angehören, und überdies (*p. XVII.*), was hiermit schwerlich sich verträgt, dafs ein beträchtlicher Theil derselben zu dem weitläuftigen Repertorium des Grofsvaters als Titel περὶ βασιλέων ἀναγορεύσεως zu rechnen sein möge. Aber nichts deutet auf einen von beiden, und der Name Constantins steht aufser Berührung mit dem ganzen Unternehmen, schon aus dem Grunde, weil die Worte Κωνσταντί-

νου . . . σύντομος nicht das *Ceremoniale* bezeichnen (vielmehr fehlt ihm die Ueberschrift), sondern die *Subscriptio* des oben erwähnten militärischen Kompendiums sind, welches den ersten Platz im MS. behauptet; auch sagt der Anonymus in seinen Vorreden, dafs er nach bloßen Privatansichten und aus Wohlwollen für den kaiserlichen Ruf altes und frischerlebtes zusammengestellt habe. Namentlich findet sich unter den benutzten Quellen (den mannichfaltigen *Τακτικά*) der Minister Justinians Petrus Magister (I, 84—95. vgl. Reiske *p.* 574.) in der gewohnten rohen Diktion; der Bischof Epiphanius in II, 54. und in demselben Buche stammen die beiden letzten, nur im Inhaltsverzeichnifs geretteten Kapitel, 94 Geschichten von Alexander dem Grofsen und einen Traktat (τοῦ φυσιολόγου, ungewifs welches Byzantiners, *cf. Jacobs. praef. in Aelian. p.* 47.) von wunderbaren und gottseligen Eigenschaften der Thiere enthaltend, aus fremdartigen Kollektaneen ab; noch sichtbarer verräth das κλητορολόγιον des Pilotheus, dessen bereits gedacht worden, in Stil und Absicht einen abweichenden Ursprung, einen Mann vom Handwerk, welcher seine Schüler mit derben Worten unterweist. Soviel also dünkt uns sicher zu sein, dafs wir im vorliegenden *Corpus* ein unverbundenes Excerpt lesen, das von der Mitte des zehnten Jahrhunderts an durch allerlei Litteratoren und Kunstverständige zusammengebracht ist; wobei es doch unentschieden bleibt, ob nicht mehreres durch Zufall in die Handschrift gerieth. Niemand aber wufste von diesem antiquarischen Schatze, bis der Frankfurter Patricius Uffenbach, der Besitzer desselben, in *Fabricius Biblioth. Graeca* davon Anzeige machte. Nach Uffenbachs Tode kam der Codex in die Senats-Bibliothek zu Leipzig; Maskovs Rath vermochte den dortigen Professor Leich eine Ausgabe zu veranstalten, welche noch nicht bis zur Hälfte des Textes mit der Lateinischen Uebersetzung gediehen war, als er im dreifsigsten Jahre starb; hinterlassen hatte er nichts als geringe Sammlungen nebst einer in Tacitus Manier geschriebenen Regierungsgeschichte des Kaisers Constantinus Porphyr. Hierauf übertrug man die Fortsetzung seinem Freunde Reiske, der sich des Geschäftes mit ungewöhnlicher Thätigkeit annahm. Er verglich die ganze Handschrift von neuem, da sein Vorgänger einer nachlässigen Kollation gefolgt war und aufser vielen Fehlern nicht selten Zeilen übersprungen hatte, vollendete die Uebersetzung, die nach seiner Weise sich zur Paraphrase dehnt und für das schnellere Verständnifs beiträgt, und kommentirte den unendlichen Stoff in nicht vier vollen Jahren. So trat das *Ceremoniale* mit Einleitung und Erklärungen des ersten Buches in zwei mäfsigen Folianten 1752. und 1754. hervor; den Abdruck des übrigen Kommentars lehnte der Verleger ab, und die nachgelassenen Papiere wanderten mit dem sonstigen Reiskischen Apparat wie bekannt in die Bibliothek des Dänischen Historiographen Suhm, weiterhin in die königliche zu Kopenhagen. Dort erlangte Niebuhr eine Abschrift, und ihm haben wir die Gunst zu danken, dafs Reiske's Arbeit gerade in sehr verdienstlichen Untersuchungen völlig gerettet ist; wenn wir auch manche Flecken (wie *p.* 497. *novi Graecitatis* oder *p.* 504. *pr.* die Verstellung zweier Sätze) fortwünschten. Der *Bonner* Abdruck dem Classen vorstand, hat alle kritischen Berichtigungen, wo von Leich gefehlt worden, nach Reiske's Anweisung nachgeholt, minder fleifsig die Veränderungen, die jener zu wiederholten Malen in Irrthümern oder Auslassungen seiner Uebersetzung bemerklich machte, nachgetragen; aus dem MS. obgleich es zur Ansicht vorlag, ist, soweit Ref. sich erinnert, keine neue Lesart (aufser Schreibfehlern und kleinen Zusätzen in *l. II.*) angeführt, und überhaupt alles beim Alten geblieben; leider aber vermissen wir die Kupfer, welche Reiske zum besseren Verständnifs der überall genannten und ohne Bilder räthselhaften Trachten stechen liefs. Wir hätten nun nichts weiter als in Summe was geleistet, was rückständig sei anzudeuten.

Indem wir mit dem Texte beginnen, müssen wir diesen Theil als den unsichersten bezeichnen, der viele nicht zu erfüllende Wünsche rege macht. Hiervon sind die Ursachen sowohl in der Gräcität als in der diplomatischen Ueberlieferung zu suchen. Was nun die Sprache betrifft, so gleicht sie zwar dem barbarischen Stile des Malalas in den wichtigsten Stücken, nur dafs die Sätze sich möglichst einfach auf einander schichten und besonders durch *Nominativi absoluti* vorwärts springen; aber sie besitzt auch eine Menge bedeutender Eigenthümlichkeiten. Neue Wörter und Wortbedeutungen, welche Du Fresne nicht kennt, überhaupt eine abtönende Terminologie bemerkt jeder auf allen Seiten; doch lehrreicher sind die mannichfaltigen Ueber-

gänge zum Neugriechischen. Die Formen stumpfen bereits ihre Charakteristiken ab und durchkreuzen sich in Metaplasmen (einiges s. bei Reiske *pp.* 217. 252. *sq.* 332. 366.), das Recht der Kasus und Modi (δίδωμι σέ, τὸ ἀπελθεῖν ohne μετά, ἐὰν οὐκ ἦσι *etc.*) erlischt zusehends, ἀπό und μετά (statt des Genit., μ. χλανίδια) mit Accusativen, σύν mit Genitiven darf nicht wundern (indessen bezweifeln wir ἀπὸ τῇ ἡμέρᾳ *p.* 619. μετὰ τούτοις 791. und ἐκ τὰς πατριάς 214. wo εἰς zu lesen); es giebt sogar einzeles aus der Ῥωμαϊκή, wie τὴν βασιλείαν σας, διαφυλέξει σας. Doch müssen hier Grenzen gesteckt werden; nicht weniges ist aus falscher Aussprache hervorgegangen (wie ὁ πρόβεις, ἔξεσαν, προσεῤῥύει, εὐφημησθείς, ἀλλαξήμια), noch mehres aus Abbreviaturen, dergleichen sich durch ernstliche Emendation beseitigen läfst, und wir wollten uns nicht mit dem Reiskeschen Trost (*p.* 501. *cf.* 145.) begnügen: *a Graeculo nihil non expectes; coelum terra miscent.* Aber ein wesentlicher Uebelstand ruht auf der Handschrift. So trefflich und schätzbar diese als paläographisches Denkmal ist (eine Probe s. in *T. II. p.* 224.), so mifslich wird doch ihr Gebrauch durch zahllose Dornen von Kompendien (ϑ für πρωτοσπαθάριος, δ bald τέσσαρες bald Δαβίδ und ganz anderes), aus denen selbst der geübte Reiske nicht immer sich zu winden wufste; mithin erscheint vieles im Texte problematisch und der Divination bedürftig (z. B. *p.* 211. εἴπωσι wol aus ἐπεύχονται, *cf. R. p.* 126., 612. ἐχθρελέγκτων für ἐχθρολετῶν, das öftere ἐς ὁ oder ἔσ für ἐς τό *nach der Melodie*), zumal da Lücken im grofsen und kleinen (wie 158. *pr.* oder 419. τῶν γενναιοτάτων nämlich ἐξερχίτων), falsche Wiederholungen (wie 31, 10.) und andere Nachlässigkeiten häufig den Sinn verderben. Wir wenden uns hiernächst zu unserem Kommentator, über den Ref. mehr zu sagen wünschte als der Raum vergönnt. Das grofse Talent von Reiske, der für den edelsten Eifer nur Widerwärtigkeiten und Verachtung erntete, haben die Nachlebenden willig in der Arabischen Litteratur, nicht so bereit in Griechischer Philologie anerkannt; um so entschiedener wird dieser Kommentar, der einzige welchen er unternahm, die Macht seines Geistes in ein glänzendes und erfreuliches Licht setzen. Ungern freilich wagte er sich auf ein selten und dürftig bearbeitetes Feld (*p.* 529.), durch welches allein die lebendigste Kenntnifs des Orients und Occidents führen kann. Was nun Wesseling gegen ihn andeutete „*egregium Imp. Constantini opus, id profecto tale est, in quo tua eruditio felicissime excurrere et arcessitas ex Oriente et Graecia opes exponere potest*", das hat Reiske mit einer Fülle reger Gelehrsamkeit und klaren Verstandes geleistet, wie niemand vor oder nach ihm in solchem Verein. Darin gleicht er weder dem Salmasius noch Du Fresne, mit welchen beiden Männern er wetteifert; er giebt sich ebenso wenig mit Kollektaneen über einzele Thatsachen wie dieser zufrieden, als ihn blendende Aehnlichkeiten und Hypothesen wie jenen zu kecken Sprüngen hinreifsen. Sein Eigenthum ist die unvergleichliche Gabe der Anschaulichkeit, welche feurig und besonnen aus den Trümmern einer zersplitterten Lesung von Arabern, den Lieblingen seiner Jugend (*p.* 552.), von Byzantinern und abendländischen Chronisten sich die fremden Sitten und Zustände vergegenwärtigt, und in lichtvolle Ganze kombinirt. Der Gewinn dieser Behandlung liegt überall zu Tage (wir erinnern nur an die Ansichten von den Parteien im Circus, von Behörden, von Riten der Griechischen Kirchen, vom Kleiderwesen); doch verkennt man weder die Ungewifsheit vieler Deutungen, noch die Breite der überfliefsenden oder sich wiederholenden Darstellung (wozu die Entstehung der Arbeit einiges beitrug, *p.* 75.); aber den Nachfolgern hat er eine sichere Bahn bereitet. Proben wird niemand erwarten; man müfste sie aus planmäfsigen Registern entlehnen. Leider fehlen diese noch immer gegen Niebuhr's Versprechen, ungeachtet ohne sie das Detail des Textes, der Diktion und der Kommentare verloren geht und kaum nothdürftig benutzt werden kann. Daher hoffen wir, dafs die jetzige Verwaltung des *Corpus* einem so fühlbaren Mangel begegnen und die Ausgabe zur Vollendung bringen werde.

Bernhardy.

№ 20.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1832.

XII.

Selbstbewufstsein und Offenbarung oder Entwicklung des religiösen Bewufstseins; von Kasimir Conradi, evangel. Pfarrer zu Dexheim in Rheinhessen. Mainz 1831. *XVI. u.* 412 *S.*

Führte dies Buch einen anderen Titel, etwa: Religionsphilosophie oder speculative Einleitung in die positive Theologie; so dürfte dies für seine äufserliche Auffassung und materielle Verbreitung vortheilhafter sein. Indessen ist der Titel charakteristisch, denn bei grofsen und durchgreifenden Erschütterungen der Wissenschaft müssen Werke entstehen, welche in die gewöhnliche Ordnung der hergebrachten Kategorieen nirgends unterzubringen sind. Bei der gegenwärtig sich vollführenden Fortwälzung der Erkenntnifs reichen nach und nach die alten Formen der Theologie für den scharfen und universellen Geist der jungen Zeit nicht mehr aus; die Macht des Gedankens gährt und treibt im Inneren der Gemüther mit gewaltigem Drang und bricht dann in unerwarteten Bildungen hervor, welchen an die bisher bestandenen nicht unmittelbar anzuschliefsen, sondern als Anfangspuncte einer neuen Reihe anzusehen sind. Schon seit geraumer Zeit treten solche Werke hervor, die mit den Principien der Theologie zu thun haben, allein die traditionelle Form der alten Schule verlassen und sich einen neuen Weg zu bahnen suchen. Man erinnere sich an Schleiermacher's Reden über die Religion; an die ähnlichen Reden von de Wette; an den ersten Theil von Twestens Dogmatik; man erinnere sich an des älteren Fichte Anweisung zum seligen Leben und an die Vorschule der Theologie von dem jüngeren Fichte; an die Gnosis von Hase, an die Schrift von Rust: Philosophie und Christenthum; ja man vergleiche bereits vollkommen systematische Entwicklungen, wie die Glaubenslehren von Marheineke und Schleiermacher, mit Dogmatiken, wie die von Bretschneider, Wegscheider, Hahn, Reinhard u. A., welche noch den Sinn und die Form des vorigen Jahrhunderts zu bewahren trachten und man wird die lebhafteste Ueberzeugung gewinnen, dafs die theologische Wissenschaft bis in die geheimsten Tiefen einer Umgeburt entgegengeht.

Auch das vorliegende Werk des Hrn. Conradi müssen wir zu diesen *progressiven* Werken rechnen. Es soll nach seiner Absicht eine positive Organisation der Theologie einleiten und den Begriff dieser Wissenschaft so zum Resultat haben, dafs die Philosophie als die absolute Wissenschaft der Idee mit der Theologie als einer auch von der Geschichte bedingten Wissenschaft in das rechte Verhältnifs zu einander trete. Als Vorbild seines Verfahrens scheint ihm dabei Hegels Phänomenologie vorgeschwebt zu haben, indem diese, nach der Aufzehrung aller irgend möglichen Erfahrung, damit endigt, dafs das Bewufstsein zum Begriff des Logischen als der absoluten Vernunft sich erhebt und so die Pforten der reinen Wissenschaft sich eröffnet. — Wenn es nun das Geschäft des Kritikers ist, ein gegebenes Product als die individuelle und concrete Gestaltung der Idee mit der Idee selbst zu vergleichen, und wenn sein Urtheil in nichts anderem als in Angabe der Beziehung besteht, ob und wie die Idee in dem besonderen Werk realisirt worden, so können wir Hrn. Conradi nur unseren vollen Beifall zu erkennen geben. Wir wollen uns aber weder in die Breite einer panegyrischen Erhebung seines Verdienstes ausgiefsen, noch können wir einen weitläufigen Auszug aus seinem Buche machen, da nur eine dialektisch gehaltene Recapitulation desselben von Interesse sein würde; wir erlauben uns daher nur einige Bemerkungen, um die Aufmerksamkeit des Publicums näher auf diese vortreffliche Arbeit hinzulenken.

Sie ist hervorgegangen aus einem gründlichen Studium der Bibel und der Hegelschen Phänomenologie; was in der letzteren im Abschnitt über die Religion mit tiefster, ewiger Bewunderung würdiger Anschauung ge-

sagt ist, das ist von dem Verf. weiter in das Einzele hin ausgeführt und mit dem Inhalt der Bibel alten und neuen Testamentes in den innigsten Zusammenhang gebracht. Versuchen wir nun in der Kürze eine Andeutung über das hier Entwickelte und über das Ineinandergreifen der Offenbarung und des Bewufstseins zu geben.

Die *biblischen* Schriften sind als Producte sehr verschiedener Zeiten und sehr verschiedener Verf. doch identisch durch die Entfaltung der *Offenbarung* der Religion als des ihnen gemeinschaftlichen Thema's. Zu Anfang spricht *Gott* selbst noch mit den Menschen; dann tritt *Moses* als das Werkzeug seines Wissens und Willens auf; endlich erscheinen die *Propheten* als die Verkündiger der Offenbarung. Im neuen Testament ist es wieder Gott selbst, der sich offenbart, allein nicht als den Herrn, der in der Abendkühle des Paradiesischen Gartens wandelt, der den Seinen Engel und Traumgesichte sendet, der dem gehorsamen Knecht bald im feurigen Busch, bald im Blitz und Donner auf Bergeshöhen und den Propheten im lieblichen Säuseln erscheint, sondern in der unveränderten, unmittelbaren Wirklichkeit stellt sich der ganzen Menschheit der *menschgewordene Gott* als ihr eigenstes Leben dar. Was die Vorchristliche Zeit wohl ahnte und wozu sie in tausend Geburten hindrängte, was aber klar zu sehen und fest zu erhalten sie nicht erreichte, das ward hier offenbar: Gott selbst ward Mensch und dadurch der Mensch von ihm in alle Herrlichkeit und Seligkeit seines Wesens aufgenommen. Diese Offenbarung enthielt also keine vereinzelten Bestimmungen, Aussprüche, Gesetze, sondern die *Totalität* der ganz in die endliche Erscheinung getretenen absoluten Persönlichkeit Gottes war die Offenbarung; jedes Geschick, jedes Wort, jede Handlung seines Lebens war zugleich eine Enthüllung des grofsen Mysteriums. Daher konnte auch die Form dieser Offenbarung nicht in besonderen Einrichtungen und Vorschriften bestehen, vielmehr die Persönlichkeit an und für sich, das selbstbewufste Dasein des Gottmenschen, war auch die Form des unendlichen Gehaltes. In die Klarheit dieser Darstellung und andauernden Gegenwart des Göttlichen mufsten alle Wunderzeichen sich auflösen, welche die Ahnungen früherer Religionen begleitet hatten; die glänzenden Traumbilder, die aus Wolken herabschallenden Stimmen des Gottes, das flüchtige Wort vorüberschwebender Engel, die nur momentan sich entzündende Begeisterung des Propheten — das Alles konnte nicht mehr aushalten vor der irdischen Bestimmtheit des göttlichen Wesens.

So war also die Offenbarung von Gott selbst mehr und mehr in das eigene Dasein der Menschheit übergegangen, denn durch Christus wurde sich das menschliche Selbstbewufstsein als das göttliche offenbar, indem das früher Auseinanderliegende, die Offenbarung und das Princip derselben, bei Christus in ein und dieselbe Subjectivität zusammenfielen, sodafs das Objective der Offenbarung mit dem Bewufstsein und den Thaten des Subjectes völlig identisch ist; Christus vertritt nicht blos die Sache eines Anderen, wie die Propheten, wie Moses, im Namen Jehovahs handeln und reden, sondern die Sache, die er zur Verherrlichung des Vaters vollbringt, ist zugleich seine eigene, ist zugleich die der Menschheit. Diese Wendung von Gott zum Menschen, weil die Offenbarung für kein anderes, als für das *menschliche Bewufstsein* da ist, macht den Mittelpunct der Untersuchung des Verfs. aus. Der Standpunct des Bewufstseins ist im Allgemeinen der des Unterschiedes zwischen dem sich wissenden Subject und dem an sich seienden Object, aber eben so sehr auch der Identität zwischen dem Object und Subject. Das als Gegenstand Bestimmte ist zugleich Inhalt des Bewufstseins selbst; die Differenzen der objectiven Welt sind seine eigenen; als sich *bildend* wandert es eben mit der unendlichen Elasticität der Erkenntnifs von der Peripherie seines Daseins aus zum Begriff seines Wesens hin. *Christus* aber ist das Bewufstsein, wie es als einfaches *persönliches Selbst* zugleich die Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Wahrheit ist; er ist deswegen der *absolut Freie;* über ihn, wie er sich ausspricht, kann folglich die Wissenschaft nicht hinaus, denn er ist die Wahrheit nicht nur, er ist auch die Gewifsheit derselben.

Aber dafs Christus das *unmittelbar* mit der absoluten Wahrheit identische Selbstbewufstsein gewesen, ist *für Andere*, die nicht Er selbst sind, immer nur eine *Thatsache*; insofern haftet nun an dieser Form immer noch der Charakter der Offenbarung, denn die Offenbarung stellt sich ohne Weiteres als ein *Gegebenes* heraus, von dessen Werden, dessen Erzeugung nur der offenbarende Gott einen Begriff hat. Es kann deswegen von dem denkenden Menschen an der Möglichkeit eines, wie Christus, absoluten Selbstbewufstseins, eben so gut *gezweifelt* werden, als an der Möglichkeit

von Engeln, Traumgesichten, Wundern und ähnlichen untergeordneten religiösen Erscheinungen. Für das Denken ist somit das Factum erst dann nichts Fremdes mehr, wenn es dasselbe als das *Resultat* der Bewegung der Idee erkannt hat. Gerade nun, weil Christus der Schlufsstein aller Offenbarung, weil er die höchste Gewifsheit von Gott und die reinste Verwirklichung seines Willens, ist es erklärbar, warum die Wissenschaft der Theologie, anstatt mit dem Eintreten dieses Factums sich abzuschliefsen, im Gegentheil die leidenschaftlichsten Bemühungen erweckte und durch alle Jahrhunderte hin an dem Begriff desselben mit der rastlosesten Unruhe fortarbeitete. Der Glaube als das Bewufstsein, was sich seinem Wesen nach in Christo schlechthin anerkennt, was in seinen Worten sein Wissen von sich selbst enthüllt, in seinen Thaten sein eigenes Thun erblickt, ist natürlich vom Zweifel frei und empfindet die Entfremdung nicht, welche dem nach Wissenschaft strebenden Selbstbewufstsein eigenthümlich ist; denn für dies ist jenes erhabene Factum immer nur eine Voraussetzung; es darf ihm, bei aller glühenden Anhänglichkeit an dasselbe, nicht mehr sein, will es nicht sich selbst und Andere täuschen und schlaff und unredlich zu Werke gehen.

Wie unsere Zeit in dem Kampf zwischen gläubiger Hingebung und zweifelndem Denken begriffen sei, ist lebendig genug in Aller Bewufstsein gegenwärtig, und dafs Hr. Conr. von diesem Gegensatz ausging, worüber er sich in der Vorrede rechtfertigt, war auch schon deshalb nothwendig, weil er der Gegensatz *aller* Religionsgeschichte ist. Wir müssen rühmen, dafs der Vf. in der Auflösung der Widersprüche dieses Gegensatzes sehr glücklich gewesen ist und die Grundbestimmung in der Phänomenologie des Geistes von der *Gegenseitigkeit* der Wahrheit und Gewifsheit unerschütterlich festgehalten hat. Unsere Zeit hat die Seiten jenes Gegensatzes auf den reinen Ausdruck vom *Jenseits* und *Diesseits* reducirt; gewifs die *abstracteste* Fassung, die nur irgend dafür ausgesonnen werden kann. Aber je schärfer diese Trennung, je unaufhaltsamer stürzen auch die auf's Aeufserste angespannten Extreme in einander nieder, je schneller geht die Entzweiung über in Versöhnung. Die verstehen von dem Bedürfnifs unserer Tage sehr wenig, die uns immer noch Himmel und Hölle, Engel und Teufel, Adam und Christus, Paradies und Wiederbringung aller Dinge; als Bestimmungen vorführen, welche *aufserhalb der Gegenwart* unseres Geschlechtes lägen und die Sehnsucht desselben bald in die Vergangenheit, bald in die Zukunft hinausschicken. Sie thun dies, weil sie die Meinung hegen, als wenn damit, dafs jene Ferne zur Nähe wird, damit, dafs Alles, was dem früheren Menschen drüben im wunderbaren Duftschleier einer entlegenen Welt vorschwebte, in die helle Beleuchtung der wirklichen Gegenwart sich einführt, die Bedeutung und immanente Wahrheit dieser Bestimmungen *verloren* ginge. Wahrlich so wenig, dafs sie vielmehr erhöhet und verstärkt wird. Die Juden glauben an den Messias, der da kommen *soll;* die Christen an den, der da, ein Abglanz des Vaters, im Fleisch erschienen *ist.* Der Glaube an Christus begreift auch den Glauben an die *menschliche* Vergegenwärtigung von alle dem in sich, was frühere Religionen, was späterhin das Christenthum selbst noch einmal, als es während des Mittelalters in die Germanischen Nationen sich einbildete, in eine *andere Welt* hinüberstellten. Oder *ist* Seligkeit nicht der Himmel und *kann* nicht der Mensch selig sein? *Ist* Unseligkeit nicht die Hölle und *kann* der seiner selbst als des Bösen bewufste Mensch anders als unselig sein? Ist ein *wirklicher* Unterschied zwischen der Vorstellung eines Engels und eines schuldlosen, zwischen der eines Teufels und durch die böse Willkür seine Freiheit mifsbrauchenden Geistes? Schauderhaft, sagt man, sei eine Theologie, welche dem Menschen diabolische Bosheit zutraue; aber, wenn etwas Thatsache ist, ist es nicht die Existenz des tiefsten Bösen in der menschlichen Brust? Und haben wir nicht in die andere Wagschaale den Gedanken von der unendlichen Energie der Freiheit zu legen, das gesetzte Böse wiederum aufzuheben und von Neuem einzugehen in das Bewufstsein und Wollen des Göttlichen? Hat die Lehre aller Religionen von der Versöhnung einen anderen Sinn, als die Wiederherstellung des Paradieses, als die Wiedergewinnung der wahren Freiheit? So könnten wir fortfahren, den einfachen Begriff jener Vorstellungen der Reflexion als die ewig durch Gott in dem menschlichen Geschlecht gegenwärtige Seele aller Religiosität darzuthun. Diese Richtung der Wissenschaft zur Auflösung der Reflexionsbestimmungen von allen Beziehungen zwischen dem Jenseits und Diesseits hat eine kurzsichtige und oberflächliche Kritik als heidnisch gescholten und als mit dem Christenthum im herbsten Widerspruch stehend bezeich-

net; denn das Heidenthum habe mit seiner Sinnlichkeit alles Göttliche in die enge Gegenwart des Menschlichen verkehrt und so thue nun auch die neuere Philosophie und Theologie und verstelle das Christenthum in einen orthodox angestrichenen Epikuräismus, der *hier* schon im Genufs eines Himmels leben wolle, den Gott den Seinen doch erst im *jenseitigen* Dasein verheifsen habe. — Allein ein Blick in die heidnischen Religionen kann davon überzeugen, wie gerade in ihnen das Jenseits so reich und mannigfach vorgestellt wurde, dafs die sinnliche Gegenwart des Göttlichen in Verhältnifs dazu immer beschränkt erscheint; finden wir nicht selbst bei den Griechen, die doch das Göttliche dem Menschlichen so eng verschmolzen, einen Hades, ein Elysium? Den Todtendienst der Aegypter, das von der Materie befleckte und getrübte Lichtreich der Perser, die Seelenwanderungen und sieben Welten der Inder wollen wir nicht einmal erwähnen. Und nun das Christenthum? Streifte es nicht alle diese weitläufigen Vorstellungen wie eine zwar schillernde aber welkgewordene Schlangenhaut von sich? Verdichtete es nicht diese ganze Breite der himmlischen und höllischen Regionen zum einfachen aber in seiner Einfachheit unergründlich tiefen Begriff des Geistes? Sind nicht alle seine *äufserlichen* Wundererscheinungen dürftig gegen das, was andere Religionen daran in zahllosen Legenden aufgehäuft haben? Was sind die vier Evangelien sammt der Apostelgeschichte in *dieser* Hinsicht gegen die Indischen Purana's, gegen die Shasters und Anga's, was sind sie gegen die Wunder des alten Testamentes u. s. w.? Aber die schlichte Wahrheit ist sein höheres Wunder, was der Reflexion unbegreiflich scheint, weil es die vollkommenste Einigung des Göttlichen mit dem Menschlichen ist, des Himmlischen mit dem Irdischen; Anfang, Mitte und Ende des Christenthums drängen den Menschen, vollkommen zu sein, wie sein Vater im Himmel, und diese Nothwendigkeit als ein freies Dasein in den Schranken *unseres* Lebens uns gezeigt zu haben ist die Bedeutung des Factums, dafs der Sohn Gottes der Sohn des Menschen geworden ist. Daher widersetzt sich keine Religion so bestimmt und nachdrücklich allen Vorstellungen, welche die menschliche Natur und den menschlichen Geist degradiren, als die Christliche; jene ist ein Tempel Gottes, dieser ist der Ort, worin er mit dem Sohn Wohnung machen will.

Hr. Conradi hat sich um den eben bemerklich gemachten Zusammenhang des Christenthums mit den anderen Religionen und um die Auflösung aller darin vorkommenden Reflexionsbestimmungen in die concrete Einheit und Totalität des Begriffs sehr grofse Verdienste erworben. Er entwickelt *erstlich* das Selbstbewufstsein als Entäufserung seiner selbst zur Offenbarung an sich. Diese erste Bestimmung des Ganzen ist zu kurz behandelt und hätte für viele Leser wohl einer weiter ausgeführten Begründung bedurft. — Das Selbstbewufstsein besinnt sich, wird in der Offenbarung sein selbst inne und durchläuft auf diesem Wege seines Fürsichwerdens verschiedene Stufen, die als so viele Formen der Offenbarung, als Religionsformen sich erweisen. So geht das Selbstbewufstsein *zweitens* in seiner Bewegung zu sich zurück, worin die Lichtreligion als die Form der Beschaulichkeit; der Thierdienst als erster Reflex des Selbstbewufstseins und Uebergang in seine concrete Form; der Heroendienst als das in der Form der Besonderheit zu sich kommende Selbstbewufstsein erscheint. — *Drittens* kehrt im Christenthum das Selbstbewufstsein zu sich selbst zurück. Das Selbstbewufstsein kommt zu sich selbst in vermittelter Allgemeinheit; die Offenbarung ist in das Bewufstsein eingetreten und wird als das eigne Selbst von ihm erkannt. Indem auf diese Weise das Selbstbewufstsein, bereichert durch alle vorhergegangenen Formen der Offenbarung, sich im Christenthum in sich selbst zurückgenommen, *müssen auch alle jene Formen in ihm wiederkehren*, aber sie erscheinen in vermittelter Einheit und in der Totalität des Begriffs. Als solche stellen sie sich dar *a*) als Einheit Gottes; *b*) die Weissagung und der verheifsene Christus; *c*) der erschienene Christus: die Geburt aus dem Geist und das fleischgewordene Wort; *d*) die Wahrheit und das Leben; *e*) aus der Wahrheit des Geistes geht die Lehre als das Allgemeine, aus dem Leben als dem Besonderen die That als das Wunder und die Gerechtigkeit hervor; *f*) der Glaube; *g*) der Geist: das Erkennen und die Auslegung; *h*) die Kirche.

Als das Vorzüglichste dieser ganzen Abhandlung glauben wir die *Christologie* (von *b*—*e*) hervorheben zu müssen; die tiefsinnige Entwicklung des Begriffs hat sich in diesen Abschnitten mit einer so umsichtigen und vertrauten Kenntnifs der Schrift alten und neuen Testaments verbunden, dafs man von der Klarheit und Sicherheit der Gedanken, wie von der Neuheit und Fülle der exegetischen Combinationen immerfort in der regsten Spannung erhalten wird. Die übrigen Theile des Buches sind nicht so ausgezeichnet; namentlich hebt die Lehre vom Glauben und von der Erkenntnifs den *formellen* Widerspruch nicht stark genug hervor, der zwischen Glaube und Wissenschaft stattfindet, und der VI. will offenbar dem Glauben als der dem Wissen vorausgesetzten Wahrheit eine eigene Autorität erhalten wissen. — Die genetische Begriffsfolge jeden Abschnittes ist tadellos und besonders fruchtbar zeigt sich diese Methode in den erwähnten Abschnitten von der Christologie; ein Moment des Grundbegriffs entschliefst sich aus dem anderen, jedes hebt sich durch sich selbst auf zum anderen, bis Christus als das höchste Resultat, als der Versammler aller vor ihm vereinzelten Elemente, als der Weg, die Wahrheit und das Leben dasteht.

So ruhig und gediegen die Untersuchung ihren Gang nimmt, so klar, so würdig und harmonisch ist auch die Sprache. Nur hier und da hätten wir weniger Milde und Ruhe, mehr Kraft, Bewegung und entschiedenere Contrastirung der Gegensätze gewünscht.

Karl Rosenkranz.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

August 1832.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1832.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Berthold, in Greifswald.
F. Benary.
A. Benary.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy, in Halle.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Blume, in Göttingen.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
Capellmann.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Goldfuss, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
Grunert, in Brandenburg.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hiecke, in Merseburg.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm v. Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Klug.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
v. Ledebur.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lisch, in Neustrelitz.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kiel.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Moser.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
C. F. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Otto, in Breslau.
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Poley.
Pott.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosen, in London.
Rosenkranz, in Halle.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Runge, in Breslau.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
v. Scharnhorst, in Stettin.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Strafsburg.
Schömann, in Greifswald.
Schott.
Schön, in Breslau.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Schwenk, in Frankfurt a. M.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauss, in Tübingen.
Streckfuss.
*Toelken.
Trendelenburg, in Frkf. a. M.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Halle.
Weber, in Neustrelitz.
Weisse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Inhalt des August-Heftes.

	Seite
Encke: Bessel, Tabulae Regiomontanae. . .	161
Weber: T. Lucretius Carus, von der Natur der Dinge. Uebersetzt von K. L. v. Knebel. 2te Ausgabe.	177
Barthold: v. Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinand's des Ersten. 2 Bde.	190
Lobeck: F. Passow, Handwörterbuch der Griechischen Sprache. 2 Bde. 1831.	209
A. Benary: 1) K. Rosenkranz, Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter.	
2) Desselben Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie. 1ster Bd. . . .	220
Graff: Ch. v. Schmid, Schwäbisches Wörterbuch.	248
Zumpt: Michelet, Histoire Romaine. 1re partie. Tom. I. et II.	265
Naumann: Mohs, Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs.	278
Schott: J. A. Gonçalves, Arte China (Chinesische Grammatik.)	288
Toelken: Catalogue des Pierres Gravées Antiques de S. A. le Prince Stanislas Poniatowski. . . .	309

Literarische Anzeigen.

Im Verlage der Unterzeichneten sind zur Ostermesse dieses Jahrs erschienen, und an aue Buchhandlungen versandt worden:

Ausland, das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. 1832. gr. 4. 16 fl.

Bernoulli, C., Vademecum des Mechanikers, 1tes Bändchen, 2te vermehrte Auflage. 16. 54 kr.

Buzorini, Grundzüge einer Pathologie und Therapie. gr. 8. 1 fl. 24 kr.

Correspondenzblatt des Würtemb. Landwirthschaftlichen Vereins, neue Folge, 1832. 2 Bände in 6 Hefte. gr. 8. brosch. 3 fl.

Diel, Dr. A. F. A., Beschreibung der Kernobstsorten. 6tes Heft. 8. 1 fl. 48 kr.

Goethe, J. W. von, Reineke Fuchs in 12 Gesängen. 8. Velinpapier. 1 fl. 36 kr. Druckpapier 1 fl. 12 kr.

Grossi, E. de, Opera medica posthuma. T. II. gr. 8. 4 fl. 36 kr.

Hartig, G. L., Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen. 2 Bände. gr. 8. 5te vermehrte Auflage. 9 fl.

Hegel, Dr. G. W. F., Wissenschaft der Logik. 1ster Theil, die objektive Logik, 1ster Band, die Lehre vom Seyn. gr. 8. 5 fl.

Herder, J. G. v., der Cid. Neue Aufl. 16. Velinp. 2 fl. 42 kr.

Hesperus, eine encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser. 1832. gr. 4. 16 fl.

Humboldt, Alex. v., Reisen nach den Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. Historischer Theil. 6ter Bd. 2te Abtheilung. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Jahrbücher, für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenschaftliche Kritik. 1832. gr. 4. 21 fl.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger. Jahrg. 1831. 1stes Heft. 8. 1 fl. 45 kr.

Journal, polytechnisches. Herausgegeben von Dr. Dingler Jahrgang 1832. 24 Hefte. gr. 8. brosch. 16 fl.

Kerner, J., die Seherin von Prevorst. 2 Theile. gr. 8. 2te vermehrte Auflage. 5 fl. 24 kr.

Kunstblatt 1832. Herausgegeben von Dr. Ludwig Schorn. gr. 4. 6 fl.

Lenau, Nikolaus, Gedichte. 8. 2 fl. 15 kr.

Literaturblatt 1832. Herausgeg. von Dr. W. Menzel. gr. 4. 6 fl.

Menzel, Dr. W., Reise nach Oesterreich im Sommer 1831. 8. 2 fl. 45 kr.

— — Taschenbuch der neuesten Geschichte. 2ter Jahrgang, 2ter Theil. Mit 12 Bildnissen. 16. brosch. 3 fl.

Mone, F. J., Reinardus Vulpes. 8. 2 fl. 45 kr.

Morgenblatt, für gebildete Stände. 26ster Jahrg. 1832. 4. 20 fl.

Müller, J., von, sämmtliche historische Werke in 40 Bändchen. Taschen-Ausgabe, 2te Lieferung. Subscriptionspreis: Druckpapier 2 fl. 15 kr. Velinpapier 3 fl. 48 kr. Ladenpreis: Druckpapier 3 fl. Velinpapier 4 fl. 30 kr.

Oehlenschläger, Correggio, ein Trauerspiel. 3te Auflage. 8. 1 fl. 36 kr.

Paris, oder das Buch von 101. 1ster Theil. Uebersetzt von Theodor von Haupt. 8. 1 fl. 12 kr.

Pechmann, H. von, Jahrbücher der Baukunde. 2ter Bd. 1stes Heft. gr. 4. 2 fl. 15 kr.

Pfizer, Dr. A. P., Briefwechsel zweier Deutschen. 2te Auflage. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Reuß, Dr. F. F., Sammlung der wichtigsten Abhandlungen über die jetzt herrschende Cholera-Seuche. Erster und zweiter Theil. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisienbus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus. Emendatiores et auctiores edidit suis Aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. Vol. I. gr. 8. 9 fl.

Schnurrer, Dr. Fr., die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchte Heilmethode, ihre Eigenthümlichkeit und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit einer Charte ihres Verbreitungsbezirks. gr. 8. br. 2te vermehrte Aufl. 1 fl. 24 kr.

Seyffer, von, Beschreibung des Königl. Landhauses Rosenstein. Mit 3 lithographirten Beilagen. 8. 48 kr.

Staats-Akten und Urkunden, neueste, in monatl. Heften. 27ster—30ster Band. 12 Hefte. gr. 8. brosch. 16 fl.

Tegner, C., die Frithiof Sage. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. von Helwig. gr. 8. Neue Auflage. 2 fl. 15 kr.

Vasari, Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue, bis zum Jahr 1567. 1ster Theil. Mit 30 lithographirten Abbildungen. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Vogel, Lehrbuch der Chemie. 2ter Bd. gr. 8. 8 fl.

Weishaar, Dr. F. F. von, Handbuch des Würtembergischen Privatrechts. 1ster Theil, 3te umgearbeitete Ausgabe. gr. 8. 3 fl. 45 kr.

Weitbrecht, C., die Jahreszeiten in Basrelief. 3tes u. 4tes Heft. Herbst und Winter. 70 Blätter. gr. Folio. 11 fl.

Weitzel, Geschichte der Staatswissenschaft. 1ster Band. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Zeitung, allgemeine, Jahrgang 1832. gr. 4. 16 fl.

— — Register für 1831. gr. 4. 30 kr.

Charte, topographische, von Würtemberg, vom K. Würt. topographischen Bureau. Nro. 7. und 8. 3 fl. 36 kr.

Charte, militairische, von Deutschland von Klein. Nro. 7. und 8. 4 fl.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 21.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

XIII.

Tabulae Regiomontanae reductionum observationum astronomicarum ab anno 1750 *usque ad annum* 1850 *computatae. Auctore F. W. Bessel Regiomonti Prussorum: sumtibus fratrum Borntraeger.* 1830.

Das vorliegende Werk kann als die schönste Frucht und zugleich als der stärkste Beweis der grofsen Fortschritte angesehen werden, welche die praktische Astronomie, in dem weitesten Sinne genommen, unterstützt durch alle Hülfsmittel der so hoch ausgebildeten Theorie, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts gemacht hat, man mag nun auf die Form sehen in welcher die Resultate gegeben sind, oder auf die Grundlagen auf welche diese sich stützen, oder auf die Folgen von denen gewifs zu erwarten steht, dafs sie sich an dieses Werk knüpfen werden.

Eine der Hauptursachen der früheren Entwickelung und verhältnifsmäfsig gröfseren Ausbildung der Astronomie in Vergleich mit den andern Naturwissenschaften, war die sich von selbst darbietende Möglichkeit, die einfachen und sicher begründeten Lehren der Mathematik gleich im Beginnen auf sie anzuwenden. Selbst die Unvollkommenheit der frühesten Instrumente war dabei so wenig ein Hindernifs, dafs sie vielmehr den Gang der ruhigen Entwickelung vor jeder allzuraschen Störung bewahrte. Die Befriedigung, Sätze der reinen Theorie in der Praxis bestätigt zu sehen, reizte zu der Forschung bis zu welcher Grenze diese Bestätigung sich nachweisen lasse, und die stufenweise Vervollkommnung der Theorie und der Hülfsmittel boten sich fast immer so gleichmäfsig die unterstützende Hand, dafs so oft die Praxis eine Abweichung von den bisher als ausschliefslich geltenden Gesetzen wahrgenommen hatte, die Theorie ausgebildet genug war, eine Erklärung zu geben, bei welcher wiederum die unmittelbar mögliche Prüfung vor jedem Fehlgriff von dauernden, nachtheiligen Folgen bewahrte.

Eben diese Anwendung strenger theoretischer Sätze führte von selbst die Rechnung in die Astronomie ein, die Uebersetzung der allgemeinen Formeln in speciellе Werthe für einen bestimmten Fall, und es läfst sich mit Recht behaupten, dafs, abgesehen von den Bedürfnissen des täglichen Lebens, die Ausbildung des Calculs hauptsächlich von der Astronomie ausgegangen ist. Er ist eines der wichtigsten Instrumente dieser Wissenschaft geworden, in so fern auf der einen Seite er allein die Auffindung vieler Gröfsen möglich macht, deren unmittelbare Beobachtung unmöglich wäre, und auf der andern er das einzige Band und die Möglichkeit einer Uebersicht gewährt, zwischen der grofsen Menge vereinzelter Thatsachen, aus deren Zusammenstellung allein die Prüfung eines angenommenen Gesetzes abgeleitet, oder zu der Begründung eines neuen der Anstofs gegeben werden kann.

Man kann die bildliche Vergleichung der Rechnung mit andern Instrumenten noch weiter verfolgen. Nach der Art wie jetzt die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Beobachtungen angewendet wird, hat jedes Instrument, vorausgesetzt, dafs in seiner Construktion constante Fehler vermieden sind, eine Fehlergrenze, welche nie überschritten werden kann, wohl aber durch Vervielfältigung der Beobachtungen so verengt, dafs sich keine Gröfse angeben läfst, welche kleiner wäre als das äufserste Minimum der Verminderung des Fehlers. Hiernach läfst sich in gewissem Sinne behaupten, dafs Alles auch mit den unvollkommensten Instrumenten gefunden werden kann, was wir nur durch die feinsten und vollkommensten gefunden haben, sofern nur überhaupt die Art der Beobachtung bei beiden angewandt werden kann. Allein diese Möglichkeit begrenzt sich von selbst dadurch, dafs der Aufwand an Zeit und Kräften, der zu einer *solchen* Vervielfältigung der Beobachtungen,

wie rohe Instrumente sie verlangen, unumgänglich erforderlich ist, nicht blofs das Maafs der menschlichen Ausdauer, sondern auch der ganzen menschlichen Thätigkeit übersteigt. Die theoretische Möglichkeit scheitert an der praktischen Unausführbarkeit.

Was hier bei den Instrumenten die vollkommnere Ausführung der einzelnen Theile ist, das ist bei der Rechnung die bequemere Form, und das Verdienst eines Fortschrittes in dem einen oder andern Falle hält sich in der Anwendung in vielfacher Hinsicht die Wage. Von diesem Gesichtspunkte aus gehört die Form der Rechnung zu einem wesentlichen Erfordernifs eines praktischen Werkes; nicht blofs in so fern die bequemere Form das Verdienst hat, was eine elegantere Auflösung bei einer rein theoretischen Aufgabe, das Verdienst einer glücklichen Verbindung des Scharfsinnes und des Geschmacks, sondern hauptsächlich weil bei der jetzigen Ausdehnung der Arbeiten, die bequemere Form allein die Möglichkeit giebt, den Anforderungen der Theorie bei der Ausführung zu genügen, und so lange sie nicht gefunden ist, die Macht der Nothwendigkeit zu rechter Zeit, wenn nicht das wahre, doch wenigstens ein möglichstgenähertes Resultat haben zu müssen, durchaus nöthigt Gröfsen zu vernachlässigen, welche man aufserdem nicht unberücksichtigt lassen dürfte. Der Hauptvorzug der Rechnung, der Genauigkeit keine Grenzen setzen zu dürfen, wird erst durch die Möglichkeit der Ausführung in das Leben eingeführt.

Der Zweck der *tabulae Regiomontanae* ist die Lage der Hauptpunkte unseres Sternsystems, auf welche mittelbar oder unmittelbar jede astronomische Beobachtung sich gründet, für jedes beliebige Zeitmoment während der hundert Jahre von 1750 bis 1850, mit aller Genauigkeit finden zu lassen, welche die neuere Theorie verlangt. Die Lage dieser Hauptpunkte wird durch zwei Polarcoordinaten gegeben, sie ist periodischen Veränderungen unterworfen, theils wegen der Bewegung der Erde und des Lichts, theils wegen der Aenderung der Lage der Ebenen und Linien, auf welche die Coordinaten sich beziehen, theils wegen der ihrer wahren Ursache nach noch unbekannten Variation, welche wir indessen mit grofser Wahrscheinlichkeit einer eigenthümlichen Bewegung jedes Fixsternes zuschreiben. Uebersieht man die in der Vorrede der *tabb. Reg.* gegebene analytische Form, unter welcher diese verschiedenen Correktionen, bekannt unter dem Namen der Aberration, Praecession, Lunar- und Solar-Nutation, und eigene Bewegung, einwirken, so überzeugt der blofse Anblick, dafs eine unmittelbare Berechnung der Formeln, für den häufigen Gebrauch den man davon machen mufs, (bei jeder Zeitbestimmung schon mehremale) völlig unthunlich ist. So oft deswegen auch eine dieser Correktionen aufgefunden war, hatte man durch Tafeln die Berechnung derselben zu erleichtern gesucht, immer dabei aber geglaubt, nur die Hauptglieder derselben mitnehmen zu können, da die neuen Hülfsmittel selbst, noch keine solche Erleichterung darboten, welche die vollständige Berücksichtigung erlaubte. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts findet man fast regelmäfsig die Versicherung hinzugefügt, wenn Sternörter angenommen werden, dafs man Aberration und Nutation mitgenommen habe, ein sicheres Zeichen, dafs sogar diese noch häufig ganz übergangen wurden. Maskelyne scheint zuerst bei den 36 Hauptsternen die Solarnutation angewandt zu haben. Allein bis auf die neuste Zeit war man gewohnt, die eigene Bewegung und die Secular-Aenderung der Praecession nur höchst beiläufig oder gar nicht zu berücksichtigen, und aufserdem für einige Tage den Betrag sämmtlicher Correktionen als bekannt anzusehen. Immer konnte man dabei zur Entwickelung der Hülfsgröfsen einer Ephemeride für das laufende Jahr nicht entbehren, und der Zeitaufwand war so grofs, dafs man so gut wie niemals eine völlige Strenge zu erreichen vermochte.

In den *Tabb. Reg.* dagegen sind in dem engen Raume von 400 Seiten die Mittel dargeboten, den jedesmaligen Ort von 38 Hauptsternen während des angegebenen ganzen Jahrhunderts, für jeden beliebigen Augenblick, mit der schärfsten Genauigkeit zu finden, und zugleich mit einer Bequemlichkeit die nichts zu wünschen übrig läfst. Es wird nämlich blofs die Addition zweier Zahlen erfordert, welche durch eine einfache Interpolation zwischen engen Grenzen gefunden werden, ohne dafs irgend ein anderes Hülfsbuch nöthig thut. Andere 120 Seiten geben für alle andere Sterne gewisse Constanten, welche vermittelst einer einfachen logarithmischen Rechnung innerhalb des erwähnten Jahrhunderts in gleicher Strenge dasselbe gewähren, und zugleich die Grundlagen zu einer vollständigen Ephemeride für jeden Stern sind, wenn man ihrer bedürfen sollte.

Diese Form ist nicht den *tabb. Reg.* eigenthümlich

aber sie ist das Eigenthum des Verfs. derselben. Bei seiner so überaus wichtigen Bearbeitung der Bradley'schen Beobachtungen, der wahren *fundamenta* unserer neueren praktischen Astronomie, hatte Bessel das Bedürfniss solcher strengen und bequemen Tafeln für die Zeit jenes Astronomen gefühlt, und sie bei dem Anfange der Annalen der Königsberger Sternwarte auch für die neueste Zeit den Astronomen dargeboten. Der Erfolg, den diese Tafeln seit ihrem ersten Erscheinen hatten, bestätigt die obigen Bemerkungen auf das vollkommenste. Weil jetzt die Möglichkeit einer scharfen Berechnung gegeben war, und zwar so bequem, dafs sie unbedingt verlangt werden konnte, so ward auch ein schärferer Mafsstab an die Beobachtungen angelegt, der früher nicht für nöthig gehalten war, weil man ihn in der Berechnung nicht erreichen zu können glaubte, und man braucht nur eine Vergleichung der Resultate, sowohl bei jeder einzelnen Sternwarte für sich genommen, als mit den andern zusammengestellt, zu machen, um sich zu überzeugen, welche neue Epoche für die Beobachtungen mit dieser neuen Form begonnen hat.

Es ist zwar immer gewagt bei jeder Wissenschaft von einer Vollendung zu sprechen. Die Hülfsquellen des menschlichen Geistes sind zu unerschöpflich, als dafs eine feste Grenze mit Sicherheit angenommen werden könnte. Allein da durch die *tabulae Regiomontanae* nicht blofs die Möglichkeit, sondern auch eine so leichte Möglichkeit dargeboten wird, den Anforderungen der Theorie zu genügen, dafs diese Forderung allgemein gemacht werden mufs, so wird eine etwanige noch gröfsere Abkürzung zwar noch immer dankenswerth erscheinen, aber nicht mehr in dem Verhältnisse wichtig sein, in welchem die hier gewählte neue Form gegen die früheren Bemühungen den Vorzug verdient. In gewisser Beziehung kann man die Form als vollendet ansehen.

Die schnelle und erfolgreiche Einführung einer solchen neuen Form in die Praxis, wird indessen wesentlich von der Genauigkeit abhängen, mit welcher die Gröfsen, welche dabei als Grundlagen der Rechnung benutzt werden, bekannt sind. Hier also von der Genauigkeit der Oerter der Hauptsterne und ihrer eigenen Bewegungen, so wie der Constanten der Aberration, Praecession und Nutation. Mehr oder minder sind diese Constanten alle so unter sich verbunden, dafs man zu der Kenntnifs einer derselben, aller übrigen unumgänglich bedarf, und so wie für den sogenannten mittleren Ort der Hauptsterne, alle übrigen Constanten schon mit einem grofsen Grade von Genauigkeit bekannt sein müssen, so kann man auch für jede einzelne derselben der andern nicht entbehren. Die früheren Werke ähnlichen Inhalts bezogen sich fast alle auf einen speciellen Theil dieser Gröfsen, und entlehnten die nöthige Kenntnifs der übrigen aus fremden Untersuchungen. Je mehr indessen die Astronomie wie alle Erfahrungswissenschaften von Tage zu Tage entweder Bestätigungen des früher Erkannten oder Verbesserungen sich erwirbt, desto fühlbarer ward in neuerer Zeit besonders das Schwankende einer Auswahl, wenn bei einer Untersuchung alle diese Gröfsen zugleich angewandt werden mufsten. Häufig wenigstens beging man dabei Fehler, wenn man z. B. zwar den mittleren Ort eines Sterns aus einem Sternkataloge entlehnte, aber weder *die* Praecession, welche bei dem Sternkataloge angewandt war, für die genaueste hielt, sondern eine andere gebrauchte, noch auch die eigene Bewegung des Sterns, die so genau mit der Praecession verbunden ist, *so* nahm, wie sie zu einer dieser Praecessionen pafste. Weniger, doch immer noch fühlbar war bei den häufiger gebrauchten Sternen die Unsicherheit der Nutationsconstante bemerklich, die von allen Astronomen fast von gleicher Gröfse, aber wie die Beobachtung des Polarsterns verrieth, irrig angenommen wurde. Aufserdem aber fand besonders bei den Deklinationen, sowohl relativ als absolut, eine Verschiedenheit statt, die mit der anscheinenden Sicherheit der Beobachtungen in dem offenbarsten Widerspruche stand. Maskelyne und Piazzi differirten bei einzelnen Hauptsternen um Gröfsen, welche selbst mittelmäfsige Instrumente hätten in weit engere Grenzen einschliefsen sollen, und die Differenz zwischen dem Winter- und Sommersolstitium, wenn man daraus die Schiefe der Ekliptik oder die Polhöhe ableiten wollte, oder die Verschiedenheit der nördlichen und südlichen Sterne, wenn sie zu ähnlichen Bestimmungen gemeinschaftlich gebraucht wurden, war nicht nur peinlich für den, der sich zu einer Entscheidung zwischen den verschiedenen Autoritäten entschliefsen mufste, sondern machte das Zusammenwirken Mehrerer zu einer Bestimmung fast unmöglich. Es war durchaus nothwendig hierin eine Uebereinstimmung herbeizuführen, und zu dem Ende alle verwandten Untersuchungen, besonders auch die Refraktion, von Neuem kritisch durchzugehen.

In dieser Beziehung haben neben der vollendeten Form die *tabulae Regiomontanae* einen zweiten entschiedenen Vorzug. Nicht blofs nämlich sind in ihnen die verschiedenen Constanten so angenommen, wie sie den neuesten Beobachtungen zufolge der Wahrheit am meisten sich nähern, sondern diese einzelnen Annahmen sind aus der consequent durchgeführten Untersuchung über alle zugleich hervorgegangen, welche der Vf. der *tabulae Regiomontanae*, fast von seinem ersten Eintreten in die Wissenschaft an, sich zum Hauptziel vorgesetzt hat. Dieselbe umfassende Arbeit, die Berechnung der Bradley'schen Beobachtungen, welche die Form der Tafeln finden liefs, lehrte auch die genauen Oerter der Hauptsterne für die Epoche von 1755 kennen, mit aller der Genauigkeit, welche man sonst nur den neuesten Beobachtungen zuzuschreiben gewohnt war. Sie gab die Refraktionstafeln, die mit einer kleinen Modifikation in den *tabb. Regiom.* aufgeführt, jetzt ziemlich allgemein als die besten anerkannt sind, und denen man wesentlich die so lange gewünschte Entscheidung über die Differenz der Sommer- und Wintersolstitien verdankt. Verbunden mit Piazzi's Katalog für 1800 und Bessel's eigenen Beobachtungen, auf das Jahr 1820 zurückgeführt, ergaben sich daraus die Constanten der Praecession für alle Sterne, und der eigenen Bewegungen bei jedem einzelnen. Dieselbe Arbeit liefs, wenn auch keine neue Bestimmung der Aberrationsconstante finden, doch die erwünschteste Bestätigung der bisherigen, aus den Verfinsterungen der Jupiterstrabanten hergeleiteten, indem sie zeigte, dafs ungewöhnlich zahlreiche Beobachtungen sich so gut mit dieser Annahme vereinigen lassen, dafs eine etwanige Aenderung derselben, wegen der eigenthümlichen Art, mit welcher ein schwer zu bestimmendes Resultat hier einwirkt, bis jetzt noch nicht mit Sicherheit angenommen werden kann, und jedenfalls in sehr engen Grenzen eingeschlossen bleibt. Endlich gab sie auch die Grundlage zu der neuen jetzt allgemein angenommenen Constante der Nutation, des einzigen wichtigeren fremden Datums was nicht von Bessel unmittelbar gefunden ist, sondern als das letzte Vermächtnifs des der Astronomie leider durch andere Amtsgeschäfte entrissenen Hrn. von Lindenau, den Namen dieses hochverdienten Mannes auch in dem engern wissenschaftlichen Kreise in steter dankbarer Anerkennung erhalten wird. Immer indessen nahm Bessel auch diese Constante nur nach sorgfältiger Prüfung, durch die Vergleichung mit allen Beobachtungen der neueren Zeit, besonders seinen eigenen trefflichen Königsbergern, als zuverlässig bestimmt an.

Bei einer Wissenschaft wie die Astronomie jetzt ist, die zur Erhaltung der Resultate Anstalten bedarf, welche nur durch öffentliche Gelder gegründet und erhalten werden können, und daher selbst in dem gebildeteren Theile von Europa zu den seteneren gehören, wäre es schon von der gröfsten Wichtigkeit eine Harmonie in der Annahme der constanten Grundlagen überhaupt erreicht zu haben, selbst wenn die Genauigkeit der letzteren nicht die allererwünschteste wäre. Nur auf diese Weise wird man in der Astronomie unabhängig von dem Orte der Beobachtung, und der hohe Norden, der jetzt vorzugsweise in Abo, Helsinfors, Dorpat und wenn man Königsberg dahin rechnen will, so zahlreiche Haupt-Sternwarten besitzt, wird eben dieselben Data gewähren, wie der von der Natur begünstigtere Süden, dem wir durch Piazzi in Palermo unsern neuesten und vollständigsten Sternkatalog verdanken. Bei der bekannten Art, wie jede Constante einwirkt, und der allgemein eingeführten Form der Bedingungsgleichungen, wird es Jedem freistehen, andere Constanten einzuführen, sobald er nur nicht aufserdem noch bei jeder einzelnen Sternwarte genöthigt ist, Rücksicht darauf zu nehmen, welches System jeder einzelne Beobachter angewandt hat. Es giebt eine Art von Beobachtungen, bei welcher sich diese Vorzüge einer vollkommenen Harmonie hauptsächlich bewährt haben. Die kleinen Planeten, seit 30 Jahren höchstens bekannt, und immer nur als telescopische Sterne sichtbar, werden seltener in den wichtigen Punkten ihrer Bahn beobachtet; und wenn sie an verschiedenen Orten gesehen wurden, so ist es um so nachtheiliger für ihre Theorie in den ersten Jahren nach ihrer Entdeckung gewesen, dafs eine Auswahl aus den nicht übereinstimmenden Angaben verschiedener Sternwarten getroffen werden mufste.

(Der Beschluss folgt.)

№ 22.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Tabulae Regiomontanae reductionum observationum astronomicarum ab anno 1750 *usque ad annum* 1850 *computatae. Auctore F. W. Bessel.*

(Schluſs.)

Ein groſser Theil dieser Unterschiede fiel dem früheren Mangel an consequenter Anwendung derselben Grundlagen zur Last, während jetzt bei Anwendung der Bessel'schen Constanten, noch ein ganz neuerliches Beispiel bei der Ceres, zu einer Zeit, wo sie am allerschwächsten erschien und am schwersten zu beobachten war, zeigte, daſs nicht nur die Beobachtungen zweier so entfernten Astronomen wie Argelander in Abo und Schwerdt in Speier war, jede für sich, gut harmonirende Resultate lieferten (was zum gröſseren Theil von der Geschicklichkeit der Beobachter und der Güte der Instrumente abhängt) sondern daſs sie auch völlig in ihren Resultaten zusammentrafen; so daſs zwar die Sicherheit durch gemeinschaftliche Verbindung vermehrt ward, der Ort der Ceres aber identisch derselbe gewesen wäre, wenn man nur in Speier oder nur in Abo sie gesehen hätte. Ein anderes Beispiel hat der Comet von 1830 gegeben, bei welchem Bessel für seine vortrefflichen Heliometerbeobachtungen die Oerter der telescopischen Sterne, mit welchen er den Cometen verglichen hatte, bedurfte. Die Bestimmung derselben in Wien durch Meyer, in Dorpat durch Preuſs, in Königsberg durch Anger, und in Altona durch Peters, gab bei allen Sternen die gemeinschaftlich beobachtet waren, so übereinstimmende Resultate, daſs die verschiedenen Hülfsmittel dieser Sternwarten als auf einem Punkte vereinigt angesehen werden durften, und die bloſse Angabe eines Bedürfnisses hinreicht, um den gewünschten Zweck zu erreichen, gleichviel von woher die Erfüllung desselben erhalten wird.

Eine solche Harmonie kann aber wiederum auch nur dann bewirkt werden, wenn zugleich die vorgeschriebenen Grundlagen wirklich die besten sind. Selbst bei der geringen Zahl der Astronomen würde jede andere Vorschrift durch keine Autorität und keinen Machtspruch durchgesetzt werden können. Nur die Wahrheit an sich, die Ueberzeugung die jedem einsichtsvollen Kenner sich aufdringen muſs, daſs neben der bequemsten Form auch die (freilich immer relativ auf unsere jetzigen Mittel) besten Data gewählt sind, vermag diese Uebereinstimmung hervorzubringen, und die lichtvolle Art, mit welcher in der Vorrede zu den *tabulis Regiomontanis*, sowohl von jedem einzelnen numerischen Werthe, als der analytischen Form unter welcher er angewandt ist, Rechenschaft gegeben wird, läſst mit Sicherheit hoffen, daſs diese Harmonie sich immer mehr und mehr befestigen wird.

Hieran knüpft sich unmittelbar der wichtige Zweck, welcher Bessels allein bewegen konnte, seine Zeit einer so mühsamen und ausgedehnten Arbeit aufzuopfern, wenngleich er dabei der Unterstützung der Hrn. Knorre in Nicolajew, Albert, Anger, Busch, Olufsen und von Steinheil, seiner Schüler, sich erfreute. So unläugbar es ist, daſs die Astronomie vor allen Naturwissenschaften es vermag, aus den früheren Erscheinungen auf die zukünftigen mit einer Sicherheit zu schlieſsen, welche noch lange Zeit hindurch nicht von mehreren verwandten Wissenschaften erreicht werden dürfte, so wird man doch auch eingestehen müssen, daſs diese Sicherheit noch nicht so groſs ist, als sie sein könnte, wenn alle vorhandenen Mittel wirklich so benutzt wären, wie die Umstände es erlauben. Den wesentlichsten Antheil an dieser Unvollkommenheit hat bisher der Mangel einer Harmonie in der Bearbeitung der vorhandenen Beobachtungs-Data gehabt, wodurch die Kräfte unnöthigerweise zersplittert wurden. Unsere Planetentafeln haben allerdings einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, so daſs ein voraus berechneter Ort innerhalb en-

ger Grenzen mit der späteren Beobachtung übereintreffen wird; allein wenn man bedenkt, dafs sie sich auf mehr als 100jährige Beobachtungen gründen, oder wenn man von der Epoche der Bradley'schen Beobachtungen ausgehen will, dafs sie wenigstens eine Reihe von 70jährigen Beobachtungen, beinahe von derselben Güte wie die neuesten benutzen konnten, und dafs alle Erscheinungen, die aus ihnen berechnet werden, einem periodischen Cyclus angehören, so mufs es allerdings befremden, wenn auch nur wenige Jahre nach der Vollendung solcher Tafeln, die Resultate derselben verbessert werden können durch einzele Beobachtungsreihen, die in Vergleich mit der Anzahl der zum Grunde gelegten ganz verschwinden sollten. Selbst das mufs ein Befremden erregen, dafs häufig wenigstens aus denselben Beobachtungen verschiedene Tafeln hervorgehen, in so fern eigentlich alle unsere bisherigen Planetentafeln, mit geringen Ausnahmen, aus den Beobachtungsjournalen von Greenwich abgeleitet sind. Der hohe praktische Sinn der Engländer hat in diesem ehrwürdigen Institute, der Greenwicher Sternwarte, welches von seiner ersten Gründung an als ein Muster allen übrigen vorleuchtete und noch immer zu dem ersten Range gehört, den andern Nationen den Weg gezeigt, der eingeschlagen werden mufs, um einer von der Zeit abhängigen Wissenschaft sichere Begründung zu verschaffen. Während die praktischen Arbeiten fast aller Astronomen des verflossenen Jahrhunderts nur momentan einwirkten, nöthigte auf der einen Seite die öffentliche Bekanntmachung des Greenwicher Beobachtungsjournals die dortigen Astronomen, es würdig auszustatten, und setzte ihnen zugleich das hohe Ziel, den späteren Zeiten einen Schatz von Erfahrungsgröfsen zu liefern, die durch keinen Aufwand von Geist und Scharfsinn ersetzt werden können, weil sie mit der Entfernung von der Epoche ihrer Gewinnung an Werth zunehmen. Gerade die Form, dafs man hier Alles so findet, wie die Instrumente es unmittelbar angeben, ohne Abänderung nach den Begriffen der damaligen Astronomen, macht es uns jetzt möglich diese Journale eben so zu benutzen, als wenn sie erst jetzt entstanden wären. Dieser Bearbeitung haben sich auch mehr oder minder alle Berechner von Planetentafeln unterzogen, allein weil Jeder dabei seinen Weg ging, und seine Ansichten über den Werth der zur Reduktion der Beobachtungen nöthigen Constanten hineintrug, so ist dadurch der Nachtheil entstanden, dafs der beschwerlichste und zeitraubendste Theil der Arbeiten eines Jeden so gut wie verloren für seinen Nachfolger war. Aus *denselben* Angaben der Beobachtungen leitete Jeder *andere* Planetenörter ab, die er als die Grundlage zu seiner Arbeit benutzte, häufig sie nicht einmal angab, wenn er sie aber auch angab, doch gerade wegen der Ungewifsheit der zum Grunde gelegten Constanten, jedem späteren die neue Pflicht auflegte noch einmal dieselbe Arbeit zu machen.

Es würde diese Ungleichförmigkeit vielleicht weniger sich bemerkbar gemacht haben, wenn die späteren Greenwicher Beobachtungen, ähnlich wie zur Zeit Bradley's, die Möglichkeit dargeboten hätten, die Lage der Instrumente absolut zu bestimmen, und daraus die Oerter der Planeten und Fixsterne unabhängig von jedem andern Hülfsmittel herzuleiten. Allein wegen der durch die Länge der Zeit herbeigeführten Wandelbarkeit des Mauerquadranten, und der Seltenheit solcher Beobachtungsreihen, welche diese Wandelbarkeit jedesmal vor Augen legen und damit ihren nachtheiligen Einfluss entfernen, mufs bei den Beobachtungen von Maskelyne, während einer Reihe von fast 40 Jahren, ein anderer Weg eingeschlagen werden. Anstatt die Lage der Hauptsterne durch die Beobachtungen zu bestimmen, wird man umgekehrt aus den Beobachtungen der Hauptsterne die Fehler der Instrumente herleiten müssen, um vermittelst der letzteren wiederum die Oerter der unbekannten Sterne und der Planeten so zu finden, wie berichtigte Instrumente sie gegeben haben würden. Es ist deswegen neben den Beobachtungen noch die Kenntnifs der Lage der Hauptsterne nöthig, und gerade diese Kenntnifs war theils an sich bei weitem weniger genau, ehe Bessel aus den Bradley'schen Beobachtungen und seinen eigenen, zwei Epochen festsetzte, welche die übrigen Greenwicher Beobachtungen einschliefsen, und zu ihrer Berichtigung angewandt werden können; theils bewirkte eben diese Nothwendigkeit eine beträchtliche Anzahl von constanten Gröfsen zu benutzen, die eben angeführte Ungleichförmigkeit in der Reduktion der Greenwicher Planetenörter, je nachdem der eine oder der andere Rechner bald so, bald anders, den mittleren Ort der Hauptsterne und ihre Veränderung annahm. Erst jetzt können wir hoffen eine consequente Durchführung durch fast ein volles Jahrhundert zu erhalten, unabhängig von jeder Voraussetzung über die verschiedenen Elemente, allein gegründet auf die Voraussetzung, dafs die in den *tabb. Reg.*

niedergelegten Zahlen so nahe richtig sind, als unsere neuesten und besten Hülfsmittel es erlauben, und eben deswegen auch für die Zukunft um so leichter zu verbessern, weil man mit Bestimmtheit den Punkt angeben kann, von welchem dabei ausgegangen worden. Die Entscheidung aller feineren Fragen über die so wichtigen Elemente der Planetenmassen, über die Grenzen bis zu welchen die Entwickelungen der Störungstheorie hinaus getrieben werden müssen, vielleicht selbst über das Gesetz der Anziehung, in so fern kleine Modifikationen sich vielleicht noch als nothwendig erzeigen können, die endlich einmal zu erreichende genügende Vorausbestimmung der Erscheinungen für die Zukunft, hängen in diesem Augenblick, so lange wir keine längere und bessere Beobachtungsreihen als die Greenwicher und einige einzelne andere kennen, ganz allein von dieser Benutzung der *tabb. Reg.* ab, und eben dieser Zweck könnte es dem Verf. als eine seiner würdige Aufgabe erscheinen lassen, nicht nur die Materialien dazu unablässig vorbereitet zu haben, sondern in einer vollendeten Form, mit Benutzung der neusten und besten Data die Ausführung so bequem zu machen, dafs auch ohne bestimmte Verabredung Mehrerer zu gleichem Zwecke vereinigter, Jeder einzelne, wenn er einen Theil seiner Kräfte darauf wenden will, sicher ist einen nicht überflüssigen Beitrag zu der vollständigen Kenntnifs des Sonnensystems geliefert zu haben. So höchst schwierig es ist, wie die Erfahrung noch täglich zeigt, eine Arbeit die nur durch das Zusammenwirken Vieler gefördert werden kann, der nothwendigen Vollendung näher zu führen, um so mehr ist es anzuerkennen, wenn die freie Concurrenz eines Jeden auf die hier angegebene Weise möglich gemacht wird, und wie es überhaupt ein Vorzug der Astronomie ist, nie einen Rückschritt gemacht zu haben, so auch jeder unnöthigen Verschwendung von Kräften ein Ziel zu setzen.

Möge es bei dieser Gelegenheit erlaubt sein darauf aufmerksam zu machen, wie in diesen und ähnlichen Arbeiten ein sehr reicher Stoff für die Gelegenheitsschriften liegt, welche durch die vortreffliche Einrichtung unserer Unterrichtsanstalten in so grofser Zahl hervorgerufen werden. Bisher scheint es sei der Hauptzweck derselben, Zeugnifs von dem Geiste der Anstalt abzulegen, aus welcher die Schrift hervorgegangen ist, bei mathematischen Abhandlungen dadurch zu erreichen gesucht worden, dafs eine eigenthümliche Ansicht einer theoretischen Wahrheit aufgestellt ward. So erfolgreich diese Richtung unstreitig, sowohl für den Verf. der zu einer neuen Bearbeitung aufgefordert ward, als auch für die Sache selbst gewesen ist, so kann vielleicht auch auf einem andern Wege dasselbe Ziel erreicht werden. Praktische Arbeiten wie die *tabulae Regiomontanae* sie verlangen, legen in den Augen des Kenners ebensowohl das Zeugnifs für den Verf. ab, dafs wenn sie einsichtsvoll geleitet sind, er sich die dabei zum Grunde liegenden Sätze vollkommen angeeignet hat. In der That scheint der Unterschied zwischen einer Rechnung mit Buchstaben, wenn sie keine neuen Begriffsentwickelungen erfordert, und einer Rechnung mit Zahlen, welche zugleich zeigt, dafs man die Bedeutung der Buchstaben völlig inne hat, nicht so grofs zu sein, als die ungewohntere Form sie dem Laien manchmal erscheinen läfst. Aufserdem aber fördern solche praktische Arbeiten, falls sie auf einer solchen Grundlage, wie die *tabulae Regiomontanae* sind, ruhen, unbezweifelt die Wissenschaft selbst, und scheinen in dieser Hinsicht durch die Sicherheit eines allgemeinen Nutzens einen Vorzug vor manchen neuen Beweisen bekannter Sätze zu haben, deren Verdienste häufig nur einem engeren Kreise zu gute kommen. Selbst die Dauer der Zeit, welche zu solchen praktischen Arbeiten erfordert wird, kann nicht als absolut nachtheilig betrachtet werden. Die Ueberwindung, welche es vielleicht kostet, einem entfernteren Ziele langsam aber sicher sich zu nähern, stählt den Geist zu jeder andern Anstrengung, und raubt ihm, wenn sie nicht zur blofsen mechanischen Thätigkeit herabsinkt, was immer nur die eigne Schuld ist, keineswegs die Beweglichkeit, in andere Untersuchungen einzugehen; im Gegentheil macht die erworbene Uebung bei häufiger Wiederholung derselben Operation es zum Bedürfnifs, den Gegenstand von jeder Seite zu betrachten, und läfst unvermeidlich die Verbindungspunkte mit andern Untersuchungen auf das Deutlichste erkennen. Dabei erlaubt die Festigkeit der gewählten Rechnungsform, auch zerstreute Augenblicke zweckmäfsig zu benutzen. In der That ist es nicht die Astronomie allein, die solche Arbeiten jetzt fordert. So viel es einem Laien in der Physik zu urtheilen erlaubt ist, scheint sich in dieser so ungemein sich entwickelnden und ausbreitenden Wissenschaft, eine solche Masse von Zahlenbestimmungen schon angehäuft zu haben und täglich anzuhäufen, dafs eine strengere und consequen-

tere Untersuchung über ihr gegenseitiges Verhältnifs zu einander, mehr und mehr zum Bedürfnifs werden wird, und die Zeit vielleicht nicht mehr so sehr entfernt ist, wo ähnlich wie jetzt in der Astronomie, nicht blofs die Kenntnifs der allgemeineren Sätze, und die Darstellung ihrer Verbindungen durch unmittelbare Experimente und Anwendung der mechanischen Hülfsmittel, von dem ächten Physiker verlangt wird, sondern eben so auch die Uebung gefordert, aus verhältnifsmäfsig wenigen Haupt-Daten in jedem Augenblick schnell und sicher vermittelst der Rechnung die zu erhaltenden Resultate angeben und prüfen zu können.

Es war nicht der Zweck dieser Anzeige, die einzelnen Theile der *tabulae Regiomontanae* kritisch durchgehen, und die Gründe auf welchen jede Angabe derselben beruht zu untersuchen, ein Verfahren, welches der allgemeineren Tendenz dieser Zeitschrift in einem so speciellen Falle nicht zu entsprechen schien, und welches durch das Buch selbst überflüssig gemacht wird, wo die Belege zu jeder Annahme vollständig gegeben sind. Angemessener schien es zu sein, die Wichtigkeit des Werkes auch für solche Leser anzudeuten, welchen die wissenschaftlichen Einzelnheiten des Gegenstandes zu entfernt liegen, um näher auf sie eingehen zu können. Der Vollständigkeit halber möge hier nur noch der Inhalt der einzelnen Abschnitte folgen.

Die ausführliche und gediegene Vorrede giebt die analytische Entwickelung der Praecession, eigenen Bewegung, Nutation, Aberration (sowohl der jährlichen als der täglichen) nebst der Nachweisung früherer Untersuchungen über dieselben Gegenstände. Dann folgt die Erklärung und der Gebrauch der Tafeln, sowohl in Hinsicht auf die allgemeine Form derselben, nach welcher bei allen eine Art von Normaljahr zu Grunde liegt, auf welches der Anfang und die folgenden Zeiten in jedem Jahre leicht bezogen werden, als auch in Hinsicht auf die bequemste dabei zu wählende Rechnungsform, jedesmal wo es nöthig schien mit Beispielen begleitet. Die Tafeln selbst geben der Reihe nach:

Tab. I. et II. Die Reduktion auf das Normaljahr.

Tab. III. Die mittlere Praecession der Aequinoctialpunkte.

Tab. IV. et V. die Nutation in Länge und Schief der Ekliptik.

Tab. VI. et VII. Tafeln zur Verwandlung der mittleren Zeit in Sternzeit und umgekehrt,

Tab. VIII. et IX. Allgemeine Tafeln für die Berechnung des scheinbaren Ortes irgend welches Fixsterns, während des Jahrhunderts 1750 — 1850.

Tab. X. Specielle Tafel für den scheinbaren Ort der 36 Maskelyne'schen Sterne und der beiden Sterne α und δ *Ursae minoris* ebenfalls für das Jahrhundert 1750 — 1850. Die Tafel ist in 5 Sektionen vertheilt, von denen jede 20 Jahre umfafst, um die strengste Genauigkeit mit der gröfsten Bequemlichkeit zu vereinigen.

Tab. XI. Specielle Tafel für die Deklinationen von 7 Sternen in den Zwillingen und γ *Draconis*, welche in Greenwich zur Bestimmung des Collimationsfehlers des Mauerquadranten häufiger beobachtet sind, ebenfalls so eingerichtet, dafs der jedesmalige Ort derselben während des Jahrhunderts 1750 — 1850 leicht daraus abgeleitet werden kann.

Tab. XII. Tafel für die Reduktionen der Sonnenbeobachtungen.

Tab. XIII. Eine ähnliche für die Mondbeobachtungen.

Tab. XIV. Refraktionstafel aus den *fundamentis Astronomiae* mit der durch die Königsberger Beobachtungen angegebenen Verbesserung.

Einen schönen Anfang zu der von Bessel angegebenen Benutzung dieser *tabulae Regiomontanae* hat Hr. Olufsen in Copenhagen durch seine Untersuchungen über den Greenwicher Mauerquadranten, während Maskelyne's Direktion (Schumacher Astronom. Nachrichten No. 197 folg.) gemacht.

Encke.

№ 23.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

XIV.

T. Lucretius Carus von der Natur der Dinge. Uebersetzt von Karl Ludwig von Knebel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen, 1831, XXVI und 243 Seiten in 8.

Nicht ohne ein Gefühl ernster Rührung begrüfsen wir in der erneuerten Auflage dieses Werkes eines der immer seltner werdenden Erzeugnisse unsrer Litteratur aus jener schönen Epoche, da noch keine Ochlokratie in ihr eingeführt war, da, ohne dafs es irgend Jemandem verwehrt blieb, sich nach Belieben vernehmen zu lassen, doch noch die Mündigen vor den Unmündigen galten, und der Werth einer schriftstellerischen Leistung sich nach Würde, Fleifs und Liebe, nicht aber nach Uebertreibung, nach Modekitzel und trunkener Hast bestimmte. Ein das Verhältnifs des Lucretius zu den anderweitigen Denkmahlen Epikureischer Philosophie in treffender Kürze bezeichnendes Wort von Goethe an seinen ehrenwerthen ältesten Freund in jenem unvergefslichen Weimarischen Kreise, anmuthig gesellt zu einem Aufsatze des Freundes, *über das Leben und die Weisheit des Epicur*, sind die Zugabe dieser neuen Bearbeitung. Seitdem ist nun der so liebevoll an allen, das reine menschliche Interesse nur irgend berührenden Studien Theilnehmende von hinnen geschieden, und so vieles grofsartigen Geisteslebens an der Ilm und Saale steht Knebel, auf dem geweihten Boden, als ältester und beinahe als einziger Zeuge da.

Wir dürfen die Uebersetzung des Lucretius nach der ersten Auflage als hinlänglich bekannt voraussetzen, als dafs es der Mittheilung einiger Proben bedürfte. In der zweiten ist die damals beigegebene Lateinische Urschrift nach Wakefield's Texte, welche bei der Seltenheit und Kostbarkeit des Englischen Abdruckes manchem Philologen eine willkommene Zugabe war, hinweggeblieben; wie sie denn, durch die von Forbiger besorgte Ausgabe itzt auch eher entrathen werden kann. Die Abweichungen der älteren und der neueren Auflage im Texte selbst haben wir nicht von so grofsem Belange gefunden, um auf sie besonders eingehn zu müssen. Die Einrichtung, dafs die Uebersetzung nicht Vers von Vers der Urschrift folgt, und so ein Ausfall in der Verszahl gegen den Lateinischen Text entsteht, ist in der neuen Auflage beibehalten worden.

Hr. von Knebel bedient sich in dem Baue seines Hexameters der von Goethe und Schiller befolgten Principien, die, wie man aus dem Briefwechsel weifs, keineswegs das Ergebnifs einer dichterischen Bequemlichkeit waren, als was sie Einzelnen erschienen sind, sondern auf wiederholt gepflogener Erörterung, der auch hierin gründlichen und scharfsinnigen Männer beruhten. Klopstock hat, trotz seines auf das Antike hinstrebenden Geistes, der, wie man hätte denken sollen, sich am leichtesten mit der so fafslichen Rhythmenform Homers befreunden mufste, gleichwohl dies alterthümliche Metrum entschieden verkannt. Für den Hexameter der Messiade läfst gar kein Schema sich auffinden, weil rhythmische wie prosodische Verstöfse mit rhythmischer und prosodischer Korrectheit nach blofsem Zufalle untereinander gemengt sind. Klopstock aber hatte, dieis ist ausgesprochen, einen *quantitirenden* Hexameter im Sinne, und diesen rief Vofs in's Leben. Indefs die Fessel eines so ernst und schwer gestalteten Verses, bei Vossischer angeborner Steifigkeit ohnehin, mufste so freien Genien, wie Goethe und Schiller, unerträglich fallen. Sie haben das Verdienst, einen *accentuirenden* Hexameter geschaffen zu haben, der, durch gleichmäfsige ruhige Abrundung behaglich, durch eine Regel ohne Pedanterei haltungsvoll, für die Deutsche dichterische Erzählung als eine wahrhaft glückliche Erfindung angesehen werden kann, und die für ähnliches Bedürfnifs üblichen *versi sciolti*, der Italiener unendlich über-

trifft. Hierbei ist jedoch von keiner Gesetzlosigkeit die Rede: dieser Hexameter darf so wenig wie der quantitirende den Trochäus statt des Dactylus einschieben; er darf auch keine Molossen, Amphibrachen und sonstige Dreisylbler regellos walten lassen; sondern er hat nur das Recht, schwächeren Sylben durch den Accent rhythmischen Nachdruck zu geben, und sie durch ihre Stellung in der Arsis zu heben; dagegen aber prosodische Längen, insofern sie tonlos sind und nur keine gar zu schwerfällige Härte aus ihrer Verkürzung entsteht, in der Thesis gleichsam als flüchtige und schwebende Sylben durchschlüpfen zu lassen. Es wird also hiebei das Verhältniss, welches sonst zwischen langen und kurzen Sylben besteht, auf accentuirte und nicht accentuirte Sylben keineswegs unbedingt, sondern unter sorgfältiger Berathung mit dem Sinne für Wohllaut, Natur der Sylben in Bezug auf Etymologie und Bedeutung, und eine musicalische Geläufigkeit der Rede, übertragen. Man sieht wohl, diese Gesetze lassen sich mehr empfinden als aufschreiben, aber es sind nicht minder Gesetze, und ein Unterschied zwischen geschickter und ungeschickter Behandlung ist gar sehr bemerklich. Wir wollen auch nicht sagen, dass Goethe und Schiller in ihren Hexametern dieser idealischen und ungeschriebenen Gesetze immer sich bewusst worden und ihnen gehorcht haben, so wenig wir dieß von Hrn. von Knebel durchweg aussagen können: aber im Allgemeinen haben alle diese drei Dichter eine grosse und höchst anmuthige Meisterschaft in so schwierigem Geschäfte bewährt, was z. B. eine Vergleichung ihrer Hexameter mit den bedeutend tiefer stehenden Herders auch dem weniger Eindringenden erwahren kann, und der Erfolg ist eine höchst erfreuliche und einschmeichelnd fortziehende Lesbarkeit ihrer Verse gewesen.

Eine andre Frage ist es freilich, ob Hr. von Knebel in Uebersetzungen der Alten nicht folgerechter gehandelt haben würde, wenn er den seit Voss doch durch August Wilhelm Schlegel zu vollendeter Anmuth im Verein mit strengster Korrectheit gebrachten *quantitirenden* Hexameter hätte aufnehmen wollen. Wir unsrer Seits müssen dieser Ueberzeugung schon von dem philologischen Standpuncte aus sein, glauben aber allerdings, dass, auch objectiv genommen, Hr. von Knebel seiner Uebersetzung gleichen Reiz, gleiche Gefälligkeit für den Deutschen, unphilologischen Leser, und dabei eine strengere und schärfere Ausprägung des antiken Charakters zugewendet haben würde, wenn er diesen Weg hätte einschlagen wollen. Gleichwohl haben wir darüber nicht mit ihm zu rechten, da es nun lange feststeht, dass die antiken Sprachen so gut wie die modernen accentuirende Rhythmen neben quantitirenden gehabt, ja unter beiden Verhältnissen sich die letzteren aus den ersteren entwickelt haben. Nur dürfte es ohne alle Willkür doch ein für allemal nicht angehn, wenn man ein Gedicht von quantitirenden Rhythmen in accentuirende, und umgekehrt, übersetzt. Es ist aber dieselbe in vorliegendem Falle wirklich nur sehr gering, da ungeachtet des angenommenen Systems Hr. von Knebel seinen Hexameter mit einem solchen Fleisse gebaut hat, dass die Zahl der Verse, welche sich einer hohen Strenge in gehaltener Messung bis zum Zusammentreffen mit dem Quantitätshexameter nähert, höchst überwiegend ist. Und dass daneben die grössere Leichtigkeit dieses freieren Systems für den ungelehrten Leser die Anerkennung des fremden Dichtwerkes bedeutend zu unterstützen geeignet ist, wird man nicht in Abrede stellen können. Keinerlei Entschuldigung freilich können Verstösse gegen die Betonungsmetrik erwarten, weil sie geradezu aus dem einen Systeme fallen, ohne in dem andern zulässig zu sein, wie wenn wir *hieraus*, *hievon*, *hiezu*, *gleichsam*, *vorwärts*, *jemals*, *dennoch*, und gar *Beitritt* (IV, 1182) als Jamben gebraucht, und eben so *anfänglich*, *ansehnlich*, *hinsinken* mit Jambischem Anhange finden. Gleich verwerflich wird es immer bleiben, wenn man mit Vernachlässigung der Grundregel, dass die Stammsylbe jedes zweisylbigen Wortes, die ja überdiess den Ton bekommt, lang sein muss, zweisylbige Wörtes als Doppelkürzen figuriren sieht, eine Licenz, die sich unsre Dichter im Accenthexameter nicht gar selten gestatten. So trifft man denn auch in dem Deutschen Lucretius, wenn gleich nicht häufig, und keineswegs als die stehende Quantität, Doppelkürzen wie *oder*, *unter*, *über eine*, *ihres* (V, 755.), *ihrer* (VI, 68.), und demgemäss zusammengesetzte Anapästen, *ohnehin*, *überall*, *überdem*, *überhaupt*, *übertraf*, und Joniker *a minore*, *unterziehen*, *unterwerfend*, so wie Formen wie *ununterbrochen*, *unangefochten*, als – ⏑ ⏑ – gemessen. Härten, wie *weil*, *bald*, *dieß*, als kurze Sylben, finden sich nur einzeln, öfter das, so gebraucht, doppelt unangenehme *des'm*. *Zu*, wo es den Ton hat, steht kurz IV, 513., *in*, ohne den Ton, lang VI, 123. Die Trochäen *Feindschaft*, *Freundschaft*, *Herrschaft*,

Knechtschaft, *Anmuth*, *Krankheit*, *Schicksal*, *damals*, so wie den Dactylus *Rechenschaft*, *fehlerhaft*, müssen wir uns im Accenthexameter wohl gefallen lassen, weil in allen diesen Wörtern der Begriff der Zusammensetzung aus zwei Wortstämmen verdunkelt ist, und sie der Mund unläugbar als sich in Arsis und Thesis organisch darstellende Einheiten behandelt: bedenklicher schon ergeben sich *Irrthum*, *Wachsthum*, *Reichthum*, *ratlos*, *deshalb*, wo die Komposition sich bemerklicher macht, und die Natur der zweiten Sylbe auch den Bedeutungszeugen so zu sagen eine Theilung des Accents auflegt, die sie schon in gewöhnlicher Rede zu entschiedenen Spondeen stempelt. Um wie viel mehr muss dieß nun bei der Apostrophirung *Ursach'* als nothwendig erscheinen, die, Trochäisch gebraucht (III, 1062.), einen allerdings fehlerhaften Vers giebt. Tadelhaft sind hienächst auch die Dactylen *Thorheiten* (IV, 1153.) und *Gottheiten* (VI, 1261.), weil für diese Mehrzahlen nicht weiter gelten kann was für die Einzahl, indem durch Hinzutritt einer stummen Schlusssylbe die vorletzte zu bedeutend für die Betonung wird. *Nach und nach* finden wir V, 1276. als Moloss gebraucht, wie es denn, wenn diese Form des Ausdrucks einmal in den Hexameter soll, nicht wohl anders angeht; wir bemerkten sie aber auch einmal als gewiss sehr unangenehmen Dactylus. Im Uebrigen aber haben wir nur zu wiederholen, dass alle dergleichen Unrichtigkeiten, welche die Praxis immer etwas weniger genau, als die Theorie, zu nehmen geneigt ist, sich lediglich hin und wieder und mehrentheils bloss in Einzelfällen zeigen. Ebenso kommen anderweitige Missstände der Verskunst nur vereinzelt vor, unstatthafte Hiaten, IV, 1102. *Name und Ehre* (wo die erste Ausg. hat *Namen und Ehre*), wiewohl mehrere harte Elisionen, *buhl'risch*, *haft'ge*, und ganz verwerfliche am Ende des Worts vor Konsonanten, *als schmerzt' sie die Wunde* IV, 994.; Verse von schwächlichem und haltlosem Tonfall, wie I, 828. *Alle auf ähnliche Art in seinen Gedanken entstehen*, werden auch im accentuirenden Hexameter nur geduldet, keineswegs gebilligt werden können; harte und strappige, wie II, 1019. *Nicht, noch zur linken, es spricht die Sache sich selbst durch sich laut aus*, widerstreben gerade am Meisten dem Behäbigen und Geschliffenen dieses Systems, während sie freilich im Quantitätshexameter vollends unverantwortlich erscheinen würden. V, 1365. *Zephyr's Säuseln im hohlen Rohre belehrte den Landmann*, ermangelt aller Cäsur., Einen völlig unmessbaren Vers haben wir I, 728. gefunden: *Sind auch diese gescheitert an den ersten Gründen der Dinge*, wiewohl wir uns freilich erinnern, dass auch Goethe, wo wir nicht irren, in Hermann und Dorothea, einmal einen Hexameter mit einer solchen in der Mitte überschlägigen Sylbe hat, gleichsam als bestehe der Rhythmus aus zwei selbstständigen Hälften.

Um von dem rhythmisch Formellen auf das Sprachliche überzugehn, so erlaubt sich der Hr. Uebersetzer manchmal wohl kleine Incorrectheiten, welche mit der gemessenen Würde dieser didactischen Darstellung nicht zusammenstimmen möchten, wenn schon sie im Flusse des Vortrages gar wohl sich verbergen lassen, allenfalls auch auf eine leichte Weise beseitigt werden können. Denn da die Alten bei ihren Abfassungen jeder Art zunächst und mit Recht eine mündliche Mittheilungsweise beabsichtigten, warum sollten nicht auch wir, mindestens bei Nachbildungen ihrer Werke, die Rücksichten auf solchen Zweck ebenfalls als das Erste und Wichtigste betrachten? Dass die klassischen Schriftwerke der antiken Welt auch in den Ursprachen an Lebendigkeit und grossartigem Eindrucke unermesslich gewinnen, wenn man sich gewöhnt, sie laut zu recitiren, wohl gar z. B. dramatische Stücke oder Platonische Dialogen mit vertheilten Rollen zu lesen, wird sich Jeder überzeugen, der hiemit einen Versuch macht. Man sollte nur zu dem Ende in unseren Schulen etwas mehr darauf halten, als dieß im Allgemeinen geschieht, dass die Jugend sich auch bei'm Lesen des Griechischen und Lateinischen einen Sinn für Richtigkeit, Maass, Kraft und Wohllaut in der Pronunciation aneignete, wofür sie in der Regel bei alten Sprachen unendlich gleichgültiger ist und gelassen wird, als bei den neuen. So kann z. B. kühnen Wortstellungen und Versetzungen, allerdings in einem mündlichen Vortrage durch die Behandlung nachgeholfen werden. So lässt ferner Hr. von K. nach dem Verbum *vermögen* öfters die Konjunction *zu* weg, II, 884., III, 549.; oder setzt sie vor den einen der folgenden Infinitiven mit Auslassung bei dem andern VI, 848. Die Pferde *an* Wagen spannen steht V, 403.; *wie bezeichnen* wir Wahres vom Falschen, statt: wie *unterscheiden* wir I, 684.; die Natur *beklagt* uns, statt: *klagt* uns *an*, *und zwar rechtlich*, für: *mit Recht* III, 955 fg. Die *uns* im Sterben *die* Glieder verlassen, für: die im Sterben *unsre* Glieder verlassen III, 128.; weit

ihm geringer, statt: weit geringer *als er* I, 723.; aufwärts *dem* Strome getrieben, für: *stromaufwärts* IV, 414. Das Wort *aequor* findet sich durch *Plänen*, übersetzt V, 487., VI, 106. und 615., was von *Plan* kein richtiger Plural sein würde und ohne Analogie nach dem Französischen *plaines* geformt scheint. Schliefslich möchte auch wohl die Form *Küchelchen* II, 899. von jungen Vögeln überhaupt genommen gegen den Sprachgebrauch sein, in jedem Falle aber wäre *Küchlein* vorzuziehn gewesen.

Dafs Hr. von K. einen Dichter, welchem er, wie bekannt ist, durch lange Jahre ein sorgfältiges und begeistertes Studium gewidmet hat, in einer Weise ergründen mufste, dafs von Mifsverständnifs einzelner Stellen keine Rede sein kann, durften wir billig voraussetzen. Aber auch dem glücklichsten Uebersetzer entschlüpft ein und das andremal die vollkommne treue und durch und durch entsprechende Wendung, mittelst deren er sein Vorbild bis in die kleinste Nuance der Färbung abgeschattet haben würde, und es ist dann nicht kleinliches Gemäkel, sondern ein dem Urheber einer solchen Arbeit selbst dankenswerther Fingerzeig zu möglicher Vervollkommnung, wenn die Kritik solche Stellen zur Sprache bringt. In dieser Weise bemerkten wir Folgendes. I, 859 fg. steht: *Klar ist also, dafs das, was mit dem Verstand wir erforschen, sei mit den Dingen gemischt, und dieses benennen wir Leeres.* Der Text lautet: *Est igitur nimirum id, quod natione sagaci Quaerimus, admixtum rebus, quod inane vocamus.* Die zwei Verse enthalten eigentlich nur eine Umschreibung der logischen Schlufsformel. *Quod erat demonstrandum* in Betreff des Epicureischen Leeren. Die Interpunction würde schicklicher ausfallen, wenn man setzte: *Est igitur nimirum, id quod rat. sag. Quaerimus, admixt.* u. s. w. Man sieht, *was mit dem Verstand wir erforschen*, ist hier nichtssagend und zweideutig; die Stelle möchte etwa so lauten dürfen: *Klar ist also, es giebt, worauf mit triftigem Grunde wir ausgehen, den Dingen gemischt, was wir nennen das Leere.* II, 75. *inter se mortales mutua vivunt, so borgt man das Leben von andern*, bringt doch einen schiefen Begriff in die Vorstellung von dem Ablösungssysteme in unserm Dasein; einfacher wäre: *so leben die Menschen im Wechsel.* II, 434 fg. (Uebers. 421.) *Tactus enim, tactus, pro divom munera sancta, Corporis est sensus.* Lucretius will hier einschärfen: *die Sinneseindrücke durchweg sind körperlich; tactus* also, *Berührung*, ist der Hauptbegriff. Diese Lehre wird verwischt durch die Uebertragung: *Denn das Gefühl, das Gefühl, bei allen unsterblichen Göttern, Ist die Empfindung des Körpers.* Es mufste heifsen: *Denn Berührung, Berührung u. s. w.* Der Begriff *Gefühl* findet sich auch später gelegentlich für diese specielle Epicureische Anrührung angewendet, was der nothwendigen Schärfe einer philosophischen Terminologie widerstrebt. Bei Gelegenheit der Lehre vom Entstehn der Empfindung aus Stoffen des Unempfindlichen bemerkt Lucretius II, 935 fgg. (Uebers. 906 fgg.) *Non fieri partum nisi concilio ante coacto, Nec quidquam commutari sine conciliatu Principiorum.* Dies wird gegeben: *Dafs nichts kömmt zur Geburt, als durch die Vereinung des Urstoffs, nichts verändert auch wird durch ähnliche Wiedervereinung.* Hier ist erstlich der Begriff *Wiedervereinung* nicht an seiner Stelle, denn die Epicureische Lehre nimmt nicht eine Auflösung der Dinge in ihre Urstoffe zu dem Zwecke an, dafs diese Urstoffe sich wieder vereinigen sollen, sondern die Regeneration der Dinge aus den Urstoffen ist nur ein fortgehender Zufall; sodann aber hätte der Uebers. offenbar etwa so sagen müssen: *Nichts verändert auch wird, als durch dergleichen Vereinung.* III, 456. der Uebers. heifst es von dem in Lethargie versunkenen Körper, er sinke *tief in den ewigen Schlaf*; da wir aber unter dem ewigen Schlafe den Tod selber verstehn, so hätte wenigstens der Artikel wegbleiben müssen. III, 530. (Text 540.) wird der Ausdruck *glomerari* von den im Momente des Todes sich möglicherweise an Einem Puncte zusammenballenden Atoma der Seele für das, was Lucretius hiebei gedacht wissen will, keineswegs glücklich durch *aufwinden* übersetzt, und würde jedes Falls *zusammenballen* das Treffendere gewesen sein. IV, 500. (511.) *contraria*, die *widrigen* Dinge statt die *entgegengesetzten*. V, 109. ist *Fortuna* gegen die Epicureische Lehre durch *Schicksal* übersetzt, so wie auch der bald darauf folgende Vers (111.) *Qua prius aggredias quam de re fundere fata* nicht gegeben werden dürfte: *Ehe jedoch ich beginne hievon die Schlüsse des Schicksals Auszusprechen*, da *fata* hier nach alter Latinität nichts bedeutet als *carmina, Aussprüche*; und 310. *fati fines* gleichfalls nicht sind *Schranken des Schicksals*, sondern *Ziele des Untergangs*.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

T. Lucretius Carus von der Natur der Dinge. Uebersetzt von Karl Ludwig von Knebel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

(Schluſs.)

V, 868 (879.), nachdem die Möglichkeit von Centauren, als einer aus zweierlei ganz heterogenen Naturen zusammengefabelten Schöpfung in Abrede gestellt ist, heiſst es zur Einleitung des Beweises: *Hinc illinc par vis ut non sic esse potissit, Id licet hinc quamvis hebeti cognoscere corde.* Dieſs wird übersetzt: *Weil die ähnliche Kraft von diesem zu jenem nicht sein kann, Was du aus Folgendem kannst u. s. w.* Es möchte einem Leser, der den Lateinischen Text nicht bei der Hand hätte, schwer werden, sich hier zurecht zu finden; es ist aber die Meinung, daſs die Einflüsse zur Zeugung (*vis*) von beiderseits Naturen (*hinc illinc*) gar nicht zusammenwirken könnten (*par esse potissit*), indem das Pferd viel früher zur Zeugung fähig wird als der Mensch, und wenn dieser zur Pubertät gelangt, jenes längst abgelebt und unfähig ist. V, 1277. (1293.) *Vorsaque in obscaenum species est falcis ahenae* finden wir den hier angedeuteten magischen Gebrauch durch die Uebersetzung, *nur zu verdächtigen Dingen gebrauchte man eherne Sicheln*, keineswegs ausgedrückt, und letztere vielmehr ohne Noth zweideutig. Endlich haben wir bemerkt, daſs Hr. von K. das alterthümliche *ut videtur*, *wie es am Tage liegt*, ein Paarmal, z. B. III, 596., unpassend durch *wie es scheint* übersetzt.

Blicken wir aber zurück auf die verhältnismäſsig so geringe Zahl von Ausstellungen, welche wir an der von uns sorgfältig durchmusterten Arbeit machen zu müssen geglaubt haben, so dienen sie selbst nur die bei dem Lesen des Werkes sich still einfindende Ueberzeugung zu bestätigen, daſs hier mit einer Liebe, Treue und Ausdauer verfahren worden, welche bei Unternehmungen dieser Art gerade in unsern Tagen nicht genug geehrt und empfohlen werden kann. Denn wir sind ganz dafür, daſs auch demjenigen Publicum, welches nun einmal die Alten in der Ursprache zu studieren nicht Muſse oder Gelegenheit hat, die Kenntniſs ihres Geistes und ihrer Darstellungsweise durch Nachbildungen bestens zugänglich gemacht werde. Allein wenn man dabei von dem rohen Grundsatze ausgeht, daſs es hier nur auf den Inhalt, auf den Gedanken — und Sachstoff ankomme, die Form aber eine gleichgültige Zugabe sei (welche Ansicht in den Leistungen der zahlreichen dermaligen Uebersetzungssammlungen nicht selten zum Vorschein kommt), so thäte man vernünftiger, von solchem Thun überhaupt abzustehn. Nein, auch in der Uebersetzung wolle ein Werk des Alterthums sich geben als das, was es ist und allein mit Würde sein kann, als ein in seiner Art merkwürdiges und originales Denkmahl hoher menschlicher Bildung, welches zu kennen und zu begreifen an sich selbst und schlechthin eine Anforderung für jeden ist, der seine eigne menschliche Bildung, den Reichthum, die Klarheit, den Adel seines inneren Lebens vervollständigen will. In solchem Sinne betrachtet, muſs es die Aufgabe der Uebersetzung sein, daſs sie für den in dieser sinnigen Weise Gebildeten und seine Bildung zu erweitern Strebenden, sofern er der Ursprache nicht selbst mächtig wäre, die Stelle des Originales vertrete, und den Leser möglichst in den Stand setze, das Werk selbst, als originale Erscheinung in der Reihe hoher menschlicher Geistesäuſserungen, nach seinen besonderen Bedingungen bestens zu fassen und zu würdigen: der Verf. solch einer Uebersetzung muſs ihr alle die Kraft, alles das Feuer, alle die Eigenthümlichkeit, die das Original hat, einzuhauchen, und die Gliederung der Form, nach ihrer Vollendung sowohl als ihren etwaigen Beschränkungen und Mängeln, möglichst anschaulich und lebendig zu machen suchen. Dieſs ist die Sache einer Vorliebe, eines langen und vertrauten Umganges, einer, in den solcher Arbeit am

meisten förderlichen und gedeihlichen Momenten, selbst schöpferischen und schaffenden Begeisterung. Diese schönen und seltnen Eigenschaften haben Hrn. von Knebel, bei seiner Uebersetzung des Lucretius, in erfreulich würdigem Maafse zur Seite gestanden. Er durfte, mit bescheiden ausgesprochner, aber geziemender Zuversicht, in dem einfach edlen Epigramme an die Manen Wakefield's, welches wir bereits aus der ersten Auflage kennen, sich einen mit dem Ruhme dieses genialen Wiederherstellers des Lucretius verbundenen Namen bei der Nachwelt versprechen. Unter den Kennern des Römischen Sängers ist nach Wakefield schwerlich einer so tief und so geistig in denselben eingedrungen. Und wir denken, dafs es vor dem Urtheile derer, die einen Begriff von der höheren menschengeschichtlichen Bedeutung der Litteratur haben, wohl etwas heifsen dürfte, in den Lucretius eingedrungen zu sein. Wir wollen uns über den Werth der Epicureischen Philosophie nicht in Erörterungen einlassen; wir gestehn, dafs wir den geistreichen Aufsatz *über das Leben und die Weisheit des Epicur* zu poetisch, zu empfindungsvoll finden, um ihn für thatsächlich und unparteiisch gelten zu lassen. Genug, die Epicureische Lehre, deren wissenschaftlicher Zusammenhang offenbar auf so schwachen Füfsen stand, dafs man sehr wohl begreift, wenn selbst gründliche Forscher, wie noch neulich Heinrich Ritter (Gesch. der Philos. III., S. 444 fgg.), sie mit einiger Härte tiefer herabdrücken, als es mit der grofsen geschichtlichen Ausbreitung, die sie in Rom und Griechenland gewonnen hat, zusammenstimmt, ist eine um so bedeutendere und anziehendere Erscheinung, als man sich nicht leugnen kann, dafs im practischen Leben diese Lehre, wenn schon ihr Name länget ausgestorben, die gangbare Hausphilosophie nicht blofs unsrer Weltleute, sondern, man darf wohl sagen, der ganzen Zeit und des gesammten Geschlechtes ist. Lucretius, der dieser Erscheinung um so manches Jahrhundert näher stand als wir, hat sie mit dem ganzen Ernste und der ganzen Gründlichkeit eines Römers, d. h. eines redlichen, geradsinnigen, die Wahrheit innigst liebenden, aber eines genialischen Organes zu ihrer Auffassung, man möchte sagen, ihrer Erhaschung entbehrenden Gemüthes, ergriffen und in sich zu verarbeiten gesucht. Wie oft streift er nicht in seinen Deductionen physikalischer Verhältnisse, die er zuweilen ernsthafter und wichtiger zu nehmen scheint, als es vielleicht seinem Meister darum zu thun war, hart an die Gränzen der Region, wo ihm sofort eine viel hellere und reinere Flamme der Erkenntnifs würde geleuchtet haben: aber, an der Gränze selbst, kehrt er, beherrscht von dem Banne der Schule, in die er sich einmal begeben, um und mühet sich lieber an Paradoxen und Trugschlüssen ab, statt aus der Ehrfurcht vor seinem Meister herauszuschreiten und dem Nimbus selbstständig und einfach auf den Grund zu sehn. Es war ihm augenscheinlich daran das Meiste gelegen, durch die möglichst gediegene und ausführliche Substruction der Physik dem ethischen Theile der Lehre, dessen Schwäche er dunkel fühlen mufste, einen Widerhalt zu geben, während die Griechischen Epicureer die erstere als Nebensache und blofs des Herkommens wegen mitnahmen, und dagegen die Hauptkraft ihrer Argumentationen auf das für sie und für alle Personen dieses Schlags und Temperamentes, wichtigste Gebiet, den praktischen Lebensgenufs, concentrirten. Dafs sie indefs diesen Genufs keineswegs, wie es die gewöhnliche Voraussetzung ist, in ein sinnliches Zusichnehmen angenehmer Eindrücke legten, sondern mehr in eine vom Geist ausgehende Genügsamkeit an dem, was man hat und haben kann, ohne sich um das, was man nicht hat, zu grämen, so dafs in gewissem Sinne jene Apathie, jenes Verschliefsen der Individualität gegen beherrschende Einflüsse, jene Selbstständigkeit des Weisen, welche die Stoiker durch Ertödtung der Sinne erstrebten, von ihnen nur durch weisen Gebrauch derselben erzielt wurde: diefs dürfte man vielleicht einigen ihrer Aeufserungen doch ohne Leichtgläubigkeit zugestehn, und sie wenn auch für weniger fein, doch nicht für schlimmer als die Cyrenaiker zu halten haben. Auch in den philosophischen Systemen erwahrt sich das *vae victis!* und da nun einmal der Stoicismus durch seine glänzende Dialectik und eine wider die Härte der Zeiten allerdings gestähltere Ansicht im späteren Römerthume die Oberhand behalten, so sind die Epicureer, die im Schreiben ihre Stärke nicht gesucht haben, verschollen, ohne gleichsam nach Urthel und Recht aufser Besitz gesetzt worden zu sein. Lucretius, an den wir uns hier zu halten haben, hat seinerseits mindestens Alles gethan, um seine Schule von jeder Seite her zu Ehren zu bringen, und wer möchte den Lebensgenufs des Weisen, wie er im Eingange des zweiten Buches geschildert wird, nicht anmuthig und praktisch finden? Der Eifer, mit welchem er auch den Sophismen an dem

ihm Ueberlieferten das Wort redet, und unwissenschaftlichen Träumereien, weil sie einmal zum Systeme gehören, die pathetische Seite abzugewinnen sucht, hat etwas rührend Unbehülfliches, das seinem Charakter gewifs zur Ehre gereicht; ja man möchte sagen, etwas Deutsches, das sich so manchmal mit seiner harmlosen Begeisterung nach einem bösen Dämon aus der grünen Weide in die dürre Wüste verlocken läfst. Die Römische Gravität hat ihm Konsequenz mitgetheilt, und seine Konsequenz nicht selten ihn zu grofsem Scharfsinne getrieben. Wie artig handhabt er nicht z. B. die Beweisführung mit der Entstehung und Abwechslung der Schrift durch die Lettern, welche er mit besondrem Behagen mehrmals wiederbringt; mit den Sonnenstäubchen, mit der Berauschung; die Lehre von den Farben? Und als Dichter steht er wahrhaftig auf einer Höhe, auf welcher, was erhabenen Schwung der Idee und des Gemüthes betrifft, kaum ein andrer aus der Römischen Litteratur neben ihn zu stellen sein möchte. Cicero, wenn er in der bekannten Stelle sagt, diese Bücher seien *non multis luminibus ingenii, multae tamen artis*, hatte die Bilderjagd, der sich frostige Poeten, wie er selbst war, hingeben, im Sinne, als er diese sogenannten *lumina* am Lucretius vermifste. Es ist wahr, der philosophirende Drang läfst unseren Dichter nur einzeln dazu gelangen, seine Gedanken in Bilder einzukleiden: aber diese Bilder, von welcher edlen, kräftigen, klaren Phantasie, von welchem gründlichen poetischen Feuer, von welcher eben so grofsartigen als zarten Empfindung zeugen sie! Man denke nur, um des wie nach Pindars Andeutung (*Olymp. VI.*) prächtig gezimmerten Einganges, den wohl auch jeder Laie einmal preisen gehört, oder selbst gelesen hat, nicht zu erwähnen, an das mächtige Bild von den kämpfenden Legionen, welches ein Paarmal eingeflochten ist; vom Schiffbruche; an das so höchst plastische von dem durch die Winde bewegten Theaterteppiche; an die von liebevoller Auffassung der Natur das reichste Zeugnifs ablegenden von den Lämmern, von der ihr Kalb vermissenden Kuh; das ernst gewaltige von dem Säuglinge und dem Todten; das lieblich rührende von der Hülflosigkeit des Neugebornen. Wahrlich, einem Dichter, der so malen konnte, lassen sich die *lumina ingenii* nicht absprechen: man mufs es bewundern und verehren, dafs er bei solcher Dichterbegabung auf das Malen nicht ausging, dafs er dem Sprühen seines Geistes mit der Besonnenheit des Künstlers gebot, und noch ein Höheres erstrebte, als die poetische Lebendigkeit im Einzelnen, nämlich die im Ganzen; was ihm denn auch mit wahrhafter Virtuosität gelungen ist, und gemacht hat, dafs das Urtheil der Nachwelt günstiger ausfallen konnte, als das über die Poesie Cicero's, welches Juvenal ein für allemal, streng aber gerecht, festgestellt hat. Solche Dichteranlage aber konnte in der That nur bei einem innerlich wahrhaft frommen Sinne sich so herrlich entwickeln, und dieser fromme, ernste, edle Sinn, welcher in Lucretius den Epicureischen Philosophen und den systematischen Gottbeseitiger (man kann nicht sagen Gottesleugner) über den grofsherzigen Dichter und Menschen vergessen macht, wird durch das ganze Werk sich keinem wohlgeschaffenen und aufmerksamen Gemüthe verbergen. Dieser Sinn hat gemacht, dafs Lucretius nirgends, bei mancher naheliegenden Versuchung, in das Schlüpfrige und Gemeine verfallen ist, dafs er seinen Stoff in eben so einfacher Hoheit und Würde, als bei anziehendem Interesse erhalten, und dafs er, theoretisch genommen, die Schwierigkeit, einen spröden, todten, an sich unpoetischen Gegenstand bis zu wahrhaft epischer Bedeutung zu vergeistigen und dichterisch untadelhaft zu machen, unter allen didactischen Dichtern am Glänzendsten überwunden hat.

Wir haben uns allgemach von dem Lobe der Uebersetzung in das Lob des Originales verloren, und würden diese Abschweifung selbst für nicht zu billigen achten, wenn sie uns nicht zugleich wieder dahin führte, das Lob des Dichters und seines Dolmetschers zu vereinen. Denn was ein Lateinischer Leser von Sinn an Tugenden, wie wir sie dem edlen Römer zu vindiciren versucht haben, bei Lesung des Textes freudig empfinden mochte, das wird dem Deutschen durch Hrn. von Knebel in vollem und reichem Maafse erfreulichst überliefert, und dafs seinem Lieblingsdichter die gebührende Verehrung, Anerkenntnifs und wohlverdienter Ruhm durch diese Uebertragung ungeschmälert werde, das konnte ja auch nur der letzte Zweck eines so würdig und liebevoll unternommenen Werkes sein.

Weber, in Bremen.

XV.

Geschichte der Regierung Ferdinands des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quel-

len. Herausgegeben von F. B. von Bucholtz. Wien, 1831. *bei Carl Schaumburg und Compagnie. Erster Band XXXVI und* 504 *S. Zweiter Band. VIII. und* 531 *S. gr.* 8.

Die Erweiterung des Horizonts, welche Deutschland durch Oesterreichs und Spaniens Verbindung gewann, hat so wenig dem Reiche als der Historiographie der Deutschen zu besonderem Frommen gedient. Indem das Geblüt Kastiliens die ächt vaterländische Natur der Habsburger mit Fremdartigem zersetzte, das der Kirchenverbesserung feindliche Princip, vermöge der universalen Richtung Deutschlands ohnehin vorhanden, aus dem Süden verstärkt wurde und in Folge des Kampfs die spröden Bestandtheile des Volks unvereinbar auseinander fielen, hat die Deutsche Geschichtsschreibung des fruchtbaren sechszehnten Jahrhunderts ihren einigen Mittelpunkt verlassen und einer Constructionsweise sich unterziehen müssen, in welcher sie, durch die unübersehliche Masse in und nebeneinander angeregter Begebenheiten überwältigt, die engeren Grenzen der Reichshistorie gegen den dämmernden, ungewissen Hintergrund einer aufstrebenden Universalmonarchie vertauschte. Zwar gerieth sie schon in ähnlichen Fall, zuletzt als die Hohenstaufen die Idee der höchsten weltlichen Macht zu verwirklichen trachteten; aber die Einheit des Stoffes war eben durch die Idee des Kaiserthums Deutscher Nation gesichert, welche Italien als Glied unterordnete, während die Gemeinschaft des Spanischen Königthums mit der Würde des Deutschen Reichsoberhaupts nur aus Zufälligem hervorgegangen. So ist es denn gekommen, dafs die Regierungsgeschichte Kaiser Karls V. entweder von rein objectivem Standpunkte aufgefafst wurde, der das eigenthümliche, nationale Verständnifs der Beziehungen verallgemeinerte und dem Leben das scharfe Gepräge raubte, oder dafs eine beleidigte, gereizte Subjectivität den grofsartigen Zusammenhang der Dinge aus verengtem Gesichtskreise verlor und ausschliefslich sich selbst darstellte. Demnach haben wir über Karls V. ewig denkwürdige Zeit nur entweder pomphafte Staatsactionen, Kriege und die Verschlingungen einer untreuen Politik, welche widerstrebende Interessen der Völker und Länder verknüpfen will; oder Reformationsgeschichten im Sinne beider leidenschaftlich aufgeregten Parteien, denen ruhige Vermittlung mit dem politischen Leben gebricht. Auf der einen Seite Sandoval, Sepulveda, Avila, Guicciardini, Jovius; Sleidan, Seckendorf und ähnliche auf der andern.

Der Reiz, welcher die Umschwungsgeschichte des Europäischen Lebens unter Karl V. in jedem Betrachter hervorbringt, lockte zuerst einen berufenen Historiker, der national den Deutschen wie den Spaniern gleich fern stand, an die Lösung der gesamten Aufgabe. William Robertson brachte zu seinem Werke alle die Erfordernisse, welche dem philosophischen Jahrhunderte zum Geschichtschreiber unerläfslich schienen; ein unparteiisches Verhältnifs zu dem gegebenen Stoffe, kaum merkbar colorirt durch sein Glaubensbekenntnifs; mehr in das Grofse als in das Einzelne gehende Studien der frühern Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker; praktischen Blick in die Natur des Menschen und der Gesellschaft, kühne Zusammenfassung der vereinzelten Erscheinungen, dabei jene Gabe nüchterner Correctheit der Darstellung, die, wenn zur belebteren Schilderung Anlafs vorhanden ist, mit geringem Aufwande einen Effect hervorbringt, den eine weniger sparsame Farbengebung so häufig verfehlt. So ist es denn erklärlich, dafs der Nordbritte ein Buch lieferte, welches die Bewunderung des Gelehrten, des Weltmannes fesselte und nach dem Urtheile Charles Lacretelle's und anderer Franzosen als nicht zu überbietende Lösung des schwierigen Problems galt.

Durfte Deutschland auch vor mehr als einem halben Jahrhunderte dankbar das geistvolle Geschenk des Ausländers aufnehmen, so hat dieses gleichwohl jetzt zu befriedigen aufgehört. Je objectiver die Deutsche Vorwelt unserer Gegenwart geworden, mit um so wärmerer Liebe wird das Studium derselben umfafst, mit um so rastloserer Wifsbegier das Leben der Vergangenheit in den geheimsten Beziehungen durchforscht, die Lust und der Schmerz desselben nachgefühlt. Wir verlangen jetzt eine Geschichte, welche die Dinge im Reflex ihrer eigenen Ausstrahlung schildert, nicht die sie zeichnet in der Beleuchtung allgemeiner Reflexion, wie Voltaire, Robertson's unzweifelhafter Vorgänger. Solchen, jetzt zeitgemäfsen Forderungen konnte der Britte nicht genügen; er war nicht überall heimisch in dem Gebiete, welches er darstellt; das tiefere Gemüth der Deutschen war ihm fremd.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Geschichte der Regierung Ferdinands des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Herausgegeben von F. B. von Buchholtz. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung.)

Auch blieben ihm sämtliche Deutschredende Quellen verschlossen, und damit die Unmittelbarkeit der Anschauung. Zwar hatte er Sleidan und Seckendorf, beide gestützt auf umfassende Studien; aber in so fern ihm die Freiheit fehlte, in den Actenstücken und Schriftwerken, auf welche jene hinweisen, weiter zu forschen, konnte er glücklichsten Falls nur wiederfinden, was jene nach ihrer Weise herausgelesen. Die Wichtigkeit der immensen Vorarbeiten Hortleders zum Deutschen Kriege, der Geschichte der Frundsberge von A. Reisaner für die Italienischen Züge, besonders der Jahre 1524 bis 1529, der Selbstbiographie Schärtlins zum Verständniss der Volksstimmung evangelischer Seits, der vielen Lieder, in welchen das Leid und die Lust einer tiefaufgeregten Zeit sich abspiegelt, wird jedem Kundigen einleuchten; und dennoch hat Robertson diese Quellen durchaus nicht gekannt. Bedenken wir nun, welchen Reichthum der neuere Forschergeist über die Periode Karl's V. zu Tage gefördert, wieviel Licht über Personen, Verhältnisse, Gesinnung der Zeit durch eine Reihe aufgefundener Denkmäler und moderner Monographien verbreitet ist, so wird man zugestehen, dass Robertson's Regierungsgeschichte Karl's V. auch ohne die Gunst eines ausserordentlich begabten Genius entbehrlich gemacht werden konnte.

So tröstlicher Erwartung überliess sich Ref., als er die Herausgabe vorliegenden Werkes erfuhr. Es schien ihm ein durchaus glücklicher Gedanke, die fast endlose Fülle der Begebenheiten auf einen bestimmt abgeschlossenen Kreis zurückzuführen, und die Interessen des Deutschen Lebens nicht vom fremden Standpunkte des Spanischen Karls aus zu entwickeln, sondern die Ereignisse um den Mann sich abrollen zu lassen, der im Mittelgetriebe des Reichsregiments sein näheres Verhältniss zu Deutschland nie verleugnete. Ferdinand, erst Reichsstatthalter in Abwesenheit Karls, dann Römischer König, endlich Kaiser, bedingte während eines zwei und vierzigjährigen Waltens streng den Gang und die Gestaltung des Reformationswesens, aus welchem alle übrigen Bewegungen Deutung und Bestimmung erhielten. Er trug bei dem Erdbeben fast eines halben Jahrhunderts die Last einer Krone, deren Ruhm und Geschichte das Haupt des Bruders fast allein auf sich lud, ungeachtet er mehr als Princip denn als Person im Deutschen Leben kund wird. Ferdinand's heisser Jugendeifer durfte den Zwiespalt zu solcher Höhe führen, um mit der Besonnenheit und Kunst des gereiften Alters ein im Fundament gelockertes Gebäude leidlich haltbar wieder unter dem reichen Giebel zu verbinden. Mit der Regierung dieses so hochbegabten Fürsten liess sich nun nicht allein die Geschichte unseres Vaterlandes in ihrer Mannichfaltigkeit verknüpfen, sondern im Interesse Ferdinand's als Trägers der Erbkronen war der Anlass gegeben, in schicklicher Perspective die kriegerischen und politischen Ereignisse in Italien und Frankreich darzustellen, von denen Deutschland mehr national als politisch berührt wurde. Indem nun Ferdinand's vermittelnde Natur das Gepräge des Deutschen bis zum letzten Hauche an sich trug bis zu der erhebenden Stunde, da er, ohne die bizarre Schwermuth des Hieronymiten von S. Just, dem Beichtiger zurief, er solle mit Weglassung aller majestätischen Titel zu ihm sagen: „Ferdinande, mein Bruder, streit' wie ein frommer Ritter Christi, sei deinem Herren bis in den Tod getreu"! durften wir in seiner Biographie ein recht wohlthuendes, beruhigendes Bild Deutschlands, ohne verwundenden Parteieifer erwarten, gerade wie die Gemüther unter Ferdinand und Maximilian II. temperirt waren;

eine Darstellung jener grofsartigen Zeit, wie die Gegenwart ihrer bedarf, um über dem Grabe entzweiter Väter sich die Hand zu reichen. War nun eine solche Arbeit gestützt auf Forschungen in dem reichhaltigsten Archive, das bisher nur wenigen Glücklichen seine „Marmorkiefern" geöffnet, so wird man die Erwartung des Ref. um so verzeihlicher finden, da er nach dem unter uns oft gehörten Namen des Verfs. einen Norddeutschen Landsmann zu begrüfsen hoffte, den Wahl der Lebensverhältnisse im Süden zur befriedigenden Lösung der Aufgabe besonders befähigen mufste.

Aber ungeachtet Ref. an seine Hoffnung sich festklammerte und sein protestantisches Bewufstsein geflissentlich niederhielt, in Furcht, er möge die Eindrücke nicht frei genug in sich aufnehmen, sah er doch gar bald sich schmerzlich getäuscht. Es wurde ihm zuerst klar, dafs der Verf. ungeachtet der breiten Unterlage nicht sowohl eine allgemeine Geschichte Deutschlands zur gegebenen Zeit beabsichtige, als vielmehr eine geschichtliche Begründung der Suprematie des Hauses Oesterreich. Ref. würde aber auch diese Verkürzung des Stoffes, wenn derselbe nur sonst monographisch vollständig ausgeführt wäre, verschmerzt haben, wenn es ihn nicht bald hätte bedünken wollen, als sei selbst das Provinziell-geschichtliche nur Beiwerk, und bei allem Reichthum nur Staffage, um die Aufmerksamkeit des Lesers von der grellen, verletzenden Zeichnung der Hauptbilder abzulenken. Ja, was das Schlimmste wäre, es wollte ihm beim Durchlesen einzelner Abschnitte die Ueberzeugung aufdämmern, als halte sich hinter dem bunten, geschichtlichen Rahmen, hinter dem anscheinenden Gleichmuth des philosophischen Geschichtsforschers eine arge kirchliche und politische Tendenz versteckt, als sei — um es gerade herauszusagen — die Geschichte Ferdinand's I. ein Lehrbuch, um an warnenden Beispielen das unheilvolle Princip der Lehre, welche gegen die „Kirche" und den höchsten weltlichen Thron aufstand, darzuthun, und zugleich indirect auf das Glück hinzudeuten, dessen Deutschland, ohne das religiöse und politische Zerwürfnifs, unter dem ererbten, absolut-monarchischen Scepter einer nicht Nationaldeutschen, sondern Europäisch-katholischen Herrscherhauses sich zu gewärtigen gehabt habe.

Anderseits sträubte sich die Achtung, welche Ref. gegen jedes Geisteswerk hegt, das den Stempel mühsamer Forschung an der Stirne trägt, dem in Rede stehenden Buche einen Parteizweck ausschliefslich unterzulegen, mithin den Verf. zum Werkzeuge eines fremden Willens zu degradiren. Um so nachdrücklicher müfsten wir uns gegen eigennützige Verwendung eines geschichtlichen Stoffes verwahren, wenn der eingestandene Gebrauch sonst unzugänglicher Quellen eine Umgestaltung desselben besorgen liefse, welche zur Selbstberuhigung und Ueberzeugung zu controlliren wir uns aufser Stande fühlten. Wird uns bei so vielen historischen Arbeiten, welche auch nur auf persönlich-zugänglichen Quellen beruhen, weniger unheimlich, so vertrauen wir der allgemeinen litterarischen Ehrlosigkeit, welche bei Werken durchsichtiger und warmer wissenschaftlicher Tendenz unbezweifelt ist; wird die Einfalt des Zwecks irgend ungewifs, so kann Hinweisung auf den gedruckten Buchstaben allein den Argwohn verscheuchen, der nicht immer gegen die sittliche Absicht eines Autors gerichtet sein darf, als ihn vielmehr die Unzuverlässigkeit eines in System oder vorgefafsten Theorie befangenen Urtheils motivirt. Das Schicksal unserer Väter ist uns aber ein unveräufserliches Vermächtnifs, die Geschichte der Deutschen in dem XVI. und XVII. Jahrhunderte ein Testament, welches wir vor falscher oder schiefer Auslegung bewahren müssen; ein Ganerbenhaus, das jedem müden Geiste seine schirmenden Mauern öffnet, jedem Deutschen, welchem Stamme er gehöre, Frieden gewährt. Solcher Tröstung könnten schwache Seelen verlustig werden, wenn eine scheinbar philosophisch und kritisch gewonnene Ansicht der Vergangenheit sich oben erhielte, die dem modischen Indifferentismus, ja der Geringschätzung Deutscher Nationalität zu Munde redet. Defshalb müssen wir denn, ich möchte sagen, mit flammendem Schwerdte vor unserer Geschichte stehen, und jeden, welcher Heiliges uns in den Staub ziehen möchte, mit Zorn wie einen Feind abweisen, der die Früchte mit dem Baume, ja den Boden bedroht.

Ref. weit entfernt, zu so geharnischter Erklärung durch den Verf. unseres Werkes veranlafst zu sein, ist vielmehr geneigt, ihn für einen ehrlichen Eiferer seiner Sache zu halten. Doch eben weil Hr. v. B. unbezweifelt durch seine Theologie, Philosophie und seine Gesichtsstudien der „Kirche" angehört, so involvirt, ihm unbewufst, die starre Consequenz dieses Bekenntnisses eine Reihe von verneinenden Principien, die in der halb vorsichtigen, halb unbefangenen Weise, wie sie sich

geltend machen, eine beschleichende Kraft ausüben und einen unbewehrten Leser gar allmächtig zu einem durchaus veränderten Gesichtspunkte überzuführen vermögen. Darum dürfen wir nur schrittweis, den Boden prüfend, einem Buche folgen, dem wir, angelockt durch das Interesse des Gegenstandes, gern uns vertrauensvoll hingäben.

Dafs auch ein Anhänger der Römischen Kirche eine würdige, gemütherhebende Geschichte der Reformation verfassen könne, zieht Ref. nicht in den mindesten Zweifel, der er seine Ansichten über den grofsen Deutschen Religionskrieg durch Forschungen Katholischer Schriftsteller, wie Wolf's, Breyer's, Westenrieder's, selbst Zschocke's, dankbar feststellte. Dagegen dürfte unsere protestantische Gelehrigkeit, unser Wahrheitseifer, dem wir ohne Bedauern so manches Götzenbild unserer Gedächtnifshallen zum Opfer bringen — wir erinnern nur, wie mächtig der Strahlenkranz um den Scheitel des sonst so enthusiastisch gefeierten Schweden verbleicht — wohl verdienen, dafs zumal Deutsche Gegenbekenner den sittlichen Grund und Boden der Reformation, die Wahrhaftigkeit und Innigkeit des Gemüths der Widerstrebenden nicht pharisäisch angreifen. Denn sie verunglimpfen die Nation, mithin sich selbst, da wohl keines Erweises bedarf, dafs der gröfsere Theil des Deutschen Volks im XVI. und XVII. Jahrhunderte entschieden sich der neuen Lehre hinneigte, welche geistesgesunde, gemüthvolle und lebensfrische Gesamtheit man doch nicht ohne Versündigung an der Natur für Werkzeug des Betrugs oder des Eigennutzes halten darf, oder als heillos influenzirt von einem auflösenden, vernichtenden Principe.

Auf diese vorläufige Andeutung und Verwahrung lassen wir das Werk selbst in seinen Abschnitten vorübergehen, um unsere Ansicht zu bestätigen. — In einem ruhigen, philosophisch gehaltenen, und hie und da etwas schwerfälligen, Tone charakterisirt der Vf. Mittelalter und neuere Zeit so wie die, beide vermittelnden, Jahrhunderte. Der neueren Epoche legt er zwar auch die Eigenschaft „wohlthätigen Fortschreitens" bei, ihre innerste Eigenthümlichkeit aber bezeichnet er als „zerstörende Entzweiung, hervorgegangen aus einseitiger Ausbildung der subjectiven Vernunft". In der Masse der Begebenheiten bietet sich ihm ein „unerfreuliches Gemälde von Unordnung und Zwietracht dar". Auch ohne diese Uebel hätten jene beiden Ordnungen, — die übernatürliche des Evangeliums, und die äufsere und vor demselben gegründete Ordnung der Natur — auf eine unanstöfsige Weise die aus dem Umschwunge der Zeit fliefsenden Veränderungen in sich aufnehmen können. „Das durch Vernunftbegriffe getragene Bestreben nach Unabhängigkeit, die auflösende Macht des Widerstandes gegen die alten Ordnungen richtete sich in vorzüglichem Maafse gegen den Kern und Mittelpunkt derselben, den grofsen Kirchenstaat". „Diese Auflehnung aber ist die Steigerung und Fortsetzung uralter Häresie, welche in der Deutschen Reformation mit äufserster Energie das Papstthum und das ganze Priesterthum anfeindet". „Die religiöse Gegenlehre mufste ein entsprechendes politisches Losreifsen zur Folge haben und die geistliche Opposition aus der religiösen Spaltung ihre gröfste Verstärkung erhalten".

Indem nun der Geist der Reformation also abgeschildert ist, entwickelt der Verf. die Folgen derselben: „Von dem Brennpunkte einer geistigen Negation gegen die Kirche ging gleichsam in blendender Ausstrahlung eine dreifache Richtung und Bewegung aus, welche die Entzweiung erweiterte und vervielfachte, — im schwärmerischen Sektengeiste, in einem auf unabhängigen Vernunftbegriffen sich stützenden Unglauben und endlich in gänzlicher Trennung der weltlichen Dinge von religiöser Ehrfurcht". Beweise der ersteren Richtung: Bauernkrieg, Wiedertäufer, städtische Unruhen, Puritaner, der Usurpator Cromwell; der zweiten: Religionskriege in Frankreich und Deutschland; die Revolution; also auch Hrn. v. B. herbeigeführt durch „Philosophie". Die dritte Richtung, gänzliche Indifferenz und Neutralität in Staatsführung und Gesetzgebung, „äufsert sich am entschiedensten jenseits des Meeres in den Englischen Colonieenstaaten, die ihre Unabhängigkeit errangen und wirkt von da verstärkt auf das Mutterland zurück".

Als winkende Trostmittel und als die Möglichkeit „die Folgen jener geisterschütternden und das Gemüth mit Schmerz erfüllenden Kriege von religiöser und politischer Natur zu heilen", — werden am Schlufs die *Concordate* bezeichnet, obgleich deren nachtheilige Seite nicht verschwiegen bleibt, „indem sie den *Eroberungen* der Verneinung eine gesetzliche Sicherstellung gewähren und die Hindernisse einer freien Vereinigung im *Guten* dauerhaft machen". Anderseits aber wird erkannt, dafs sie die *wahre* Aussöhnung, die Rückkehr zur klaren Einsicht und zum Guten weit mehr erleichtern als der zu weit ausgedehnte Kampf. „Der Weisheit wird

es als Aufgabe vorbehalten, der Trennung ungeachtet, die Elemente der Eintracht zu pflegen, selbst *falsche* Formen des äufseren Rechts so unschädlich als möglich zu erhalten, den Zustand des Friedens für den Wachsthum des Guten zu benutzen". —

Nachdem diese Ansichten niedergelegt sind, diese „apostolische Politik", deren Spitzen zu prüfen Ref. dem Leser überläfst, beginnt im ersten Abschnitte ganz unverfänglich die Jugendepoche Ferdinands, eingewebt in eine Darstellung der unermefslich folgenreichen Familienverbindung Habsburg mit den Herrschern des vereinigten Spaniens. Die Erzählung ist anziehend durch Einfachheit und Würde; die Benutzung handschriftlicher Hülfsmittel verbreitet oft neues Licht über die Mäandrischen Verschlingungen der Oesterreichischen Heirathspolitik. Wie überhaupt im ganzen Werke fehlt die Nachweisung der Quellen; was vom Vorhandenen vom Verf. zu rathe gezogen ist, läfst sich schwerer entnehmen, als was er nicht vor Augen gehabt. Zur Geschichte Philipp's I., Karl's und Ferdinand's, der Jünglinge, vermifst Ref. die vielfach belehrenden und ergötzenden *Annales Friderici II.*, *Electoris Palatini*, verfafst durch Hubert Thomas von Lüttich, den gewandten Diener und Begleiter des Pfalzgrafen. Dafs die unglückliche Johanna ihres leichten Gemahls Tod herbeigeführt, wie in E. Münch's Geschichte des Hauses Fürstenberg zu erweisen gesucht wird, gewinnt durch die von Hrn. B. benutzten handschriftlichen Nachrichten keine Bestätigung, obgleich Wolfgang von Fürstenberg, Philipp's Heerführer, in einem Briefe an Maximilian S. 30. Anmerk. berichtet: „nächst dem alten Ferdinand habe sein Herr keinen gröfseren Feind als seine Gemahlin".

Der zweite Abschnitt, mit einem warnenden Spruche Leo's X. als Motto, enthält die Wahl Karl's zum Kaiser. Wir vermissen ein tieferes Eingehen in die zwiespältigen Verhältnisse des Reichs; die Thätigkeit des Schwäbischen Bundes für Oesterreichs Interesse, so wie des hochstrebenden Sickingen Antheil an dem grofsen Ereignifs wird nicht erwähnt. Der Verf., zuversichtlich auf seine handschr. Nachrichten sich stützend, scheint auch hier Vorhandenes verschmäht zu haben; die Memoiren von Fleurange konnten ihm sonst artige Beiträge zur Schilderung Französischer Intriguen gewähren. Bei Gelegenheit der projectirten Erhebung Friedrich's von Sachsen zur Kaiserwürde, spricht der Verf. die Wahrscheinlichkeit eines Vertheidigungsbündnisses Katholischer Stände gegen den Mifsbrauch kaiserlicher Gewalt in Religionssachen aus, und meint, das Reich würde, bei Nichtanerkennung des Papstes, sich noch schneller gespalten haben. Dürfen wir uns auf solche Wenn's einlassen, so möchte die Behauptung mehr Wahrheit haben, dafs in solchem Falle die neue Kirche, wie in Nordischen Staaten, obwohl nicht ohne Kampf, die herrschende geworden sein würde.

Der dritte Abschnitt, die Erbtheilung, gehört überwiegend der Oesterreichischen Hausgeschichte. Der Vf. ist hier auf dem Felde der reichsten Ausbeute, da er Schritt vor Schritt Documente vor sich hat. Wir erfahren, dafs schon damals ein Königthum Oesterreich im Werke war; wir lernen den kräftigen Sinn der Bürger jener Länder achten. — Der Standpunkt einer Oesterreichischen Hausgeschichte bleibt auch noch im folgenden Abschnitte, „der Erwerbung Würtembergs", wiewohl die Ausführung des Inhalts in keinem Verhältnisse zum Ganzen steht. Die Erzählung der vielfachen Verschuldung Ulrichs und seines Falls — fast im Detail einer Monographie — hätte eher in eine Uebersicht des politischen Zustandes Deutschlands vor der Kaiserwahl gepafst, da die Vertreibung des Ungebändigten mit jenem Ereignifs zusammenfällt und die Heeresmacht des Schwäbischen Bundes den Ausschlag des Wahlgeschäfts herbeiführte. Mit Liebe hat der Vf. das bunte Gemälde aufgestellt, viel charakteristische Züge, Stellen aus Volksliedern, die Anhänglichkeit der Schwaben an Habsburg darthuend, eingewebt; wir möchten die Ursache reicherer Grundirung errathen, wenn wir an die Ereignisse des J. 1534. denken (die kaiserlichen Statthalter durch den Lutherischen Landgrafen Philipp verjagt.) — Citate fehlen auch hier gänzlich; doch erkennen wir den fleifsigen Gebrauch mehrerer gedruckten Quellen, als Tethingers Würtembergischen Commentars. —

Bis dahin sind wir dem Vf. geniefsend und belehrt gefolgt; aber in den nächsten drei Abschnitten „Anfänge der Deutschen Kirchentrennung", „Luther gegenüber der kaiserlichen Gewalt" und „Luthers Fortgang" können wir uns eines fortdauernden geistigen Unbehagens nicht erwehren.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Geschichte der Regierung Ferdinands des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Herausgegeben von F. B. von Bucholtz. Erster und zweiter Band.

(Schluss.)

Aus dem heitern Fluss einer Geschichtserzählung, welcher an den mannigfachsten Gestaltungen wie an lachenden Ufern vorüberführt, gleiten wir plötzlich wie in ein unterirdisches Gewölbe hinab; das Licht des Himmels, der Himmel selbst, entschwindet uns, und erkältet fühlen wir uns von einem finsteren Geiste angeweht, welcher die glänzende Wahrheit des Lebens in uns zum trostlosen Aberwitz zu verdunkeln ringt. Und doch hat uns unser Virgil erst an den Niedergang geführt und wir müssen ihm in immer tiefere, nächtlichere Räume folgen! Was wir auf diesem Gange erlitten, wollen wir versuchen mit wenigen Worten wiederzugeben.

In der leidenschaftlosen, so ganz eisstarrenden, dogmatisirenden Sprache, wie die „Kirche" sie im Bewufstsein ihrer unwandelbaren, von keinem Irrthum angefochtenen, Gotteswürde zu führen pflegt, wird hier des armen Augustiners erstes Auftreten erzählt, der Ablafsprediger vor gröblicher Misdeutung in Schutz genommen; darauf wie immer vermessenere That den Geist des gepeinigten Zweiflers hinreifst, wie Liebe zur fleischlichen Freiheit die Nation dem Glauben entfremdet, bis „die Wuth der Teufel" folgt. Zwar sagt der Vf.: „jenen Streit mit Tetzel, den zufälligen Anlafs der grofsen Spaltung, für die Ursache derselben zu halten, würde eben so sein, als wolle man die in Frankreich im Anfange der Revolution sich äufsernde Unzufriedenheit über die Gabelle für Ursache derselben halten"; auch giebt er zu: „diese Bewegung sei vorbereitet durch den Weltgeist, bei äufserer Beobachtung der Religion durch Versäumnifs gesetzlicher Verbesserung, durch verschuldetes Entweichen des göttlichen Geistes, nicht aus der Lehre, nicht aus der theoretisch ausgesprochenen Meinung, nicht aus Sinn und Thaten eines grofsen Theils der Geistlichkeit und vieler einzelnen Laien — wohl aber aus Sinn und Thun des gröfseren Haufens"; alle diese gefälligen Zugeständnisse jedoch nimt das Ultimatum S. 334. zurück: „dafs es unter jeder Voraussetzung historisch gewifs sei": *„die Natur besagter Bewegung sei nicht auf jene Reinigung der Kirche nach ihren eigenen anerkannten Grundsätzen, sondern auf Weglügnung und Auflösung derselben, in ihrem selbsterklärten Wesen, gerichtet"*.

Unseres Amtes, als Ref. über ein Geschichtswerk, ist es um so weniger, mit theologischen Gründen gegen so trostlose Ansicht der Reformation zu kämpfen, als bereits in diesen Blättern eine Schrift verwandter Tendenz ihre gebührende Rüge von dieser Seite her gefunden hat. Es lag uns nur die Nachweisung ob, dafs der Verf. der Geschichte des Versöhners Ferdinand auf der Polhöhe des Hyperkatholicismus stände, wie noch verletzender sich darthun wird.

Dennoch hätten wir erwartet, dafs im VI. Abschn., welcher Worte Ancillons und Cannings an der Stirn führt, wenigstens nationaler Stolz unserm Luther zu Worms einige Bewunderung zugewandt hätte, wenn auch nicht schon der Feinde Tugend gelobt werden müsse. Aber Hr. v. B., eher geneigt, die Standhaftigkeit des jungen Kaisers auf seinem Zuge nach Worms zu preisen, „da Besorgnifs vorhanden, Hutten (!) möchte sich seiner Person unterwegs bemächtigen" ist dawider, Luthers Gang nach Worms als den eines Helden zu bezeichnen! Wenn denn doch die Charaktergröfse des Mannes auch unwilligen Lippen einiges Lob abpreifst, so ringt die Sprache durch geschraubte Wendungen das Gesagte in sich selbst zu verneinen: „Er *zeigte* glühenden Eifer für das Wort Gottes (statt: er glühete vor Eifer), wodurch er die tiefe Frömmigkeit im Gemüth der Nation zu befriedigen *schien*". „Er sprach *oft* mit Ehr-

furcht von den Vätern, von der alten Kirche; er hätte etwas vom Stoff eines Propheten und *schien* von höheren geistigen Kräften getrieben, und er wollte doch dreiste Prüfung nach eigenem Gutbefinden".

Ehe wir zum zweiten Bande übergehen, erlauben wir uns noch einige Bemerkungen über die Beilagen. Die erste ist reinhistorischen Inhalts, die Hildesheimische Fehde, und hätte wohl füglicher in eine einleitende Schilderung zum J. 1519 gehört. Durch diese abgerissene Darstellung wird die Uebersicht dem Leser erschwert, und es möchte scheinen, als sei dem Vf. von Zeit zu Zeit der Plan: eine allgemeine Deutsche Geschichte zu geben, wieder eingefallen, und er habe deshalb durch vereinzelte Gruppen dem Anspruch an Vollständigkeit genügen wollen. Die zweite Beilage enthält die Begründung des Begriffs der kirchlichen Nachlässe; wir hätten eine theologische Abhandlung in einem historischen Buche nicht ungern vermifst, so wie die Bruchstücke aus Luthers Schriften, „Ueber die Stellung des Erasmus", „Luther an den Deutschen Adel", „Heinrich's VIII. Schrift wider Luther". Dankenswerther sind 12 Urkunden, unter ihnen Maximilian's letzter Wille, welcher Ref. im Originale unbekannt war, und Provinzielles zur Geschichte Oesterreichs, so wie zu den Würtembergschen Händeln gehörig.

Der zweite Band führt in 7 Abschnitten die Reformation bis zum Reichsschluss von Speier, das Leben Ferdinand's bis zur Erwerbung der Krone Böhmens. Hat der Vf. im ersten Bande gläubigen Lesern das Princip der Auflösung und Zerstörung in der neuen Lehre nachgewiesen, so bieten die verhängnifsvollen Jahre, welche auf Luthers erstes Auftreten folgten, reichen Anlafs, diese vorgefafste Idee zu bethätigen. Die Gefahr, in welche fürstliche Territorialhoheit, obgleich Trägerin der Reformation, durch die kühnen Entwürfe des Adels gerieth, der dieselbe evangelische Freiheit im Panier führte, wird in Sickingens Thaten und Ausgange als Resultat kirchlicher Neuerung warnend aufgestellt. Wir sind nicht in Abrede, dafs die Unternehmung des hochfahrenden Ritters gegen einen geistlichen Fürsten in Beziehung mit der neuen Lehre steht, halten es aber für durchaus ungeschichtlich, diese feindselige Richtung adliger Kraft der religiösen Bewegung beizumessen, da Sickingens frühere Fehden, gegen Worms, gegen den jungen Landgrafen, gegen Lothringen, gegen Metz, denselben Charakter kecken Machtbewufstseins an sich tragen. Wir würden eher geneigt sein, die Unterdrückung des letzten Deutschen Freiherren durch vereinte Fürstenmacht für ein Zeichen neuer Ordnung, deren Bedürfnifs fühlbarer geworden, zu erklären, da wir, — was Hr. R. ganz aufser Acht gelassen — in demselben Sommer 1523 die Heeresmacht des Schwäbischen Bundes, einer gröfstentheils von der neuen Lehre durchdrungenen Conföderation, beschäftigt finden, drei und zwanzig feste Schlösser des Fränkischen Raubadels zu zerstören. So könnten wir eine angebliche Bethätigung des auflösenden Princips gerade umgekehrt unter den Gesichtspunkt einer neuen, kräftig waltenden Ordnung bringen. Aber wir sträuben uns dem Reformationszeitalter diese zahme Seite abzugewinnen; es war gleich einem Erdbeben, die gewaltigsten Gemüther durchschütternd, dafs die Magnetnadel des Rechts ungemessen schwankte. Mögen wir viele Erscheinungen als wild und gräuelvoll bezeichnen, so versöhnt uns die Grofsartigkeit der inneren Beziehung, die leidenschaftliche Aufgeregtheit der Geister, die sittliche Vornehmheit von Individuen, wie Sickingen, Hutten und die Schützlinge in den Herbergen der Gerechtigkeit, welche so gemein und alltäglich, so eigennützig und bettelhaft, so erlogen erschienen, wenn wir den tiefsten Grund wegläugnen.

Dafs der Verf. grofsen Fleifs auf den vierten Abschnitt, den Bauernkrieg, verwandt habe, stand zu erwarten, und wir dürfen ihm das Lob anziehender Zusammenstellung und lebhafter Farbengebung nicht versagen. Wir vermissen kaum eine charakteristische Notiz; auch der Hohn über das Mifslingen, welcher aus sämtlichen historischen Liedern jener Zeit herausschillt, findet seinen Ort. Dem Schaudergemälde, das unsern Blicken sich öffnet, ist eine prophetische Warnung aus dem Munde H. Georg's von Sachsen eingeschrieben; aber als könnte der Leser noch nicht genug vorbereitet sein, hebt der Vf. gleichsam noch einmal von vorn an, und drängt dann alle Schärfe in die Worte zusammen. „Jene auflösenden Angriffe auf die alte gesetzliche Ordnung, welche von untenher in fortgehender Entwicklung statt fanden, und in den politischen Begebenheiten vorher und nachher sich zeigten, verbanden sich mit allen dunklen und wilden Kräften, welche aus den Tiefen eines in falschen Anschauungen schwärmenden Gemüthes hervorbrechen".

Auch hier kann es nicht unsere Absicht sein, die Reformation vom Einfluss auf so stürmische Bewegung

freizusprechen. Der Verf. trennt selbst die Sache Luthers und seiner Genossen von jeder Gemeinschaft mit dem Bauernaufruhr, meint jedoch, dafs eine verwandte Richtung mit dem Grundprincipe, das göttliche Gesetz der Interpretation des Einzelnen zu unterwerfen, zu den Ursachen der Bewegung gehöre. Wir bemerken dagegen nur Folgendes. Der Nothstand der Deutschen Bauern war grofs und ihre Auflehnung, obgleich im Blute von Hunderttausenden erstickt, ist nicht ohne Folge geblieben. Die Auflehnung fand ferner schon lange vor Luther statt und der zerstörende Hafs gegen die Güter der Kirche ist durchaus kein *neues* Element im Bauernkriege von 1525. Schon der Bundschuh im Speiergau im J. 1501 plünderte Kirchen und Klöster; die Losung aber war die Frage: „Was ist denn nun vor ein Wesen"? dazu die Antwort: „Man kann vor Mönchen und Pfaffen nicht genesen". (S. Birken, Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich B. VI. S. 1139.). Wenn nun daraus sich erweisen läfst, dafs die religiöse Neuerung weder die Thatsache noch die Richtung der That gegen den Klerus verschuldete, so kommt anderseits das Bemühen, die frechausschweifenden Forderungen der Bauern auf friedliche Uebereinkunft und gesetzlich-statthafte Ordnung zurückzuführen, und beherrschend sich auf die Höhe der Umwälzung zu schwingen, den Lutherischen Geistlichen zu gute. Die zwölf Artikel, im Ganzen ein Codex des Bauernrechts, welchen nur die hartsinnigste Aristokratie verwerfen kann, waren nicht, wie der Verf. sagt, in ihren Grundlinien vom fanatischen Thomas Münzer ausgegangen; auch nicht von Christoph Staffer oder Schappeler, Prediger in Memmingen, sondern, wie Schellhorn aus einer handschr. Nachricht in den *Amoenitt. litt. t. VII. p.* 599. erwiesen, verfafst von Johann Heuglin aus Lindau, welcher im J. 1527 zu Merspurg auf Befehl des Bischofs von Konstanz verbrannt wurde und vor seinem Tode sich als Urheber derselben bekannte. — Endlich hat Hr. von B. Unrecht, den Bauernaufstand denjenigen Bewegungen zuzurechnen, welche von unten herauf alte geheiligte Ordnungen durchbrechen, d. h. im Sinne unseres Verfs. immer: die Hoheit des Kaisers verringerten. Vielmehr war das Ziel des Bauernkrieges Vernichtung fürstlicher Territorialmacht und Erhebung kaiserlichen Ansehns. Vom Gedanken durchdrungen, mit Abschaffung der kleinen Quäler sich unter unmittelbaren Schutz des Reichsoberhaupts zu stellen, thaten die Schwaben- und Frankenbauern, in deren Ausschufs Plan und Absicht nicht zu verkennen, einen Eid zu Gott „einen Herrn, nämlich Römisch-kaiserliche Maj. und keinen andern zu haben". (Remsels Philipp der Grofsmüthige Bd. II. S. 72.) Hätte nun die kaiserliche Macht verstanden, sich an die Spitze der Empörten zu stellen, so war ihr der Weg zur Wiedergewinnung des durch Lehn und Vergabung abgenöthigten Bodens gewiesen. Gestützt auf dieses Factum möchten wir behaupten: der Bauernkrieg von 1525 habe nicht ein auflösendes, sondern umgekehrt ein zur Allgemeinheit bindendes, nach Einheit strebendes, ein Katholisches Princip gehabt.

Aus den unerfreulichen, ungrofsmüthigen Kämpfen der Fürsten und Obrigkeiten gegen die hauptlosen, verrathenen Bauern, aus einem Kriege, welcher nur des edlen Frundsbergs Scheitel mit dem Oelblatte milderer Sieghaftigkeit schmückte, kommen wir im fünften Abschnitte in die politischen Händel und die Waffenthaten gegen Franz I. bis auf den Madrider Frieden. Eine ausgeführte Darstellung dieser Geschichten durfte der Historie Ferdinand's fremd bleiben; daher hat der Verf. auch nur die Resultate gegeben, verständig verknüpft durch Zeugnifs und Briefe handelnder Personen. Einzelne Angaben bedürfen der Berichtigung; die Schlacht bei Bicocca S. 243. fiel nicht auf den 24. Mai 1522, sondern auf den 27. April, den Sontag Quasimodogeniti; nicht die Grafen Wilhem und Felix von Fürstenberg, sondern G. W. von Fürstenberg und G. F. von Werdenberg machten den erfolglosen Angriff auf Burgund und Champagne im J. 1523; Bayard starb nicht am 14. April 1524, sondern am 30. April u. s. w. — Der Krieg von Pavia dagegen, an welchem Ferdinand und Oesterreich entscheidenden Antheil nahmen, hätte wohl als Verherrlichung nationaler Waffen eine genauere Zeichnung verdient. Wir vermissen in der Anlage den S. 274. versprochenen Schlachtbericht Frundsbergs; aus demselben liefse sich entnehmen: ob die von J. Hottinger in der Geschichte der Eidgenossen benutzte Flugschrift: wahrhaftiger Bericht u. s. w. wirklich aus der Feder des bescheidenen Feldherren geflossen sei. Interessant ist die Bestätigung der bisher wenig verbürgten Nachricht: Graf Nicolaus von Salm habe Franz I. Pferd in der Schlacht mit eigener Hand erstochen. Wie es gekommen, dafs der hochverdiente Frundsberg der Fürsten Undankbarkeit in dem bekannten Liedlein: „Mein Fleifs und Müh Ich nie hab' gespart" tadeln durfte, un-

geachtet Ferdinand ihn dem Kaiser, der Kaiser angelegentlichst dem Bruder zurück empfahl, ist nicht anders zu erklären, als dafs Hinneigung zum Lutherthume dem treusten Diener die Gunst der Landesherren raubte. — Nachdem der Verf. sich dieser Zwischenereignisse entschlagen, auf welche die verketzerten Kriegsthaten d. J. 1527, ihm gewifs zurück führen, wendet er sich mit unverkennbarem Behagen dem Reformationswesen wieder zu. Die religiösen Bewegungen der Schweiz, die Umgestaltung des Ordensstaates in Preufsen durften in einer Geschichte Deutschlands unter Ferdinand nicht übergangen werden; die ausführliche Darstellung dagegen, welche der kirchlichen Veränderung im Norden gewidmet ist, verräth keineswegs Unbefangenheit des Plans. Aus dem 6. Abschnitte heben wir nur zwei Stellen aus, um den Alles überbietenden Katholischen Eifer des Verfs., dem auch die Schritte späterer wohlwollender Katholischer Fürsten ein Gräuel sein müssen, in's Licht zu stellen. Nachdem er die Klöstereinziehung des Landgrafen Philipp mit Bitterkeit erzählt, unter andern, dafs derselbe einem jeden der von ihm gestifteten Landeshospitäler sein Bildnifs, umgeben von den Emblemen der Harpya (ein Fragezeichen im Text) geschenkt, zieht er folgendes Resultat: „So ging die *Tendenz* der zum grofsen Theil gewaltsamen Reformen, da wo nicht die unmittelbare Bereicherung des landesherrlichen Fiskus bezweckt wurde, unter dem Panier der neuen Religionslehre ganz eigentlich dahin: Anstalten, welche für die Sacramentalische Ordnung, für die Feier der kirchlichen Geheimnisse und hierauf gegründeten guten Werke gestiftet waren, in Anstalten der natürlichen Ordnung und blofse weltliche Wohlthätigkeitspolizei; oder zur Stärkung der neuen, gegen die Kirche feindseligen Lehrsätze zu verwandeln und dienten hiermit zugleich, wie diese Lehre selbst, zur Ausdehnung weltlicher Fürstenwahl (st. macht)".

Hat dieses Jesuitische Verdammungsurtheil Joseph's II., des Menschenfreundes, Andenken beleidigt, so wird bei Erwähnung der Strenge Bairischer Herzöge gegen „die Lutherische Widersetzlichkeit" das Gedächtnifs Ferdinand's II. mit der Moraltheologie P. Lamormains vom Blute reingewaschen, indem der Vf. S. 361. sich also vernehmen läfst: „Man ist keineswegs schon dadurch, dafs Katholische Regenten die Häresie mit Kriminalstrafen verfolgten, berechtiget, sie jener tyrannischen Willkür nach absoluter Herrschaft anzuklagen, welche selbst die Gewissen sich unterwerfen möchte, um weder göttliche noch menschliche Schranken anzuerkennen. Nicht als Willkür überhaupt, nicht als menschliche Auslegung, sondern als Schutz und Dienst eines gegebenen Göttlichen, aufserhalb der Staatsordnung Entschiedenen, mufs diese Kriminal-Gesetzgebung verstanden werden; wenn gleich — setzt Hr. B. hinzu, — *solche* Art des Schutzes dem eigenthümlichen Geiste des neuen Bundes wenig entspricht". —

Die Erlangung der verhängnifsvollen Krone Böhmens, durch Wahl und Erbrecht, beschliefst den 2. Band, und gehört in ihrer lichtvollen, actenmäfsigen Darstellung, wenn wir Einzelheiten, wie die unverständlichen geographischen Bezeichnungen Pescau, Starkow und Peutzen, Lubschitz u. s. w. übersehen, zu den gelungensten Partieen des Werkes. Sie veranlafst uns zu dem aufrichtigen Bedauern, dafs der Vf. die Aufgabe, eine Geschichte des Hauses Habsburg und der Erbländer in der gedachten Zeit zu schreiben, nicht lohnend fand, sondern sich getrieben fühlte, seinem Werke einen an sich unverhältnifsmäfsigen Umfang zu geben, welcher dem vielen Vortrefflichen desselben zum entschiedenen Nachtheile gereicht.

Zwei Beilagen schliefsen sich an den Text, die früheren Unternehmungen Sickingen's, wohl überwiegend nach E. Münch, und Herberstein's Gesandtschaften nach Rufsland. In welchem inneren Verhältnisse die letztere Abhandlung zur Gesch. Ferdinand's stehe, ob die sonst zu Gunsten des alten Rufsland angestellte Vergleichung des religiösen und sittlichen Zustandes der Deutschen und Moscowiter das Moment sei, ist uns nicht klar. Wir besitzen übrigens schon ein Werk von Friedrich Adelung über diese Gesandschaften.

Die 6 Urkunden des zweiten Bandes sind diplomatischen Inhalts und beziehen sich auf innere Verhältnisse der Oesterreichischen Erbstaaten. Wichtig ist der Majestätsbrief Ferdinand's, d. Wien 13. Decemb. 1526, Böhmisch mit Deutscher Uebersetzung.

Indem wir uns unseres Auftrages als Ref. entledigen, fühlen wir uns noch zur Betheurung gedrungen, dafs wir geschichtliche Forschungen aus jener Seite unseres Vaterlandes anzuerkennen auf das freudigste bereit sind; dafs wir aber, wenn die sittliche Würde der gesamten Protestantischen Welt in der Geschichte, wie hier, gefährdet wird, das einzelne Gute eines Werkes, auch bei dem redlichsten Willen kaum herausprüfen können, da, wie Hamlet von seinen Landsleuten sagt: *the dram of base Doth all the noble substance often dout, To his own scandal.*

F. W. Barthold.

№ 27.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

XVI.

Handwörterbuch der Griechischen Sprache, von Franz Passow. I. II. B. 1831.

Die eigenthümlichen Vorzüge des Passow'schen Wörterbuchs sind durch den allgemeinen Gebrauch, den drei schnell vergriffene Ausgaben bezeugen, zu bekannt, als dafs es jetzt noch einer Ankündigung bedürfte. Wenn schon Schneider bei den Philologen, für welche der Thesaurus nicht zugänglich oder doch zum alltäglichen Gebrauch zu unbehülflich war, ein dankbares Andenken hinterlassen, so hat sein Nachfolger die Lexicographie auf einen noch höhern, der allgemeinen Entwickelung der Sprachwissenschaft angemessenern Standpunct erhoben, indem er das grammatische Element gebührend hervorhob und eine Unzahl ungriechischer Formen, die vor Buttmann im Schwunge waren, nach eignem und fremden Urtheil tilgte, indem er einem andern Bedürfnifs durch die prosodische Bezeichnung der zweifelhaften Sylben begegnete und drittens durch die sorgfältige Berücksichtigung der beiden ältesten Schriftsteller die Grundlage zu einem methodisch-geordneten Lexicon schuf. Die rasche Aufeinanderfolge der Ausgaben machte es dem Verf. unmöglich bei jeder ein neues Stockwerk aufzusetzen; aber die Grundlage wurde immer mehr befestigt und im Innern viel verbessert und erweitert. Auch der neusten Ausgabe fehlt es nicht an Bereicherungen: Eine äufsere Zugabe ist: *Fr. Schultze's Tafeln über die Griechischen Maafse, Gewichte und Münzen.* Der innere Werth ist erhöht durch zahlreiche einzelne Zusätze und Berichtigungen, durch die genauere Angabe des Herodotëischen Sprachgebrauchs, durch die Aufnahme der Eigennamen aus Homer und Hesiod. Dafs diese Wörter in das Lexicon überhaupt gehören, kann wohl nicht bezweifelt werden, da sie, aufser den vom Verf. angeführten Gründen, so gut wie die andern die Bildungsgesetze der Griechischen Sprache darstellen und aufserdem noch manche verdunkelte Wortstämme errathen lassen; nur um sie grammatisch benutzen zu können, sind Untersuchungen nöthig, an welche bisjetzt noch nicht gedacht worden ist, vor allen ein Onomasticon, welches sie vollständig und wo möglich nach Classen und Endungen geordnet enthalte. Und dies ist nicht die einzige Vorarbeit. Der Vf. fordert mit Recht Specialwörterbücher über alle Hauptschriftsteller; an die Erneuerung und Vervollständigung der alten *λέξεις τραγικαί, κωμικαί, ῥητορικαί* u. s. w. zu denken, dürfte vielleicht noch nicht an der Zeit sein; aber dafs zu dem einzigen *Lexicon technologiae Graecorum rhetoricae* sich bald ähnliche Technologieen der Grammatik, Philosophie, Arzneikunde und andrer Wissenschaften gesellen mögen, ist ein billiger Wunsch und die Ausführung für die Sache selbst ersprieslicher, als die ewige Wiederholung der Ausgaben mit unzusammenhängenden Observationen. Von dem heutigen Lexicographen wird nun niemand fordern, dafs er alle jene Materialien selbst herbeischaffe, so wenig als die orthographischen und syntactischen Untersuchungen, die jedem Wörterbuch die nothwendige Grundlage geben müssen, namentlich die Lehre vom Spiritus, vom Accent, von der Motion und Gradation der Adjective und Substantive, von den Defectivis aller Art, von der Dicatalexie und Heteroclisie der Nenn- und Zeitwörter, vom Genus der erstern, von der durch die äufsere Form bedingten Bedeutung der letztern u. s. f. Selbst das Prosodische, dem Passow zuerst die gebührende Sorgfalt geschenkt hat, wird, so lange es sich nicht auf andre grammatische Doctrinen stützen kann, theilweise unsicher und lückenhaft bleiben. Indem Ref. hiermit seine Ueberzeugung aussprechen will, dafs zur Beurtheilung eines Griechischen Wörterbuchs überhaupt jeder Maafsstab fehle, weil Zweck und Ziel klar vor Augen liegt, aber aus Mangel vielartiger Vorarbeiten noch lange unerreichbar bleiben wird, erlaubt er sich zugleich einige Beispiele anzuführen, zu-

nächst ein prosodisches. *Μυρτίνη* mit der doppelten Bedeutung *Myrte, eine Art Birn- oder Oelbaum* wird als *amphimacer* bezeichnet; dagegen heifst es in den prosodischen Tafeln, *die Substantivendung ινη hat ein langes ι, ausgenommen ist μυρσίνη mit kurzem ι, doppelzeitig ist es in μυρτίνη.* Beruht die Annahme der Indifferenz auf der von Spitzner angeführten Stelle des Nicander, wo das Wort als *molossus* gebraucht ist, so dürfte zu bemerken sein, dafs hier der myrtenähnliche Oelbaum bezeichnet wird, und dafs diese paronymische Klassenendung sich von der adjectivischen *μυρτίνη, μυρσίνη*, regelmäfsig durch die Quantität unterscheide. Letztere, welche nach einer nicht ungewöhnlichen Autonomasie statt der Substantivform *μύρτος* zur Bezeichnung der eigentlichen Myrte gebraucht wird, hat als methusiastisches Adjectiv ein kurzes Jota; aber der Endung *ῑνη*, welche Ab- und Afterarten bei Pflanzen, Bäumen, Fischen und Reptilien bezeichnet — ungefähr wie die Lateinische Umendung *ago, cunīlago, citrago, lappago, farrago, plumbago* — ist das lange *ῑ* eigenthümlich. Eben so wird *πιτυΐνη*, sowohl wenn es absolut für Fichtenharz steht als wenn es das Gewächs bedeutet, als *macroparalecton* bezeichnet; das erstere sehr richtig, dafs aber das Gewächs, welches bei den Jambischen Dichtern der Heilmittellehre wohl vorkommen könnte, aber, so viel Ref. sich erinnert, nirgends in Versen vorkommt, ein langes *ι* habe, läfst sich mit Sicherheit aus dergleichen Quantität der wirklich vorkommenden gleichartigen Wörter *ἐλξίνη, ἀπαρίνη, βολβίνη*, folgern. Und nach dieser Analogie hat unstreitig der Vf. auch *ἰξίνη* bezeichnet; *ἀλσίνη* (wo statt *Wunderpflanze, Wucherpflanze* zu lesen ist) *βαλσαμίνη, καρδαμίνη* haben keine prosodische Bezeichnung erhalten, die unstreitig dieselbe sein mufs, wie bei den noch fehlenden *ἐλλεβορίνη, ἐλατίνη, θυρσίνη, χυλίνη*. Von *δριθακίνη* wird die doppelte Bedeutung, aber nur einerlei Messung angegeben; es läfst sich wohl annehmen, dafs das Jota lang sei, wenn die Pflanze genannt wird, wenn das Backwerk, kurz, weil die Endung adjectivisch, wie bei den ähnlichen Kuchennamen *κεγχρίνη, σησαμῆ, κοπτή* und andern, welche Ref. am gelegnern Orte zusammengestellt hat. Endlich wird in dem Fischnamen *σαρδίνη* die Penultima als lang angegeben, wahrscheinlich nicht zufolge eines bestimmten Beispiels, sondern weil *ἀθερίνη* so von Oppian gebraucht wird und das Masculinum *σαρδῖνος* Gewähr leistet samt der zahlreichen Klasse der Fischnamen: *ἀθερῖνος, ἐρυθρῖνος, κεφαλῖνος, κεστρῖνος, κεφαλῖνος, κυπρῖνος, μυξῖνος, φοξῖνος*. Das letzte wird in unserm Wörterbuch als Properoxytonon geschrieben, wie bei Photius, Suidas u. A. Die Analogie fordert die Schleifung der Penultima, die sich in der Zoologie des Aristoteles erhalten hat, und eben so wird auch *αἰτιαγῖνος* und *σκιπῖνος Athen. VII.* 322. *E.* statt der Properoxytona zu schreiben sein. Die Masculinendung findet sich auch bisweilen bei den Pflanzennamen, die in der Regel Feminina oder Neutra sind, wie *πιλεκῖνος*, so genannt, *ὅτι πελέκει ὅμοιος*, und bei den Insecten wie *σταφυλῖνος*, ja Aristophanes erlaubte sich im Scherz oder Ernst die Rabenbrut *κορακίνους* zu nennen. Auch *χοιρίνη porcellana* steht abgesondert oder doch locker verbunden. Hierbei noch eine Frage; auf welcher Auctorität beruht der Schlangenname *τυφλίνη*? wahrscheinlich auf dem Accusativ *τυφλίνην* bei Aelian oder dem Nominativ *τυφλίναι* bei Aristoteles, welcher unrichtig *τυφλῖναι* accentuirt wird; dies erinnert uns an das fehlende *δρυΐνης*, dessen Prosodie aus dem Verse des Andromachos *οὐκ ἀλέγους δρυΐνας* bei *Galen. T. XIV. p.* 33. *ed. Kuehn.* und der fast wörtlich übereinstimmenden Stelle *Nic. Ther. v.* 411. sich erkennen läfst. Auch dies möge hier erwähnt werden, ob sich nicht mehrere der in den ersten prosodischen Tafeln aufgestellten Regeln über die Monosyllaba auf den einfachen Grundsatz zurückführen liefsen, dafs es unter den gemeinüblichen Wörtern der Griechischen Sprache, mit Ausnahme der Pronomina und des Zahlworts *ἓν*, überhaupt kein einsylbiges mit kurzem Vocal und einfachem Schlufsconsonanten gebe? Doch wir gehen zu einem andern Theile der Prosodie, zur Accentuation über. Auch hier ist sehr vieles stillschweigend oder ausdrücklich berichtigt, und, wo die Schreibung oder die Lehre der Grammatiker schwankt, eins oder das andre sorgfältig angegeben. Mehr wird erst dann gefordert und geleistet werden können, wenn die Accentlehre selbst, so weit es bei der gänzlichen Unsicherheit der meisten Texte und der Unzulänglichkeit der grammatischen Tradition möglich ist, sowohl empirisch als methodisch begründet sein wird. Wir wollen hier nur einige leicht erkennbare Unebenheiten bemerken: *ἀντωπός* und *εἰςωπος*, wie es auch bei Schneider geschrieben ist; *πολυωπός* — vielleicht nach Wernicke's Vorschlag aber gegen den Gebrauch, — und *μόνωπος*. Die auf *ωψ* ausgehenden Composita werden hier, so viel Ref. bemerkt hat, immer als Oxytona ge-

schrieben, ἐλικῶπες natürlich ausgenommen und μώψ, zu Gunsten der Theorie, welche hier nicht angefochten werden soll. Unter dem Artikel πολυερόφος wird die active und passive Bedeutung nach der bekannten Regel durch den Accent unterschieden, ὀλιγότροφος aber erscheint blos in dieser Form mit activer Bedeutung; ἅλιφοβόσκον, ἱερακοβόσκος wechseln mit ἱπποβοσκός, αἰγιβοσκός und den nicht ganz ähnlichen, selbst unter sich verschiedenen πολύβοσκος und πρόβοσκος. Die gewöhnliche Betonung πορφυρόβοσκος, ὀρθόβοσκος ist nach dem Vorgang neuerer Kritiker stillschweigend umgeändert, so wie auch γάμορος und γήπονος mit γεωμόρος, γειομόρος und γεωπόνος in Einklang gebracht ist, λοφοῦρος mit φοινίκουρος, φυσάνουρος, μελάνουρος, obgleich uns noch die neueste Ausgabe des Aristoteles, welche ἱππόουρος und μελανοῦρος verbesserte, das Properispomenon λοφοῦρα gelassen hat; φαιουρός ist geblieben. Ferner παμφόγος, παμφόρος, πάμβορος, γαστροβόρος, — μύχουρος, ἔρπουρος, πυλουρός, αὐλουρός (ἐμπελῶρος d. h. ἐμπολῶρος ist übergangen) πορόπλαθος, ἱππουρίθος, und von Wörtern der entgegengesetzten Art hat μισοπαῖσαρ seinen Accent behalten, statt φιλοπαῖσαρ aber ist die Proparoxytonesis gewählt, so wie auch φιλόπαις, φιλέταιρος und andres dieser Art hier geschrieben und nur bei φιλάρχαιος die andre Schreibart angeführt wird. Auch wo der letzte Theil der Composita ein Oxytonon ist, ward meist die Betonung der drittletzten Sylbe vorgezogen, doch συγγενεργός hat den von den alten Technikern verworfenen Accent behalten. Δευκερώδιος finden wir als Proparoxytonon bezeichnet, obwohl die Handschriften das Oxytonon geben, nach der auch für die Composita geltenden Regel über die Vögelnamen αἰγυαιός χαραδριός u. s. w., wonach auch ἀἰγωλιός, wie es bei Arcadius heifst, zu schreiben sein wird und ἐδωλιός, dem das verdorbene ἰουλιός am nächsten steht. Bei παμπληθής ist nicht bemerkt, dafs das Wort auch anders accentuirt werde, vorzüglich das adverbiale Neutrum; die andern Composita dieses Worts haben den Acut auf der letzten Sylbe erhalten, ausgenommen διπλήθης und ὁμοπλήθης und ein drittes, dessen sich Ref. im Augenblick nicht bestimmt erinnert, und diese werden in unserm Wörterbuch von dem Substantiv abgeleitet, χειροπληθής aber von πλήθω, obwohl auch dieses nicht selten als Paroxytonon gefunden wird; die überwiegende Mehrzahl der Beispiele entscheidet (πάμπληθες ausgenommen) für die Schärfung der letzten Sylbe. Dafs die Betonung νεήκης falsch und aus einem modernen Mifsverständnisse entstanden sei, kann wohl nicht behauptet werden, da sie sogar gewöhnlicher ist als die entgegengesetzte, sowohl in dieser Zusammensetzung als den gleichartigen ξυρήκης, εὐήκης, ἀμφήκης, προήκης, welche auch in diesem Wörterbuch nicht anders geschrieben und ohne Ausnahme von ἀκή abgeleitet werden, und da die alten Grammatiker zur Erklärung der anomalen Accentuation eine Synecdrome annehmen wie bei παυσήκης eine Paragoge, die bei dem εὐήκεα βάξιν des Empedocles wahrscheinlicher ist, als in ihren Beispielen, und unstreitig auch bei ξυρήκης, wenn es für κουρεῖον oder ξυρήσιμος steht, von Manchen behauptet wurde. Dafs bei den Adjectiven, die aus Nomen und Verbum zusammengesetzt active und passive Bedeutung haben, zugleich die dadurch bedingte Verschiedenheit des Accents angegeben wird, ist ganz in der Ordnung und macht, wo die gewöhnlichen Casusverhältnisse ausgedrückt werden, keine Schwierigkeit; wo aber entferntere Beziehungen stattfinden, solche, die nur durch Umschreibung sich darstellen lassen, oder wo der Ausdruck von der Person auf eine Sache übergetragen ist, wird nach der Verschiedenheit der Auffassung das Urtheil oft schwanken. Wir wählen als Beispiel χοροιτύπος mit der Erklärung: *den Boden im Chortanze schlagend.* 2) *mit verändertem Ton χοροίτυπος bei'm oder zum Chortanze geschlagen, λύρα h. Hom. Merc.* 31. Die Ausgaben vor Matthiä und Hermann geben χοροιτύπος nach allen Handschriften, und sollte der active Begriff *der zum Tanze tönenden, anschlagenden Leyer* mit der Form dieser Fügung unvereinbar, ja überhaupt die Grenze der poetischen Metapher so leicht zu bestimmen sein? Abgerechnet dafs χοροίτυπος, βούτυπος, κεντρότυπος, sehr oft mit activer Bedeutung sich finden, wenigstens in den ältern nicht nach der Theorie verbesserten Ausgaben, soll hier blos an die alte Frage erinnert werden, ob βουδόρα ἤματα solche bezeichnen ἐν οἷς βόες ἀποδείρονται oder κατ' ἐντργητικὴν σημασίαν *stiertödtende*, Tage der Stiertödtung, wie die Monatsnamen προβατοδόρας, αἰγιδόρας. Die Proparoxytonesis ist vorherrschend, und selbst in der Hesiodeischen Stelle festgehalten, aus welcher das Wörterbuch das paroxytonirte βουδόρος anführt, wahrscheinlich nach der Analogie von συμφορὴ παιδοφόνος *Herod. VII.* 190. συμφορὰ ἀδελφοκτόνος *Dionys. Hal. Antiqq. III.* 21. φόνος ἀλληλοκτόνος I. 65. u. a. wie denn auch ταυροφόνοι τριοτηρίδες von unserm Verf.

geschrieben wird mit Beziehung auf die Stelle des Pindar, welche den Dativ enthält, also ebenfalls nach jenem Grundsatze; doch zeugt βουθύτοις ἥμασι und βουθύτοις τιμαῖς bei Aeschylus, woraus kein paroxytonirter Nominativ gebildet werden kann, hinlänglich für die Zulässigkeit der Proparoxytonese. Es hat überhaupt bisweilen dem Ref. geschienen, als wenn dem Rigorismus der grammatischen Lehre zu viel eingeräumt würde, so oft sie auch mit der Ueberlieferung im Widerspruche und auf alle dichterische Bildungen — wie etwa τροπαῖον, μυοκτόνον in der Batrachomyomachie — unanwendbar ist. So wird, um noch einiges von der Betonung der einfachen Wörter zu bemerken, ohne weitere Erinnerung, φαιδρυντής geschrieben und εὐθυντής, dagegen ψάλτης, σίντης, σακχυφάντης und ὑφάντης, das erstere nach der bekannten Regel von der Attischen Betonung der von *verbis liquidis* abgeleiteten Wörter, die indefs in unsern Ausgaben der Attischen Schriftsteller oft nicht beobachtet, ja vielleicht nicht einmal für alle Perioden des Atticismus aufgestellt ist, gewifs aber nicht als allgemeiner Grundsatz für die gesamte Gräcität geltend gemacht werden kann. Vielleicht wäre zu wünschen, dafs in allen Fällen, wo die Lehre der Grammatiker von der Paradosis abweicht, beides bemerkt würde, wenn letztere nicht entschieden falsch ist. Und wie wenig ist noch bisjetzt entschieden! Von den prosodischen Werken der alten, ächten Grammatiker sind nur dürftige, oft mifshellige Bruchstücke übrig; die Byzantiner haften an einer rohen Empirie, die nur die Aussenseite der Wörter berücksichtigt; beide reichen für tausend Fälle nicht aus und auf die Ausgaben der Schriftsteller, die nicht in neuerer Zeit mit Handschriften verglichen worden sind, also auf die Mehrzahl ist kein Verlafs. Ref. will nicht an ἅμα, δέσμη, ἀλεώρα, ταμισός, βραδύτης, παχυτής und hundert andre Schwankungen erinnern, die in den Wörterbüchern gewöhnlich nicht bemerkt werden, sondern bleibt blos bei dem Worte θέρεα oder θερεία stehen, um eine allgemeinere Frage anzuknüpfen, die sich zuvörderst auf das nächstliegende ὡραία bezieht. Passow erklärt es in der Substantivbedeutung durch die Ellipse von ὥρα und verweist auf Schäfer, der nach den alten Grammatikern das Gegentheil behauptet: *mihi ὥρα ὡραία parum placet.* Das Mifsfallen wird durch das Beispiel des *Aretaeus de Sign. Diut. I.* 4, 73. *ἐν ὥρῃ τῇ ὡραίῃ* hinlänglich beseitigt; der antike Sprachgebrauch erlaubt auch aufserhalb der Paronomasie mit dem Substantiv ein stammverwandtes Adjectiv zu verbinden, *λιπαρὸν λίπας, οἰκτρὸς οἰκτρός, αἰσχύνη αἰσχίστη, anxius angor, tempora tempestiva* und viel andres in allen Arten des Vortrags, wonach auch *κάλλος καλόν* bei *Achilles Tat. V.* 25. vertheidigt werden kann, das Plautinische *pulcra pulcritudo.* Wenn also die dort angenommene Ellipse untadelich ist, wenn dieselbe Beziehung bei andern Adjectiven der Zeitbestimmung *ἑωθινή, ἠοίη, πρωΐα* und dem adverbiascirenden *πρῴην*, von Einigen selbst in *ἑσπέρα, ὀρθρία* und *ἡμέρα (κατάστασις)* anerkannt wird, so dürfte auch wohl in dem Artikel „*χειμερία die Winterzeit, wie θερία die Sommerzeit von χειμερεύω*" diese Ableitung, die bei *θερεία* keine Anwendung findet, zu beseitigen und statt jener Form *χειμερία* zu wählen sein, welches Reiske bei *Dionys de Thucyd. VIII.* 827. ohne Grund verdrängt, Jacobs bei *Aelian. H. An. VII.* 11. vielleicht richtig in den Plural *χειμέρια* verändert hat; das Adjectiv *θέριος* ist blos zufolge einer unstatthaften Conjectur in die neuern Lexica aufgenommen; bei Hippocrates finden wir in dem Kuhnschen Text dreimal *θερίη* statt des einmal bemerkten *θερείη*, welches auch so bei Herodot geschrieben wird und zwar ohne die Variante *θερηΐη v. Aneed. Bekk. p.* 99, 19. Die Grammatiker (*Suid. Etym. M.*) schrieben das Wort in dieser Bedeutung als Proparoxytonon, nach einem nie allgemein gewordenen Grundsatze. Wenn endlich bei *ὡραία* die Annahme einer Paragoge stillschweigend verworfen ist, so werden künftig wohl auch die übrigen Beispiele dieser für die Appellativa unbegründeten Hypothese in Zweifel gezogen werden. Noch finden wir „*δικαία poetisch statt δίκη wie σεληναίη, bei Pindar*" dann „*κρηναία episch statt κρήνη, εὐναία statt εὐνή*". Das erste gründet sich auf eine schon berichtigte Ansicht des Scholiasten, der ebenso unnöthig an einer andern Stelle *ἀρχαία* für *ἀρχή* gebraucht glaubt; das zweite stand bei *Apollonius Rhod.* wo jetzt aus andern Gründen *κρήνη* gelesen wird. Wenn *εὐναία* vom Anker oder Ankerstein gebraucht wird, so ist es elliptisch gebraucht, mit Beziehung auf *εὐνή* oder *ἄγκυρα* (denn es ist selbst nicht älter als dieses).

(Der Beschlufs folgt.)

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Handwörterbuch der Griechischen Sprache, von Franz Passow. I. II. B.

(Schlufs.)

Scheinbarer ist das *εὐναίας καρφηρὰς θήσει* bei Euripides; doch wenn man sämtliche hierhergehörige Glossen des Hesychius — nicht blos die von den Herausgebern angeführten — übersieht, bietet sich die Vermuthung dar, dafs das letztere Wort, wie es immer geschrieben werde, ein Substantiv sei. Was die alten Grammatiker ferner für die Paragoge anführen, erweist sich theils als klarer Irrthum, wie *ἀκταία, ἁλμαία, γυραία, πυλαία, πυκναία, οὐραία, ἀλκαία, ὁλκαία, αὐλαία, περαία, προνομαία, τροπαία, γαληναία*, lauter handgreifliche Adjective, von denen mehrere durch ihre Substantive durchaus nicht ersetzt werden können; andre kommen nirgends vor und lassen daher bei den übrigen Mifsverständnissen der Grammatiker, den Verdacht des Irrthums zu, wie *δραχμαία, ἁμαξαία, καλαμαία, νικαία, μελισσαία*, wovon einiges dem Volksdialect angehören mag, andres leicht erklärt werden kann, *eine Hand voll, eine Wagenlast, ein Siegestag* oder dergl. wie ja *ἡ τελευταία τοῦ βίου* hundertmal für *ἡ τελευτή* gebraucht werden kann, ohne dafs es deshalb zu einem paragogischen Substantivum wird. Neuere haben noch *ἀμοιβαία* hinzugefügt aus *Quint. Cal. VI.* 176. *κέλευσεν ἕκαστος νῆας ἀμοιβαίῃσι φυλασσέμεν*, wo sowohl die Aenderung *ἀμοιβαίοισι* eben so leicht sein würde, als der Begriff *φυλακαῖς* sich aus dem nächststehenden *φυλασσέμεν* suppliren läfst, wie Homer sagt *Ζεφυρίη πνείουσα*, Aeschylus *πνέων τροπαίαν*, Hippokrates *γαλακτοποσίαι βοείου* und andres, wovon unsre Ellipsenbücher freilich nichts melden. Endlich kann *ἀμοιβαίῃσι* als ein Ausdruck für die allgemeinsten Zeit- und Raumverhältnisse elliptisch gebraucht sein, ebenso wie das Römische *alternis* und *mutuis*; nur dafs diese Ablative nach der Analogie der gleich adverbialen *mutua* und *alterna* und des *Singularis mutuo* zu urtheilen, *neutrius generis* sind, während die Griechen jene Ausdrücke wegen der Beziehung auf den Begriff der Handlung als Feminina auffafsten. Ueber *ἀναγκαία* hat sich der Verf. nicht ausgesprochen; nach unsrer Ansicht ist es nicht weniger Adjectiv als *θευμορία* und die Dative *δαιμονίᾳ, θεσπεσίᾳ, ἑκουσίᾳ, ἀμφαδίᾳ, αὐτοσχεδίᾳ, κρυπταδίᾳ* nebst den entsprechenden Accusativen, *αὐτοσχεδίην, ἀντεβίην, προφθαδίην*, verglichen mit *perperam, promiscuam, bifariam, alias*. Ueber *ἀδίᾳ, δημοσίᾳ, κοινῇ, κενῇ, ἀπ' ἴσης, ἐκ ταλείας, ἐκ νέας, διὰ κενῆς* und andres der Art hat wohl nie ein Zweifel stattgefunden; man hat sich vielmehr die vergebliche Mühe gemacht, die Substantive nachzuweisen, welche sich die Schriftsteller jedesmal dabei gedacht haben mögen, statt bei der Bemerkung stehen zu bleiben, dafs es die allgemeinsten Begriffe der Modalität einer Handlung sind, welche, sobald von Handlungen die Rede ist, durch die absoluten Adjective bezeichnet werden können, die Begriffe des Orts, der Zeit, der Richtung, Schickung, und was sonst zu den nothwendigen Bestimmungen einer Handlung gehört. Und gerade diese Entäufserung des Entbehrlichen, die unsers Wissens keiner andern Sprache in diesem Grade verstattet ist, und durch den adverbialen Gebrauch der *Adjectiva neutrius generis* mit und ohne Präpositionen nur unvollkommen ersetzt werden kann, zeugt, wenn irgend etwas, von der raschen Auffassungsgabe des Volks, das den Löwen aus der Klaue errieth und mit gleicher Leichtigkeit über die umständlichen Formen der Rede und des Lebens sich hinwegsetzte, gleichsam ahnend, dafs ihm, wie den Geliebten der Götter, ein schnell verblühendes Leben beschieden sei. Zu den obenerwähnten Adjectiven der Zeitbestimmung gesellen sich die des menschlichen Alters, *νεοίη, νηπία, νηπιέη, νηπυτίη, παιδεία, ἀνδρεία*, von welchen Wörtern wahrscheinlich Orus in seinem *protaticon* oder *λύσεις προτάσεων Ἡρωδιανοῦ* handelt, *Schol. Ven. XXIII.* 604. *Suid. s. v.*, und der mit dem Lebens-

alter verbundenen Sinnesart, ἠνορέη, ὑπερηνορέη (leicht zu unterscheiden von den Substantiven ἀγηνορίη, μεγαληνορίη) πινυτή und andre, die in den Wörterbüchern als Substantiva aufgeführt werden, obwohl sie von den alten Grammatikern meist richtig erkannt ist. Der Verf. selbst hat der sogenannten Ionischen Paragoge eine Hauptstütze entzogen, indem er Σεληναία als einen adjectivischen Namen der Mondgöttin von dem Substantiv σελήνη ableitet, (wie Ἀθηναία von Ἀθῆναι) wofür sich anführen läfst, dafs Pherecydes und Musäus die Erdgöttin χθονίη nannten; die leicht zu erklärenden Götternamen Δωναία und Δικτυννάια sind unerwähnt geblieben. Doch Ref. will diesen Gegenstand, der nur in Verbindung mit der Lehre von der Motion der Substantiva vollständig behandelt werden kann, hier fallen lassen um eine dritte Bemerkung hinzuzufügen. Die thematischen Präsensformen, die in den ältern Wörterbüchern als allgemein gebräuchliche in Reihe und Glied stehn, sind in neuerer Zeit abgesondert und durch gröfsere Schrift ausgezeichnet worden. Unter den Nennwörtern dürften sich wohl aufser den bekannten Metaplasten noch manche finden, deren angeblicher Nominativ nirgends gebraucht wird. Dafs Τίρυς nicht gesagt wurde, lehrt *Apollonius Synt. IV.* 3. 15; dasselbe gilt von πείρινς und ἔλμινς. Ἀγαλμοτυπεύς, wie es noch in Schneider's Lexicon geschrieben wird, ist hier richtig auf ἀγαλματυπής zurückgeführt, aber ναβλιστοκτυπεύς ist noch unverbessert geblieben und κακοφθορεύς statt κακοφθορής, welcher Nominativ zwar ebenso wenig gefunden wird, aber doch nach der Analogie andrer Adjective, die aus der Endung ος in ης übergegangen sind, angenommen werden mufs. Da indessen beide Umendungen ης und ευς meist nur zu metrischen Zwecken, also in denjenigen Casus, wo die Form der zweiten Declination nicht hinreicht, gebildet sind, so würde es vielleicht passend sein, bei παιδοφονεύς, θηροφονεύς, λιμοφορεύς, μηλονομεύς, αἰγινομεύς, ὠμοβορεύς u. s. w. entweder den wirklich gebrauchten *casus obliquus* anzugeben, oder doch die gewöhnlich beigefügte Angabe der Genitivendung εως zu tilgen, damit Ohr und Auge sich nicht an falsche Bildungen gewöhne. Von Wörtern wie μεταβολεύς, καταλογεύς und ähnlichen ist hier nicht die Rede. Gelegentlich ist noch zu erwähnen, dafs das als zweifelhaft bezeichnete μαστιγεύς durch Versehn das Zeichen der Länge auf der Mittelsylbe erhalten hat, die nach der Analogie der ganzen Wortclasse kurz sein müfste. In manchen andern Fällen werden minder scharfe Augen die Zeichen der Länge und Kürze kaum unterscheiden können. Doch die Gränze unsrer Anzeige, so geflissentlich sie auf wenige organische Bemerkungen beschränkt wurde, ist vielleicht schon überschritten.

Ref. schliefst sie mit dem aufrichtigsten Danke für die vielfache Belehrung, die ihm der lange Gebrauch dieses Lexicons gewährt hat, und mit dem Wunsche dafs es dem Verf. gefallen möge, in einem Supplementbande oder in welcher Form es sei, die Beobachtungen und Combinationen, die seinen eigenthümlichen Bestimmungen zu Grunde liegen, in ihrem Zusammenhange mitzutheilen. Die schwierige Aufgabe, Jung und Alt mit Einem Worte zu belehren, ist ihm oft gelungen; aber bisweilen gehen doch die Bedürfnisse zu weit auseinander und wenn die κορυφαὶ λόγων, die allein ein Handwörterbuch aufzustellen hat, der gröfsern Hälfte der Leser genügen, so wünscht der Mitforschende auch Anfang und Mitte der Untersuchung kennen zu lernen.

Lobeck.

XVII.

Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter von Dr. Karl Rosenkranz. Halle, Anton und Gelbke 1830. *XV.* u. 620. 8.

Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von Dr. Karl Rosenkranz. 1ster Band. Die orientalische und antike Poesie. Halle, bei Anton. 1832. *XXX.* 335.

So ungehörig es vielleicht bei dem ersten Anblick erscheinen mag, die Anzeige zweier Werke zu verbinden, welche ihrem Stoffe nach einander ziemlich entfernt liegen, und so gerecht die Anforderung wäre, den zweiten Band des zuletzt genannten Buches, in welchem der Stoff des ersteren wiederum verarbeitet werden mufs, zu erwarten, so bietet doch die Behandlungsweise und die Art der Entwicklung, welche dem Recensenten ohne Zweifel als das Wichtigste auftritt, einen nicht minder starken Grund zur Abweisung aller solcher Einwände.

Das zuerst genannte Werk will die Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter darstellen, einen Stoff, der in seinen Einzelheiten zwar vielfach und fleifsig bearbeitet worden ist, und in neuerer Zeit durch Lach-

mann's, Jacob und Wilhelm Grimm's, Bennecke's und Anderer höchst schätzenswerthe Bemühungen, eine tiefe kritische Untersuchung gewonnen hat, der aber nichts desto weniger als *Ganzer* seiner Entwickelung und Gliederung nach, unsres Wissens, nirgends betrachtet worden ist. Und doch — wir wollen ganz und gar vom vaterländischen Interesse abstrahiren — verdient irgend eine Periode wohl mehr, dafs man über das gewöhnliche hölzerne Fachwerk eines Verzeichnisses von Dichter- und Büchernamen hinausgehe, und den Reichthum und die Tiefe des Gedankens in seiner einfachen schönen und grofsartigen Form, seinem ganzen Umfange und Werthe nach umfasse? verdient eine Periode der Poesie es wohl mehr, dafs man ihrem Fortgange und ihrer Gliederung nachforsche, als die, welche vom tiefen Epos des Deutschen Volkes beginnend, nach und nach alle weltbeherrschenden Momente in sich aufnimmt, — das Christenthum in seiner innigen Liebe und Hingebung, den Orient in seiner Ueppigkeit, Sinnlichkeit und seinem Glanze, das Provençalische in seiner Zierlichkeit und seiner Galanterie, das *Brettanische* in seinem Ritterthume und seiner Mannhaftigkeit; die alle diese Momente mit eigener schaffender Gewalt durchdringend und verarbeitend nicht mehr eine Volkspoesie sondern eine Weltpoesie begründet, welche nichts desto weniger des Deutschen Geistes Eigenthümlichkeit in sich aufbewahrt? Es ist mit dem *unbedingtesten Lobe* anzuerkennen, dafs der verehrte Verf. nicht nur die Wichtigkeit seines Gegenstandes im vollen Maafse gewürdigt hat, sondern dafs er auch vollkommen sich dieses ungeheueren Stoffes bemeistert, ihn durchfühlt, durchdrungen, ja wir dürfen sagen, durchlebt hat, und so in dieser Beziehung unserer Meinung nach ein Werk aufgestellt, das kühn mit den besten dieser Gattung wetteifern darf. Zwar erscheint es prunklos, ohne jenes höchst zweideutige und zweifelhafte Herausstellen einer Citaten-Gelehrsamkeit, aber es bedarf nur der Lectüre einiger Seiten, um zu sehen, dafs keine Erscheinung, die irgendwie ein zu beachtendes Moment ausmacht, vom Verf. vernachlässigt geblieben ist. Einzelnheiten, die Gegenstand des Streites bilden könnten, finden sich natürlich, und Ref. hat sich bei fleifsiger Benutzung dieses Werkes mancherlei der Art angemerkt, indessen darf der Verf., der bei Durchdringung, Auffassung und Entwicklung eines grofsen Stoffes, Fleifs und Mühe mit Geist verbindet, wohl darauf rechnen, dafs die Haltung und Ausführung des *Ganzen*, nicht der Irrthum in kleinlicher *Einzelnheit* — vorausgesetzt, dafs er nicht einen Abweg in der Leitung des Ganzen verursacht — scharf in's Auge gefafst werde. Dieis, so weit wir es vermögen, sei zunächst von uns versucht.

Die Vereinzelung und völlige Aeufserlichkeit der seitherigen Behandlung der Geschichte der Poesie im Mittelalter mag Herrn Rosenkranz wohl zunächst bewogen haben, einen Weg einzuschlagen, den fast als das Extrem derselben zu bezeichnen, wir nicht Bedenken tragen. In den vielfachen Formen, in welchen sich der poetische Geist verliert, in der Menge der Gestaltungen, die er erzeugt und die zerstreut, ihn jeder bündigen Auffassung zu entziehen streben, den wahren nothwendigen Fortgang, und die innere Entwicklung nachzuweisen, kann als Aufgabe des Buches betrachtet werden. Diese innere Seite der Geschichtsschreibung hat die Erscheinung in Einzelnheiten und deren Mannichfachheit zu ihrer nothwendigen Voraussetzung, sie würde ohne sie nur in leerer Abstraction sich befinden, zugleich aber macht sie nicht auf Vollständigkeit im Einzelnen Anspruch, indem sie nun den nothwendigen Gang der Entwicklung in den Einzelnheiten aufzeigt. (pag. 1.) Eine solche wissenschaftliche Darstellung der Entwicklung und die Zurückführung auf die Begriffsmomente ist die unserem Jahrhundert angehörende *Philosophie der Geschichte*, im Unterschied von der das äufsere Material sammelnden und ordnenden *Geschichtsschreibung*. Indessen darf diese letztere, wenn sie den berechtigten Forderungen unserer Zeit entsprechen will, in dieser Aeufserlichkeit nicht bleiben, sondern sie hat, wenn sie anders wissenschaftlich sein will, die Philosophie der Geschichte ebensosehr zu ihrer Voraussetzung; denn in dem Zusammenfassen und der Darstellung des Materials soll sich die *erkannte Vernünftigkeit der Entwicklung* durchschlingen, und so das blofse zufällige Aneinanderreihen und somit Auseinandersein der Begebenheiten einem nothwendigen Gange Platz machen, ohne die Kunst der Erzählung durch die systematische Gliederung gerade zu zerstören. Hr. Rosenkranz hat die letztere Weise der Darstellung, die wir unbedingt für die wahre halten, in seinem ersten Werke nicht festgehalten, sondern, sich mehr einer *Philosophie der Geschichte der Poesie* genähert, ohne vielleicht selbst es ganz zu wollen. Denn wenn Hr. Rosenkranz zwar weit davon entfernt ist, den Unterschied einer Philosophie

der Geschichte und einer wissenschaftlichen Geschichtsschreibung allein in die Masse des Stoffes zu setzen, so kann man doch nicht läugnen, dafs in dem Bestreben aus dem Kreise der ersten in den der zweiten zu gelangen, er eine Ausflucht in dem Reichthume des Materials suchte, der freilich für eine Philosophie der Geschichte zu gehäuft und oft zu vereinzelt dasteht, für eine Geschichtsschreibung aber weder genügt, noch die rechte Form hat. So schwankend zwischen beiden Seiten hat der Verf. unsrer Ansicht nach einer jeden ein seinen nicht vollkommen genügt. Rechtfertigen wir diese unsere Meinung durch Darlegung der Mängel, welche wesentlich hieraus hervorgingen.

Der erste und für das Werk wohl der wichtigste bleibt immer der, dafs Hr. R. die ganze Geschichte der Poesie des Mittelalters nach *drei* Gattungen dem *Epos*, *der Lyrik* und der *Didaktik*; darstellte. Diese Gattungen als die inneren Unterschiede der Poesie, im Gegensatze gehalten zu der äufseren geschichtlichen Entwicklung in Perioden, möchten allerdings für den, der nur den inneren Entwicklungsgang der Geschichte der Poesie nachweisen will, geeignet zur Eintheilung erscheinen, allein selbst bei solchem Zwecke mit Unrecht. Denn diese Formen sind als Stufen — und zwar gewissermafsen als dialectische — genommen, zwar stets dieselben, in dem Fortgang geschichtlicher Entwicklung aber erweiteren und vervollkommnen sie sich so, dafs sie als durchaus andere gegen die früheren erscheinen. Die Epik der Griechen ist nur der *Stufe* nach in ihrem *Unterschied* gegen die *Lyrik* der Griechen, der Epik der Inder gleich zu achten, gegen *diese* selbst ist sie eine vollkommen andere; ebenso wie die Lyrik und die Dramatik beider Völker. Dieſs Ausbilden der Form geschieht aber keineswegs innerhalb der einzelnen Gattung als solcher, sondern die Vermittelung von der Epik der Inder zu der der Griechen, schreitet eben so wesentlich durch die Lyrik und Dramatik der Inder wie die Lyrik der Vorderasiatischen Völker fort, so dafs der Gang nicht innerhalb der Sphäre der Epik gebannt werden kann. Dieser Grund, der nirgends in dem Streite über Anwendung generischer Abtheilung vorgebracht ist, wird wohl, meinen wir, den Mangel und den Fehler derselben genügend erhärten. Wir haben mit Bedacht den etwas fernen Weg der Indischen Epik zur Griechischen gewählt, um das Verhältnifs der *Epik*, *Lyrik* u. s. w. als *Formen* klar in's Licht zu setzen, augenscheinlich aber bleibt die Sache auch innerhalb der Poesie *eines* Volkes dieselbe. Zwar nicht in den Völkern des Alterthums, weil die Verhältnisse einfacher, das Leben aber insofern ärmer genannt werden kann, als das Volk einer Regeneration durch den Gedanken unfähig, nur diejenigen Formen, die seiner Natur adäquat sind, setzt, sie bis zu dem Puncte der in ihm möglichen Vervollkommnung führt, und dann einem andren Volke und einer neueren Entwicklung Platz macht. So müssen sich denn im Griechischen, wo in der alten Welt der Gipfel der Form erreicht wird, die Verhältnisse am klarsten und bestimmtesten ausprägen, und so wenig ist hier das Zusammenfallen des generischen Unterschieds mit der äufseren periodischen Entwicklung wunderbar, dafs es vielmehr zu der Natur selbst der Griechischen Kunst gehört. Tiefes und Treffliches der Art erinneren wir uns bei Welcker in der Aeschyleischen Trilogie gelesen zu haben, vergleichen müssen wir damit die Vorrede zum zweiten Werke p. XVI. Aber die modernen Völker, zu reicherem Leben bestimmt, und der Wiedergeburt im Geiste und durch den Geist fähig, haben ihren Lauf mit dem einmaligen Hervorbringen bestimmter Gattungen nicht beendet, sondern setzen dieselben, reifer freilich und vollendeter, in ihrem neuen Entwicklungsprocesse fort, und so gestaltet sich das Verhältnifs gegen das Alterthum als ein anderes. Fühlbar wird diefs, wenn Hr. Rosenkranz etwa den Stoff betrachtet, den er unter der Epischen Gattung zusammendrängt. Fiel es denn dem Hrn. Vf. nicht auf, dafs er von dem Nibelungenliede an, um von dem früheren, sich zur Poesie des Mittelalters mehr elementarisch verhaltenden, zu schweigen, bis zur Genofeva oder gar dem Eulenspiegel herunter, sich nicht *blos* durch das Feld der *Epik* bewegte, sondern dafs weiterhin allüberall der Einfluſs der Lyrischen Poesie und der Durchgang der Epik durch diese Form sich aufdringt? Es fällt zwischen die Nibelungen und den ferneren Fortgang der Epischen Poesie eine so mächtige und das Deutsche Volk so kräftig durchdringende Bewegung, dafs sich für die Geschichte der Poesie hier ein Abschnitt geltend macht, der die Formen so erfüllt und erweitert, dafs sie gleichsam plötzlich ein anderes Gepräge anzunehmen scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 29.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Geschichte der Deutscher Poesie im Mittelalter von Dr. Karl Rosenkranz.

Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von Dr. Karl Rosenkranz. 1ster Band. Die orientalische und antike Poesie.

(Fortsetzung.)

Der Stoff der Volkspoesie weicht den aus dem Gesammtgeiste des Mittelalters hervorblühenden Richtungen, das Christenthum wie das Ritterthum, die Liebe, herausgehoben aus jenen früher allein geltenden Sphären der *bloßen Sinnlichkeit* oder der *Sittlichkeit der Ehe*, sind nicht Momente einer Volkspoesie allein, sondern gehören dem Mittelalter in seinem ganzen Umfange, an. Solche wesentlichere Unterschiede, welche über die besonderen Gattungen der Poesie übergreifen und den Grund dafür abgeben, daſs bestimmte Gattungen in dieser oder jener Zeit als die wesentlichen hervortreten, hätte Hr. Rosenkranz zum Princip seiner Eintheilung machen sollen. Denn nicht bei weltgeschichtlicher allein, sondern ebensosehr in specialgeschichtlicher Behandlung der Poesie hat die wissenschaftliche Betrachtung solche wesentliche Richtungen als den Grundcharakter von Perioden gegen einander abzuschlieſsen und auseinander zu entwickeln. Ein unmittelbares Zusammenfallen der generischen Unterschiede der Poesie mit der Entwicklung in Perioden; so daſs eine erste Periode episch, eine zweite lyrisch, eine dritte aber dramatisch wäre, ist wohl in einigen Volkslitteraturen, nicht aber in allen der Fall, wenn auch im Ganzen sich das Epos zuerst ausbildet, während die Lyrik nachfolgt, die dramatische Poesie aber den Schluſs macht, und jede der herrschenden Gattungen auf die übrigen beiher sich erst entwickelnden oder bereits abblühenden einen unverkennbaren Einfluſs ausübt. Hr. Rosenkranz selber zeigt sich dieser Ansicht nicht abgeneigt, und deutet auch allgemeinere Perioden an. Hätte er diese Andeutungen durchgeführt, so würde mit dem Gewinn tieferer Eintheilung zugleich der Uebelstand verschwunden sein, daſs es nicht immer ganz klar wird, welchen Einfluſs die äuſsere Entwickelung des Volkes auf den Fortgang der Poesie geübt, oder daſs unter jeder einzelnen Gattung, wo ein solcher Einfluſs — häufig höchst scharf und mit Tiefe — nachgewiesen wird, eine Wiederholung sich nothwendig macht; statt daſs bei der Annahme groſser Abschnitte — mit Bezug auf die jedesmalige vorherrschende Form — beides unmöglich wird. Auch können wir nicht umhin zu erwähnen, wie bei einem solchen Verfahren zugleich mit dem gröſseren Festhalten der chronologischen Folge, oft selbst eine schärfere Entwickelung dem Gedanken nach sich ergeben haben würde, wovon wir ein Beispiel in der Stellung des *Krist von Otfried* sehen. Hr. Rosenkranz setzt dieſs Gedicht als den zweiten Kreis des reinen Epos „*das der Kirche*" beginnend, neben das Leben Marias von Wernher. Die Gedichte selbst drei Jahrhunderte auseinanderfallend (Otfried sicher vor 872 vergl. Graff Vorrede p. XI., Wernher um 1172, Friedr. Schlegel Deutsches Museum I. 507), stehen der Sprache wie dem Gedanken nach gleich weit von einander ab. Zwar ist Wernher's Gedicht vollständig nur nach der spätern Ueberarbeitung erhalten, allein Bruchstücke (bei Docen), und der Inhalt zeigen dieſs zur Genüge. Otfried's Werk gehört noch nicht dem Volke an, sondern enthält nur erst das Christenthum wie es äuſserlich zum Volke kömmt, ohne dasselbe schon durchdrungen zu haben, und so zählen wir es zu den *elementarischen Momenten*, welche die selbständige spätere Volkspoesie hervorrufen; während bei Wernher schon der Umstand, daſs aller Accent auf Maria und *ihrer* Verehrung liegt, deutlich zeigt, daſs hier schon von einer selbständigen Auffassung des Stoffes die Rede sein muſs. — Wäre das Werk unseres Vfs. nach dem von uns angegebenen Plane bearbeitet, so würde dieser Unterschied klarer hervor-

treten, da die erste einleitende Periode nothwendig von dem *Elementarischen* der Deutschen Poesie des Mittelalters handeln mufste, das heifst von den *Momenten* deren Durchdringung die selbständige Poesie später bewirkt, und die das Christliche — als dem Volke verläufig noch ein Aeufseres „Uebersetztes" — mitbegreifen. Gelegentlich darf wohl bemerkt werden, dafs Hr. Rosenkranz den poetischen Werth des Krists viel zu hoch anschlägt, es folgt diefs Gedicht wie der Heliand, den neulich Schmeller besorgt hat, den Evangelien, und erhebt sich nur selten und zwar nur in einzelnen Schilderungen, zu einer wahren poetischen Höhe.

Als eine andere Folge der gewählten Behandlungsweise müssen wir den eigentlichen Mangel an äufserem historischen Stoff betrachten. Hr. Rosenkranz mag sich überzeugt halten, dafs Ref. etwa nicht Citate oder sonstige gelehrte Anhäufungen vermifste, — sie sind in diesem Fache wohlfeilen Kaufes zu haben; — aber indem alles Gewicht dem *Gedanken* der Gedichte zugelegt ist, ward den *Dichtern* und *ihren Verhältnissen* gar keine Berücksichtigung zu Theil. Die Geschichte der Poesie unterscheidet sich jedoch in dieser Beziehung durchweg nicht von der allgemeinen Geschichte; und es ist eben so wie in dieser die *Person* — als die *Incarnation* des Gedankens — für uns von dem bedeutendsten Interesse, vornehmlich da die Lebensverhältnisse und die Lebensbeziehungen zu anderen Dichtern auch für den Gang der Poesie ungemein wichtig sind. Vieles der Art ist von Einzelnen in den Vorreden zu Dichterwerken, wie von Bennecke z. B. zum *Wigalois*, von Grimm in Recensionen in der G. G. A., ausgeführt worden; eine tüchtige Durcharbeitung des Ganzen ist freilich auch jetzt noch schwierig aber um desto verdienstvoller. —

Das Festhalten an dem Gedanken der einzelnen Kunstwerke, so wichtig, ja so nothwendig es ist, kann indefs, da der Stoff die *Poesie* ist, oft zur Einseitigkeit werden, und von diesem Fehler ist unserer Meinung nach das vorliegende Werk nicht frei. Es ist nämlich die Entwicklung der Form nicht ganz gehörig gewürdigt worden, indem der Gang, welchen das Buch nimmt, gewöhnlich der ist, dafs der *Gedanke* eines Gedichtes — wie er in dem Inhalte desselben erscheint — dargelegt, und von da aus der Uebergang zu einem sich diesem Gedanken anschliefsenden neuen gemacht wird. So logisch diefs scheint, — und wo es sich um Wissenschaft handelt, ist dieser Weg als der allein richtige zu bezeichnen — so ist in der Poesie die Form eine eben so wichtige Seite, die zu jenem Inhalte nicht äufserlich gleichgültig steht, sondern eben seine Erscheinung ist. Jenes Verhältnifs der Form zum Inhalt bildet in der Geschichte der Poesie einen eigenthümlichen Entwicklungsgang, als deren Typus wir etwa im Griechischen, wo alle Verhältnisse so rein ausgeprägt sind, die drei Tragiker Aeschylos, (das Ungenügende der Form gegen den Inhalt), Sophokles, (das Adäquatsein beider Seiten) und Euripides (das Ungenügende des Inhalts gegen die Form) bezeichnen wollen. Aber indem die inneren Unterschiede der Poesie, als Formen, als Haupteintheilung vorgesetzt wurden, geschah es, dafs Hr. Rosenkranz, nachdem er das Allgemeine dargestellt hatte, die Entwicklung der Form in dem Einzelnen als unerforderlich betrachtete, und so sich ausschliefslich, dem Gang des Gedankens — wiederum als der inneren Seite — hingab. Es ist, und wir halten es für Pflicht, es gerade in diesen Blättern zu erwähnen — seit dem Auftreten der neueren Philosophie überhaupt in ästhetischen Untersuchungen über Poesie der arge Umstand eingetreten, dafs man, vorzüglich nur *den Gedanken* ins Auge fassend, die Form und ihre Würdigung übersah, ja es sind selbst, indem man sich vom Begreifen zum Schaffen wandte ganz *undichterische* Producte aus dieser Richtung hervorgegangen. In der Philosophie, dürfen wir getrost behaupten, hat dieser Uebelstand nicht gelegen, wohl aber hat sich dieses Streben hervorgethan als der Gegensatz der früheren Richtung, allein die Form — und zwar in ziemlich flacher Weise — hervorzuheben. Für den Fortschritt bildet das Hervortreten dieses Gegensatzes wohl eine nothwendige Stufe, die sich jedoch aufheben mufs, und wie wir später zeigen werden, auch in der That in der Methode aufgelöst hat, welche in der Poesie, Form und Inhalt aus dem wahren wissenschaftlichen Standpuncte betrachtet.

Waren diefs die Mängel, die die Form des Buches nach unserer Ansicht nothwendig hervorbringen mufste, so sei es uns zum Schlusse erlaubt, jene drei Gattungen selbst einmal, wie der Verf. sie angiebt, in's Auge zu fassen. In den besondern Unterschieden, zu welchen die Poesie als ihren nothwendigen Formen sich entwickelt, ist der Didaktik, die in dem Werke als der dritte Theil zur Epik und Lyrik erscheint, diese Stellung nicht einzuräumen. Denn die besonderen Gattungen der

Poesie sind Epik, Lyrik und Dramatik. Hievon scheint auch der Verf. sosehr überzeugt zu sein, dafs er in dem Schlusse des Werks, wo er den Fortgang der Gattungen aufzeigt, die Didaktik in der Stufenfolge nur nebenher, als Uebergang betrachtet, und auf die neuere Poesie als die sich in der Dramatik schliefsende und somit die Gegensätze der Epik und Lyrik aufhebende hinweiset. Aber auch dort scheint uns der Standpunct, welcher der Didaktik gegeben ist, nur einseitig, und wir wollen mit kurzen Worten defshalb das Verhältnifs berühren. Soviel scheint wohl ausgemacht, dafs die Lyrische Poesie zur Dramatik nicht etwa durch die Didaktik gelange; die Mittelhochdeutsche Dichtung schliefst sich ab in der Lyrik — vielleicht in der Didaktischen Lyrik — weil diese die höchste Form ist, zu der sie es bringen kann. Die Didaktik aber gehört weder der Lyrik als solcher an, noch darf sie als eine dritte *besondere* Gattung neben Epik und Lyrik gestellt werden, sondern sie ist zu jenen *allgemeineren* Formen poetischer Auffassung und Darstellung zu zählen, wie Allegorie, Satire, Ironie u. s. f., welche sich *jeder besondern* poetischen Gattung anschliefsen können, und sich in sie gekleidet haben. Oder ist etwa der Lessingsche Nathan kein didaktisches Gedicht? — Ihrem Begriffe nach ist alle blofse Lehrpoesie an sich selbst prosaisch, und bleibt nur dann poetisch, wenn sie statt ihren Lehrzweck als solchen hervorzukehren sich mit ihrem Inhalt ganz einer bestimmten Gattung anschliefst, ohne sich selbständig geltend zu machen. In dieser Weise haben wir musterhafte Producte, und es mag vielleicht keine Didaktik schärfer, aber in der Form unmerklicher und defshalb künstlerischer hervortreten, als im Drama des *Aristophanes*, wo nur die Parabasis sich aufserhalb des Stückes setzt, und irgend einen *Zweck* andeutet; im Epos zeigt sich etwa eine ähnliche Erscheinung im *Reinecke Fuchs*, für dessen tiefe und belehrende Auffassung wir dem Verf. unsern innigsten Dank zollen müssen. In der Lyrik ist der Uebergang zur Didaktik zwar in sofern am leichtesten, dafs statt des Gefühles die Reflexion des Verstandes eintritt, indessen ist dieser Uebergang weder der einzige, noch überhaupt der künstlerischeste. Fängt nun aber die Didaktik wie alle jene allgemeine Formen an, statt den Inhalt zu ergreifen, sich allein der Gattungen zu bemächtigen und sich zum *Zweck derselben* zu machen, so nimmt zugleich das Undichterische seinen Anfang, theils weil jene Gattungen nicht schon für sich dichterische sind, theils weil der Inhalt dann gegen die Form und deren Zweck verschwindet, und somit der gleichgültige wird. Aufserdem aber ist die Deutsche Poesie des Mittelalters weit davon entfernt die Didaktik als allgemeine Auffassungs- und Darstellungsweise so vollendet ausgebildet zu haben, wie etwa das Römische die *Satire*, und wir glauben somit, dafs die unter dem genannten Abschnitte zusammengefafsten Werke den *allgemeinen Perioden* innerhalb der epischen und lyrischen Poesie unterzuordnen seien.

So viel hätten wir über die Art und Weise des ersten Buches zu sagen. In's nähere, einzelne überzugehen verbietet uns der unserer Anzeige bestimmte Raum, auch ergiebt sich vielleicht beim Erscheinen des zweiten Bandes der Geschichte der allgemeinen Poesie, Gelegenheit auf einige Puncte, in denen wir vom Hrn. Vf. abweichen, näher einzugehen. Indem wir nun dem zweiten Werke uns zuwenden, haben wir die Genugthuung, fast alles, was gegen die Behandlungsweise des ersteren ausgesagt wurde, hier verbessert zu finden. Die gröfsere Reife der Form läfst sich augenscheinlich nicht verkennen, wenn uns gleich der Reichthum und die Tiefe der Gedanken, welche jenes so vortheilhaft auszeichnen, in diesem nicht in dem Maafse zu Theil wird. Indessen darf hierbei mancherlei nicht unberücksichtigt bleiben. Indem nämlich bei einer allgemeinen Geschichte der Poesie, es dem Einzelnen unmöglich wird, alle Quellen selbst zu untersuchen, wird man gezwungen sich der Meinung und der Darstellung Anderer hinzugeben, wodurch das selbständige Urtheil, wo nicht an Schärfe doch an Frische verlieren mufs. Denn selbst die besten Uebersetzungen bleiben den Originalen immer noch entfremdet, und machen Irrthümer um so unvermeidlicher, als in ihnen gewöhnlich jede Spur der Form, auf welche es in der Poesie doch vorzüglich ankömmt, verloren geht. So ist allerdings vorzüglich bei den dürftigen Vorarbeiten zu der Orientalischen Poesie ein gewisser Muth erforderlich, um an die Ausführung einer allgemeinen Geschichte der Poesie heranzugehen. Wenn nun Hr. Rosenkranz gewifs unseren Dank verdient, ein solches Werk unternommen zu haben, so mögen wir gern eine nicht geringe Anzahl eigner und fremder Irrthümer, die das Buch enthält verzeihen, und wie wir uns recht innig mit dem Gegebenen freuen, können wir hoffen, dafs aus solchem gutgezogenen Bäumchen sich

bald ein kräftiger, fruchtreicher Stamm herausbilden wird; ohnehin werden ja die beiden folgenden Bände, deren Stoff Hr. R. selbst so genau und gründlich kennt, Ausstellungen dieser Art nicht zulassen. Nun aber scheint es uns rathsam, zunächst unsern Lesern den Plan und die Gliederung des Buches vorzulegen, und hieran unser Urtheil und unsere Meinung zu knüpfen. —

Die ganze Geschichte der Poesie zerfällt dem Verf. in die grofsen drei Hauptperioden, der *Orientalischen*, *antiken* und *Christlichen* Poesie. Die erste China, Indien, die Vorderasiatischen Völker (Hebräer, Perser, Araber) umfassend, die zweite Griechen und Römer, die letzte endlich die modernen Völker. Die Geschichte jeder einzelnen Volkspoesie wird nun von ihrem Beginn bis zu ihrer Vollendung durchgeführt, (auf welchen Punct wir später zurückkommen müssen,) innerhalb derselben aber herrscht, sofern die äufsere Entwickelung nicht so reich ist, um auf die Form entscheidend einzuwirken, der generische Unterschied als Abtheilungsnorm; im Falle aber der geschichtliche Gang auf die erweiterte Entwicklung der Gattungen wirkt, waltet die Periode vor mit steter Angabe der vorherrschenden Form. Dabei ist jene innere Seite, die als erkanntes Bewufstsein über den Einzelnheiten der Erscheinung schwebt, nicht zu stark hervorgehoben, sondern erscheint nur als die Massen der Begebenheiten ordnend und ihren vernünftigen Gang nachweisend, welches wir oben als die wahre Form wissenschaftlicher *Geschichtsschreibung* in dem Gegensatz und der Identität zur *Philosophie der Geschichte* bezeichneten. Es versteht sich somit von selbst, dafs das Bunte und Mannichfache des Geschehenen hier in reicher Fülle erscheint, und so das Buch zu einem belehrenden aber zugleich auch gefälligen macht; denn jedes Interesse der Person und der Sache erhält im gleichen Sinne seine Befriedigung. Der Zweck des Buches ist aber in solchen Einzelnheiten keineswegs, neue Resultate zu geben; der Verf. beabsichtigt nur eine Zusammenstellung des bereits Gegebenen, um einen Umrifs der Grundgestalten zu entwerfen, in welchen die Poesie sich entwickelt hat. In welchem Maafse dieis nun aber erreicht sei, wird der weitere Ueberblick ergeben.

Nachdem der Verf. die Naturpoesie, als die blofse Erhöhung der Stimmung durch Empfindung und unmittelbare Anschauung, der völligen Bewufstlosigkeit ihrer selbst und der Unangemessenheit der Form zum Inhalt wegen, mit Recht aus dem Kreise der Untersuchung ausgeschlossen, finden wir ihn mit der Chinesischen Poesie beginnen, da diese zuerst eine *bestimmtere* Form zeigt. Es ist ungemein schwierig, schon äufserlich des Mangels an Quellen halber, den Begriff der Chinesischen Poesie auszusprechen, und wir haben uns deshalb auch gewundert, wie Hr. R., der sonst gerade dem Schwierigeren eine vorzügliche Aufmerksamkeit zuwendet, diesen Punct umgehen konnte. Wer in den neueren Forschungen vorzüglich der Franzosen von der Poesie der Chinesen reden hört, mag wohl leicht zu der Vorstellung verführt werden, es sei hier eine durchaus entwickelte Form vorhanden, denn man ist eben nicht geizig mit Namen von *Epos*, *Trauerspielen*, *Lustspielen*, *Satiren*, *Elegieen u. s. w.* Allein es hat dem Begreifen des Wesens historischer Erscheinungen von jeher nichts gröfseren Schaden gethan, als die Uebertragung geläufiger Namen auf äufserlich ähnliche Zustände, wie Wodan-Mercur und Venus - Freia u. s. w. überall beweisen. Denn wer auch nur den gewöhnlichsten Sinn jenen Benennungen unterlegt, würde sich täuschen, wenn er ein dem Aehnliches in China zu finden vermeinte. Freilich, wer das Chinesische Leben in seiner Starrheit, aus der es auch nach Jahrtausenden nicht heraus kann, kennt, mag es von vornherein stark bezweifeln, dafs neben dem völligen Stillstand aller andren Richtungen, die Poesie allein einer so reichen Durchbildung sich erfreut haben sollte. Denn das ganze Chinesische Leben ist zwar für die *Philosophie der Geschichte* von grofser Wichtigkeit, — weil es eine Stufe einnimmt, welche rein als der Anfang *bewufsten Wirkens* erscheint, und insofern den *Ausgangspunct* der Entwicklung bildet, — für die *Geschichte* jedoch hat es seiner Unmittelbarkeit und Thatlosigkeit wegen nur eine sehr untergeordnete Bedeutung. Wie nämlich etwa in der Sprache, die man oft als die gebildetste, reichste preisen hört, welche aber mit Recht von W. v. Humboldt nur als das Element, oder die Elemente der Sprache bezeichnet worden ist, zwar viel von Verbum, Partikel, Plural, Nomen u. s. w. geredet ward obwohl jene Unterschiede, entweder gar nicht, oder mindestens nicht nach der diesen Namen geläufigen Vorstellung, dort existiren, so ist es auch mit jenen Gattungen Chinesischer Poesie.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 30.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter von Dr. Karl Rosenkranz.

Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von Dr. Karl Rosenkranz. 1ster Band. Die orientalische und antike Poesie.

(Fortsetzung.)

Wahrlich eine unbefangene, vorurtheilsfreie Prüfung der übersetzten Werke beweiset unwiderruflich, dafs die Formen Chinesischer Poesie den Charakter des Lebens des Volkes vollkommen an sich tragen, den — des *Elementarischen*. Somit ist an eigentliche Gattungen in unserem Sinne nicht zu denken, oder wer doch einmal Gattungen nicht entbehren kann, der mag jedes *einzelne Werk* als eine *eigene* betrachten. Denn offenbar hat man jene Unterschiede zumeist vom *Inhalte* hergenommen, ohne auf die Form Rücksicht zu nehmen, und dabei ist es freilich leicht von Satire, Elegie u. s. f. zu sprechen. Die wahren Unterschiede der Form aber erscheinen nur *elementarisch*, d. h. nicht als concrete geschiedene bestimmte Gestaltungen, sondern das Princip des Unterschiedes nur andeutend, und höchstens kaum in der allerdürftigsten Aeufserlichkeit aufzeigend. So ist das Drama keineswegs Darstellung der *That* (Handlung) durch Handlung, sondern Darstellung der *Erzählung* meist durch Gespräch, selten durch *Handlung*, die überdiefs im höchsten Grade roh und ungeschickt genannt werden mufs. Der Inhalt kann bei dem Familienhaften des ganzen Chinesischen Lebens sich aus diesem Kreise nicht erheben, und eben die Darstellung dieses Kreises in Weise der Erzählung — die man Roman zu nennen beliebt hat — bildet das Epische *Element* der Chinesischen Poesie, als das stets vorherrschende, welches nichtdestoweniger unbegreiflicher Weise Hr. R. diesem Volke ganz abspricht. Wir können diesen Abschnitt nicht verlassen, ohne unser Bedauern auszudrücken, dafs das Material, welches Hr. R. gegeben hat, als dürftig bezeichnet werden mufs gegen die Masse des seither Uebersetzten. Zwar reicht auch das Gegebene wohl hin, um ein leidliches Bild zu entwerfen, indessen vermissen wir ungern eine leicht zu erreichende Vollständigkeit.

Der Chinesischen Poesie schliefst sich Indien an, ein Land in allen seinen Richtungen ringend aus dem einen Allgemeinen die besondere Einzelnheit festzuhalten, und stets in das eine Allgemeine wieder zurückfallend, mit einer Poesie — „in der *zuerst* alle Formen auftreten, jedoch in einer noch schwankenden Gestalt und mit einem Vorherrschen des Epischen Elements". So giebt der Verf. tief und bestimmt den Charakter der Indischen Poesie an; dieſs stete Zurückfallen zum Epischen — der Allgemeinheit — innerhalb der einzelnen Klassen macht sich in der Lyrik sowohl als im Drama so sehr geltend, dafs, oft die Bestimmung der Gattung schwierig fällt, wie z. B. beim Nalódaya es schwer sein dürfte sich für Lyrik oder Epik zu erklären (vergl. Gesang 2.), obwohl freilich jenes Werk einer Periode angehört, wo die Vorherrschaft der ganz äufseren Form (des Reims — der Sprache) als Künstelei den zerstörendsten Einfluſs auf Inhalt- und Gattungsunterschied ausübt. Aber auch andere Dichtungen, der besten Periode angehörend, zeigen dieſs Ueberschlagen in der stärksten Weise, wie der *Wolkenbote* u. s. f., vor allen aber das *Drama*, worin es vorzüglich vom Griechischen und Modernen sich unterscheidet. Denn im Indischen Drama, wo die Auflösung des Kampfes vom *Zufall bedingt* ist — erscheint dieselbe somit als die gleichgültige, und gestattet das weitere Fortführen in Epischer Breite, während im Griechischen, wo der Kampf *geschlichtet* wird durch *Unterwerfung* (denn auch die Götter haben das Fatum noch nicht besiegt), und im Modernen, wo der Kampf *versöhnt* wird durch das *freie Bewufstsein*, mit dem Aufhören der in *einer* Person concentrirten Handlung, auch das unmittelbare Ende gesetzt, und jede weitere Fortführung unkünstlerisch wird.

Wie wir aber mit dem Grundbegriff, welchen der Verf. für die Indische Poesie aufzeigt, vollkommen einverstanden sind, können wir *im Allgemeinen* auch die Durchführung durch die Ordnungen gutheifsen, nur dafs hier sich einige Puncte geltend machen, deren wir eines verbreiteten Irrthums wegen Erwähnung thun müssen. Indem nämlich der Vf. bei manchen Untergattungen (von denen wenig gedruckt ist) der Meinung fremder Gelehrten folgen mufste, ist für die Entwicklung der Epischen Poesie ein augenscheinlicher Mangel entstanden. Es betrifft dieser vorzüglich die Stellung der *Purânas*, eines der wichtigsten Zweige der Epischen Litteratur, welchen der Hr. Vf. kaum zweier Worte gewürdigt hat, wie sie denn auch in der systematischen Inhaltsanzeige ebenso wie die *Vedas* ganz übergangen sind. Nun aber werden pag. 24. die *Purânas* als Uebergang von den *Vedas* und dem *Manu* in die reine Epische Poesie des *Râmâyana* und des *Mahâbhârata* betrachtet. Hätte Hr. R. die bisjetzt mit Uebersetzung herausgegebenen Bruchstücke dieser Dichtungsarten — das gröfsere selbständige *Devîmâhâtmyam*, von L. Poley besorgt, und die beiden kleineren von Stenzler und neulich von Wollheim bearbeiteten — zur Hand gehabt, er würde sich, abgesehen von der Form, deren Berücksichtigung Hrn. R. nicht gestattet ist, wohl gehütet haben einen solchen Ausspruch zu thun. Welches aber ist nun die Stellung der *Vedas*, des *Manu* und dann der Puranen zu der Epik des *Râmâyana* und *Mahâbhârata?* Sehr undeutlich und sich fast jener falschen Annahme anschliefsend ist Poley in der Vorrede zum angeführten Werke, allein den *Inhalt*, und auch diesen nur in ganz allgemeiner Weise auffassend; ebenso läfst auch v. Bohlen die Sache höchst unbestimmt; möge es uns defshalb bei der Wichtigkeit des Gegenstandes — selbst für die Griech. Epik — gestattet sein, der Erledigung jener Frage einige Worte zu widmen. Die reine Epische Poesie jedes Volkes, hat, wenn sie sich vollständig entwickelt, drei Stufen. Die erste die *Welt* als *Werdendes* fassend, enthält die Geschichte der Entstehung der einzelnen Richtungen, wie sie im Bewufstsein des Volkes in poetischer Anschauung lebt, *den Mythus*. Gegenstand kann alles *Gegebene* sein, Götter, Natur, Mensch, und wie das Volk auch seine *Sitte* und *Einrichtung* als Ueberliefertes hat, auch *diese*. Solche *Mythen* — (scharf von der *Sage* geschieden) — erstrecken sich daher nur auf dies Einzelne, ohne es zu einer gesammten Weltanschauung zu vereinen, und erheben sich nur bei wenigen Völkern vom Beginne an zur Bestimmtheit der Form, oder zur schriftlichen Aufzeichnung, die gewöhnlich erst später erfolgt. Diese Stufe der Epik nehmen in ihrem substantiellen Theile die *Vedas* und der *Manu* ein, obwohl mit Sicherheit mindestens bei den ersten eine genauere Kritik und eine tiefere Forschung, (zu der wir die gerechtesten und schönsten Hoffnungen von den Arbeiten unsres gelehrten Landsmannes Rosen in London haben), erst wird entscheiden müssen, ob und wie weit eine spätere Redaction, (für deren Annahme bei aller Alterthümlichkeit der Sprache einzelne Sprecherscheinungen gegründete Ursache geben) auf Form und Inhalt gewirkt hat; im *Manu* mindestens bestärken auch *sachliche* Verhältnisse eine solche Vermuthung. So stehen *Vedas* und *Manu* zur übrigen Poesie im Verhältnifs des *Pentateuch*, der die Aufgabe hat, die Welt nach allen ihren Richtungen, auch nach Sitte und Gesetz, als *werdende* — nicht *seiende* — zu fassen, und dessen *wesentlicher Theil* aus dem Glauben und dem Bewufstsein des Volkes in alter Erinnerung hergenommen ist, ohne dafs die spätere Redaction, um die sich die Kritik zu kümmern hat, geläugnet werden soll. So durfte Hr. R. die *Vedas* und den *Manu* als *zum blofsen Cultus* gehörend nicht kurzweg aus dem Kreise der Untersuchung streichen, denn auch der Cultus kann Inhalt der Poesie sein, dann aber verdiente die schon ausgebildete poetische Haltung und Sprache des *Manu*, und der *Vedas*, so viel wir sie kennen, (vgl. *Fr. Rosenii Rig-Vedae Specimen. Lond. Taylor* 1830.) eine Würdigung. Mögen wir diese Stufe der Poesie, da sie die Darstellung des *Werdenden* ist, die *genetische Epik* nennen. Die zweite Stufe ist die des *vollkommenen Epos* als Anschauung der *vollendeten Welt*, nicht als einer ihren besondern Seiten nach werdenden, sondern als einer in allen ihren Richtungen vorhandenen, und in sich selbst thätigen. Diese Stufe verlangt, dafs alle Potenzen frei *in der Welt*, als wirklicher, sich bewegen, nicht abstract von ihr fern, oder über ihr liegen, weshalb denn die Vorderasiatische Poesie bei Juden und Arabern dieis *vollendete Epos* nicht hat, da Gott als ein Jenseitiges aufserhalb der Welt liegt, und das Gesetz als die absolute dem Menschen gegenüberstehende Macht seine Freiheit hemmt. Diese Gattung des Epos vorzüglich scheidet sich, je nachdem die Bewegung in kräftiger gewaltiger Weise als Kampf und Gegensatz der einzelnen Po-

tenzen auftritt, oder als stilleres mehr innerliches, ruhigeres Treiben sich zeigt, in zwei Gattungsarten, die gegenseitig sich ergänzen und vollenden, in die beiden Kreise, welche der Verfasser in dem 1sten Buche *den Kreis der Ilias* und *Odyssee* nennt. Im Indischen bezeichnen diese Stufen der *Râmâyana* und *Mahâbhârata*. Aus dieser *Gesammtweltanschauung*, die jene *erste Stufe des Mythus zu* ihrem *Element* hatte, und gewissermafsen die Vereinigung der einzelnen Mythen zu einem grofsen nationellen Epos ist — (wodurch sich die Streitigkeiten über die verschiedenen Bestandtheile und Vff. der Epopeen erledigen) — vereinzeln sich nun bestimmte Kreise, sich mit vorzüglichem Interesse an gewisse Personen und Richtungen schliefsend, indem die poetische Anschauung den Blick auf die Welt — als die eine in allen ihren Richtungen — aufgiebt, und sich innerhalb derselben ein *besonderes* Interesse auswählt. Ihr Fundament ist die *Sage*, die sich vom *Mythus* im Inhalt und Form wesentlich dadurch unterscheidet, dafs während dieser die Welt in allen ihren Richtungen als *entstehend* (*genetisch*) fafst, und aus dem nationellen Bewufstsein genommen ist, jene innerhalb des schon *organisirten* Lebens die Richtung und Bewegung der verschiedenen bedeutenden Potenzen enthält, und mehr dem particulären Bewufstsein entlehnt, selbst dem einzelnen *Dichter* das Recht der *Erfindung* giebt, was in den früheren Stufen nicht der Fall ist. Wir mögen diese Gattung des Epos um nicht unnöthige neue Namen zu schaffen — das *cyklische* Epos nennen (cyclisch jedoch im weiteren und dem eben angegebenen Sinne gegen den meist herrschenden Gebrauch); und ihm weisen wir jene achtzehn, so viele zählt die gewöhnliche Angabe, *Purânen* zu, deren Stoff in oben angeführter Weise abgesonderte Sphären des religiösen und des sittlichen Lebens überhaupt enthält, deren Form aber, sich so von der des *nationellen Epos* unterscheidet, dafs eben dieses Inhalts wegen, keine bestimmte in sich geschlossene Vollendung eines Ganzen vorhanden ist, sondern der Stoff sich weiter fortspinnen kann in der Bewegung der Zeit. In diesem ihren steten *Unvollendetsein* aber wird nach und nach das *poetische* Interesse ein unbefriedigtes, die *Begebenheit* im Gegensatz zur Form ist es, die uns ergreift, und die Poesie — wird zur *Geschichte*. Diese Stufe der Epischen Poesie nehmen die Purânen ein. Grund zur Annahme jener falschen Stellung dieser Gedichte ist für Hrn. R. der Umstand gewesen, dafs im *Râmâyana* dieselben angeführt werden sollen; allein *purâna* bedeutet überhaupt (*priora*, *antiqua*) die *alte Sage* (Mythos), und diese ist dort gemeint, nicht die schon abgefafsten Gedichte die jetzt diesen Namen haben. In gleicher Weise können wir es nicht billigen, dafs von den Fabelsammlungen der Indischen Poesie nur in einem Anhange gesprochen wird, ohne ihnen eine sichere und bestimmte Stellung anzuweisen; bei der Scheidung der Perioden Indischer Poesie in Bezug auf Fermentwicklung würde sich diese richtiger ergeben, doch wollen wir nicht läugnen, dafs bis jetzt noch gröfseres Material nöthig sein dürfte um vollständig und sicher vorschreiten zu können. Wir können die Entwicklung der Lyrik und Dramatik übergehen, da sie uns keinen wichtigen Gegenstand zur Discussion bietet; im Allgemeinen ist der Stoff ziemlich vollständig gesammelt, obwohl Unrichtigkeiten hin und wieder vorkommen. So z. B. erscheint Rückert's Werk *Nal* und *Damajanti* als Uebersetzung des *Nalodaya*, da es doch zum *Nalus* gehört, bei dem wir wieder nur Kosegarten's Uebersetzung angeführt finden, ohne dafs Bopp's früherer Ausgabe des Textes und wörtlicher Lateinischer Version, nach welcher erst K. Uebersetzung angefertigt ward, Erwähnung geschieht. Mehreres andere dergleichen übergehen wir als geringfügig, obwohl es den unkundigen Leser leicht zu starkem Irrthum verleiten kann. Nicht in gleichem Sinne können wir mit dem folgenden Abschnitte der Vorderasiatischen Poesie, welche dem Verf. in Hebräische und Muhamedanische — d. i. Persische, Arabische und Türkische Poesie — zerfällt, einverstanden sein. Weder historisch noch philosophisch läfst sich einerseits ein Uebergang von Indien nach *Judäa*, andrerseits von den Türken zu den Griechen irgendwie begreifen. Es tritt nämlich die Frage ein, ob in der Darstellung einer allgemeinen Geschichte der Poesie, an *einem* Orte die Poesie eines Volkes vollständig abgehandelt werden müsse, (wie dies Hr. R. thut); oder ob eine Trennung derselben möglich, ja nothwendig wird, wenn ein Volk durch grofse historische Umwälzung aus seiner ursprünglichen Sphäre in einen höheren Kreis fortgerissen wird. Nun aber stellt Hr. R. selbst den Orient und Occident als Gegensätze, durch die antike Welt vermittelt, dar, und begründet hierauf seine allgemeine Eintheilung. Daraus aber folgt unabweisbar, dafs der starre Gegensatz beider nur so lange festgehalten werden kann, als eben nicht eine

Durchdringung beider Momente stattgefunden, und das Leben beider modificirt hat. Dieſs ist jedoch geschehen durch den Muhamedanismus, der viele Christliche Momente in sich aufnehmend, die Araber und Perser aus ihrer alten Starrheit und Getrenntheit herausriſs und durch den Gedanken einer überall zu verbreitenden Weltreligion die Völker näher an einander brachte; dieſs ist geschehen als durch die Kreuzzüge auch die Europäische Sitte, Ritterlichkeit und Frauenverehrung, — früher dem Orient fremde, unerhörte Momente, — nach Asien kamen. Dieſs ist endlich geschehen durch die Eroberung des südwestlichen Europas und theilweise des nördlichen Africas durch die Araber — da jene sich dem Lande, seinen Gebräuchen, Verhältnissen und Forderungen fügend ein neues buntes Leben begannen, indem sie die Sinnlichkeit und Glut des Orients mit der Feinheit und dem Adel des Occidents verschmolzen. Solche in sich zusammenhängende nicht zu trennende Momente heben die spätere Poesie des Orients in eine Sphäre, die allein von dem Standpuncte des Mittelalters aufgefaſst und erklärt werden kann. Oder wie will man das von Hrn. R. selbst *romantisch* genannte Persische Gedicht Jussuf und Suleika oder den Mysticismus, der überall später sich geltend macht, aus dem Leben des Orients allein begreifen? Wir glauben nicht mehr sagen zu brauchen; unbefangen genommen wird es wohl klar sein, daſs in der Entwicklung der Poesie zwischen Indien und Griechenland nur *die* Periode der Vorderasiatischen Dichtung behandelt werden darf, welche dem Orient als solchem allein angehört. Aber freilich dürfte eingeworfen werden, daſs die neu aufblühende Persische Poesie einen groſsen Theil ihrer Momente aus dem alten Vormuhamedanischen Leben entlehnte, wie dieſs in dem *Schahnameh* deutlich und bestimmt hervortritt; da es jedoch nicht nur der Inhalt ist, der dem Kunstwerke seinen Standpunct anweiset, so mag gerade das Zusammenflieſsen beider in sich so verschiedener Welten, — der alten, in dem Volk als Erinnerung und Traum noch wurzelnden, und der neuen, durch das Wort des Propheten umgewandelten, — die (von Hrn. R. p. 97. nicht näher angegebene) Eigenthümlichkeit dieser gewaltigen Epischen Chronik begründen, indem dieſs Zusammenflieſsen zwar die Epische Vollendung — die im Orient nicht aufkömmt — beeinträchtigt, aber ihr dafür auch einen Reichthum, eine Fülle und eine Weiche giebt, welche das Schahnameh den gröſsten Werken des Orients beigesellen. Man kann in dieser Beziehung die Vergleichung mit unserm Deutschen Heldengedicht der Nibelungen nicht abweisen, um die Unterschiede recht klar und bestimmt zu fassen. Denn während das Christenthum nicht als scharfer Gegensatz und als Zerstörung des alten äuſseren Lebens der Germanen auftritt, sondern sich nur in dasselbe hineinlegt, um es als Inneres, Bewegendes in stufenmäſsiger Entwickelung umzugestalten — und so die Differenz beider Welten, des Heidenthums und Christenthums, als nur unmittelbar im Glauben haftend gegen den sittlichen Ernst und das gewaltige Fortschreiten der That bis zu ihrer Vergeltung, gleichgültig wird und verschwindet, somit der Einheit und Vollendung des Epos keinen Abbruch thut; ist dagegen in Persien die Vernichtung der alten Welt durch Vernichtung aller alten Formen des Lebens, durch Aufhebung der Kaste und jeder Besonderung in dem allgemeinen Glauben an *einen* Gott und *einen* Propheten, eingetreten, und der Bruch, der beide Sphären auseinanderhält, duldet nur eine scheinbare Verbindung, die das *Wunderbare* hinüber und herüberspielend, täuschend vollbringt. Was bleibt aber nach dem Gesagten für die Perser an Poesie, die in diese Periode gehörte, übrig? Nichts als etwa die mythischen uns im Zend-Avesta und, ihrem *substantiellen* Theile nach, in den späteren Epischen Gedichten bewahrten Sagen. Denn es scheinen die alten Perser wie die Aegypter es zur entwickelten *Kunstpoesie* nicht gebracht zu haben, und wenn dieſs das Stillschweigen aller Alten, die ausführlich über Sitte und Gebrauch der Länder schrieben, — trotz vielfacher Gelegenheit, ja Nothwendigkeit der Erwähnung — andeutet, so läſst der tiefere Grund sich leicht in dem religiösen Leben beider Völker aufzeigen. Denn in Persien scheint das Festhalten des abstracten Dualismus der Principe, die jede Sinnlichkeit wie alle Fülle und allen Reichthum des Vorhandenen abweiset — wie den Göttern nicht Altäre gebaut, noch Opfer dargebracht werden — den Aufschwung des Gemüths zu bannen unter die Fessel einer ernsten practischen tiefen Lebensmoral, während zugleich dadurch, daſs diese Principe als *neben einander* in der Welt *bestehend* gedacht werden, selbst die Lyrik des Schmerzes und der Hoffnung, wie sie bei den Juden die Trennung Gottes und der Welt erzeugt, abgehalten wird.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 31.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter von Dr. Karl Rosenkranz.

Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von Dr. Karl Rosenkranz. 1ster Band. Die orientalische und antike Poesie.

(Schluſs.)

In Aegypten, wo die Kaste drückend ihren Einfluſs übt und der Erhebung des Einzelnen entgegentritt, scheint der Begriff sich nur in der Form des Räthselhaften manifestiren zu wollen, der Stein, zu unendlicher Masse aufgethürmt und das Bild, in seiner Verschlingung, deuten ihn für den Kundigen an, aber das *Wort* würde das Räthsel verrathen. — Wir hätten nun noch mehrere einzelne Puncte zu erwähnen, die selbst bei Annahme der von Hrn. R. gewählten Darstellung auffallen müssen. Nimmt man nämlich die *Muhamedanische* Poesie als Gattung an, so ist es nicht abzusehen, wie Hr. R. die Perser vor den Arabern behandeln konnte; und so wird es klar, daſs die Vermischung beider Momente — *der Perser*, in *ihrer ersten Zeit* als dem *Dualismus* der Principe ergeben (und diese bilden allerdings für die Geschichte überhaupt von Indien den Uebergang) mit den *Muhamedanischen* Persern, den Verfasser zu jenem Irrthum verleitete, der am schärfsten da hervortritt, wo Hr. R. einen Ueberblick der Orientalischen Poesie gibt, und wo es trotz des Aufwandes an Kunstworten nicht entgehen kann, daſs der Vf. weder von Indien auf Judäa, noch von dem Orient zur neuen Form der Griechen gelangen kann. Um kurz unsere Meinung anzudeuten, scheint uns der wesentliche Fortgang von Indien zu Griechenland der, daſs von dort aus, wo in erst *werdender* Form allein das *Epos* sich bestimmt entwickelt, zur *vorderasiatischen* Poesie, den Arabern, doch *nur* bis zur Muhamedanischen Periode, (*Moallakats* und ältere Lieder der *Hamasá*) und den *Juden* fortgeschritten wird, wo die *Lyrik* allein bestimmt heraustretend die letzte *feste* Form des Orients erreicht, um in die Poesie der vollendeten Form überzugehen. Denn wie in der Indischen Poesie nur das *Epos* eine Festigkeit erlangt hat, *Lyrik* und *Dramatik* noch schwanken und zurückfallen, bei den Vorderasiaten aber die Lyrik allein das *Stete* ist, kann die weitere Entwickelung nur *die* sein, daſs alle Formen in ihren reinen bestimmten Verhältnissen erscheinen wie dieſs bei den Griech. geschieht. Zwar auch die Hebr. Poesie hat die Versöhnung des Lyrischen und Epischen Elements versucht in den *Propheten*, in denen das Epische nicht das *gegenwärtige Bestehende*, sondern entweder das *geahndete Zukünftige* ergreift, oder der glücklichen Vergangenheit sich erinnert, das *Lyrische* der *Schmerz* und der *Zorn* über das Vorhandene ist; aber wie einerseits diese Prophetik nur äuſsere Vereinigung, nicht innere Verschmelzung und Durchdringung ist, schwindet auch das Epische Element, welches sich in jener Erinnerung und dieser Ahnung nicht an dem *Festen*, *Seienden* und seiner Bewegung halten kann, gegen die Wahrheit und Tiefe der Lyrik, die im Wirklichen wurzelt, zusammen, so daſs aus der Verbindung nur *Schmerz* und *Hoffnung* auf die That und ihre Erlösung, nicht aber die *That* selbst hervortreten kann. So ist die Prophetik als Poesie zu fassen, und als solche fassen wir sie selbst auf die Gefahr hin ein wenig verketzert zu werden; welche *andre Bedeutung* ihr aber *auſserdem* zukömmt, ist nicht Gegenstand *dieser* Betrachtung. Sonderbar, Hr. R. der doch sonst das Didaktische selbst, *als eigne poetische* Form betrachtet, nimmt hier vom *Zweck* der Prophetik den Grund zur Verwerfung derselben als Poesie. Wie sehr sich aber auch dieser Zweck annehmen läſst, so ist er doch bei den Propheten meistens nur, ohne *die Form* in ihrem Wesen zu bedingen, zum Inhalt getreten und nimmt so, wie wir oben gezeigt haben, dem Kunstwerk seinen Charakter als solchem keineswegs. Vieles hätten wir bei der Orientalischen Poesie noch

hinzuzufügen, weil manche Puncte nach dem bereits Gesagten sich nothwendig anders gestalten; doch müssen wir diese Betrachtungen zurückhalten, um für die zweite Stufe der Poesie, für die antike Raum zu gewinnen.

Der Verf., der sich hier auf einem Gebiete findet, dessen Richtungen ihm selbst nachzufolgen erlaubt ist, und dessen Quellen sorgsam untersucht und bearbeitet worden sind, zeigt hier offenbar mehr Sicherheit und Gewandtheit als in den früheren Untersuchungen. Folgen wir zunächst dem Gange der Griech. Poesie, welche der Verf. in drei Perioden, die *Hellenische*, *Alexandrinische* und *Byzantinische* theilt. Die reine Hellenische zerfällt nach den Gattungen in Epos, Lyrik und Dramatik, eine Ordnung mit der wir uns einverstanden erklären, weil in der Griechischen Poesie wie in keiner anderen die Entwicklung der poetischen Gattungen mit der periodischen Entwicklung zusammenfällt. Weniger kann Ref. mit der Gliederung des Epos übereinstimmen, welches als 1) *Mythisches Epos: a*) das Homerische, *b*) das Hesiodische und *c*) das Cyklische umfafst, und 2) als *Didaktisches Epos: a*) die Orphische Hymnik, *b*) die Aesopische Fabel, *c*) das reine Lehrgedicht enthalten soll. Rücksichtlich des reinen Epos, haben wir oben unsere Ansicht ausgeführt, und wenn man auch in der Griech. Poesie, jenes Genetische, da es in seiner Zerstreutheit nicht aufbewahrt erscheint, vom Gange der Untersuchung ausschliefsen will, so scheint es uns doch nicht thunlich, die Poesie *eines* Dichters, wenn in ihr nicht das einer Gattung Eigenthümliche ausgeprägt ist, als Eintheilung voranzustellen. Dieſs aber ist bei Hesiodos nicht der Fall. Wie er einerseits das vollendete Nationalepos verlassend im *Schild des Herakles*, aus dem Katalog der Weiber übrig, zu der Kyklischen Poesie den Anfang bildet, finden wir ihn in den Werken und Tagen als Gründer des Didaktischen Epos, zu welchem man auch vielleicht, wenn nicht besser zu dem Kyklischen, die im Plane durch *unglaublich viele Einschiebungen* anderer Dichter oder Grammatiker entstellte Theogonie zählen mag, sei ihre Beziehung nun eine physische oder rein beschreibend; ihre jetzige Gestalt läfst viele Zweifel aufkommen, obwohl Rec. gesteht, dafs er mit Hrn. R. die Titanomachie nicht als Hauptpunct des Gedichtes betrachten kann. An die Kyklische Epik reiht sich auch die *Hymnik*, die nichts will als besondere Kreise der vorzüglichen religiösen Richtungen preisen, wie in Indien die Purânas schon dem Sektengeiste fröhnen; wir nehmen auch deſshalb billig Anstand, sie dem Didaktischen Epos beizuzählen. Auch die Stellung der Batrochomyomachie ist nicht ganz scharf und bestimmt angegeben. Sie gehört offenbar zu jenen von uns erwähnten Abarten der reinen Gattungen durch den Zutritt allgemeiner Gedankenformen, und dieſs geschieht im Griechischen Epos in folgender Weise: 1) durch das Didaktische Moment, wozu namentlich die physischen Dichtungen gehören, später übergehend in die Philosophie; 2) durch das Symbolische und Parabolische, (die Fabel); 3) durch das Parodische (Batrochomyomachie). Wie hier der Inhalt sich schon dem gewöhnlichen Leben nähert, beginnt auch die Sprache sich der Prosa anschmiegen zu wollen, und schreitet so zu den *Jamben* des Archilochos fort, die als Uebergang zur Lyrik eine bessere Stellung gefunden haben würden als bei Hrn. R. am Ende der Jonischen Schule. In der Gliederung der Lyrik, welche in *Jonische*, *Aeolische* und *Dorische* Schule zerfällt, folgt Hr. R. der Darstellung Böckh's, wie sie bei Passow in der 2ten Ausgabe des Grundrisses (vergl. Vorrede) erscheint; wir entheben uns hier wie bei der Darstellung der dramatischen Poesie, wo uns freilich manches Einzelne, vorzüglich bei der Komödie Stoff zur Widerrede geben konnte, jeder Bemerkung. Aber die weitere Abtheilung in Alexandrinische Poesie und Byzantinische können wir in diesem Theile nicht gutheifsen. Die letzte Periode gehört offenbar in die Poesie des Mittelalters; Christlicher Geist und Christliches Leben dringen ein, der Griech. hat sich schon längst aufgegeben, und schwer dürfte sich im Alterthum ein sentimentales Epos (p. 292.) begreifen lassen. Dafür zerfällt uns die zweite Periode bei Hrn. R. in zwei: 1) *die gelehrte Poesie*, die zweite Periode der ganzen Poesie bildend, in welcher die Gattungsunterschiede, beim Vorherrschen *eines* Grundtones schon gemischt werden, wie im Idyll das Epische als mahlend auch die dramatische Form des Gesprächs nicht verschmäht; und 2) als dritter Theil der Griechischen Poesie, die *Nachahmer*, wo Inhalt und Form dem antiken nachgebildet werden, in letzter aber meistens eine Künstelei entsteht, die ihre Armuth und Abgefallenheit verbergen soll, aber um so fühlbarer und schroffer durchblicken läfst.

In der Geschichte der Römischen Poesie ist neuerdings durch Bernhardy's Leistungen ein bedeutender Fortschritt geschehen. Sie zerfällt unserm Hrn. Verf.

1) in die Periode des *alterthümlichen* Stiles: *a*) die älteste einheimische Poesie, *b*) die Griechische Poesie als unerreichtes Ideal, und *c*) die Einigung des Lateinischen und Griechischen Stiles umfassend; 2) in die Periode des *eleganten* und *correkten* Stiles, zwei nicht näher bestimmte Kreise bildend, und endlich 3) in die Periode des *barbarisirenden* Stiles. Auch diese Gliederung die wir im Wesentlichen billigen, scheint uns doch im Einzelnen nicht ganz exact, und es sei uns erlaubt, unsere abweichende Meinung schliefslich darzulegen. Genau genommen ist es dieselbe Eintheilung, welche Hr. Bernhardy befolgt, mit Auslassung der Isten und Vten Periode, von denen die zweite nicht in diesen Theil gehörte, die erste nicht eigentlich Periode zu nennen ist. Aber der bloſse Unterschied des Stiles ist für die Unterscheidung der ersten eigenthümlichen Römischen Poesie nicht genügend. Die älteste einheimische Dichtung der Römer hat einen viel wesentlicheren Unterschied gegen die spätere, als den bloſsen Stil, und dieſs hindert uns die erste Abtheilung anzunehmen. Denn der *Stil* ist uns nur der *äuſsere Unterschied* in der Form, wo das *Wesen* derselben dasselbe bleibt; die Form der einheimischen Römischen Poesie ist aber *wesentlich* von der späteren geschieden. Denn während sie von dem Epischen Element in der Sage beginnend, durch das Hymnische Lied durchgeht, findet sie in dem *Drama* die dem Volke entsprechende Form, als jene selbständige Entwicklung plötzlich gleichsam durch die äufsere Geschichte des Volkes abgebrochen wird. So wenig wir von jenem alten Drama, das sich durch die verschiedenartigsten Arten bis zur dramatischen Satire durchwindet, wissen, so geben uns alle Nachrichten, doch die feste Ueberzeugung, daſs es von dem späteren, den Griechen nachgebildeten, sich vollkommen dem Inhalt und der Form nach unterschied. Auf diese Stufe war die Poesie gelangt, als die Römer aus ihrem engen Leben heraustreten, und jene Periode der Geschichte beginnen, in welcher sie erobernd die Selbständigkeit der Völker durch Unterwerfung, die eigne durch *Adoption* des fremden gebildeteren Lebens vernichten. So weicht die heimische Poesie, deren Entwicklung ohnehin im Drama abgeschlossen ist, der fremden Griechischen, und wie die Römer eben bis zur eignen Entwicklung des Drama und zwar des mehr heitern gekommen waren, ist es eben deſshalb die dramatische Poesie, die zunächst nachgebildet wird. So beginnt die zweite Periode, wo dem Wesen nach die *Griechische* Form nachzubilden ist, die Periode der *Nachahmer*. Es bleibt bei dem Gegebensein des Wesens der Form, die Entwicklung nur eben in dem Aeufseren der Form — welches der Stil ist — möglich. So zerfällt diese Periode denn in drei Abtheilungen: *a*) die erste, in welcher dieser Stil sich erst heranbildet, d. h. wo es noch des Ringens und Kämpfens bedarf, um *die Sprache* und überhaupt das Aeufsere, etwa das Metrum, der gegebenen Form gleich zu machen, ja wo diese Form selbst noch nicht in ihrer Tiefe und ihrem Werthe durchaus begriffen ist; die Zeit des *unvollkommenen Stiles*; *b*) die zweite, in welcher der Stil auf den Standpunct gelangt, daſs er der gegebenen Form, in so weit es in Rom vollbracht werden kann, adäquat wird — die Zeit des eleganten correkten Stiles, und endlich *c*) *die dritte*, in welcher bei dem Herabkommen und dem Verderb der Sprache, wie der äufsern Form überhaupt, der Dichter zur Bildung seines Stiles nicht mehr dem Natürlichen im Volke Lebenden folgen kann, sondern in die frühere Zeit zurückgehend das Beispiel der älteren Dichter zum Muster nimmt — sei es wie Persius aus der correkten, oder wie Apulejus aus der früheren Periode — die Zeit des *nachahmenden gelehrten* Stiles, welche bei Hrn. R. die wohlgefühlte, aber eben des Irrthums in der Eintheilung wegen, nicht näher charakterisirte Unterabtheilung der zweiten Periode ausmacht. Die *dritte Periode* endlich umfaſst uns die Erscheinung, wo das Zerwürfniſs und der Untergang alles Wurzelnden, auch die Zerstörung jeder poetischen Form mit sich führt, und wir tragen kein Bedenken, diese Periode, nicht wie Hr. R. die des *barbarisirenden Stils*, (was zu eng ist, denn der Stilunterschied gehört nur der zweiten Periode), sondern der *barbarisirenden Form* zu nennen. So richtig und wahr uns indessen die von uns gegebene Gliederung durch die Geschichte des Volkes, welche dieselben Stufen macht, erscheinen muſs, so sehen wir doch im Voraus ein, daſs man uns namentlich die *Satire*, die ihrer Ausbildung nach in die zweite Periode fällt und nicht der Griechischen Nachahmung ihre Existenz verdankt, entgegenhalten wird. Zum Ueberfluſs ist dabei denn doch zu bemerken, daſs wir unter Nachahmung nur das *Nachbilden* innerhalb des Wesens der gegebenen Form verstehen, ohne dem einzelnen Dichter etwa den Ruhm der Erfindung oder der Ausführung schmälern zu wollen — gegen welche Richtung Bernhardy mit Recht in der Vor-

rede ankämpft. Aber jener Vorwurf, den man uns von der Satire her machen könnte, erledigt sich, um davon zu schweigen, dafs derselbe eben so gut Hrn. R's. Eintheilung trifft, durch die einfache Betrachtung, dafs die Satire sich in ihrer Entwicklung durch Lucilius, Horatius u. s. w. allerdings auf Nachahmung gründet, und zwar in doppelter Beziehung. Denn die Satire, aus dem dramatischen Element hervorgegangen, hatte noch Lebenskraft als die Griechische Form in Rom einzog; Leben hatte sie darin, dafs die Frische der dramatischen Weise sie nicht als selbständige Form duldete, sondern in den Inhalt nur hineinzog. Das Herrschen der Griechischen Form aber bewirkte, dafs für die Satire eine ähnliche Weise im Griechischen gesucht ward; im Drama war diese nicht zu finden, somit hob man die Seite die ursprünglich nur naiv und unmerkbar in ihr gelegen, das Didaktische, schroff hervor, machte so die didaktisch-satirische Form zu einer eigenen Gattung, die das Aeufsere des Griechischen Lehrgedichts — den Hexameter — sich aneignete. In diesem Feststellen aber zur eignen *Form* liegt das unpoetische und unkünstlerische, was wie wir oben erwähnt haben, den Tod der früher, wie es scheint, recht blühenden und geliebten Weise in sich trägt.

Indem wir aber so den Lauf der Poesie von China aus mit dem Vf. verfolgt haben, haben wir uns bemüht den Forderungen einer wissenschaftlichen Kritik Genüge zu leisten, das heifst einer Kritik, welche die Entwicklung und den Gang eines Werkes prüfend zugleich seine Stellung zur Wissenschaft und den Fortschritt in derselben genau und bestimmt bezeichnet. In dieser Weise aber glauben wir, das oben von uns gefällte Urtheil gerechtfertigt und vollständig erwiesen zu haben. Wenn wir noch manches zu bemerken, und vorzüglich Einzelnheiten zu berichtigen hätten, so haben wir im Drang uns überall beschränken zu müssen, um so mehr solche Bemerkungen zurückgehalten, als Hr. R. selbst Vieles bei weiterem Studium behufs einer neuen Auflage auffinden wird; eines aber wollen wir indefs noch erwähnen, da es vielleicht bei Ausarbeitung der folgenden Bände von einigem Nutzen sein könnte. Wir glauben nämlich, dafs Hr. R. viel zu wenige Rücksicht auf den Charakter der Sprachen und deren Einfluſs auf die Poesie genommen hat, obwohl die Einwirkung offenbar stark und gewaltig genannt werden mufs. Das Festhalten der einzelnen Volksdialekte für bestimmte poetische Formen im Griechischen; dann aber eine Vergleichung etwa von *einem* Buche des Virgil mit *einem* des Homers wird dieſs klar zeigen; denn was der Grieche mit einem Compositum mahlerisch zeichnet, das erlangt zuweilen der Römer kaum durch Umschreibung ganzer Verse, um von der Freiheit und Ungebundenheit, die in solcher Weise die Indische Sprache genieſst, zu schweigen. Für das Althochdeutsche im Gegensatz zum Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen möchte wohl jener verschiedene Charakter der Sprache und vorzüglich ihrer Formen (vgl. Graff Vorrede zu Otfried) von ganz besonderem Interesse, auch des Reimes wegen, sein.

Agathon Benary.

XVIII.

Schwäbisches Wörterbuch mit etymologischen und historischen Anmerkungen v. M. Johann Christoph v. Schmid. Stuttgart in Schweizerbarts Verlagshandlung. 1831.

Der vor einigen Jahren verstorbene Verfasser dieses Wörterbuchs, das von den Hinterbliebenen — der Herausgeber hat sich nicht genannt — zum Druck befördert ist, lieſs bereits im Jahr 1795 einen auch im 9ten Theile von Nicolai's Reisen durch Deutschland aufgenommenen „Versuch eines Schwäbischen Idiotikons, oder Sammlung der vorzüglichsten, in Schwäbischen Ländern und Städten gebräuchlichen Idiotismen, mit etymologischen Bemerkungen, Berlin bei Nikolai" erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 32.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Schwäbisches Wörterbuch mit etymologischen und historischen Anmerkungen v. M. Johann Christoph v. Schmid.

(Fortsetzung.)

Das mannigfaltige Interesse, das, nicht nur in sprachwissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch in Bezug auf die Auffassung der Ansichten und Charakterzüge einer Völkerschaft, zumal für denjenigen, der selbst zu ihr gehört, mit einer solchen Arbeit verbunden ist, macht es erklärlich, dafs der Verfasser seit jenem ersten Versuche, also mehr als 30 Jahre hindurch, die Vervollständigung und Vollendung dieses Werkes sein Haupt- und Lieblingsgeschäft sein liefs und sich einer fünfmaligen Umarbeitung desselben unterzog, wodurch er sich zwar der Freude, die Frucht seines langjährigen Fleifses selbst noch der Welt zu übergeben, beraubt, uns aber in desto gröfserer Fülle theils alte, längst verschollene, theils Schwäbischer Heimath angehörige, Gestalten aus der Geisterwelt der Sprache vorgeführt und zugleich, um mich eines Schmellerschen Ausdrucks zu bedienen, einen desto reicheren Bildersaal des in der Sprache abgedruckten Volkslebens eröffnet und hinterlassen hat. Nur einige Beispiele theils Alt-Alamannischer Wörter (*Alamannen* ist der Volksname und nicht, wie der Verfasser meint, Alemannen, Allmannen), theils eigenthümlicher Provinzialismen, mögen hier aus A. B. D. angeführt werden: *Aberwandel*, Geldstrafe; *abich* (Alt: *abuh*), verkehrt; *Atti* (Goth. *atta*), Vater; *Anke* (Alt. *ancho*), Nacken; *Aenspe* (Alt. *anspin*), Scheibe an einer Spindel; *aren* (Alt. *haren*), rufen; *Esch* (Alt. *ezzisc*, Goth. *atisk*), Saat, Flur; *auffen* (Alt. *uffon*), vermehren; *Augenbeere*, Heidelbeere; *Aewerg* (Alt. *awirchi*), Abwerg, *stuppa*; *Bacht*, Koth; *bäckeln*, wärmen, auch verzärteln; *Benn*, (*benna lingua Gallica genus vehiculi appellatur. Festus.*), Wagenkorb; *besten* (Alt. *bestan*), zusammennähen; *Backel*, verlegene Waare; *Bämber*, Katze; *Peunt* (Alt. *piunta*, auch in Ortsnamen: Edelpeunt, Eberspeunt, Vöchinpeunt), eingehegtes Feld; *Phosen*, Pflaumen; *Biegel*, Winkel; *Blätsch*, grofses Kohlblatt; *Bläse*, Kornmohn; *Plaute*, Seitengewehr; *Blickel*, Fensterladen; *Bletz* (Goth. *plats*), Fleck (Lappen); *bolen* (Alt. *polon*), werfen; *Bratschen*, kleine Holzkohlen; *Baum*, Sarg; *bennen*, wollen; *Bissen*, Keil; *Buderer*, entfernter Donner; *Buckeln*, Hambutten; *Pranger*, Spiegel; *Preis*, Dachziegel; *Brem* (Alt. *brama*), Dornstrauch; *taig*, weich; *daukelich* (Alt. *taukanlih*), heimlich; *Däum* (Alt. *daum*), Dampf; *Daatsch*, gefülltes Backwerk; *deichen*, schleichen; *Tensch*, Schleuse; *Teufeln*, Unterrock; *Täke*, Schenkel; *trat* (Alt. *drâti*), schnell; *Dunk* (Alt. *tunch*), Weberkeller; *Dusel*, Ohrfeige etc. Von den Ausdrücken und Redensarten, in denen sich eigenthümliche Ansichten, Auffassungen, Urtheile des Volkes abspiegeln, heben wir hier, theils aus dem Werke selbst, theils aus der Beilage: *Schwäbische Sprichwörter*, folgende heraus: *Abrahämle*, eine Runzel auf der Stirne. — *Mit einem zu Acker gehen*, rauh, hart mit Jemand verfahren. — *Bauchten*, sichtlich in der Schwangerschaft dick werden. — *Baurenkirbe* (Bauernkirmes), bäurischer, altmodischer Putz. — *Anbau*, scherzhafter Ausdruck für Höcker. — *Beinhäusler*, ein knochendürrer Mensch. — *Pfaffenschnitzle*, das beste Stück des Bratens. — *Es pfingstelt ihm*, er befürchtet einen schlimmen Erfolg. — *Pfitzauf*, der nicht lange ruhig auf einer Stelle bleiben kann. — *Angebrannt*, verliebt, auch halbbetrunken. — *Feiertag*, Faullenzer. — *Bäs Anne*, Kinderruthe. — *Betnoppel*, Betschwester. — *Plätzel*, Plaudertasche. — *Druckerle*, der Alp. — *Fleischkatze*, Accisbedienter. — *Er hat einen blinden Handel gemacht*, er ist gestorben. — *Lauskaserne*, Haarbeutel. — *Gottlob*, Familienschmaus nach dem Wochenbette. — *Herrgottsbrot*, rother Klee. — *Hochgeschoren*, stolz. — *Kennswohl*, Bekannter. — *Laufknit-*

tel, Taugenichts. — *Luftling*, leichtsinniger Mensch. — *Aufmacherin*, Jugendverführerin. — *Gemeisterter Wein*, verfälschter Wein. — *Mühlenmahler*, Schmetterling. — *Raunfenster*, Sprachgitter. — *Schmocket*, Blumenstrauſs. — *Stieglitz*, Gerichtsdiener. — *Weinfeuchte*, Rausch. — *Narrenfarbe*, grün und blau beisammen. — *Er hat olfe* (eilf) *geworfen*, er ist berauscht. — *Auf den alten Kaiser warten*, auf Jemand warten, der nicht mehr kommt, wie zur Zeit des Interregnums auf den Kaiser Friedrich II. — *Auf Egydi, wo die Schleiser ihren Jahrtag haben*, oder *auf St. Nimmerleins Tag, ad calendas Graecas.* — *Beim Rübenviertel nehmen*, nicht genau nehmen. — *Der Hund geht ihm vor dem Licht um*, er ahnt die bevorstehenden Hindernisse. — *Die Kirche ist seine Gevatterin*, er besucht sie selten. — *Das wird den Butten binden*, das wird die Sache beendigen (ironisch). — *Er hat den Kittel umgekehrt*, er hat seine Religion verändert. — *Er will das Tuch an fünf Zipfeln*, gar zu gewiſs und vortheilhaft. — *Er guckt in neun Häfen* (Töpfe) *zumal*, er ist bis zum Argwohn aufmerksam. — *Er kann sein Elend auf keinem Berg übersehen*, er ist auf alle Weise unglücklich. — *Er ist der Peterling* (Petersilie) *auf allen Suppen*, er mischt sich in alle Gesellschaften, in alle Geschäfte. — *Hörst du den Teufel schon Holz scheiten?* ist dir schon bange? — *In Gottes Kanzlei steigen, divina scrutari.* — *Brucken machen*, zur Bezahlung alter Schulden neue machen. — *Sie hat ein Hufeisen verloren*, oder, *sie ist vom Kyrie eleison zum Opfer gegangen*, hat ein uneheliches Kind geboren. — *Sie handelt mit kurzer Waare*, sie ist eine Buhldirne. — *Zwo Kitzen an Ein Seil binden*, zwei Geschäfte zugleich abmachen. — *Einem Fünfe austhun*, Ohrfeigen geben. — Von den Schwäbischen Sprichwörtern, die eine erfreuliche Zugabe des Werks sind, mögen hier folgende zu Beispielen dienen: *Behüt uns Gott für Gabelstich! dreimal giebt neun Löcher.* — *Den Pfaffen mit sammt der Kutte essen.* — *Es sind nur drei gute Weiber gewesen: die eine ist aus der Welt geloffen, die andre ist im Bad ersoffen, die dritte sucht man noch.* — *Herren Gunst und Vogelgesang, lautet schön und währt nicht lang.* — *Lieben und singen, läſst sich nicht zwingen.* — *Man kann nicht nach allen Mücken schlagen* (nicht alle kleinen Fehler rügen). — *Morgenregeln* (Morgenregen) *und Weiberwai* (Weiberweh), *sind um zehne nimmermai* (nicht mehr). — *Rothe Haar und Ellenbogen* (Bogen von Ellernholz), *wenn sie gerathen, muſs man's loben.* (So auch das Holsteinische Sprichwort: *Ellernholt un rode Haar wasst up kenen goden Grund).* — *Wer übel hört, reimt wohl.* — *Was nicht sauert, das rüſst auch nicht.* — *Zwei Tag ein Gast, den dritten ein Ueberlast.* — *Verlieren ist fürs Lachen gut.* — *Spülwasser löscht auch den Durst.* — *Oben 'naus und nirgend 'nein.*

Historischer, und überhaupt sachlicher Erläuterungen kann ein Idiotikon nicht entbehren, weil viele provinzielle Ausdrücke ihren Grund in früheren oder noch dauernden Zuständen und Gebräuchen haben. Der Ausdruck *Fastenknecht* für den hundschlagenden Abdecker erklärt sich dadurch, daſs das Hundschlagen nur zur Fastenzeit stattfinden durfte, *Fuggersgut*, groſser Reichthum, durch die Erinnerung an die reiche Kaufmannsfamilie Fugger in Augsburg. Es gereicht daher dem Verf. zum Verdienst, daſs er bei Wörtern dieser Art nicht nur auf die sie betreffenden Notizen in andern Werken hingewiesen, sondern auch an mehreren Stellen die nöthigen Bemerkungen und Erläuterungen seinem Buche einverleibt hat. Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nur auf diese Stellen hinzuweisen. Man sehe die Wörter: *Abentheuer, St. Antonius, Becher, pfeffern, Pfingstlümmel* (Bauernbursch, der am Pfingstmorgen am längsten schläft), *Pfuhlerin*, (eine Art von Tabackspfeifen), *blauer Montag, bringen, Büttel, Thalerochs, Truchseſs, Erbis* (Erbse), *Erich* (zum Fischfange ausgespanntes Flechtwerk), *Fädenzähler, Vater, Federfechter, Frevel, garden* (bettelnd im Lande herumziehen), *Gelbfüſsler* (Spottnamen der Würtemberger), *Glas, Gott, Halm, Hand, Haus, Herr, Hof, Hütte, Johannes, Kehr, Klöpflinsnächte.* (So heiſsen in Schwaben, Baiern und Franken die Abende um die Weihnachtszeit herum, an welchen die jungen Leute aus der niedrigen Volksklasse durch die Straſsen ziehen, an die Thüren und Fenstern klopfen und unter Hersagung eines Reimspruches sich kleine Gaben, gewöhnlich Eſswaaren ausbitten. Der Reimspruch, den Schmid anführt, lautet:

Holla, Holla, Klöpflinsnacht!
Guts Jaur, guts Jaur, daſs 's Korn wohl grath!
Kraut und Zwiebel
Ist au nit übel.
Bhüt uns Gott vorm Todtengrübel.

Schmeller führt auch Fränkische Reimsprüche dieser Art an, wie z. B. folgenden:

Klopf a, klopf a,
Die Bäurin hat en schön Ma,
Die Bäurin is en schöne Fra,
Was si hat, das gibts mer a.

Merkwürdig ist die weite Verbreitung dieser Sitte, selbst bis in Schweden hinein, wo deshalb auch *Julklapp* (*Jul*, Weihnachten (*cf.* den Angelsächsischen Monatsnamen *giuli* für Dezember und Januar) und *klappa*, klopfen) Weihnachtsgeschenk bedeutet. Hiermit scheint auch das zur Weihnachtszeit in mehreren Preufsischen Orten übliche Herumziehen mit dem *Brummtopfe* zusammenzuhängen, bei welchem ganz ähnliche Reimsprüche hergesagt werden; in Berlin hat sich diese Sitte bis zum bloßen Schnurren mit dem *Waldteufel* abgefeinert. *Kübel, Laker* (Löher, Gebüsche), *Licht*, **Mahd**, (Mähen, Gemähtes,) *Mann, Marcell* (Venetianische Silbermünze), *Metzer, Mütte* (Getreidemaafs), *Mumschanz* (ein Würfelspiel), *Ochs, Ort, Osterspiel, Rapp*, (eine Scheidemünze), *Rechniz* (eine Abgabe), *Rodwesen* (Pack- und Fuhrwesen), *Rosenkreuzorden, Schappel* (Kranz, Kopfschmuck), *Ausschufs, Schützen, Schwenkfelder* (Landstreicher), *Seelen* (eine Art Weifsbrod), *Stieglitz, bestreichen, Strecke, Stube, Stutgart, Stuhl, Wein, Wasservogel.* (So nannte man bis in den Anfang dieses Jahrhunderts in Augsburg einen Jungen, der von Kopf bis auf die Füfse mit Schilfrohr umflochten, zur Pfingstzeit von zwei andern, welche Birkenzweige in der Hand hatten, in der Stadt herumgeführt ward. Folgendes von ihnen gesungene Pfingst- und Heischelied:

Pfingsta, Pfingsta ist komma,
Früen sich Alte und Junga,
Fischla im Wasser,
Buba auf der freia Gassa.
Will uns Bauer Pfingsta verbieta,
So wolla mir im koa Rofs mehr hüta,
Koa Rofs mehr hüta, koa Kora aschneita,
So wolla mir Buba auf Friberg reita,
Auf Friberg reita, das hohe Schlofs,
Do reita mir Buba das beste Rofs.
Hausstetter Bruck ist brocha
Mit lauter Hausstetische Rofsa.
Goht a goldna Schnur ins Haus,
Gucket Herr und Fro raus.
Wir wolla s' Liedle beschliefsa,
Möcht Herr und Fro verdriefsa.
Mir wölli s' Liedli bleiba lan,
Mir müssi heut nu weiter gan.
A Schüssel voll Knöpfli ist no nit gnua,
A Schüssel von Küchla ghört o darzua.

erinnert an das Frühlingslied im *Athen. VIII.* 15. —) — Einige der Bemerkungen des Verfs. sind unnütz, abschweifend, selbst unrichtig, wie die bei: *Alp, Badet, Bäurle, Führt, Freund, Jänke* (Jacke), *Leitwolf.* — Noch unerlafslicher als Sacherklärungen sind für ein Idiotikon etymologische Erläuterungen. Viele Wörter täuschen durch ihre entstellte Form so sehr, dafs man sie für eigenthümliche, der heutigen Schriftsprache fehlende Ausdrücke zu erklären versucht werden könnte. So versteckt sich in *Arfel, Hamfel, Mumfel*, der gewöhnliche Ausdruck: ein Armvoll, Handvoll, Mundvoll, in *Bämmert*, Bannwart, in *Eggäs*, Eidechse, in *Helgle*, Heiligenbildchen, in *koanzig*, kein nützig, nichtsnützig, in *neifswas*, (etwas), ich weifs nicht was. Andere Wörter sind Entstellungen Lateinischer, Französischer, Italienischer, Spanischer Ausdrücke, wie: *Alfanz*, wohl richtiger nach Schmeller aus *allavanzo*, als aus *à la fantaisie* oder *à l'enfant*, *Almei* aus *armarium*, *Bartzefänt* (Diener) aus *poursuivant*, *Baiseltang* (Zeitvertreib) aus *passe-le-tems*, *Bursch* aus *bursa*, *Kasarme* (Kaserne) — aber auch Russisch *kasarma* — aus *casa de armas* (?), *kuschedurmen* aus *coucher dormir.* Was aber vorzüglich zu etymologischen Untersuchungen nöthigt, ist die Masse aller derjenigen Wörter, die sich als Deutsche zu erkennen geben, aber einer Nachweisung ihrer ursprünglichen Form und Bedeutung bedürfen. Diesem etymologischen Geschäft hat sich nun der Verf. mit Recht, (wenn auch nicht immer mit Glück) unterzogen; allein dadurch, dafs er weiter gegangen und und die Urwurzeln aller Wörter aufzusuchen bemüht gewesen ist, hat er die Grenzen, wenn auch vielleicht nicht der Sprachforschung überhaupt, so doch der Aufgabe eines Idiotikons überschritten, zu seinem eignen und zum Nachtheile seines Buches. Eben dieses Suchen nach den gemeinschaftlichen Wurzelwörtern aller Sprachen ist wahrscheinlich die Ursache der fünfmaligen Umarbeitung des Werkes, gewifs aber trägt es die Schuld der Verzögerung desselben, und hat dadurch den Verf. um die Freude gebracht, den Druck und die Verbreitung seines Buches zu erleben. Aber auch sein Werk würde, wenn er nur die Hälfte der Zeit, die er auf seine Arbeit verwandt hat, zum Studium der Quellen unsrer Sprache benutzt, und, statt sich Fulda's und und Radlof's Phantasieen zu überlassen, der von Grimm in's Leben gerufenen historischen Sprachforschung nicht nur, wie er allerdings gethan hat, einige flüchtige Blicke

gegönnt, sondern ganz sich ihr hingegeben hätte, eine würdige Stelle neben Schmellers Bairischem Wörterbuche (um dessen Vollendung wir bei dieser Gelegenheit Hrn. etc. Schmeller dringend ersuchen) eingenommen haben, und wie dieses ein durchaus gründlich belehrendes Werk geworden sein, statt dafs es jetzt neben vielen richtig erkannten oder gefühlten Wahrheiten eine Menge irreleitender, auf Mifsverständnifs und mangelhafter Sprachkunde gegründeter Behauptungen enthält. Wir glauben, diejenigen Zusammenstellungen und Erklärungen, die der Verf. nur nach Theorien, wahren oder falschen, ohne sie historisch nachzuweisen, seinen Lesern vorgelegt hat, auf sich beruhen lassen zu können, weil die vielfachen Verirrungen, denen die Etymologie auf diesem Wege sich ausgesetzt hat, schon ein allgemeines Mifstrauen erregt haben. Dagegen halten wir uns für verpflichtet, von den Behauptungen, die der Verf. historisch zu begründen und dadurch dem Leser glaubwürdig zu machen sucht, die unrichtigen herauszuheben und zu widerlegen, um so mehr, da zu befürchten ist, dafs der Verf., der in dem Rufe eines grofsen Kenners der Deutschen Sprache stand, unbedingten Glauben finden und bei etymologischen Untersuchungen als Gewährsmann angeführt werden dürfte. S. 6. stellt der Verf. *ungäh*, ungeschickt, mit der Rhabanischen (das Citat *VM* ist ein Druckfehler — leider kommen deren viele vor — für *RM*) Glosse: *improbus, fravali vel ungauun* zusammen, die ihm auch auf *geben* hinzudeuten scheint; die Glosse hat aber nicht *ungauum*, sondern *ungauuarer*, also ein Wort, das zu *nuar* gehört und mit *ungäh* in gar keinem Zusammenhange steht. — S. 12. Elster kann aus dem Schwäbischen *Agelstür* nicht für eine Zusammensetzung aus *Agel* Spitze und *Stür*, Steuer, Schwanz und hiernach als Spitzschwanz erklärt werden, weil die Form Agelstür selbst schon eine Entstellung aus der alten Form *agalastra* ist. S. 13. das *z* in *aiz, erster* wird aus *azerist*, welches als *zuerst* in Kero vorkommen soll, nachgewiesen; der Keronische Ausdruck heifst aber *az eriost*, von welchen beiden Wörtern das erstere die Präposition *az*, (Lat. *ad*) ist. S. 17. *Alt* soll ehemals die Bedeutung *weit* gehabt haben, nach den Rhabanischen Glossen *altinot, dilatat vel amplat, haaltineter, dilatus*; die Bedeutung von *altinon* ist aber, wie andre Glossen zeigen, *differre, remittere in aliud tempus* und *dilatat* in der angeführten Glosse vom Glassator mifsverstanden. S. 20. *Emt*, Grummet, zweites Heu wird nach Stalders Vorgang aus Au (Wiese) und Mad (Gemähtes) erklärt, und diese Erklärung durch die Oberschwäbische Form Aumad unterstützt; das ältere, Mitteldeutschdeutsche *uemet* und *amad* spricht aber entschieden dagegen und weiset entweder auf *â-mad* oder wahrscheinlicher auf *uomad* (*uo* = Lat. *re* —) hin. S. 20. *Beere* wird von *beran*, tragen, hergeleitet (*bacca* aus *βάβυα* soll als Analogie dienen); das *r* in *Beere* ist aber ein ursprüngliches *s*, wie die Gothische Form *basi* zeigt. — S. 29. *Esch*, Flur, Saatfeld, wird als ein von Adelung richtig etymologiesirtes Wort angeführt; Adelung aber stellt es nur mit dem Mittellat. *aisetis, esca, osca* (auch sogar mit *olca*) zusammen und kennt nicht die ursprüngliche Form *ezzise*, Goth. *atisk, seges*. — S. 55. wird *biviltir* (nicht, wie der Verf. schreibt, *beviltit*) *biskintit, adesus* in *gl. Doc.* mit dem Gothischen *filhan* (nicht, wie der Vf. ansetzt, *fillan*) zusammengebracht; *biviltir* gehört aber zu *fillan, exoriare, flagellare* und Goth. *filhan* ist das Althochdeutsche *felahan, condere*. — S. 105. Nicht *bilorna*, sondern *bilorna*, *bilarna* ist das Deutsche Wort für *gingiva*. — S. 111. *alpun* in *subucula, alpun gl. Doc.* ist nicht *alpuz* zu lesen; es ist der Dativ von *alpa, subucula, pederis*. — S. 121. *Taugenheit*, Verborgenheit, das der Vf. nur aus dem Mittelhochdeutschen *tougen* nachweisen kann, will er auch auf ein Althochdeutsches Wort (das häufig vorkommende *taugan* ist ihm unbekannt geblieben) zurückführen und citirt deshalb *tastungun vel stulingun, clam* aus *gl. Hr*, *tastungun* für einen Druckfehler statt *tagungun* haltend; allein in *gl. Hr* steht nicht *tastungun*, sondern das richtige und mit *taugan* gar nicht zusammenhängende Wort *tarningun* (*cf.* Tarnkappe). — Auf derselben Seite wird *daum, vapor*, mit *theismo, fermentum*, zusammengebracht, Wörter, die ganz verschiedenes Stammes sind. —

(Der Beschluss folgt.)

№ 33.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Schwäbisches Wörterbuch mit etymologischen und historischen Anmerkungen v. M. Johann Christoph v. Schmid.

(Schluſs.)

S. 133. glaubt Verf. die „von den Etymologen bisher übersehene" — Verwandtschaft zwischen *Dorf* und *Torf* nachzuweisen, indem er das Goth. *thaurps* in der Bedeutung von Acker anführt; allein dieses Gothische *thaurps* ist das Deutsche *Dorf*, und unser heutiges Torf durch den Anlaut *t.* einem ganz verschiedenen Stamme zugewiesen; es scheint das *zurf* in *leg. Alam.* 84. zu sein, das ich auch in *zurft*, einem dem Virgilischen Verse: *proscisso quae suscitat aequore terga* beigeschriebenen Deutschen Worte in einem Münchner Codex, wiederzufinden glaube. — S. 135. wird der Anfangsbuchstabe in *trat*, schnell, als nicht zum Stamm gehörig angesehen, wie aus *krado* und *reit* erhellen soll; allein alle 3 Wörter sind verschiedener Wurzel, und *drati*, schnell, ein häufig vorkommendes Althochdeutsches Wort, dessen Stamm wohl schon im Sanskr. *dru*, *currere*, nachzuweisen ist. — S. 153. *entsteben* ist nicht ein und dasselbe Wort mit *entstehen*, sondern das Althochdeutsche *insefjan*, *intelligere*. — S. 156. nicht *kazzala* sondern *kazasa* ist die Deutsche Uebersetzung von *eumenides;* der Singular heifst *kazus* und ist allerdings der wahrscheinliche Ursprung von *Hexe*, hat aber mit *sacer* und *sagus* und σοφὸς und *Zabel* nichts gemein. — S. 160. *Attila* ist kein Diminutiv von *Otto;* die Deutsche Form ist *Ezzilo*. — S. 163. Die ursprüngliche Bedeutung von *elend*, ist nicht *miser*, aus welcher sich nach dem Verf., der *el*, *wollen* und *Quaal* für stammverwandte Wörter ausgiebt, der Begriff *exul* entwickelt hat, sondern umgekehrt ist von der Bedeutung, anders — ländisch, *ali-lenti*, (elend), die Bedeutung *miser* auf das Wort *elend* übertragen worden. — S. 187. ist statt *cari* in der Glosse: *cari vel cliz*, *decus*, *ceeri* d. h. *ziari* zu lesen, wodurch der angenommene Zusammenhang dieses Worts mit *scheuern* und *skir* aufgehoben wird. — S. 189. Der Stamm von *befehlen* ist keineswegs, wie der Verf. mit Anführung der Worte Adelungs sagt, unbekannt, sondern eben jenes oben erwähnte Gothisch *filhan*, Althochdeutsch *felahan*. — S. 192. Der Florentinischen Glosse *vichido* mufs ihre Beweiskraft durch die Bemerkung genommen werden, dafs *vichido* ein Druckfehler für *juchido* ist. — S. 194. *caesaries* ist in den *gl. Flor.* nicht durch *lahnefahs*, sondern durch *lancfahs*, langes Haar, übersetzt. — S. 202. *Freithof*, Alt- und Neuhochdeutsch *Frithof*, (Kirchhof) ist weder Friedhof, noch Freihof (in welcher letzteren Annahme der Verf. mit Adelung übereinstimmt); *Friede* ist Althochdeutsch *vridu*, mit kurzem *i; frithof* aber hat langes *i*, wie auch schon die Schwäbische Form *Freithof* zeigt, und bedeutete in älterer Zeit *atrium*, *praetorium;* wahrscheinlich hängt es mit *fritan*, *fovere* zusammen. — S. 223. *kaumünna animadvertit* ist *kauma nam* zu lesen. — S. 253. *hogdrusi* ist *hegadruosi*. —. S. 269. *Heien*, *geheien*, schlagen, bezieht der Verf. auf das Althochdeutsche *kikât*, *cadet*, und erklärt dieses für *gekeit; kikât* ist aber *III. p. s.* von *ki-kân*, (*kân*, gehen mit der Vorsilbe *gi*). — S. 276. „Frisch's Ableitung des Wortes Heurath von heuren, huren", — sagt der Vf. — „hat nicht nur, wie Adelung meint, *auch* ihre Wahrscheinlichkeit, sondern ist unstreitig die einzig richtige". Unstreitig ist sie aber unrichtig, denn das Wort heifst *Heirath*, Althochdeutsch *hi-rat*, von *hîwen*, *nubere*. — S. 314. *pikezzot* ist *pikezzan* zu lesen. — S. 339. *Laib*, Brot, hängt mit *libare* nicht zusammen; sein wurzelhafter Anlaut ist *hl* und nicht *l*. — S. 413. *öde*, glaubt der Verf. als *a-odi*, *ohne Gut*, erklären zu wollen, da die *gl. Hr. desertum* mit *aodi* übersetzt; allein dieses *ao* in *aodi* ist nur Schreibweise für langes *ô; ôdi* ist *desertus* und *ôt*, *divitiae*. — S. 414. Zum Beweise, dafs

mak ein altes Stammwort für Behälter ist, wird die Glosse *magalis*, *parch* angeführt, in welcher Hr. Schmid *parch* (welches er auf S. 389. in seiner richtigen Bedeutung citirt) für einen Park nimmt und deshalb in einer andern Glosse, in welcher *magalis* durch *porcus castratus* erklärt wird, *porcus* in *parcus* umgeändert und *castratus* gestrichen wissen will; *parch* bedeutet aber keineswegs einen Park, sondern ein Schwein. — S. 418. Das Gothische Schriftzeichen, dafs der Vf. für *qw* hält, bezeichnet *hw* (*hv*) und die von ihm angeführten Gothischen Wörter *qwan*, *qwar etc.* lauten *hvan*, *hvar etc.* — S. 441. Bringt der Verf. nicht nur Brücke und Rücken (die ursprüngliche Form dieses Wortes, *hrukki*, kennt er nicht), sondern auch *karuc*, *delubrum*, zusammen und erklärt das letztere als *ha ruc*, hoher Berg, (wonach er sogar Otfrieds *horngibruader* in *horugibruader* umändern will); die Stammsilbe von *karuc* ist aber *kar*, und *uc* ist Ableitungssilbe; *cf.* Angels. *hearg* und Altnordisch *hörgr*. — S. 445. Die ursprüngliche Form von *Sense* ist nicht *sengansa*, sondern *segansa*. — S. 465. Die Verwandtschaft zwischen *Geschlecht* und *gleich* glaubt der Vf. durch Lehter (*lehtar*), *matrix*, durch die Glosse *gilgono*, *consanguineus* und durch den Ausdruck in der Niederdeutschen Evangelienharmonie *an thesumu liohte*, den er mit: *an diesem Geschlechte*, übersetzt, nachzuweisen; allein *Lehter*, Althochdeutsch *lehtar*, ist ein von: *Geschlecht* ganz verschiedenes Wort, *gilgono* ist *gilegano* und *an thesemu liohte* heifst nichts anders, als: an diesem Licht (der Welt). — S. 526. Aus der Partikel *ur* stammt keineswegs das Gothische *abrs*, *validus* her; im Gothischen heifst die Partikel *us*. — S. 530. *Witwe* hängt weder mit quit, noch mit ἴδιος zusammen; es scheint, wie *vidua*, ein schon als Compositum aus dem Indischen überliefertes Wort zu sein, *vi-davâ*, ohne Mann (s. Bopp's *gloss. Sanscr.*). — S. 547. *Zesmen*, rechts, erinnert den Vf. mit Recht an das Gothische *taihsvo*, *dextra*; aber die fernere Ableitung vom Lat. *tesca* (*loca*) ist eben so irrig, wie die von *ze sun*, gegen die Sonne, denn das Lateinische *dextra*, Goth. *taihsvo*, Althochdeutsche *zesuva* findet sich schon im Sanskritischen *dakschina* (*cf.* Sanskr. *dakscha*, *rectus*). —

Aufser der oben erwähnten Sammlung von Schwäbischen Sprichwörtern hat der Verf. seinem Werke noch 21 Beilagen angehängt, die, mit Ausnahme der 3ten und 5ten, die Aussprache von *ai*, *au*, *eu* betreffend, sich von der Aufgabe eines Idiotikons ganz entfernen und allgemeine sprachvergleichende etymologische Bemerkungen enthalten. Die erste derselben macht auf den häufigen Wechsel, der zwischen den Gutturalen und Labialen stattfindet, aufmerksam und belegt denselben mit einer Menge Beispiele, die dem gröfsten Theil nach richtig gewählt und unabweislich sind. Zu diesem zählen wir *apa* (Oskisch; auch schon Sanskr. *op*) und *aqua*, (auch mit Wechsel in *w* und *h* im Deutschen *awa* und *aha*), *parare* und *gar* (Althochdeutsch *karo*, *paratus*; *cf.* Sanskr. *kri* (*facere*), auch Lat. *crerare*, *creare*), πέντε und *quinque*, *pitpit* (Oskisch) und *quidquid*, *eben* (Althd. *epan*) und *aequus*, ἕπομαι und *sequi* und *sagen* (*cf.* ἔπω und *secuta sum* st. *locuta sum* in *Plaut. mil. glor. IV.* so wie des *Liv. Andron. insece camoena* (ἔννεπε μοῦσα) bei *Gell. noct. Att.* 18.), Goth. *fidvor* und *quatuor*, λείπω (auch Althochdeutsch *leipian*, wovon unser heutiges *bleiben*) und *linquo*, (λυπέω und *lugeo?*), Goth. *hneiwan* und *neigen* (Althochdeutsch *hnîgan*), ὄπτομαι und *oculus* mit *Auge* (der *k* Laut ist der wurzelhafte, wie das Sanskr. *iksch*, *videre* und *akschi*, *oculus* zeigt), *ovum* und *egg* (Nordisch), *spuma* und *Schaum* (Althochdeutsch *scûm*), auch wohl *backen* und *kochen*, nach dem Sanskr. *patsch*, *coquere* zu urtheilen, und mehrere andere, theils allgemein bekannte wie Niftel und Nichte oder die Spanischen, die das *f* in *h* wandeln z. B. *hijo*, *filius*, theils in den Dialekten einer und derselben Sprache diesen Consonantenwechsel übende Wörter, wie z. B. πῶς und κῶς (der, wie der Sanskr. Pronominalstamm *ki* zeigt, ursprüngliche Gutturallaut in diesem Wort, hat sich auch im Lat. *quis* und Althochdeutschen *hwer* erhalten) πρίαμαι und κρίαμαι (*k* ist wurzelhaft, wie das Sanskr. *kri*, *vendere* zeigt; unser *Kram* ist dem Sanskr. Consonantismus treu geblieben), *Graben* und *Gracht*, *Luft* und *Lucht* u. s. w. Dagegen müssen wir in folgenden von Schmid angeführten Wörtern die Annahme eines Wechsels zwischen *P*- und *K*-Lauten zurückweisen: *Bos*, *bovis* und *Ochs*; *bos* gehört zum Sanskr. *bhu* und *Ochs*, wie A. Benary in diesen Blättern nachgewiesen hat, zum Sanskr. Stamm *vah*, *trahere*, aus welchem das Sanskr. *ukschan*, (*bos*), unser Deutsches *Ochs* (Althochd. *ohso*), gebildet ist. — *Taub* und *tacere*; jenes ist das Gothische *daup* und

dieses das Gothische *thakan*, Althochdeutsch *dagen*. — *vivere* und *Vieh*; Vieh, Althochdeutsch *vihu* ist das Lat. *pecus*. — *laufen* und Goth. *laikan* (*salire*); *laufen* ist Goth. *hlaupan*. — *Laib* (Brot) und Goth. *leik*, (*caro*); *Laib* ist Goth. *hlaibs*. — *rupes* und *Rücken*; die ursprüngliche Form von *Rücken* ist *hrukki*, *rufen* und *rogare*; *rufen* ist Goth. *hropjan*. — *Sippe* und *Zucht*; *Sippe* ist durch seinen Anlaut ganz von *Zucht* (abgeleitet aus *zihan*) abgeschieden. — Mehrere andere Beispiele, die der Raum dieser Blätter nicht anzuführen erlaubt, bleiben sehr zweifelhaft; unter ihnen mag die Zusammenstellung von *Ofen* mit *ignis* vielleicht statthaft sein, da die Gothische Form von *Ofen*, *auhns* ist; *ignis* ist das Sanskr. *agni*. — Die zweite Beilage handelt von den Wörtern, die ihrem vokalischen Anlaut ein *n*, so wie die eilfte von denen, die ihm ein *m* vorgesetzt haben. Was die Versetzung eines *n* anbetrifft, so ist die Annahme derselben, obgleich der Verf. in Adelung und Scheid (in Valkenar's *observ. acad.*) Gewährsmänner dafür hat, doch nur in höchst seltenen Fällen erlaubt; vielmehr ist oft die Abwerfung eines *n* anzunehmen (selbst in *emere* (*adimere*, *redimere etc.*) und *nehmen*, wenn anders beide Wörter nicht ganz verschiedenen Stammes sind, könnte man eben so gut einen Abfall als einen Zusatz des *n* behaupten *cf.* Namen, Sanskr. *nâman*, Slav. *imja*, *nomen*, und Slav. *imu*, *capio*; vielleicht ist auch Sanskr. *nî*, *ducere*, *abducere*, zu vergleichen); andere, und zwar die mehrsten, Beispiele dieser Art betreffen Wörter, die in gar keiner Stammgemeinschaft stehen, wie *ihn* und *νιν*, *Ochs* und *Rofs*, *οὐκ* und *nicht*, *as* und *nafs*. — Eine Vorsetzung des *m* aber ist vielleicht für keins der angeführten Wörter historisch zu beweisen; von den mehrsten vielmehr mufs behauptet werden, dafs sie ganz verschiedenen Stammes sind, wie z. B. *ahnen* und *mahnen*, *animus* und *mens*, von denen *ahnen* und *animus* zum Sanskr. Stamm *an*; *mahnen* und *mens* aber zum Sanskr. Stamm *man* gehören; oder *ἀνὴρ* und *Mann*, von denen jenes das Sanskr. *nri* ist, dieses aber auch zur Wurzel *man* gehört; oder *ἄνω* und *mons* (*cf.* Bopp's *Nalus* S. 216.) — Die vierte Beilage, über das Stammwort *all*, so wie die sechste über die Verwandtschaft von Thiernamen, die achte, enthaltend ein Verzeichnifs von Wörtern mit dem Stammlaut *da*, *de*, *di*, *do*, *du*, welche *dunkel*, *tief*, *unten*, *verbergen*, *einschliefsen*, *listig*, *still*, *Schlaf*, *Tod* bedeuten sollen, die zehnte, über *ad*, *ed*, *id*, *od*, *ud* als Umlaut der Wörter, welche *einfassen*, *einschliefsen* bedeuten, die zwölfte, über den Zusammenhang der Namen für Gewächse mit den Wörtern, die *Essen* bezeichnen, die dreizehnte, sechzehnte und zwanzigste, über die Verwandtschaft der Wörter, die *ar*, *er*, *ir*, *or*, *ur* und *ra*, *re*, *ri*, *ro*, *ru*, in der Stammsylbe haben, die funfzehnte, die *al*, *el*, *il* als Stammlaute für die Begriffe von *fremd*, *unglücklich*, *verdriefslich*, *plagen*, *Pein* und *Tod* aufführt, die achtzehnte, über die Wortfamilie *Kerl*, nur mit dieser kurzen Inhaltsanzeige hier anzuführen, halten wir für hinreichend. Denn wenn auch der Verf., wie er an mehreren Orten seines Werkes zu verstehen giebt (z. B. Vorrede VI. „Ueberhaupt hofft er, dafs denjenigen, die den höhern Standpunkt der Sprachforschung kennen, die Bemerkung nicht entgehen soll, er habe sich auf denselben zu erheben gestrebt, wenigstens würde er seine jahrelange Mühe ziemlich bedauern, wenn man hier nichts als einen alphabetischen Haufen von Wörtern finden sollte, ob sie gleich auch alsdann nicht nutzlos wäre, und ihn das Wahrnehmen der unzähligen, verschlungenen und wunderbaren Wort- und Begriffsverwandtschaften reichlich dafür entschädigt hätte. Aber was man Wundervolles gesehen, was man über die alttäglichen Vergnügungen Erhabenes empfunden hat, das möchte man auch gern Anderen darstellen und mittheilen") auf Untersuchungen und Bemerkungen dieser Art einen vorzüglichen Werth zu setzen scheint und dazu befähigt und berufen zu sein glaubt, so wollen wir doch solche Hypothesen und Spielereien, die immer wieder und wieder dem Publikum aufgetischt werden, keiner näheren Beleuchtung würdigen. Ob die Urbedeutung der Stammsilbe je auszumitteln sein wird, mag dahin gestellt bleiben; so viel aber ist gewifs, dafs die Stammsilben selbst erst aufgefunden und festgestellt werden müssen. Daher finden wir uns hier nur zu der Mahnung veranlafst, dafs die Etymologen, statt auf voreilige und witzelnde Erklärungen sich einzulassen, ihren Fleifs und ihr Talent und Nachdenken darauf verwenden mögen, den ursprünglichen Formen der Wörter theils durch das Studium der ältesten Sprachquellen, theils durch besonnenes und umsichtiges Vergleichen aller verwandten Sprachen nachzuspüren. — Die siebente Beilage sammelt Beispiele von Wörtern, in denen T- und P-Laute mit einander wechseln. Auch hier

finden sich neben richtigen Zusammenstellungen, wie Goth. *thliuhan* und *fliehen*, θύμος und *fumus*, πέντε und πέμπε, θὴρ und φὴρ, auch unrichtige, wie Goth. *thlasnan* und Althochd. *erfloigen* (von *fliuhan*), *Dorn* und *bohren*, *liudan* und *Laub*, und unsicher, wie *Bart* und *barba*, *Wort* und *verbum*, (*Bart* und *Wort* können auch als Deutsche Bildungen von *beran* und *werdan* angesehen werden). — In der 9ten Beilage ist ein Verzeichniſs von Wörtern in denen *d* (nicht auch *t*, wie der Vf. aufstellt) und *l* mit einander wechseln, enthalten; an die richtigen *lingua* und *dingua*, *sella* und *sedere* (doch erst, wie es scheint, durch die Form *sedda* vermittelt), Goth. *voddjus* und *Wall*, δάκρυ und *lacryma*, *odor* und *oleo*, schlieſsen sich auch hier unrichtige an, wie *beiten* und *weilen*, *theuda* und *Leute*, *Scheide* und *Schale*, *dicere* und λέγειν; *miod* (Althochd. *medo*, *mulsum*, *mel*) und *mel* dürften wohl durch das Sanskr. *madhu*, *mel*, als stammverwandt bestätigt werden; auch μειδᾶν und Engl. *smile*, durch Sanskr. *smi?* Die vierzehnte Beilage enthält eine unbedeutende Anzahl von Wörtern, die von körperlichen Bewegungen auf Gemüthsbewegungen übertragen sind.

Die siebzehnte Beilage soll den Wegfall des *l* nach Labialen nachweisen, ähnlich dem Uebergange des *l* in *i* nach Labialen im Italienischen; allein, mit Ausnahme der Zusammenstellung von *Fittich* und *Flittich*, die übrigens, falls sie hieher gehört, die Einschiebung eines *l* zeigt, möchte wohl kein einziges Beispiel gültig sein; wer möchte, auſser dem Vf. *Fisch* mit *flieſsen*, *Flachs* mit *fahs* (*caesaries*), *Flasche* mit *Gefäſs*, und ähnliche zu Einem Stamme bringen? —

In der neunzehnten Beilage giebt sich der Vf. die unnütze Mühe, durch Beispiele zu zeigen, daſs Fulda's *ss pascit* durch viele Wörter, die *Essen* bedeuten und kein *ss* in sich enthalten, beschränkt wird. —

In der einundzwanzigsten Beilage zeigt er die Verwandtschaft der Wörter, die *Reden*, *Rechnen*, *Lesen*, *Denken* bezeichnen und fügt eine Zusammenstellung von Wörtern bei, in denen T- mit K-Lauten wechseln, wie in δημήτηρ und γημήτηρ, πέντε (durch Vermittelung von πέμπε?) und *quinque*, τέτταρα und *quatuor*, κύδνος und κύκνος. Aber Beispiele, wie *audere* und *augen*, *binden* und *vincere*, τὸς und *quis*, *Nadel* und *Nagel*, *reden* und *rechnen*, und ähnliche gehören nicht hieher.

Der hier vom Rezensenten gerügten Verirrungen ungeachtet, verdient der Verf. für die Bearbeitung dieses Werks den Dank Aller, denen die Beobachtung und Erfassung Deutsches Sinnes und Deutscher Sprache am Herzen liegt; er hat mit vielseitiger, wenn auch nicht den gegenwärtigen Standpunkt der Sprachwissenschaft erreichender, Sprachkenntniſs, mit unermüdlichem Fleiſse und mit, wie Recensent, bei seiner persönlichen Bekanntschaft mit Hrn. Schmid, selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, fast leidenschaftlicher Liebe für den Gegenstand seiner Arbeit eine reiche Sammlung von Wörtern eines bedeutenden Deutschen Volksstammes zu Stande gebracht und dürfte, wenn sie auch nichts weiter, als „ein alphabetischer Haufen von Wörtern" wäre, „die jahrelange Mühe, die er darauf verwandt hat, nicht bereuen"; doch sie ist noch mehr als das, sie ist mit mancher glücklichen und wohlbegründeten Etymologie und mit interessanten, Geschichte und Sitte des Volks berührenden, Bemerkungen ausgestattet. — Recensent schlieſst, im wehmüthigen Vorgefühl seines eignen Schicksals, diese Beurtheilung mit dem Bedauern, daſs ein zu früher Tod den Verfasser mitten in seinen Arbeiten überrascht hat. Wir sind dadurch der Grammatik des alten Deutschen durch Hebels Alemannische Gedichte liebgewordenen, Schwäbischen Dialekts, die dem Wörterbuche vorgesetzt werden sollte und die, wie wir von des Verfs. Vertrautheit mit der Mundart seines Landes voraussetzen können, befriedigende Aufschlüsse über die diesem Dialekte eigengenthümlichen Lautwechsel und Wortbildungen ertheilt hätte, leider verlustig gegangen und müssen jetzt auf eine sprachkundige und gründliche Bearbeitung derselben vielleicht noch lange warten.

Graff.

№ 34.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

XIX.

***Histoire Romaine par Michelet, Chef de la section historique aux archives du royaume, maître des conférences à l'école normale. Première partie: république. Tom. I. et II. Paris* 1831. 8.**

Eine nahmhafte Französische Zeitung, *le Temps*, pries nach der Erscheinung dieses Werks die Franzosen glücklich, nun auch ihren Niebuhr und mehr als Niebuhr zu besitzen, weil, was Niebuhr abgehe, Ordnung und Präcision der Darstellung, hier zur Gelehrsamkeit hinzukomme. Zurückhaltender urtheilt Hr. Michelet selbst von seinem Buche. „Für die Römische Geschichte, sagt er, hat Italien durch *Vico* die Idee gegeben, Deutschland durch *Niebuhr* Saft und Leben. Was bleibt für Frankreich? Die Methode vielleicht und die Ausführung. Die vollständige Ausführung der Entwicklung eines Volkes erhellt auch seine Wiege. Um die Anfänge zu finden braucht man vielleicht nicht immer tappend in dem Dunkel, das sie umgiebt, zu suchen, sondern sich in das Licht besser bekannter Perioden zu stellen, und dieses Licht auf die ungewissen Perioden zurückzuwerfen". Ferner: „Niebuhr hat nur die vier ersten Jahrhunderte Roms behandelt; für die folgenden bis zu Ende der Republik ist noch alles zu thun. Deutschland giebt hiezu keine Hülfe. Es ist noch übrig zu sagen, was man zu wissen glaubt, aber nicht weifs, was Hannibal und Cäsar für Männer waren, wie Rom von Scipio an bis auf M. Aurel von Griechenland und dem Orient erobert worden ist, während es jene zu erobern glaubte. Es ist noch übrig in verschlingendem Fortschritt von den Gracchen bis auf Marius, von Marius bis auf Pompejus und Cicero die Macht des Ritterstandes zu verfolgen, jener Wucherer-Aristokratie, die Italien und allmählig die Provinzen entvölkerte, indem sie sich aller Ländereien bemächtigte und sie von Sklaven bebauen oder als Weide liegen liefs. Was die Kaiserzeit betrifft, so sind die wesentlichsten Punkte in ihrer Geschichte, die letzte Entwicklung des Römischen Rechts, die erste Entwicklung des Christenthums, an sich und in seinem Kampf mit der Alexandrinischen Philosophie betrachtet, zuletzt der Kampf des Römischen Genius gegen den Germanischen. Wie grofs auch meine Bewunderung für die geistreiche Gelehrsamkeit Gibbon's ist, so wage ich es doch zu sagen, dafs diese vier Punkte in seinem unermefslichen Werke nur oberflächlich behandelt sind".

Mit diesen Worten hat Hr. Mich. die Stelle, welche sein Werk einnehmen soll, angegeben. Die vier ersten Jahrhunderte der Römischen Geschichte werden, nach einer Einleitung über das älteste Italien und seine Bewohner, nur in kurzem Abrifs als eine poetisch-symbolische Geschichte dargestellt. Die historischen Zeiten, behauptet er mit Recht, können ihr Licht auf die früheren dunklen Perioden zurückwerfen. Er geht von den Entdeckungen *Niebuhr's* aus, den er poetisch als einen neuen Eroberer der Römischen Welt schildert, „der vom Norden ausging, wo sich noch die barbarischen Stämme mit ihren blonden Haaren, frischen Wangen und ewiger Jugend finden, deren Bestimmung es ist die Welt zu verjüngen, von dem Lande der Dithmarsen, wo es niemahls Leibeigene gegeben hat. Im Jahre 1815, sagt er, sobald die Oestreichischen Armeen Italien den Deutschen wieder eröffnet hatten, begann auch *Niebuhr* seinen Feldzug, siegte in Verona, wie einst Theodorich, drang siegreich bis Rom vor, *brava l'abbé Mai dans son Vatican — et dressa dans le théâtre de Marcellus son praetorium*: (dort wohnte nähmlich Niebuhr zuerst, bis er eine mehr zusagende Wohnung fand) da hat er während 4 Jahre die alte Stadt kühn durchsucht, sie als Herr an die Völkerstämme, die sie gegründet haben, vertheilt, indem er sie *bald* den Hetruskern, *bald* den Latinern zuerkannte".

Es mufs für den Deutschen erfreulich sein, die Forschungen eines Deutschen Gelehrten so begeistert verehrt zu sehen. Nur fürchten wir, und können es aus dem vorliegenden Buche darthun, dafs Hr. Mich. den wahren und bleibenden Werth des Niebuhrischen Werkes nicht recht erkannt hat. Dieser liegt nähmlich nicht in dem Beweis der Unsicherheit der ältesten Römischen Geschichte, der allerdings schon früher angeregt und theilweise ausgeführt war, während was Niebuhr positiv dafür substituirt hat, die Ansicht von einem wirklich vorhandenen Epos, welches Ennius und selbst Livius noch geschrieben vor sich gehabt, bei uns längst aufgegeben ist; auch nicht in den Untersuchungen über die Völkerstämme des alten Italiens, dem verdrieflichsten Theile der Niebuhrischen Geschichte, wo die wenigen sicheren Ergebnisse aus dem unzusammenhängenden Gerölle der verschiedenartigsten Zeugnisse schwer auszusondern sind: sondern in der Entdeckung des wahren Verhältnisses der Stände und in der meisterhaften Darstellung des Kampfes der Patrizier und Plebejer bis zu ihrer Gleichstellung. Diese grofse Entdeckung ist es, die den wichtigsten Einfluss auf die Römische Jurisprudenz und auf die Geschichtsforschung überhaupt gehabt hat, die sogleich von allen Geschichtskundigen in Deutschland angenommen worden ist, und sich gegen den Einspruch weniger in versessenen Vorstellungen von einem Römischen Adel- und Bürgerstand, oder in der Verwechselung der freien Plebs mit der Clientel Befangenen siegreich, weniger in Schrift als in mündlicher Lehre, behauptet hat. Denn dieser Theil der Niebuhrischen Geschichte ist zugleich so vollständig und gründlich und mit so ergreifender Beredsamkeit geschrieben, dafs es bei Niebuhrs Darstellung sein Bewenden haben konnte. Zu dieser Eroberung bedurfte Niebuhr keines Feldzuges nach Italien: er hat sie hier in seinem gelehrten Studierzimmer, aber zugleich als Staatsbürger und Staatsmann angeregt von den Ergebnissen der Zeit und von den wichtigen Fragen bei Anwendung unserer eignen Verhältnisse, gemacht. Und so war denn auch gerade von einem Französischen Gelehrten, der in vieler Beziehung dem Staatsleben näher steht, als ein Deutscher Historiker, der sich in der Regel nur mit unfruchtbaren Allgemeinheiten an die Beurtheilung der viel verschlungenen Verhältnisse der Wirklichkeit begiebt, nicht nur eine gründliche Darstellung jenes ständischen Kampfes zu erwarten, sondern die fortgeführte Entwicklung der Verfassung, der innern und äufseren Regierung, der erweiterten Abhängigkeitsverhältnisse, der neu gebildeten Gegensätze zwischen Nobilität und Plebs, Optimaten und Populären bis zur Auflösung der Republik.

Aber jenen wichtigen und alle Verhältnisse gestaltenden Kampf der Stände hat Hr. Mich. nur obenhin und nach alter Tradition behandelt. Zweifeln wir daran? Ein Beispiel wird genügen. Der langwierige Kampf wurde durch den Soldatenaufstand in Campanien (342 vor Chr. 412 Roms) beendigt. Niebuhr hat sein Werk mit der Beleuchtung desselben gekrönt (Theil 2. der alten Ausgabe S. 441 figg.) alle Mifsverständnisse entfernt und bewiesen, dafs er, nicht von Ueppigkeit oder Habsucht ausgegangen, allein den Zweck hatte, die der Plebs bewilligten aber unaufhörlich gekränkten Rechte sicher zu stellen. Die empörten Soldaten hatten Rom in ihrer Gewalt, das gegen sie ausgeführte Heer weigerte sich zu kämpfen, fiel seinen Brüdern in die Arme, und bat mit ihnen vereinigt den Dictator, er möchte sich der elenden Plebs erbarmen und die Eintracht wiederherstellen. Dies geschah: und die Soldaten verlangten und erhielten für sich selbst nichts als Zusicherung der Straflosigkeit. Hr. Mich. ist schon Theil I. S. 145. bei dieser Begebenheit. Und was erzählt er? „Die Römer überschritten damahls die Gränzen des traurigen Latiums. Sie sahen zum ersten Mahl die schöne und reizende Gegend, verglichen die Moräste der Tiber und die Wälder des Algidus mit den üppigen Gefilden ihrer neuen Bundesgenossen, sie lernten diese Annehmlichkeit südlicher Gegenden kennen, denen sie lange so nahe gewesen ohne sie zu geniefsen, und die Bäder, und die Circus, und die müfsigen Unterhaltungen der *agora*, den Geschmack der Griechen und die Sinnlichkeit der Toskaner. Die erste Römische Armee blieb dabei nicht stehen: seitdem sie diesen Lotos gekostet, war das Vaterland vergessen: sie wollten kein anderes als Capua. Und warum hätten die Legionen nicht ein Plebejisches Rom gründen sollen, was, aus sich selbst geboren, nichts von der Tyrannei der Appius zu fürchten hätte? Die Verschwörung wurde entdeckt, und die Schuldigen, aus Furcht bestraft zu werden, marschirten gegen Rom unter der Anführung eines Patriziers, den sie gezwungen hatten ihnen als Parteiführer zu dienen, (ein Manlius, Mallius, Melius, gewöhnliche Nahmen für Volkshäupter.) Sie verlangten die Aufhebung des Zinsnehmens, die Herabsetzung des Soldes der Ritter, die

sich mit ihnen zu verbinden geweigert hatten, endlich wollten sie, dafs beide Consul aus der Plebs gewählt werden könnten. So gaben schon in diesem goldnen Jahrhundert der Republik die Armeen ihrem Vaterlande Gesetze! Diese Einräumungen waren das Signal der Befreiung für die Römischen Colonien und für Latium". Bemerkte er selbst das Unzusammenhängende dieser Schilderung nicht, wie die plebejische Armee nach dem Besitze des üppigen Capuas lüstern gewesen sein soll, und nach dem Siege ihre Forderungen auf ganz andere Gegenstände richtete, so wäre hier der Ort gewesen, seine Verehrung gegen Niebuhrs Befruchtung der Geschichte zu beweisen, und eine Begebenheit, „in der sich die Bürgertugend des Volks der alten Zeiten in ihrem höchsten Glanze zeigte", von unwahrer Entstellung zu befreien. Je reizender er auf der einen Seite das Verlangen der Soldaten ausmahlt, desto unpolitischer erscheint der nüchterne Ausgang. Und wie soll dieser den Abfall der Colonien und Latiums veranlafst haben? Der Latinische Städteverein (das *nomen Latinum*), wozu die Colonien ganz vorzüglich gehörten, verlangte Aufnahme in das Römische Bürgerrecht, Theilnahme an dem Senat und der Magistratur. Auch dies hat Niebuhr in's Licht gesetzt, obgleich kein Zweifel darüber Statt fand, wogegen Hr. Mich., indem er unerhörter Weise annimmt, die Colonien hätten das Bürgerrecht von vorn herein besessen, (*p.* 118. *colonies et municipes, celles-là avec plus de gloire, ceux-ci avec plus d'indépendance* — was gerade umgekehrt der Fall ist — *sont embrassés et contenus dans l'ample unité de la cité*; und *Tom.* 2. *p.* 120. *les* 70 *colonies — avaient toutes la cité. Au dessous des municipes et des colonies se trouvaient les Latins*) sich selbst die Möglichkeit benimmt, die Römischen Staatsverhältnisse richtig zu würdigen.

Dagegen folgt Hr. Mich. Niebuhr allerdings mehr in den Untersuchungen über die *Völkerstämme* des alten Italiens, die er in einer besonderen Einleitung (55 Seiten) verfolgt. Er weifs sie durch lebendige Schilderung des heutigen Roms und der Einöde umher und der physischen Beschaffenheit Italiens zu beleben; und in dieser Verbindung anschaulicher Landesbeschreibung mit der Geschichte ist in der That für den Historiker, der, wie Hr. Mich., Italien selber gesehen hat, manches Ersprieſsliche zu leisten. Ref. wünschte nur die glänzende Beredsamkeit des Verfs. bei der Schilderung der verheerenden Ausbrüche des Vesuvs durch die Bemerkung unterbrechen zu dürfen, dafs in den Jahrhunderten der Römischen Republik der Vesuv *ruhte*, dergestalt dafs Strabo und Diodor nur aus der Beschaffenheit des Berges und des Bodens umher *vermuthen*, er habe einst Feuer und Asche gespieen. Hr. Mich. handelt 1) von den Pelasgern, 2) von den Oskischen Stämmen, 3) von den Tuskern mit Anführung des Müllerschen Werkes. Aber über die Herkunft dieses Volkes schweigt er; den Aberglauben desselben stellt er, wie Niebuhr, mit dem Scheine, als hielte er etwas darauf, dar. Dabei aber könnte man doch fragen, wenn der Comet bei Cäsars Tode den Anfang des letzten Säculums anzeigte, wie alsdann der Untergang Hetruriens am *Ende*, und nicht vielmehr durch die Eroberung von Perusia (im J. 41 vor Chr.) gerade im Anfange des Säculums erfolgt sei. So ist auch die Bemerkung, *Janus* sei der wahre Gott Italiens, der nach Griechenland und nach dem barbarischen Westen sehe, mehr witzig als wahr. Denn für jedes Volk, das in der Mitte zwischen zwei Entwickelungen der Geschichte steht, eignet sich ein solches Symbol: Griechenland sieht nach dem Orient und nach Rom, Aegypten nach Aethiopien, oder nach Indien, und nach Griechenland, Germanien nach der Slavischen und nach der Römischen Welt u. s. f. Mit andern Bedenklichkeiten wollen wir unsern Verf. verschonen, da wir an S. 23. sehen, wie leicht er damit fertig wird: *Osci, avec diverses aspirations Casci, Volsci et Fulisci, enfin par extension d'Osci Ausonii, Aurunci.*

Niebuhr's Ansicht von der *Unsicherheit* der ersten Periode Römischer Geschichte gestaltet Hr. Mich. zu einem allgemeinen Begriff, dafs das Volk seine Vorstellungen über den Ursprung des Staates und der staatsrechtlichen Institute und Standesverschiedenheit durch *Symbole* und Personen dargestellt habe, denen weiter kein historisches Einzelleben entspreche. Hierauf geht auch das poetische Lob des Neapolitaners Vico in der Vorrede, der durch diese Idee zuerst die Römische Geschichte beseelt habe. Wir können diese Ansicht annehmen, aber doch wohl nur für die Gründung des Römischen Staates und für die Personen eines Romulus und Numa. Hr. Mich. dehnt sie zuverlässig zu weit aus, wenn er den Tribunen *Terentillus Arsa (Boutefeu?* frägt er) und, wie wir gesehen haben, die *Manlii* und *Melii*, bis auf die beiden Helden der Samniterkriege *L. Papirius Cursor* und *Q. Publilius Philo* für Perso-

nificationen, resp. der Patrizier und Plebejer hält, und so ziemlich als mythische Wesen darstellt. S. 151. *le patricien Papirius (Patricius, Papirius, comme pater, pappa, pappus) le plébéien Publilius. On sait que dans toute cette histoire ce sont les noms invariables du créancier impitoyable et du débiteur maltraité. Pour relever ce Papirius, les historiens lui attribuent une force et une agilité imitée des temps héroïques, mais à peu près superflue dans les guerres de tactique que faisaient dès-lors les armées disciplinées de Rome.* (Und dessenungeachtet noch solche willkührliche Erdichtungen?) *Dans la forme grecque que les premiers rédacteurs de l'histoire romaine ont donnée à leur ouvrage, Papirius est l'Achille de Rome; et pour que la ressemblance fût plus grande, ils l'ont surnommé Cursor* (πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς.)

Aber dies hängt mit der Vorstellung des Vfs. von dem Ursprung der Römischen Geschichte zusammen, die er mit Hrn. Blum, dessen Buch er kennt und anführt, theilt. Er geht vielleicht noch weiter, indem er von S. 38. des 2. Theils an in einem besonderen Capitel mit der Ueberschrift *Rome envahie par les idées de la Grèce* ausführt, wie die allmächtige Stadt den in Italien angesiedelten *Griechen* eine Römische Geschichte zu liefern befahl. *Le premier, qui leur en fournit une, fut un Dioclès de Peparethe.* Aber, fährt er fort, die Griechen dieser Zeit waren vollkommen unfähig geworden, den tiefen Symbolismus der alten Zeiten zu durchdringen: sie lösten Ideen in Personen auf, und schmeichelten zugleich den edlen Familien, nahmentlich den Fabiern und Quinctiern, indem sie die alte Geschichte mit ihren Nahmen erfüllten, späterhin den Marciern, die viel bei Unterhandlungen in Griechenland gebraucht wurden, und deswegen haben wir nun einen *Marcius Coriolanus:* und indem man so gegenseitig Schmeicheleien austauschte, empfing Rom gelehrig mit der Litteratur (dieser pseudo-historischen?) das Joch Griechenlands. *Fabius Pictor, Cato, Cincius, Piso, Livius* endlich folgten treu jenen Griechen und kümmerten sich wenig um die Original-Documente, für die Römer war die Geschichte im Allgemeinen nur eine rhetorische Uebung u. s. f.

Ref. möchte nicht zum Schrecken des Hrn. Mich. Niebuhr selbst aufrufen, in der Gestalt wie ihn Hr. Mich. p. XI. schildert, als einen langbehaarten *Wisogast*, wie er zu Rathe sitzt mit dem weisen *Coruncanius* und dem scharfsinnigen *Scaevola* und dem alten Cato. Wie würde dieser Wisogast, der in der Röm. Gesch. *I.* S. 215. den unglücklichen *Dioclet*, den kein Mensch kennt, wo es sich nur um die sagenhafte *Rea Silvia* handelt, unwirsch abweist, wie würde er sein Haupthaar unwillig schütteln, wenn er vernähme, die ganze Römische Geschichte bis auf den zweiten Punischen Krieg sei von ihm und Griechen seiner Art auf Bestellung gefertigt worden? *Ne vous hasardez point d'attaquer ce collegue des Décemvirs ou d'en parler en légère!* Ohne Zweifel ist die Wiege des Volks mit Sagenkränzen umhüllt; *Romulus* und *Remus, Numa* mit seiner *Egeria*, mögen symbolische Personen sein, *Servius Tullius* und die Tarquinier zwar nicht mehr Symbole, aber bezeichnende Nahmen für Etruskischen Einfluſs; auch die Fasten im Anfange der Republik mögen, entweder weil mehrere alte Familien Antheil an dem Werk der Befreiung haben wollten, oder weil wirklich, ehe die Consular-Regierung Bestand erhielt, ein schnellerer Wechsel, etwa von *Interreges*, Statt fand, in Unordnung gewesen und erst späterhin festgestellt sein: aber es heiſst dem strengen, aufmerksamen und an dem Buchstaben festhaltenden Volke das Bewuſstsein seiner Existenz abläugnen, wenn man behauptet die Consularfasten, das einzige Mittel seiner Jahresrechnung, seien ihm von schmeichelnden Griechen verfertigt oder auch nur verfälscht worden — zu einer Zeit, wo die Vorrechte Patrizischer Familien längst aufgehoben waren und der neue Plebejische Adel sie eifersüchtig beobachtete. Der Geschichtschreiber konnte damahls, was er noch jetzt kann, die Ursprünge der Geschichte moralisirend oder rhetorisirend verdrehen, er konnte Siege übertreiben, Verluste verschweigen, die Ehre der groſsen Familien herausstreichen, die Gesinnung der Plebejischen Neuerer verdächtigen, aber den *Bestand* der Geschichte, *leges, foedera* und *fasti*, zu ändern, vermochte weder ein Römischer Senator, noch ein Griechischer Client. Da aber Hr. Mich. an der Wichtigkeit und Zuverlässigkeit auch dieser Dokumente, so weit wir sie kennen, sehr zu zweifeln scheint, so wollen wir uns nicht wundern, wenn seine Beurtheilung der Staatsverhältnisse dieser Zeit, die durchaus darauf beruhen, ungenügend ausgefallen ist.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 35.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Histoire Romaine par Michelet. Première partie. Tom. I. et II.

(Schluſs.)

Die Geschichte der zweiten Hälfte der Republik, worin Niebuhr's Autorität Hrn. Mich. nicht leiten konnte, begreift die Kriege, durch welche Rom sein *Imperium* ausbreitete, und die inneren Kämpfe, durch welche der Staat endlich in die Gewalt eines Einzelnen gerieth. Hr. Mich. hat die Kriegsgeschichte ausführlich genug, rasch und lebendig dargestellt. Von der Schilderung des Landes und Volkes ausgehend, handelt er am ausführlichsten von den Karthagern. Die Beschreibung der Macht dieses Kaufmannsvolkes „dessen Reich eher mit einer Kette von Forts und Comptoirs zu vergleichen ist, welche das Reich der Portugiesen und Holländer in Ostindien ausmachten, als mit den compacten Besitzungen der Engländer und Spanier in Amerika", ist recht gelungen. Aber die grofse Ausführlichkeit des Krieges, den Karthago mit seinen Söldnern führte, eignet sich wenig für eine Römische Geschichte. Hannibal nimmt Hrn. Michelet's Darstellung mit mehr Recht in Anspruch; weniger gelungen sind die Kriege in Griechenland, wo der Römische Heerführer nach einem alten, jetzt auch wohl veralteten, Irrthum immer noch *Flamininus* heifst. Die Schilderung des alten Galliens erregt das nationale Interesse des Vers. ganz vorzüglich: Thierry's Untersuchungen liegen dabei zum Grunde. Wenn aber Hr. Mich. am Schluſs des Gallischen Krieges die Bemerkung macht, daſs Cäsar aus Schonung für die besiegte Nation den ihr auferlegten Tribut mit dem ehrenvollen Nahmen *Kriegessold* verschleierte, so beruht diese Artigkeit auf einem Mifsverständniſs der citirten Stelle, *Sueton Caes.* 25 *quadringenties in singulos annos stipendii nomine imposuit.* Denn *nomine* ist in dieser Verbindung nichts anderes als unser *als*, Franz. *comme*, und *stipendium* so sehr der herkömmliche Nahme einer Geldsteuer, daſs die dazu verpflichteten Provinzen lange vor Cäsar *stipendiariae* heifsen, im Gegensatz gegen diejenigen, welche Naturalabgaben zu leisten haben. Auch können wir Hrn. Mich. bei aller Achtung für seine Landsleute nicht zugeben, daſs Cäsars Heer auch nur zu einem erheblichen Theil aus Galliern bestanden. Er meint, ganz vorzüglich. *Pag.* 237. *Ce qu'on rapporte de l'ardeur de ces soldats, cette soif de péril, ce devoûment à la vie et à la mort, cette valeur furieuse, tout cela caractérise assez les barbares*, und *p.* 263. *il connaissait merveilleusement le génie des barbares, qu'il conduisait.* Denn die *Legionen* waren doch Römer ohne allen Zweifel, meist in *Gallia cisalpina* conscribirt: von der einzigen *Alauda* wird als etwas Ungewöhnliches bemerkt, daſs sie aus Transalpinern bestand, *Sueton. c.* 24.

Den Kampf der Parteien, der den Untergang der Republik herbeiführt, stellt Hr. Mich. in seinem 3. Buche (*dissolution de la cité*) als einen Kampf der *Reichen und Ritter* gegen die Nobilität vor. *Les chevaliers enlèvent aux nobles le pouvoir judiciaire. Les chevaliers obtiennent le commandement militaire* (*par Marius*). *Victoire des nobles sur les chevaliers* (*par Sulla*). *Retablissement de la domination des chevaliers par Pompée et Ciceron* sind die Ueberschriften oder Inhaltsanzeigen der 4 ersten Capitel.

Ein solcher Gegensatz hat niemahls bestanden, und er kann nicht angenommen werden, ohne die seltsamste Verwirrung hervorzubringen. Nobilität und *plebs*, oder (*a potiori*) Senat und *plebs*, ist der factische Gegensatz; der Gegensatz der Gesinnung, auf den es am meisten ankommt, ist der zwischen *Optimaten* und *Populären*, d. h. zwischen denen, welche das aristokratische Regiment begünstigen, und denen, welche die unbedingte Gleichheit aller und die Theilnahme aller an der Regierung bezwecken. Dieser Kampf wird drei Mahl für die Optimaten entschieden, zuerst durch den Sturz der

Gracchen, dann durch den Fall des Saturninus, endlich durch die Niederlage der Marianischen Partei. Aber alles, was Sulla zur Befestigung der Aristokratie gethan hatte, wurde, bei dem erstaunlichen Uebergewicht der *plebs* durch die Aufnahme der Bundesgenossen in die alten Tribus, vereitelt durch die Bewilligungen volksbeliebter Machthaber: zuerst an diese, dann an den einen, Cäsar, verlor die grofse Demokratie, gerade als sie den letzten Triumph zu feiern meinte, ihre Freiheit unwiederbringlich. Was Hr. Mich. an die Stelle der Populären setzt, die *Ritter*, sind als solche gar keine Partei, denn die jungen *nobiles* gehören ja ebenfalls zu ihnen: als bleibender Stand ist die *Ritterschaft* ein Theil der *plebs*; und deſswegen überträgt der Popular G. Gracchus ihr das Richteramt. Aber wenn es weiter heifst, *die Ritter erlangen durch Marius das Commando der Heere*, so hat dies Römisch gar keinen Sinn. Marius' Erhebung ist ein Sieg der *plebs* über die Nobilität: das ist richtig; aber als Senator gehört Marius selbst nicht mehr zur Ritterschaft: ob er seiner Gesinnung nach ein Popular bleiben, oder ein Optimat werden will, steht bei ihm, und seinem Uebertritt zur letztgenannten Partei verdankte Rom ja den Sieg über *Saturninus*. Noch störender wirkt das Verkennen Römischer Standesunterschiede da, wo Hr. Mich. von *Pompejus* zu sprechen beginnt. Er sagt p. 190. „die Sullanische Partei hatte nur einen glücklichen General, und dies war noch dazu *nicht einer aus der Nobilität, sondern ein Ritter*". Wie? Pompejus nicht *nobilis*? War doch sein Vater Consul und Triumphator, und trat er selbst als der stärkste Verfechter seiner Standesgenossen auf. Wenn er in dieser Zeit bei den Autoren ein Römischer Ritter genannt wird, so ist damit nicht gesagt, dafs er aus dem *Ritterstande* war, sondern dafs er *noch nicht* Senator war, weil er noch kein Staatsamt bekleidet hatte. Er begünstigte in seinem Consulat (nun nicht mehr Ritter) die Populären, stellte die Gewalt der Volkstribunen wieder her, und bewirkte die Theilung des Richteramts zwischen Senat und *plebs* — aber nicht in Folge einer Cabale der Ritterpartei, sondern weil er dem wiederholentlich ausgesprochenen Verlangen nicht widerstehen konnte und sich selbst über jede Gefahr erhaben glaubte. Hr. Mich. stellt bei dieser Gelegenheit Cicero als ein Werkzeug der Ritterpartei und des Pompejus dar. *Pag.* 206. *L'instrument de Pompée dans cette réaction contre le sénat fut un autre chevalier Ciceron*, der den Auftrag gehabt, einen *nobilis* (!) *G. Verres* anzuklagen und durch die Enthüllung der Senatorischen Parteilichkeit Pompejus vorzuarbeiten. „Sogleich nach diesem Prozefs gab Pompejus seine glänzenden Spiele, um sich der *populace* zu versichern, und das grofse Werk des Sulla, welches der Dictator durch die Ausrottung der Italer und die Proscription der Ritter (als ob nur dieser!) hatte befestigen wollen, war gestürzt". Es ist gewifs, dafs hiebei Cicero eine Wichtigkeit beigemessen wird, die er weder hatte, noch haben wollte: er benutzte allerdings die im Staate angeregte Streitfrage zur Erreichung seines Zweckes: aber, da die Gewalt der Tribunen schon wiederhergestellt war, so mufste wohl die Theilung des Richteramts auch ohne den Prozefs des Verres folgen, und wir hören überhaupt weder bei dem einen noch bei dem andern von einem ernstlichen Widerstande der Optimaten.

Der letzte Kampf der Parteien, der sich an die Personen Pompejus und Cäsar schliefst, nimmt sich daher in dieser Darstellung, da Hr. Mich. den Populären *Cäsar* unmöglich als einen *chevalier* oder auch nur für diesen Stand auftreten lassen konnte, ziemlich nüchtern und unpolitisch als ein blofser Privatstreit aus. Pompejus wird, nicht blofs zuletzt, sondern überhaupt, als der unwürdige Günstling des Glücks, als ein Mensch ohne Kopf und Zunge dargestellt: *il regnait à Rome, il voulait regner dans l'empire.* Wenn er dies gewollt hätte, so würden ihm schwerlich alle Edlen Roms gefolgt sein. *Cäsar's* betrachtet Hr. Mich. als den Repräsentanten der Humanität gegen den harten und strengen Geist der Republik. Sehr richtig: worin sich eben die Auflösung des individuellen Gebildes der Römischen Geschichte zeigt: alles gleich und eben, kein Unterschied der Rechte und des Standes, aber alle ohne Recht und ohne Stand gegen den einen. Doch wenn Hr. Mich. diese Humanität vorzüglich auch in Cäsar's Benehmen gegen das *weibliche* Geschlecht findet, *pag.* 220. *le monde ancien exclusit les femmes de la cité. César donna le premier l'exemple de rendre, même aux jeunes femmes,* (warum nicht?) *des honneurs publics; il prononça solennellement l'éloge funebre de sa tante Julia et de Cornelia sa femme. Ainsi etc.* so hatten wir einen tieferen Sinn in dem Worte Humanität gesucht: diese *neue* Art derselben ist mit dem Zeugnifs des Sueton c. 6. zu widerlegen: *Quaestor Juliam amitam uxoremque Corneliam defunctas laudavit e more pro rostris.*

Auch ein anderer Beweis ist wenigstens sehr ungenau ausgedrückt, p. 219. „seit seiner Quästur begünstigte er die Lat. Colonien, welche die Rechte wiedergewinnen wollten, die Sulla ihnen genommen hatte". Denn es sind blofs die *Transpadani* zu verstehen, die mit dem Rechte der Latinität nicht zufrieden, das Bürgerrecht verlangten, nicht wiedergewinnen wollten. S. *Sueton. Caes.* c. 8. mit den Noten der Erklärer.

Die alte Vorstellung von einem Gegensatz der Ritter gegen die Nobilität wird zuletzt wieder bei *Augusts* Auftreten herbeigezogen. *Son père était chevalier, banquier, usurier. Cette origine obscure n'en convenait que mieux à celui qui devait commencer le grand travail de l'Empire, le nivellement du monde.* Dem ist aber nicht so. „Augusts Vater, Octavius, sagt Sueton c. 3., war von Hause aus sehr reich und angesehen, so dafs ich mich *wundere*, wie ihn einige für einen *Wechsler* haben ausgeben können. In einem bedeutenden Vermögen auferzogen hat er alle Ehrenämter ohne Schwierigkeit erlangt und vorzüglich verwaltet. M. Cicero stellt ihn seinem Bruder Quintus als Muster der Nachahmung auf. Er würde das Consulat erhalten haben, wenn er nicht vor der Wahl plötzlich gestorben wäre". Was soll also die *origine obscure*? Aber Hr. Mich. liebt es zuweilen das Grofse, gewifs nur des rhetorischen Gegensatzes wegen, niedrig darzustellen. So nach der Beschreibung von August's Aeufserem: „Dies war die jämmerliche (*chétive*) Figur dessen, der das Kaiserthum gegründet". Das pafst gar wenig zu Sueton's *Forma fuit eximia et per omnes aetatis gradus venustissima.* Selbst von seinem Liebling *Cäsar* sagt er p. 234. „Ich hätte diese weifse und bleiche, vor der Zeit durch die Ausschweifungen Roms verwelkte Gestalt, diesen verzärtelten und epileptischen Mann sehen mögen, wie er an der Spitze der Legionen unter den Regengüssen Galliens marschirte, über unsere Flüsse hinüberschwamm u. s. f." Man sollte fast bedauern, dafs Hrn. Mich. eines entgangen ist, das dünne Haupthaar, welches Cäsar, gegen diesen Mangel und den Spott darüber sehr empfindlich, sorgfältig auf den Scheitel zusammenzustreichen pflegte: dann wäre eine vollkommen klägliche Gestalt herausgekommen. Aber Sueton's Beschreibung verräth eine solche nicht: *excelsa statura, colore candido* (ist doch nicht *pallido*), *teretibus membris, ore paulo pleniore, nigris vegetisque oculis, valetudine prospera, nisi quod extremo tempore — comitiali morbo bis inter res agendas correptus est.* Defswegen braucht er doch noch nicht ein *epileptischer* Mann zu sein.

So ist es auch nur für ein Spiel des Witzes zu achten, wenn Hr. Mich. das tragische Ende Cäsar's auf eine unbedeutende Ursach zurückführt, pag. 280. „Cassius, erzählt er, wollte sich an Cäsar rächen, weil er ihm die Löwen, die er unterhielt, genommen hatte. Diese Löwen des Amphitheaters waren die Lieblinge und der Zeitvertreib der Römischen Grofsen; die Griechen, Sophisten, Dichter, Rhetoren und Parasiten, kamen nach ihnen in der Gunst des Herren. Ach, ruft der neidische Juvenal aus, und ein Dichter ist doch nicht so viel! Cäsar verzieh jedermann aufser dem, der ihm frevelhafter Weise seine Löwen getödtet". Warum so unwürdig von Cäsar, „*dem Repräsentanten der Humanität*", urtheilen, da die citirte Stelle Sueton c. 75. einen besseren Aufschlufs giebt? Jener Mann, dem nach der Pharsalischen Schlacht *nicht* verziehen wurde, hatte Cäsar's Freigelassene und Sklaven, die in seine Hände gefallen waren, mit Feuer und Schwert grausam umbringen, und sogar die Löwen, die Cäsar für ein Volksfest zusammengebracht hatte, niedermetzeln lassen (*contrucidaverat*): so erzählt Sueton. Und was Cassius betrifft, so erwähnt Plutarch zwar dies, dafs Cäsar die in Griechenland erbeuteten Löwen, welche Cassius, auch nicht seines Privatvergnügens halber, sondern weil er Aedil war, hatte kommen lassen, nicht zurückgab: er tadelt aber zugleich diejenigen, die darin den Grund der Verschwörung gefunden zu haben meinten. Und was bedarf es vieler Worte um ein welthistorisches Factum gegen einen so frivolen Erklärungsversuch in Schutz zu nehmen?

C. G. Zumpt.

XX.

Leichtfafsliche Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches, von Friedrich Mohs, k. k. Prof. an der Universität zu Wien, mit 8 *Kupfertafeln, Wien* 1832. *bei Wallishausser, gr.* 8. *XXIV und* 643.

Dieses Werk des berühmten und durch seine mathematisch-philosophische Behandlung der Mineralogie um die Wissenschaft hochverdienten Verfs. ist in Be-

zug auf die specielle Kenntnifs der Mineralien von untergeordneter Wichtigkeit, indem die Physiographie gar nicht ausgeführt, die Charakteristik aber nur sehr wenigen Bereicherungen und Verbesserungen unterworfen werden konnte, weil der Verf. an ihrer vollständigen Umarbeitung durch Krankheit behindert wurde. Wir haben uns daher auch, mit Hintansetzung des speciell-mineralogischen Inhaltes, ausschliefslich an die, für die wissenschaftlichen Arbeiten des Verfs. so bedeutungsvollen Momente seines Werkes zu halten, nämlich an seinen *Begriff von Mineralogie*, an seine *Krystallographie* und an seine *Systematik*.

Was aber insbesondere den, vom Verf. schon früher aufgestellten und auch jetzt wieder nachdrücklich hervorgehobenen *Begriff* der Mineralogie betrifft, so glauben wir ihm deshalb unsere ganz vorzügliche Aufmerksamkeit widmen zu müssen, weil gerade er, bei dem streng logischen Verfahren des Verfs. auf dessen Behandlung der Wissenschaft den gröfsten Einfluss ausgeübt hat.

In §. 10. wird die Mineralogie kurzweg als die Naturgeschichte des Mineralreiches definirt; wir wenden uns daher sogleich an den Begriff von Naturgeschichte, wie solcher in §. 5. aufgestellt wird. Die Naturgeschichte, heifst es dort, ist diejenige Wissenschaft, welche die Naturproducte in Beziehung auf ihre Einerleiheit, Gleichartigkeit und Aehnlichkeit nach Maafsgabe derjenigen Eigenschaften vergleicht, welche sie in ihrem ursprünglichen und unveränderten Zustande besitzen, und diese Vergleichung anwendet, Vorstellungen und Begriffe zu erzeugen, um die Gegenstände diesem gemäfs zu ordnen, zu benennen, zu unterscheiden und ihre Vorstellungen auch ohne Gegenwart derselben hervorzubringen.

Mit dieser sehr ausführlichen Definition würden wir im Allgemeinen vollkommen einverstanden sein, wenn nicht der Verf. in den §. §. 4. und 23. jenen Eigenschaften, welche die Naturproducte in ihrem ursprünglichen und unveränderten Zustande besitzen, eine Nebenbestimmung unterlegte, welcher zufolge nur diejenigen dahingehören, durch deren Untersuchung das Mineral *seinen ursprünglichen Zustand nicht verläfst, oder ihn wenigstens nachher wieder annimmt*. In dieser Einschränkung seines Begriffs von naturhistorischen Eigenschaften liegt der Grund jener oft gerügten Einseitigkeit, welche die, aufserdem so ausgezeichnet trefflichen Arbeiten von Mohs charakterisirt.

Dabei erinnern wir an die frühere Einseitigkeit der Wissenschaft, welche durch die Ansicht herbeigeführt wurde, der Hauptzweck der Mineralogie sei auf Erlangung der Fertigkeit berechnet, die Mineralien nach ihren, den Sinnen unmittelbar zugänglichen Merkmalen gleichsam aus dem Stegreife zu erkennen; eine Ansicht, nach der freilich alles, was über das unmittelbare Sehen, Fühlen, Schmecken und Riechen hinausgeht, als der Mineralogie nicht angehörig betrachtet, und jede Eigenschaft, zu deren genauerer Ermittelung irgend Apparate oder Vorbereitungen erforderlich sind, entweder sehr nachlässig behandelt, oder, wie besonders die chemische Natur der Mineralien, nur anhangsweise, als ein fremdartiger Gegenstand in Erwähnung gebracht wurde. Wir erinnern deshalb an diese Einseitigkeit der ehemaligen Oryktognosie, weil das ihr zu Grunde liegende Vorurtheil auch jetzt noch seinen Einfluss mehr oder weniger ausübt, und wir nicht zu irren glauben, wenn wir in dem Widerstreben mancher Mineralogen gegen die Aufnahme der chemischen Untersuchung in ihre Wissenschaft noch eine Nachwirkung der früher eingesogenen Ansichten erkennen. Auch Mohs hat mit seltener Beredsamkeit und glänzender Dialektik die Mineralogie um ihren besten Theil zu bringen, und ihr gleichsam ein *testimonium paupertatis* aufzudringen gesucht, dessen sie nimmer bedarf, weil sie sich nur des ihr gebührenden Schatzes zu bemeistern braucht, um sogleich in ihrer vollen Reichhaltigkeit aufzutreten.

Er fafst dabei besonders die Analogie zwischen Mineralogie und Botanik in's Auge und treibt dieselbe bis auf die äufserste Spitze. Allein, wie eine zu consequente Verfolgung von Analogien die Wissenschaften überhaupt nicht selten mehr seitwärts als vorwärts gebracht hat, so scheint uns, bei vollkommener Anerkennung der ausgezeichneten Verdienste des Vfs., in seiner Mineralogie der wahre Gesichtspunkt durch zu consequentes und buchstäbliches Festhalten an der Methode der Botanik verrückt, und ein auffallendes Beispiel dafür geliefert worden zu sein, dafs man bei strenger logischer Consequenz im Gebiete der Realwissenschaften auf Abwege gerathen könne, wenn man, ohne Berücksichtigung der wesentlichen Verschiedenheit der Gegenstände, *einen* Zweig jener Wissenschaft genau in dieselben Formen zwängen will, wie den *andern*.

(Der Beschluss folgt.)

№ 36.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Leichtfaſsliche Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches, von Friedrich Mohs.

(Schluſs.)

Indem wir nämlich, mit Beibehaltung obiger Definition von Naturgeschichte, für die Naturkörper *sämmtliche*, im ursprünglichen und unversehrten Zustande an ihnen haftenden Eigenschaften berücksichtigen, ohne eine, auf das verschiedene Verfahren der Untersuchung gegründete Ausschlieſsung gewisser Eigenschaften zu gestatten; so haben wir zuvörderst für die verschiedenen Zweige der Naturgeschichte zu untersuchen, welchen Zustand sie bei ihren Körpern voraussetzen, und was an letzteren in solchem Zustande als wirkliche Eigenschaft zu betrachten ist.

Da ergiebt sich nun für Botanik und Mineralogie der sehr wesentliche Unterschied, daſs jene die *lebendige* Pflanze, diese das *leblose* Mineral zum Gegenstande hat. Auf der höheren Stufe der Naturthätigkeit aber, die wir Leben nennen, tritt die chemische Gründlage der Dinge in ein so räthselhaftes und geheimniſsvolles Dunkel zurück, und verliert für die bloſse Physiographie dermaſsen alle Bedeutsamkeit, daſs man wohl mit Recht Anstand genommen hat, die chemische Zusammensetzung einer Pflanze oder eines ihrer Organe als eine, die *lebendige* Pflanze charakterisirende Eigenschaft zu betrachten. So lange die Elemente in das wunderbare Spiel des lebendigen Organismus hineingezogen und von seiner Lebenskraft beseelt sind, da ist ihre Function offenbar eine ganz andere, als in dem todten, der Verwesung anheim gefallenen Organismus, oder in dem, alles Leben entbehrenden Minerale. Es müſste in der That erst eine Chemie des Lebens geschaffen werden, wenn die Pflanzen oder Thiere auf ähnliche Weise in Botanik und Zoologie eine chemische Berücksichtigung finden sollten, wie die Mineralien in der Mineralogie; denn die sogenannte organische Chemie ist keineswegs das vollgültige Analogen der anorganischen Chemie, sobald man die hervorstechende Eigenthümlichkeit und himmelweite Verschiedenheit beider Naturreiche berücksichtigt.

Diese Verschiedenheit spricht sich ja auch in der substantiellen Beschaffenheit der beiderseitigen Individuen auf eine so grelle Weise aus, daſs schon deſshalb nicht gut an eine buchstäbliche Gleichförmigkeit der beiderseitigen Methoden zu denken ist. Das mineralogische Individuum zeigt in seiner ganzen Ausdehnung *homogene* Substanz, das organische Individuum sehr *heterogene* Substanzen, die in den mannichfaltigsten Formen durch einander geschlungen sind, und nur einzeln, aber dann auch nicht im lebenden Zustande ein Object der chemischen Analyse werden können. So ist denn gewissermaſsen jeder Organismus in chemischer Hinsicht einem gemengten Gestein zu vergleichen, und, wie wenig z. B. die chemische Analyse eines Stückes Granit der Mineralogie, so wenig würde ein in Bausch und Bogen, mit Haut und Haar analysirtes Thier der Zoologie, oder eine auf ähnliche Art analysirte Pflanze der Botanik etwas frommen.

Mit einem Worte also: die lebende Pflanze als solche, das lebende Thier als solches, sind durchaus kein Gegenstand der Chemie, sie haben schlechthin keine chemischen Eigenschaften, und die Frage nach denselben ist überhaupt gar nicht zulässig.

Ganz anders verhält sich's aber mit den Mineralien, die ihre homogene Substanz in leblosem Dasein unveränderlich behaupten, und weder durch die chemische Reaction noch durch die chemische Analyse von der wesentlichen Stufe ihres Daseins herabgezogen werden. Die Mineralien haben also, neben ihren übrigen natürlichen Eigenschaften, auch *chemische* Eigenschaften, und die Mineralogie, welche dieselben nach allen ihren Eigenschaften betrachten und darstellen soll, darf die höchst wichtige chemische Seite ihrer Natur durchaus

nicht vernachlässigen, ohne sich des Vorwurfs der Einseitigkeit schuldig zu machen.

Wir verlassen diesen Gegenstand, um noch einen Blick auf die oben erwähnte Einschränkung des Begriffes der naturhistorischen Eigenschaften zu werfen. Wie beifällig diese Einschränkung von Manchen aufgenommen worden sein mag, und wie stutzig sie uns auf den ersten Blick machen könnte, so giebt sie sich doch bald als eine blofse conventionelle Formel zu erkennen, mit welcher es ihre eifrigsten Bekenner, ja selbst ihre Urheber gar nicht so genau nehmen.

Mit dem Urtheile, dafs nur diejenigen Eigenschaften naturhistorische seien, welche die Dinge in ihrem ursprünglichen und unveränderten Zustande besitzen, sind wir sehr wohl einverstanden. Aber glaubt man es denn hiermit zweifelhaft machen zu können, dafs der Kalkspath in seinem ursprünglichen und unveränderten Zustande aus Kohlensäure und Kalkerde besteht, und dafs das Zusammengesetztsein aus diesen beiden Elementen eine seiner natürlichen Eigenschaften ist? — Wenn aber nicht, warum sträubt man sich, auch diese Eigenschaft und die Hülfsmittel zu ihrer Erkennung in die Physiographie des Kalkspathes mit aufzunehmen? „Weil die Anwendung jener Hülfsmittel das Naturpro„dukt in einen andern Zustand versetzt, ja wohl gar „seine Existenz aufhebt". (§. 4.)

Also der Umstand, dafs ein Individuum, oder ein Theil eines Individuums der chemischen Forschung die Integrität seines Zustandes zum Opfer bringen mufs, dieser Umstand ist es, um welchen sich die ganze Controverse dreht. Erlaubt es aber dann die Consequenz von Spaltungsgestalten, von Härtegraden, von der Auflöslichkeit in Flüssigkeiten (§. 23.) wie von naturhistorischen Eigenschaften zu sprechen, da die Wahrnehmung dieser Verhältnisse nicht minder Hülfsmittel voraussetzt, welche das Naturproduct in einen andern Zustand versetzen, und ganz oder theilweis verändern oder verstümmeln? Denn, sollen wirklich in der Naturgeschichte nur solche Eigenschaften berücksichtigt werden, bei deren Wahrnehmung das Naturproduct in seinem ursprünglichen und unveränderlichen Zustande beharrt, so müssen die Spaltungsverhältnisse verschwiegen bleiben, weil bei ihrer Aufsuchung die ursprüngliche Form verloren geht; so mufs die Härte unbestimmt gelassen werden, weil ihre Prüfung eine theilweise Vernichtung der ursprünglichen Cohärenz fordert; so darf von der Auflöslichkeit in Wasser gar nicht die Rede sein, weil durch selbige das Mineral mit allen naturhistorischen Eigenschaften aufgehoben wird. — O, entgegnet man uns, diefs sind ja blofse Veränderungen der Form, der Cohärenz, die müssen wir uns noch vorbehalten, wenn die Wissenschaft zu Stande kommen soll. — Also *morphologische* und *physische* Eigenschaften, die können der Untersuchung ganz oder theilweis geopfert werden; für sie hat jene angebliche Forderung der Naturgeschichte keine Gültigkeit, sondern nur für die *chemischen* Eigenschaften. — Folgt aber hieraus nicht offenbar, dafs diese Forderung ausdrücklich nur dazu erfunden wurde, um die etwaigen Ansprüche der Chemie abzuweisen, dafs sie nur ein rückständiges Postulat der Oryktognosie ist, welche als neuere Mineralogie zwar ihre Abhängigkeit von Geometrie und Physik zugesteht, aber, dem alten Herkommen getreu, jeden Tribut der Chemie von sich zurückweist. Um nun diesem herkömmlichen Vorurtheile ein logisches Fundament zu geben, wird eine Definition von Naturgeschichte an die Spitze gestellt, darauf das eine Element dieser Definition wohlbedächtig so bestimmt, dafs dadurch die Inviolabilität des Minerales während seiner Betrachtung gesichert bleibt, und hieraus endlich sehr consequent die Nothwendigkeit abgeleitet, die Chemie aus der Mineralogie auszuschliefsen. Erscheint aber nicht diese Ableitung als ein blofses dialektisches Manöver, erfunden zur Rettung des alten antichemischen Vorurtheiles? Und müssen wir nicht dieses Manöver schon deshalb für verfehlt erklären, weil die ihm zu Grunde liegende Begriffs-Einschränkung nicht einmal eng genug ist, indem sie, wenn die Mineralogie nicht noch weiter untergraben werden soll, nur diejenigen Eigenschaften ausschliefsen dürfte, deren Wahrnehmung eine *substantielle* d. h. chemische Veränderung nothwendig macht.

Indem somit die antichemische Schule dem chemischen Wesen der Mineralien völlige Unverletzlichkeit vindicirt, legt sie wohl einerseits das Geständnifs ab, dafs die chemischen Eigenschaften etwas sehr Wichtiges, ja vielleicht das Wichtigste am Minerale seien, während sie anderseits fordert, die Wissenschaft solle gerade dieses Wichtigste vernachlässigen, und aufser Acht lassen, *um sich nicht durch Vermischung ungleichartiger Kenntnisse* zu verunreinigen. Allein diese Ungleichartigkeit der Kenntnisse, welche die Naturgeschichte zusammenstellt, dürfte wohl so lange bestehen, als eine

Ungleichartigkeit der Eigenschaften der Dinge besteht, und es möchte ein fruchtloses Unternehmen bleiben, die so verschiedenartigen Kenntnisse, welche die Krystallform, die Cohärenz, die Strahlenbrechung, das spezifische Gewicht u. s. w. betreffen, dadurch gleichartig machen zu wollen, dafs man diesen Eigenschaften das Prädicat *naturhistorisch* ertheilt, gleichsam als könne der Umstand, dafs sie insgesammt von der Naturgeschichte berücksichtigt werden, ihnen wirkliche Gleichartigkeit verschaffen.

Nachdem wir hiermit unsere Ansicht über eines der wichtigsten und durchgreifendsten Momente des vorliegenden Werkes ausgesprochen haben, erlauben wir uns einige Bemerkungen über die Krystallographie des verehrten Verfs., in welcher wir noch den meisten Veränderungen begegnen.

Was die allgemeinen Bestimmungen der einzelnen Gestalten betrifft, so lassen wir es dahin gestellt, ob die Unterscheidung der einfachen Formen und der Combinationen durch die Namen *regelmäfsige* und *symmetrische* Gestalten einen wirklichen Vortheil gewährt.

Der Name Orthotyp scheint für die rhombischen Pyramiden nicht bezeichnend, und ihre Definition nicht scharf genug; ersteres, weil die tetragonalen Pyramiden eben sowohl orthotyp sind; letzteres, weil die Definition auch auf die am Kupferkiese vorkommenden, (jedoch in §. 69. bezweifelten) tetragonalen Skalenoëder paßt. Die Definition des Hemianorthotypes möchte einer kleinen Veränderung bedürfen, wenn sie der Natur entsprechen soll. Auch scheint die Definition der ungleichkantigen sechsseitigen Pyramiden (Drei- und dreikantner, für welche doch wohl der von Breithaupt vorgeschlagene Name adoptirt zu werden verdiente) nicht hinreichend bestimmt, da sie auch die, durch Zwillingsbildung entstehenden, und S. 88. erwähnten ditrigonalen Pyramiden begreift.

Befremdend ist es aber, wenn ein Meister der Wissenschaft, alle neuen Erfahrungen ignorirend, im Jahre 1832. noch wie im J. 1822. drucken läfst: *man kennt* 3 hexaëdrische und 2 oktaëdrische Trigonal-Ikositetraëder, 2 zweikantige Tetragonal-Ikositetraëder, und 3 Tetrakontaoktaëder, da sich seitdem die Zahl der wohlbekannten Varietäten aller dieser Gestalten wenigstens verdoppelt hat.

In der Lehre von der Ableitung und den Combinationen ist sich der Vf. fast ganz treu geblieben. Wir begegnen daher wiederum den *Reihen* der Gestalten mit nach Potenzen von 2 fortschreitenden Axen, sammt ihrer etwas schwerfälligen Symbolik und ihrem zahlreichen Gefolge von Nebenreihen; derselben unbestimmten Sonderung der holoëdrischen und hemiëdrischen Formen mit allen Unbequemlichkeiten, welche sich daraus für die Lehre von der Ableitung und den Combinationen ergeben. Auch vermifst man noch immer eine methodische, auf die mathematischen Verhältnisse gegründete Bezeichnung der tesseralen Formen.

In der Lehre von den Zwillingskrystallen stofsen wir in §. 154. auf den Satz, dafs Individuen bei paralleler Stellung ihrer Axensysteme selbst dann keinen Zwilling bilden, wenn sie, bei hemiëdrischer Form, in der Stellung von complementären Gegenkörpern mit einander verwachsen sind. Der Verf. schliefst demgemäfs die bekannten kreuzförmigen Zwillinge des Eisenkieses, des Diamantes und dergl. aus, während er dagegen eine Menge sehr bekannter und ganz analoger Verwachsungen aus dem hexagonalen und tetragonalen Krystallsysteme als Zwillinge beibehält. Da ihm freilich Rhomboëder und Skalenoëder nicht als hemiëdrische Formen gelten, so ist ein scheinbarer Grund für dieses Verfahren vorhanden. — Wir erlauben uns jedoch, die Gültigkeit jenes Satzes über die Zwillingskrystalle eben so zu bezweifeln, wie die Richtigkeit dieser Ansicht über den Charakter der Rhomboëder und Skalenoëder.

Sollte nicht überhaupt der verehrte Vf. durch eine unbefangene Berücksichtigung der so einfachen und naturgemäfsen geometrischen Grundlage der Weifsischen Krystallographie auf manche einfachere Ansicht und gelungenere Darstellung geführt worden sein? Und würde eine solche Berücksichtigung nicht den doppelten Vortheil einer gröfseren Vereinfachung der eigenen Arbeit, und einer mehreren Annäherung zwischen den Arbeiten der beiden Koryphäen der Wissenschaft gewährt haben? —

Werfen wir endlich einen Blick auf die Systematik, so finden wir in derselben ein Meisterstück philosophischen Scharfsinnes, an welchem kaum etwas auszusetzen wäre, wenn nicht jene Restriction des Begriffes der naturhistorischen Eigenschaften auch hier im Allgemeinen ihren lähmenden und störenden Einfluss offenbarte, und nebenbei manche Behauptungen veranlafste, die man von freierem Gesichtspunkte aus für paradox und schielend erklären würde. Eine zweite, weniger auffallende Störung wird durch den Begriff der *Reihen* herbeigeführt,

welchen der Verf., wie für die Krystallformen, so auch für die physischen Eigenschaften der Mineralien geltend zu machen sucht. Indefs wird durch diese beiden Umstände das in seinen logischen Grundfesten unerschütterliche Gebäude nicht wankend oder unzugänglich gemacht, indem wir nur allemal unter den naturhistorischen die chemischen Eigenschaften mitzuverstehen und unter dem Worte Reihe, eine, innerhalb gewisser Gränzen abgeschlossene Mannichfaltigkeit gleichartiger Eigenschaften zu denken, dabei von allen, gegen diese beiden Amendements verstofsenden Behauptungen zu abstrahiren brauchen, um das Raisonnement des Vfs. vollkommen überzeugend finden und das Geständnifs ablegen zu können, dafs wir so gründlich, so klar, so überzeugend die Idee eines natürlichen Systems noch nirgends entwickelt fanden, als in vorliegendem Werke. Ausgehend vom Begriffe der Einerleiheit gelangt der Vf. zu dem der *Gleichartigkeit* und somit zu dem Begriffe der Species, als eines vollständigen scharf begränzten, wohlgeordneten und zusammenhängenden Inbegriffs von gleichartigen Individuen. Nachdem so das eigentliche Element der Systematik gewonnen, wird der Begriff der *Aehnlichkeit* als leitendes Princip der Classifikation aufgestellt, und mit siegreicher Consequenz durch die Stufen des Geschlechts, der Ordnung und Classe bis zum Mineralreiche selbst in Anwendung gebracht.

Was der Vf. im dritten Abschnitte so trefflich über die Nomenclatur sagt, ist leider für die Gegenwart verloren, weil sich erst die Mehrzahl der Mineralogen über ein Mineralsystem vereinigt haben mufs, bevor der Fluth des nomenclatorischen Unwesens irgend ein wirksamer Damm entgegengestellt werden kann.

Wie die Systematik die anschaulichen Vorstellungen oder Schemata, so hat die Charakteristik die Begriffe der Species zum Gegenstande und es darf wohl als ein besonderes Verdienst von Mohs hervorgehoben werden, dafs er diesen wichtigen Unterschied von System und Charakteristik der Mineralogie vindicirt hat. Das System soll nicht ein zur leichten Erkennung der Dinge führendes Register, sondern ein wohlgeordnetes Tableau sein, in welchem die Schemata der Species nach dem Maximo der Aehnlichkeit mit einander verbunden und gruppirt sind. Die Charakteristik dagegen soll Begriffe aufstellen, in welche aus jenen Schematen nur diejenigen Merkmale aufgenommen werden, welche zur Diagnose der Species erforderlich sind. Während dabei das System dem theoretischen Interesse des nach Uebersicht der Mannichfaltigkeit und Einsicht in ihren Zusammenhang strebenden Geistes Genüge leistet, entspricht die Charakteristik dem praktischen Bedürfnisse der leichten und sicheren Erkennung eines gegebenen Mineralkörpers. — Aber, um wie Vieles würde sich die Brauchbarkeit der Charakteristik erhöhen und erweitern, wenn die chemischen Merkmale mit berücksichtigt worden wären; und welche beifällige Aufnahme würde ein von solcher Hand auf so philosophischer Grundlage aufgeführtes Mineralsystem gefunden haben, wenn es nicht mit geflissentlicher Vernachlässigung einer der wichtigsten Seiten der Natur des Mineralreiches zu Stande gebracht worden wäre! —

Naumann, in Freiberg.

XXI.

Hán-dezö-wen-fa. (Grammatik der Chinesischen Sprache.) — Arte China, constante de Alphabeto e Grammatica, comprehendendo modelos das differentes composiçoens, composta por J. A. Gonçalves, sacerdote da congregaçao da Missao. Impressa com licença regia no real collegio de S. Jose. Macao. Anno de 1829. *(Chinesische Sprachkunst, bestehend aus Alphabet und Grammatik, nebst Mustern verschiedener Stilarten, von J. A. Gonçalves, Priester bei der Missions-Gesellschaft. Gedruckt mit königl. Freiheit im königl. Collegium des heil. Joseph zu Macao.) VIII und* 550 *Seiten.* 4.

Wenn Rec. bei seiner kritischen Würdigung der *Notitia linguae Sinicae* des vorliegenden bedeutenden Werkes mit keiner Silbe gedachte, so geschah dies aus dem einfachen Grunde, weil ihm kaum dessen Titel gegenwärtig war. Mit Recht mufs man staunen, wie ein bereits im Jahre 1829, wenn auch zu Macao, gedrucktes Buch von so reichem Inhalt erst jetzt, und zwar ganz zufällig, in Europa zu allgemeiner Kenntnifs gelangen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 37.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Hán-dsŏ-wen-fa. *(Grammatik der Chinesischen Sprache.) — Arte China, constante de Alphabeto e Grammatica, comprehendendo modelos das differentes composiçoens, composta por J. A. Gonçalves, etc.*

(Fortsetzung.)

Wenn die Gründlichkeit, der bewundernswürdige, von gesunder Kritik unterstützte Sammlerfleifs, und zum Theil auch die Einrichtung dieses Werkes öfter an die *Notitia linguae Sinicae* erinnern: so erklärt sich dies nur Genüge aus dem gleichen Beruf und Wirkungskreis, dem gleichen Enthusiasmus, und einer sehr verwandten geistigen Richtung der Verfasser. Als Priester an der Katholischen Missions-Gesellschaft zu Macao hat Gonçalves, den wir uns wegen seiner ungemeinen Belesenheit und Gewandheit im Chinesischen Ausdruck dem Greisenalter weit näher denken müssen als dem Jünglingsalter, schon lange praktisch gewirkt, und seine, im Jahre 1828 erschienene *Grammatica Latina ad usum Sinensium iuvenum* lehrt ihn uns bereits als einen Mann kennen, der dem Kreise Chinesischer Jünglinge, die seiner Bildung anvertraut sind, nicht blofs die Dogmen des Christenthums einzuprägen fähig ist, sondern auch durch das Mittel der Lateinischen Sprache es unternimmt, sie zum Studium der ihnen so fremdartigen abendländischen Idiome und Europäischer Bildung zu leiten. Man verdankt ihm aufserdem ein Chinesisch-Portugiesisches und Portugiesisch-Chinesisches Wörterbuch, die sich aber noch nicht in unseren Händen befinden.

Die *Arte China*, zunächst für Europäer ausgearbeitet, doch mit Berücksichtigung einer gewissen Nutzbarkeit für den Chinesen selbst, führt diesen so umfassenden Titel nicht mit Unrecht. Denn wir finden hier aufser der eigentlichen Grammatik, die Skizze zu einem Wörterbuch, worin wenigstens 1400 Zeichen aufgeführt sind; eine Sammlung von Dialogen, Rhetorik, prosaische und poetische Chrestomathie u. s. w. In der Vorrede giebt der Verf. hauptsächlich Rechenschaft über die, von ihm angenommene lexikalische Anordnung der Zeichen, Regeln zum Gebrauch seines *Alphabeto*, zur Aussprache und Betonung. Was Gonçalves von den Accenten sagt, bestätigt ganz des Rec. eigne Beobachtung, die er zwar nur bei zweien Eingebornen aus der Statthalterschaft Canton gemacht hat. Aber bekanntlich herrscht in den Dialekten China's, so weit wir sie kennen, nicht blofs eine, mit der gebildeten Umgangssprache vollkommen gleiche *Art* der Betonung; sondern der Cantonese spricht auch die meisten Wörter, ungeachtet der verschiednen Articulation, mit *demselben* Accente aus, der sie respective im *Kuān-hoā* begleitet, vorausgesetzt, dafs er denselben Begriff nicht mit anderen Wörtern als das *Kuān-hoā* bezeichnet (*senão quando usão differente letra, para significar a mesma coisa*) *). Vielleicht ist diese merkwürdige Folgerechtheit in der Tongebung durch die Mehrzahl der Volksmundarten vorherrschend, welcher günstige Umstand das Sprechenlernen der Dialekte bedeutend erleichtern müfste. „Die „Schwierigkeit des Aussprechens der Accente, bemerkt „der Verf., wird gehoben sein, sobald wir erwägen, „dafs wir diese Töne auch in unseren Sprachen haben, „und uns derselben *unbewufst* bei verschiedener Gele„genheit bedienen. Freilich drücken wir durch dieselben nicht, wie der Chinese, verschiedne Gegenstände, „wohl aber verschiedne *Affekte* aus. So sprechen wir „die Interjection *hui!* mit dem *hohen gleichen* Tone „(*plano alto*), wie *au!* bei einem plötzlichen Schmerz. „Antworten wir auf eine ängstliche Frage mit ruhiger „Festigkeit: „ich *will* es" (*quero*) so geschieht dies im

*) An die Stelle des *zurücktretenden* Accentes kommt zuweilen der *hohe gleiche*, z. B. *pă* (in der Kuan-hoa) und *pāt* (in Canton), die Zahl *acht*.

„*tiefen gleichen*. Tone (*plano baixo*) *). Fragt man „uns: „wollt ihr nicht gehorchen"? und wir antworten „trotzig: *nein!* so ist dies der *steigende* Ton (*ascen-* „*dente*). Sagt man mir: „dahin wirst du nicht gelan- „gen", und ich entgegne mit Nachdruck: „warum denn „*nicht* (oder *warum* denn nicht?)" so ist *nicht* (oder „*warum*) der *sinkende* (*descendente*, besser, der *sich* „*verlierende*) Ton **). Endlich, wer die Zeit nach ei- „ner Uhr berechnet, sagt wohl, wenn der Augenblick „da ist, im *zurücktretenden* (*entrante*) Tone: *halt"!* Obgleich die Dialekte, nach des Verfs. eignem Geständ- nifs, oft in derselben Provinz, und sogar in Ortschaf- ten, die einander sehr nahe liegen, einen erstaunlichen Unterschied (*espantosa differença*) darbieten: so nimmt er dennoch im *Reich der Mitte* selbst nur drei Haupt- Mundarten an, die *Mandarinische* (*Kuăn-hoă*) die von *Fu-kiăn* (Fokien) und die von *Canton*. Er folgt, wie alle seine Vorgänger, dem *Kuăn-hoă*, welches die Ge- bildeten im ganzen Lande, vornehmlich die Beamten (*empregados*) reden, und welches in den nördlichen und östlichen Provinzen auch dem gemeinen Manne ver- ständlich ist ***). Er hält das Mandarinische zugleich für den leichteren Dialekt, weil seine Laute den unsri- gen analoger seien, und vorzüglich, weil kein *zurück- tretender* oder *eingehender* Ton darin vorkäme (*por não ter o tom entrante*). Wäre die letztere Bemer- kung richtig, so würde dabei nicht viel gewonnen sein; denn gerade dieser Accent ist keiner von den schwie- rigsten. Aber der Verf. behauptet hier etwas, das er schon auf der nächsten Seite mit Recht wieder zurück- nimmt. Da heifst es nämlich: „der *entrante* ist im *Dia-* „*lekte von Peking* ungebräuchlich, und man substituirt „ihm dort einen der anderen, gewöhnlich den *hohen* „*gleichen*" *). Nun ist aber der Dialekt von Peking, wie wir aus Macartney's Reise, und aus den Notizen Rus- sischer Missionare wissen, keineswegs mit dem Manda- rinischen identisch, wenn er ihm auch in mancher Hin- sicht näher steht, als der von Canton. So wahrschein- lich es aber ist, dafs der respective Provincial-Dialekt in China wie in allen Ländern, mehr oder weniger Ein- flufs auf die gebildete Umgangssprache äufsert, so kann doch ein solches Urtheil nur mit grofser Einschränkung gelten. Dafs übrigens die articulirten Laute des Man- darinischen am leichtesten nachzubilden seien, lassen wir dahingestellt. Im Dialekte von Canton macht nur der feinere Unterschied gewisser Sauselaute einige Schwierigkeit, und das Vocalsystem ist noch einfacher als im Kuăn-hoă. Ueberhaupt wird, wo es auf Bestim- mung der articulirten Laute ankommt, die Autorität Pre- mare's, der auch das innere China besucht hat, voran- gehen müssen.

Die *Arte China* begreift acht Kapitel, und einen Anhang. Das *erste* Kapitel zerfällt in ein sogenanntes *Alphabeto* (viel passender Entwurf eines Wörterbuches nach Grundzügen zu nennen, S. 1—74.), eine beson- dere Tabelle der sogenannten Wurzelzeichen oder Klas- senhäupter (*catalogo dos generos*), und eine Nachwei- sung der, in den zusammengesetzten Phrasen des *Alpha- beto* vorkommenden Wörter (*indice das letras de frase*). Die älteste und unbequemste Einrichtung der einheimi- schen Wörterbücher war die nach *Materien*, welche noch jetzt in den grofsen Encyclopädien dieser Nation, die zu dem Schätzenswerthesten gehören, was sie jemals geliefert, vorwaltet. Erst später kam man auf die *Dis- position* nach *Wurzelzeichen* (auch Schlüssel genannt) und endlich, durch abendländische Völker zum *Laut- system* hingeleitet, auf eine Disposition nach *Lauten*, der gemäfs alle Zeichen von gleicher Aussprache in gleiche, abgesonderte Kategorien kommen. Die tonisch- geordneten Lexika haben übrigens die Wurzel-Wörter- bücher keineswegs verdrängt; im Gegentheil werden letztere, ob ihres bequemeren Gebrauches, noch jetzt vorgezogen. Die sogenannten Wurzelzeichen, deren Zahl bald gröfser, bald kleiner war, bis sie zuerst durch den Herausgeber des *Dszö-nguei*, dem auch das *Khang-hi-dszö-tiăn* folgt, auf 214 eingeschränkt wur- den, sind gröfstentheils Zeichen, die ihre selbständige

*) Da der *hohe* gleiche und *tiefe* gleiche Ton die Eigenschaft gemein haben, dafs die Stimme nicht modulirt wird, so rechnet man gewöhnlich nur Einen. Abstrakt gefafst, ist der *tiefe* gleiche Ton ein blofs *negativer*.

**) Man wird in diesen beiden Accenten eine Modulation der Stimme nicht verkennen, daher sie auch mit dem letzten, gleichsam *abgestofsenen* Accente zusammen die *ungleiche* Betonungsweise genannt werden. So gut hat der Chinese selbst die unarticulirten Laute zu analysiren gewufst.

***) Der Hafs des gemeinen Cantonesen gegen das, von ihm nicht verstandne *Kuăn-hoă* wird uns nicht unnatürlich er- scheinen, wenn wir erwägen, welche Abneigung der gemeine Mann auch bei uns, besonders im südlichen Deutschland, gegen das ihm *verständliche Hochdeutsch* zeigt.

*) Vgl. die *erste* Note.

Bedeutung bewahrt haben, und noch jetzt, auch ohne Zusammensetzung mit Gruppen, gebraucht werden. In Verbindung mit solch einer Gruppe aber, aus welcher für das neu entstandne zusammengesetzte Zeichen ein neuer Begriff erwächst, deutet die Wurzel diesen Begriff in möglichster Allgemeinheit an. So sind die meisten Natur-Erzeugnisse unter die allgemeinen, durch Wurzelzeichen dargestellten Begriffe *Baum*, *Pflanze*, *Stein* u. s. w., die meisten Tugenden und Laster unter *Mensch*, *Herz*, u. s. w. gebracht, und das Klassenhaupt findet sich gewöhnlich an einer bestimmten Stelle, oft aber auch mehr oder weniger versteckt, wodurch das Aufsuchen im Wörterbuch erschwert werden kann, besonders wenn freiere Züge die Wurzel unkenntlich gemacht haben. Die Gruppe, oder das Complement (wenn man sich so ausdrücken darf) kann aus einer gröfseren oder geringeren Zahl von Strichen bestehen, die ein oder mehrere einfache Bilder, gewöhnlich selbst Wurzeln, enthalten, und kommt entweder nur noch als solches, als Complement vor, oder ist, auch von der Wurzel getrennt, ein Zeichen von selbständiger Bedeutung, das alsdann unter einer anderen Wurzel, die es schon bei sich führt, zu suchen ist. Bei Annahme der Wurzelzeichen also ist hauptsächlich der *generelle Sinn* berücksichtigt worden, denn viele von ihnen sind in graphischer Hinsicht so zusammengesetzt, dafs man sie leicht wieder in der Eigenschaft von Compositis unter einfachere Wurzeln bringen könnte, wenn sie gleich zum Theil ursprünglich gewifs nur einfache Bilder waren, und erst durch kalligraphische Zersetzung und Abrundung diese täuschende Aehnlichkeit mit zusammengesetzten Zeichen erhalten haben *). Das Complement ist niemals willkürlich gewählt, (viele unklassische Varianten ausgenommen) sondern hilft theils der Wurzel zur Construction des Begriffes, welche Art von Zusammensetzung die interessanteste ist, weil in diesem Fall eine Art Definition vom Standpunkt Chinesischer Cultur entsteht; theils abstrahirt man ganz von seiner Bedeutung, und es ist blofs lautbezeichnend, mit mehr oder weniger Präcision; theils endlich finden sich beide Bestimmungen vereinigt. Diefs mögen Beispiele erläutern. Eins von den Zeichen, welche die Begriffe *Ruhe*, *Frieden*, *Behaglichkeit* ausdrücken, ist unter die 40ste Wurzel *Dach* (jetzt obsolet) gebracht worden. Ein anderes Wurzelzeichen, *Weib*, ist diesem als blofses Complement beigeordnet. Ersteres Zeichen (immer die obere Stelle einnehmend) lautet *mián*, letzteres *nü*, das durch Gruppirung beider entstandene neue Zeichen aber *ngán*. Ein Weib unter einem Dache, das Bild stiller Häuslichkeit, ist also der Grundbegriff, woraus sich oberwähnte Bedeutungen entwickeln. Hier hat nun, wie man sich überzeugt, die Gruppe mit der Aussprache nichts zu schaffen. Anders ist es z. B. mit dem Charakter *mü* (Basil. 4880.) *den Körper waschen*. Dieses besteht aus den Wurzeln *schüi*, *Wasser* (an der Seite links) und *mü*, *Holz*, *Baum* (rechts davon als Complement.) Hier trägt die Gruppe nichts zum Begriffe bei, sondern deutet nur an, dafs das *Ganze* mit *ihr* gleiche Aussprache theilt *). Beide Bestimmungen sind vereinigt in dem Zeichen *dshüng* (Bas. 2748.) *treu*, *bieder*, aus der 61sten Wurzel *sin*, *Herz*, und dem darüber stehenden Complemente *dshüng*, (Basil. 26.) *Mitte*. Dieses Complement ist selbst wieder zusammengesetzt, und, wenn es selbständig gebraucht wird, unter der *zweiten* Wurzel zu suchen, welche nur aus *einem* geraden, senkrechten Striche besteht, keine selbständige Bedeutung mehr hat, aber vormals in dem vagen Begriffe des *Durchdringens*, *sich Durchziehens* angewendet sein mag **). Dieser Radical schneidet sein Complement, ein *Viereck*, in der Mitte, und giebt so den Begriff *Mittelpunkt*. Als Beispiel eines sehr complicirten Zeichens stehe *lü*, *Esel* (Bas. 12, 591.) Es ist zusammengesetzt aus *mà* Pferd, und *lü*, *Feuerbecken*, *Ofen*, einer Gruppe von 16 Strichen, die hier nur lautbezeichnend ist. Als selbständiges Zeichen gehört die Gruppe *lü* unter die 108te Wurzel *mùng*, *Gefäfs*, und hat zur Gruppe wieder ein für sich brauchbares Zeichen von

*) So könnte man z. B. vermuthen, dafs die Charaktere *Vogel*, *Fisch* und *Pferd* wegen der *vier* wagerechten, unten stehenden Punkte unter die 86ste Wurzel *Feuer* gehörten, welche, wenn sie unter der Gruppe steht, fast immer solch eine Form hat, und dann *Flammen* versinnbildet. Aber die erwähnten Zeichen waren hieroglyphische Abbildungen der Thiere selbst, und die vier Punkte sind beim Pferd an die Stelle der *Beine*, beim Vogel an die der *Schwanzfedern*, beim Fisch an die der *Schwanzflossen* getreten; die Identität also ganz zufällig. Dies Beispiel mag für viele andere hinreichen.

*) Das Klassenhaupt an sich wirkt niemals zu Bestimmung der Aussprache mit.

**) Daher das alte Wörterbuch *Schuĕ-wĕn* sie mit *schàng hiá thüng, von oben nach unten durchdringen* erklärt.

analoger Bedeutung, das unter dem 131sten Radicale zu suchen ist. Der Umstand, dafs viele Zeichen als Gruppen abgekürzt oder sonst modificirt sind, auch wohl einzeln nicht mehr vorkommen, macht den Grund der Zusammensetzung nicht immer deutlich, und mufs man zu diesem Zweck auch die *älteren* Schriftarten mit in den Kreis seiner Forschung ziehen. Die bedeutende Vermehrung der Zeichen beruht hauptsächlich auf der öftaren Wiederkehr einer und derselben *tonischen* Gruppe, bei den verschiedensten Radicalen. Zu tonischen Gruppen hat man am liebsten solche Zeichen gewählt, deren Aussprache wegen ihres sehr häufigen Gebrauches als bekannt vorausgesetzt wurde. Es ist lehrreich, diese Methode in dem tonischen Theil des Wörterbuches von Morrison zu verfolgen.

Die 214 von den Chinesen angenommenen Radicale sind in den, bisher von Europäern zum Druck besorgten Wörterbüchern mit unveränderter Zahl und Ordnung beibehalten worden. Nach jedem Klassenhaupt folgen die mit demselben zusammengesetzten Zeichen, blofs der *Zahl* ihres Striche gemäfs, und ohne Rücksicht auf Elementar-Striche. Unabhängig von den Wurzelzeichen haben die Chinesen selbst *neun Grundzüge* oder Elementar-Striche angenommen, worauf alle Charaktere sich zurückführen lassen, die jedoch nur von *graphischer* Bedeutung sind. Gonçalves hat sich's angelegen sein lassen, die nach seinem eignen Geständnifs nicht ganz neue Idee der Anordnung aller Zeichen nach diesen *Grundzügen* (*rasgos*) weiter zu entwickeln, und ist in seinem *Alphabeto* ausschliefslich dieser Methode gefolgt, doch so, dafs die Wurzelzeichen oder Klassenhäupter (*generos*) von den Derivaten getrennt sind. So schliefst sich z. B. einer Wurzeln-Klasse von sechs Strichen eine Auswahl von Derivaten, aus sechs Strichen bestehend, an, und sowohl erstere als letztere sind nach Aufeinanderfolge der neun Grundzüge gestellt.

Wenn man alle wirklich verschiednen Derivate von einer bestimmten Strichezahl unter derselben Rubrik aufführen will, so versteht sich's von selbst, dafs Derivata aus mancherlei Klassen von Wurzelzeichen in der Rubrik stehen müssen, und ordnet man dabei nach *Grundzügen*, so mufs auf die Anordnung nach Wurzelzeichen Verzicht geleistet werden. Dies hat der Verf. in seinem *Alphabeto* wirklich gethan, aber wenigstens bei jedem Derivate bemerkt, zu was für einer Wurzel es gehört, oder er selbst es rechnet. Denn die Zahl der Wurzeln ist von dem Verf. auf 129 reducirt worden, und so war es unvermeidlich, dafs bisherige Wurzeln Derivata wurden, und dafs manches Zeichen eine ganz andere Wurzel erhielt, als bis jetzt üblich. In seinem Chinesisch-Portugiesischen Wörterbuche verspricht der Verf. alle Derivata wieder unter ihre respectiven Wurzeln zu bringen, und doch zugleich nach *rasgos* auf einander folgen zu lassen, was recht löblich ist, weil dadurch ein Schritt mehr zum leichtaren Auffinden der Zeichen geschieht. Desto weniger können wir seine Reduction der Wurzel-Charaktere billigen. Wir glauben keineswegs, dafs die, von den Chinesen angenommene Classification die vollkommenste sei; aber der Vf. hat bei seiner Reform keine Rücksicht auf den *Geist* der Zusammensetzung genommen, und gegen diesen Nachtheil kommt der kleine, dabei gewonnene Vortheil kaum in Betracht. Bei einer vervollkommnenden Reduction des Wurzelsystems müfsten wir durchaus von *zwei* Grundsätzen ausgehen: jede angenommene Wurzel fungire in ihren Derivaten als *genero*, oder stehe wenigstens mit den Bedeutungen derselben in keinem Widerspruch, und nehme in diesen Derivaten, sofern es möglich ist, eine ausgezeichnete, consequent behauptete Stelle ein. Dies Letztere soll natürlich nur soviel heifsen, dafs man keine Derivata der Wurzel unterordnen möge, in denen sie kaum erkennbar ist, es müfste denn das erstere Princip dazu bestimmen. Aber dem Verf. scheint es hauptsächlich darum zu thun gewesen sein, dem Gedächtnifs 85 Radicale weniger anzumuthen, und das Aufsuchen zu erleichtern, sonst würde er z. B. nicht *kuĕi*, *Schildkröte*, ungeachtet seiner grofsen Zahl von Strichen ein einfaches Bild, das fast nur Gattungen von Schildkröten zu Derivaten hat, wegen seines, der 18ten Wurzel (*Messer*) ähnlichen Kopfes, in den letzteren Radical eingezwängt haben. Mit eben dem Unrecht sind Wurzeln wie *Maus*, *Frosch*, *Dreifufs* u. s. w. ausgemerzt, und letzteres z. B. unter das 109te Klassenhaupt (*Auge*) gekommen. Um das ideale Klassenhaupt zu finden, dazu gehört nicht blofs Berücksichtigung der Bedeutungen, die ein Zeichen im Sprachgebrauch hat, sondern auch Zergliederung desselben nach seinen Bestandtheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 38.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Hán-dszö-wēn-fă.* (*Grammatik der Chinesischen Sprache.*) — *Arte China, constante de Alphabeto e Grammatica, comprehendendo modelos das differentes composiçoens, composta por J. A. Gonçalves, etc.

(Fortsetzung.)

Eine genauere Prüfung der Chinesischen Methode zeigt aber, dafs die meisten classischen Charaktere in ihren meisten Bedeutungen erkennbare Verwandtschaft mit dem Radical haben, wobei die eigenthümliche Ansicht nicht übersehen werden darf, welche den Chinesen z. B. bestimmt hat, viele Ausländer unter die Wurzel *Hund*, viele Laster oder Gebrechen unter *Weib* zu bringen. Dafs eine Menge gemeiner Varianten, in denen willkürlich eine Wurzel für die andere gesetzt ist, eine Ausnahme machen, gehört nicht hierher, und hat auch nichts anstöfsiges, sobald man auf das klassische Zeichen verweiset. Sehr zweckmäfsig hat der Verf. im *Alphabeto* nur die wirklich unter einander verschiednen Derivata aufgeführt, deren Zahl sich nach seiner Berechnung auf ungefähr 1300 beläuft. Er nennt sie im Gegensatz zu den *generos* oder Klassenhäuptern, *differenças*. Bei jedem Zeichen, sowohl Wurzel als Derivat, steht eine der wichtigsten Bedeutungen, und gewöhnlich sind noch Phrasen hinzugefügt, in denen das erklärte Zeichen vorkommt. Eine Zugabe zum *Alphabeto* bilden der *catalogo dos generos* (S. 76.), eine Tabelle der, von dem Verf. angenommenen 129 Wurzeln mit ihren Varianten, und (S. 77—88.) der *indice das letras de frase*, ein, blofs nach Grundzügen und Zahl der Striche disponirtes Verzeichnifs aller, in den Phrasen des *Alphabeto* vorkommenden Wörter, mit Verweisung auf die Stelle, wo ihre Bedeutung erklärt ist. Der Verf. hat nämlich von Zeichen, die im *Alphabeto* blofs als Theile solcher Phrasen, in denen das Hauptzeichen vorkommt, fungiren, und die begreiflich öfter wiederkehren mufsten, die Bedeutung nur ein für allemal bemerkt. Diesen schliefst sich als zweites Kapitel (p. 90—127.) eine Sammlung leichter Phrasen im Bücherstil und in der Sprache des Lebens an, welche jedes Mal einen oder mehrere gebräuchliche Charaktere von 5—20 Strichen enthalten sollen. Der Verf. sagt davon (*Prol. p. VI.*) „er habe sie beigefügt, um die Wifsbegierde des Lernenden zu befriedigen, den Ueberdrufs, welchen das Studium blofser Zeichen hervorbringt, zu bannen, und in schon bekannten Zeichen zu üben." Bei der Lectüre dieser Phrasen, setzt er wohlmeinend hinzu, möge sich der Student erinnern, dafs der, welcher redend eingeführt wird, ein heidnischer, unwissender und abergläubischer Chinese sei, dessen citirte Aussprüche nur dazu dienen, um die Natur der Sprache, und hin und wieder die Verirrungen der menschlichen Vernunft kennen zu lernen". Die Abtheilung dieser Phrasen in *vulgares* und *sublimes* bereitet einstweilen, gleichsam spielend, zum Unterschied der beiden Stile vor. Doch kann sie der Anfänger noch nicht mit Vortheil gebrauchen, bevor er eine gewisse Uebersicht der Phrasenbildung gewonnen. Nicht selten findet sich auch eine Phrase, in der kein einziges Zeichen die Zahl von Strichen hat, welche man erwarten sollte, was übrigens ein ganz unschädlicher Mifsgriff ist.

Den eigentlich *grammatischen Theil* umfafst das *dritte* und *vierte* Kapitel, unter der gemeinsamen Chinesischen Ueberschrift *wēn-fă*, *Zeichen-Lehre*. Das erste, überschrieben *Grammatica* (p. 128—45.) vertritt die Stelle einer Formenlehre, indem alle Chinesischen Sprach-Erscheinungen, so weit es möglich war, in das Fachwerk unserer abendländischen Grammatik vertheilt sind. So sehr dieſs dem Genius einer Sprache widersteht, welche, durchaus keiner realen Abwandlung fähig, selbst die einzelnen *Redetheile* nur durch ihre Stellung im Satze bestimmter charakterisirt: so bleibt es doch lehrreich, an der Hand eines Mannes, der mit dem

Wesen solch einer Sprache innig vertraut ist, Alles zu überschauen, was der Ausländer in ihr leisten könnte. Denn wir erfahren auf diesem Wege, inwiefern es uns möglich ist, den feineren Abschattungen, zu denen wir durch Verschmelzung gelangen, im Chinesischen Ausdruck eine Art von Gleichgewicht zu halten. Der Vf. hat den guten Gedanken gehabt, sowohl durch den ganzen grammatischen Theil, als überhaupt, wo Phrasen mit Uebersetzung vorkommen, die Seite in zwei Spalten zu theilen: demzufolge stehen allemal Text und Uebersetzung einander gerade gegenüber. Jede Rubrik der *Grammatica* hat blofs den Namen eines Redetheils oder seiner verschiednen Abwandlungen zur Ueberschrift, ohne weitere Bemerkungen, die sich der Leser aus den beigefügten Phrasen abstrahiren mufs, was man aber freilich dem Anfänger, der ohne Lehrer ist, nicht anmuthen kann. Kurze Regeln über die Stellung im Satze, die Auslassungen u. s. w. sind erst in der sogenannten *Syntaxe* gegeben, und zwar ebenfalls nach Anleitung abendländischer Sprachlehren. Nach der gemeinen Syntax kommt ein Abschnitt über die „*Particulas sublimes*" (s. unten), eine „*Syntaxe figurada*" (S. *ornata*), und „*Exercicios de Syntaxe sublime*", welcher letzte Abschnitt erläutert, wie man die nämliche Sentenz auf verschiedene Weise ausdrücken kann; wie aus gleicher Wortstellung, nur verschiedner Abtheilung, verschiedne Sentenzen entstehen, und besonders schwierige Redewendungen aufführt. Alle zusammen umfassen das zweite Kapitel (p. 146—206.) *Wir* würden, bei Abfassung einer Chinesischen Sprachlehre, nach vorangegangenen Bemerkungen über den Charakter der Sprache im Allgemeinen, das Ganze wohl am schicklichsten so einrichten, dafs wir 1) betrachteten, *wie* dieser oder jener Redetheil im Chinesischen vorhanden sei, ob und wiefern er auch aufser der Satzverbindung erkennbar, ob und was für beigeordnete *leere* Zeichen ihn genauer bezeichnen können. 2) Müfste seine *positive* und *negative Stellung* im Satze, und zwar mit den Bedingungen, unter denen er wegfallen kann, bemerkt werden. Die sogenannten *leeren Wörter* aber und alle wandelbarsten Zeichen, welche, von Redetheil zu Redetheil überspringend, eine so grofse Rolle spielen, müfsten mit genauer Deduction ihrer Bedeutungen einen besonderen Abschnitt erhalten. Alles Uebrige gehört, wie grofs auch seine Wichtigkeit zum Schreiben und Verstehen ist einem besonderen Werke an. Eine Fülle gutgewählter Beispiele, wie sie Gonçalves giebt, hat immer entschiednen Nutzen, wenn sich der Anfänger gleich langsamer den Sprachgebrauch abstrahiren kann, als im Premare, wo umständlichere Erklärungen und schärfere Sonderung ihm zu Hülfe kommen. Dagegen hat G. wieder Eigenthümlichkeiten aufgenommen, die man vergebens im Premare suchen wird. So z. B. ist der Ausdruck des Passivums durch *wèi* (Bas. 5595.) den Rec. beim Premare vermifste, hier (p. 141.) angeführt. Die Beispiele sind: *ngŭ wèi jîn sò yă* (*ego sunt homines quem persequuntur*), *man unterdrückt mich;* gleichbedeutend mit *ngò phi jîn yă* (*yă-fŭ*), *ego ab hominibus opprimor u. s. w.; hiáng jî wèi jîn sò zŭ schi, olim erat homines quem furtim respiciebant, sonst wurde er verstohlen angesehen, etc.* Da das Chinesische keine grammatischen Formen kennt, und auch die, in anderen Sprachen für so nothwendig gehaltenen Beziehungen oft wegläfst, sobald der Zusammenhang darüber entscheiden kann: so sind z. B. Verhältnisse des Numerus, der Person, des Tempus und Modus u. dgl. meistens nur ideal vorhanden, und man mufs sich hüten, anzunehmen, dafs diese oder jene genauere grammatische Bestimmung, wie sie G. aufstellt, anders als ausnahmsweise stattfinde, und wenn sie wirklich stattfindet, dafs nur Imperfect, Perfect oder was Aehnliches ausschliefslich zu verstehen sei. In der Syntax hat G. zu viele Ausnahmen statuirt, von denen wir Einige hervorheben. S. 146. „Regel: der Genitiv steht *vor* dem Regens; der vom Verbo regierte wird als *Accusativ* angenommen". Das für die letztere Bemerkung citirte Beispiel *fèn-nú yeù kì yáng*, welches G. *ha diversas qualidades de ira, es giebt verschiedne Arten des Zorns*, übersetzt, heifst ganz einfach: *ira habet varios modos*, und die Regel soll daher nur soviel sagen, dafs ein solcher Genitiv den Chinesen fremd ist. Als Ausnahme von der ersteren Bestimmung wird angeführt: *ĭ kó mŭthŭng keú ĭ kŭn yāng* (Bücherstil *ĭ mŭ dsŭ ĭ kŭn yāng*), *hum pastor basta para hum rebanho de ovelhas, ein Hirte reicht für eine Schafheerde hin.* Aber *kŭn* (*grex*) steht hier offenbar, wie in den folgenden Beispielen *ĭ kîn dsieù*, (*hum cate de vino, ein Mafs Wein*); *ĭ liàng în-dszŏ* (*hum tael de prata, ein Loth Silber, Silbertael*) blofs im Appositions-Verhältnifs, wie im Deutschen. — S. 149. „Regel: das Adjectiv steht *vor* dem Substantiv. Ausnahmen: *yeù jîn tŏ pŭ fŭ thă, ha muitta gente, que não está por elle, Viele nehmen seine Par-*

tes nicht. Die Mehrheits-Partikel *tŏ* (1789.), welche, wie einige andere Partikeln dieser Art, dem Substantive folgt, ist kein Adjectiv, sondern höchst wahrscheinlich das *Regens* eines vorangehenden *Genitiv*, also *hominum plurimi (multitudo.)* Das Beispiel: *jîn tăo pĕ schĭ sŭi tĭ, schăo, poucos homens chegão a oitenta annos, wenige Menschen gelangen zum 80sten Jahre*, ist so aufzulösen: *homines accedentes octogesimum annum qui, pauci.* Sobald eine adjectivisch-modificirende Bestimmung aus einem *Verbum mit seinem Complemente (Objecte)* besteht, kann sie nämlich allerdings dem Substantiv nachfolgen; aber das angehängte *schaò (pauci)* ist Prädikat des Satzes, welches seine Copula virtuell in sich schliefst, und die rückwirkende Pronominal-Partikel *dshè* (Bas. 8284.) bezieht sich, wie immer, auf den relativen Vordersatz. Die Phrase: *fân yeù ping tĭ jîn khĭ tĭ, schaò, todos os doentes comem pouco*, mufs auf diese Art zerlegt werden: *omnes habentes morbum qui, comedunt quod, paucum* (est). Im älteren Stile diesen Satz ausdrückend, sagt man: *fân jîn yeù ping sò schĭ, schaò, omnes homines, habentes morbum, quod comedunt, paucum (est)*, mit vorangestellter, den Accusativ des Relativum andeutender Partikel *sò* (S. *unten*). — S. 155. *Nachgesetztes Adverb.* Die angeführten Beispiele beweisen nichts. Sie sind z. B. *Khĭ-fân heŭ hŏ-tūng schindzŏ, haò, depois de comer he bom passear, nach dem Essen ist es gut, sich Bewegung machen.* Hier haben wir ein Prädicat, kein Adverbium; *thā teù tĭ lŭ mán, er läuft müssig herum*, ist so zu geben: *ille vagando otiosus (est); thā dsó tĭ khuái, ille agendo celer (est).* Der zur Syntax gerechnete Abschnitt „*Particulas sublimes*" (p. 161—78.) umfafst den gröfseren Theil der sogenannten *leeren Wörter*, die im Bücherstile vorkommen. Da jedoch hier, wie durchgängig, die Phrasen in beiden Stilen citirt sind, so kommen auch die gewöhnlichsten, der Sprache des Lebens angehörigen leeren Wörter als Parallele mit vor, und andere solcher Besonderheiten müssen sich aus den reichhaltigen Gesprächen abnehmen lassen. Tadel verdient hier, dafs der Verf. die Bedeutungen solcher Partikeln theils nicht vollständig genug angiebt, theils bunt durcheinander stellt. So vermissen wir bei der Partikel *ì* (Bas. 115.; Gonç. 177.) die zum Grunde liegenden Verbal-Bedeutungen: *sich zu einer Sache wenden, sich derselben bedienen*, daher auch *etwas machen* oder *treiben*. Eine solche Verbal-Bedeutung geben die Chinesischen Erklärer dem Zeichen *ì* z. B. in folgender Phrase des *Lŭn-yŭ: schĭ khĭ sò ì, vide id quod agat, siehe auf das was er thut (dessen er sich bedient, wozu er sich hinneigt.)* Hier wird es mit *wéi, agere* (Bas. 5595.) erklärt. (Vgl. das Wörterbuch *Dzŏ-nguei* unter dem Artikel *ì*.) Daher die Particular-Bedeutung *zu* und *mit (hinneigend — sich bedienend)* z. B. *khò ì, er kann dazu, vermag;* dagegen *hŏ ì, quo-cum, wo-mit; sò ì* (als Partikel) *wo-durch, wo-mit; ì wéi, dafür halten* (wie im Deutschen *daraus machen*, eigentlich und figürlich), aber nach Umständen auch *zu machen.* — Die Bedeutungen von *yŭ* (Bas. 8702.) *dare, communicare; unà esse; simul, cum* u. s. w. sind also geordnet: *Yu he expletiva de duvida (Füllwort des Zweifels) — tambem significa* dar *(bedeutet auch geben) — Yu significa com (mit)*; aber die mittlere ist, wie man deutlich sieht, die Grundbedeutung. Die erste Bestimmung (*de duvida*) hat *yŭ* keineswegs in der Phrase *khĭ wéi jîn dshĭ pèn yŭ, este he o fundamento da pratica da humanidade, dieſs ist die Grundlage der ausgeübten Menschenliebe*, wo die bestimmte Aussage keine zweifelnde Partikel erlaubt. Es ist hier blofser Schlufslaut (vgl. die Recension über Premare). Der Bedeutung *com (mit)* ist ein Beispiel untergeordnet, wo *yŭ* deutlich als Verbal-Substantiv erscheint, nämlich: *tŏ tschão sĭ dshi yŭ-kùng, gosta de sociedade de manha e de tarde, er ist des Morgens wie des Abends gern in Gesellschaft.* Hier bildet *yŭ* mit *kùng* (Bas. 615.) nach der nicht zu verkennenden Genitiv-Partikel *dshĭ* ein sinngleiches Compositum, das *Zusammensein.* — *Hū* (Bas. 43.) wird blofs *expletiva* genannt, wie es doch nur als Ausruf- oder Frage-Partikel heifsen könnte. Allein wir suchen vergebens die Präpositional-Bedeutungen. (S. Prémare, p. 164.) Ueberhaupt ist der Pater Gonçalves zu freigebig mit *Expletiven*, die es streng genommen in keiner Sprache geben kann. — Zu den wandelbaren Wörtern, die Gonç. in diesen Abschnitt nicht mit aufgenommen, gehört *sò* (3211.), eine rückwirkende Partikel, Pronomen und Conjunction, wie אֲשֶׁר, *ŏti, quod* u. s. w. Sie bezieht sich als Pronomen immer auf das *Objekt* der Handlung, und behauptet eine unveränderte Stellung *vor* dem Verbo, z. B. *ngò sò ngái, ego quem amo, wen ich liebe.* Diese Partikel bedeutet als Substantivum, in welchem Sinne sie noch öfter vorkommt, einen *Ort* oder *Standpunkt*, also ein *wo, a where* (wie in der Englischen Redensart *a better where.*) Wie leicht aber der Begriff

eines Orts-Verhältnisses in den einer auszeichnenden Relation, die den Gegenstand gleichsam an seinen Ort stellt, übergehen könne, sehen wir schon an dem gemeinen Deutschen Sprachgebrauch: *der Mann, wo ich geschlagen habe*, statt *welchen* *). Von den beiden anderen rückwirkenden Partikeln *dshè* und *dsh'*, (im neueren Stile bloſs *ti*) welche nur dem *Subjekte* gelten, (sie entwickeln sich aus dem Begriff des *Hervorleuchtens*, und *Heraus-* oder *Hervortretens*) bildet die erste Participial-Adjective, die letztere eine Art von Artikel. Das rückwirkende *ti* der heutigen Sprache steht häufig auch, wo der Bücherstil nur *sò* gestattet, z. B: *ni khán ti nà kó jin, tu vides quem ille vir*; *ni sò kiàn dshi, tu quem vides eum, derjenige, welchen du siehst.* Dieses *ti* ist *Pronomen* und *Genitiv-Partikel* zugleich, und seine letztere Funktion sonder Zweifel von der ersteren entlehnt, indem z. B. *ngò ti* eigentlich heiſst *was mir* (angehört), daher *ngò ti schèu, welche mir Hand, meine Hand*; *wàng ti, dem Könige welches* (angehört), *Königliches*, also *wàng ti jin, des Königs* Menschenliebe. Vielleicht ist eben so die Türkische Genitiv-Endung *ng* oder *ung* als eine Corruption des rückwirkenden Pronomen كى *kih*, das der Türke, wie der Chinese, immer nachsetzt, zu betrachten. Aus dem Grundsatz der Chinesischen Sprache, den Genitiv immer seinem Regens vorangehen zu lassen, erklärt sich genügend, warum alle diejenigen Präpositionen, die eigentlich *Nomina* sind, dem regierten Worte *nachstehen* (Postpositionen), wie z. B. *schän-dshi* (*ti*) — *schàng, Berges Obertheil, auf dem Berge*; *schü-dshi* (*ti*) — *dshüng, Baumes Mitte, in dem Baume* u. s. w. **). Ganz dieselbe Erscheinung haben wir z. B. im Türkischen, wo ebenfalls der Genitiv ohne Ausnahme dem Regens vorangeht, nur weit umfassender, da sämmtliche Präpositionen oder vielmehr Postpositionen der Türken *Nomina* sind. In den meisten abendländischen Sprachen steht das regierende Wort *regelmäſsig vor* dem Genitiv, und folglich auch jede Präposition *vor* ihrem Rectum, das z. B. in der Griechischen Sprache wirklich noch oft als Genitiv erscheint.

Sehr wichtig für Anfänger und Geübtere sind besonders folgende Zugaben zur Syntax: 1) *Syntaxe figurada* enthält die Chines. *Redefiguren*, welche der Verf. mit unseren altväterischen Kunstausdrücken, wie *Polysyndeton, Anaphora, Symploke, Anadiplosis, Epanodos, Epanadiplosis u. s. w. u. s. w.* belegt, weil sie gröſstentheils im Chinesischen ohne Namen sind. 2) *Exercicios de Syntaxe sublime* (Uebungen im höheren Bücherstil), eine sehr schätzbare Phrasen-Sammlung, unter folgenden Rubriken *a) diversa sentença com diversa posição das mesmas palavras* (Beispiele, wie aus der verschiednen Stellung derselben Wörter ein verschiedner Sinn entsteht.) *b) a mesma sentença com diversas letras* (eine und dieselbe Sentenz auf verschiedne Weise ausgedrückt.) *c) diversa sentença com a mesma posição: amphibologias* (verschiedner Sinn bei gleicher Wortstellung, *Amphibologie*.) Beispiele von der letzten Art sollen uns einen richtigen Takt im Annehmen gewisser Pausen erwerben, die nur selten überhaupt, und noch seltner ganz befriedigend durch die Schrift bezeichnet werden. Endlich *d) Sentenças difficeis* (schwierige Sentenzen), deren Ausdruck besonders auffallend vom Hergebrachten abweicht.

Das *fünfte* Kapitel (215—307.) besteht aus 46 *Chinesisch-Portugiesischen Gesprächen* über alle erdenkliche Gegenstände, die in das Bereich des praktischen Lebens kommen, von besonders grofsem Nutzen für den, der als Geschäftsmann oder Religionslehrer wirken will, und wahrscheinlich alle von dem Verf. selbst ausgearbeitet. Die Sprache des gewöhnlichen Lebens, in welcher diese Gespräche, wie sich von selbst versteht, abgefaſst sind, bietet oft noch gröſsere Schwierigkeiten dar, als der nicht allzu elliptische Bücherstil, weil sie neben ihrer gröſseren Breite und Umständlichkeit auch eine Menge eigenthümlicher Wendungen hat, mit denen erst lange Uebung vertraut machen kann. Daher z. B. ein *Roman* oder *Drama*, wenn keine willkommene Phraseologie desselben von der Hand irgend eines fleiſsigen Missionars uns zu Hülfe kommt, noch viel schwieriger zu verstehen sind, als historische oder geographische Werke. — Das *sechste* Kapitel (S. 308—26.) enthält *Sprichwörter* (*proverbios*). — Das *siebente* Kapitel (S. 327—421.) hat die allgemeine Ueberschrift: *Historia e fabula, a que frequentemente se allude no discurso* (Züge aus der Geschichte und Mythe, worauf im Sprechen und Schreiben häufig angespielt wird).

(Der Beschluſs folgt.)

*) Dieſs bestätigt auch z. B. das Hebräische אֲשֶׁר, ursprünglich eins mit dem Arabischen أَثَر, *Ort, Spur*.

**) Die *voranstehenden* Präpositionen sind alle ursprünglich *Verba*, und regieren demnach ihr Substantiv noch als *Objekt*.

№ 39.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Hán-dszö-wen-fa. (Grammatik der Chinesischen Sprache.) — Arte China, constante de Alphabeto e Grammatica, comprehendendo modelos das differentes composiçoens, composta por J. A. Gonçalves, etc.

(Schluss.)

Da man in dem, von der Welt isolirten China einen höheren Werth auf genaue Kenntniss der nationalen Geschichte, Biographie und Mythe legt, als vielleicht in irgend einem anderen Lande: so können wir schon vernunftgemäss abnehmen, dass auch die *Anspielungen* aus den verschiednen Kreisen der schriftlichen Ueberlieferung (an eine blos *mündliche* ist, bei dem vorwaltenden Triebe, Alles zu sammeln und aufzuzeichnen, kein Gedanke mehr) oft genug vorkommen müssen, und dass der gebildete Chinese keinen geringen Theil seiner litterarischen und nationalen Ehre in schickliche Anwendung derselben setzt. Von diesen fast zahllosen Allusionen auch nur die gebräuchlichsten kennen zu lernen, erfordert, wenn wir auf uns selbst beschränkt sind, ein langes und sorgfältiges Studium, und zwar in der *Ursprache* selbst, weil der Chinese oft so lakonisch anspielt, dass eine Uebersetzung *aus*, oder Bearbeitung *nach* Quellen uns nur in seltenen Fällen etwas nützen kann. Welche dankenswerthe Erleichterung giebt daher schon eine schlichte *Chinesische* Anführung solcher historischen Umstände und Begebenheiten, welche Stoff zu Anspielungen darbieten! Etwas der Art hat auch Premare bereits geliefert; aber ohne allen Vergleich umfassender und inhaltreicher ist dieser Abschnitt des Gonçalves, der in folgende Paragraphen zerfällt: §. 1. *Nomes de varois illustres e seu character principal* (Namen berühmter Männer und ihrer Haupteigenschaften), eine grosse Anzahl Fürsten, Beamten und Privatpersonen, welche dieser oder jener Umstand merkwürdig gemacht, mit kurzer Anführung des Umstandes, die *ipsissima verba* der Geschichte enthaltend. (S. 327—42.) §. 2. *Extractos de historia e fabula.* Enthält die seltsamen, merkwürdigen oder wunderbaren Ereignisse, denen solche Personen ihre Berühmtheit ganz oder theilweise verdanken, umständlich erzählt, aber nur in Portugiesischer Uebersetzung. (S. 343—93.) §. 3. *Allusoes a Historia e Fabula*, eine Fülle von *Beispielen* solcher Allusionen, mit oftmaliger Verweisung auf die Stelle in den *Extractos*, wo man über die fraglichen Ereignisse näheren Aufschluss erhält. (S. 397—421.) Wir citiren einige dieser Anspielungen als Probe. „Obgleich sie einander Feind waren wie Eis und glühende Kohlen, so rühmt doch die Tugend des Einen den Anderen so, dass er *Dornen trägt*, und sie schliessen eine Freundschaft auf Tod und Leben, damit *Dso-pe-thao* nicht (spöttisch) *lächle*". Mit dem *Dornen-Tragen* hat es folgende Bewandtniss: „Ein Feldherr beneidete einen Minister, der ohne höheres Verdienst in grösserer Ehre stand, und versuchte es mehrere Male, ihm das Leben zu nehmen. Als die Freunde des Ministers über dessen Gleichmuth sich beschwerten, sagte dieser: die Nachbarn fürchten uns um dieses Feldherrn willen. Wenn ich ihn stürzte, so würde das Reich ihm nachsinken. Als der General diese Aeusserung erfuhr, wurde er davon erschüttert, und zu tiefer Reue bewegt. Er liess sich die Hände *über Dornen* auf den Rücken binden, und ging in diesem Zustande hin, dem Minister seine Schuld abzubitten". *Dso-pe-thao* hiess Einer von zwei Freunden, die als Bittsteller nach Hofe reisten. „In einer Wüste überfiel sie ein so starker Winterfrost, dass Beide in Gefahr schwebten, vor Kälte zu sterben, da warme Kleidung ihnen fehlte. Sogleich zog *Dso-pe-thao* sein eignes Gewand aus, überliess es dem Andern und opferte auf diese Art sein Leben dem Freunde. Als der Andere in der Folge befördert wurde, unterstützte er die Mutter des *Dso-pe-thao*, und gehorchte ihr wie der seinigen". — Ferner: „dein Elend kommt

aus (dem Reiche) *Tschin*, und das meinige aus *Zai*, und es ist kein Feldherr des Fürsten von *Zu* vorhanden, der unsere Unterdrücker züchtigte". Dieſs bezieht sich auf ein Ereigniſs im Leben des Confucius. „Als dieser nämlich des Sittenverderbens in *Lu* wegen, einst den Hof verliefs, und nach dem Reiche *Zu* wanderte, wurde er an der Gränze von *Tschin* und *Zai* eingeschlossen, und verweilte sieben Tage ohne Speise und Trank, bis eine bewaffnete Macht aus dem State *Zu* ihn befreite". Daher pflegt man auch wohl schlechthin zu sagen: „ich befinde mich jetzt in *Tschin* oder *Zai*, d. h. es geht mir sehr übel". — Ferner: „so lang' ich athmen kann, soll mein Entschluſs, auf *Holz zu schlafen* und *Galle zu genieſsen*, nicht von mir weichen". D. h. ich werde jede Drangsal überwinden, bis mir vergönnt ist, Rache zu nehmen. „Ein König von *Dsche-kiang*, dessen Vater gefangen, und zur Bedienung der Tafel des Feindes (was äuſserst schimpflich) gezwungen worden war, legte sich auf Holz, genoſs Galle von Thieren als einzige Nahrung, und lieſs sich von jedem Bittsteller nach der Audienz zurufen: König, gedenke deines Vaters in der Schmach! Dieſs geschah so lange, bis er mit einem geworbenen Heer den Vater befreien konnte". — Auſserdem finden sich in dieser Sammlung Anspielungen auf besondere Sitten und Gebräuche, auf Privilegien der Stände und Lebensalter, und bildliche Redensarten für viele Verhältnisse des Lebens. Z. B. „Ich wünsche dir, daſs du eines Tages in Palast und Reich mit einem Stabe einhergehen mögest". Hier muſs man wissen, daſs nach dem Ceremonial-Gesetz die Führung eines Stabes den Siebzigern im Reiche, den Achtzigern aber selbst am Hofe erlaubt ist.

Die *Chinesische Chrestomathie* (*Composiçoes Chinas*, (S. 422—502.) hat als Einleitung einen kurzen Abschnitt über die Regeln zur Abfassung schriftlicher Aufsätze, mit den technischen Namen derselben. Diese rhetorischen Kunstausdrücke sind ein trefflicher lexikalischer Beitrag; die meisten sind *bildlich*, und können also, bei der sehr eigenthümlichen Tropen-Bildung der Chinesen nur selten aus Analogie errathen werden. Die Chrestomathie selbst ist so eingerichtet, daſs allemal eine Seite den Chinesischen Text, und die andere seine Portugiesische Uebertragung darbietet. Nur bei den angehängten *Briefen* folgt die Uebersetzung dem Texte. Die Blumenlese eröffnen *vier* prosaische Stücke aus dem *unperiodischen alten Stil* (*Oraçoes soltas ou antigas*), nämlich 1) Ein Bericht des Lehensfürsten *Dshuang-kung* von *Dshing* an die Magnaten über seine Eroberungen (dem *Dso-tschuān* entlehnt). 2) Zehn Ermahnungen an den Kaiser *Thai-dsung* (von *Wei-tschtng*). 3) Beschreibung eines nächtlichen Frühlingsfestes (von *Li-pe*). 4) Eine Leichenrede auf den berühmten *Ki-dszö* (von *Lieu-dsung-yuān*). Dann folgen eben so viele Stücke in *periodischer Schreibart* (*Oraçao periodica ou moderna*), dem sogenannten *Wen-dshang*, das nur zu kurzen Abhandlungen über selbst gegebene Themata, lauter Sprüche aus alten Weisen, angewendet wird. Der Regel gemäſs begreift jede Periode einer Ausarbeitung *Wen-dshang* 8 Sätze, die paarweise einander correspondiren. Die Stücke sind: 1) *Thai-wen's* Betrachtungen über folgenden Spruch des Confucius: „dieweil deine Aeltern am Leben sind, reise nicht weit". 2) Ueber den Spruch des *Meng-dszö*: „sei dem Manne gehorsam" (eine Vorschrift, die eine Lehensfürstin ihrer Tochter mitgab, als sie selbige verheirathete), von *Yü-tschang-tsching*. 3) Ueber eine Aeuſserung des Confucius: „das Gesetz wird nicht beobachtet: ich will ein Schiff besteigen und über das Meer fahren". Von demselben. 4) *Szö-schang-tscho's* discursive Bemerkungen zu der Stelle im Philosophen *Meng-dszö*: „*Pe-li-hi* ermahnte nicht ferner, sah ein, daſs der Fürst von *Yü* unverbesserlich sei, und zog sich nach *Tschin* zurück". Den *poetischen Theil* bilden *fünf* alte Dichtungen, die ein kleinerer Umfang und weniger Zwang der Schule auszeichnet, und *drei* neuere, in verschiednen Versmaſsen. Endlich kommen wieder mancherlei *prosaische* Stücke, die aber mehr ins praktische Leben eingreifen als die vorigen, nämlich *Edikte*, *Vorstellungen*, *Bittschriften*, *Bekanntmachungen*, *Verschreibungen* und *Briefe*. Dahin gehört: eine decretalische Einschärfung, den Ackerbau und Seidenbau zu achten, damit an Speise und Kleidung kein Mangel sei — Ein Verbot, Nachts herumzuschwärmen — Eine Vorstellung wegen des Läutens der Glocken bei Feuersgefahr — Verordnung wegen der Heiligsprechung eines trefflichen Vicekönigs u. s. w. Die zwölf Sendschreiben oder Briefe, von mancherlei Inhalt, sind in *zwei Schriftarten*, der gewöhnlichen, eckigen Druck-Charakteren und dem äuſserst schweren Cursiv, der sogenannten *Zao*-Schrift, mitgetheilt. Die auf das Abentheuerlichste verschlungenen Charaktere *Zao*, welche kaum eine lexikalische An-

ordnung verstatten, kommen gleichwohl im täglichen Leben oft genug vor, und zuweilen findet man die *Vorreden* der Bücher in selbigen abgefafst.

Ein Anhang (*Appendice*) mit besonderer Seitenzahl (1—46.) ist betitelt: *Arte China sem letras Chinas, com a pronuncia Mandarina e de Cantaõ* (Chinesische Sprachkunst *ohne* Charaktere, in Mandarinischer (*Kuan-hoa*) und Cantonesischer Aussprache.) Sie enthält die unentbehrlichsten Wörter und Phrasen für den Verkehr zwischen Chinesen und Europäern, in beiden Dialekten, aber nur in Europäischer Schrift. Man ersieht aus diesem Verzeichnifs, dafs der Canton'sche Dialekt im Allgemeinen dunklere Vocale, und gröfsere Zusammenziehung derselben liebt, auch öfter für diese oder jene Bedeutung ein oder mehrere andere Worte gebraucht, als in der *Kuan-hoa* üblich sind. Diese Wörter sind zum Theil dem Dialekte ausschliefslich eigen, und werden dann auch mit besonderen Zeichen geschrieben, die kein Wörterbuch aufnimmt. Merkwürdig ist auch bei dieser Mundart, dafs alle Sylben, die in der *Kuan-hoa* den *eingehenden* Accent haben, ein schwaches, gleichsam nur angedeutetes *p*, *t*, *k* oder selbst *r* begleitet, mag der Accent nun *eingehend* bleiben, oder in den *hohen-gleichen* übergehn.

Das Papier in diesem Werke ist stark und gut; der Druck zwar enger, bleicher und minder zierlich, als in der *Notitia linguae Sinicae*, aber wenigstens im Allgemeinen deutlich und fehlerfrei.

Wilhelm Schott.

XXII.

Catalogue des Pierres Gravées Antiques de S. A. le Prince Stanislas Poniatowski. Ohne Jahr und Ort, allein 1831 *zu Rom erschienen. Gr.* 4. *XXIV. und* 136 *S.*

Die Gemmensammlung des Fürsten Poniatowski zu Rom wird als die reichste angesehen, die vielleicht jemals ein Privatmann zusammenbrachte. Manche Werke anderer Kunstgattungen, worunter sehr anziehende, sind in seiner geschmackvollen Villa vor der Porta del Popolo und dem Palaste am Corso vereinigt; allein die geschnittenen Steine waren der begünstigte Gegenstand seiner Kunstliebe. Wir wissen, dafs einzelne Stücke sehr hoch bezahlt, auf das Ganze allmälig ungeheure Summen verwendet wurden. Der Unterzeichnete mufste es als ein Mifsgeschick betrachten, während eines zweijährigen Aufenthaltes in Rom nicht zum Anschauen dieser schwerzugänglichen Schätze gelangt zu sein, von denen der Ruf wunderbare Dinge berichtete.

Das vorliegende Verzeichnifs ist geeignet, selbst die höchsten Erwartungen zu überbieten. Das Titelblatt schmückt ein Brustbild der Minerva mit der Aegis und einem Helme mit vierfachem Helmbusch, nach einer antiken Terracotta im Besitze des Fürsten. — (*Il. V.* 743. κρατὶ δ' ἐπ' ἀμφίφαλον κυνέην θέτο τετραφάληρον, wo von dem Helme der Minerva selbst die Rede ist; auch das noch unerklärte Epitheton ἀμφίφαλος, nur von Helmen gebraucht, findet in der hier vorkommenden reichgeschmückten Form des Minervenhelmes befriedigenden Aufschlufs. —) Eine wohlgeschriebene Abhandlung: *Quelques observations sur l'art de la Gravure en Pierres chez les Anciens*, ist dem Verzeichnisse vorausgeschickt, und entwickelt die Vorzüge der geschnittenen Steine vor allen anderen Klassen antiker Kunstwerke. In Bezug auf weiterhin zu gebende Aufschlüsse, erlauben wir uns, den wesentlichen Inhalt dieser Betrachtungen hier mitzutheilen:

Die Denkmäler der Steinschneidekunst übertreffen alle anderen durch die Mannigfaltigkeit der dargestellten Gegenstände und durch ihre unversehrtere Erhaltung. Aufserdem sind sie bisweilen von der vollendetsten künstlerischen Ausführung, und man darf voraussetzen, dafs viele derselben einst ausgezeichneten Männern als Siegel dienten. (Das Original drückt sich entschiedener aus: *Beaucoup de pierres gravées ont l'intérêt particulier d'être connues pour avoir servi de cachet à des hommes marquans.*) — Die wenigen noch übrigen antiken Malereien sind unbedeutend, die Monumente der Baukunst so sehr zerstört, dafs man von den meisten kaum eine wahrscheinliche Restauration geben kann, wovon die im Umfange des Trajanischen Forums angestellten Nachgrabungen den Beweis liefern. Die antiken Werke der Skulptur sind ebenfalls nie ganz unverstümmelt, und wenn es schöne, selbst erhabene darunter giebt, so ist doch nur sehr wenigen der Name der Künstler beigefügt, und immer bleibt es unmöglich, die wirklichen Originale von denen zu unterscheiden, die blos antike Nachahmungen oder Copien sind. Die Münzen bilden eine zahlreiche und sehr mannigfaltige Klasse von Alterthümern; allein selten

sind sie wohl erhalten und noch seltener in Hinsicht der Kunst den geschnittenen Steinen an die Seite zu stellen. Ohnehin sind die Gemmen einer Lebendigkeit und Feinheit der Arbeit empfänglich, die sich in Metall, wegen dessen gröfserer Weichheit, nicht erreichen läfst.

Was Plinius von den Edelsteinen sagt: *In arctum contracta rerum naturae majestas! (Hist. Nat.* 37, 1.) gilt vorzugsweise von den geschnittenen Steinen. Eben dieser Schriftsteller giebt uns die Namen einiger in dieser Gattung am meisten geachteten Künstler. Er nennt den Pyrgoteles, dem es allein erlaubt war, das Bildnifs Alexanders des Grofsen in Stein zu schneiden, den Apollonides, Chromius oder Cronius und Dioscorides, welcher das Porträt des Augustus für dessen kaiserliches Siegel schnitt (*Suet. Aug.* 50.). Von jedem dieser Meister besitzt diese Sammlung authentische Werke in mehr oder minder beträchtlicher Anzahl. Andere Steinschneider von sehr grofsem Verdienst sind uns blos aus den ihren Arbeiten beigefügten Namen bekannt. Manche derselben mögen erst nach Plinius gelebt haben; die Blüthe anderer fällt offenbar in frühere Zeit, wie sich aus den von ihnen geschnittenen Bildnissen ergiebt, die in dieser Sammlung befindlich sind.

Der neueren Kunst fehlt es an einem festen Princip, woraus allein jene Sicherheit und Ruhe des Ausdruckes, jene Grazie und Feinheit der Umrisse hervorgehen kann, welche zum wahrhaft Erhabenen unerläfslich sind. Da nun unter allen antiken Werken die geschnittenen Steine die zahlreichsten und vollkommensten sind, so läfst sich nur aus ihnen die Hoheit der Kunst wieder erlernen *(ce n'est que dans leur étude qu'on peut apprendre ce qui constitue le sublime de l'Art.)* Nichts würde mehr zur Vervollkommnung der Künste beitragen, als wenn für die Preisbewerbungen der Akademien Compositionen aus den geschnittenen Steinen gewählt würden. Die gute Wirkung der Nachahmung derselben ergiebt sich aus dreien der schönsten Werke Canova's. Seine Venus, die den Mars besänftigt, ist nach einem geschnittenen Steine dieser Sammlung von Dioscorides (Klasse I. No. 170.) gearbeitet. Die Gruppe: Hercules, der den Lichas ins Meer schleudert, nach einem Karneol des Apollonides (Kl. II. No. 373.). Die Statue Napoleons nach einem der schönsten geschnittenen Steine, jetzt ebenfalls in dieser Sammlung befindlich (Kl. IX. N. 122.), welcher Jupitern mit den Porträtzügen des Domitian darstellt.

Ohnehin ist es wahrscheinlich, dafs viele dieser Kunstwerke Nachbildungen verloren gegangener Originale der Sculptur und Malerei aufbewahren. Diesen Künsten zurückgegeben, würden dieselben in ihrer ursprünglichen Vortrefflichkeit wieder hervorgehen. Mehrere Stücke der Sammlung werden zu dem Ende empfohlen und analysirt: Kl. I. No. 27. 41. 368. Kl. II. No. 260 u. 319., Werke von Chromios, Argeios, Apollonios, Apollonides und Tryphon. *Le peintre*, versichert der Vf., *qui entreprendroit de pareils sujets, et ajouteraît les avantages de la couleur et du clair-obscur à la correction et à la sublimité du style, qui sont dans les originaux, ferait des ouvrages d'un genre nouveau et d'un grand mérite.* — Der Vortrag wendet sich dann an erleuchtete Kunstfreunde und Regierungen, geht über zu Betrachtungen des Erhabenen, und schliefst mit beredter Hindeutung auf die gesegnete Wirksamkeit der schönen Künste für das Heil und den Ruhm der Völker, wenn sie in ihrer antiken, wahrhaften Vortrefflichkeit geübt würden. — Einige specielle Züge dieses Vorwortes werden wir noch zu berühren Gelegenheit haben. —

Die Sammlung enthält an geschnittenen Steinen: *zweitausend sechshundert und einen*, die im Kataloge verzeichnet und „alle für authentisch und unverfälscht zu halten sind"; *Tausend siebenhundert siebenundreifsig*, deren antike Inschriften die Namen der Künstler nennen, von denen sie herrühren; *Tausend zweihundert fünfunddreifsig sehr grofse* (worunter zwanzig Kameen), sämmtlich mit den Namen der Künstler versehen und als Medaillons gefafst.

Das Erstaunen wächst, wenn man die Vollständigkeit der mythologischen und historischen Reihen betrachtet. — Das Ganze ist in zwanzig Klassen geordnet. Die erste von 372 Nummern enthält die oberen Götter und deren mythische Geschichten, anhebend mit der Entmannung des Uranos (No. 1. von Apollonides) und der Verspeisung der eigenen Kinder durch Kronos (Nr. 2. und 3., von Anteros und noch einmal von Apollonides geschnitten).

(Der Beschluss folgt.)

№ 40.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1832.

Catalogue des Pierres Gravées Antiques de S. A. le Prince Stanislas Poniatowski.

(Schluſs.)

In der zweiten Klasse von 390 Nummern finden wir die *Dii minorum gentium (Divinités mineures et Demi-dieux)*, mit dem Chaos an der Spitze (No. 1. Medaillon in Sardonyx von Chromios) und zum Schlusse den verjüngten Jolaos von Apollonides, gleichfalls ein Medaillon in Orientalischem Sardonyx. (No. 390. *Jolas rajeuni a les yeux élevés vers le ciel et fixés sur deux étoiles, symboles d'Hercule et d'Hébé ses bienfaiteurs*). Auch sieht man einen Meergott, thronend auf einem Taschenkrebs. — Die Genien bilden die dritte Klasse, einunddreifsig an der Zahl. Die vierte Klasse ist dem Heroen-Mythos gewidmet, 360 Nummern, worunter die seltensten Begebenheiten, z. B. No. 238. Karneol von Philemon geschnitten: *Ctesylla, prêtresse de Diane, observe en présence d'Hermocharès son amant la pomme qu'il lui a donnée et sur laquelle il avait écrit sa déclaration d'amour.* Eine solche Auslegung macht dem Scharfsinne des ungenannten Verfs. gewifs Ehre; und *Antoninus Liberalis*, dessen erotisch-sentimentale Mythen von Vielen für nachgefunden angesehen wurden, und bei welchem jene Erzählung allein vorkommt, erhält durch das Kunstwerk des Philemon eine willkommene Gewähr.

In der fünften Klasse finden wir die Geschichten der Ilias in seltenster Vollständigkeit, 395 Medaillons und Ringsteine. In der sechsten die Hauptbegebenheiten der Odyssee, 113 Nummern. In der siebenten Klasse, die Vorfälle der Aeneide in 99 Nummern enthaltend, überraschen drei Medaillons von der Hand des Pyrgoteles (No. 37. 60. und 72.), welche dieser Zeitgenosse Alexanders des Grofsen, prophetisch den Gesängen des Römischen Dichters gewidmet hat. Auch Virgil's eigener Zeitgenosse, Dioscorides, hat es sich angelegen sein lassen, das Gedicht desselben durch zahlreiche Kunstwerke zu verherrlichen, wovon die Sammlung zehn unversehrte Medaillons besitzt (No. 5. 9. 17. 26. 27. 46. 56. 65. 70. und 74.). Acht andere sind Werke des Apollonides, vierzehn des Chromios, woraus zugleich erhellet, dafs die sprachwidrig scheinende Construction des Vfs. (Einleit. S. VI.), die Worte des *Plinius H. N. XXXVII*, 4. *„quique Divi Augusti imaginem simulem expressit"* nicht auf den nachfolgenden Dioscorides, sondern auf den vorhergenannten Chromius (wie man laut dieser Denkmäler statt Cropius lesen mufs) zu beziehen, sich auf eben diese virgilischen Kunstwerke des Apollonides und Chromius stützt, die sonst, wie jene wenigen des Pyrgoteles, sämmtlich vor August und Virgil gearbeitet sein müfsten.

Es folgen in der achten Klasse, der reichsten von allen, und welche deshalb in mehrere Unterabtheilungen zerfällt, die Bildnisse berühmter Griechen. Mit Recht sagt von dieser der Hr. Vf., dessen Stil hier besonders deutlich den Italiener verräth, Einleitung S. XIV.: *„Un complet de portraits auquel il paraît n'en manquer aucun d'homme illustre de tout genre qui mérite d'y avoir place. La manière avec laquelle sont exécutés ces portraits, assure leur authenticité"*. Zumal da die Namen immer beigeschrieben sind. Die erste Abtheilung, *hommes d'état*, 87 Nummern, beginnt mit Hermes Trismegistus und den sieben Weisen, und enthält weiterhin unter andern alle Feldherrn Alexanders des Grofsen, auch Roxane, seine Gemahlin. Die Philosophen (70 Nummern) bilden die zweite Abtheilung, von Anaximander bis auf Plotinus, dessen Bildnifs, in orientalischem Carneol, den Beschluſs macht. Auch findet man hier Strabo, Lucian, Epictet, Timon den Menschenfeind und andere in getreuen Abbildungen. Es folgen die Aerzte (10 Nummern), die Historiker (13), unter denen man mit Vergnügen den Pausanias antrifft. Ferner die Redner (15), wor-

unter Aristarch; die Dichter (40 Nummern); berühmte Kämpfer der Griechischen Festspiele (15); berühmte Frauen (5). Ferner Baumeister (23) von Trophonios und Agamedes (No. 1. u. 2.) bis auf Apollodor von Damascus (No. 22.) und Detrianus (No. 23.) Besonders erfreut wird man hier durch die Bildnisse des Ktesiphon und Metagenes (No. 4.), mit einem Prospect des Tempels der Diana zu Ephesus, von Anteros geschnitten, dem Urheber einer bereits früher bekannten antiken Gemme und vielleicht auch eines Kopfes des Antinous. Marcus Vitruvius Pollio findet sich gleichfalls, so wie Cajus Mutius, Celer, Severus, Frontinus, Rabirius, Mustius und Lacer., Ferner 29 Bildnisse von Malern und 18 von Bildhauern, worunter Agesander, Polydor und Athenodor die Urheber des Laokoon, ferner Glycon und die Steinschneider Pyrgoteles und Dioscorides. Es folgen dann Römische Bildnisse, und noch eilf andere Klassen, von deren aufgehäuften Reichthümern wir nur die authentischen Petschafte (*cachets*) des Pompejus, Julius Cäsar, Augustus und Mäcenas in der 15ten Klasse namhaft machen.

Mehr noch wächst die Bewunderung, wenn wir die den Steinen eingegrabenen Namen der Künstler beachten, deren Arbeiten sie sind. Gleich auf den ersten zwanzig Seiten des dreispaltig mit äufserster Eleganz gedruckten Werkes finden wir dreifsig Arbeiten des Pyrgoteles, dreiunddreifsig des Dioscorides, zweiundvierzig des Apollonides, zweiundfunfzig des Chromios, jener vier von Plinius mit Uebergehung aller übrigen erwähnten Steinschneider. Aber auch von Solon, Teucros, Aetion, Skylax, Aspasios, Allion, Hylles, Admon, Euodos, Athenion, Seleucos, Gnaios, Onesas, Glycon, Helos, Phrygillos, Sostratos, Eutyches, dem Sohne des Dioscorides, und anderen Künstlern, von denen die reichsten Sammlungen bis jetzt nur einzelne Werke aufzeigen konnten, findet sich hier ein reichlicher Vorrath. Dazu eine grofse Anzahl bisher noch unbekannter Meister: Myrtales, Lykos, Demophilos, Charilaos und noch weit mehrere, worunter Alcamenes, Myron, Polyklet, Scopas und Lysipp. *Ces noms*, sagt der Verfasser *sont tracés souvent avec une élégance et une netteté peu imitables. Lorsque toutes ces qualités se trouvent réunies, on ne saurait douter de l'authenticité des ouvrages.*

Ein solches Sammlerglück hat in der That seines Gleichen nicht! Rom besafs indefs einst aufserordentliche Schätze in dieser Kunstgattung. Die Daktyliothek des Königs Mithridates wurde von Pompejus dem Capitolinischen Jupiter geweiht. Scaurus, der Stiefsohn und Erbe Sulla's, verwandte einen Theil seines Reichthums auf eine Gemmensammlung. Julius Cäsar stiftete sechs Daktyliotheken in den Tempel der Venus Genetrix, Marcellus, der Gemahl der Julia, eine in den des Palatinischen Apollo. Die Werke der Glyptik sind unzerstörbarer, als die aller anderen Künste. Es scheint, dafs ein günstiges Geschick bei den zahlreichen Nachgrabungen der letzten Decennien die Schätze jener altrömischen Sammlungen wieder an's Licht gefördert habe, um sie in der vorliegenden zu vereinigen. Mit Recht weist der Verf. jeden Zweifel durch die Thatsache des wirklichen Vorhandenseins dieser Werke von sich: *Il-y-a des personnes* (heifst es S. XII. der Einleitung) *qui croyent qu'il ne peut s'être conservé un aussi grand nombre de pierres exécutées par les mêmes et les plus grands artistes. Il n'y-a à cela de meilleure réponse que le fait même. Examinez, comparez, et voyez quels sont les ouvrages qui pourraient être inventés, exécutés ou même copiés avec la même hardiesse et finesse d'art.*

Ohne Zweifel hätten wir diesem Verzeichnisse viel weniger Aufmerksamkeit gewidmet, wäre die Zusendung desselben nicht mit einer für das Königliche Museum bestimmten Auswahl von 419 Abdrücken der auserlesensten Stücke der Sammlung begleitet gewesen, so dafs für den Unterzeichneten die officielle Verpflichtung genauester Prüfung eintrat. Jene Abdrücke sind in der That das Schönste, was man in dieser Art sehen kann; angefertigt mit einer Sauberkeit und Eleganz, verwahrt mit einer Sorgfalt, die nichts zu wünschen läfst.

An den Gemmen setzt uns zuerst die aufserordentliche Gröfse der Mehrzahl und die vollkommenste Erhaltung aller in Erstaunen. Nirgend die geringste Spur der überdauerten Jahrtausende, die sich doch sonst, trotz der Härte des Materials, hie und da zu verrathen pflegen; alles ist unversehrt, als käme es neu aus der Werkstatt der Künstler. Allein dies erklärt sich daraus, dafs der fürstliche Sammler nichts irgend Verletztes aufnahm, und ohnehin nur eine Auswahl des Vollkommensten vor uns liegt. Bei fernerer Betrachtung wundern wir uns noch mehr über die Gleichheit des

Stils, der in allen diesen Werken sichtbar ist. Pyrgoteles arbeitet völlig wie Euodus, der Zeitgenofs des Alexander und der des Trajan, und doch liegt zwischen ihnen eine Entfernung von mehr als vier Jahrhunderten; und eben so ununterscheidbar sind Dioscorides und alle übrigen. Unser Verf. belehrt uns indefs, dafs in dieser *Stabilität* der antiken Kunst der Grund ihrer Erhabenheit zu suchen sei. *Rien n'est vraiment grand*, ruft er S. XVII. der Einleitung aus, *que ce qui est stable, et rien n'est stable que le vrai. La stabilité rend donc indispensable l'union du vrai avec ce qui conservera l'opinion du vraiment grand.* Dieser Ausspruch, so wie die vorliegenden Kunstwerke selbst dienen zugleich der Lehre unseres Freundes Thiersch von dem *Bestande* der Kunst in gleicher Vollkommenheit von Phidias bis auf Hadrian zu unerwarteter Bestätigung. — Aber immer neue Zweifel begegnen uns! Wer Arbeiten von Girometti, Amastini, Pichler dem Jüngern, Calandrelli und andern geschickten Steinschneidern unserer Zeit kennt, möchte darauf schwören, hier ebenfalls Werke von ihnen vor sich zu sehen. Allein es bewährt sich hier ein anderer Ausspruch des verehrten deutschen Archäologen: dafs es auch der heutigen Kunst gelingen könne, Werke hervorzubringen, welche verdienen, neben den besten des bildenden Alterthums genannt zu werden. Was ohnehin niemand für unmöglich erklären wird, und nach Obigem von jenen Künstlern bereits bis zur Verwechselung geleistet worden ist. Denn dafs die hier vorliegenden Gemmen antik sind, wird genugsam durch die beigefügten Namen beurkundet.

Allein diese Beischriften selbst zeigen häufig eine ganz ungewöhnliche Beschaffenheit, die man indefs in dem Verzeichnifs, wo auch die Namen französich gegeben sind, nicht wahrnimmt. Dagegen finden wir in den Abdrücken neben den gebräuchlichen Weisen der Künstler, sich zu nennen: *ΣΚΥΛΑΞ, ΤΡΥΦΩΝ, ΦΙΛΗΜΩΝ*, oder *ΣΚΥΛΑΚΟΣ, ΤΡΥΦΩΝΟΣ, ΦΙΛΗΜΟΝΟΣ* (nämlich ἔργον), auch *ΣΚΥΛΑΚΟΣ ΕΠΟΙΕΙ, ΤΡΥΦΩΝΟΣ ΕΠΟΙΕΙ, ΦΙΛΗΜΟΝΟΣ ΕΠΟΙΕΙ* u. s. w., was gegen alle Grammatik zu verstofsen scheint. Der Verfasser der *Observations* weifs auch hier eine Rechtfertigung. Unmöglich könne man annehmen, heifst es S. XIII. in der Note, dafs die Namen so berühmter Künstler auf Werken von der höchsten Schönheit und ausgezeichnet sogar durch die Vollkommenheit der alphabetischen Charactere gegen die grammatische Correctheit fehlen sollten. *Cela fait croire qu'un autre mot au nominatif, que nous ne connaissons pas, doit y être sous-entendu;*, also etwa τέχνη oder ein ähnliches Wort. Allein der Karneol Kl. II. No. 372. im Verzeichnifs blofs aufgeführt: *Hercule traine Lychas, TRYPHON Gr.*, zeigt im Original die Inschrift: *ΤΡΥΦΩΝΟΣ ΕΦΕΣΙΟΣ ΕΠΟΙΕΙ.* Ein Soloecismus, den keine Beschönigung retten kann! Ferner finden wir: *ΜΙΡΤΑΛΛΟΣ*, (Kl. II, 48.), *ΣΚΙΛΛΑΚΟΣ, ΑΜΦΩΡΟΣ, ΜΙΡΩΝ, ΔΙΟΠΠΟΥ, ΣΚΥΜΝΟΥ* und dergleichen, was sich nur bei völlig Unwissenden durch die Bemerkung retten läfst: *Que la langue Grecque avait presque autant de dialectes différens que de provinces.* Einen und denselben Namen lesen wir mit wahrhaft proteischen Verwandelungen: *ΑΛΛΙΩΝ, ΑΛΛΥΩΝ, ΑΛΛΙΟΝ, ΑΛΛΙΟΝΟΣ etc.*, und sollen doch die damit bezeichneten Werke für ächt halten?

Vielleicht gehört indefs unser Verfasser selbst nur mit unter die Getäuschten? Mangelhafte Kenntnifs und Enthusiasmus, die sich so gern zusammen finden, haben ihn verblendet? — Leider müssen wir ein härteres Urtheil fällen! Zu oft sind in dem gedruckten Verzeichnifs die schreiendsten Verstöfse der Inschriften stillschweigend gebessert, um den *ungenannten* Urheber desselben nicht für etwas klüger zu halten, als er sich geben will. Auf den Steinen lesen wir immer: *ΔΙΟΣ, ΧΑΡΙΛΑΟΣ*, besonders auf sehr vielen *ΚΡΩΜΟΥ* u. s. w.; im Verzeichnifs dagegen: *LYKOS, CHARILAOS, CHROMIOS*, so wie *MYRON, LYSIPPOS etc.* — Wir haben also hier, — es thut uns leid, die harte Anklage auszusprechen! — in Werken und Worten eine *wissentliche Betrügerei* vor uns, die in solcher Ausdehnung bis jetzt in der Kunstgeschichte noch nicht vorgekommen ist. Eine Anzahl einverstandener, zum Theil noch lebender, geschickter Künstler, Einer Schule angehörig, die ihre Abhängigkeit von der französischen in jeder Composition, jeder Figur und Bewegung kund giebt, hat sich in die Namen jener alten Meister eingedrängt und eine dienstbare Feder gefunden, die den Betrug vor aller Welt zu rechtfertigen unternimmt!

In welchem Lichte erscheinen nun die Anpreisungen der Einleitung? Also diesen modernsten Werken, wo die akademische Nachahmung antiker Aeufserlichkeiten zu

dem seelenlosesten Formalismus erstarrt ist, diesen sind alle Monumente der Baukunst und Skulptur nachzusetzen? Und indem man der heutigen Kunst, in Vergleich mit der antiken und der des 16. Jahrhunderts (S. VIII.), ihre Charakterlosigkeit verwirft, hat man die Unverschämtheit, Regierungen und Kunstakademien aufzufordern, die Nachahmung kaum gefertigter Tagesarbeiten zum Gesetz zu machen, um den hohen Geist der Kunst des Alterthums zum Heil der Völker wieder in's Leben zu rufen? Ja man entblödet sich nicht, drei geachtete Werke Canovas, übrigens ganz in modernem Sinne gedacht und ausgeführt, um den Ruhm der Originalität zu bringen, und nach ihnen selbst gearbeitete Copien durch Beifügung berühmter antiker Namen zu den Urbildern derselben zu erheben, die dem fürstlichen Besitzer, wer weifs für welche Summen! und nach wie vielen simulirten Unterhandlungen, überlassen worden sind?

Fern sei es von uns, die Kunstliebe des ehrwürdigen Greises in ihrer harmlosen Freude stören zu wollen. Wir würden selbst dieses Wort uns nicht erlauben, wären wir nicht gewifs, dafs die Kunde davon nie zu ihm dringt. Ueberdiefs gestehen wir gern, dafs viele Stücke der vor uns liegenden Auswahl, als Arbeiten unserer Zeit betrachtet, sehr verdienstlich sind, elegant, zierlich, von bewundernswerther Handfertigkeit. Allein diese Kunstwerke, welche der Nachwelt zum Beweise hätten dienen können, dafs die Steinschneidekunst unserer Tage nicht zurückgeblieben sei hinter den Leistungen der anderen Künste, sie werden durch die beigefügten erdichteten Namen beschämende Zeugen der Unredlichkeit und des Betruges! Auch das wollen wir nicht in Abrede stellen, dafs in der vollständigen Sammlung vielleicht einige wirklich antike Arbeiten unter der grofsen Anzahl sich finden mögen. Die böse Gesellschaft macht leider alle verdächtig! In der vor uns liegenden Auswahl, deren besonderer Katalog den Titel führt: *Scelta di N. 419. Impronte in stucco, cavate dalle Gemme della gran Collezione di S. A. il Sigre. Principe Stanislao Poniatowski, contenente duemila seicento e più Gemme incise*, hat nur Ein Cameo Kl. IX. No. 105. (No. 377. der Auswahl), die verbundenen Brustbilder der Livia und Roma darstellend und ohne Namen eines Künstlers, uns als antik angesprochen, und noch etwa ein oder zwei gleichfalls namenlose Siegel. Was ist aber dieſs gegen eine solche Fluth absichtlich auf Täuschung gearbeiteter *Posticci*?

Wer freilich eine Auswahl, wie die uns vorliegende, die das Hervorragendste der ganzen Sammlung enthält, durchgeht und an den Anblick des wirklich Antiken gewöhnt ist, wird sogleich stutzig; ein Betrug entdeckt ihm den anderen und bald alle. Denkt man sich aber diese simulirten Alterthümer, den trügerischen Schätzen vergleichbar, womit Kobolde den Schatzgräber äffen, dereinst in hundert Sammlungen zerstreut, oder diesen Katalog in den Händen eines treuherzigen Antiquars, der seine Kunsturtheile aus Büchern und Manuscripten schöpft, welche Verwirrung mufs unausbleiblich die Folge sein! Wie jedes Jahrzehend jetzt neue Gemälde Rafaels von der unerhörtesten Beschaffenheit an das Licht bringt und die fortschreitende kritische Forschung eine Umkehrung der Kunstgeschichte darauf gründet, so würden im Verlaufe der Zeit Werke der Pyrgoteles und Apollonides zu Hunderten für beglaubigt gelten und die seltsamsten Ansichten scheinbar rechtfertigen. — Doch sehen wir voraus, dafs dieser pflichtmäfsige Einspruch nur in diesem einzelnen Falle, und vielleicht selbst in diesem nicht allgemein, durchdringt. Die Kunstliebhaberei hängt an Namen und Lobpreisungen. Welsche Schlauheit verführt den tramontanen verblendeten Enthusiasmus und dieser die Einfalt zu immer neuen Selbsttäuschungen.

E. H. Toelken.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

September 1832.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1832.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
F. Benary.
A. Benary.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy, in Halle.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Blume, in Göttingen.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
Capellmann.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Goldfuss, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
Grunert, in Brandenburg.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hiecke, in Merseburg.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm v. Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Klug.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
v. Ledebur.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lisch, in Neustrelitz.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kiel.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Moser.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
C. F. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Otto, in Breslau.
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Poley.
Pott.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosen, in London.
Rosenkranz, in Halle.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Runge, in Breslau.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
v. Scharnhorst, in Stettin.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Strafsburg.
Schömann, in Greifswald.
Schott.
Schön, in Breslau.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Schwenk, in Frankfurt a. M.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauss, in Tübingen.
Streckfuss.
*Toelken.
Trendelenburg, in Frkf. a. M.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Halle.
Weber, in Neustrelitz.
Weisse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Inhalt des September-Heftes.

	Seite
Weifse: Goeschel, zerstreute Blätter aus den Hand- und Hülfsacten eines Juristen.	321
Wendt: H. Ritter, Geschichte der Philosophie. I. bis III. Thl. (Zweiter Artikel.)	332
Nees v. Esenbeck: Ekart, Synopsis Jungermanniarum etc.	341
Homeyer: G. v. Bunge, Beiträge zur Kunde der Liv- Esth- und Curländischen Rechtsquellen.	361
Rühle v. Lilienstern: Gouvion St.-Cyr, Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire. (Dritter Artikel.)	367
A. Wagner: Nuovi versi di Teresa Albarelli Vordoni.	374
Pott: 1) Johannsen, die Lehre der Lateinischen Wortbildung u. s. w.	
2) Calmberg, de utilitate quae ex accurata linguae Sanscritae cognitione in linguae Graecae Latinaeque etymologiam redundet.	382
Gabler: 1) Weifse, über den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaften etc.	
2) Derselbe, über das Verhältnifs des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpunkt von Hegels Abscheiden.	389
Varnhagen v. Ense: Das Büchlein von Goethe.	397
Nees v. Esenbeck: Corda, Deutschlands Jungermannien.	420
Franz: Aeliani de natura animalium libri XVII. ed. Fr. Jacobs.	435
Varnhagen v. Ense: Paul Usteri, kleine gesammelte Schriften.	448
Stern: Fourier, Analyse des équations déterminées, première partie.	457
Weifse: Hoffmeister, Beiträge zur wissenschaftlichen Kenntnifs des Geistes der Alten. 2 Bde.	471
Marheineke: Billroth de Anselmi Proslogio et Monologio.	479

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 41.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

XXIII.

Zerstreute Blätter aus den Hand- und Hülfsacten eines Juristen. Wissenschaftliches und Geschichtliches aus der Theorie und Praxis oder aus der Lehre und dem Leben des Rechts. Herausgegeben von Karl Friedr. Göschel, Königl. Oberlandesgerichtsrathe zu Naumburg. Erster Theil. Erfurt, Kaiser'sche Buchhandlung. 1832. *XIV*, 596 S. 8.

Je häufiger wir es uns heut zu Tage gefallen lassen müssen, dafs wir durch glänzende und vielversprechende Titel zur Lectüre von Werken angelockt werden, die uns beim Lesen selbst keine oder eine geringe Ausbeute geben: desto lebhafter ist unsere Freude, wenn wir einmal, was selten geschieht, auf ein Buch treffen, dessen bescheidene und anspruchlose Ankündigung Geringeres zu versprechen schien, als es wirklich bietet. Ref. will hiermit nicht sagen, dafs er selbst sich in Bezug auf das anzuzeigende Werk in diesem Fall befinde; denn er seinerseits hatte bereits an andern Schriften des trefflichen Verf.'s die Erfahrung gemacht, dafs derselbe mehr zu geben, als zu versprechen liebt: aber gewifs wird es der Fall mancher andern Leser sein. Bei Werken solcher Art wird es für den Recensenten doppelte Pflicht, ihren Werth und Gehalt mit allem Nachdruck, welcher der Sache angemessen ist, hervorzuheben; um hierdurch, so viel an ihm ist, auch solche Leser herbeizurufen, die vielleicht der bescheidene Titel anzulocken nicht vermochte.

Nicht „zerstreute Blätter", sondern den gediegenen Zusammenhang einer ächt philosophischen und ächt religiösen Rechtslehre, einer Lehre, die in allen ihren Theilen eng mit dem Leben verschwistert, auf das Leben bezogen und aus der innern und äufsern Erfahrung des Lebens hervorgegangen ist, bietet das vorliegende Buch. Manche, die den würdigen Herrn Verf. nur aus der Reihe seiner früheren Schriften religiös-philosophischen, zum Theil auch an das ästhetische Gebiet anstreifenden Inhalts kannten, (zu denen sich zu bekennen er jetzt unstreitig kein Bedenken mehr findet, obgleich er anfangs seinen Namen zu verschweigen, später nur anzudeuten pflegte) dabei aber von seiner Stellung im Staate und im Geschäftsleben unterrichtet waren, mochten vielleicht in der Meinung stehen, als halte er seinen innern und seinen äufsern Beruf durchaus geschieden und getrennt von einander. Jetzt zeigt er uns, dafs dem nicht so ist, dafs auch der theoretische und practische Jurist, der gründliche und vielerfahrene Richter, und Geschäftsmann in ihm einer und derselbe mit dem speculativen Denker und mit dem gläubigen Christen ist. Sein Werk vermählt auf eine höchst interessante und ersprieſsliche Weise jene tiefsinnige, philosophisch-religiöse Lehre, von der der Verfasser im Innersten durchdrungen, und die er zu einer wahrhaft und im besten Sinne originellen Gestaltung in seinem Geiste ausgeprägt hat, mit der historisch-positiven Theorie des Rechts und mit der Kunst der Ausübung. Durchaus von dem Geiste der Methode und des Systems durchdrungen, tritt es dennoch nicht in eigentlich systematischer, sondern in frei betrachtender Form auf; in einer Reihe von Abhandlungen, die wechselnd von dem Allgemeinen zu dem Besondern abwärts, und von dem Besondern zu dem Allgemeinen aufwärts steigen. — Der Inhalt und der Zweck dieser Abhandlungen ist, in vorliegendem ersten Theile, freilich nicht sowohl eine unmittelbare Anwendung der philosophischen Theorie auf das Practische oder den einzelnen Fall, als vielmehr eine Nachweisung des Philosophischen oder der Idee in der besonderen, scheinbar zufälligen und oft grillenhaften Gestaltung des äufserlichen Rechtssystems und der Gesetzgebung; oder wenn man will, eine Ausdeutung theils der Gesetze selbst, theils insbesondere jener

juristischen Aeufserlichkeit, des gesammten Formalismus sowohl der juristischen Schule, als auch der Gerichtsverfassung, nach den Principien der Idee und der ewigen Wahrheit. Wollte man hierin, wie wir nicht zweifeln, dafs Viele thun werden, eine völlig unpractische Tendenz, vielleicht wohl gar eine Ablenkung von dem Practischen zu einem müfsigen und unnützen Grübeln finden: so würden wir hierauf, im Sinne, wie wir glauben, des Verf.'s, und in unserm eigenen, zweierlei erwidern. Zuvörderst erwirbt sich der Verf. ein entschiedenes Verdienst um alle Diejenigen, die sich in einem ähnlichen Falle befinden, wie in welchem er selbst, der interessanten und dankenswerthen Mittheilung zufolge, die er uns (S. 86 ff.) von dem Gange seiner Bildung giebt, ehemals sich befunden hat, nämlich, vorgedrungen vermöge ihrer tiefern geistigen Anlage zu der Ahnung, zu der Forderung, oder vielleicht sogar zu dem Besitze einer wahrhaft philosophischen Idee und Theorie des Rechts, diese ihre höhere Erkenntnifs doch nicht in Einklang mit der äufserlichen und formalen Seite des positiven Rechts zu setzen wissen, selbst wenn sie von der Nothwendigkeit einer wesentlichen Uebereinstimmung des Inhalts, durch den Geist jener höhern Einsicht selbst belehrt worden sind. Jeder, der in irgend einem Gebiete des Wissens oder der äufsern Thätigkeit eine Erfahrung dieser Art an sich selbst gemacht hat, wird bezeugen können, wie unaussprechlich wohlthätig, wie belebend insonderheit und erhöhend das Vermögen zur eigenen rüstigen Thätigkeit auf practischem Gebiete, welche durch jenen Zwiespalt auf das peinlichste gehemmt zu werden nicht umhin konnte, es jederzeit wirkt, wenn ihm von irgend einer Seite her ein Blick eröffnet wurde in die höhere Bedeutung der äufsern Form und des gemeineren endlichen Stoffs dieser Thätigkeit, in den Zusammenhang dieser Form und dieses Stoffs mit der Idee, die seine organische Einheit bilden soll, und die solchergestalt erst aus einer jenseitigen zur diesseitigen wird. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir von Leistungen solcher Art, wie die vorliegende unsers verehrten Herrn Verfassers ist, die Hoffnung aussprechen, dafs durch sie manche edle Kraft dem practischen Thun und Wirken gerettet wird, die ohne sie für dasselbe verloren gehen und in fruchtlosem Ringen nach Einigung der Idee und der äufsern Wirklichkeit sich aufreiben würde. — Sodann aber möchte noch daran zu erinnern sein, dafs der vorliegende Band nur den ersten Theil eines Unternehmens bildet, welches seiner Natur und Anlage nach in's Unbestimmbare ausgedehnt werden kann. Wir hoffen mit Zuversicht von dem Verf., dafs er in den nachfolgenden Theilen, — deren mehrere und in jeder Hinsicht reich ausgestattete folgen zu lassen er Fruchtbarkeit des erfindenden Geistes, Reichthum der Ideen und der Erfahrung, und Fülle und Mannigfaltigkeit der Kenntnisse zur Genüge besitzt, — immer näher an das eigentlich practische Gebiet herantreten, und durch unmittelbare Einführung seiner tiefsinnigen Theorie in die lebendige Einzelheit der juristischen Erfahrung das Vorurtheil von der unpractischen Natur dieser Theorie, welches für den Verständigen freilich keiner Widerlegung bedarf, auch für die gröfsere Menge glänzend widerlegen wird.

Man sieht aus Vorstehendem, dafs das Unternehmen des Verf.'s dem Gebiete angehört, welches man in neuerer Zeit *Philosophie des positiven Rechts* genannt hat. Der Weg indessen, auf welchem der Vf. zu dem Begriffe solcher Philosophie gelangt ist, möchte der gerade entgegengesetzte sein von jenem, der die ersten, die sich dieses Worts bedienten, zu dessen Erfindung und zu dem Versuche einer Ausführung des dadurch Angekündigten hingeführt hat. Diese nämlich stellten bekanntlich den Gedanken einer Philosophie des positiven Rechts dem Begriffe des bis dahin so genannten Natur- oder Vernunftrechts gegenüber, nicht als ein zweites, mit jenem zusammenbestehendes und freundlich neben dasselbe tretendes Glied eines grofsen Ganzen der Wissenschaft, sondern als einen, jenem Begriffe das Recht der Existenz streitig machenden Gegner und Nebenbuhler. Die Verzweiflung an der Möglichkeit eines haltbaren und in sich bestehenden Systems des *Vernunftrechts*, der Unglaube an die *Idee* des Rechts als eine über alle Zufälligkeiten der geschichtlichen Existenz und Aeufserlichkeit erhabene, verbunden doch zugleich mit dem noch nicht ganz abgestorbenen Bedürfnisse, in Bezug auf das historisch und positiv Gegebene nach Gründen zu fragen, und einen gediegenen Zusammenhang, ein Innerliches dieses Aeufserlichen und Thatsächlichen aufzusuchen, hatten den Gedanken einer solchen Philosophie eingegeben, die, der Absicht und dem Vorschlag berühmter Rechtslehrer zufolge, an die Stelle der bisher so genannten Disciplin des Naturrechts treten sollte. Bei unserm Vf. ist es umgekehrt das Durchdrungensein von der Idee, die Gediegenheit und der

Reichthum der Ausbildung und Entfaltung, welche die Idee in seinem Geiste gewonnen hat, was ihm den Muth und das Vermögen giebt, bis in die einzelnen und scheinbar zufälligen oder willkürlichen Bestimmungen der positiven Rechtssysteme und Gesetzgebungen hierin die Spuren der Idee zu verfolgen, und ihre wenn auch oft wunderlich zerstückten und verzogenen Züge nachzuweisen. Die Philosophie des positiven Rechts, wie er sie giebt, ist nicht ein, das zu Ersetzende verdrängender oder ausschliefsender Ersatz, sondern eine Ergänzung des Vernunftrechts. Sie ist diefs in doppeltem Sinne, und in beiden wird man sie bei unserm Vf. behandelt finden, wenn derselbe auch nicht überall auf diesen Unterschied, und auf das Verhältnifs der Philosophie des positiven Rechts zu dem Vernunftrechte überhaupt mit Fingern hinweist. Zuvörderst hat sie die Bestimmung, die Art und Weise, wie sich der wirkliche Inhalt des Vernunftrechts in den Verhältnissen des Lebens, in den Sitten und Gewohnheiten der Völker und in den, theils aus diesen gezogenen, theils auf sie bezüglichen, Gesetzbestimmungen ausprägt, kennen zu lehren, und hiedurch diese Bestimmungen zu rechtfertigen. Auch diese Seite schon kann im Einzelnen allerdings leicht verwechselt werden mit der Tendenz jener Rechtsphilosophie, die aus der sogenannten historischen Juristenschule hervorging, für jede positive Rechtsbestimmung den historischen Grund in geschichtlich gegebenen Verhältnissen der Völker, unter denen das Gesetz entstanden, aufzusuchen, und diesen sodann für den wahren Rechtsgrund auszugeben. Aber der Geist der Ausführung läfst allenthalben den Unterschied erkennen: selbst wenn diejenige Philosophie des positiven Rechts, die, wie jene unsers Vf.'s, die speculative Idee im Hintergrunde hat, die Rechtfertigung solcher Rechtsinstitute unternimmt, die den gewöhnlichen Begriffen von dem Naturrechte fremd, oder gar widersprechend sind. Der Grund solcher scheinbaren Paradoxien liegt dann nicht in einer vermeintlichen Vorliebe für das Bestehende, oder das geschichtlich Hergebrachte, in einem Servilismus gegen das Positive, dessen die ächt philosophische, eben so wie die historische Schule zu beschuldigen eine gewisse seichte Aufklärung auf diesem Gebiete, ein flacher juristisch-politischer Rationalismus, allerdings nicht ermangelt; — sondern in der gröfseren Tiefe und Wahrheit der zum Grunde gelegten, eben vermöge dieser ihrer Wahrheit vollständiger und umfassender in die Wirklichkeit hereintretenden Idee. Man vergleiche unter andern die treffliche, eben so klare als tiefsinnige Entwicklung, die der Vf. von dem Begriffe des Erbrechts, und die welche er von den Begriffen des Besitzes und der Verjährung giebt, oder auch seine geistreiche, von Manchen vielleicht belächelte oder bespöttelte, aber wohl von keinem für den Geist Empfänglichen ohne Interesse und erfreuliche Anregung gelesene Deutung der Formen des gerichtlichen Processes. In den beiden erstgenannten Beispielen ist es nicht eine dürre, aus gewissen einseitigen Prämissen der beliebig folgenden Verstandesconsequenz, zu der er, wie manche Naturrechtslehrer, die sich des Autoritätsglaubens an das Positive doch nicht ganz entschlagen konnten, seine Zuflucht nehmen müfste, um andern vielleicht klarern, ungezwungenern und bündigern Consequenzen gegenüber, die der positiven Institution ungünstig sind, diese Institute zu retten; sondern das lebendige Princip desjenigen Vernunftrechts, welches nicht auf Abstractionen gebaut, sondern der Geist in seiner objectiven irdischen Entfaltung und Formbildung selbst ist, tritt unmittelbar in die auszufüllenden Categorien hinein, die wenn sie auf die entgegengesetzte Weise ausgefüllt werden sollten, erst dann der leeren grundlosen Willkür einen Spielraum geben würden, wie ihn die Idee nicht dulden kann. — Das letzgenannte Beispiel ist merkwürdig als ein Beleg für die Gewandtheit, mit welcher der Vf. auch in dem, was scheinbar nicht sowohl Willkür, als vielmehr eine äufsere mechanische Nothwendigkeit ist, den Geist und die höhere ideale oder *lebendige* Nothwendigkeit aufzufinden weifs.

Die andere, der historischen Jurisprudenz noch näher stehende Weise, wie die Philosophie des positiven Rechts sich ergänzend an die Darstellung des Vernunftrechts anschliefst, besteht darin, dafs sie dem historischen Rechte auch in diejenigen Regionen nachfolgt, die ihm von dem Vernunftrechte so zu sagen frei gegeben sind, das heifst, wo das Vernunftrecht entweder überhaupt nichts sagt, oder nur etwa die Stellen andeutet, in Bezug auf welche eine Bestimmung überhaupt gegeben werden soll, ohne selbst diese Bestimmung zu geben. Hier ist ihr Geschäft vornehmlich dieses, die Art und Weise aufzuzeigen, wie sich theils die besondern Bestimmungen der einzelnen historischen Rechtssysteme und Gesetzgebungen zu organischen Ganzen abschliefsen, in denen sich die Idee nicht nur äufserlich abspie-

gelt, sondern die selbst das allgemeine Gesetz der Gliederung und Formenbildung der Idee auf eigenthümliche Weise individualisirt enthalten, theils aber diese Organismen selbst, gleichsam die Mikrokosmen des grofsen rechtlich-sittlichen Organismus der Weltgeschichte, in einen Proceſs eintreten, der sie zu lebendigen Gliedern dieses Gesammtorganismus macht. Diese Seite der Rechtsphilosophie erfordert, um eine im Einzelnen oder gar im Ganzen und Grofsen erschöpfende Behandlung zu finden, freilich einen andern Standpunct, als der Standpunct unsers Verfs. ist, nämlich einen philosophisch-historischen. In das Werk des Verfs., dessen Richtung mehr eine, in dem oben von uns bezeichneten Sinne practische, als eine historische ist, treten die Ergebnisse der philosophisch-historischen Forschung, die in unsern Tagen in Deutschland so ausgezeichneter Arbeiter und so glänzender Erfolge sich erfreut, nur zerstreut und beiläufig, aber allenthalben prägnant und fruchtbringend ein. Die Blicke auf die verschiedensten geschichtlichen Rechtssysteme, von dem Mosaischen an bis zu dem Preuſsischen Landrechte herab, die durch das ganze Werk ausgestreut sind, zeigen von gründlicher Einsicht in den Geist dieser Systeme, insbesondre des Römischen und des Altdeutschen, welche aus nahe liegenden Gründen am häufigsten angeführt werden, und geben belehrende und nicht selten überraschende Aufschlüsse, mehr freilich noch über die Art, wie sie die allen gemeinschaftlich zum Grunde liegende, von der Verstandesaufklärung neuerer Zeit schmählich verkannte Vernunftidee in Wort und Satzung naiv und symbolisch ausdrücken, als über ihre eigentlich historischen und antiquarischen Beziehungen.

Dafs die an sich höchst löbliche und vielfach ersprieſsliche Tendenz des Vfs., das Positive als unmittelbaren Ausdruck oder als Sinnbild des Ewigen, Nothwendigen und Wahren zu betrachten und zu behandeln, vor allerhand Abwegen nicht sicher sei, und bei einiger Uebertreibung leicht in Manier ausarten könne, die, in sich verfestet und einer unbefangenen Prüfung sich verschliefsend, nothwendig ihren Zweck verfehlt, — dürfen wir uns freilich nicht verhehlen. Bis jetzt hat sich der Hr. Verf. vor den meisten dieser Klippen sorgfältig und glücklich gehütet; aber ob ihm eine oder die andere derselben, bei fernerem eifrigen Verfolge dieser Richtung, nicht vielleicht doch gefährlich werden könne, müssen wir seinem eigenen und dem Nachdenken der einsichtigen unter seinen Lesern überlassen. Am nächsten scheint uns die Gefahr in Bezug auf die Anwendung zu liegen, die er von dem positiven und thatsächlichen Inhalte der Christlichen Offenbarung und Kirchenlehre macht, welchen er uns, — wir wagen es freimüthig zu bekennen, — nicht hinlänglich von dem ewigen und wesentlichen, auch von der Vernunft und der Speculation dafür anerkannten Inhalte unterscheidet. — Wir schreiben es auf Rechnung dieser Vermischung und Verwechselung, wenn wir, bei dem häufigen Gebrauche biblischer und kirchlich-dogmatischer Formeln, das Verhältnifs der gesammten rechtlich-politischen Sphäre zu der höheren, religiösen oder absolut geistigen hin und wieder bei unserm Verf. allerdings etwas unklarer werden sehen. Dafs diese beiden Sphären nicht unmittelbar in eine und dieselbe zusammenfallen, dafs die Sphäre des Rechts und des Staats überhaupt als eine Welt der *Aeuſserlichkeit* des Geistes auftritt, und in dieser Bestimmung sich fast auf jedem einzelnen Puncte in Differenz zu der höhern und innerlichen Welt des Geistes setzt, wiewohl diese Differenz allenthalben auch wieder ausgeglichen, und, bei der Unmöglichkeit, eine innere und vollständige, wenigstens eine äufsere Harmonie zwischen beiden Sphären hergestellt wird: davon sucht der Verf. den Grund in dem *Abfalle* des menschlichen Geistes von der Gottheit, und dieser Abfall selbst ist ihm nicht etwa der symbolische, der religiösen Vorstellung angepafste Ausdruck für eine, ihrem reinen Begriffe nach nur der philosophischen Speculation zugängliche Wahrheit, sondern eine äufserliche, historische Thatsache. Allenthalben blickt durch seine Darstellung die Ansicht durch, das Geschlecht der Menschen sei ursprünglich für einen ganz andern Zustand bestimmt gewesen; es habe diesen Zustand, wenn auch nicht in voller Ausbildung und allseitiger Entwickelung, bereits erfahren und genossen, aber durch eigene, in bestimmter, zeitlicher That zugezogene Schuld verscherzt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 42.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

Zerstreute Blätter aus den Hand- und Hülfsacten eines Juristen. Wissenschaftliches und Geschichtliches aus der Theorie und Praxis oder aus der Lehre und dem Leben des Rechts. Herausgegeben von Karl Friedr. Göschel.

(Schluſs.)

Die beiden entgegengesetzten Enden des Rechtssystemes werden unmittelbar auf die Thatsache dieses Abfalls bezogen und ihre in der Wirklichkeit vorhandene und von der Wissenschaft als nothwendig erkannte Gestaltung daraus abgeleitet: auf der einen Seite die starre Trennung, Sonderung und Gegensetzung der Persönlichkeit durch das *Privateigenthum*; auf der anderen die höchste Durchbildung und allseitige Vollendung des Staatsorganismus, von welcher der Verf. zugesteht, daſs sie nicht selten, wenigstens mittelbar auf dem Wege der *Revolution* herbeigeführt wird, indem er nichtsdestoweniger die Revolution schlechthin als *Sünde* bezeichnet. Hiernach erscheint die ganze, zwischen diesen beiden Momenten in der Mitte liegende Sphäre des Rechts und des Staats, und jedes einzelne Institut dieser Sphäre, in dem doppelten Lichte einerseits, religiös gesprochen, einer Zuchtruthe, mit welcher Gott die Menschen wegen ihres sündigen Abfalls von ihm straft, philosophisch gesprochen, einer Sphäre der Negativität des höhern oder absoluten Geisteslebens, in welchem der diesem Leben entfremdete Geist zu demselben wiederum hinaufgeläutert werden soll; andererseits nichtsdestoweniger eines irdischen Abbilds der ewigen göttlichen Weltordnung, ja als diese Weltordnung selbst, wiefern sie auch den gefallenen Geist umfaſst, als der Proceſs der *Erlösung* dieses gefallenen Geistes. — Die Unklarheit nun, welche wir vorhin rügten, finden wir nicht in dieser Doppelseitigkeit der Bestimmung der rechtlichen und politischen Sphäre überhaupt; die Einsicht in diese, die Art und Weise, wie der Verf. allenthalben im Einzelnen das Umschlagen des negativen Moments in die wahre, d. h. die lebendige Position aufzeigt, möchte vielmehr eben die wahre Tiefe seiner Ansicht und seiner Darstellung ausmachen; so wie er auch wohl auf die Einstimmung aller, die seine philosophische Auffassung dieser Sphäre zu würdigen verstehen, rechnen darf, wenn er bei der Darstellung derselben im Ganzen und Groſsen stets ihre negative Stellung gegen die *absolute* Idee des Geistes im Auge behält. Jene Unklarheit liegt vielmehr darin, daſs es der Verf. als etwas *Zufälliges*, als etwas von einer historischen Thatsache Abhängiges darstellt, wenn die wirkliche Gestaltung des Rechts- und Staatsbegriffs nicht unmittelbar mit dem Leben des absoluten oder göttlichen Geistes als solchen zusammenfällt. Ist das Leben des endlichen oder geschichtlichen Geistes nicht, — wie doch die gesammte neuere Philosophie die Tendenz hat, dieſs zu erweisen, — ein wesentliches und nothwendiges Moment in dem Leben des absoluten Geistes, ist es erst durch eine Verkehrung der Principien, durch *Sünde*, aus diesem herausgetreten und zu etwas geworden, das eine eigenthümliche Existenz und Wirklichkeit für sich hat: so bleibt die Frage ewig unbeantwortet, *was* denn jenes höhere Leben sei, oder geworden sein würde, wenn der Abfall nicht erfolgt wäre. Es heiſst, dem Principe der Negativität die ihm gebührende Ehre, die man ihm mit der einen Hand gegeben hat, mit der andern wieder entziehen, wenn man sein Walten und seine Gegenwart als gestaltende und formgebende Macht in dem Leben des Geistes nur als relativ nothwendig ausspricht, als nothwendig nur unter der Voraussetzung einer Begebenheit, die auch nicht hätte erfolgen können und eigentlich nicht hätte erfolgen sollen, aber dennoch erfolgt ist. — Man wird uns nicht miſsverstehen, und unsere Aeuſserungen also deuten, als läugneten wir den Abfall, das Böse und die Sünde, oder erklärten diese Begriffe für identisch mit jener Negativität, die, wie in allem

Dasein überhaupt, so auch in dem Dasein des Geistes, sein muſs, damit irgend etwas sei. Was das Böse und die Sünde sei, wird theils innerhalb der Sphäre des Rechts selbst erklärt, durch die Begriffe des Unrechts und des Verbrechens, theils giebt es, unseren, philosophisch, wie wir glauben, allerdings zu begründenden, Ueberzeugung zufolge, eine Sünde und ein Böses auch selbst in jener höhern Region des Geistes, zu welcher die Sphäre des Rechts und des Staats nur eine untere Stufe, ein ihre Existenz und Wirklichkeit für den geschaffenen Geist vermittelndes Glied ausmacht. Nur dagegen sträuben wir uns, wenn man uns diese Sünde (an der in gewissem Sinne vielleicht auch das gesammte Menschengeschlecht seinen Antheil haben kann) als den *Grund* der gesammten endlichen oder irdischen Gestaltung des Geistes darstellt, und hiedurch das, was seinem Begriffe nach das schlechthin Zufällige, Willkürliche und Unwahre ist, mit demjenigen vermischt, was wir für ein wesentliches und unentbehrliches Moment in der ewigen Ordnung aller Dinge erkennen. Der äuſsere Gegensatz der Persönlichkeit und des Eigenthums, den unser Hr. Verf. für eine Folge des Sündenfalls erklärt, erscheint uns als die nothwendige Bedingung jener Individuation und Verselbstigung auch des absoluten Geistes, ohne welche dieser nicht das, was sein Begriff und seine Idee fordert, sein könnte. Eben so können wir — um auch der andern Seite von des Verfassers Behauptung zu gedenken, — die Durchbrechung einer bestehenden, unvollkommenen oder verdorbenen Rechts- oder Staatsform keineswegs für Sünde erkennen, wenn sie, — nicht in der *Absicht*, denn die gute Absicht rechtfertigt nicht die schlimme That, — sondern in dem *Berufe* zu der Herstellung einer höhern und vollkommneren erfolgt. Wäre jede Revolution in dem Sinne, wie der Verf. es ausspricht, Sünde, so hätte auch Christus gesündigt, als er das Jüdische Gesetz von der Heiligung des Sabbaths übertrat.

Ref. erklärt jedoch bestimmt und wiederholt, daſs ihn diese, wenn auch keineswegs unwesentliche, Verschiedenheit der Ansicht keineswegs in dem Studium des Werkes und in der Aneignung der reichen Ausbeute, die es gewährt, gestört, oder ihm den Genuſs desselben verkümmert hat. Er hofft, daſs dasselbe auch bei andern Lesern der Fall sein wird, welche gleich ihm, die Hinneigung des Vfs. zu jenem Christenthümlichen Mysticismus, der hin und wieder allerdings wohl etwas übereilt das Wort und die äuſsere Form zu dem Range der Idee und der ewigen Wahrheit erhebt, nicht theilen; und er muntert alle, in denen sich irgend ein Anklang des ächt philosophischen Rechtsstudiums finden mag, dringend auf, sich durch ihre etwanige Abneigung gegen jene Tendenz von der Lectüre des trefflichen Buches nicht abschrecken zu lassen. Ist es ja nicht selten der Fall, daſs wir eben durch eine Differenz, die unsere Ueberzeugung von der Denkweise eines unsern Geist sonst ansprechenden und erfüllenden Schriftstellers noch abtrennt, um so lebhafter angeregt werden zu eigener, kräftiger Selbstthätigkeit bei der Beschäftigung mit dem uns dargebotenen Stoffe, und somit um so mehr in Stand gesetzt, Frucht aus diesem Stoffe zu ziehen. Anregend aber und belehrend ist die Darstellung des Verfs. gewiſs in seltenem Grade: bis in das Einzelste herab empfindet man das Weben und Leben des Geistes, der das Ganze in sich gestaltete und erzeugte; nirgends eine trockene, scholastische Fortführung des einmal angesponnenen Fadens, oder eine Ausfüllung von Lücken, die der Geist lieſs, durch Worte oder durch todten Stoff. Mit der Lösung wird stets zugleich das Problem selbst, wie es aus der Tiefe des Geistes und des Gemüths aufsteigt, gegeben; und allenthalben ist es nur das Interesse der Sache, was uns beschäftigt, nirgends ein äuſserer, der Sache fremder oder aufgedrungener Zweck, den der Vf. beliebig verfolgte. Kurz, es ist ein, nicht gemachtes, sondern aus vollem, innerem Berufe seines Vfs. hervorgegangenes Werk, welches, wie es *aus* dem Geiste spricht, so auch *zu* dem Geiste zu sprechen nicht verfehlen kann.

C. H. Weiſse.

XXIV.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter, Prof. an der Universität zu Berlin. I. Theil. Hamburg, bei Perthes 1829. II. Theil ebend. 1830. III. Theil. 1831. 8.

Zweiter Artikel.

Mit dem dritten Buche (S. 187.) beginnt der Verf. die Abhandlung der Geschichte der Griechischen Philosophie. Der Charakter der Vorsokratischen Philosophie wird „das *Fragmentarische*" genannt. Dieses bezieht Hr. R. theils auf einseitige Richtungen und besondere

Interessen des Philosophirens, theils auf die Stammes- und Ortsverschiedenheit. Es hätte, dem Worte angemessen, auch können auf die Form des Philosophirens selbst bezogen werden, indem die Einheit der Weltanschauung sich noch nicht im *Systeme* herausstellte, wenn sie auch der Untersuchung zum Grunde lag. Bei der Bestimmung des verschiedenen Inhalts dieser Periode aber, — oder ihrer Eintheilung, wird die Stammesverschiedenheit zum Ausgangspunkt gemacht. Hier geht der Verf. minder vorsichtig zu Werke, als man nach den, in der Einleitung ausgesprochenen, Grundsätzen erwarten konnte. Daraus nämlich, dafs bei den Dorern die Lyrische Dichtkunst blühte, welche, wie der Verf. hinzufügt, „zu ihrem Grunde die von innen heraustreibende Kraft des Gemüths hat", wird geschlossen, dafs „bei ihnen eine vorherrschende Fähigkeit, die Erscheinung zu gestalten und umzubilden, zu suchen sein möchte". Allein auf diese Weise stehen sich Lyrische und Epische Richtung nicht entgegen. Die Lyrik schliefst mehr das innerliche auf; in ihr herrscht die Subjectivität; *sie* tritt nicht *mehr* nach aufsen, als das Gefühl überhaupt nach aufsen treibt, womit „die Fähigkeit, die Erscheinung zu gestalten", noch nicht gesetzt ist. Zudem blühte die Lyrik nicht allein bei den *Dorern*, weshalb auch der Verf. sich genöthigt sieht hinzuzufügen: „und bei andern Griechen, welche den Dorern verwandt waren". Wenn nun auch diefs, was der Verf. von der Verschiedenheit jener beiden Stämme im übrigen sagt, seine Gültigkeit hat, so ist doch dieser Anknüpfungspunkt nicht zureichend. Die Dorische Philosophie, behauptet der Vf., habe sich mehr mit „den *innern* Gründen der Weltentwickelung" beschäftigt; wir würden vielmehr sagen, die Pythagoreische Philosophie habe die vernünftige Form derselben mehr in symbolischer Weise auszusprechen und so Geistiges und Physisches zu vereinigen gesucht. Nun will sich aber die Eleatische Schule nicht durch den strengen Gegensatz der Stammes- und Ortsverschiedenheit erklären lassen. Diefs nöthigt nun den Verf. erst auf einen *innern* Grund der Eintheilung zu kommen: Wenn die Ionische Schule die *physische*, die Pythagoreische aber die *ethische* Seite der Weltansicht auffafste, *so würde eine Lücke in den philosophischen Elementen dieser Periode geblieben sein, wenn nicht auch die logische oder dialectische Seite von einer dritten Schule aufgefafst worden wäre.* Von dieser Schule wird nun gesagt, (S. 193.) dafs sie die *dialectische Seite von der Seite des Gegenständlichen aufgefafst habe*, und vorherrschend verneinend gewesen sei, und dabei überhaupt bemerkt, dafs die Einsicht in den Begriff der Wissenschaft in dieser Periode noch nicht eingetreten sei. Zuletzt postulirt der Vf., — weil nichts sich *unvorbereitet* entwickelt — noch einen Uebergang zur folgenden Periode — die Richtung auf die rein subjective Seite des Denkens, welche eine antiphilosophische ist und als Ausartung der früheren Philosophenschulen in der *Sophistik* gefunden wird.

Bevor nun der Vf. die *Ionische* Schule abhandelt, bestreitet er mit triftigen Gründen die gewöhnliche Annahme einer *Reihenfolge*, und setzt an deren Stelle eine *Classification*. Die zwei verschiedenen Hauptseiten der Naturerklärung, behauptet er, die dynamische und mechanische, zeigen sich schon in dem ersten Anfange der Ionischen Schule und gehen bis zu ihrem Ende neben einander fort. Hiernach zerfällt ihm die Geschichte der Ion. Philosophie in zwei Hauptabschnitte, nämlich in die Ionische *Dynamik* und die Ion. *Mechanik*. Auf die erstere Seite stellt Hr. R. den Thales, Anaximenes, Diogenes von Apollonia und Heraklit; auf die andere Seite den Anaximander, Anaxagoras und Archelaus. Nun fragt es sich fürs Erste, ob jene beiden Arten der Naturerklärung bei dem ersten Aufblühn der Griechischen Philosophie sich so bestimmt von einander unterschieden haben, dafs wir dieselben zum Ordnungsprincip dieser früheren Geschichte machen dürfen. Diefs aber ist an sich schon zweifelhaft, und der Vf. sagt sogar (S. 200), dafs die philosophische Physik *unter uns* noch sehr jung sei. Alles kommt aber hierbei auf die Beschaffenheit der Anaximandrischen Lehre an, welche an die Spitze der Mechanik von dem Verf. gestellt wird. Wäre nämlich diefs von einem Hinüberneigen dieser Lehre zu mechanischen Vorstellungen, von einer der mechanischen Vorstellungsart sich annähernden Weise die Rede, so könnten wir mit dem Vf. einstimmig sein; aber diefs würde jene Stellung nicht hinlänglich rechtfertigen. Auf letztere Weise sprach sich auch der Vf. früher in seiner Geschichte der Ionischen Philosophie aus. Er hielt sogar die Angabe des Aristoteles und Theophrast (S. 181) für verdächtig, meinte, sie „erinnerten an ein gewaltsames Hinüberziehen des Anaximander zu den spätern Lehren eines Anaxagoras und Empedokles und legten diese auch auf eine zu grobe mechanische Weise aus"; er behauptete, dafs auch von

einem Herausscheiden der einzelnen Dinge aus dem Unendlichen im strengen Sinne nach Anaximandrischer Lehre nicht zu sprechen sei (S. 182). Neuerdings dagegen stellt er die Alternative, dafs man mit Aristoteles und Theophrast annehmen müsse, dafs in dem ἄπειρον des Anaximander alle Verschiedenheiten der Dinge schon gemischt *enthalten* seien, oder diese Männer beschuldigen, die Lehre des Anaximander falsch aufgefafst zu haben, indem vielmehr nach der Lehre des Letztern aus dem unbestimmten Stoffe des Unendlichen die bestimmten Beschaffenheiten der Dinge sich gebildet hätten — zu welcher Annahme nur in den Angaben späterer, ungenauer Berichterstatter einiger Grund zu finden sei. Und jetzt glaubt der Verf., gestützt auf jene älteren Zeugnisse, behaupten zu müssen, Anaximander sei der erste Philosoph, welcher auf mechanische Weise durch blofs räumliche Bewegung die Veränderungen in der Natur erklären wollte.

Hr. Prof. R. glaubt zuerst eine Bestätigung seiner Anordnung in zwei Stellen des Aristoteles zu finden (S. 202). In der ersten, in welcher Aristoteles von den ältesten, *meist Jonischen* Philosophen spricht, wird Anaximander gar *nicht erwähnt* — (*Arist. Met. I*, 3.). Aber die Aufzählung des Thales, Anaximenes, Diogenes, Hippasos, Heraklit, Empedokles in dieser Stelle wird, wie dort deutlich zu lesen ist, bestimmt durch *Zahl* und *Art* der Principien (τὸ πλῆθος καὶ τὸ εἶδος τῆς ἀρχῆς) — nicht nach der *Wirkungsart* derselben. Nach Empedokles erwähnt Aristoteles den Anaxagoras, als den seiner *Schriften* nach spätern Philosophen, und behauptet, dafs er *unendliche* Elemente angenommen. Warum erwähnt er nun hier den *Anaximander überhaupt* nicht? Wahrscheinlich weil er über die *Art* seines Princips nichts Bestimmtes zu sagen wufste, indem Anaximander die Elemente, welche Aristoteles als Prinzipien jener frühern Naturforscher anführt, *als* Prinzipien nicht annahm. In der Physik III, 4. führt Aristoteles *ebenfalls* Anaxagoras und Demokrit neben einander an und übergeht den Anaximander. Hier, wo er dem Plato und den Pythagoreern die *Naturforscher* entgegensetzt, heifst es: „die Naturforscher (οἱ περὶ φύσεως ἅπαντες etc.) dagegen legen alle dem Unbegränzten eine andere Natur unter den sogenannten Elementen zum Grunde, Wasser, Luft, oder das Mittlere zwischen diesen" — (was Einige mit Unrecht, wie aus *phys.* 1, 4. erhellt, auf Anaximander bezogen haben) wogegen es denn weiter heifst: „die, welche *unendliche Elemente* annehmen" etc.) Hier nun erwähnt Aristoteles den Anaximander wohl darum nicht, weil dieser nicht, wie Plato und die Pythagoreer, das Unbegränzte als Substantielles setzte, sondern als Attribut; unter den *andern* nicht, weil er weder begränzte, noch unbegränzte *Elemente* als *Principien* setzte. Aus letzterm Grunde spricht er ihm auch das Entstehen und Vergehen im engern Sinne (γένεσις und φθορὰ) nicht ab, wie dem Anaxagoras; konnte es auch nicht; denn er sagt ja selbst von den ersten Philosophen, welche die Principien als ὕλη setzten (*Met.* 1, 3.), „das, woraus zuerst alles Seiende entsteht und worin es zuletzt vergeht, indem es der Wesenheit nach verharrt, in den Affectionen sich verändert, dies sei das Element und Princip des Seienden; und deshalb nehmen sie auch an, dafs nichts weder entstehe noch vergehe, indem immer dieselbe Natur erhalten werde". Nun liefs ja Anaximander Alles aus *Einem* (hierin noch mit Thales und andern Joniern vergleichbar) hervorgehen, was Aristoteles von dem *Anaxagoras* mit Bestimmtheit läugnet, welcher behauptete, die Principien seien *unendlich*. Denn, setzt er von diesem in der eben angeführten Stelle hinzu, er behauptete, dafs wohl alles Gleichtheilige, wie Wasser oder Feuer, blofs durch *Vereinigung* oder *Trennung* entstehe und vergehe, auf eine *andere* Weise aber weder entstehe noch vergehe. Und darum sagt auch Hr. R. selbst (in dem Abschnitt vom Anaximander zu Ende) *ungeachtet* der mechanischen Naturbetrachtung, die er ihm beilegt, „bei diesem Philosophen erscheine das Ganze gewissermafsen als ein lebendiges Wesen" (wie auch Diog. L. von ihm sagt, das Ganze bleibe, die Theile verändern sich). — Aber Hr. R. setzt sogleich hinzu, dafs alles Werden in seiner Lehre blofs aus der Veränderung örtlicher Verhältnisse abgeleitet werde, was *nur* durch eine Stelle des *Simplicius* (τὰ συγγενῆ φέρεσθαι πρὸς ἄλληλα etc. welche Stelle der Verf. S. 275. Anm. 3. anführt), gestützt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 43.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. I—III. Theil.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir nun den durch diese Behauptung gesetzten Unterschied des Dynamischen und Mechanischen genauer, so fragt sich zuerst nach den älteren Zeugnissen. In der wichtigen Stelle *de generat. et corrupt. I*, 1., wo Aristoteles von den beiden Haupterklärungsarten der Physiker handelt, werden diejenigen unterschieden, welche aus *Einem* die Dinge erzeugen und daher das Werden als eine Qualitätsveränderung d. h. Veränderung des Zustandes (ἀλλοίωσις) nehmen, und diejenigen, welche *mehr* als ein Princip setzen, wie Empedokles, Anaxagoras und Leucipp (also dieselben, welche oben zusammengestellt wurden). Letztere lassen die schon vorhandenen Dinge sich trennen und verbinden, setzen also ein Vielfaches schon als vorhanden voraus, und von ihnen gilt der Ausdruck σύγκρισις und διάκρισις, welchen auch Aristoteles in der obigen Stelle vom Anaxagoras braucht, eigenthümlich. Von ihnen könnte man denn auch sagen, sie heben das Werden — nämlich im engern Sinn (ἁπλῆ γένεσις) auf, in sofern ja die Dinge eigentlich schon *vorhanden* wären; wie denn dieses auch Simplicius z. B. von jenen aussagt. Bleiben wir bei dieser Begriffsbestimmung des Aristoteles stehen, so würde Anaximander zu der erstern Classe gehören.

Bisher berührten wir nur die Stellen des Aristoteles, in welchen Anaximander *nicht* erwähnt wird; jetzt gehen wir zu denen fort, in welchen er genannt wird, und in welchen Hr. R. seine *mechanische* Vorstellungsart (nach S. 279) *unzweifelhaft* findet. Nämlich *Ar.* 1. *Phys.* 4. werden zwei Classen der Physiker unterschieden — diejenigen, welche ein einziges Stoffprincip annehmen, und zwar eines der Elemente, oder ein Mittleres, und daraus durch Verdünnung oder Verdichtung Vieles machen — andere, heifst es, ziehen aus dem Einen die darin (schon) enthaltenen Gegensätze heraus, (ἐκκρίνουσιν) wie Anaximander, — wobei schwerlich die eignen Worte des Anaximander gebraucht worden sind. Hieraus geht deutlich hervor: 1) dafs Anaximander ein einziges Grundprincip annahm, wie die frühern Jonischen Physiker; 2) nicht durch Qualitätsveränderung (ἀλλοίωσις) aus dem Einen die mannigfaltigen Dinge entstehen liefs, sondern durch Ausscheidung des schon Vorhandenen (der mit Qualitäten schon behafteten Materien) aus dem Einen, das daher gleichsam als eine Mischung (μίγμα) angesehen wird. Dem *Anaximander* gesellt er aber diejenigen bei, welche Eines und Vieles zugleich setzen und zu Principien machen, sofern sie die Mannigfaltigkeit ebenfalls aus der Mischung herausziehen, wie Empedokles und Anaxagoras — mithin in Hinsicht des *Ausscheidens*. Man bemerke hierbei, dafs Aristoteles sich hier an Classenbegriffe hält, auf welche ihn die Begriffsunterscheidung der Theorie führte, und für welche er dann Repräsentanten sucht, weshalb auch seine Bezeichnungen der einzelnen Lehren der genannten Philosophen nicht in das Individuelle eingehen. In einer andern Stelle (*Met. XII*, 2.) sagt Aristoteles, nachdem er bemerkt hat, die alten Philosophen hätten als Wesenheiten das *Einzelne* gesetzt (wohin also auch Anaximander gehört, dessen Princip ein Stoffprincip), es gebe überhaupt drei Wesenheiten; unter diesen eine sinnliche, welche theils ewig, theils vergänglich sei. Die sinnliche sei veränderlich; Veränderung komme aus dem Gegensatz. Etwas also müsse beharrlich zum Grunde liegen, das sich in den Gegensatz verändere; dies sei die *Materie*; die Materie müsse also das Vermögen zu den Gegensätzen haben und so aus dem Nichtsein in das Sein übergehen. „Von dieser Art (also Materie, welche das Vermögen habe in Gegensätze einzugehen und Qualitäten anzunehmen) sei das Eins des Anaxagoras und die Mischung des Empedokles und des Anaximander". Hier wird also nach Empedokles der viel

frühere Anaximander beiläufig erwähnt, woraus hervorgeht, dafs bei den übrigen grofsen Verschiedenheiten zwischen den Lehren beider, das Gemeinsame derselben sehr unbestimmt bezeichnet sein mufs. Des Aristoteles Schüler, Theophrast, spricht deutlicher in einer Stelle bei Simplicius in *Phys. p.* 33., wo dieser sagt, Anaxagoras scheine die körperlichen Elemente (die Stoffprincipien) *ähnlich* dem *Anaximander* zu setzen, d. h. man könne sie als eine der Gestalt und Gröfse nach unendliche Mischung von *einer* Natur betrachten. Auf die *Einheit* also fällt hier der Nachdruck. Doch bleibt hier immer feststehen, dafs Anaxagoras selbst eigentlich nur den νοῦν als Einheit, die Materie ihm gegenüber als *Vielheit* setzte. Daher gewinnt auch das ἐκκρίνειν bei beiden einen entschiedenen Charakter; bei Anaxagoras geschieht es durch ein der Materie *entgegengesetztes* Princip; bei Anaximander durch *innere Bewegung*, womit die Gegensätze hervortreten; weshalb auch Simplicius gesteht, der Ausdruck ἐκκρίνειν komme dem *Anaxagoras* eigenthümlicher zu, als jenem (vgl. *Simpl. in Phys.* 66.). Simplicius erklärt diese Verwandtschaft der Lehren beider noch genauer, und scheint selbst eine Stelle des Anaximander anzuführen, wenn er sagt (am oben ungef. O.), bei der Ausscheidung des Unendlichen werde das Verwandte zusammengeführt, und was in dem Ganzen Gold war, werde Gold etc. und so auch anders, als ob es nicht werde, sondern vorher schon vorhanden gewesen wäre. Das letztere sind wahrscheinlich erklärende Worte des Simplicius, der hierin weiter geht, als sein Vorgänger Aristoteles. Anaximander konnte mit dem offenbar noch unbeholfenen Ausdruck, durch welchen er die Wirksamkeit seines Princips erklären wollte „was in dem Ganzen Gold war, werde Gold" das Entstehen der verschiedenen Dinge aus dem zu Allem das Vermögen habenden, oder den Keim in sich tragenden Chaos bezeichnen. Die Materie konnte noch verschiedene Gestalten annehmen aus sich selbst, und ohne äufsere bewegende Ursache, und in sofern ist also das ἐκκρίνειν, oder die διάκρισις, *mit der* ἀλλοίωσις noch *nah zusammengränzend*. Am nächsten werden wir daher dem Begriffe dieser Erklärungsart kommen, wenn wir sie *chemisch* nennen, wohin auch der Umstand weist, dafs die Gegensätze des Warmen und Kalten, Feuchten und Trocknen bei ihm eine grofse Rolle spielen. Endlich finden wir eine Stelle des Anaximander selbst bei Simplicius aufbewahrt, in welcher seine Erklärungsart den ältern Joniern näher trat; nämlich wo er sagt, dafs die Dinge nach der Nothwendigkeit auch in das (in die Elemente des Ganzen) aufgelöst würden, woraus sie entstanden — wie dieſs von den *einzelnen* Elementen den übrigen ältern Ioniern, ebenfalls von Aristoteles gesagt wurde. Dafs also auch Simplicius entschiedener, als der vorsichtige Aristoteles spricht, indem er dem Anaximander die γένεσις (p. 50 a.) und zwar auf dieselbe Weise, wie dem *Anaxagoras* abspricht, wiewohl er nach oben diesen Ausdruck von dem Anaximander *angemessener* fand, und nach Aristoteles *Phys. III*, 4. die Einheit des ἄπειρον, als unvergänglich (ἀθάνατον καὶ ἀνώλεθρον) sich erhält; dieſs wenigstens geht hieraus wohl hervor. Und so findet Rec. in den ältern Zeugnissen keine hinlängliche Berechtigung, Anaximander einen *Mechaniker* zu nennen, und darum von der herkömmlichen Stellung der Philosophen abzuweichen; so wie dagegen der Prozefs, durch welchen nach Aristoteles (*Phys. I*, 4.) die übrigen ältern Naturphilosophen Joniens die Vielheit entstehen liefsen — nämlich den Prozefs der quantitativen Raumerfüllung, der Verdichtung und Verdünnung nicht hinreichend scheint, ihre Lehre eine *dynamische* Physik zu nennen.

Der Vf. handelt nun zunächst die Lehren des Thales, (beiläufig des Hippon) Anaximenes, Diogenes u. A. ab. In Hinsicht auf den erstern sind wir in der Hauptsache mit ihm einstimmig, dafs nämlich Thales sich auch darin an die Weltansicht seiner Zeit anschliefsend, die Welt wie ein lebendiges Wesen angesehen haben möge, das sich aus einem unvollkommenen Saamenzustande, welcher feuchter Natur oder Wasser gewesen, gebildet habe. Was aber den Anaximenes anlangt, so können wir die Grundzüge, die uns von dessen Lehren von den Alten aufbewahrt worden sind, in der Charakteristik des Vf.'s am Schlusse (S. 603) nicht wiederfinden, wo es heifst: Er fand, dafs aller Dinge erstes Wesen ein Unendliches, der sinnlichen Anschauung nicht Unterworfenes, (oder wie der Verf. S. 607. sagt, ein Uebersinnliches) eine Seele sein müsse, welche Alles umfasse und regiere, so wie wir von unserer Seele gehalten und geleitet werden. Denn für's erste können wir das Princip des Anaximenes, die Luft, kein Uebersinnliches nennen, aus welchem das Sinnliche hervorgegangen, sondern nur ein *Unsichtbares*; für's zweite ist aber auch der hier gebrauchte Ausdruck *Seele* (ψυχή) von der gröfsten Unbestimmtheit und von dem, was wir

jetzt darunter verstehen weit entfernt, und Pseudoplutarch, an welchen sich der Vf. hier anschliefst, sagt auch nur, die Luft verhalte sich zur Welt wie unsere ψυχή, die auch Luft sei, zu uns; nämlich als *Belebendes*. Wenn übrigens der Verf. selbst, des Anaximenes Princip zuerst mit dem Prädikate des *Unendlichen* belegt, so mufs es wohl befremden, wenn er (in der Anmerkung 1. zur S. 212.) die Erinnerung an Anaximander durchaus abweisen will. Er äufsert: „man legt gewöhnlich grofse Bedeutung darauf, dafs beide Philosophen das Urwesen als ein ἄπειρον sich dachten; aber diefs will nicht viel sagen: denn so unbestimmt, als bei beiden dieser Begriff ist, liegt er einer jeden philosophischen Ansicht zum Grunde; es ist also daraus gar nichts Charakteristisches zu entnehmen". Allein es kommt ja hier nicht darauf an, ob dieser Begriff einer Ansicht zum Grunde liegt, sondern darauf, dafs er in das *Bewufstsein* tritt und nur philosophisch ausgesprochen wird. Letzteres that Anaximander zuerst; Anaximenes schliefst sich in diesem Punkte ihm an, auch wenn von keinem äufsern Zusammenhange zwischen beiden die Rede wäre. Diesen Zusammenhang sucht aber der Vf. seiner oben aufgestellten Ansicht zu Gefallen, gar zu ängstlich zu vermeiden. Er sagt, nach der glaubwürdigsten Nachricht des Apollodor sei dieser in der 63. *Ol.* geboren worden, während Anaximander schon in oder kurz nach der 58. *Ol.* gestorben sei. Da in Apollodors Angaben bei Diogenes ein offenbarer chronologischer Widerspruch ist, so könnte man eine falsche Lesart vermuthen, und schon Petit hat daher, sich an Suidas' Angabe haltend, 63 in 55 corrigirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXV.

Synopsis Jungermanniarum, in Germania vicinisque terris hucusque cognitarum, figuris CXVI. microscopico-analyticis illustrata. Auctore Tobia Philippo Ekart, Philos. Doctore, nonnullarum societatum litt. sodali etc. Coburgi, sumtibus J. G. Riemanni MDCCCXXXI. Londini, Parisiis, etc. 72 S. gr. 4. mit 13 in Stein radirten Tafeln.

Dieses Werk ist von den Deutschen Botanikern mit grofsem Interesse aufgenommen worden, da es einem wesentlichen Bedürfnisse abzuhelfen verspricht. Wir glauben die Theilnahme, die es erregt hat, nicht zu schmälern, wenn wir dasselbe unsern Lesern von einer Seite bekannt machen, die weder durch den Titel noch durch die Vorrede bezeichnet, ja, die durch das: *auctor delineavit* unten *allen* Tafeln, wie es scheinen könnte, versteckt wird. Diese sehr empfehlende, wenigsens dem Wunsche mancher unbemittelter Leser gewifs entsprechende Seite ist: es liefert, durch die Hand eines geschickten Lithographen, Hrn. Winsinger's in München, zierlichst in Stein gegraben, eine recht zweckmäfsige Auswahl der köstlichen Figuren, welche uns Hooker in seinen *British Jungermanniae* gegeben hat; und zwar enthalten die ersten zehn Tafeln mit sehr wenigen Ausnahmen, ausschliefslich Hookersche Figuren; die drei folgenden aber liefern theils Nachträge aus Hooker's Werk zu Figuren, die auf den ersten zehn Tafeln vorkommen, theils vollständige Darstellungen von Jungermannien, die zwar auch von Hrn. Hooker abgebildet worden, aber entweder nicht auf den vorhergehenden Tafeln Platz fanden, oder in Deutschland noch nicht gefunden worden sind, endlich einige aus andern Schriftstellern entnommene, und verschiedene, doch eben nicht sehr viele, neue Abbildungen.

Der Text giebt zuerst von S. IX bis XVI. einen Abdruck der *Clavis analytica* von S. 1—6. der *British Jungermanniae*; dann auf S. 1. die Charaktere der Klasse nach Hedwig, der Ordnung nach Mohr, der Abtheilung nach Mohr, und der Gattung *Jungermanniae* nach Hooker. Nun folgt die Aufzählung der Species nach der Anordnung und ganz in der Zusammenstellung, wie man sie bei Hooker's *Synopsis* S. 7 ff. des angeführten Werks findet. Statt der Artkennzeichen sind kurze Beschreibungen geliefert worden; die Synonymie ist ziemlich reichlich ausgestattet und für Deutschland ergänzt worden, wofür die Anführungen der Englischen Floristen ausgelassen wurden; die älteren Autoren wurden vollständig und sogar wieder in der Schrift der Beschreibungen aufgenommen; die Wohnörter findet man kurz, nur hier und da mit genauerer Beziehung auf Localitäten der Sachsen-Coburgschen Lande angegeben; die Figuren werden erklärt, ohne dafs ihr Ursprung angedeutet würde; häufig finden wir nicht einmal die Abart bezeichnet, zu welcher die eine oder die andere der Figuren gehört; die Abarten werden im Druck des Textes selbst durch ziemliche Abstände bezeichnet.

Nehmen wir alles dieses zusammen, so erhalten wir das Bild des Werks, dessen Züge noch durch einen sehr sorgfältigen saubern Druck mit schiefen Lettern und durch weifses Papier verschönert werden. Nicht weniger fällt eine geschmackvolle Anordnung der Tafeln, welche, wie man leicht erkennt, dem Künstler ihren Ursprung verdankt, und wobei die, durch zarte, winklig verlaufende Punctstriche kaum merklich gesonderten Figuren der verschiedenen auf jeder Tafel enthaltenen Arten dieselbe ebenmäfsig und reichlich decken, sehr angenehm in's Auge. Man kann also mit Fug und Recht das Werk des Hrn. Ekart als ein im Aeufsern wohlgefälliges und in Ermanglung guter und wohlfeiler Abbildungen der Deutschen Lebermoose willkommnes bezeichnen und empfehlen.

Die Kritik darf aber hiebei nicht vergessen, was ihres Amtes ist.

Zuvörderst wird sie nicht tadeln, dafs Hr. Ekart Hookers Figuren copirte, oder copiren liefs, da sie mit ihm überzeugt ist, es sei unmöglich, bessere zu liefern, ja schwer genug, diese auch nur zu erreichen. *Das* aber mufs sie rügen, dafs der Hr. Verf. seinen Lesern dieses Verfahren *verschweigt;* denn die Worte der Vorrede: „*quo praeprimis usus sum duce, dum hanc Synopsin conficiebam*" reichen bei weitem nicht hin, das: *auctor delineavit* unter den Tafeln auszulöschen, auch verkündet der Eingang der Vorrede durchaus nur ein Product der Selbstthätigkeit.

Den Text anlangend haben wir zu erinnern, dafs wir in demselben auch nicht eine einzige, dem Hrn. Verf. nach Lindenbergs *Hepaticae Europaeae*, eigne Bemerkung gefunden haben; denn die Verschmelzung der *Jungermannia Anomala* mit *J. Taylori* kann unmöglich zum widerlegenden Beispiel dienen, da schon der erste Blick auf die Blatttextur in Fig. 3 u. 11. der 70. Figur auf Tab. 9. dem Hrn. Verf. hätte zeigen sollen, dafs er hier Heterogenes vereinige.

Nach der Vorrede sollte man glauben, der Hr. Verf. habe besonders in der Synonymie aufzuräumen gefunden und hierin viel Neues geliefert. Wir schlugen daher sogleich die richtigsten Beispiele, auf die er sich namentlich beruft, nämlich *J. dilatata* und *Tamarisci*, desgleichen *J. concinnata* und *julacea*, nach, fanden aber zu unserer Beruhigung, (denn es wäre wirklich hier, wo jedermann längst im Reinen zu sein glaubte, der Erweis eines Irrthums niederschlagend genug) zu unserer Beruhigung also fanden wir alle Synonyme der genannten Arten bei Hrn. Ekart *genau so*, wie sie bei Hooker, Lindenberg u. A. gefunden werden.

Ueber die kurzen, die Stelle der Artkennzeichen vertretenden Beschreibungen finden wir nichts zu erinnern; sie sind mit Einsicht behandelt, und da nach der Behauptung des Hrn. Vfs., (die wir nicht theilen) ohne Bilder in Hinsicht dieser kleinen Gegenstände nichts sicher erkannt werden kann, und höchstens „*longo in herbis colligendis usu vulgares (?) earum species mediocriter et vix mediocriter cognoscuntur*", so wäre eigentlich darauf weniger Werth zu legen, als wir wirklich darauf legen. Wir betrachten diesen Theil des Textes als eine gelungene Interpretation der Figuren.

Aber über die Anordnung der Tafeln können wir nicht mit Stillschweigen hinweggehen. Nicht das aber tadeln wir, dafs mehrere Figuren auf einer Tafel zusammenstehen; die Bedingung der Sparsamkeit entschuldigt dieses, der Geschmack in der Ausführung von Seiten des Künstlers gewährt sogar dem Auge dadurch einen Genufs. Wenn aber der Hr. Verf. sich darauf beruft, dafs eine Verbindung mehrerer Darstellungen auf einer Tafel nützlicher sei, als die Vertheilung derselben auf eben so viele einzelne Tafeln, „weil auf jenem Wege die Arten leichter verglichen und unterschieden werden könnte", so konnte er dieses doch wohl nur in sofern geltend machen, als die in Beziehung stehenden Arten wirklich *neben* einander, die minder befreundeten anderwärts hingestellt würden. Er spricht aber gegen seine eignen Tafeln, wenn wir auf derselben z. B. *J. platyphylla* auf *Tab. III.*, *J. laevigata* auf *Tab. VI.*, oder *J. ciliaris* auf *Tab. V*, *J. woodsii* auf *Tab. XII.* und *J. tomentella* auf *Tab. VI.* suchen müssen. Dann wird das Auge und das Urtheil gar sehr durch die heterogene Umgebung gestört.

Noch schlimmer ist der Mifsstand, wenn wir die zu *einer* Art gehörenden Figuren auf 2, ja 3 verschiedenen Tafeln zu suchen haben, wenn die auf späteren Tafeln als dazu gehörig bezeichneten Figuren gar nicht einmal dazu gehören, oder wenn die Zahlen, die sie bezeichnen sollen, fehlen, oder wenn wir gar so Zahl wie Figur nach Angabe des Textes auf den Tafeln vergeblich suchen, wie dieses z. B. bei *J. collaris Fig.* 104. auf *Tab. XII.* der Fall ist. Wir dürfen hier nicht in's Einzelne gehen, und begnügen uns daher ein oder ein paar Beispiele anzuführen. *Tab. IV. Fig.* 29. ist *Jungermannia excisa Hooker* nach dessen eigner Darstellung copirt; dazu citirt der Text noch *Tab. X. Fig.* 79., welche eine ganz verschiedene mit Amphigastrien versehene Art, die ich *J. porphyroleuca* nenne, bezeichnet, und ganz dieselbe Pflanze ist noch einmal auf der 12ten Tafel mit der Angabe: *ad Tab. IV. Fig.* 29. abgebildet. Tafel XI. Fig. 93. ist *J. bicrenata Lindenb.* oder *excisa Mart.* abgebildet, aber die Figuren, welche die weitmaschige Blatttextur zeigen, gehören zu *J. intermedia Lindenb.* Der Vf. stellt diese Arten abermals dar unter diesem zweiten Namen, und zwar Tafel VI. Fig. 46. 1. u. 3. aus Hooker *Suppl. I.* (*J. excisa*) und 2. aus Martius *Fl. Erl. cryptog.* (*bicrenata Mart.*) Dann Tafel XII.: *ad Tab. VI. Fig.* 46., wahrscheinlich nach der Natur, — alles dieses aber ohne die enge Beziehung der *J. intermedia Lindenb.* zu *J. capitata Hook.*, welche er Taf. IV. Fig. 32. aus Hookers Werk copirt hat, auch nur aus der Ferne zu ahnen. Von den durch Lindenberg als neu aufgestellten Arten ist *J. acuta* vortrefflich abgebildet (Taf XII. Fig. 1.), von mehreren der übrigen aber fehlen Abbildungen. *J. deflexa Mart.* und *J. triorenata Wahlenb.* (Taf. XII. Fig. 98. u. 99.) sind ebenfalls gut abgebildet, aber mit Unrecht noch als zwei verschiedne Arten betrachtet. Von *Jungermannia palmata* findet sich Taf. XIII. Fig. 115. ein sehr gutes Bild. Dergleichen Proben eigener Kunstfertigkeit lassen um so mehr bedauern, dafs der Hr. Vf., nachdem er sich einmal einer Iconographie in der angegebenen Weise gewidmet, nicht offner und zugleich planmäfsiger zu Werke gegangen ist, die Figuren bezüglich und überschaubar zusammengestellt hat, und auf eine vollständige Darstellung aller, wenigstens der von Hrn. Lindenberg aufgezählten Deutschen Arten, bedacht gewesen ist, diese nach der Natur studirt und gehörig durch eignes Urtheil beleuchtet hat. Gewifs würde Hr. Lindenberg, dessen Werk Hr. Ekart nicht einmal in seiner Vorrede erwähnt, ihn hierin auf jede Weise unterstützt haben, und auch der Rec. würde gerne nicht nur Exemplare, sondern auch Adversarien mancher Art, ohne alle weitere Ansprüche, für ein so gemeinnütziges Unternehmen beigesteuert haben.

Nees v. Esenbeck.

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. I—III. Theil.

(Fortsetzung.)

Unser Verf. aber macht lieber die zweite Angabe des Apollodor, dafs Anaximenes um die Zeit der Einnahme von Sardes gestorben sei (58, 3. wenn, wie am wahrscheinlichsten, die durch Cyrus zu verstehen ist, oder 68, 2. wenn die spätere) verdächtig, obgleich auch Origenes mit dieser Angabe *übereinstimmt*; und sie als eine *speciellere* Angabe weit minder verdächtig ist, als die Angabe in Zahlen; auch der Vf. nicht angiebt, auf *welcher* Verwechselung sie beruhen könne.

Was die Lehre des Diogenes anlangt, so hat der Vf. mit Recht die demselben zum Grunde liegende Idee herausgehoben, dafs die Welt von einem Lebensprincip beseelt sei, das zugleich den Grund der verständigen Einrichtung der Dinge in sich enthalte. Ob aber D. geschlossen habe: „*das Leben ist überhaupt gegründet in der Seele*", und die Seele ist Luft, kann sehr bezweifelt werden. Denn erstens war den Alten Leben und Seele identisch, zweitens gibt D. in seinem in der Anmerkung citirten Fragment das Leben der Menschen durch die Luft, nur als einen *Hauptbeleg* an (ἔτι δὲ πρὸς τούτοις καὶ τάδε μεγάλα σημεῖα heifst es vorher). Wenn aber, wie das Bruchstück sagt, der Mensch und die Thiere athmend leben durch die *Luft*, so kann es nachher nicht heifsen: das Leben hat seine Quelle im *Blute*, welches Luft in sich enthält; sondern die Luft ist es vielmehr, welche das Blut bestimmt und bewegt. Die Angaben des Pseudoplutarch aber, dafs das Herz der *Sitz der Seele* sei (ἡγεμονικὸν), so wie vom *Schlaf* sind gar nicht zu brauchen, da sich, wenigstens was Ersteres anlangt, fast mit Gewifsheit nachweisen läfst, dafs der Pseudoplutarch hier den Diogenes von A. mit dem Stoiker Diogenes von Babylon vermischt hat, und auch das Fragment bei Aristoteles über die Venen dem Herzen keine Hauptrolle anweist. — Indem nun der Vf. mit Diogenes von A. die Luft als *Princip* von ihren vielfachen *Veränderungen* unterscheidet (dafs ἡδονὴ und χροιὰ, was Hr. R. von innerer und äufserer Beschaffenheit versteht und S. 224. durch Verschiedenheiten des innern Muthes und der äufsern Darstellung übersetzt, Geschmack und Farbe bezeichnen, hat Panzerbieter in seiner neuern Schrift über diesen Philosophen dargethan), so kommt er auf die Hypothese: unter der Luft, als Princip, sei eine *dünnere*, durch *Würme* entzündete *Luft zu verstehen*. Dem steht aber entgegen, dafs die Verdünnung und Verdichtung schon Verwandelungsarten des Princips und Wärme und Kälte, Gestalten (τρόποι) desselben sind, ferner dafs Diogenes in jenem Fragmente, wo er sein Princip beschreibt, ganz einfach sagt: ὁ ἀὴρ καλεύμενος ὑπὸ τῶν ἀνθρώπων. Hierzu kommt, dafs wenn Diogenes nach einer bisher vernachlässigten Stelle des Theophrast (*de sensu Sect.* 44. *ed. Schneider*) das Denken (φρονεῖν), welches doch nicht allen Wesen zukommt, von der *reinen* und *trocknen* Luft herleitet, er diese nicht zum allgemeinen Princip machen konnte. Anzunehmen aber, dafs dem Diogenes das Urwesen als die „vollkommenste Vernunft" erschienen sei (sagt doch das Fragment selbst nur πολλὰ εἰδύς ἐστι) geht weit über den Standpunkt hinaus, welcher das Geistige an ein materielles Princip anknüpft, (vgl. S. 223.). Auf Späteres ist hierbei nicht Gewicht zu legen. Was aber die Angabe des Aristoteles anlangt, dafs nach Diogenes die Luft das dünnste sei, so gilt dieses dem Diogenes in Vergleich mit *andern* Principien, während sie doch in Hinsicht ihrer Veränderungen (ἐπιρρώσεις) Grade der Dichtigkeit und Feinheit zuläfst. — Bei der Erklärung der einzelnen Dinge hat unser Verf. aus einigen spärlichen Stellen der Spätern sehr glücklich auf die Wichtigkeit der *innern* und *äufsern* Luft in Diogenes' Lehre geschlossen, was sich nun durch die bei Theophrast enthaltne Sinnenlehre (z. B. *Sect.* 40.) nachweisen läfst.

Aber auch die Gegensätze der Feuchtigkeit und Trockenheit, Kälte und Wärme, der langsameren und schnelleren Bewegung der Luft durch die Körper, kommen hier in Betracht. Ueber das Verhältnifs des Diogenes zu Anaxagoras hat der Vf. sich nicht verbreitet. Er ist im Allgemeinen — und mit Recht — der Ansicht, dafs sich des Erstern Lehre aus der des Anaximenes herausgebildet habe, aber diefs hindert nicht, eine opponirende Beziehung auf Anaxagoras anzunehmen, in welcher D. die Einheit seines Princips festhielt und durch bestimmtere Anwendung auf Einzelnes entwickelt. Erst durch letztere Voraussetzung wird uns bei ihm manches klarer. Wir können daher auch dem Verf. nicht beistimmen, wenn er (S. 223.) sagt: „merkwürdig ist es aber, dafs bei dieser Lehre ihm der Gegensatz zwischen dem Geistigen und Körperlichen gar nicht hervortrat" — denn D. suchte ja die *Einheit* auf Ionischem Standpunkte zu erhalten, wobei der Vf. mit Unrecht an der Benennung σῶμα grofsen Anstofs nimmt, deren sich doch auch Plato von der Welt bediente.

Bei der Darstellung der Lehre des Heraklit geht dem Vf. durch seine Anordnung der Vortheil verloren, welchen die — auch chronologisch richtigere — Stellung desselben *nach* den Eleaten mit sich führt, welche Stellung schon Plato in der berühmten Stelle *Soph. p.* 242 *St.* durch sein „ἓν καὶ πολλὰ", und ihm folgend Eichhoff in seinem von dem Vf. nicht erwähnten Programm *Disputationes Heracliteae*, hervorgehoben hat. Dagegen mufs der Vf. bei seiner Anordnung ja selbst gestehen, dafs, obgleich H. sich seinen Stammesgenossen als Dynamiker anschliefst, doch von ihnen nicht nur in mancher Hinsicht unterschieden ist, sondern auch (nach S. 236.) ganz *isolirt* dasteht, und dafs er, — was hier ein *wesentlicher* Unterschied ist, — auf seinem Standpunkt „das Dasein des *Einzelnen* als blofsen Schein betrachten zu müssen glaubte" (S. 271.). Ueberhaupt vermissen wir in der Darstellung unseres Vfs. ungeachtet seiner Gründlichkeit und Umsicht, zuweilen die scharfe Charakteristik und das feste Herausheben des Wesentlichen einer Lehre, wodurch sie sich von angränzenden Forschungen unterscheidet. Diefs ist uns besonders bei Heraklit an einigen Stellen begegnet: vornehmlich in der Stelle (S. 270 f.) wo der Unterschied des H. von den frühern Dynamikern darein gesetzt wird, dafs „er nicht von dem Leben des Einzelnen ausgehend, den Grund desselben in der allgemeinen Kraft des Lebens suchte, sondern voraussetzend, dafs Alles nur in einer absolut lebendigen Kraft gegründet sein könne, aller vernünftigen Wissenschaft das Ziel stellte, diese Kraft zu erkennen". Hier springt gewifs im Ausdruck der Unterschied nicht deutlich hervor, und fast kann es hiernach scheinen, als habe H. nur die allgemeine Lebenskraft im Besondern aufsuchen wollen, wogegen doch wieder Anaximenes und Diogenes gerade darin mit ihm verglichen werden, dafs sie zwischen ihrem Princip (das wenigstens der Letztere auch überall auf das Einzelne anzuwenden suchte) und der Lebenskraft und der Seele keinen Unterschied gemacht haben (S. 241.). Auch wissen wir die Stellen nicht recht zu vereinigen, in welchen der Vf. sagt, das *Auseinandertreten* der Gegensätze sei in des H. Lehre etwas Nothwendiges (S. 272.), und: die Gegensätze der Dynamiker seien doch von H. als solche bezeichnet worden, welche nur in den unvollkommneren Vorstellungen der Menschen gesetzt sein könnten (S. 271.). Dafs die „Verachtung des menschlichen Lebens", welche der Vf. dem H. beilegt und daraus herleitet, dafs ihm das Leben des Menschen für sich nur Schein gewesen, der Gesinnungsart der Alten so gemäfs sei, ist eine zu vage Behauptung, die sich durch Ionische Weltansicht auch nicht bestätigen läfst.

Es folgt nun die Reihe der Ionischen *Mechaniker*, wie sie der Vf. bezeichnet, und zuerst Anaximander. Da wir von diesem schon zu viel oben gesprochen haben, so wollen wir hier nur kurz bemerken, dafs der Vf. bei Betrachtung der einzelnen Spuren seiner Weltbildungslehre sehr bemüht gewesen ist, überall den Gegensatz des Innern und Aeufsern nachzuweisen, wovon aber die Nachweisung rein *mechanischer* Aussonderung keinen wesentlichen Vortheil gezogen hat. Aus der Hypothese des A. über die Erzeugung der Thiere und der ersten Menschen durch Einwirkung des Sonnenfeuers auf die schlammige Erde, hat Hr. R. ohne Zweifel *zuviel* für seine Ansicht geschlossen.

Hierauf folgt nun die Lehre des Anaxagoras und Archelaus. Obgleich in der Darstellung der ersteren die Forderung einer scharfen und übersichtlichen Charakteristik, wie sie insbesondere der Zweck des Buchs erfordert, nicht ganz erfüllt ist, so mufs doch Ref. der Gründlichkeit und dem Scharfsinn der Untersuchung seinen vollen Beifall geben. Die Homoiomerien nimmt der Vf. als unendlich kleine Urbestandtheile oder Samen (S. 294.). Weil er nun den Anaxagoras immer

nach seinem Begriff der *mechanischen Physik* mifst, so will er auch Alles entfernt haben, was bei dem Saamen (dieſs hält er, und wohl mit Recht, für das *Wort* des Anaxagoras — σπερμία) an *Lebenskeim* denken lasse, wiewohl er, um dieſs späterhin darzustellen, diese Urbestandtheile mit den *Atomen* hätte in Vergleichung bringen und die *Beziehungen* (nicht die *Bedeutungen*), welche in dem sogenannten Gleichtheiligen des A. liegen, genauer unterscheiden sollen. Ferner ist der Punct nicht gehörig beachtet worden, dafs Anax. einestheils die Urstoffe mit verschiedenen Formen setzt, anderntheils doch, indem er den νοῦς als das formende (weil unterscheidende) Princip entgegensetzt, die Form erst von diesem abhängig macht, wodurch eben viel Schwankendes in die Lehre des A. gekommen ist. Dieſs zeigt sich auch hinsichtlich der von A. behaupteten Gränze der Scheidung. Insofern nämlich die materiellen Dinge das Gemischte sind, setzen sie sich der Scheidung entgegen, und A. sagt daher „der νοῦς bemächtige sich, *gehindert* durch das Gemischte, der Dinge *nicht* auf gleiche Weise"; auf der andern Seite geht doch seine scheidende Thätigkeit in's Unendliche, und die Entgegensetzung der an sich ruhenden Materie ist nur relativ; insofern aber würde diese Schranke des νοῦς auch eine erkannte, der Zweckmäfsigkeit seiner Welteinmischung angehörige und somit von dem νοῦς gesetzte sein.

In Hinsicht des Verhältnisses von νοῦς und ψυχὴ stimmt Ref. mit dem Vf. überein, und es könnte, um die ψυχὴ als das Partikuläre darzustellen, auch an dem Ausspruch des A. erinnert werden, „was aber beseelt ist, das Kleinere und Gröfsere, alles beherrscht der νοῦς; und die ganze Umkreisung beherrscht er" u. s. w., wo der νοῦς als das allgemeine Bewegungsprincip dargestellt wird. So wäre der den Dingen inwohnende νοῦς (nach dem Fragment ἔστιν οἷαι καὶ νόος ἔνι) auch die ψυχὴ und insofern wird von einer Quantitätsverschiedenheit des νοῦς gesprochen (ὁ μείζων καὶ ὁ ἐλάσσων). Wenn nun die verschiedene geistige Beschaffenheit von A. in die Beschaffenheit der *Organisation* gesetzt wird, so ist diese doch auch wieder von dem νοῦς abhängig, sie richtet sich nämlich nach dem Grade der Bewegung des νοῦς in den Dingen.

In Hinsicht der Empfindungslehre sind wir nun im Stande, die Darstellung des Vfs. durch eine bisher übersehene Stelle des Theophrast περὶ αἰσθητῶν zu ergänzen. Dieser Schriftsteller führt den A. unter denjenigen Physikern auf, welche die Empfindung aus Entgegengesetztem (nicht wie Empedokles aus *Aehnlichem*) erklären und behaupten, dafs sie ἐν ἀλλοιώσει γίγνεσθαι (§. 1; 2.). Theophrast bemerkt, dafs A. bei jeder Art von Sinnenempfindung zu zeigen versuche, dafs das Aehnliche für das Aehnliche unempfänglich sei, (§. 27—30.). Das Sehen erklärte er, wie die meisten Alten, durch Spiegelung der Pupille (ἐμφάσει τῆς κόρης); sie geschehe aber nicht im Gleichfarbigen, sondern im Verschiedenen; und die herrschende Farbe spiegle sich am meisten in der *verschiedenen* ab. Das *Licht* bewirke die Abspiegelung; die Sehe aber sei der Nacht gleichfarbig. Eben so erklärte er Betastung und Geschmack; was die Wärme oder Kälte des empfindenden Körpers habe, wärme oder kälte in der Berührung nicht, und die Süfse und Schärfe werde nicht durch diese selbst unterschieden, sondern das Kalte durch das Warme u. s. w. und überhaupt durch den Mangel eines jeden. Eben so das *Riechen* und *Hören*; das eine verbunden mit dem Athmen, das andere dadurch, dafs der Schall bis ins Gehirn gelange. Seiner Voraussetzung gemäfs behauptete Anax. auch, dafs jede Empfindung an sich mit *Schmerz* (λύπη) verbunden sei, wofür Theophrast den Grund anführt, dafs alles *Ungleichartige* in der Berührung lästig sei. Die Empfindung richte sich endlich auch nach der Gröfse der Empfindungsorgane und der Eindrücke, und die *gröfseren* Thiere seien empfindungsfähiger. Diese einseitige Theorie, deren Zusammenhang mit den Grundprincipien des A. anzugeben, uns der Raum verbietet, wird von Theophrast, der sie uns mittheilt (§. 27—30. der angeführten Schrift) auch einer umsichtigen Kritik unterworfen, (§. 31 ff.) wodurch sie uns noch deutlicher wird. —

In der Beurtheilung der Lehre des Anaxagoras zeigt sich bei unserm Hrn. Verf. ein Schwanken, wenigstens im *Ausdrucke*. In der Annahme, dafs der Geist das bewegende und ordnende Princip in der Welt sei, findet er keinen so gewaltigen Fortschritt, wie Viele gemeint haben (S. 299.); denn „schon frühere Physiker hatten das belebende und die Welt bewegende Princip in der Seele" (aber ψυχὴ in der alten Bedeutung) „gesucht", und schon früher hatten Heraklit und Xenophanes das Princip aller Dinge in einem vernünftigen Wesen gesucht, „dagegen werden wir in dem Gegensatze zwischen der an sich bewegungslosen Masse der Ursaamen und dem *Geiste, welcher bewegt und Ordnung und Schönheit hervorbringt*, einen *bedeutenden* Fortschritt nicht

verkennen dürfen", (S. 301) welcher aber nur „durch einen Rückschritt (Spaltung der Natur in zwei Principe — reiner Dualismus) gewonnen werden konnte, während bei den früheren Philosophen der Gegensatz zwischen Körperlichem und Geistigem *noch* gar nicht hervorgetreten war". (Hiernach wäre auch das von Heraklit und Xenophanes vorhin Gesagte zu würdigen.) Ferner wird getadelt, dafs A. den Geist noch mit herabwürdigenden Vorstellungen und „in den endlichen Erscheinungen belebter Dinge vom Körper gebunden" gedacht habe, was darin seinen Grund haben soll, dafs er das Gebiet des Geistes *zu sehr erweitert* und selbst Thiere und Pflanzen hereingezogen habe (S. 318); dagegen wird es S. 321. für eine *würdigere* Vorstellung des Geistes erklärt, dafs A. die Thätigkeit des Geistes in einer so *grofsen Ausdehnung* aufzufassen suchte, als nur immer möglich sein mochte. „Dahin gehört es denn auch, setzt der Vf. hinzu, dafs er das Vorhandensein des erkennenden Geistes nicht nur in den Menschen, sondern auch in die geringern Thierarten, ja selbst in die Pflanzen setzte, in welchen er es wohl nicht gefunden haben würde, wenn sein Streben nicht dahin gegangen wäre, das Reich des geistigen Lebens sich so weit ausgedehnt zu denken, als möglich". —

Auf Anaxagoras folgt *Archelaus*, worauf denn die Geschichte der *Pythagoreischen Philosophie* mitgetheilt wird. — Ref. wundert sich fast, warum der Vf. seinem Eintheilungsprincipe gemäfs auf jene „mechanischen Physiker" nicht sogleich die *Atomisten* folgen liefs, die diesen Namen noch mit gröfserem Rechte verdienen. — Die ausführliche Beurtheilung, welche wir der besondern Darstellung unsers Vfs über die Pythagoreische Philosophie in diesen Blättern gewidmet haben, überhebt uns einer näheren Betrachtung des Abschnitts über dieses System um so mehr, da derselbe nur eine gedrängtere und bestimmtere Darstellung der aus jenem Buche bekannten Ansicht des Vfs über die Pythagoreische Lehre enthält, welche den Grundgegensatz derselben auf geometrische Punkte und Zwischenraum zurückzuführen sucht.

Nur zwei Punkte will Ref. hervorheben. Aristoteles berichtet von den Pythagoreern, die Zahlen, aus welchen ihnen die Dinge bestanden, seien nicht einheitliche (Wesen nicht aus untheilbaren Einheiten), sondern sie hätten Gröfse, was *vornehmlich* von den sinnfälligen, räumlichen Dingen gilt (vgl. XIII, 6.), bei denen folglich die concrete (d. h. von den besondern Dingen untrennbare) Zahl eine *ausgedehnte* Gröfse ist. Dieſs hatte Ref. zwar immer angenommen, aber nur den Ausdruck ausgedehnte *Substanzen* für die Pythagoreischen Zahlen unpassend gefunden, ohne sich *genauer darüber zu erklären*. Der Vf. fragte daher: was mit den Stellen des Aristoteles zu machen sei, in welchen derselbe *ausdrücklich* sage, die Einheiten der Pythagoreer *hätten* Gröfse, nämlich im Sinne des Aristoteles, welcher μέγεθος für *ausgedehnte*, d. h. *körperliche Gröfsen* gebrauche. Aber er scheint die dieser Frage zum Grunde liegende Ansicht jetzt wieder aufgegeben zu haben (vgl. S. 390. Anm. 2.), indem er die Pythagoreischen Einheiten nun geradezu *nicht-ausgedehnt* nennt, indem es ja „noch andere, als ausgedehnte Gröfsen geben könne"; und des Aristoteles Bericht betreffend, bemerkt er nur, dieser sage selbst, es könne eine Gröfse ohne Zahl geben, so könne es wohl nach seiner richtigen Ansicht auch eine Gröfse ohne *Ausdehnung* geben.

Was zweitens das Verhältnifs Gottes zur Welt in der Pythagoreischen Lehre anlangt, so ist das gewifs, dafs die Pythagoreer das ἓν für das Princip aller Dinge gehalten haben, und dafs diese Einheit im eminenten Sinne die Gottheit ist, die in der Welt wirkt, die Weltseele. Inwiefern nun von einer *Weltbildung* die Rede ist, erscheint den Pythagoreern, wie Aristoteles *Met. XII*, 6. sich ausdrückt, das Vortrefflichste nicht im Anfange, wiewohl sie auch sagen, dafs die Weltbildung vom *Feuer* (d. i. ohne Zweifel dem Centralfeuer, vgl. *de caelo II*, 13., dem Heerd des Alls, der Mutter der Götter und also dem Vortrefflichsten der Welt,) ausgegangen sei; inwiefern aber den Pythagoreern andertheils die Welt ewig ist durch das Ureins (vgl. Philol. bei Boeckh S. 165), und auch nach Aristoteles das Ungerade unerzeugt genannt wird, insofern kann von einem *sich entwickelnden Gott* der Pythagoreer nicht die Rede sein. Man braucht den Aristotelischen Unterschied zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit der Pythagoreer nicht zu *leihen*, (vgl. S. 384) wenn man sich dadurch die Aeufserung erklären will, die Aristoteles in jener Stelle über P. ausgesprochen hat.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 45.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. I—III. Theil.

(Schluſs.)

Scheint dem Ref. doch auch — und er glaubt nicht ohne Grund — der Unterschied von *κατ' ἰπίνοιαν* und *κατὰ χρόνον* welchen Stobäus dem P. beilegt, (vgl. Boeckh S. 166) ein zur *Erklärung* der Pythagor. Lehre aus *späterer* Zeit entnommener. Wenn man aber mit Hrn. Ritter in dieser Lehre die „*Person Gottes*" und „seine veränderliche Entwickelung" (S. 400. Anm. 2.) unterscheidet — eine Unterscheidung, die gewiſs weit unpassender ist, als jene, so müſste man dennoch annehmen, Aristoteles habe in jener Stelle die eine Seite der Sache, nämlich das ewige Sein des Urwesens *übersehen*, was nicht wahrscheinlich ist. Ref. ist daher vielmehr geneigt anzunehmen, der Tadel des Aristoteles gehe eigentlich und hauptsächlich dahin, daſs das an die Spitze der Lehre gestellte *Eins* unzureichend sei, das Schönste und Beste zu bestimmen, daſs es nur als Saame des ausgebildeten Daseins sich darstelle, welcher Tadel noch bestimmter aus XIV, 4. hervorgeht. Was das Verhältniſs der Ureinheit zu dem Unbegränzten anlangt, so finde ich auch keine Stelle der Alten, aus welchen eine Entwickelung des letztern aus dem erstern sich erweisen lieſse, so daſs ich Hrn. Ritter auch darin nicht beistimmen kann, welcher das Ureins, die *Quelle* auch des Unvollkommenen nennt. — In der Zusammenfassung am Schlusse S. 608. wo auch die Unterscheidung der Zahl und Urzahl fremdartig ist, hat Ref. Mühe, die Altpythagoreische Lehre wieder zu erkennen.

In Hinsicht der *Eleatischen* Philosophie muſs Ref. die Klarheit der Entwickelung bei dem Vf. loben, und berührt nur einige Punkte, in welchen er abweichender Ansicht sein muſs. Dieſs betrifft hauptsächlich die Grundlehre des Xenophanes. Der Vf. nimmt eigentlich *zwei* Grunddogmen desselben an, die Lehre von Gott, als einem allgewaltigen Wesen, und die Verneinung *alles* Werdens. Ref. läugnet das letztere und glaubt, in Uebereinstimmung mit den vorhandenen Nachrichten und Spuren der Xenophanischen Lehre, daſs X. von einer religiösen Anschauung der Welt ausgegangen sei und in dieser Anschauung den Begriff Gottes unter den Bestimmungen des ungewordenen, ewigen, einen, sich selbst gleichen und über die Gegensätze der Dinge erhabenen Wesens ausgesprochen habe. In dieser Ordnung sprechen nicht nur die in der angeblich Aristotelischen Schrift *de Xenophane etc.* und bei Simplicius mitgetheilten Schlusfolgen, in welchen die spätere Zeit des alten Colophoniers Gedanken gefaſst hat, diese Bestimmungen aus — nur mit der Differenz, daſs in jener Schrift (welche dem X. näher zu stehen scheint) von der Ewigkeit zur Einheit, bei Simplicius dagegen von der Einheit zur Ewigkeit fortgegangen wird; sondern bei Beiden wird die besondere *Beziehung* dieser Bestimmungen auf *Gott* (dessen Sein X. auf das Weltganze hinschauend *voraussetzte*) ausdrücklich und wiederholt angegeben. Was das letztere betrifft, so heiſst es in jener Schrift nicht nur übereinstimmend mit Arist. *Met.* (*εἰς τὸν ὅλον οὐρανὸν βλέψας τὸ ἓν εἶναί φησι τὸν θεόν*) *τοῦτο* (nämlich *ἀϊδιόταταν γενέσθαι*) *λέγων ἐπὶ τοῦ θεοῦ* — wenn auch dieſs natürlich der Berichterstatter sagt — und am Ende der ersten Schlusfolge ausdrücklich *ἄϊδιον οὖν διὰ ταῦτ' εἶναι τὸν θεόν*; sondern daſs diese Argumentation nur auf *Gott* gegangen, sieht man auch aus dem Anfange des vierten Capitels der Aristotelischen Schrift, nämlich aus dem auf jene gegründeten Einwurf, daſs (wenn jenes Argument gültig wäre) auch *alle Dinge ewig sein würden*, was also, der *Voraussetzung dieses Vf.'s* nach, Xenophanes nicht behauptet haben kann. Eben so ist in der Stelle des Aristoteles *de Coelo III*, 1. unter denen, welche *γένεσιν καὶ φθορὰν ὅλως ἄιτιλον*, zwar Parmenides und Melisſs, aber *nicht* Xenophanes genannt. Eben so sagt Simplic. in *Phys.* p. 6. *A.*, nachdem er

das ganze Dogma zusammengefafst hat und auf die Beweisführung kommt: τὸ γὰρ ἓν τοῦτο καὶ πᾶν τὸν θεὸν ἔλεγεν ὁ Ξενοφάνης. Und diesem folgen viele andere z. B. Galen; und Diog. L. sagt ὅτι πᾶν τὸ γιγνόμενον φθαρτόν ἐστιν. Nur wendet zwar der Vf. ein, die Gründe des X. gegen das Werden Gottes beträfen *alles Sein* (S. 457.); allein da sich sonst keine Spur finden läfst, dafs X. die Existenz des Aehnlichen und Unähnlichen, des Schlechtern und Bessern, des mehr oder minder Gewaltigen, so wie des Werdens und der Vielheit der irdischen Dinge geläugnet habe, so glaube ich nicht, dafs man dem X. eine solche Consequenz beizulegen berechtigt ist; um so mehr da, wie der Vf. selbst zugesteht, die Unbestimmtheit des X., welche Aristoteles hervorhebt, (οὐδὲν διεσαφήνισεν) und „sein Schwanken zwischen zwei Betrachtungsweisen, der einen, nach welcher wir Gott, welcher die Wahrheit ist, erkennen wollen, der andern, nach welcher wir auf die einzelnen, an und für sich unwahren Erscheinungen zu blicken gezwungen sind", (S. 461) — wodurch der Verf. auch ἀμφοτεροδέξιτος sehr treffend erklärt, jenen Forscher wohl von jener Consequenz abhalten konnten, und da der Inhalt, welchen die spätere Darstellung — vielleicht des Theophrast — in förmliche Schlüsse dialectisch auseinanderlegte, in der poetischen Rede des Xenophanes unmöglich so bestimmt auftreten, sondern nur gleichsam hindurchschimmern konnte. Wir glauben daher dafs erst sein Nachfolger Parmenides diese Consequenz gemacht habe, dessen Fortschritt eben darin bestand, dafs er den *reinen Begriff des Seins* — (das ἓν κατὰ λόγον) gedacht hat. Darin stimme ich aber mit dem Hrn. Vf. gern überein, dafs X. seinen Gott nicht von der Welt getrennt, vielmehr als die Welt nach ihrer Einheit und vernünftigen Totalität dachte, was neulich Karsten in seiner Monographie über diesen Philosophen hat läugnen wollen. — Nach des Ref. Ueberzeugung konnte so X. meinen: Entstehen und Vergehen ist nur im *Einzelnen*, nicht im Ganzen. Als höchstem, gewaltigstem, das Ganze beseelendem Wesen, kommt Gott keines der relativen Prädikate der Dinge zu; er ist über Gestalt und Sinn des Menschen erhaben; aber in Beziehung auf das sinnliche Ganze vergleicht er ihn der Sphäre, und *Hören*, Sehen legt er ihm *ungetheilt* bei. — Nach allem diesem leuchtet ein, wie man Xenophanes unter der allgemeinen Formel, welche Plato für die ganze Eleatische Schule gebraucht, (ὡς ἑνὸς ὄντος τῶν πάντων καλουμένων) begreifen kann, ohne die Verschiedenheit, welche die Entwickelung dieser Lehre von ihrem unbestimmteren Ausgangspunkte aus, (welchen *Xenophanes* repräsentirt) durch die fernere Dialectik des Parmenides, (welcher der *Mittelpunkt* dieser Lehre wird,) herbeiführt, aufzugeben. „Gott ist dem X. die über alle Vielheit herrschende Einheit, insbesondere den polytheistischen und anthropomorphischen Vorstellungen *entgegengesetzt*. — Unser Vf. geht aber noch weiter, und scheint sogar anzunehmen, X. habe auch schon, wie sein Nachfolger, den Gegensatz der wahren Erkenntnifs und der Erkenntnifs der Erscheinungen in seinem Gedicht abgesondert behandelt (S. 454 f.). Die deshalb angeführten Stellen aber reichen zu dieser Annahme nicht hin, so wie auch die Spuren zu dürftig sind, um dem Xenophanes eine *mechanische* Naturerklärung beizulegen; — denn bei seiner Hypothese über die Sonne scheint es nicht sowohl auf die Vorstellung der *Zusammensetzung* als die der Verdichtung der warmen Dünste anzukommen, indem aus allen seinen Erklärungen der leuchtenden Phänomene sich ergiebt, was Stobäus berichtet, 1, 29. p. 580. er habe sie für νεφῶν πεπυρωμένων συστήματα ἢ καὶ κινήματα gehalten, und also durch *Verdichtung* und Bewegung der (von der Erde ausströmenden) Dünste erklärt, wobei er in einigen Stücken dem Augenschein folgte und dieses auf andere Erscheinungen durch Analogie des Scheines übertrug. Die Mischung des Meeres aber betrifft nur die Ableitung des Salzigen von der Erde. Die Annahme einer Menge unendlicher Welten aber ist noch zweifelhaft. (Vgl. Karsten *Xenophanis reliquiae etc. p.* 177.)

Die Abhandlung über Parmenides zeigt sich als Resultat eines genauen Studiums. Wir geben jetzt dem Vf. in Hinsicht der Uebersetzung des dunkeln Bruchstücks χρὴ τὸ λέγειν, τὸ νοεῖν etc. (vgl. S. 467 Anm. u. 472) vollkommen Recht, dafs mit demselben nämlich nur bezeichnet werden soll, dafs dem Denken und Sprechen das Sein beigelegt werde; aber die *Einheit* des Denkens und Seins wird durch andere Bruchstücke (besonders v. 95 f.) dargethan, dafs das Denken von *allem Seienden unzertrennlich* ist (πᾶν τὸ ὂν ἔχει τινὰ γνῶσιν sagt Theophrast), und wir sogar Bedenken tragen, ob mit dem Verf. nur die *eine Seite* des All zu nennen, während, wie er sich etwas dunkel ausdrückt, die durchaus gleichartige Kugelgestalt des All die Wahrheit des den körperlichen Erscheinungen zum Grunde Liegenden bezeichnet. „Der Ausspruch τὸ πλέον ἐστὶ νόημα, welchen der Vf. übersetzt: Die Fülle des Seins ist der Gedanke, hat in dem Zusammenhange, wie schon Schneider zum Theophrast gezeigt hat, (*Opp. IV. p.* 516.) einen ganz andern Sinn. Sehr richtig aber wird das Verhältnifs der beiden Theile des Parmenidischen Gedichts nach Aristoteles bestimmt (S. 477). Auch dem Parmenides schreibt der Vf. eine *mechanische* Naturlehre zu; — er hätte aber zeigen sollen, wie dieſs mit Theophrast's Behauptung zu vereinigen sei, welcher ihn unter diejenigen Philosophen rechnet, welche die Empfindung durch Aehnliches erklären. — Bei *Zeno*, über welchen fast zu kurz hinweggegangen ist, wüfsten wir nichts We-

nähliches zu erinnern. Der Sinn, welchen der Vf. in Zeno's Vexirfrage von dem fallenden Körnchen findet, daſs unsere sinnliche Wahrnehmung zu ungenau sei, um der Wahrheit des Seienden gleichzukommen, scheint mehr dem Standpunkte Kant's, als dem *Zeno's* anzugehören, welcher den Widerspruch vielmehr in der *Erscheinung* als im *Subjecte* fand. Was den *Melisſ* anlangt, so erkennt der Vf. nun an, daſs sich die Aeuſserung des Aristoteles, M. habe das Eins *κατ' ὕλην* aufgefaſst, *ursprünglich* auf den Begriff des *ἄπειρον*, aber damit mittelbarer Weise, was wir auch gern zugeben, auf die ganze übrige Lehre beziehe. Auf die Berichte über des Melissus *Naturlehre* legen wir darum kein Gewicht, weil sie nicht nur sehr jung sind, sondern auch weil die höchst wahrscheinlich corrupte Hauptstelle des Stobäus (I, 60.) die hier angegebene Lehre zum Gemeingut des *Zeno* und Melisſ macht, so wie die andere Stelle (I, 440.) Melisſ und Diogenes zusammenmischt. Bei solcher Ungewiſsheit über diese Seite der Eleatischen Lehre fällt es sehr auf, wenn der Vf. (S. 612) mit der gröſsten Entschiedenheit sagt: „Von der (durch die) Lehre des Empedokles wird uns eine weit richtigere Ausführung dessen, was die Eleaten als Meinung über die Natur aufstellten, überliefert". Denn das ist eben die Hypothese unsers Vf.'s über Empedokles, die er schon anderswärts vorgetragen hat, und die ihn bestimmt, denselben unter die *Eleaten* zu stellen, Empedokles gehöre seiner *Naturlehre* nach der Eleatischen Schule an. Die Nachahmung der Darstellungsweise des Parmenides und Xenophanes hat man längst bemerkt, und daher mag vielleicht die Angabe herrühren, daſs E. Schüler des Parmenides sei. Der Vf. scheint auf diese Angabe einiges Gewicht (vgl. S. 507. Anm. 3.) zu legen, aber er hat übersehen, daſs derselbe Alkidemas, bei welchem wir dieselbe finden, hinzufügt, daſs E. nachher des Anaxagoras und Pythagoras Schüler gewesen, wodurch dieser Bericht gar sehr an Glaubwürdigkeit verliert. Eben so gut lieſse sich ein Zusammenhang mit den Pythagoreern annehmen, auf welchen auch die Anrede an den *Teleauges* in dem Gedichte des E. hinweist; und „der priesterliche Charakter" an welchen der Vf. mehrmals erinnert, dürfte wenigstens hierdurch leichter erklärbar sein. Ref. ist geneigt zu glauben, daſs E. dem Parmenides mehr in seinem Lehrvortrage, dem Pythagoras dagegen mehr in seiner Lebensführung nachgeahmt habe

Was nun die Lehre anlangt, so behauptet der Vf. mit Anführung des Verses 151, E. habe das Zeugniſs der Sinne verworfen und von reinem oder unsinnlichem Denken die Erkenntniſs der Wahrheit erwartet. Allein ob es gleich Stellen des E. giebt, welche von einer Verwerfung des Zeugnisses der Sinne erklärt werden konnten, (man vergleiche nur die berühmte Stelle des *Sext. Emp. VII*, 122—126. wo er die Meinung Einiger (§. 122.) anführt, *Cicero Ac. Qu. II*, 5.) so giebt es doch andere mit den Grundsätzen seiner Lehre tiefer zusammenhängende, welche uns lehren, daſs E. das Zeugniſs der Sinne nicht absolut verworfen, sondern eine Prüfung und Auslegung desselben durch den zusammenfassenden Verstand gefordert habe etc. — und so erklärt selbst Sextus die Stelle, aus welcher der oben genannte Vers genommen ist. Hieraus folgt zugleich wohl, daſs von einem reinen, durchaus unsinnlichen Denken, durch welches die Wahrheit zu erreichen wäre, bei E. schwerlich die Rede sein kann, da ja ohnedieſs dem Verstande die Erkenntniſs des Ganzen abgesprochen wird (vgl. das Bruchstück S. 512.). Daſs es aber auch die Alten anders gefaſst, beweist die wichtige Stelle der Aristotel. Metaphysik III. (al. IV,) 5. wo E. unter denen angeführt wird, welche die *αἰσθησις* für *φρόνησις* und durch *ἀλλοίωσις* entstanden erklären und daher annehmen, das der Empfindung gemäſs Erscheinende sei nothwendig wahr. Nun wird zwar dabei auch Parmenides erwähnt, der auch ausgesprochen, die körperliche Beschaffenheit und zwar die Mischung seiner zwei Elemente (Kalt und Warm) bestimme die Erkenntniſs; aber bei P. verschwindet alle Verschiedenheit in der Identität des Ganzen, die ihm *allein* das Gewisse ist, während beim Empedokles gerade die Einheit nur relativ ist, weil ihr das Trennende entgegensteht, und dieser die Einheit, wie Plato bemerkt, mit dem Vielen zu verbinden sucht. Wenn nun E. seine Naturlehre entschieden für wahr hält, und den Wechsel von Mischung und Entmischung als den Hauptpunkt seiner Lehre hinstellt, jene Identität ihm aber hierbei verschwindet und zur *Aehnlichkeit* wird, wie kann man sagen, daſs er der Naturlehre *dasselbe* Verhältniſs wie die Eleaten zur wahren Erkenntniſs angewiesen habe? Wie kann man nur sagen, E. sei in seiner Naturlehre von der Ansicht der Elemente ausgegangen: *alles Wahre sei Eins!* (S. 515) Die Aussprüche von der *Einheit der Dinge* in der Welt und von der Ewigkeit der letztern haben einen ganz andern Sinn, und lieſsen sich wohl mit dem Eins der Pythagoreer (man erinnere sich an Philolaos' Aussprüche) und mit dem ewig lebenden Feuer des Heraklit vergleichen. Wenn die Eleaten das Wahre in der vielheitslosen, unveränderlichen Einheit fanden, so heiſst der Ausspruch des E. dagegen: in allen (vielen) ist eins und dasselbe durch verschiedene Gestalten hindurchlaufend. Was nur existirt ist durch Haſs und Liebe (vgl. v. 77.) und da diese nicht abgetrennt von den Elementen wirken, *aus den Elementen*; und in *dieser* Beziehung heiſst es *αὐτὰ γάρ ἐστι ταῦτα, δι' ἀλλήλων δὲ θέοντα γίνεται ἀλλοιωτά· τὰ γὰρ διάπτυξις ἀμείβει.* So macht (wie *Ar. III*, 4. *Met.* bemerkt) E. alle Dinge vergänglich, die Elemente ausgenommen. Wenn nun E. die vier Elemente Wurzelgeschlechter aller Dinge nennt, aus welchen alles, was ist und sein wird, stammen soll (v. 160 ff.), so begreifen wir nicht, wie der Vf. einmal behaupten kann, die Meinung, daſs E. alle Dinge als aus den vier Elementen gemischt sich gedacht habe, beruhe auf nicht genügenden Zeugnissen (S. 525. Anm. 2.) und dann wieder sagen (S. 531.), da es nach ihm nur eine vierfache Verschiedenheit der Urstoffe gebe, so können die mannichfaltigen Arten der sichtbaren Welt (Dinge) nur aus einer verschiedenen Mischung der vier Elemente abgeleitet werden. Wenn nun Empedokles' Lehre mit der des Parmenides darin

wiederum Aehnlichkeit hat, dafs er die vier Elemente, die er, nach Aristoteles, zuerst gesetzt hat, in der Anwendung wie zwei betrachtete, indem er dem Feuer den Vorzug gab, so findet doch der Unterschied statt, dafs dem Parmenides Wasser und Luft Mischungen von Feuer und Erde waren, E. aber alle vier als ursprünglich setzt, und jener Gegensatz läfst sich bei ihm auch auf die bewegenden Principien beziehn (s. m. Anm. zu Tennemann I. S. 286.). Dafs nun nach E. alle Dinge Erkenntnifs haben, beziehn wir auf die Annahme, dafs das Aehnliche zu dem Aehnlichen hingezogen und Gleiches durch Gleiches erkannt wird. Diesen Grundsatz, der auf der in dem Naturleben gefundenen Sympathie beruht, brauchen wir nicht *auch* von den Eleaten zu entlehnen, wie der Verf. (535 S.) thut — da derselbe ohnehin der Pythagoreischen Weltansicht noch näher liegt (s. m. Anm. zu Tennem. S. 306.).

Eigenthümlich ist dem Verf. wieder die Stellung der Atomisten, welche man nach obigen Vermischungen unter den Ionischen Philosophen würde erwartet haben. Aber er stellt dieselben mit den Sophisten in eine Abtheilung, weil er meint, „die sophistische Denkart lasse sich in Demokrit nicht verkennen" S. 558. Um dieſs jedoch annehmlich zu machen, ist er genöthigt dem historischen Begriff der Sophisten eine sehr weite Ausdehnung zu geben. Er will damit bezeichnen die Uebergangsperiode in der Griechischen Denkart und Philosophie, in welcher man das Aeufserste, nach welchen die entgegengesetzten Richtungen (vor Sokrates) strebten, mit einer der Wissenschaft entfremdeten Gesinnung auffafste, und es doch wenigstens in der Rede festzustellen suchte (S. 544. oben). Hier fragen wir nur: pafst dieses auch auf Leucipp, dem ersten uns bekannten Darsteller der Atomenlehre unter den Griechen? Ist diese Atomistik überhaupt eine Auffassung jener entgegengesetzten Richtungen? Ref. betrachtet diese Atomistik als einen wesentlichen Standpunkt im philosophischen Denken, und schreibt die Ausbildung dieser in dem Fortschreiten nothwendig gewordenen Denkweise dem Demokrit als Verdienst zu. Eben so Hegel, so auch Herbart, welcher (in s. Metaphysik) von Leucipp sagt, dafs er das Problem von der Materie, als des sinnlich Gegebenen zur Uebung für Mitwelt und Nachwelt hervorgehoben habe. Der Vf. entgegnet (S. 552. Anm.) „in gewisser Hinsicht könnten aus demselben Grunde auch Protagoras und Gorgias von dem Vorwurfe sophistischer Künste gerettet werden". In *welcher* Rücksicht? Beide hoben ja, der eine durch den Satz: nichts ist wahr, der andere durch den Satz: alles ist wahr, die objective Wahrheit direct auf und setzten an ihre Stelle den subjectiven Schein; und das ist sophistische Denkart. Dagegen halten wir uns nicht berechtigt eine Lehre wie die Atomistik wegen ihrer so verderblichen *Consequenzen* und weil sie auf Skepticismus führte, Sophistik zu nennen; sonst könnten wir vielleicht auch bei dem ebenfalls im Perikleischen Zeitalter lebenden Anaxagoras „das Schwanken aller Wahrheit" finden, welches zuletzt sich in das „keckste Läugnen der Wahrheit" (S. 550.) verlor; denn wenn wir auch nicht dessen Ausspruch, dafs jedem die Dinge *das* seien, als was er sie auffasse (S. 325.) dahin deuten wollen, so könnten wir doch erinnern, dafs selbst unser Vf. den Vorwurf, den ihm Aristoteles macht, dafs seine Annahme einer unendlichen Zahl von Urwesen die Möglichkeit der Erkenntnifs aufhebe, nicht für nabegründet hält (S. 327.). Wenn nun aber die Sophistik dagegen in die der Wissenschaft entfremdete *Gesinnung* gesetzt würde (wie oben 543 S.) so ist der Vf. selbst genöthigt zu gestehen, (S. 558.) dafs die sophistische Denkart bei Demokrit „nicht *ganz* mit *demselben* Bewufstsein hervorgetreten sei, als in dem Protagoras und Gorgias". Und hiermit sehen wir, wie unsicher diese Bestimmungen des Vfs. sind, ungeachtet der entschiedenen Stellung, welche derselbe Leucipp und Demokrit, abweichend von allen bisherigen Darstellungen der Geschichte der Philosophie gegeben hat, und der Eingenommenheit, mit welcher er diese Ansicht in Beziehung auf Demokrit geltend zu machen sucht. So macht er ihm z. B. das in zwei Stellen ausgesprochene *Selbstlob* zum grofsen Vorwurf, gedenkt aber nicht an den, Xenophanes auch darin nachahmenden und mit gröfserm Prunk auftretenden Empedokles; führt ferner an, dafs er, wie Prodikus, den Tod gelobt habe, weil solchen Männern mit der Wahrheit auch jedes Ziel des Lebens verschwunden sei, obgleich bekannt ist, wie Demokrit die Weisheit pries, der Wissenschaft sich rastlos hingab und wie selbst seine Gesinnung durch den Grundzug der Zufriedenheit und Heiterkeit sich auszeichnete. Der Vf. schildert in den folgenden Kapiteln nun den Protagoras, Gorgias und die übrigen Sophisten und gibt am Schlusse des ersten Bandes eine Uebersicht der bisherigen philosophischen Entwickelung.

Im zweiten und dritten Bande des schätzbaren Werkes wird die *zweite* Periode der Geschichte der Philosophie ausführlich abgehandelt. Die Unmöglichkeit, den fleifsigen Vf. mit der bisherigen Ausführlichkeit zu verfolgen, nöthigt Ref. zu dem Entschlusse hier nur den Gang der Untersuchung anzugeben. Der zweite Band enthält Vorerinnerungen über die ganze Periode, die Abhandlung über Sokrates und die unvollkommenen Sokratiker — die Cyrenaische, Cynische und Megarische Schule insbesondere; der gröfsere Theil desselben aber ist dem Plato und der älteren Akademie gewidmet. Der *dritte* Theil handelt von Aristoteles und den älteren Peripatetikern, dann von den Skeptikern, Epikurs Lehre, den Stoikern und der neuern Akademie. In beiden Bänden treten uns die sorgfältigsten Untersuchungen entgegen und wenn wir auch in vielen eine schärfere, lebendigere Charakteristik wünschten und uns Aristoteles in manchen Punkten zu tief gegen Plato gestellt erscheint, wenn wir namentlich die Hervorhebung der Epikureischen und Stoischen *Einseitigkeit*, welche den Skepticismus auf negative Weise zum Bewufstsein erhebt, erweisen, so findet Ref. doch in dem, was der Vf. allen fernern Geschichtforschern dargeboten, so reiche Belehrung und Anregung zu weitern Forschungen, dafs er nicht ohne Dank und hohe Achtung vor dem Forschungsgeiste des Vfs. diese Anzeige schliefsen kann.

Wendt.

№ 46.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

XXVI.

Beiträge zur Kunde der Liv- Esth- und Curländischen Rechtsquellen. Von Friedrich Georg von Bunge, Professor der Liv- Esth- und Curländischen Rechte auf der Universität Dorpat. Dorpat u. Riga 1831, *bei E. Frantzen VI. u.* 152 *S.* 8.

Im Oktoberheft des J. 1828. dieser Blätter ist der Untersuchung des Verfs. „über den Sachsenspiegel als Quelle des Livländischen Ritterrechts" das verdiente Lob gezollt worden. Die jetzt vorliegende Arbeit, verwandten aber dem Gegenstande nach erweiterten Inhalts, zeigt eine gleich unbefangene und genaue kritische Behandlung, und gewährt keine geringere Ausbeute für die Geschichte des Deutschen Rechts überhaupt.

Besonders trifft dieses bei der ersten Abhandlung „Geschichte der Livländischen Rechtsquellen Deutschen Ursprungs" zu, aus der wir das Bedeutendste und Belehrendste hervorheben.

Als Livland, im weitern Sinne auch Esthland begreifend, seit dem Anfang des 13ten Jahrhunderts vom Westen her erobert wurde, fiel es freilich verschiedenen Herren zu, dem König von Dänemark und den Deutschen, und hier wiederum den Bischöfen und dem Deutschen Orden. Aber dennoch wurde die Rechtsbildung in den verschiedenen Territorien eine gemeinsame, und zwar eine Deutsche, theils insofern sie von Deutschen Rechtssätzen ausgeht, theils insofern sie in dem Charakter des Deutschen Mittelalters fortschreitet. Ihr Charakter ist wesentlich autonomisch, auf der Thätigkeit der Gerichte und den Vertragsnormen der Betheiligten beruhend; denn selbst die von den Landesherren ertheilten Gnadenrechte u. s. w. sind meist nur das Ergebniſs gegenseitiger Uebereinkünfte. Und als dann im 14ten Jahrhundert die Aufzeichnung des Rechts beginnt, dienen wiederum die Deutschen Rechtsbücher als Muster, zum Theil als Quelle.

Diese Ansicht unterlag bisher noch einem Zweifel bei der ersten dieser Aufzeichnungen, demjenigen Lehnrecht, welches, von dem Dänischen Eroberer Waldemar seinen Vasallen in den Esthländischen Distrikten Harrien und Wierland verwilligt, im J. 1315. unter der Autorität Erich des VIten schriftlich verfaſst wurde. Aber daſs auch dieses Recht nicht Dänisch, sondern Deutsch sei, hat der Verf. gegen seine Vorgänger überzeugend dargethan, indem er nachweist, daſs die von Waldemar zurückgelassenen *viri regis* gröſstentheils Deutsche waren, und daſs unsre Quelle in den wichtigsten Lehren bedeutende Abweichungen vom Dänischen Recht, dagegen eine entschiedene Uebereinstimmung mit dem Deutschen Lehnrecht zeigt, ja in ihrem Eingange geradezu das Hildesheimische Dienstrecht nachzubilden scheint.

Nach diesem Rechte richteten sich schon vor der Aufzeichnung, wie die Urkunde K. Erichs angiebt, auch die Ritter der Stifts- und Ordenslande, und so erklärt sich, daſs das, für eins der Livländischen Bisthümer noch vor 1324 gesammelte *Ritterrecht* nur eine Umarbeitung des Waldemarschen Lehnrechtes ist.

Inzwischen war aber auch der Sachsenspiegel nach Livland gelangt, und noch im 14ten Jahrhundert entstand aus dessen Verschmelzung mit jenem, sogenannten *ältesten* Ritterecht und einigen andern Quellen, das bekanntere *mittlere* Ritterrecht. Rücksichtlich des näheren Verhältnisses der Quellen dieses zweiten Ritterrechts dürfen wir auf die Eingangs gedachte Recension verweisen, um so eher, da der Verf. sie wichtig genug gefunden hat, um sie im 2ten Anhang zu dieser Abhandlung wieder abdrucken zu lassen; was übrigens den Jahrbüchern, wie dem Recensenten nur willkommen sein kann.

Das *mittlere* Ritterrecht, ursprünglich wie es scheint für das Rigische Erzstift bestimmt, erzeugt bei weiterer

Verbreitung neue Bearbeitungen. Zu dieser gehört ohne Zweifel der schlecht gelungene Versuch es *systematisch* zu ordnen, der im 15ten Jahrh., wenigstens vor 1539 gemacht ist, (s. vorige Rec. Sp. 550.). Schwieriger ist die Frage, ob auch das ungleich wichtigere für Oesel und die Wiek bestimmte Lehnrecht in diese Kategorie falle. Der Verf. beantwortet sie so. Die fünf Bücher dieses Lehnrechts zeigen drei verschiedene in Livland gangbare Rechtskörper nicht verarbeitet, sondern lediglich zusammengestellt; das 4te Buch nämlich enthält ein eigenthümliches Oeselsches Bauernrecht, das 5te das älteste Ritterrecht, die Bücher 1 bis 3 geben das Sächsische Land- und Lehnrecht, wie es in dem mittlern und systematischen Ritterrecht vorkommt. Sie können nun aber nicht aus der letzten Quelle genommen sein, weil sie die Ordnung des mittleren Ritterrechts befolgen; nicht aus diesem, weil sie die im mittleren Ritterrechte verschmolzenen Bestandtheile des ältestesten Ritterrechts und des Sachsenspiegels sondern, weil sie gewisse, beiden Quellen fremde Bestandtheile des mittleren Ritterrechts gar nicht haben, und weil sie zwei kleine Vorreden des Sachsenspiegels aufnehmen die dem mittleren Ritterrechte fehlen; sie können endlich auch nicht aus dem Sachsenspiegel unmittelbar geschöpft sein, weil alle die mannichfaltigen Modifikationen, welche das mittlere Ritterricht mit ihm vorgenommen hat, sich hier wiederfinden. So bleibt nur die Annahme übrig, es habe eine eigenthümliche Bearbeitung des Sachsenspiegels für Livland existirt, welche das sogenannte Oeselsche Lehnrecht in seinen 3 ersten Büchern unverändert aufnahm, das mittlere Ritterrecht aber mit dem ältesten Ritterrechte und ein Paar andern Quellen verarbeitete.

Wir pflichten dieser Ansicht unter den vorliegenden Umständen gerne bei, und bemerken nur noch, dafs die 2te kleine Vorrede des Oeselschen Lehnrechts, anfangend: „Wer zu allen Zeiten den Rechten zustehet" u. s. w. nicht, wie der Verf. vermuthet, unmittelbar durch die rhythmische Vorrede zum Sächsischen Landrecht veranlafst worden, sondern, mit unbedeutender Aenderung, der Schlufs des Epilogs zum Sächsischen Lehnrecht ist, der freilich in den meisten, den ursprünglichen Text schon mehrenden, Handschriften und unsern Ausgaben nicht mehr am Ende steht, (bei Senkenberg Cap. 84.).

Wir berühren nur kurz einige Quellen von geringem Umfange, die *Livländischen Bauernrechte*, deren es aufser jenem Oeselschen, noch zwei Livische giebt. Eines davon, neuerlich aufgefunden, findet sich in doppelter Gestalt im 3ten Anhange zu dieser Abhandlung gedruckt.

Wichtiger erscheinen die *Livländischen Stadtrechte*, deren Geschichte interessanter Verwickelungen nicht ermangelt. Unbestritten ist freilich, dafs Reval im J. 1248 vom König von Dänemark mit Lübschem Rechte bewidmet wurde, wovon die Stadt zwei Mittheilungen, eine im J. 1257 von 99 Artt., eine andre im J. 1282 von 318 Artt. erhielt; auch dafs Wesenberg im J. 1302, und ungefähr gleichzeitig Narva Revalsches Recht gewann.

Aber wie verhält es sich mit dem Rigaer Recht; ist es Gottländisch oder Deutsch? ist der von Pufendorf (*Observ. Juris T. III.*) oder nur der von Oelrichs 1773 herausgegebene Text der ächte? Der Vf. löst diese anziehenden und schwierigen Fragen in folgender Weise.

Allerdings ist in unverwerflichen Urkunden des 13ten Jahrhunderts wiederholt von dem *jus Gotorum*, welches der Bischof von Livland den Rigaern verliehen habe, die Rede. Allein gerade aus diesen Urkunden, namentlich aus der noch jetzt im Rigaer Stadtarchiv im Original befindlichen v. J. 1225, durch welche der päpstliche Legat zwischen dem Bischof und der Stadt die Streitfrage entscheidet, *quod esset jus Gotorum*, erhellt, dafs darunter das *jus Teutonicorum commorantium in Gotlandia* zu verstehen sei, und zwar speciell: das Recht der Bürger, den *judex* selbst zu wählen; die Freiheit vom glühenden Eisen, Zweikampf, Zoll und Strandrecht; die Pflicht des Bischofs die Münzen nach Gottländischem Schrot und Korn zu schlagen.

Dagegen hat Riga sein sonstiges Recht zuerst von Hamburg entlehnt; der Vf. thut mit Schwartz *) gegen Oelrichs dar, dafs der von Pufendorf edirte, sonst noch in drei Handschriften vorhandene, und fast wörtlich das Hamburger Recht v. J. 1270 wiedergebende Text allerdings für Riga bestimmt war, und macht gegen Schwartz wahrscheinlich, dafs er auch eine Zeitlang Anwendung gefunden habe. Doch bald, vermuthlich noch im 13ten Jahrhundert, geschah diejenige Umarbeitung, welche Oelrichs edirt und fälschlich nach dem Datum seiner Abschrift in das J. 1542 gesetzt hat; die jedoch zu

*) Geschichte der Liefl. Ritter- und Landrechte, in Hugel's neuen Nord. Miscellaneen, Stück 5 und 6.

mehr als zwei Dritteln aus dem Pufendorfischen Text entnommen ist.

Diese für den Deutschen Charakter des eigentlichen Stadtrechts sprechenden Thatsachen können denn auch dadurch nicht entkräftet werden, dafs im J. 1235 der Bischof dem Rath das Recht der Autonomie mit dem Ausdruck der *facultas meliorandi iura Gotlandiae* ertheilte, und dafs dieser Befugnifs, das Gottländische Recht zu bessern, noch in einem Vergleiche v. J. 1452 gedacht wird. Es ergiebt sich also, dafs auch hier bei Herleitung der Rechte einer Stadt der Unterschied zwischen den Verfassungsrechten nebst einzelnen Privilegien und dem *jus civile* festgehalten werden mufs, ein Unterschied, dessen ja auch die Erklärung der Geschichte so vieler Deutscher Städte nicht entbehren kann *).

Mit Rigischem Rechte sind übrigens die Städte Hapsal, Pernau, Hasenpoth, Goldingen, Windau, Fellin und Dorpat bewidmet worden.

Aus den interessanten Bemerkungen über die Einführung des Kanonischen und Römischen Rechts in Livland heben wir nur hervor, dafs dies letztere um ein Beträchtliches später als in Deutschland zu Ansehn gelangt ist, wie namentlich des Dionysius Fabri zuerst 1539 erschienenes und bei Oelrichs abgedrucktes *Formulare procuratorum*, das im Wesentlichen noch dem Altdeutschen Processe folgt, im Vergleich mit Tengler's und Brand's Spiegeln beweist.

In der *zweiten* Abhandlung „von den Quellen der Ritter- und Landrechte des Herzogthums Esthland" ist das unmittelbar praktische und besondere Esthländische Interesse überwiegend. — Die Rechtsbildung in den früher Dänischen Landen Harrien und Wierland ist in vielfachen Beziehungen den übrigen Theilen von Esthland und Livland Vorbild gewesen, und so zeigt sich die Ritterschaft dieser Lande, am frühsten eine geschlossene, ihre Privilegien sorgsam wahrende Corporation darstellend, auch zuerst um die Sammlung ihrer mannigfaltigen Rechtsurkunden bemüht.

Im J. 1546 liefs sie in das „gemeine freie Ritter- und Landrecht der Lande Harrien und Wierland" auch das „rothe Buch" oder „Richtbuch" genannt, neben jenem Waldemarschen Lehnrecht alle spätern Dänischen und Ordensmeisterprivilegien, und ihre eigenen Beschlüsse zusammentragen. Ein Jahrhundert später veranstaltete die Ritter- und Landschaft von ganz Esthland eine im J. 1650 durch Krusenstjerna vollendete systematische Aufzeichnung der „Ritter- und Landrechte des Herzogthums Esthen" in 6 Büchern. Die Schwedische Regierung verweigerte jedoch ihre Bestätigung, ehe die Compilation mittelst Vergleichung mit ihren Quellen revidirt worden sei, und erkannte, da solche Revision nicht erfolgte, im J. 1699 die gesetzliche Kraft des Werkes nur insoweit an, als es mit den Privilegien und Lehnrechten übereinstimme.

Diese bedingte Anerkennung ist von grofser Wichtigkeit, indem sie die wahre Norm giebt, nach welcher die heutige Anwendbarkeit der Ritter- und Landrechte zu beurtheilen ist. Denn wenn im J. 1712 die Russische Herrschaft der Ritter- und Landschaft ihre alten Privilegien, Beliebungen, Rechte, Statuten, Gewohnheiten bestätigte, so konnte doch nicht, obwohl die Praxis es annimmt, unter dieser Bestätigung der blofse Entwurf eines Gesetzbuches mitbegriffen sein, dem die Anerkennung als Gesetz bis dahin ausdrücklich verweigert worden war. Und eben so wenig hat der Umstand, dafs im J. 1718 die Stände eine, wenig ändernde, Revision der Arbeit bewerkstelligten, die gesetzliche Kraft bewirken können, denn es ist sogar ungewifs, ob die Kaiserliche Genehmigung zum Druck, die man zunächst nachsuchen wollte, je erfolgte; und der Abdruck den Ewers im J. 1821 veranstaltete, ist der erste.

Unter solchen Umständen gilt es die Zurückführung der Ritter- und Landrechte auf ihre Quellen nicht nur in theoretischer, sondern auch in praktischer Hinsicht. Krusenstjerna hatte bei der Compilation und Ewers bei der Ausgabe diese Zurückführung durch Angabe der Quellen schon sehr erleichtert. Der Verf. erwirbt sich ein neues Verdienst darum, indem er die einzelnen Arten der benutzten Quellen genau zergliedert, das Verhältnifs in dem sie gebraucht worden, bemerkt und viele dunkle und fehlerhafte Citate erklärt und berichtigt. Wir geben nur die Hauptklassen der Quellen an, um ihren ungemeinen Reichthum und die Verdienstlichkeit der Compilation ins Licht zu setzen. Von *einheimischen* Quellen zeigen sich: das Waldemarsche Lehnrecht, das systematische Livländische Ritterrecht, der von Hilchensche Entwurf eines Livländischen Landrechts, das *Formulare procuratorum*, das Wiek-

*) Siehe z. B. für Lübeck Eichhorn Rechtsgeschichte §. 263. Note h, für die Schlesischen Städte die Urkundensammlung zur Geschichte der Städte in Schlesien von Tzschoppe und Stenzel S. 109 ff.

Oeselsche Lehnrecht, eine grofse Zahl von Privilegien aus der Dänischen, Ordens- und Schwedischen Zeit, das Gewohnheitsrecht, geschöpft aus Protokollen, Urtheilen und besonders den reichen Collectaneen des Ritterschaftssekretairs Brandis; von *fremden* Quellen: das Römische, Canonische und Deutsche Reichsrecht, das Sächsische Land- Lehn- und Weichbildrecht, die Bibel, besonders aber die Schriften der Praktiker, deren 42 aufgeführt werden. —

Die *dritte* Abhandlung giebt den Plan des Verfs. zu einer Handausgabe der gesammten Liv- Esth- und Curländischen Rechtsquellen, in dessen Detail wir nicht eingehen dürfen. Die Unzugänglichkeit vieler dieser Quellen, und die daraus erwachsende Verworrenheit des Rechtszustandes jener Provinzen werden hier auf eindringliche Weise geschildert. Wir wünschen aber nicht nur in ihrem particularen Interesse, sondern auch in dem des Deutschen Rechts überhaupt, für welches viele dieser Quellen von Wichtigkeit sind, dafs ein so treffliches Unternehmen sich durch die zahlreichen Schwierigkeiten, welche es umgeben, Bahn brechen möge.

G. Homeyer.

XXVII.

Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire par le Maréchal Gouvion Saint-Cyr. Tom. IV. (Feldzug von 1813.*)*

Dritter Artikel.

Der Verf., anfänglich bestimmt, die unter dem Vicekönig in Berlin stationirten Truppen zu commandiren, wurde durch Krankheit verhindert, vor Eintritt des Waffenstillstands sich bei der Armee einzufinden. Der eigentlich historische Theil des Buches bezieht sich daher nur auf die Periode vom Ablauf des Waffenstillstandes bis zur Capitulation von Dresden, in Folge welcher er in Oesterreichische Gefangenschaft gerieth. Als Befehlshaber des 14ten Corps wurde ihm ursprünglich die Rolle zu Theil, die von Böhmen über das Erzgebirge nach Sachsen führenden Pässe zu bewachen, in Folge dessen er sich während der genannten Periode grofsentheils in der Nähe und unter dem unmittelbaren Oberbefehl Napoleon's befand, und zu zweienmalen in die Lage kam, Dresden gegen einen überlegenen Feind vertheidigen zu müssen. Als Einleitung wird in den beiden ersten Capiteln eine Skizze der Begebenheiten gegeben, von dem Augenblick an, wo Napoleon die Armee an der Beresina verliefs, bis zum Waffenstillstande, in dem Schlufscapitel die Kritik fortgeführt bis zur Beendigung der Schlacht von Leipzig. Wie bei den frühern Theilen macht auch hier eine reichhaltige Sammlung von officiellen Belegen den Beschluss, unter denen sich mehrere noch ungedruckte Aktenstücke befinden. Die theils dem Texte unmittelbar beigefügten, theils zu dem, allen Theilen gemeinsamen Atlasse gehörigen topographischen Darstellungen sind theils Generalkarten von Sachsen, theils Pläne der Umgegend von Dresden und Pirna, ausreichend zum nothdürftigen Verständnifs der Erzählung, sonst aber von keinem erheblichen Belange.

In Beziehung auf den Werth und die Haltung des Ganzen können wir nur das über die frühern und insonderheit über den dritten Theil gefällte Urtheil wiederholen. Der überwiegend wichtige und interessantere Theil ist auch hier, wie bei dem Feldzuge von 1812, die kritische Beleuchtung der gegenseitigen strategischen Operationen. Im Gegensatz fast aller andern Französischen Schriftsteller, welche durch ein gekränktes Nationalgefühl oder eine blinde Vorliebe für Napoleon verleitet, sich vergeblich abmühen, die Französischer Seits getroffenen Anordnungen unbedingt zu vertheidigen, in den Unternehmungen ihrer Gegner aber nichts erkennen wollen als unbehelfene und bewufstlose Akte der vom Zufall bevormundeten Kriegsignoranz, erhält sich der Vf. durchgehends auf dem Standpunkte, des nach treuer Darstellung und partheiloser Würdigung strebenden Geschichtsforschers. So weit sich Ref. selbst ein Urtheil über diese Materie beimessen darf, erscheinen ihm die Schlufsfolgen und Rügen des Verf. fast in allen Beziehungen wohlbegründet, besonnen und verständig. Ebenfalls Augenzeuge und durch seine damalige dienstliche Stellung über manche speciellen Verhältnisse genau unterrichtet, sieht er sich in den Stand gesetzt, hie und da einige bestätigende oder ergänzende Bemerkungen hinzuzufügen, oder, auf factische Kenntnifs der stattgefundenen Umstände gestützt, eine von der Verf. Ansicht abweichende Meinung geltend machen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 47.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire par le Maréchal Gouvion Saint-Cyr.

(Fortsetzung.)

Was zunächst die Einleitung des Feldzugs während der Wintermonate und vor dem Eintreffen Napoleons an der Saale betrifft, so wird man dem Verf. in der Behauptung nur beistimmen können: dafs ein Festhalten der untern Oder und mittlern Elbe allerdings für Napoleon nützlich und wünschenswerth gewesen wäre, auch vielleicht sich hätte durchsetzen lassen, wenn ein kräftiger, von den unmittelbaren Eindrücken des vorangegangenen unglücklichen Feldzugs unberührt gebliebener Mann mit genügender Vollmacht an die Spitze der Heerestrümmer gestellt worden wäre. Denkt man sich indessen ganz in die damalige Lage der Dinge zurück, erwägt man die Entmuthigung und den Auflösungszustand der Truppen einerseits, die begeisterte Aufregung und Kampflust des Volkes andererseits, welche einen solchen Grad des Aufschwunges gewonnen hatte, dafs sie alle besorglichen Rücksichten der Diplomatik zu beschwichtigen wufste: so wird man sich überzeugen, dafs die Sache in jener Zeit nicht ganz so leicht und unbedenklich war, als sie jetzt dem unbefangenen Denker erscheinen mag, und dafs es unter allen Umständen zweifelhaft bleibt, ob Preufsen trotzdem bei der Annäherung des altbefreundeten siegreichen Nachbars, dem Reiz, so vielfach erlittene Schmach und Unbill zu vergelten, würde widerstanden haben. Selbst dafs es Napoleon gelingen werde so schnell und übermächtig wieder auf dem Kampfplatz zu erscheinen, war kaum mit Sicherheit vorauszusehen, und unter solcher Voraussetzung frägt es sich, ob der Vicekönig nicht Recht gethan hat, die mit Mühe dem allgemeinen Verderben entzogenen Ueberreste des Heeres keinem unglücklichen Wechselfalle Preis zu geben. Diese Betrachtung gewinnt noch dadurch an Gewicht, dafs es wie der Verf. sehr richtig bemerkt, nach der im April bewirkten Vereinigung Napoleons mit dem Vicekönig ganz in des erstern Gewalt stand, entweder unter den günstigsten Auspicien in den Thüringischen Ebenen den Angriff des Feindes zu erwarten, oder aber durch einen unaufhaltsam schnellen Vormarsch über die Elbe und Berlin den Schauplatz sofort wieder in die Nähe der Oder zu verlegen. Die Uebermacht war in diesem Augenblick so entschieden auf Seiten der Franzosen, dafs man allerdings den schützenden Einfluss der Vorsehung als Hauptmotiv unsrer damaligen Rettung nicht übersehen darf. Ob jedoch in dem letztern Falle dadurch ohne Weiteres die Räumung des Gebietes westlich der Oder würde bewirkt worden sein, müssen wir nach bestimmter Kenntnifs der in Scharnhorsts Seele vorwaltenden Betrachtungsweise, nach dem Grade des Vertrauens, welches der Kaiser Alexander demselben geschenkt hatte, und nach dessen fast illusorischer, erst in Iglau zerstörter, Hoffnung auf den unverzüglichen Beitritt Oesterreichs — wiederum in Zweifel ziehen. Ohne verlorene Schlacht würden die Alliirten Sachsen nicht verlassen haben; Preufsen betrachtete Schlesien und die Oesterreichische Gränze als seine Basis, die in Sachsen und namentlich in Torgau angeknüpften Verständnisse, würden unter solchen Umständen mit gröfserem Eifer und veränderter Tendenz geltend gemacht worden sein, und dafs es den Alliirten an dem Muthe und Entschlusse nicht gebrach, selbst unter ungünstigen Verhältnissen mit Napoleon den Kampf zu wagen, und den Vorübereilenden urplötzlich in der Flanke anzufallen, haben die Schlachten von Görschen und Bautzen zur Genüge bewiesen.

Was den Waffenstillstand anbetrifft, so liegt der Vortheil der den Alliirten aus ihm erwachsen ist, zu klar am Tage, um ihn bestreiten zu wollen. Oesterreichs Zögerung, die Schwäche der Russen an Men-

schenzahl und Munitionsvorräthen, der Einfluſs der im Sinne Kutusow's einen Krieg in Deutschland perhorrescirenden Parthei, machten ihn unabwendlich. Aber auch Napoleon, schon jetzt durch einen kühnen Partheigänger in seinen Zufuhren genirt, hatte keinen Ueberfluſs an Munition; das Umsichgreifen der Insurrection in Norddeutschland, das Schwanken des Dänischen, erst durch die Politik Schwedens wieder abwendig gemachten Cabinets, — die Rettung Hamburgs, — das durch die Gefechte von Hainau und Luckau (welche den Alliirten mehr Trophäen gewannen, als in zwei groſsen Schlachten verloren gegangen) gesteigerte Selbstvertrauen, — dies und manches andre noch war Ursach, daſs in dem Preuſsischen Heere die Nachricht vom eiligen Abschluſs des Waffenstillstands eben so schmerzliche Gefühle zu Wege brachte, als sie nach Saint-Cyrs leichtbegreiflicher Behauptung im Französischen Heere veranlaſst hat; und daſs es noch heutigen Tags nicht vollständig einleuchten will, ob schon dazumal der vortheilhafteste Zeitpunkt zum Abschluſs jenes Waffenstillstands eingetreten sei. So viel ist sicher, daſs gerade diese Waffenrast, und die mit derselben in unzertrennlicher Verbindung stehenden Unterhandlungen in Prag, Napoleon, wenn er nicht in eigensinniger Verblendung jede gütliche Ausgleichung von der Hand gewiesen hätte, das Fortbestehen des Rheinbundes, den fast eingeschmälerten Besitz Italiens, und die Aussicht den Krieg in jedem beliebigen Augenblicke mit ungeschwächter Kraft wieder aufgreifen zu können, — also bei weitem mehr zugewendet haben würde, als bei der zweifelhaften Entscheidung durch fortgesetzten Kampf vor der Hand wahrscheinlich voraussichtlicherweise zu gewinnen stand.

Eine nicht unerhebliche Folge des Waffenstillstandes in Bezug auf die alliirte Armee war der Wechsel des Obercommando's. Vor dem Waffenstillstande war das der Hauptarmee in den Händen der Russen gewesen, jetzt ging es an die Oesterreicher über. Kaiser Alexander mogte sich überzeugt haben, daſs weder Wittgenstein noch Barklay der ersten Stelle gewachsen waren; Kutusow war todt, Benningsen hatte längst das Vertrauen verloren. Es würde in mehr als einer Beziehung anmaſsend geschienen haben, und in politischer Beziehung gewiſs von den übelsten Folgen gewesen sein, wenn Preuſsen als die kleinere Macht darauf Anspruch hätte machen wollen. Scharnhorst, die Seele der Preuſsischen Kriegsenergie, war mehr dem innern Schmerz über getäuschte Hoffnungen, als den Folgen seiner Verwundung erlegen; zudem waren die Anciennetätsverhältnisse zu denen der beiden andern groſsen Coalitionsarmeen höchst ungünstig gestellt, und Blücher und Bülow hatten den entschiednen Beruf als Führer so kolossaler Massen, wie jetzt den Schauplatz betreten sollten, noch nicht nachgewiesen. Demnach ward Blücher zwar eine meist untergeordnete, und seiner Eigenthümlichkeit vielleicht am wenigsten zusagende Rolle zu Theil, indessen betrug die Masse, welche seiner Obhut anvertraut ward, doch fast das Dreifache dessen, was er je befehligt hatte. Der Kronprinz von Schweden hatte nach seiner politischen Stellung, nach der Meinung die man von seinen Feldherrntalenten gefaſst hatte, nach Rücksichten, die sich schon von der Zusammenkunft in Abo herschrieben, einen entschiedenen Anspruch auf die ihm zu Theil gewordene Rolle. Eben so war es ganz in der Ordnung, daſs den Oesterreichern, welche durch ihren Hinzutritt zur Allianz ein so entscheidendes Gewicht in die Schale legten, der Ehrenplatz eingeräumt wurde. Die Wahl fiel auf einen Mann, der allerdings noch keine Gelegenheit gehabt hatte, sich als einen Rival Napoleons zu constituiren, und dessen Ruf mehr diplomatischer als strategischer Natur war. Indessen man bedurfte einer geschmeidigen, wohlwollenden und conciliatorischen Persönlichkeit, und in dieser Beziehung hat sein versöhnlicher Einfluſs während der langen und ausgezeichneten Periode seiner Wirksamkeit am Ende wieder aufgewogen, was durch Mangel an eigentlichem Feldherrntalent vielleicht verabsäumt worden ist. Nächstdem blieben sämmtliche Monarchen mit dem groſsen Gewicht ihres moralischen Einflusses fortwährend in seiner unmittelbaren Nähe, und es wurde nichts verabsäumt, um seinen Kriegsrath mit den bewährtesten Gehülfen auszustatten. Der ganze Apparat Französisch-Napoleonischer Kriegsintelligenz der sich vor Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zufällig bei den Alliirten eingefunden hatte, wurde zur Verfügung des Befehlshabers der Böhmischen Armee gestellt: Moreau, den der Ruf als den zweiten Französischen Feldherrn bezeichnete, Jomini, der groſse strategische Theoretiker, Thielmann, dessen Talent als Führer der Reiterei sich unlängst bei Mosaisk entschieden bewährt hatte, und Longenau, der zeitherige Chef des Sächsischen Generalstabs, dem man wenigstens zumuthen durfte, daſs er über die örtlichen Verhältnisse

seines Vaterlandes, und namentlich über die Umgegend von Dresden und Leipzig werde genügende Auskunft zu geben vermögen.

Napoleon begann die neue Periode des Feldzugs mit sehr sanguinischen Hoffnungen. Dafs sie nicht in Erfüllung gegangen sind, ist allerdings zum grofsen Theil seine eigne Schuld, und der Verf. hat auf eine treffende Weise die einzelnen Mifsgriffe nachgewiesen, die Schritt vor Schritt sein Unglück herbeigeführt haben. Allerdings ist es jetzt, wo man die gegenseitigen Verhältnisse, Blöfsen, Stärken und Erfolge vor Augen hat, nicht so schwer, dasjenige zu bezeichnen, was unangemessen war; und wiederum würde Manches von dem, was die Kritiker mit ganz plausibeln Gründen als das Bessere empfehlen, dazumal in Anwendung gebracht, vielleicht auch nicht weiter geführt haben, weil veränderte Anordnungen von einer Seite gewöhnlich auch andre Gegenzüge zu veranlassen pflegen, wodurch der gesammte Verlauf der Ereignisse sodann eine völlig veränderte Physiognomie erhält. Allein bei dem Allen steht nicht zu läugnen, dafs Napoleon viel Zweckmäfsiges unterlassen hat von dem, was zu thun in seiner Macht stand, Andres, was sich offenbar günstig für ihn gestaltete, unbeachtet und ungenützt vorübergehen liefs, und nicht selten aus Laune oder Eigensinn Maafsregeln ergriff, deren verderbliche Folgen auch Minderbegabte als er hätten voraussagen können. Man überzeugt sich leicht, dafs es nicht ein einzelner Fehler, oder die unbedingte Verkehrtheit des anfänglichen Operationsplans ist, die seinen Untergang herbeigeführt hat, sondern eine Reihe aufeinanderfolgender und sich wechselseitig steigernder Fehlgriffe, der mehrmals wiederkehrende Einfluss derselben vorgefafsten Ideen, und ein permanentes Vorwalten eines seine bessere Ueberzeugung übertönenden Eigendünkels. Er gab sich nicht mehr die Mühe zu sehen, zu untersuchen, zu errathen, zu überlegen; er gefiel sich in dem Wahn, dafs er nachgerade das Rechte unmittelbar, und jedes Nöthige besser wisse, als irgend ein Andrer. In dem Modus seiner gesammten Kriegführungsweise fehlten drei wesentliche Elemente, um allen Wechselfällen gerecht zu werden: Geduld und beharrliche Ausdauer in solchen Vorgängen, wo sich eine vorher entscheidende Krisis nicht will erzwingen lassen, oder kleine Widerwärtigkeiten grofse Maafsregeln vereiteln; — eine auf die Nutzanwendung der mannichfaltigen Auskunften des kleinen Krieges in ihrer primitiven Anlage berechnete und durch ununterbrochne Praktik bis zur Musterhaftigkeit ausgebildete Organisation des Heeres; — und ein richtiges Würdigen der sich aus Verpflegungsrücksichten ergebenden Schwierigkeiten und Bedürfnisse. Nicht minder scheint uns die Bemerkung des Vfs. gegründet und beherzigungswerth, wo er an der Französischen Armee rügt, dafs an die Stelle der ursprünglichen Spartanischen Simplizität ein Hang zu Orientalischem Gepränge, und zur Befriedigung selbsüchtiger Interessen getreten sei, dessen nachtheiliger Einfluss auf Disciplin und Integrität des Ehrgefühls und somit auf die innersten geistigen Lebensprincipe der Kriegführung über kurz oder lang nicht ausbleiben konnte. Die Schuld hieran liegt allerdings in allgemeinen, sich historisch aus sich selbst entwickelnden Influenzen, doch hat auch hier das Beispiel und absichtliche Hinzuthun des kaiserlichen Feldherrn dazu ohne Zweifel befördernd mitgewirkt. —

(Der Beschluss folgt.)

XXVIII.

Nuovi versi di Teresa Albarelli Vordoni Veronese. Pisa 1831. 8.

Durch diese neuen Gedichte — die früheren sind uns nicht zu Gesicht gekommen — macht uns der Herausgeber derselben mit seiner in Italien gefeierten Landsmännin und Mitbürgerin bekannt. Es sind nur sechs, die Lyrik anbahnende, wie die einzige, darum mit Recht hier erste, Romanze oder Ballade: Der Pilger der Etsch im Heil. Lande, und aufser ihr der Lyrik eigenbehörige Satyren und Episteln. Wenn die Lyrik überhaupt Darstellung künstlerischer Subjectivität ist, die Ballade oder Romanze aber einerseits ihren Stoff der Sage, wie das Epos den seinen dem Mythus, entnimmt — weshalb wir sie eben anbahnend nannten — andrerseits diesen Stoff durch das Gebiet der Empfindung treibt und von diesem aus durchspielt, so ist hinsichtlich des Pilgers zuvörderst die glückliche Wahl eines Stoffes anzuerkennen, welcher mit der Form dieser Gattung verschmelzbar war, dann aber die fliefsende, gefällige Behandlung der Octave. Die Erfindung, dafs Juliens von Reue und Gram gefolterter Vater zur Büfsung eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen, auf dieser einem weichmüthigen Französischen Ritterjüngling ungern die veranlassende Liebestragödie erzählt, ist dem Sinne jener Zeit gemäfs und die in einem religiösen Act gesuchte Sühnung rettet dichterisch die Idee, in welcher die Personen handelten, aus dem Untergange im Endlichen in das Gebiet des Unvergänglichen. Scene und Decoration sind Waldnacht unter allmählich verhallendem und ableuchtendem Donner und Blitz, durch welche der Ritter auf seinem

Rofs dahin reitet; dann ein Quell unter Palmen, woran er mit dem gefundenen und ermatteten Waller ausruht, um eine Hütte zu erreichen, in welcher nun die schmerzliche Erzählung beginnt, an deren Ende der Vater zusammensinkt und der Ritter dem, seinem Schmerz fast Erliegenden Ruhe und Frieden von Gott erfleht. Der Bau des Ganzen ist fleifsig ausgeführt, und vielleicht ist nur gegen das Ende etwas zu der frühern Ausführlichkeit Mifsverhältiges. Denn, wollte man es auch mit dem übermächtigen Vatergefühl, oder mit einer beabsichtigten Beruhigung entschuldigen, so würde diese doch durch die auf's Neue angeregte Phantasie des Vaters, der die Tochter Rache rufen zu hören meint, wieder aufgehoben. Einige müfsige Tautologien, wie Str. 21., ungenaue Begriffstellung, wie St 29.:

Benchè la figlia a me scherzar d'intorno
Non vegga più, che agli occhi miei si fura,
Ma tutto l'ombra del segreto asconde
E fra gli errori il mio pensier confonde —

wo das *ma* für das erwartete *mentre anzi* oder *mentre sin l'ombra* etwas stört, endlich ein kleiner, wohl dem Reimzwange aufzurückender Fehler in der Zeitenfolge, wenn es St. 57. heifst:

E tu ben sai, la sua pietà qual sia,
Se vietò allora che la figlia uccida,

wo man doch wohl *uccidessi* fordern durfte, wären der gewandten geistreichen Dichterin wohl leicht zu vermeiden gewesen.

Denn geistreich spielend, wie es die Gattung der Poesie, welcher auch der Sermone und die Epistel angehört, erheischt, zeigt sie sich durch feine Beobachtung, fertiges, sicheres Urtheil über gemüthliche und gesellige Verhältnisse, mehr oder minder leise, witzige Wendungen, und milden, gediegenen Ernst. Und ganz mit ihrem sowohl, als der Dichtungsart Rechte, zu welcher sie sich hingezogen fühlt, weiset sie im sechsten Gedicht, einem Capitolo an Giuseppe Barbieri, den Vorwurf des Unzarten, ihrem Geschlechte nicht Zusagenden in der Horazischen und Lucianischen Behandlung und Weltansicht, durch die Forderung einer würdigern Gegenständlichkeit zurück. Denn aus deren Mangel und ihrem Widerspiel in Berührung mit dem Künstler entsteht eben der Sermone, welchen wir, je ferner er von gallsüchtiger Züchtigung und Tadel sich hält, desto mehr von der Satyre unterscheiden zu müssen glauben. Das Komische nämlich, welches ein Element dieser Dichtart ist, ist nur ächt, d. h. aufgehobenes Schönes, durch die ursprüngliche Artung des Künstlers, welche schälkisch zurückgehalten und verläugnet, gerade aber durch den Widerspruch und die Nichtigkeit des so scheinbar und scharf von dem Wahren und Schönen abgetrennten Objectiven selbst anschaulich wird. Darum eben ist das Komische der Durchgangspunct des von dem Nichtschönen gesonderten Schönen zur absoluten Geistigkeit, und wahres Element des Schönen durch möglichste Totalität der Welt- und Lebensanschauung. Im Einzelnen, im Subjecte, ist immer nur das geistreiche Spiel mit der Idee des Schönen, als eines schälkisch Verneinten, das Hauptmoment, an welchem diese selbst schälkisch hervortritt, indem durch den dem Künstler zwar eingeborenen, hier aber verborgenen und spielend zurückgehaltenen Maafsstab des Schönen, die ohne ihn auf Bestand und Haltung Anspruch machenden Erscheinungen der Menschenwelt gerade in ihrer Nichtigkeit zusammensinken und an dem Schönen zu Grunde gehen müssen.

In diesem Sinne nun führt im *zweiten* Sermone an ihren Gemahl unsere Dichterin — denn auch die Dichterwelt gehört dem, der sie sich anzueignen weifs — uns eines Vormittags in eine Kirche, dann zu einer Freundin, welche sie besucht, und endlich auf einen öffentlichen Spaziergang, und indem sie hier Reden und Handlungen der Auftretenden in ihrem Widerspruch und Abstich hervortreten läfst, bemerkt sie fein, dafs bei solcher unverhüllbaren Gegenständlichkeit wir mehr über unsere Kurzsichtigkeit klagen, als über den Mangel des von Momus einst verlangten Fensterchens in der Menschenbrust uns beschweren sollten. Ein kleiner hingeworfener Apolog von einem Finken und einer Drossel schliefst spielend das Ganze. Eben so wird im *dritten* Gedicht, einem Sermone an Tommaso Gargallo, die heutige zu Flachheit und Hohlheit erzogene Jugend den edlen, strebenden Geistern der Vorzeit, die noch als Sterne glänzen, entgegengesetzt und Stolz gegen Eitelkeit gerechtfertigt. Der *folgende* Sermone an Angelo Dalmistro enthält ein fast an das Idyllische rührendes Lob der Patriarchen von Venedig, Jacopo Mondeo, als eines lobwürdigen Christlichen Hirten, dessen liebenswürdiges Bild durch Dalmistros Lob in der Erinnerung der Dichterin wieder auftaucht. Im *fünften*, in Terzinenform an Mazzarelli, feiert sie mit lebender Wehmuth das Andenken an ihren im November 1828 dahingegangenen edlen Dichterfreund, Ippolito Pindemonte, den sie im Traume noch erblickt, wie er, zum Abschied ihr die Hand noch einmal drückend, sie zum Streben nach wahrem Ruhm ermahnt, welchen auch er nebst der Freundschaft edler Geister Allem vorgezogen. Im schon erwähnten Capitolo an Gius. Barbieri endlich, wo sie über die wunderliche, nur allzuoft widersinnige Führung im Menschenleben scherzt, und sich wofern sie nur lobenswerthe Gegenstände finde, gar sehr und wohl mehr noch zum Lobe als zum Tadel geneigt erklärt, findet sie schalkhaft solche Gegenstände in Verläumdungen und Neid, welche sie denn als vom Anbeginn die Welt beherrschend, beliebt, immer jung, tapfer, vornehm, beredt, demüthigend u. s. w. preiset, und endlich schliefst:

O bella Invidia, tu il mio core accendi,
O cara Maldicenza, tu m'inspira,
Sì che mio stil vostra mercè s'emendi,
E immortal come voi sia la mia Lira.

Und so sei denn auch uns eine Dichterin willkommen, welcher wir, wie sie sich selbst, nur eine befruchtendere Gegenwart wünschten, um ihr schönes Talent immer mehr zu entfalten und so den alten Erbruhm Italienischer Dichterinnen fortzupflanzen. Denn allerdings braucht doch auch das Dichtertalent, wie jede Blume, die Gunst und Pflege der Zeit zu ihrem Gedeihen über die Zeit hinaus.

Adolf Wagner.

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire par le Maréchal Gouvion Saint-Cyr.

(Schlufs.)

Durch das fast unmittelbar nach dem Kriege erschienene Werk des Obristl. v. Plotho besitzen wir über die Feldzüge von 1813 und 1814 eine so reichhaltige Sammlung von offiziellen Aktenstücken Seitens der Coalitions-Armeen, wie fast von keinem andern Kriege; in Deutschland und Frankreich haben sich nächstdem manche andere bedeutsamen Stimmen erhoben. Dagegen verlautet von Russischen Augenzeugen fast gar nichts, was über die eigentliche Detail- und Spezialgeschichte eine belehrende Auskunft gäbe, und Oesterreichischer Seits wird ein tiefes Stillschweigen beobachtet. Erst wenn die Geschichte ihrem faktischen Inhalte nach als völlig abgeschlossen betrachtet werden darf, und die Polemik das Für und Wider gehörig durchgearbeitet haben wird, besitzt die Kritik, sofern sie für die Theorie und mittelst dieser für die Praxis der Kriegskunst reellen Nutzen stiften soll, das zu gereiftem Urtheile erforderliche Material. Für jetzt kann in dieser Beziehung eigentlich nur noch von vorläufiger und bedingter Beurtheilung die Rede sein. Was sich dem Ref. in dieser Rücksicht und in ausdrücklicher Beziehung zu dem Berichte des Verfs. über die Operationen nach Abschluss des Waffenstillstandes zu sagen dargeboten hat, ist an einem Orte (vergl. Staatszeitung Mai 1832.) ausführlicher ausgesprochen als der hier freigegebne Raum gestatten würde, und wenn seine Ansicht, wie er nicht in Zweifel zieht, mannichfacher Berichtigung bedarf, so wird es ihn freuen, wenn er auf diese Weise zu recht ausführlichen Aufklärungen sollte Veranlassung gegeben haben. — Ref. hat sich allda zufällig des in dem militairischen Sprachgebrauche rücksichtlich neuerer Kriegsbegebenheiten eben nicht üblichen Ausdrucks: *romantisch* bedient. Vielleicht liefse sich der in andern Künsten sehr durchgreifend sich bewährende Gegensatz des Romantischen und Klassischen auch in der Theorie der Kriegskunst als eine bequeme Auskunft gebrauchen, gewisse sich unaufhörlich wiederholende Eigenthümlichkeiten auf eine kurze und anschauliche Weise anzudeuten. An und für sich hat eine jede Kriegs-That und Begebenheit einen mehr oder minder romantischen Anstrich; und wenn man diefs einerseits als etwas Erfreuliches betrachten darf, so läfst sich auf der andern Seite auch nicht verkennen, dafs der vorherrschende Hang zur Romantik zu einer Handlungsweise, welche, mehr durch unbestimmte Gefühle motivirt, der Phantasie und dem Ehrgeize schmeichelt, ohne sich auf eine solide reale Basis, auf ein klares Bewufstsein der Zwecke und Motive zu gründen, in der so ernsten Angelegenheit des Krieges unsäglichen Schaden gestiftet hat und fortwährend zu stiften vermag. Vorzugsweise würden wir mit dem Namen des Romantischen (dafs sich von dem Abenteuerlichen als seiner Carricatur noch wohl unterscheiden läfst) alle solche Unternehmungen bezeichnen, welche als Erzeugnifs augenblicklicher Entschlüsse, über deren innere Veranlassung und äufsere Begründung man sich meist selbst nicht Rechenschaft zu geben vermag, und vermöge ihres ganz individuellen Charakters, weniger als Quell bestimmter Belehrung, denn als Gegenstand der Bewunderung oder Anreiz zu heroischer Nacheiferung zu betrachten sind, auch ihre Rechtfertigung zum grofsen Theil nur im Erfolge finden. Klassisch dagegen, dünkt uns, würde man solche Unternehmungen, nennen dürfen, welche wegen ihrer innern Consequenz und Angemessenheit, wegen der Harmonie zwischen Entwurf und Ausführung, wegen der klaren Einsicht und Beurtheilung der Umstände, besonnenen Abwägung der Motive und Probabilitäten, Voraussicht der Erfolge und richtigen Unterscheidung des Unvermeidlichen und Nothwendigen, in

analogen Fällen als Vorbild und Richtschnur bestimmter Verfahrungsweise dienen können, und bei denen sich unabhängig vom Erfolge der einzelnen Anwendung die zum Grunde gelegten Maximen als bleibende Normen strategischer oder taktischer Anordnung beurkunden. Man sieht leicht, dafs beide Bezeichnungen einander nicht vollständig ausschliefsen, und hiernach ein und dasselbe Ereignifs ganz füglich in der einen Beziehung romantisch, in der andren klassisch wird genannt werden dürfen; auch jedem Ereignifs in beiderlei Beziehung verschiedene Grade und Abstufungen der Musterhaftigkeit oder Tadelnswürdigkeit zukommen können; so wie nicht minder: dafs keine von beiden Richtungen, für eine Praxis wie der Krieg, deren eigenthümliches Leben sich gerade aus dem steten Wechsel und Zusammenwirken von Wagen und Berechnen, Wissen und Vermuthen, Besonnenheit und Unbedenklichkeit erzeugt, als die ausschliefslich oder vorherrschend empfehlungswürdige wird nachweisen lassen.

Die Dispositionen des Feindes beim Uebergange über das Erzgebirge (sagt unser Verf.) zeigen, dafs derselbe trotz seiner Stärke mit einer gewissen Besorglichkeit vorging, und keine Ahndung davon hatte, wie wenig ihm gegenüber stand. Das meist aus Conskribirten bestehende 14te Französische Corps, war in einer Breite von dreifsig Stunden von Stolpen bis Hof an der Böhmischen Gränze vertheilt. Die 43ste Division befand sich kaum 10000 Mann stark bis Giefshübel vorgeschoben, und behauptete sich dort am 22. Aug. fast einen ganzen Tag gegen das Corps von Wittgenstein; die 42ste stand an diesem Tage auf dem rechten Elbufer in den Verschanzungen am Lilienstein; die 44ste in der Gegend von Liebstadt, die 45ste bei Dippoldiswalde. Am 23sten Aug., wo sich die ersten feindlichen Spitzen in der Umgegend von Dresden zeigten, waren daselbst etwa 20000 Mann zur Gegenwehr bereit. Vor dem Mittag des 26sten konnten die nächstgelegnen der Truppen, mit denen Napoleon von der Schlesischen Gränze herbeieilte, nicht ankommen. Erst um 4 Uhr Nachmittags an eben diesem Tage begann der Angriff der Böhmischen Armee gegen die Vorstädte der Altstadt, zwei Stunden bevor die junge Garde über die Elbbrücke defilirte. Am 27sten waren das 14te 2te, 6ste Corps, nebst der ganzen Garde und einer zahlreichen Cavallerie unter Napoleon in Dresden vereinigt; etwa 150000 Mann, denen wenigstens 200000 gegenüberstanden, oder doch zur Schlacht herangezogen werden konnten. Von Seiten der Alliirten war am 26sten so viel demonstrit worden, dafs aufser dem grofsen Garten fast nichts in ihre Gewalt gerieth und durch die unerwartet aus allen Thoren hervorbrechenden Colonnen der jungen Garde der Angriff auf allen Punkten abgeschlagen wurde. In der Nacht trat ein starker Regen ein, der den ganzen folgenden Tag ununterbrochen herabströmte, einestheils das Feuer der Infanterie sehr unwirksam machte, andererseits die Reiterei hinderte, in dem aufgeweichten Boden rasche Bewegungen auszuführen. Die alliirte Armee hatte sich auf die etwa eine starke Stunde von Dresden gelegenen Anhöhen zurückgezogen und nahm einen Halbkreis von fast 4 Stunden ein, der durch das Felsenthal der Werstritz im Plauenschen Grunde durchschnitten sich links nicht bis zur Elbe erstreckte, rechts nicht bis an die nach Töplitz über Zehist und Dohna führenden Hauptstrafsen reichte. Napoleon ergriff die Offensive gleichzeitig gegen die beiden in der Luft stehenden Flügel des Feindes, wahrscheinlich in der Absicht, den Feind von seinen beiden Hauptrückzugslinien gegen Töplitz und Freiberg abzudrängen, während eine starke Reserve dem Centro gegenüber den Augenblick erwartete, wo sie mit Erfolg in dasselbe würde einbrechen können. Dieser Augenblick trat jedoch nicht ein, obgleich der König von Neapel die Division Mesko auf dem linken Flügel gefangen nahm, und den dort isolirten Theil der feindlichen Armee zum Rückzuge zwang, weil die Angriffskolonnen des entgegengesetzten Flügels unter Mortier zu grofse Räume zu durchlaufen hatten, und auf zu überlegne Kräfte stiefsen. Dennoch wurde schon an diesem Abend der Rückzug der Alliirten in der Französischen Armee als unausbleiblich betrachtet. Die der Lage der Sachen nach nur zu begründeten Hoffnungen auf daraus erwachsende glänzende Erfolge wurden jedoch vereitelt durch Napoleon's eigne Schuld. Die Disposition, welche vom Fürsten Schwarzenberg für die alliirte Armee entworfen ward, war ganz dazu geeignet, sie auf das Vollständigste in's Verderben zu stürzen. Auf seinen ausdrücklichen Befehl waren die Russischen und Preufsischen Corps, welche den rechten Flügel des Böhmischen Heeres bildeten und die sich vorher rechts an die Elbe lehnten, am Morgen des 27sten bis an das Dorf Neik zurückgezogen, und die Armeeabtheilung jenseits des Plauenschen Grundes verstärkt

worden. Abends 7 Uhr begann der Rückzug. Wie bei dem Vormarsch über das Gebirge die Anordnung getroffen war, dafs die Oesterreichischen Truppen erst einige Tage später zum Handgemenge kommen konnten, so waren ihre Colonnen auch jetzt die ersten welche das Schlachtfeld verliefsen, wodurch am Morgen des 28sten der linke Flügel der Preufsisch-Russischen Armee (welchem der Abmarsch auf die seitwärts gelegene und bereits durch Vandamme im Rücken bedrohte Strafse über Dohna und Peterswalde angewiesen worden) grofser Gefahr ausgesetzt wurde. Das sechste Französische Corps indessen, welches in der Richtung auf Dippoldiswalde die Wiedervereinigung der beiden Theile der alliirten Armee verhindern sollte, wurde zu spät und zu isolirt in Bewegung gesetzt. Das 14te Corps erhielt eine zweimal veränderte Direction, wodurch es vom Feinde entfernt gehalten wurde. Die gesammte Garde (60000 Mann) welche mit dem Corps von Vandamme und der Cavallerie von Nansouty am Morgen des 29sten vor Töplitz hätte vereint gewesen sein können, fand sich durch bestimmte Befehle bei Dresden festgehalten. Die Standhaftigkeit des Grafen Ostermann und die Entschlossenheit des Gen. Kleist retteten durch die Vernichtung des Vandammschen Corps bei Kulm die Existenz der Böhmischen Armee, was jedoch unmöglich gewesen wäre, wenn Napoleon nicht muthwillig die ihm von selbst durch die Schwarzenbergschen Anordnungen zu Theil gewordenen Vortheile wieder aus den Händen gegeben hätte. — Auf eine ähnliche Weise waltete das Glück an den Tagen von der Katzbach und Grofsbeeren über dem Schicksale der Welt; die innere Kraft Napoleons schien gebrochen, und keine neue bewunderswerthe Grofsthat ward von da an durch die Französischen Heere auf Deutschem Boden vollbracht! —

Rühle v. Lilienstern.

XXIX.

1) ***Die Lehre der Lateinischen Wortbildung, nach Anleitung der vollkommneren Bildungsgesetze des Sanskrit genetisch behandelt von Carl Theodor Johannsen, Privatdocenten zu Kiel. Altona*** 1832. 120 S. 8.

2) ***De utilitate, quae ex accurata linguae Sanscritae cognitione in linguae Graecae Latinaeque etymologiam redundet, brevis diss., scr. E. Ph. E. Calmberg, in Joannea Hamburg. Prof., Hamburgi*** 1832. 68 S. 4.

Die Schrift Nr. 1. läfst sich leichterer Uebersicht halber in drei Hauptmassen scheiden, von deren jeder Ref. dem Leser eine allgemeine Ansicht zu verschaffen suchen will. Die erste (S. 1—26.) begreift Gegenstände aus der Lautlehre in sich; die zweite und dritte ist mit solchen aus der Wortlehre und zwar jene (S. 29—96.) mit Wurzeln, Grundformen und deren Modificationen durch Ableitung und zum Theil Abbiegung, diese (bis S. 114.) mit Pronominalstämmen und Partikeln beschäftigt, wozu noch ein Anhang über Wurzelbildung kommt.

Die *Lautlehre* mufs nach des Ref. Bedünken aufser anderen Gegenständen vorzüglich zwei Hauptabtheilungen, nämlich eine über den *lexikalischen* oder *mundartlichen* und eine andere über den *grammatischen* Lautwechsel in sich fassen. Jener zerfällt dann weiter in den, bei einer genügenden Anzahl von Sprachdenkmälern aus verschiedenen Perioden, leichter erforschbaren *zeitlichen*, welcher innerhalb der Fortsetzung *ein und derselben* Mundart oder Sprache erfolgt, und in den *räumlich* geschiedenen, welcher um deswillen viel gröfsere Aufmerksamkeit und Umsicht erfordert, weil seine Erforschung und Begründung oft einem grofsen Theile nach *aufserhalb* eines gegebenen *engeren* Sprachgebietes fällt, indem auch bei ihm die Bestimmung mundartlicher Abweichungen nach einer chronologischen Anordnung unerläfslich ist, diese aber keineswegs unmittelbar durch die Zeitfolge von Sprachdenkmälern (z. B. Homer und Theokrit), die *verschiedenen* Mundarten einer Sprache oder verschwisterten Sprachen eines Sprachstammes angehören, gegeben wird, noch auch immer allein durch die Betrachtung der wahren *Analogie*, d. h. durch die Vergleichung der einzelnen Glieder eines Sprachorganismus innerhalb desselben in Bezug auf seine Gesammtheit, erreicht werden kann.

Die zweite Abtheilung müfste den *grammatischen*, d. h. den durch grammatische Lautgruppirungen veranlafsten Lautwechsel behandeln. Dieser ist zwiefach, und zwar 1) derjenige, durch welchen *nicht die virtuelle Integrität* eines sprachlichen Stoffes aufgehoben wird. Hieher gehören *a*) die bisher viel zu eng gefafste *Assimilation* mit ihrem, fast ganz unbeachtet gebliebenen Gegensatze, der *Dissimilation*, z. B. *rossignole* st. *lus-*

cimiola; *niveller* von *libella*; *Apollinaris* neben *Dialis* u. s. w. *b) Zusammenschmelzung, Auflösung. c) Umstellung*, welche nur in sich einen Gegensatz bildet.

2) Die je nach ihrem Statthaben im An-, In- oder Auslaute der Wörter verschiedenen *drei Figuren des Ueberflusses und drei des Mangels.* Grundbedingung aller dieser Lautfiguren ist es, dafs nichts, was auf Bedeutsamkeit irgend Anspruch machen darf, folglich nicht blofs dem reinlautlichen, sondern zugleich dem intellectuellen Momente der Sprache angehört, in ihr Bereich fällt, wenn gleich oft die Scheidung zwischen Bedeutsamem und nur Lautlichem mit Schwierigkeiten verknüpft ist, wie man denn z. B. im Griech. noch immer die Reste von Präfixen (z. B. ἐ-γείρειν mit ἐν: *excitare*; ἀ-γείρειν mit ἀ: *concitare*; ἀ-μέργειν mit ἀπό: *detergere*; vgl. κά-πτειν st. κάπ-πεσον von κατά) irriger Weise für prosthetische d. h. nichtsbedeutende Buchstaben ausgiebt.

Unser Verf. redet nur, offenbar weil er der Anordnung der Sanskritgrammatik folgte, vom Lat. Alphabete, von Veränderungen der Vocale und Consonanten, endlich von Einschiebseln; erschöpft ist hiemit jedoch die *Lateinische* Lautlehre bei weitem nicht. Sehr beifallswürdig ist des Verfs. Eintheilung auch der Lat. Laute in dumpfe und tönende; die von ihm gegebenen Wohllautsregeln verdienen Dank, zumal die Lat. Lautlehre bisher sehr stiefmütterlich behandelt worden ist; mehrere jedoch hätte Ref. schärfer und bestimmter gefafst und unter die Einheit eines durchgreifenden Princips gebracht gewünscht; die Regeln 2—5. (S. 13 ff.) z. B. sind ächte Assimilationen, nur nach Art und Grad unterschieden; oder wäre etwa die Homorganisirung des Nasales vor Labialen oder dgl. weniger eine Assimilation zu nennen, als die völlige Gleichmachung eines Buchstaben mit einem andern? Hat das *n* in *impellere* nicht so gut als in *il-ludere* dem Charakter des folgenden Buchstaben sich beugen müssen? Es ist staunenswürdig, welch eine Fülle von Lautabwandlungsgesetzen in dem einen Grundgesetze der Wahlverwandtschaft oder Assimilation von Buchstaben zusammenfallen, wenn man diesem nicht die natürlichen Grenzen seines ganzen, grofsen Gebietes schmälert. — Gegen viele der sogenannten Einschiebsel bei dem Vf. erheben sich mancherlei Bedenken; der unerläfsliche Grundsatz, dafs sie unbedeutsam sein müssen, ist viel zu wenig festgehalten, und die alten, sonderbaren Ideen von Euphonie, nach welchen diese, wie ein Lastthier, jede unverstandene Spracherscheinung auf sich nehmen mufs, hätten immerhin kühner abgestreift sein können. In wiefern sollte wohl z. B. *genius* wohllautender sein, als *genus*? Dem Verf. zufolge müfste man dies jedoch annehmen, da er das *i* in jenem für euphonisches Einschiebsel erklärt. Nicht doch! das *i* hat hier, wenn auch keine selbständige, doch ohne Frage eine Mit-Bedeutsamkeit. So sind nun viele entweder zu Grundform oder Suffix gehörige Buchstaben wider die Natur der Sache zu Einschiebseln, welche in den Sprachen stets zu den verhältnifsmäfsig selteneren Erscheinungen gehören, umgestempelt worden.

In der *zweiten* Abtheilung des Buches wird nach dem Muster der Sanskritgrammatik der auch im Lateinischen bestehende, wesentliche Unterschied der Ableitungen 1) aus *Wurzeln* und aus *Stämmen*, d. h. vermehrten oder secundären Wurzeln — diesen terminologischen Unterschied zwischen Wurzel und Stamm möchte Ref. feststellen — und 2) aus *Themen* und *Wörtern* auf eine im Allgemeinen genügende Weise nachgewiesen; und mit Recht wird vom Verf. darauf gedrungen, dafs man in der Lehre von der Wortableitung streng *genealogisch* verfahre, um nicht, welchen Ausdruck ich jedoch selber zu vertreten habe, Ascendenten mit Descendenten, directe Verwandte mit Seitenverwandten, kurz alle mit allen zu vermengen. Wo verloren gegangene oder ideelle Mittelglieder zwischen inne liegen, mufs wenigstens die Lücke bezeichnet werden, damit man nicht Enkel eines Grofsvaters ohne einen Vater erhält. Jedem leuchtet ein, dafs z. B. Patronymika oder hylonymische Adjective nothwendig ein Nomen voraussetzen und eine unmittelbare Ableitung derselben aus der Wurzel gegen alle Vernunft verstiefse; es müssen daher, wie auch der Verf. gethan, Wurzel- und Themen-Suffixe unterschieden werden.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 49.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

1) *Die Lehre der Lateinischen Wortbildung, nach Anleitung der vollkommneren Bildungsgesetze des Sanscrit genetisch behandelt von Carl Theodor Johannsen.*

2) *De utilitate, quae ex accurata linguae Sanscritae cognitione in linguae Graecae Latinaeque etymologiam redundet, brevis diss., scr. E. Ph. E. Calmberg.*

(Schlufs.)

Ueber diese erlaube ich mir ein paar Erinnerungen; verschiedengestaltige, aber in sich identische, als *ti, si* (z. B. *s-i-ti* von √ *us*, brennen; *mes-si* von √ *met*) hätten nicht getrennt werden, verstümmelte (z. B. *aestât* st. *aesti-tât*, Hitzezeit, vgl. *olivi-tat*) in ihrer Integrität hergestellt, entlehnte Griechische ausgeschlossen oder doch für sich behandelt, endlich keine, zu deren Aufstellung die Befugnifs fehlt, z. B. das aus *ren, splen, lien*, Wörtern also, die man, bei der noch vorhandenen Unbekanntschaft mit ihren natürlichen Gelenken, blofs auf's Gerathewohl zerbrechen könnte, das aus diesen, sage ich, erschlossene *Suff. en* nicht unter die Zahl der erweisbaren Suffixe aufgenommen werden sollen. Auch hätte wohl der Umstand gröfsere Beachtung verdient, dafs es, wie einfache und mehrfache Präfixe, so auch einfache und zusammengesetzte Suffixe giebt; z. B. das *Sanscr. suff. tri* hält Ref. zusammengesetzt aus dem *suff. t* oder *ti* mit der √ *ri* (*ire*), also: *dât-ri* (*qui datum it i. e. dator et daturus*), *venat-or* (der Jagen geht). *Homun-culo, homun-cion* setzen wenigstens ideelle Formen voraus, welche solchen, wie *civico, patricio*, analog wären.

Den wesentlichen Unterschied des Verbums vom Nomen, welchen der Verf. darein setzt, dafs jenes nicht von einer Person überhaupt, sondern von einer *bestimmten* Person prädicire, kann Ref. nur in der, dem Verbum einwohnenden Copula finden, als welche den *Act* der Synthese der immer logisch, wenn auch nicht stets sprachlich geschiedenen Subjects- und Prädicatsbegriffe vollzieht. Die alten Ausdrücke ῥῆμα (Aussage, *enuntiatio*) und ὄνομα (Benennung, *denominatio*) sind so wahr und bezeichnend, dafs sie nicht treffender hätten gewählt werden können; das Verbum *prädicirt allein*, das Nomen dagegen thut nichts als benennen, d. h. durch allgemeine oder besondere Merkmale *kennzeichnen;* Infinitiv und Particip sind daher, als der Copula ledig, nicht mehr verbal, sondern nominal. In dem Verbum der Sanskritsprachen werden Prädicat, Copula und Subject formell durch Wurzel, Bindevocal (oder doch eine leer gelassene Stelle) und Personalendung repräsentirt, welche Repräsentanten sodann wiederum Träger anderer Weiterbestimmungen sind. An der Wurzel, vor, in und hinter ihr, befinden sich die Zeitunterschiede; die Copula, dieser bindende Nerv des Verbums, wird 1) qualitativ bestimmt, nämlich affirmativ, negativ, oder neutral (Fragform) und 2) modal, je nachdem sie die Synthese des Prädicats und Subjects als nothwendig (z. B. in mathematischen Sätzen), wirklich, oder — sei es nun objectiv oder subjectiv — möglich setzt; die Personalendung endlich läfst das *logische* Subject unter dem Gesichtspuncte der Causalität d. h. als *reales* Subject, Object oder Subject-Object, so wie unter dem des durch fremden Willen beabsichtigten Bestimmtwerdens erscheinen. Alle diese Bestimmungen, nebst der quantitativen und redeverhaltlichen des *Subj.*, sprachlich an einer Wurzel darstellen heifst — *Conjugiren*, welchen Begriff der Vf. vielleicht etwas schief gefafst hat.

§. 8. werden die Lat. Präsensstämme untersucht, deren vom Verf. wohl zu viele gefunden sind; *serere* unter Nr. 6. gehört als reduplicirt (st. *sesere*) zu Nr. 5; Nr. 7. und 9. enthalten eigentlich nur rein lautliche Umwandlungen, z. B. *surgere, expergisci*, aber ohne Synkope *surrexi, experrectus*, um zu grofse

Consonantenhäufung zu vermeiden; in Nr. 11. wird die erste Lat. Conjugation der Cl. 6. im Sanskr. gleich gestellt, da doch jene schwach, diese stark ist.

§. 9. Perfectbildung. Ref. will nur bemerken, dafs er im Lateinischen nicht mehr als drei wesentlich verschiedene Perfecte, ein durch Reduplication oder durch Ersatzmittel für dasselbe gebildetes, *einfaches* und zwei nach Bopp's richtiger Bemerkung mit den Perfecten der *verba subst.* (√ *es* und *fu*) *zusammengesetzte* anerkennen kann. Die Einerleiheit der *suff. to* und *so* im *Part. Praet. Pass.* hätte bestimmter ausgesprochen und lautlich begründet werden können.

In der *dritten* Hauptabtheilung: Pronominalstämme und Partikelbildung, hat sich unser Verfasser nicht von allerhand kleinen Willkürlichkeiten frei erhalten. Im Lateinischen giebt es z. B. nach des Ref. Dafürhalten keinen Pronominalstamm *u*; *si-cu-bi*, *ali-cu-bi* (vgl. *si quis*, *aliquis*) zeigen zur Genüge, dafs *ubi*, *unde*, *unquam* u. s. w. des *q* verlustig geworden. — *Illus* soll von einem erdichteten Pronominalstamme *o* herkommen und *ille* aus *is* + *le* bestehen; ich halte beide für *Demin.*, aus dem Grunde, weil das räumlich Entfernte sich perspectivisch verkleinert darstellt; sind sie ungleichstämmig, so gehört jenes zu *i* (*is*), dieses zu dem Sanskr. *ana* (*ille*) *Bopp. R.* 270., von welchem *an-ja*, *Lat. al-io*, *an-te* u. a. ausgehen (vgl. *bene*, *belle*). — *Qui* wird mit dem Sanskr. *jas* = ὅς identificirt, allein diesem *ja*, welches aus dem Demonstrativstamme *i* (vgl. *der* als *demonstr.* und *relat.*) gebildet scheint, kann *qui* lautlich nicht entsprechen, da *j* nie durch *q* vertreten wird. Das *Interrog.* bezeichnet eine unbestimmte Allgemeinheit, mit dem Verlangen, dafs diese bestimmt d. h. besondert werde; den Frageton weggelassen, erscheint das *Indef.* (*wér?* τίς; und *wèr*, τις). In allgemeinen Sätzen dient ferner das *Interr.* als *Relat.* (*wer-der*), und selbst, wenn der Lat. in besonderen eine mit dem *Interr.* äufserlich gleiche oder doch nur wenig abweichende Form anwendet z. B. *Cicero, qui orator fuit*, bleibt der Relativsatz der allgemeinere Begriff, unter welchen der besondere subsumirt wird. Die Oxytonirung des fragenden *wér?* bezeichnet die aus unvollständiger Kenntnifs wirklich oder scheinbar entspringende Sehnsucht nach Belehrung, (daher die rhetorische Kraft der Frage, weil sie Affect athmet und andere zum Nachdenken auffordert); die Tonlosigkeit oder vielmehr Enklise des Indef. *wèr* Gleichgültigkeit oder gar Verachtung; das relative *wer* endlich mit seinem proclitischen Tone eine schwebende Allgemeinheit, welche durch Besonderung fixirt wird. Da hiernach die Grundbedeutungen des Interr., Indef. und Relat., wenn auch durch die Betonung geschieden, in eins zusammenfliefsen, ist kein Grund vorhanden, blofs *quis* und nicht *qui* dem Sanskr. Interr. *ki-m*, *ka-s* beizugesellen.

Die ableitbaren Partikeln scheidet der Verf. richtig in *casuelle* und *durch Ableitungssuffixe gebildete*; warum nennt er sie doch Indeklinabilien, welcher Name offenbar mit jenen in Widerspruche steht? Dafs sie vereinzelte Casus sind, ändert nichts; auch verläugnen sie, ihr syntactischer Gebrauch möge sein, welcher er wolle, nie ganz ihren casuellen Character z. B. *tum temporis*, und man sollte sie daher auch nicht einmal Adverbia oder dgl. nennen; wenn z. B. *hac nocte*, *hoc modo* als Casus gelten, so ist nicht abzusehen, warum *quum*, *tum*, *quam*, *quanquam* u. s. w. in den weiten Sack der Adverbia gesteckt werden sollen.

Schliefslich ist Ref. noch dem Verf. und Leser die Versicherung schuldig, dafs in den ersteren Buche auf engem Raume viel Treffliches sowohl im Allgemeinen als im Besonderen zusammengedrängt ist, welches nach Recensentenunsitte entweder gar nicht oder weniger deutlich hervortreten gelassen zu haben, er gern und willig bekennt.

Bei Nr. 2. können wir uns kürzer fassen. Dem Zwecke der Schrift, welchen der Titel genügend ausspricht, wäre es vielleicht eher entgegen als förderlich gewesen, hätte ihr Verf., dem Forscher meist Bekanntes und Anerkanntes, aber in seiner Zerstreutheit minder Wirksames, zu sammeln und mit besonnener Klarheit zu ordnen verschmähend, es vorgezogen, an dessen Stelle eigene, feinere und deshalb dem Unkundigen weniger verständliche Untersuchungen treten zu lassen. Wenn man aus S. 5. ersieht, dafs es wirklich noch jetzt im Busen von Deutschland aufgeklärt sein wollende Trojaner giebt, welche allen neun Musen auf ihren Knieen danken, nicht von der grassirenden Seuche der Sanskritomanie, jener Vorgängerin einer anderen unholden Landsmännin, sondern blofs von dem ganz gemeinen, wenig lebensgefährlichen Blödsinne befallen zu sein, und sich darob gegenseitig beglückwünschen, so mufs man den Muth eines Mannes preisen oder nach Umständen beklagen, welcher sich der Ge-

fahr aussetzt, unter vielen lernbegierigen Ohren auch manchen tauben oder doch verstopften und verstockten zu predigen und ihnen die Stimme so vieler Völker diesseit und jenseit Griechenlands und Italiens zu deuten, welche im starken Unisono verkündet: Ihr Männer Rom's und Athen's, wir sind eure Stammesbrüder! Euré Väter und unsere Väter ruhten einst an Einer Mutterbrust, Eine Wiege nahm sie auf und das Band Einer Sprache umschlang ihre frohe Jugendzeit. Da fuhr ein ungekannter Wetterstrahl in ihre Spiele; sterbend sank die Mutter hin, und ihre Söhne flohen mit keinem anderen Erbtheile, als welches sie aus jener Munde empfangen, gen Ost und West, nicht ahnend, dafs aus diesem ein spätes Jahrhundert ihre für lange in Vergessenheit gerathene Geschlechtstafel wiederherstellen würde.

Willigen hat der wahrheitseifrige Verf. genug, und dies in klarer und ansprechender Form gesagt! —

Aug. Fr. Pott.

XXX.

1. *Ueber den gegenwärtigen Standpunct der philosophischen Wissenschaften, in besonderer Beziehung auf das System Hegels. Von C. H. Weiſse, Professor an der Universität zu Leipzig. Leipzig* 1829. *Verlag von Joh. Ambr. Barth.* 228 S. 8.
2. *Ueber das Verhältniſs des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpuncte von Hegels Abscheiden. Nebst einer kurzen Darlegung meiner Ansicht des Systems der Philosophie. Von C. H. Weiſse. Leipzig, bei Schaarschmidt und Volckmar.* 1832. 86 S. 8.

Eine Beurtheilung der *ersten* von den beiden genannten Schriften des Hrn. Prof. Weiſse, hatte der verewigte Hegel selbst noch für diese Jahrbüher zugesagt; sie würde in der Fortsetzung seiner Kritik verschiedener gegen ihn und sein System erschienener Schriften ohne Zweifel ihren Platz gefunden haben, hätte nicht der Tod „des genialen und tiefsinnigen Mannes", wie ihn Hr. W. in eben dieser Schrift S. 10. nennt, aufser dieser Fortsetzung noch gar Vieles sonst, Wichtigeres und Wünschenswertheres, unterbrochen und ohne Ausführung gelassen. Von jenen anderen Gegnern indessen, welche Hegel gegenüber ihren Standpunct aufser dem angegriffenen Systeme, auch wohl aufser der Philosophie überhaupt, nahmen und auf dem Boden ihrer sonstigen, mehr oder minder zufälligen Bildung und Weltansicht ihre Anläufe versuchten, ist Hr. W. insofern zu unterscheiden, als er selbst auf dem Felde Hegel'scher Philosophie sich befindet und in deren Gedanken, Begriffen, Kategorieen, wie in der dialektischen Entwicklung und Gliederung des Systems, seine eigne Philosophie sich bewegen läfst. Er hat daher auch für seine abweichenden Ansichten sich innerhalb dieses Systems seine Stellung gegeben und zeigt sich überhaupt eingehend in diejenige Speculation, welche er theilweise mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen unternimmt. Der Forderung, dafs eine Widerlegung oder auch blofse Bestreitung in der Philosophie nicht etwa nur von aufsen her und von fremden Voraussetzungen aus negirend auftreten, sondern in das eigne Gebiet des zu widerlegenden Systems eingehen, dafs der Angreifende in den Umkreis der eignen Stärke seines Gegenmannes sich stellen müsse, ist insoweit, scheint es, Genüge geleistet. Es tritt aber eine andere, nicht minder wesentliche Forderung hinzu: dafs man diejenige Philosophie, welche man bestreiten will, auch wirklich ganz gefafst, verstanden und durchdrungen habe. Inwieweit dieses nun in dem vorliegenden Unternehmen geschehen, wie überhaupt Hrn. W. seine Befehdung der Hegel'schen Philosophie und die Begründung und Durchführung seiner abweichenden Ansichten gelungen, was ihm dabei neben dem innerhalb des Systems genommenen Standpuncte auch etwa noch aufserhalb *von dem Seinigen* übrig geblieben, wird sich im Verlaufe dieser Anzeige etwas näher ergeben, in welcher wir mit der erstgenannten Schrift die jüngsterschienene *zweite* zusammenfassen, an jene uns aber ihrer mehr begründenden und ausführlicheren Darstellung wegen zunächst noch um so mehr zu halten haben, als in der zweiten für die Wahrheit (oder im Gegentheil für die Unwahrheit) der Angaben, d. h. solcher Behauptungen und Versicherungen, welche sich auf das Factum einer richtigen Auffassung berufen, blofs der einfache Geschichtglaube der Leser (S. 32.) in Anspruch genommen wird. Beide Schriften kommen in der Hauptsache darin mit einander überein, dafs sie 1) theilweise, die frühere jedoch etwas mehr als die spätere, eine sehr entschiedene Annahme und Anerkennung der H.'schen Philosophie, ins-

besondere ihres logischen Theils, 2) eine nicht minder entschiedene Polemik gegen dieselbe, insbesondere in der Lehre von Natur und Geist, und 3) den Entwurf eines eigenen Systems, die zweite Schrift jedoch ausführlicher entwickelt und in einem besondern Abschnitte für sich (von S. 51. an), beide übrigens unter fortlaufender Polemik, zum Inhalte haben. Sie unterscheiden sich 1) einigermafsen in dem Tone der Kritik, welcher in der neuesten Schrift ziemlich zuversichtlicher und absprechender wird, während die frühere, deren Kritik noch „für nichts anderes als für einen einstweiligen Versuch eines allerdings schweren und inhaltvollen Unternehmens" gelten sollte, zwar auch (S. 10.) eine nicht gerade überflüssige Entschuldigung „wegen des vielleicht positiv und absprechend klingenden Tons" enthält, aber doch die nicht gemeinte „Selbsterhebung über die Verdienste und die Einsichten Anderer" in den Hintergrund zurücktreten läfst; 2) in der besondern Beziehung auf das Publicum, welche die zweite Schrift vor der ersten voraus hat

Ueber diese Beziehung zum Publicum, in welcher der Hr. Vf. (Nr. 2. S. 16.) „das gegenwärtige Verhältnifs des gröfsern Theils derer, die überhaupt eines wissenschaftlichen Interesses fähig sind, zur Philosophie und zu den übrigen Wissenschaften scharf und bestimmt ausgesprochen zu haben glaubt", sind vielleicht sogleich hier einige Bemerkungen am gelegenen Orte. Die Frage nämlich, woher es komme, dafs gegenwärtig, in Vergleich mit den letzten Decennien des vorigen und dem ersten des jetzigen Jahrhunderts, das allgemeine wissenschaftliche und geistige Interesse sich eher von der eigentlichen speculativen Philosophie abgewendet und mehr zu andern Fächern (Natur, Geschichte, Kunst und Poesie) hingeneigt zu haben scheine, wird (S. 1—18.) dahin beantwortet, dafs durch die neuere Philosophie, insbesondere durch die Erkenntnifs der Idee des Lebens und einer lebendigen organischen Einheit in der Natur, eben so einer geistigen Einheit und innern Gesetzmäfsigkeit in dem geschichtlichen Leben der Menschheit, und durch die herrschend gewordene Grundansicht von der Kunst und Schönheit als der vollkommensten äufseren Erscheinung des göttlichen Geistes, „der das Universum geschaffen hat, und der in dem Geiste des Menschen sich zum Bewufstsein und zur Gegenbildlichkeit seiner selbst verklärt", jenes Suchen und Streben, jenes Bedürfnifs des allgemeinen Geistes, welches der Entwicklung der Philosophie früher eine so regè und allgemeine Theilnahme zuwandte, eigentlich und wirklich schon, wenigstens im Allgemeinen, seine geforderte Befriedigung erhalten habe, indem der vorher unbefriedigt gelassene Trieb des Geistes gerade auf das geahnete Dasein jenes inneren Lebens und seinen geistigen Zusammenhang in den grofsen Objecten der Erkenntnifs und auf den Aufschlufs dieses geahneten Inneren gerichtet gewesen sei. — Man möchte wünschen, mit dieser Erklärung der Erscheinung die Bemerkung verknüpft zu sehen, dafs die so nur im Allgemeinen gewonnene Befriedigung, bei welcher es die Mehrzahl in dem neuen Elemente des Geistes und seines Bewufstseins bewenden liefs, zunächst auch nur eine allgemeine und oberflächliche war, und das hieraus hervorgegangene Reden über Natur und Kunst u. s. w. vielfach als ein so nur im unbestimmt Allgemeinen schweifendes und seichtes, wiederum nur der Meinung, der zufälligen Ansicht und Bildung verfallenes, sich vernehmen liefs, dafs nichts nöthiger erscheint, und dieses jetzt vielmehr das wahre innere Bedürfnifs bei der Sache ist, als einem solchen Zustande von Seiten der Philosophie durch eine gründliche Wissenschaft, zunächst die logische, zu begegnen und der Verwirrung der Begriffe durch bestimmte Gedanken ihr Ziel zu setzen. — Weit entfernt indessen, die wahrgenommene Abwendung von der speculativen Philosophie für etwas Bleibendes zu halten, noch viel weniger aber annehmend, „dafs die Wissenschaft der Philosophie als solche hiervon einen Vorwand nehmen darf, ihre Acten zu schliefsen und ihr Werk für vollendet zu erklären", (es ist in der That auch noch genug zu thun übrig geblieben) glaubt der Hr. Vf. sogar (S. 19.) „aus gewissen Zeichen der Zeit abnehmen zu können, dafs eben jetzt ein Moment eingetreten ist, von welchem aus eine ganz neue Richtung sowohl des wissenschaftlichen Interesses der gebildeten Gesammtheit unserer Nation, als auch der eigentlichen Arbeit des speculativen Denkens sich datiren wird".

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 50.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

1. *Ueber den gegenwärtigen Standpunct der philosophischen Wissenschaften, in besonderer Beziehung auf das System Hegels. Von C. H. Weifse.*
2. *Ueber das Verhältnifs des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpuncte von Hegels Abscheiden u. s. w. Von C. H. Weifse.*

(Fortsetzung.)

Auch wir hegen diese Hoffnung, müssen aber noch etwas zweifeln, ob die eigentliche, d. h. die wirklich ergründende Arbeit des speculativen Denkens, deren Gründlichkeit und Wahrheit von den Interessen des Tages sich vielmehr verschmäht sieht, gerade in dem jetzigen, hoffentlich jedoch bald vorübergehenden, Zeitpuncte die erwünschte Förderung und Begünstigung finden werde. So lange wenigstens unter einer, wie jetzt, vorhandenen politischen, fast fanatischen Aufregung und Spannung der Gemüther, zum Nachtheil gründlicher Wissenschaft sowohl als der Ruhe des bürgerlichen Lebens, Alles eine einseitige Richtung und Gestalt anzunehmen droht, und unter der Herrschaft der aufgeregten, sich überall wie Wahrheit einführenden Meinung, Philosophie und Religion, Staats- und Rechtswissenschaft, selbst die Geschichte sich in abstracte Theorien des räsonnirenden Verstandes und in die Fesseln einer mifsverstandenen, nur formellen und substanzlosen Freiheit bequemen müssen, ist wenig Hoffnung vorhanden, den Geist aus dieser Verdunkelung seiner wirklichen und wichtigsten Interessen zum Verständnifs über sich selbst in seiner Wahrheit zu bringen, so sehr anderntheils gerade diejenige Philosophie noth thut, welche auch das Positive in seiner Nothwendigkeit begreifen lehrt und die Gemüther durch Befreiung von Irrthum und Mifsverständnifs mit der Gegenwart und Wirklichkeit auszusöhnen geeignet ist. — Es findet sich indessen, dafs die Interessen des von dem Hrn. Vf. vertretenen Publicums schon von etwas älterem Datum und von solcher Beschaffenheit sind, dafs die Philosophie sie zu jeder Zeit befriedigen oder auch nicht befriedigen kann. Nachdem derselbe noch angegeben, dafs auf diesen jetzt eingetretenen Moment „hinzudeuten und die Beschaffenheit dieser Richtung mit einigen Worten zu bezeichnen", die Endabsicht seines Aufsatzes war, fügt er hinzu: „die Veranlassung, eben jetzt mit ihm hervorzutreten, gab uns der Tod jenes merkwürdigen Mannes, dessen System seit einiger Zeit als die höchste Spitze Deutscher Speculation betrachtet wird, ohne doch dafs es auf ähnliche Weise, wie die ihm vorangegangenen Systeme, einen tief eingreifenden und gewaltig umgestaltenden Einfluſs auf die Denkweise der Nation hätte erlangen können". Der Tod eines grofsen Mannes ist allerdings öfter schon der Zeitpunct gewesen, von welchem an seine Gedanken und Entwürfe erst zur Ausführung oder seine Lehren zur Einführung in den allgemeinen Besitz und zum Umlauf in den geistigen Adern seiner Nation gelangten. Dafs dieses mit Hegel der Fall sein werde in der jetzt erst zu erwartenden weiteren Verarbeitung seiner grofsen und reichen Verlassenschaft zum Gemeingute der Gebildeten, diese Hoffnung hat Ref. selbst noch unlängst in diesen Blättern ausgesprochen und dabei zugleich auf dasjenige Rücksicht genommen, was auch Hr. W. sogleich nachher in seinen Worten über das besondere Geschick oder die wissenschaftliche Eigenthümlichkeit des „berühmten, aber dem eigentlichen Wesen seiner Wirksamkeit und Schöpferthätigkeit nach dem gröfseren Publicum unverstanden und unzugänglich gebliebenen Mannes" berührt, indem er in der Natur einer wahrhaft speculativen Philosophie selbst die Schwierigkeiten nachzuweisen versuchte, welche sie als solche und in ihrer ersten reinen Gestalt dem sonst gewohnten Denken und Vorstellen minder zugänglich macht. Vom Hrn. Vf. jedoch wird, was *er*

von Hegel's Tode datirt, nicht in dem gleichen Sinne genommen. Zwar läſst er einestheils die Beantwortung der Frage, worin denn H's. Verdienst bestand, von seinem Publicum mit Ungestüm fordern, und sie, gleich wie von einem etwas unartigen Parterre, selbst „unter der Drohung, sonst dieses Verdienst überhaupt nicht anzuerkennen und gelten zu lassen", (ist ja doch von einer namhaften Versammlung auch schon das Dasein Gottes decretirt worden) sogar nur von Solchen begehren, „die auf das Gebiet, auf welchem allein ein vollkommenes Verständniſs dieses Verdienstes möglich ist, zu folgen sich ganz und gar ungeneigt zeigen", (wo es denn freilich mit dem Anerkennen wie mit dem Anzuerkennenden schlimm steht); anderntheils spricht er auch (S. 20.) von seinem Bestreben, „darauf hinzuweisen, wie in der That die Philosophie unserer Zeit ein Resultat gewonnen hat, welches von unermeſslicher Bedeutung für die gesammte Denkweise und Weltansicht aller Gebildeten ist". Sogleich darauf aber wird H's. System ausgegeben als ein solches, welches „in eine Zeit hereintretend, wo eine bestimmte philosophische Weltansicht (nämlich jene oben bezeichnete oberflächliche Befriedigung) — nun wirklich gefunden war, und wie ein gewaltiger Lichtstrom sich über das ganze weite Reich alles Wissens und Erkennens, wie eine sanft beseelende Lebenswärme sich durch alle Adern (!) der Nation ergoſs", nicht nur nicht vermochte, „weder die Intensität dieses Lichtes und dieser Wärme zu steigern oder ihre Verbreitung nach auſsen zu fördern, sondern es muſste (!) sogar als ein von Innen, von dem eigenen Mittelpuncte der speculativen Erkenntniſs aus, jenen Strom hemmendes (vielmehr den uferlosen dämmendes oder auch den stockenden und stagnirenden erst in Zug und Fluſs bringendes), das Licht verfinsterndes (durch die vernünftige Erkenntniſs?), und die Wärme erkältendes (!) erscheinen". Und sollte es auch nicht so sein, noch Andern so erscheinen, so gelingt es doch Hrn. W., H's. Philosophie, welche ihm auch nur (S. 53.) „der Anfang des Endes" ist, so erscheinen zu lassen, ob er gleich den „tiefer ergründeten Begriff des *Negativen* und das Princip der *Negativität*", was oben nach Hrn. W. jenen Schein nothwendiger Weise bewirken muſste, und, jedoch bloſs von „Uneingeweihten" nicht anders „als auf eine innere Selbstzerstörung jener frischen, urkräftigen und lebendigen Weltanschau u. s. w." gedeutet werden konnte, gar wohl auch in seiner eigenen Philosophie anzuwenden und zu handhaben versteht. Man sieht nicht ein, warum denn doch den Uneingeweihten und Unmündigen die Ehre solcher Notiznahme von Dem, was ihnen nur so erscheint, erwiesen wird, muſs aber am Ende froh sein, daſs ungeachtet jener Erkältung und Verfinsterung noch ein philosophisches Streben bei dem Publicum vorhanden ist; und eben darin ist, wie es scheint, eines von den „gewissen Zeichen" zu finden, woran die Günstigkeit des *jetzigen* Moments sich erweiset. Und fragen wir, wer nun dieses günstigen Augenblicks sich bemächtigend an die Spitze einer neuen Evolution in der Philosophie, zur Verwirklichung des jetzt erst von ihren bisherigen Resultaten für das gröſsere Publicum zu erwartenden, auch wohl leichter und angenehmer zu gewinnenden Heils, sich stellen, und von wem insbesondere die vom Hrn. Vf. (S. 41.) „mit Zuversicht erwartete neue Periode einer mit Religion und Empirie in Wahrheit versöhnenden, und nicht mehr den Schein solcher Versöhnung durch metaphysische Formeln erkünstelnden (!) Philosophie" ihren Beginn und Ausgang nehmen werde: so ist kein Zweifel, wenn Alles sich so findet, wie Hr. W. versichert, daſs wir ihn selbst als solchen zu verehren haben werden. Da indessen das Weitere gänzlich mit den eignen und besondern Ansichten des Hrn. Vfs. von H's. Philosophie zusammenhängt, so lassen wir vor der Hand das Publicum und wenden uns nach diesem Vorschmacke von seiner Kritik näher zu Demjenigen, was diese in den vorliegenden Schriften annimmt, bestreitet oder verwirft.

Wenn auch in der jüngsten Schrift der Hr. Verf. sich noch durchgängig auf dem Boden Hegel'scher Philosophie und Begriffe bewegt und auch in seinem eignen System bei allen abweichenden Ansichten *H's.* System stets zum Führer hat: so erscheinen doch deren Anerkennungen wie z. B. S. 49. „dafern nur der *Geist* jener Lehre nicht verloren geht", und daſs „die H'sche Logik in ihren wesentlichen Zügen sich allerdings als das durchgebildete Formprincip einer ächt systematischen Wissenschaft der Philosophie ausweisen wird", nur sehr einzeln, und das Lob, schon mit unrichtiger Auffassung vermischt, wie z. B. S. 37. über „die tiefere Durcharbeitung und höhere Wahrheit ihrer Formeln und Abstractionen (!), welche die wahrhaften und ewigen Formen der *Vernunft* sind", oder S. 46., daſs „dem H.schen System der Ruhm gebührt, die voll-

ständige Durchbildung der abstract-metaphysischen Formen- oder Ideenwelt vollbracht zu haben", wird sogleich wieder durch den Vorwurf der Scholastik, des Schematismus u. dgl. verkümmert.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXI.

Das Büchlein von Goethe. Andeutungen zum bessern Verständniſs seines Lebens und Wirkens. Herausgegeben von Mehreren, die in seiner Nähe lebten. Penig, bei Sieghart, 1832. 140 S. *in* 16°.

Nicht wegen ihrer selbst verdient es die vorliegende Schrift, daſs die Kritik eine kurze Beachtung an sie wende, worauf weder ihr Sachinhalt noch ihr litterarischer Werth einen Anspruch zu machen hat, sondern, weil sie einer Richtung angehört und weil sie als Zeichen eines Strebens gelten kann, die unter mancherlei Windungen und Anstrichen immer aufs neue sich hervordrängen und einen Platz einzunehmen versuchen, dessen sie unwürdig sind und bleiben. Die öffentliche Wachsamkeit darf nach Belieben bisweilen einmal einen solchen Vordringling greifen, und in ihm zugleich seine ganze Gesellenschaft strafend an ihren Platz weisen. Denn das ist der unleidlichste Zustand, in der Litteratur wie im Staate, wenn die Geringen, ohne Verdienst und Kraft, nur keck und listig, neben und über die Hohen sich stellen, und es eine Art Gebrauch werden will, daſs die Mittelmäſsigkeit und Flachheit, grade aus dem Grunde, *weil* sie mittelmäſsig und flach ist, und daher selber unbetheiligt und nicht in eigner Sache zu verfahren den Schein hat, sich zum Urtheilen über das Groſse und Auſserordentliche erdreistet, dasselbe zu sich herabziehen möchte, und auf alle Weise zu verkleinern und zu bemäkeln trachtet.

Daſs Goethe, so lange er lebte, ein Ziel solcher bald offenbaren, bald geheimen Bemühungen war, ist allgemein bekannt; jedermann muſste nur erstaunen, wie schnell und armselig diese Bemühungen vor dem kleinsten seiner Aussprüche, ja vor seinem bloſsen Schweigen, zerstoben und vergingen, wie entschieden der edlere Theil des Publikums, und selbst, nach kurzem Besinnen, die groſse Masse, ihnen das Urtheil sprach und sie verschmähte. Jetzt, nachdem der Heros entschlafen, mag die Sache um ein gut Theil leichter dünken, und mit dem Anscheine bessern Erfolgs ein Versuch sich erneuern lassen; wenigstens scheint gröſsere Klugheit auf Seiten derjenigen zu sein, die so lange gewartet haben. Wir wollen sehen, ob ihr Unternehmen deſshalb glücklicher ausfällt, und vor dem Lichte, das wir ihm entgegenhalten, bestehen kann.

Die Eröffnung dieses sogenannten Büchleins macht, statt der Vorrede, eine sogenannte Canzone auf Goethe's Tod. Warum diese matte, kaum die gehörigen Reime mit ihrem schwachen Athem zusammenhaltende Zeilenfolge eine Canzone heiſsen soll, und dadurch an den groſsartigen Schwung und die beseelte Fülle der schönsten Italiänischen erinnern will, erscheint weder durch den wenigen Inhalt, noch durch die verunglückte Form erklärt. Daſs Goethe keinen Schmerz, keine Theilnahme, kein Vaterlandsgefühl gehabt, ist darin ohne Schmerz, ohne Theilnahme, ohne Vaterlandsgefühl, so kleinlaut und dürftig in die Luft geredet, als würden Tabackswolken gleichgültig dahin entlassen. Wenn daneben Manches von Anstaunen, von Bewunderung, von unerreichbarer Gröſse, von strahlendem Namen u. s. w. beigebracht ist, so kann uns das über das wahre Verhältniſs nicht einen Augenblick täuschen. Die Bewunderung und Verehrung, welche hier im Munde geführt werden, sind nur Schein, sie sollen dem Hasse, der im Tiefsten waltet, zur desto sichrern Stütze und Einführung dienen, und wären sie wirklich, was wir nicht glauben können, ernst und redlich gemeint, so würden sie, in Gesellschaft der übrigen dargelegten Meinungen und Ansichten, nur immer das Hohlste und Nichtigste sein, dem jede wache Besinnung sogleich entsagen müſste.

Von gleicher Art, wie diese Poesie, ist nun auch die nachfolgende Prosa, die in mehreren Abschnitten über Goethe's Person und Karakter, so wie über einzelne Vorgänge seines Lebens, besseres Verständniſs zu geben sich unterwindet. Die Worte wollen immer sehr groſse Verehrung und Anerkennung, Durchdrungenheit von der Würde des Mannes, Ehrerbietung für sein Andenken, ja sogar den fortwirkenden Antheil einer persönlichen Nähe und Vertrautheit, mit besonderm Eifer voranschieben, bis dann diese geschlossenen Reihen sich plötzlich öffnen, und durch die Lücken die gehässigste Verneinung, die widerwärtigste Herabsetzung und die liebloseste wie bornirteste Deutelung durchbrechen, um sich in feindlichen Angriffen gegen die noch eben scheinbar gefeierte Gestalt auszulassen. Geschähe dies mit einiger Geschicklichkeit, so könnte wenigstens die Schadenfreude daran ihr Ergötzen haben, aber das treulose Spiel hat nicht einmal diesen Vorzug, und möge dasselbe nun auf fremde Täuschung gerechnet haben, oder, wie wir glauben, in eigner befangen sein, immer dürfte das Deutsche Publikum es fast übel nehmen, daſs man ihm mit so geringen Mitteln beizukommen meine.

In Bezug auf Goethe's Person und Karakter wird uns auch nicht einmal etwas Neues gesagt. Daſs sein Auge „keinen breiten und keinen scharfen, sondern einen *gewölbten* Blick gehabt, daſs die Augäpfel erhaben auf ihrem weiſsen Felde lagen, als wären sie nicht mit dem Auge entstanden, sondern ihm später eingedrückt", ist eine überfeine Beobachtung, für die wir für unser Bild von Goethen keinen Gebrauch zu machen wissen. Von seinem Karakter ist nur das alte Lied angestimmt, er habe keine ächte und hohe Liebe empfunden, keine Frömmigkeit gehabt, kein Herz für Freundschaft und Vaterland, er sei kalt und eigensüchtig, stolz und hart gewesen. Damit steht vortrefflich zusammen, daſs er auch kein wahres Genie, sondern nur vielfaches Talent gehabt, daſs er nichts erfunden, sondern nur geschickt nachgebildet und sich dem Geschmack und Bedürfnisse der Zeiten glücklich bequemt, seinen Geist also nicht den Zeitgenossen aufgedrückt, sondern deren Geist sich angeeignet und so wenigstens seinen Namen herrschend gemacht habe. Man giebt sich zwar das Ansehen, als müsse man Goethe'n gegen die unwürdigen Angriffe der Kotzebue, der Pustkuchen, Müllner u. s. w. in diesem Betreff vertheidigen, man thut so, als stünde man unendlich höher als diese kurzsichtigen und engherzigen Verunglimpfer, aber in Wahrheit stellt man sich ihnen vollkommen gleich, ja gewissermaſsen noch unter sie, weil man sie benutzt und ihnen nachspricht, ohne ihre Namen zu ehren, noch einen eignen dranzusetzen. Was aber kann hiebei unsre Aufgabe weiter sein? Umständlich darzuthun, welch hohe schöpferische Dichternatur Goethe war, welche tiefe Herzensgewalt in ihm lebte, welcher Schmerz und Antheil in ihm unaufhörlich wirkten, wie seine rastlose Thätigkeit überall menschenfreundlich eingriff und auch den Einzelnen auf rechte Weise förderte? Jenes zu beweisen, stehen seine Werke da, wer aus diesen nicht den Genius erkennt, dem können wir nicht helfen. Gegen die ungeheuern Miſsverständnisse, welche der Wahn und Dünkel der Alltagswelt in die Beurtheilung sittlicher Gegenstände mitbringt, gegen die Blindheit, welche nicht nur das Sichtbare, sondern auch selbst das Handgreifliche nicht wahrnimt, würden ganze Bände psychologischer und anthropologischer Untersuchungen vergeblich aufgewendet bleiben. Wir bemerken hier nur das sonderbare und unauflösliche Räthsel, daſs ein solcher Mann, wie Goethe sein soll, ohne Herz und Antheil, so sehr das Herz und den Antheil seiner ganzen Nation hat erwecken und befriedigen können, daſs diese ein halbes Jahrhundert hindurch keinen gröſsern Ausdruck ihres Gemüths, ihres Sinnes und selbst ihrer Leidenschaft gefunden hat. Da ist Börne wenigstens konsequent, indem er mit Goethe'n gleich die ganze Deutsche Nation verwirft.

Hierauf geht es zum Erzählen von Anekdoten, von kleinen Vorfällen und gelegentlichen Aeuſserungen. Was davon für Andre neu sein mag, können wir nicht beurtheilen, für uns ist es

nur ein kleiner Theil, der manches ganz Artige und auch Glaubhafte enthält, ausser der unglücklichen Nachahmung des einst am Preussischen Hofe mit Gundling getriebenen Spasses mit der zugemauerten Stubenthüre, der hier originell genannt wird, den wir aber in der Art, wie er hier erzählt wird, auch nicht einmal glauben können. Im Ganzen ist die Ausbeute doch ungemein gering ausgefallen, und manches hätte noch überdies ganz wegbleiben mögen. Der freien Mittheilung haben wir stets das Wort geredet, und halten einiges Aergernifs gar nicht in allen Fällen als für genügenden Grund des Verschweigens. Aber bei solchen Erzählungen, welche nicht an und für sich gelten, sondern beziehungsweise auf einen andern Gegenstand und zu dessen Karakterisirung dienen sollen, bei solchen zeigt es sich bald, ob eine Vorliebe zum Aergernifs die Gränzen jenes Zweckes überschreitet. Diese Anekdoten, was Wieland von Goethe's Sohn gesagt habe, dafs Goethe's Frau durch eine fremde Dame gescholten worden, und dergleichen mehr, zeugen nicht vortheilhaft für den Takt des Mittheilenden, besonders da sie mit sichtbarer Freude in den anstofsigen Nebensachen verweilen und ganz unstatthaft bürgerliche Klatschereien zu litterarischen machen. Die Versicherung, dafs viele Thatsachen weggelassen worden, weil sie Lebende berühren, die dadurch empfindlich verletzt werden könnten, nimt sich neben solchen erzählten Sachen schlecht aus, und zeigt nur aufs neue das Bestreben, bei dem, was man thut, sich anzustellen, als thäte man's nicht. Wer übrigens dergleichen mittheilt, und fremde Persönlichkeiten nach Belieben auf den Schauplatz des Oeffentlichen zieht, der mufs auch selber namhaft auftreten, und seinen Erzählungen einen Gewährsmann geben, damit man wisse, wiefern man ihm glauben und er seine Sache vertreten könne.

Eine Zusammenstellung Goethe's mit seinem Freunde dem Grofsherzoge Karl August, wobei der letztere über jenen erhoben wird, ist wenigstens sonderbar und ungeschickt, um nicht mehr zu sagen. Die sorgfältige Vermeidung alles Anstofsigen, das sich bei *diesem* Verhältnisse Goethe's ohne Zweifel eben so wie bei jedem andern hätte ausbringen lassen, ist uns wie das in solcher Art dem edlen Fürsten selber gewifs nicht annehmbare Lob, durch welches doch nur Goethe verkleinert werden soll, und das dem Grofsherzoge, wie wir ihn gekannt, sich bei Lebzeiten schwerlich würde genahet haben, aus mehreren Gründen aufgefallen. Glaubte man solcher Kaptation zu bedürfen, um sich an gewissen Orten die Gehässigkeit gegen Goethe um so leichter verziehen zu sehen? Die Schmeichelei würde durch diese Absicht erst recht zur Beleidigung.

Für die Weimarischen Zustände wird auch noch eine besondre Zärtlichkeit bei Erwähnung des Falk'schen Berichts von der durch Kotzebue vorbereiteten, aber fehlgeschlagenen Apotheose Schillers bezeigt; diese Geschichte, heifst es, hätte als ein Beweis Weimarischer Geschmack- und Taktlosigkeit billig ungedruckt bleiben sollen. Aber o Wunder! Das Büchlein selbst, bei so vielem innern Widerspruche mit sich auch in diesen äufserlichsten gerathen, theilt auf zwanzig enggedruckten Seiten die Falk'sche Erzählung nochmals umständlich mit, und was, nach der eignen Meinung, besser ungedruckt geblieben wäre, wird, zum gröfsern Aergernisse, grade hier geflissentlich sogar wiedergedruckt! Soll das Schalkheit sein? Wir können den Humor davon nicht finden, wenn es nicht etwa der sein soll, welcher auch zur Einschaltung ganzer Goethe'scher Gedichte, die jederman kennt, — z B. „Klein ist unter den Fürsten Germaniens" u. s. w. — und die als Belege ganz unnöthig sind, jedoch wieder etwa sechszehn Seiten betragen, Anlafs gegeben hat.

Mitten in allen Verunglimpfungen Goethe's wird denn, — auch dies wieder nur herkömmlich und nachgesprochen, wie alles, — Schiller nachdrücklich gegen ihn hervorgehoben, und auch Uhland gerühmt, als die Dichter, „an welchen sich der Deutsche Jüngling bildet, der Deutsche Mann freut, der Deutsche Greis sonnt". Wir haben gegen die Anpreisung Schillers nichts einzuwenden, und wir achten und lieben Uhland, aber Beide möchten schwerlich ihr Lob aus dem Munde wollen, der gleich darauf weiter sagt: „Und nun, wo ist in allen Werken Goethe's auch nur eine Spur von dieser Begeisterung? Er hat die Menschen immer nur gezeigt, wie sie sind, nie wie sie sein konnten, sein sollten; er hat nie idealisirt, ist nie ein Priester des Hochsten gewesen, sondern überall nur ein Berichterstatter der Natur. Dies zwar wie keiner, aber kann das genügen? Lafst einmal zwanzig, dreifsig Jahre durch das Land gehen und sich alle gährenden Elemente gesondert und geschieden haben, lafst uns Deutsche noch mehr zur Selbstbewufstheit unsres Wesens gelangt sein, und dann gebt einmal Acht, wessen Liebling er noch ist, und was von seinen vierzig Bänden noch gelesen wird". Dieser schöne Eifer ist mit G. unterzeichnet, und ist der höchste Gipfel, zu dem es dieser und die andern Buchstaben hier gebracht haben, wo aber auch die heuchlerische Bekleidung bis auf das letzte Feigenblatt abgefallen, und ihre nackte Gestalt uns vor Augen steht. Möge der vermeinte Prophet denn so stehen bleiben, wir wünschen ihm so lange zu leben, dafs er noch selber es mitansehe, wie seine Prophezeihungen zu Schanden werden. Wir unsrerseits brauchen dies nicht erst noch zu erleben, wir sehen sie schon jetzt über und über zu Schanden geworden! —

Ob diese Blätter von Mehreren, wie der Titel besagt und die Unterschriften der einzelnen Abschnitte angeben wollen, geschrieben worden, oder von Einem Verfasser herrühren, ist sehr gleichgültig. Gern läfst sich annehmen, dafs solche Geister gleich in vielen Exemplaren zu Dutzenden hervorschwirren, aber auch der Annahme steht nichts entgegen, dafs ihrer eine starke Zahl zu Einem Individuum verbraucht sei, das sich gleichwohl seiner Zusammensetzung bewufst geblieben. Nur das bleibt uns gewifs, dafs diese Geister, wenn sie wirklich in Goethe's Nähe waren, doch nie zu seinem Vertrauen, zu seiner Anerkennung gelangt sind, dafs sie von seiner Gröfse gedrückt, in ihren Ansprüchen verletzt, um seine Gunst vergebens bemüht gewesen; wie seine Person, von der sie der Tod spät befreit hat, möchten sie nun auch seinen Ruhm und sein Fortwirken loswerden, und geben endlich einem langgehegten Hasse nach, den die Stimmung der Welt gleichwohl noch den Mantel der Verehrung und Theilnahme umzunehmen nöthigt! —

Indem wir uns von den Mifsgeberden dieser Erscheinung abwenden, haben wir noch unerwartet die Genugthuung und Entschädigung, dafs uns in diesem Augenblicke die Worte *Wilhelms von Humboldt* zukommen, welche der edle Freund dem Dahingeschiedenen in einer Rede an die Versammlung des Kunstvereins in Berlin zum ehrenden Andenken so schön und würdig gesprochen hat, und in deren gediegenem Inhalt und klarer Form wir unsren Lesern den besten Ersatz anweisen für alles Widerwärtige, was sie bisher berührt haben mag. Es heifst darin unter andern: „Das Bemühen auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, dafs er ohne alle Absicht, gleichsam unbewufst, blofs durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einflufs darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und *Dichter*, es liegt in seiner grofsen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blofs den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht blofs den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht blofs den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und aufser diesem allem, als wäre uns blofs dadurch, dafs er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsren innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, dafs er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich noch lange fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte". —

K. A. Varnhagen von Ense.

№ 51.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

1. *Ueber den gegenwärtigen Standpunct der philosophischen Wissenschaften, in besonderer Beziehung auf das System Hegel's. Von C. H. Weisse.*
2. *Ueber das Verhältniss des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpuncte von Hegels Abscheiden u. s. w. Von C. H. Weisse.*

(Fortsetzung.)

Unumwundener dagegen und reichlicher spricht sich noch in der früheren Schrift die Anerkennung, zunächst vornehmlich der *Logik*, aus. So heifst es z. B. S. 11.: „Die erstere (die Logik) betrachten wir als eine Schöpfung, einzig in ihrer Art und durchaus vollendet, bei welcher von einer eigentlichen Kritik allerdings nicht die Rede sein kann, indem ihr Inhalt durchaus auf keine andere Weise, als durch strengwissenschaftliche Darstellung ihrer selbst, Andern vollständig mitgetheilt zu werden vermag". Da es uns indessen nicht um solche Auctoritäten für H's. Verdienst zu thun ist, wenden wir uns lieber sogleich zu den besondern Bemerkungen und Entdeckungen des Hrn. Vf's. Eine der wichtigsten in der früheren Schrift, an welche wir uns jetzt besonders halten wollen, ist diejenige, mit welcher er sogleich a. a. O. noch hervortritt, „dafs man, was kein Schüler *Hegel's* bis jetzt bemerkt zu haben scheint (freilich wohl nicht in Hrn. W's. Sinn), auf das allerschärfste unterscheiden kann zwischen der Logik H's., und seiner übrigen Philosophie; dafs man ein unbedingter Anhänger der ersteren (wie Hr. W. bis auf gewisse Puncte) sein kann, ohne darum mit gleicher Unbedingtheit zu der letzteren sich zu bekennen, welche H. selbst für nichts anderes als angewandte Logik (?) erklärt, u. s. w." Indem er nun hienach von dem, wie er glaubt, von H. selbst zugestandenen Vorbehalte, „eine auf sich ruhende und in sich abgeschlossene Erkenntnifs (wie die Logik) zu billigen und in sie einzugehen, ohne deshalb die von ihr gemachte Anwendung durchaus gut zu heifsen", Gebrauch macht und von der Logik seine Kritik des übrigen Systems genau unterscheidet, werden wir umgekehrt zuerst zu sehen haben, wie die Logik selbst von ihm gefafst worden sei. Er bezeichnet sie S. 12. als „die absolute Wissenschaft *a priori*", und S. 17. nennt er sie den auf dem Standpuncte der *Schelling*'schen Philosophie Stehenden „als die Lehre von dem Absoluten, wiefern dieses noch nicht weder in Raum noch in Zeit sich einbildet, u. s. w." Nach mehreren guten Bemerkungen, welche theils das Geschichtliche der dem apriorischen Erkennen und „der im reinen Denken gegenwärtigen Substanz" verschiedentlich gegebenen Stellung zum Empirischen und zu dem durch Abstraction von diesem sich ergebenden Denken und Wissen, theils die Naturphilosophie der neueren Zeit und deren logische Mängel, insbesondere im Begriffe und in der Definition des Absoluten, betreffen und auch den Versuch einer Verständigung der Naturphilosophie mit der reinen speculativen enthalten, wird von S. 33. an H's. Logik etwas näher durchgegangen; jedoch soll nach S. 11. nur „ein ganz äufserlicher Bericht über ihren Inhalt, insofern derselbe von anderen wissenschaftlichen oder Geistesgebieten aus geahndet und als eine noch unerkannte Wesenheit von fern geschaut zu werden vermag", gegeben werden. Was nun auf solche Weise bis S. 112. theils berichtlich und übersichtlich, theils mit Bemerkungen und Reflexionen und mit einer auch hier fortlaufenden zusammenstellenden und vergleichenden Beziehung auf die Naturphilosophie, vom Hrn. Vf., von Einigem mehr, von Anderem weniger, vom Anfang bis zum Ende der Logik angeführt und mitgetheilt wird, ist im Allgemeinen von solcher Beschaffenheit, dafs es auch dem mit dieser Speculation schon mehr Vertrauten manches Interesse und zwar gerade in dieser äufseren Art der Be-

trachtung und Auffassung als Erscheinung darbietet. Es wird darin sichtbar, wie ein Denker, der in die speculative Bewegung des reinen Gedankens ernstlich und tiefer eingeht, der innern zwingenden Nothwendigkeit der damit sich enthüllenden Sache sich nicht zu entziehen vermag und ihre Wahrheit anzuerkennen genöthigt wird. Entdeckungen und Erinnerungen, denen zufolge dem Urheber des Systems oder der Schule irgend etwas unbewufst oder unbemerkt geblieben sein soll, auch Dienste, welche der Hr. Vf. selbst der Sache der Speculation zu ihrer Förderung erweisen will, werden zwar vielleicht als eine zu spät und unnöthig kommende Fürsorge zurückgewiesen, aber doch, wie von guter Meinung stammend, noch mit Danke anerkannt. Leise Zweifel, hier und da sich aufdrängend, ob die Erkenntnifs nicht blofs äufserlich geblieben sei, kein Mifsverstand sich eingeschlichen haben, gehen vorüber und werden durch Anderes beschwichtigt. Im Ganzen wird das Vertrauen erweckt, der Verf. habe des speculativen Gegenstandes sich bemächtigt, das Innere durchdrungen, die Hauptsache richtig gefafst. Um so mehr ist man bei dieser früheren Schrift überrascht, alsbald nach dieser Berichterstattung, wo der Hr. Vf. auch seine scharfe Trennung und Unterscheidung der Logik von der übrigen Philosophie, der der *Natur* und des *Geistes*, nun erst recht geltend zu machen anfängt, schon von S. 115. an sich auf ein ganz anderes Feld versetzt zu sehen, auf welchem, „so oft auch noch Veranlassung sich finden wird, das Grofse, welches das System *Hegel's* selbst in diesen, seinem Genius minder befreundeten (?) Gebieten noch immer geleistet hat, willig und dankbar anzuerkennen", H. doch das Mifsgeschick hat, Hrn. W. wenig mehr recht zu machen, und das Bestreiten und Bekritteln kein Ende nimmt.

Wir sind damit aber selbst auf den Punct gekommen, wo die Ansicht des Hrn. Vfs. von der Logik im Ganzen und von der Stellung der logischen Idee zur Philosophie der Natur und des Geistes erst entscheidend für die Sache, wie für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner eignen ganzen Auffassung wird. Zwar kommt man darüber nicht sogleich in's Klare, da neben dem Zweifelerregenden gar Vieles zu lesen ist, womit man glaubt übereinstimmen zu können, und auch die Ueberzeugung des Hrn. Vfs., dafs durch H's. Logik „die eine Hauptaufgabe der Philosophie, zu deren Lösung diese Wissenschaft im Laufe der Jahrhunderte gearbeitet hat, wirklich gelöst, die Lösung der anderen aber dergestalt vorbereitet worden ist, dafs diese Lösung in so vollständigem Sinne, wie sie möglich und gefordert ist, ohne ausdrückliche Rücksicht auf jene und Zugrundelegung jener nicht wird vollführt werden können", noch Sicherheit genug darbietet, und nicht minder auch in der darauf folgenden Definition der doppelten Aufgabe der Philosophie in der Trennung auch wieder die Versöhnung der beiden Seiten ausgesprochen wird, wenn es heifst, sie habe zweitens „die zwischen dem Innern oder dem Nothwendigen, und dem Aeufsern oder dem Zufälligen entstandene Disharmonie versöhnend zu schlichten, indem sie die Gegenwart jener innern (logischen) Welt in allen einzelnen Momenten der äufsern, d. h. der in Raum und Zeit beschlossenen Welt nachweist". Ja selbst diese Trennung mit Klarheit und Bestimmtheit machen zu können, will der Hr. Verf. der Logik verdanken, „da erst durch sie es erwiesen worden ist, dafs die aufserzeitliche und aufserräumliche Welt eine seiende, und dafs sie eine dem Menschen vollkommen erkennbare und zugängliche Welt ist". Allein wir dürfen, um der differenten Ansicht und befremdlichen Polemik des Hrn. Vfs. etwas näher auf die Spur zu kommen, schon hier nicht übersehen, dafs es eben blofs Hr. W. selbst ist, der die Trennung macht und den Unterschied seiner *zwei* Aufgaben der Philosophie auch zu einem so festen werden läfst, dafs zwischen beiden (S. 115.) sogar eine „wesentliche und unvertilgbare Verschiedenheit" angenommen wird, deren deutliches Bewufstsein sich eben an dem H.schen Systeme vermissen lassen soll. Hegel hat vielmehr das ganz deutliche Bewufstsein von der *Unwahrheit* einer solchen Trennung und Duplicität, wie Hr. W. sie annimmt, gehabt, und daher auch das System der *Philosophie* so auf- und durchgeführt, wie es besteht. Von seiner *Voraussetzung* aber aus, welche nur durch die dazu gehörenden Bemerkungen über einen jener doppelten Aufgabe entsprechenden Unterschied im Erkennen einige Begründung erhalten soll, worauf wir später zurückkommen werden, sagt der Hr. Verf. weiter: „Es ist, so scheint es uns, der Mangel dieses Bewufstseins (vielmehr die Ueberwindung seiner Entzweiung), welcher zu dem Aussprechen jenes so auffallenden, und Allen, die nicht einen tiefern Blick in den Geist des Systems geworfen hätten, nothwendig so anstöfsigen Satzes verführt hat: „Das Vernünftige ist das Wirk-

liche und das Wirkliche das Vernünftige". Ungeachtet aber Hr. W. einen tiefern Blick in den Geist des Systems geworfen hat, ist er doch ebenfalls an diesem Satze und an Allem, was damit in Verbindung steht, noch hängen geblieben. Von der ersten Unwahrheit dieser Voraussetzung aus, welche uns schon die im philosophischen Bewufstsein des Hrn. Vfs. noch zurückgebliebene Duplicität verräth, sehen wir denn auch seine ganze Polemik gegen H's. Philosophie mit allen Anklagen und Beschuldigungen derselben sich entwickeln, nur dafs diese freilich von dem ersten Mifsverständnisse aus zu einer Reihe eben so vieler anderer Mifsverständnisse werden, welche als die eignen Ankläger von Hrn. W's. unrichtiger Auffassung sich gegen ihn selbst zurückwenden. Es ist überhaupt, was wir hier finden, noch der alte Graben, berühmt geworden aus einer früheren philosophischen Fehde, über welchen hinüber zu springen so mancher Philosoph sich seinen Ansatz nahm, aber stets so unglücklich, dafs er im Niederfallen allemal wieder diesseits des Grabens zu stehen kam, nur mit dem Unterschiede bei unserm Hrn. Vf., dafs dieser über den Graben, den er selbst ausdrücklich zieht, wenn auch selbst nicht hinüberkommend, doch einigen Verkehr herüber oder hinüber Statt finden läfst. Was nun das Diesseits und das Jenseits dieses Grabens jedes für sich hat, hievon sogleich nachher. Wäre aber H. noch zur Anzeige dieser Schrift gekommen, er hätte es ohne Zweifel lächerlich finden müssen, nicht blofs auf die Bezüchtigung eines Grundirrthums und ungeheuern Mifsverständnisses zu antworten, welches vielmehr auf Seiten seines Gegners verblieben ist, sondern auch unter den sich hieran weiter reihenden Mifsverständnissen und unrichtigen Auffassungen Einiges sich aufgebürdet zu sehen, was er nicht hat, Anderes abgesprochen, was deutlich bei ihm zu lesen ist, somit Hrn. W. ebenfalls unter denen zu finden, welche dem Publicum einen falschen Bericht von seiner Philosophie geben, und endlich, wessen *er* sich schuldig gemacht haben soll, dessen gerade vielmehr umgekehrt Hrn. W. in seiner Behandlung der Philosophie sich schuldig machen zu sehen. Diese Polemik, um hier sogleich noch Einiges, wie es dem Ref. vorgekommen, darüber im Allgemeinen anzugeben, enthält auch, wie nichts Erquickliches, so auch sehr wenig des eigentlich Belehrenden, die Erkenntnifs Erleuchtenden und Erweiternden, was sonst die wohlthätige Natur und Wirkung wahrhaft speculativer Gedanken zu sein pflegt. Die abstofsende, mehr im Tone der Behauptung, des Absprechens und Verurtheilens sich haltende Weise der Darstellung, untermischt mit besondern rhetorischen Wendungen, scheinbar verfänglichen Fragen an die Schule, Appellationen an das Gefühl und natürliche Bewufstsein, auch mit verunglimpfenden und gehässigen Nebenbemerkungen, läfst schon der eigentlichen Belehrung wenig Raum und verkümmert den reinen Gegenstand, den man in seinem blofs speculativen Interesse und in der Bewegung des reinen Gedankens selbst, ohne jenes Bei- und Nebenwerk, um so eher in der früheren Schrift behandelt und genommen zu sehen erwarten sollte, je weniger diese, wie die zu einer besondern Wirkung unter dem Publicum bestimmte Zweite, zur Erreichung eines gleichen Zwecks sich geeignet zeigt. Denn dazu setzt sie schon zu viel nähere Kenntnifs von H.scher Philosophie und Terminologie voraus; dem Fernerstehenden wird das, was die Bekämpfung geltend macht, so fremd und gleichgültig bleiben als das Bekämpfte, und auf solche Unterschiede wenig ankommen. Aber auch für einen vertrauteren Kenner der speculativen Philosophie macht von dieser Seite die Darstellung und Polemik des Hrn. Vfs. sich leicht so, dafs mitten unter dem Gebrauche H.scher Philosopheme und Kategorieen, unter dem die Ohren umtönenden Klange des Bekannten, es ihm plötzlich widerfährt, wie Einem, der wie durch Verzauberung und Behexung sich in einen Kreis versetzt findet, wo ihm zwar lauter Bekanntes begegnet, aber doch auch wieder nichts so, wie sonst, alles verstellt und verrückt und in anderer Verbindung: so dafs man an sich selbst irre wird, wo man denn eigentlich sei. Man findet am Ende, dafs die bekannten Kategorien und Eintheilungen nur mehr auf eine äufserliche Weise gehandhabt werden, und auch der Hr. Vf. sich noch in dem Irrthume befindet, als ob das beliebte *Construiren* auch H's. Sache gewesen sei. H's. Methode beruhet vielmehr, um hier noch zu unterscheiden, was in der Sache selbst ohne Unterschied in Einem Acte ist, von Seiten des *Objects* auf der in ihrer reinen Wesenheit und Gestalt *sich selbst enthüllenden absoluten Sache*, von Seiten des *Subjects*, welches sich in das Element des Absoluten (der Idee) im reinen Denken erhebt, auf dem *immanenten*, in der Sache selbst bleibenden *Erkennen*.

Indem wir nun bei dieser Polemik in Beziehung

auf die schon gegebene Andeutung uns nur an die Hauptsache halten können, so gehört dahin vor Allem noch das Logische überhaupt, womit wir noch keineswegs fertig sind, insbesondere die der logischen Idee gegebene Bedeutung und Stellung zur Philosophie der realen Seite, womit dann ferner die Frage, was Gott in Beziehung auf das Logische sei, die Lehre von Raum und Zeit, der Wendepunct, woran, wie der Hr. Verf. sagt, sein System von dem Hegel'schen abgeht, dann die jenseits der Logik liegende und sie vernichtende Natur, die dieser erst, wie dem Geiste ohnehin, im Gegensatze mit der logischen bloßen Nothwendigkeit zugesprochene Freiheit, Begriff und Definition der Freiheit überhaupt und des Hrn. Verfs. eignes Verhalten dazu in der Logik — in Zusammenhang stehen und zur Sprache kommen müssen. —

Der Mißverstand in des Hrn. Vfs. Auffassung der logischen Idee muß alsbald Jedem bemerklich werden, der wirklich etwas von H's. Philosophie versteht. Da er indessen dem logischen Erkennen und allen Bestimmungen desselben nicht bloß absolute Allgemeinheit und ewige Nothwendigkeit (und zwar im Sinne von Spinoza's Erkennen *sub specie aeterni*) mit dem Bewußtsein der Unmöglichkeit des Anderssichverhaltens zuerkennt, sondern auch die logische innere Welt, wie wir sehen, ausdrücklich eine *seiende* und substantielle nennt, deren wirkliches Sein wie deren Erkennbarkeit erst durch H. erwiesen worden sei: so ist man auch noch zu glauben geneigt, daß er die Sache wirklich in H's. Sinne, wie der Wahrheit gemäß, genommen, und mithin unter der logischen Idee sammt ihrem ganzen substantiellen Inhalte jenes ewige an und für sich seiende Sein zugleich und Denken oder jenen ewigen göttlichen und schöpferischen Logos verstanden habe, welcher in seinen seienden Gedanken und entwickelten Bestimmungen, als „der lebendige Geist des Wirklichen" (Hs. Encykl. S. 162.), die absolute Grundlage alles natürlichen und geistigen Daseins und Lebens im Universum ist, und zu welchem unser subjectiv-individuelles Denken, in seiner Erhebung in das eigne Element der reinen d. h. noch unvermischten ewigen Gedanken, sich nur als das nach-denkende Erkennen des schon an und für sich Seienden verhält. In diesem Glauben aber wird man durch das überall in die Quere Laufende auch alsbald gänzlich irre gemacht und kann sich nicht länger verhehlen, daß der Hr. Vf., bei aller Anerkennung des Logischen, doch Alles nur als etwas Abstractes und Formelles bloß auf die subjective Seite *unseres* Denkens herüber fallen läßt. Damit stellt sich denn aber die ganze Polemik des Hrn. Vfs freilich so, daß alle üblen Nachreden und Schmähungen auf H's. System der Philosophie keineswegs dieses, sondern nur das eigne falsche Gebilde, den Götzen treffen, den *er* in seiner Ansicht und Auffassung sich davon geschaffen hat. Ungeachtet also die Philosophie als Logik (S. 112.) die Aufgabe hat, „den Geist (von aller Endlichkeit und Zufälligkeit) — zu befreien, indem sie ihn das ewige und nothwendige Universum des reinen Begriffes, dem er an und für sich selbst und unabhängig von allen jenen Momenten der Endlichkeit angehört, kennen lehrt"; ungeachtet (S. 116.) „unstreitig gesagt werden darf, daß das Vernünftige als die logische Idee absolut gegenwärtig ist in Allem, und daß es ohne sie keine räumliche noch zeitliche Wirklichkeit geben könnte, so daß in diesem Sinne diese Idee es ist, welche das Sein dieser Wirklichkeit ausmacht oder welche diese Wirklichkeit *ist*": so wird dennoch die logische und metaphysische Begriffs- oder Ideenwelt auch wieder nur (S. 118.) als eine „Welt der reinen Begriffe, welche als ein farblos nächtiges Schattenreich hinter der heitern Gestaltenwelt die vom Lichte der Natur beschienen wird, zurückliegt", als „die an sich noch leere und nichtige Form eines Andern" u. s. w. bezeichnet; mit den stärksten Ausdrücken in der Schrift Nr. 2., wo es unter Anderm (S. 26.) heißt, daß durch die reine Idee „die reiche und blühende Welt nur in das matte Schattenbild eines metaphysischen Gespenstes verwandelt wird", und (nach S. 36.) H's. Philosophie nichts anderes als nur eine trockene und unfruchtbare, das Leben der Natur und Geschichte durch dürre Formeln ertödtende *Scholastik*" sein soll; und eben so (S. 28.) ihr „Verwechslung der in der Formel als solcher enthaltenen abstracten Erkenntniß mit der concreten Wirklichkeit des vernunftgemäßen Daseins und Erkennens, dessen allgemeine Gesetzmäßigkeit durch die Formel ausgesprochen wird", oder kürzer (S. 37.) überhaupt „Verwechslung der logischen *Formen* mit dem *Inhalt*" schuldgegeben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 52.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

1. *Ueber den gegenwärtigen Standpunct der philosophischen Wissenschaften, in besonderer Beziehung auf das System Hegels. Von C. H. Weifse.*
2. *Ueber das Verhältnifs des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpuncte von Hegels Abscheiden u. s. w. Von C. H. Weifse.*

(Fortsetzung.)

Wie viel hat H. für Hrn. W. vergeblich gesprochen! Die Trockenheit und Unfruchtbarkeit, woran in seiner Auffassung der H.'schen Speculation allerdings kein Mangel ist, sei ihm, möchte man anfänglich vermuthen, ob ihn gleich nichts abhalten konnte, die reinen Gedanken in aller Energie ihrer Lebendigkeit und Wirklichkeit zu nehmen, doch vielleicht daher entstanden, dafs H.'s strenge Sprache des Begriffes nicht der reichen und blühenden Natur gleicht, und lieber die Sprache eines Aristoteles, als die eines Plato oder auch der Schellingischen Naturphilosophie sein wollte; man müfste hierauf erwiedern, dafs derjenige, der für uns und für Hrn. W. selbst in die Tiefe der reinen göttlichen Gedanken hinabstieg und sie aus ihrem nächtlichen Schachte an den Tag der Erkenntnifs und zum *Nach*-denken für alle Welt heraufförderte, wohl Andern die Mühe überlassen durfte, ein wenig auch nach der Weise der sinnlichen Vorstellung zu reden und damit Gefühl und Gemüth der Opposition zu befriedigen, welche (nach Nr. 2. S. 43.) ihren Hauptsitz unverkennbar noch in den Gebieten hat, „wo die vorherrschende Empirie und die gemüthliche, dichterische und religiöse Anschauung einen Gegensatz gegen alle Speculation und nicht blofs gegen die Scholastik als solche bilden". Auch findet sich ein ähnlicher Gedanke bei dem Hrn. Vf. selbst (Nr. 1. S. 119.), nur dafs er ihn mit seinem Mifsverständnifs auch sogleich wieder verdirbt, wenn er sagt: „die gewaltige Kraft des Geistes, welche dazu gehörte, jenes dunkle Gebiet der aufserweltlichen (!) Begriffgestalten mit Einem Schlage der denkenden und begreifenden Anschauung der Vernunft zu vollkommener Klarheit zu eröffnen, war vielleicht innerhalb der Beschränktheit der menschlichen Natur unzertrennlich von einer einstweiligen Verblendung (!) über die höhere Bedeutung und Würde des darüber Hinausliegenden, und nothwendig verknüpft mit dem Glauben, dafs jenes Reich das Höchste, ja das allein wahrhaft Seiende sei". Will ferner aber der Hr. Vf., wie auch die eben angeführte Stelle zeigt, so viel sagen, dafs die logische Idee noch nicht Alles sei, so hat er ganz Recht, befindet sich aber darüber mit der speculativen Philosophie, für welche Natur und Geist ebenfalls das über die Logik Hinausliegende sind, so wenig in Widerspruch, dafs diese ihm vielmehr sagt, ebenso wenig als sie selbst, habe auch nicht einmal Gott es bei seinem reinen Gedanken und bei der reinen Idee bewenden lassen können, sondern sei zu einer Weltschöpfung fortgeschritten, in welcher nur die Entwicklung der reinen Idee wieder zu finden und zu erkennen, Geschäft der Natur- und Geistes-Philosophie sei. Allein der Grund der Differenz ist ein anderer, das Uebel sitzt tiefer. Ref. wünschte, wenn der Raum dieser Blätter es gestattete, den Hrn. Verf. in recht vielen Stellen selbst sprechen und seine Ansicht enthüllen zu lassen; es würde aus allen aber nichts Anderes hervorgehen, als dafs ihm eben das Logische eine andere Bedeutung, als bei H. selbst, hat, dafs es ihm, wie schon bemerkt, nur als Form, nicht selbst als absoluter Inhalt, nur als etwas Abstractes und Subjectives gilt, der Gedanke daher auch *nur* Gedanke, die Idee *nur* Idee ist im gewöhnlichen Sinne und im festen Unterschiede von der gegenüberliegenden Wirklichkeit. Hätte er wirklich die Erkenntnifs der Einen allgemeinen und absoluten Idee gewonnen, (deren drei Momente oder Formen die logische Idee, Natur und Geist sind, die absolute Idee

als logische oder reine jedoch so, daſs sie schon *an sich* das Ganze enthält,) so würde er nicht bloſs *sie* in Allem, wie ein Geringeres im Höheren, sondern auch *in ihr* die ganze lebendige Wirklichkeit, mithin auch die seiner reichen und blühenden sinnlichen Welt, in ihrer Wahrheit und Idealität erblicken.

Bei einer so dürren und trocknen, gerade in der Hauptsache miſslungenen Auffassung der logischen Idee darf es dann freilich auch nicht Wunder nehmen, wenn in Beziehung auf Gott, besonders in der jüngsten Schrift, von einer „*Vergötterung* der abstracten logischen oder metaphysischen Begriffswelt" gesprochen und dem Urheber des Systems schuldgegeben wird, daſs er „das solchergestalt (wie es nämlich Hr. W. als die Quintessenz der H.'schen Logik faſst) umgebildete Princip der Identität unmittelbar in seiner reinsten metaphysischen Abstraction für die höchste Einheit alles Daseins ausgiebt und an die Stelle des Begriffs der Gottheit zu setzen wagt". Am gröbsten findet sich Unwahrheit und Miſsverstand in der unwürdigen und empörenden Stelle S. 46., wo es von H.'s System heiſst: „aber zuerst auf diesem Gipfel der Speculation angelangt, vermochte es sich noch nicht von dem alten (?) Irrthume, der in der Verwechslung des Abstracten mit dem Concreten bestand, (ein ebenso alter als neuer Irrthum ist vielmehr der Dualismus) loszumachen, sondern versank sogar tiefer darein, als irgend ein früheres System, (ungeachtet es auf dem höchsten Gipfel der Speculation angelangt ist?!) indem es den reinen, von allem concreten (?), göttlichen (?) sowohl als menschlichen und weltlichen (?) Inhalte entleerten (?) metaphysischen Begriff geradehin für den Grund und die Substanz aller Dinge, für die Gottheit selber (?) ausgab". Wie wenig Hr. W. von H. gelernt und verstanden hat, was für ein mageres und abstractes Ding der reine absolute Begriff ihm in seiner bloſs äuſserlichen Auffassung geblieben ist, das liegt nun zwar klar am Tage; aber hat er denn nie vernommen, daſs die wahre Philosophie es eigentlich gar nicht mit abstracten (im gewöhnlichen Sinne dieses Worts), sondern nur mit *concreten* und zugleich *objectiven* Gedanken zu thun habe, oder nie darüber nachdenken mögen, was dieses heiſse? Und wenn denn doch die Gottheit Gedanken hat und zwar unendliche und ewige der absoluten Vernunft, scheint ihm denn ein System solcher unendlicher und absoluter, zugleich concreter Gedanken, welches als solches ausdrücklich gegeben wird, wenn es auch so noch nicht die Gottheit selbst als absoluter Geist ist, doch der Gottheit und ihres substantiellen Wesens unwürdig? oder welche Gedanken und welche Logik wird denn *er* der Gottheit und dem absoluten Logos zuschreiben? — Aber auch schon in der früheren Schrift bittet Hr. W. gleichsam zu einiger Entschuldigung seines polemischen Verfahrens gegen H. (S. 117.), daſs es ihm vergönnt sein möge, als vorläufigen Beweis der Ansicht, die *er* diesem Denker zuschreibt, „den so auffallenden und gewiſs Manchem geradezu als gotteslästerlich (?) erscheinenden Satz aufzuführen", daſs die Logik am Schlusse des Systemes (freilich wohl, aber des *ganzen* Systemes, in der Lehre vom absoluten Geiste) *die Bedeutung speculativer Theologie* erhalte", wozu die Encykl. 1ste Aufl. S. 20. citirt wird. Nun hat der Hr. Verf. am Schlusse seines Systems die speculative Theologie ebenfalls, und mit welcher Logik, wird sich zeigen; die citirte wichtige Stelle aber findet sich, wie auch Hr. W. bemerkt, in den folgenden Ausgaben nicht auf gleiche Art wieder. Dagegen sagt aber H. hier sogleich im Anfang der Logik §. 85.: daſs das Sein selbst, so wie die folgenden Bestimmungen nicht nur des Seins, sondern die logischen Bestimmungen überhaupt, näher jedoch immer nur die erste einfache Bestimmung einer Sphäre, und dann die dritte, als die Rückkehr aus der Differenz zur einfachen Beziehung auf sich, als die *metaphysischen Definitionen Gottes* angesehen werden können. Nun hat zwar noch Niemand es als etwas Gotteslästerliches verschrieen, daſs in der sogenannten natürlichen oder rationellen Theologie der vormaligen Metaphysik ebenfalls metaphysische Definitionen Gottes aufgestellt wurden, so wenig, als wenn dieses im Katechismus geschieht; oder sollten etwa solche Definitionen, wie: Gott ist das Sein, das Wesen, die absolute Substanz und Wirklichkeit, oder vielmehr das absolute Subject, absoluter Begriff, Idee, das absolut Wahre, Gute u. s. w. — sollten solche Definitionen etwa Hrn. W. gotteslästerlich vorkommen, oder ihm schlechter scheinen als die des Katechismus? Wir geben ihm aber ganz Recht, daſs, *wenn* H. oder wer sonst, an die Stelle der lebendigen Wirklichkeit Gottes einen *bloſsen* Gedanken, eine *bloſse* metaphysische *Abstraction*, (wie indessen *auſser* der speculativen Philosophie nicht selten geschieht,) setzen wollte, dieſs allerdings als eine Gotteslästerung angesehen werden könnte und dürfte. Bemerkt kann aber hierbei noch werden,

daſs H.'s System keineswegs zu denjenigen gehört, welche (nach Nr. 2. S. 22.) den Namen der *Gottheit* auszusprechen sich scheuen sollen; wenn H., dem es gerade auf den absoluten *Inhalt* Gottes, nicht auf die überflüssige *Form* eines Satzes ankam, nicht bei jeder folgenden metaphysischen Definition den Namen Gottes wiederholen wollte, um ihn, schon nach der Forderung des Katechismus, nicht vergeblich zu führen, so wird sich der Hr. Vf. wohl selbst erinnern, was in der Lehre der Logik vom Urtheil über das zunächst leere, erst im Prädicate seinen Inhalt und seine Erfüllung erhaltende Subject sehr deutlich und verständlich gesagt wird, und auch in der Encykl. a. a. O. unter Verweisung auf §. 31. u. §. 169. eine ganz befriedigende Nachweisung und Belehrung darüber finden. Der Hr. Verf. hat die logischen Begriffsgestalten, wie wir oben sahen, selbst *„auſserweltliche"* genannt, wohl aber nicht erwogen, was er damit sagt; denn nur Gott kann auch der auſserweltliche genannt werden, alles Andere, das subjective und *bloſs* menschliche, eben damit auch endlich gewordene, Denken mit eingeschlossen, ist *in* der Welt und ihrer Verendlichung. Entsteht aber etwa die Frage, warum in der Logik von Hegel nur immer die ersten und dritten Bestimmungen einer jeden Sphäre als metaphysische Definitionen Gottes bezeichnet werden, und die Logik mithin auſser der reinen Gotteslehre, zu welcher sie von dieser Seite zu werden scheint, auch noch anderen Inhalt in sich aufnehme und zulasse: so hat auch die vormalige Metaphysik auſser ihrer Theologie noch anderen Inhalt und zwar insbesondere eine Ontologie gehabt; näher und bestimmter aber ist die Antwort diese, daſs die speculative Logik *das Denken überhaupt*, daher auſser dem göttlichen und unendlichen, welches die *seiende* Wahrheit selbst, wie diese umgekehrt reines unendliches Denken ist, auch das abgefallene und unendliche, das in der Differenz und Entzweiung, in der Relation und äuſsern Reflexion sich bewegende Denken abhandelt, an diesem letzteren aber auch seine Negation und Unwahrheit aufzeigt und somit es zur Einheit und Wahrheit zurückführt. Uebrigens sollte der Hr. Vf. billig es nicht übersehen haben, daſs die Idee *als* logische (denn es ist nur Eine Idee, aber in drei Gestalten, und die drei Gestalten auch wieder in Einer Einheit) von H. ausdrücklich nur als die Idee bezeichnet wird, wie sie noch im abstracten, d. h. reinen, mit nichts Anderem vermischten, Elemente des Denkens ist, (ohne daſs darum aber die Gedanken an ihnen selbst etwas Abstractes im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes wären,) und daſs H., wo er sagt (a. a. O.): „Gott metaphysisch definiren, heiſst dessen Natur in *Gedanken* als solchen ausdrücken", eben so ausdrücklich hinzufügt: „die Logik aber umfaſst alle Gedanken, wie sie noch in der Form von Gedanken (so aber auch im reinen Denken Gottes) sind"; und daſs mithin die speculative Theologie erst am Schlusse des ganzen Systems, bei H. nicht anders, als bei Hrn. W. selbst, in der Lehre vom absoluten Geiste, der die eigne absolute Erfüllung seiner reinen Idee, seines *An-sich*, ist, ihre Stelle findet und finden kann. Indem man aber hier sogleich wieder über die Rückkehr dieses Schlusses in den logischen Anfang einem groſsen Miſsverständnisse des Hrn. Vfs., wie überhaupt über das Verhältniſs der logischen Idee zu Natur und Geist den wunderlichsten Ansichten begegnet, wie z. B. von einer Idee, der nur die mühselige Arbeit zu Theil wird, ihr irgend wie verlornes Selbst wieder zu suchen, und die am Ende doch nichts Höheres, als sie selbst ist, wieder erringen kann: so hatte Ref. über dieses Verhältniſs mancherlei für Hrn. W. zu einiger Verständigung und Berichtigung niedergeschrieben und ihn wenigstens davon zu überzeugen gewünscht, daſs H's. Philosophie es mit etwas unendlich Höherem, als der Hr. Vf. meint, zu thun hat, wenn nach ihrer Lehre es die Eine allgemeine Idee ist, welche sich in sich selbst unterscheidet und zu einer Dreiheit von Ideen, 1) als die für sich ewig sich selbst denkende, 2) die sich selbst entäuſsernde und sich als Natur gegenüberstellende, und 3) die im Geiste, ihrem wahren Princip und Elemente, zu ihrem wissenden Beisichsein und ihrer absoluten Erfüllung zurückkehrende, sich bestimmt, und daſs vollends von dem Standpuncte der speculativen Theologie aus die richtige Fassung eben dieser Momente der ewigen, als absoluten Geist sich ewig bethätigenden und verwirklichenden Idee in der ihnen hier zukommenden Bedeutung wohl nichts Unbefriedigendes weder für das philosophische noch für das Christliche Bewuſstsein des Hrn. Vfs. mehr übrig lassen könne. Allein wenn auch der Raum dieser Blätter eine solche Mittheilung zuliefse, so wäre sie jetzt überflüssig, nachdem indessen in einem goldenen Büchlein, des ehrwürdigen *Göschel* Schrift, „der Monismus des Gedankens", dem Hrn. Vf. bereits eine bessere Belehrung zu Theil geworden ist;

überflüssig ohnehin auch dann, wenn er von seiner unglücklichen Fassung der Idee, die er nur nicht mehr für H's. Philosophem auszugeben das Recht hat, doch nicht sollte abgehen wollen. Nur dieſs will noch Ref. bemerken, daſs, wenn H's. Philosophie (wie Nr. 2. S. 35. zu verstehen gegeben wird) wirklich ein „in das Hohle und Leere gehender und das Nichts des Begriffes an die Stelle der überschwenglichen Tiefe und Fülle der Christlichen Gottheit setzender Pantheismus" wäre, und er in ihr nicht vielmehr einen anderswo nicht gefundenen Aufschluſs über die Christliche Offenbarung, welche die Gottes als des Geistes ist, und über jene Tiefe und Fülle der lebendigen Gottheit erhalten hätte, er selbst nichts weiter mit dieser Philosophie zu schaffen haben würde. —

Indem es daher nur noch Interesse haben kann, in den Miſsverständnissen über H. des Hrn. Vfs. eigne Philosopheme und deren speculativen Werth etwas näher kennen zu lernen, wird auch die folgende Mittheitheilung der von demselben „gerügten, freilich mehr mit einem noch unbestimmten Allgemeinfühl wahrgenommenen, als mit speculativer Strenge nachgewiesenen Mängel" (nach Nr. 1., S. 121.), vornehmlich an diesen Gesichtspunct sich halten. Für eine solche Idee aber, wie die vom Hrn. Verf. dargestellte, d. h. für eine *bloſs* menschliche, mag es freilich angemessen sein, etwas Höheres, als sie selbst ist, sich von der Natur geben zu lassen, und von Raum und Zeit erst zu erwarten, was jener für Gebilde in sich fassen und diese vermöge der eigenen Freiheit der Natur entwickeln wird, wie wir im Folgenden zu gewärtigen haben. Indem H.'s *encyklopädische* Darstellung der Philosophie der Natur und des Geistes das Unglück hat, von Hrn. W. nur als eine „skizzirte Darstellung" (S. 120.) genommen zu werden, welche „mehr das Ansehen eines Anhanges zur Logik hat, der ohne wesentlichen Abbruch (!) der zu gewinnenden Einsicht wohl auch wegfallen könnte, als integrirender Theile der philosophischen Wissenschaft", giebt seine eigene Ansicht in der Hauptsache sich auf folgende Weise (S. 116 ff.) kund: „Durch die ganze Skizze, welche H. von der Philosophie der Natur und des Geistes gegeben hat, blickt es mit entschiedener Deutlichkeit hindurch, daſs er für das wahrhaft Seiende auch in diesen beiden Gebieten einzig und allein die logische Idee hält, und daſs ihm das *Mehr*, was dieselben auſserhalb (NB.) und über (NB.) jener Idee zu haben scheinen (wem?), streng genommen ein Nichtseiendes ist". Der Unterschied zwischen dem Logischen und der Wirklichkeit, diese als das Sein des Räumlichen und Zeitlichen genommen (NB.), lasse sich aber nicht zu einem bloſsen Schein herabsetzen, da „die unbefangene (d. h. die gemeine und natürliche) Anschauung der Welt im Gegensatze jener hinter der Welt (!) zurückliegenden farblosen (freilich wohl weder rothen noch grünen u. s. w., aber dann auch nicht einmal schwarzen) Regionen der Metaphysik es sich nicht nehmen lassen wird, daſs in jener ein positives Mehr (NB.) enthalten ist als in diesen: einerseits zwar vielleicht (!) ein niederes, weil gesetzloses und unbegrenztes (NB. und dadurch eben ein freies) und gleichsam erst durch den metaphysischen Begriff zu bezwingendes (der formell erst hinterdrein kommt, nicht schon Gesetz und Thätigkeit der Sache selbst ist); andrerseits aber ein höheres; da keine menschliche Brust, in der ein lebendiges Herz schlägt, (aber auch das lebendige Denken der Vernunft?) sich überreden wird, mit der Erkenntniſs des reinen Begriffs oder der logischen Idee, so schätzbar und edel diese auch sein mag, (!) das Höchste erreicht und das Edelste gewonnen zu haben, was dem menschlichen, oder wohl gar dem göttlichen Geiste (Soll Gott von seinem eigenen reinen Wesen abfallen?) als Endziel seines Strebens und als Preis seiner Selbstentfaltung (Kann er etwas Anderes als sich selbst oder was er *an sich* ist, entfalten?) vorliegt". Es sei auch gar nicht abzusehen (nach S. 121.), warum nicht auch „jene gediegenere Durchbildung des abstract-Speculativen (freilich, wenn es bloſs dieses Abstractum wäre) eine Anwendung auf die concrete Lebendigkeit der Natur und des Geistes (Vielmehr in der Natur und in dem endlichen Geiste hat der Hr. Vf. das wirklich Abstracte, das für sich Vereinzelte und Abgerissene zu suchen) ertragen soll, ohne weder ihre eigene Vollkommenheit aufzugeben, noch die beseelte Eigenthümlichkeit dieser auszulöschen, (Aber die Vollkommenheit des in den Dingen wirklichen und lebendigen Gedankens macht ihn ja gerade zu ihrer Seele und Beseelung)."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 53.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

1. *Ueber den gegenwärtigen Standpunct der philosophischen Wissenschaften, in besonderer Beziehung auf das System Hegel's. Von C. H. Weisse.*
2. *Ueber das Verhältniss des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpuncte von Hegels Abscheiden u. s. w. Von C. H. Weisse.*

(Fortsetzung.)

Und nach S. 155. besteht „der grofse Fehlgriff der H.'schen Natur- und Geisteslehre darin, dafs sie das räumlich-zeitliche Sein, (welches als Grundlage und Anfang (?) der Natur schlechthin die *Materie*, (— sogleich ohne Weiteres also die Materie, mit deren Genesis und Begriff der Hr. Verf. freilich nicht zurechtgekommen ist —) als Schluss- und Endziel des Geistes (?) und höchster Inbegriff von Allem die *Gottheit* (— diese also ein räumlich-zeitliches Sein? —) genannt werden kann,) für einerlei (?) nimmt mit dem logischen Sein u. s. w." (Wo hat dieses wohl der Hr. Vf. von H.'s Philosophie gelesen?) — Vornehmlich gehört aber hieher, um über seine eigne Grundansicht mehr in's Reine kommen zu können, seine Lehre von *Raum* und *Zeit* selbst, welche er, wie schon bemerkt, selbst den Wendepunct nennt, woran sein System von dem H.'schen abgehe. Während nach diesem *Raum* und *Zeit* in dem System der Natur, welche, selbst die Idee in ihrem Anders- und Aufsereinander zu ihrem Princip und Elemente hat, als die ersten *Realitäten*, so aber auch nur noch als ganz abstracte Allgemeinheiten des Naturseins und insofern als ideelle Formen erscheinen, und von H. über die Natur von Raum und Zeit sowohl wie über ihr Uebergehen in einander, die *Bewegung*, das *Werden* in der Natur, und ihren Fortgang zu ihrem gewordenen Dasein, der *Materie* als der unmittelbaren identischen Einheit beider, und den Uebergang von der Idealität der Natur zur Realität überhaupt, Gedanken und Definitionen gegeben werden, deren Tiefe von dem Hrn. Verf. nicht ergründet worden zu sein scheint, (wie man etwa schon daraus abnehmen kann, dafs S. 128. von einer „*Vorstellung* der Aeufserlichkeit oder des Aufsersichseins" gesprochen wird, deren es, „um zu dem Raum*begriffe* zu gelangen, gar nicht bedürfe): so wird von dem Hrn. Vf. dagegen behauptet, dafs Raum und Zeit, mit denen H., nach Vollendung und Abschliefsung der Logik, „als neuen Gestaltungen und gleichsam Ausflüssen der logischen Idee (?) den Begriff der Natur, als nothwendigen, jedoch abhängigen Gegensatz zu jener Idee einzuleiten" unternehme, noch zur Logik selbst gezogen werden müssen, und zwar als „die *Wahrheit der logischen Idee*, genau in demselben Sinne, in welchem H. unaufhörlich jeden logisch höher stehenden Begriff die Wahrheit der niederen nennt" (S. 132.). Das Wichtigste von der besondern Theorie des Hrn. Vfs. ist (von S. 125. an) etwa Folgendes: „der *Raum* ist in Wahrheit nichts anderes, als *die absolute Idee der Logik* als unmittelbar seiend gedacht". „Wie die absolute Idee auf der letzten Stufe ihrer logischen Genesis als die Identität der Idee des Guten oder des praktischen Erkennens mit der Idee des Wahren oder des theoretischen Erkennens erkannt wurde: so ist in dem Raumbegriffe die Wahrheit desselben das unendliche synthetische Erkennen der Geometrie, in welchem allein (im Erkennen oder im Raumbegriffe?) alle Raumgestalten ihre Wirklichkeit haben; seine Güte aber ist seine unendliche *Leere* (diefs ist entweder ein sehr tiefer oder ein sehr platter Gedanke), welche ihn zur Aufnahme von Allem (was ihm äufserlich zu seiner Füllung gegeben wird?) geschickt macht". „Die *Zeit* ist das eben so unmittelbar seiende Nichtsein der logischen Idee, wie der Raum das seiende Sein desselben ist: dieselbe Leere, welche innerhalb jener Idee gesetzt die Güte oder die unbegrenzte Receptivität derselben ist,

ist außerhalb ihrer die Macht, welche das logische Sein als das Unwahre (das in keiner Zeit seiende), und nur ein noch unbestimmtes Jenseits als das Seiende und Wahre setzt". „Von der richtigen und vollständigen Auffassung des *Zeitbegriffes* (dessen Würde auch später ganz besonders gepriesen und gegen ein sonderbares Mißverständniß aller speculativen Philosophie, nicht bloß der H.'schen, in Schutz genommen wird, welche von jeher diesen Begriff „der in alle Ewigkeit hin die Zukunft durch den Augenblick oder die Gegenwart in Vergangenheit umsetzenden Zeit", dessen Bewußtsein „als die absolute Grundlage alles Bewußtseins von dem Ewigen zu ehren und zu befestigen" war, sogar — *auszurotten* die Absicht gehabt haben soll) hängt es ab, daß das speculative Denken sich selbst seine wahre und nothwendige Grenze setze, und mit dieser Grenzbestimmung sein Verhältniß zu allem weiterhin von ihm zu ergründenden Sein befestige. Es ist nämlich in diesem Begriffe — die Gewißheit eines Seins gesetzt, welches gegen die logische Idee sich verneinend verhält", indem sie deren Fürsichsein aufhebt. „Hier nun hat Hegel" — unter vielen andern wieder einen großen Fehler gemacht, denn — „er ist nicht zu der Bestimmung dessen fortgegangen, was denn durch die Zeit negirt wird, welches nicht etwa der Raum ist, von dem man vielmehr sehr wohl sagen kann, daß er als seiender *neben* der Zeit und *in* ihr besteht (wie speculativ!); sondern das Fürsichsein der logischen Idee jenseit des Raumes". Ferner „daß das Sein der Dinge im Raume im Gegensatze ihres Seins in der Idee als ein in Bezug auf sie selbst unter einander, äußerliches erscheint: dieß ist eine spätere, unter Mitwirkung des Zeitbegriffes (?!) gemachte Abstraction, die den reinen Raumbegriff als solchen nichts angeht". Indem dann auch die Zeit, nicht mit H. als die „in der Sphäre des Außersichseins für sich seiende Negativität" bestimmt wird, sondern als „die *Verneinung des Insichseins der Idee als solcher* (als ob dieses der Raum nicht auch wäre), durch welche Verneinung diese erst in jene Aeußerlichkeit verwandelt wird" heißt es weiter: „So gewiß, als die logische Idee das Nichtunmittelbare, die Aufhebung des unmittelbaren Seins eben so sehr, als sein Sein ist: so gewiß muß das unmittelbare Sein eben so sehr, wie einerseits, in dem Raumbegriffe, als Sein der Idee, so andererseits, in dem Zeitbegriffe, als das Nichtsein der Idee auftreten. Dieses Nichtsein nun ist das wahrhaft Höhere (hört!), die Macht der Idee, während das Sein umgekehrt als das Ohnmächtige, bloß Aufnehmende erscheint: in diesem Sinne ist die Zeit die erste Einheit alles Seins, welches als das wahrhafte Insich über der zum Raumbegriffe oder zum Außersich herabgedrückten Idee, deren lebendige Kraft ganz in jene Negativität übergegangen ist, wieder hervorgehen soll: der Vater der Natur, der Götter- und Menschenwelt u. s. w." —

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXII.

Deutschlands Jungermannien, monographisch bearbeitet von A. J. C. Corda. Nürnberg, bei Sturm, 1830 u. 1832. 2 Hefte in 12. jedes mit 16 Kupfertafeln u. zusammen mit 106 Seiten Text; zugleich als Doppelhefte, die Nummern 19—20, 22—23. der zweiten Abtheilung von Sturm's Deutschlands Flora, in Abbildungen nach der Natur, mit Beschreibungen. Nürnberg, auf Kosten des Herausgebers.

Die unlängst in diesen Blättern mitgetheilte Beurtheilung von Ekart's *synopsis Jungermanniarum* führt uns auf das ähnliche vorliegende Werk. Ehe ich jedoch diese neueste Arbeit über die einheimischen Lebermoose näher betrachte, kann ich mich nicht enthalten, einen Blick auf die bescheidene, und doch so reichhaltige, in so vielen Hinsichten fruchtbringende botanische Iconographie zurückzuwerfen, von der die genannten Hefte einen kleinen Theil ausmachen, und mit welcher das Verdienst eines Deutschen Künstlers und Naturforschers, von gleichgesinnten Freunden anspruchslos gefördert und unterstützt, unter uns einen Nebenbuhler der *Flora Danica* und *English Botany* erzeugt hat, ganz unserm Charakter, wie dem Charakter der allmähligen Entwicklung unserer Pflanzenkenntniß gemäß und diese letzteren treulich abspiegelnd. Ich fühle mich zu dieser Aeußerung durch die niederschlagende Nachricht von einem Uebel, das das Gesicht des Hrn. Sturm bedrohe, und durch das Vergnügen, das mir bald darauf die Gewißheit seiner Wiederherstellung gewährte, gleich sehr angetrieben, und wie meine Empfindung hiebei eine persönliche ist, so führt sie mich auch hier, unter den aufrichtigsten Wünschen, noch einen Schritt weiter auf die in ihrer Art fast einzige, fast ausschließlich der Naturkunde gewidmete, fruchtbare und einflußreiche Thätigkeit meines verehrten Freundes. Er möge mir verzeihen, daß ich ihm eine Art Lobrede halte, wie man sie sonst gewöhnlich nur den tauben Ohren der Todten vorträgt. Aber seine Werke, als Abbilder der lebendigen Natur, liegen zugleich als Gegenstände der wissenschaftlichen Kritik vor uns, und man kann nicht darüber reden, ohne ihres Urhebers in solcher Weise zu gedenken. Als Zeichner, wie als Kupferstecher, hat Hr. Jacob Sturm

stets die Natur mit Sachkenntnifs vor Augen, er fafste die Bilder, die sie ihm vorlegt, scharf und klar auf, und giebt, was er erkannt hat, mit sichrer Hand, stets richtig, doch genüglich, mit möglichster Einfachheit, und Schmucklosigkeit wieder. Das Charakteristische entgeht ihm nie; bei der Ausführung verweilt er aber nie länger, als der Zweck der Anschaulichkeit erheischt, es sei denn, dafs aus andern Rücksichten, mehr gefordert würde. Diese Behandlungsweise giebt namentlich seinen Kupferstichen einen hohen Werth und einen fixirten, vielleicht etwas monotonen, hier und da auch wohl etwas harten, aber stets zuverlässigen und den Kenner des Gegenstands ansprechenden Ausdruck. Man möchte im besten Sinn des Worts von seinen Arbeiten sagen, es sei etwas vom guten alten Schroot und Korn in ihnen. Nur wer so arbeitet, kann so *viel* ganz auf eigne Hand zu Tage fördern und sich dabei stets gleich bleiben.

Der Hauptgedanke, dem Hr. Sturm einen grofsen Theil seiner unermüdlichen Thätigkeit widmete, ist der einer universellen iconographischen Darstellung der beiden organischen Naturreiche, wie sie sich innerhalb der Grenzen Deutschlands gestalten. Dieser Aufgabe lag er stets bereitwillig als Künstler, auf dem Gebiete der Entomologie auch als Schriftsteller, ob. So erschienen bisher 109 Hefte der *Insecten-Fauna Deutschlands* mit Panzer's Beschreibungen, dann Hrn. Sturm's eigne Fortsetzungen, bis jetzt 7 Bände, in welchen die Familien der Scarabäiden, der Sphäridien, Phalacrinen, endlich die weit ausgedehnte Gruppe der *Carabici* monographisch ausgeführt wurden. Mit Wolff's Beihülfe wurden die Deutschen Amphibien in 6 Heften durchgeführt, die Deutschen Land- und Wasserschnecken wurden begonnen, und, sammt den Würmern überhaupt, auf 8 Hefte gebracht. Die Vögel, von denen 2 Hefte erschienen sind, hat Naumann gleichsam vorweg genommen und vollendet, Fische, Säugethiere ruhten noch und können, bei ihrer geringeren Anzahl leicht nachgetragen werden.

Mit ganz besonderem Eifer aber wurde seit Jahren der botanische Theil gefördert, und zwar in drei Abtheilungen, um die, wie auch der zoologische Theil, in Duodezheften zu 16 Tafeln mit dem erforderlichen Texte erscheinen. Von der ersten Abtheilung, welche die *Phanerogamen* in sich schliefst, liegen 59 Hefte vor mir; hier arbeiteten viele Botaniker an der Ausarbeitung des Textes, Schreber, Hoppe, Reichenbach, Koch, Fieber u. a. w.; der gröfste und wichtigste Antheil aber gebührt unserm Hoppe. Manche Gattungen sind monographisch bearbeitet. Die zweite Abtheilung begreift die *Kryptogamen* mit Ausschlufs der Pilze in sich. Sie ist bis zum 24. Hefte gediehen, mit welchem Lauer die Deutschen *Flechten* zu bearbeiten beginnt, wie Corda mit dem 19. u. 20. die *Lebermoose* übernahm. Derselbe leitet auch die *Algen*; die Moose haben Voit, Funk, u. A. bearbeitet. Die dritte Abtheilung, welche die *Pilze* in sich begreift, besteht jetzt aus 12 Heften; sie wurde von Ditmar eröffnet und wird nun von Corda fortgesetzt.

Wir dürfen uns hier nicht auf eine Herzählung der übrigen Sturm'schen Arbeiten einlassen, welche an Masse die hier genannten bei weitem übertreffen; doch sei es uns vergönnt, der zahlreichen grofsen Tafeln zu Schäffer's Werken, zu unserm System der Pilze und Schwämme, zu des Hrn. Grafen von Sternberg grofsem Werk über die Pflanzen-Versteinerungen, zu Nees v. Esenbeck's und Hornschuch's *Bryologia germanica*, zu Illiger's Uebersetzung von Olivier's Entomologie, und zu den *Acta Academiae Naturae Curiosorum* u. s. w. u. s. w., zu gedenken.

Wie vielseitiger Gewinn für die Naturgeschichte aus der wohlfeilen Verbreitung dieser Werke hervorgegangen, wie Jeder nach seiner Weise sich dieselben angeeignet, danach zuerst auf seiner Laufbahn gestrebt und weitere Fortschritte darauf gegründet habe, ist uns Allen, wenn wir uns nicht ungerechtem Vergessen hingeben, noch im frischesten Andenken; man darf also hoffen, dafs die Reihen der zoologischen und botanischen Hefte der Sturm'schen Sammlung nie durch Vernachlässigung stocken, sondern, dafs sie von Hrn. Sturm noch lange fortgesetzt, und was er dereinst unvollendet lassen mufs, von Andern nach seinem Muster werde zum Ziele gefördert werden.

Unter denjenigen Abtheilungen des Sturm'schen Werks, welchen gegenwärtig ein möglichst rascher und gedeihlicher Fortgang vorzugsweise zu wünschen, verdient die Eingangs erwähnte, welche den *Lebermoosen Deutschlands* gewidmet ist, die erste Stelle.

Hr. Corda hat sich durch seine Arbeiten in Opitz's Beiträgen, und durch die von ihm begonnenen Hefte über *Rhizospermeae* und *Hepaticinae* bereits als einen eifrigen Beobachter bewährt, der besonders den *Lebermoosen* seine Aufmerksamkeit schenkt und in dieser Hinsicht auf des verstorbenen Raddi's Wegen wandelt; d. h., er sucht nicht allein die Arten gehörig festzustellen, sondern forscht auch in dem Bau der Fructificationstheile derselben nach Charakteren, vermittelst deren er die äufserst zahlreichen Arten dieser Familie in angemessene Gattungen zusammenzustellen trachtet. Er ist hierin offenbar auf einem sehr ersprieflichen Wege, dem nämlich, der zur schärfsten, allseitigen Beobachtung führt und besonders die bisher ihrer Kleinheit und Seltenheit wegen oft vernachläfsigten merkwürdigen Gebilde, welche bei diesen Gewächsen der Fortpflanzung vorstehen, zur Bedeutung erhebt und zur vollständigsten Auseinandersetzung bringt.

Es thut dem Verdienst des Vfs. und dem Werth des Grundsatzes keinen Abbruch, dafs Hr. Corda hierbei im Einzelnen vielleicht hier und da zu weit geht, auf alle und jede Bildungsverschiedenheiten aller Fructifications-Organe nicht selten ein zu grofses Gewicht legt, den Habitus nicht genug, so heimlich wie öffentlich, befragt, und daher in Gefahr geräth, zu viele und in sich nicht immer gehörig zusammenhaltende Gattungen zu gründen; die meisten seiner Gattungscharaktere bewähren sich dennoch bei weiteren Entdeckungen durch ein Gemeinsames der durch sie verknüpften Arten, wie dem Rec. seine eigene Beobachtung gezeigt hat, und bald dürfte man im Stande sein, die Werthe der Theile, von denen man hiebei ausgeht, und die Werthe ihrer verschiedenen Bildungsstufen, näher zu würdigen. In dieser Hinsicht haben sich Raddi und Corda unläugbare Verdienste um die Kenntnifs dieser merkwürdigen Pflanzengruppe erworben. Die vor uns liegenden beiden Hefte enthalten zusammen 32 Arten von Lebermoosen, unter 21 Gattungen, von

welchen die meisten durch Hrn. Corda neu gegründet sind. Einige derselben sind sehr charakteristisch, wie z. B. *Gymnomitrion*, welches die *Jungermannia Hookeri* und *concinnata* in sich begreift; Rec. kennt eine dritte Art, die Hr. Funk entdeckte, und die er *Gymnomitrion perustum* nennt. Auch *Alicularia Cord.* und *Sarcocyphos* (*Sarcoscyphos*) *Cord.* empfehlen sich. Noch ist einiges Schwanken hinsichtlich der Bezeichnung der verschiedenen Hüllentheile der weiblichen Blüthen bemerklich. Um sich einen festen Anhaltspunct zu verschaffen, sollte man von demjenigen Theil ausgehen, welcher unmittelbar die Kapsel umschliefst, *und den Griffel trägt*. Nennen wir diesen, der Analogie mit den Moosen gemäfs, *Calyptra*, (nicht, wie Hr. Corda in der Folge einführt, *Corolla*) so würde der zunächst nach aufsen auf diese folgende Theil dem gemeinhin sogenannten Kelch, (*calyx*, vielleicht besser *perianthium*) entsprechen; was noch mehr aufserhalb als Bedeckung hinzutritt, wäre Hülle, *perichaetium*, oder *involucrum* zu nennen. Diese äufserste Umhüllung ist gewöhnlich auch mehr kraut- und blattartig, von festerer Textur, und läfst sich, wenn die Theile, aus welchen sie besteht, völlig von einander gesondert sind, leicht als eine Fortbildung der Blätter und Afterblätter, (wo diese letzteren vorkommen), unterscheiden. Wo dagegen die Hülle nur aus einem oder aus zwei mehr oder weniger, zuweilen fast bis zur Spitze verwachsenen Blättern besteht, da nimmt sie die Form des Kelchs oder Perianthii an und kann zu Verwechslungen Anlafs geben, dergleichen auch Hrn. Corda begegnet sind. Bei *Sarcoscyphos* (*Jungermannia emarginata*) z. B. ist der Kelch mit den beiden zur Hülle verwachsnen nächsten Stammblättern verschmolzen und zeigt nur seine Enden, als Zähne, im Schlunde der kelchähnlichen Hülle, die eben durch diese Verdoppelung dichter und fast fleischig wird. Hr. Corda betrachtet sie daher als den Kelch, und nennt die Zähne des Kelchs *squamae faucis*. Eine ganz ähnliche verwachsne Hülle finden wir bei *Alicularia* (*Jungermannia scalaris*); es kommt aber noch ein deutlicher freier Kelch hinzu; Hr. Corda bleibt auch hier bei der Bezeichnung: Kelch für die Hülle, und mufs dann den eigentlichen Kelch mit einem neuen, beziehungslosen Namen, (*perichaetium*), der in keiner Hinsicht pafst, benennen. Bei den laubartigen Lebermoosen bietet die äufsere Umhüllung der Blüthentheile aus ähnlichem Grunde noch gröfsere Schwierigkeiten dar. Da sie hier aus einer ganzen *Frons* entspringt und nur die Stelle bezeichnet, wo die Blüthe aus derselben hervorbricht, so stellt sie stets einen einblätterigen verschiedentlich eingeschnittenen, bald kürzern bald längern krautartigen Ring vor, der selten oder nie ganz fehlt. Dagegen fehlt der gewöhnlich zarte und häutige Kelch oft. Wo nun dieser nicht vorhanden ist, würde man jene Hülle Kelch nennen können, wenn nicht die Beobachtung des wirklich hinzutretenden Kelchs bei *Diplomitrion Corda* (*Jungermannia hybernica* und *Lyellii Hook.*) hierüber Aufschlufs gäbe. Die *Jungermanniae frondosae* (wenigstens die Europäischen) zeigen also folgende Entwicklungsstufen der Blüthenhüllen:

1. Hülle, Kelch, Kalyptra, frei: *Diplomitrium Corda.*

2. Hülle, Kelch, Kalyptra, eingesenkt: *Blasia Corda.*

3. Hülle, ohne Kelch, die Kalyptra überragt hier stets die grüne Hülle. Man unterscheidet folgende Fälle *):

a. Die Kalyptra ziemlich kurz, glatt; die langen Spiralschleudern doppelt, in eine Röhre eingeschlossen: *Pellia Raddi.* (*J. epiphylla*).

b. Die Kalyptra lang, walzenförmig, zart, glatt; die breiten bandartigen Spiralschleudern doppelt nackt, dicht über einander gewunden: *Metzgeria Raddi.* (*J. pinguis, multifida, palmata*).

c. Die Mütze oblong, steifborstig, aus der untern Fläche des Stengels entspringend, die Spiralschleudern einfach, nackt: *Echinomitrion Corda* (*J. furcata, pubescens, violascens*).

Bei diesen letzteren nun, wenigstens bei *a* und *b*, nennt Hr. Corda die Hülle noch eine *stipula cyathiformis, calyptram cingens.*

Diese Bemerkungen mögen dazu dienen, sowohl die morphologische Fruchtbarkeit der von Hrn. Corda erwählten Betrachtungsweise, als die Schwierigkeiten darzulegen, die sich aus ihr entfalten.

Zahlreiche analytische Figuren dienen zur Erläuterung der dargestellten Arten und Gattungen; alle diese Figuren sind *nach der Natur entworfen, gut gezeichnet, mit Tüchtigkeit ausgeführt.* Sehr schön ist besonders Tafel I. zu nennen, welche die, mit Recht hier angereihte Gattung *Sphagnum* erläutern. Der Text ist nicht frei von Sprachfehlern, denen der Hr. Vf., sowohl im Lateinischen als im Deutschen Theile, gar leicht durch Freundes Hülfe entgehen könnte, — und wer sollte einem solchen Werk, „in dem das Meiste glänzt", nicht befreundet sein? Auch manche neue, richtig erkannte Arten bringt diese Monographie in den Kreis der heimischen Lebermoose. Dahin rechnen wir z. B. die *Blasia Funkii Cord. t.* 23., d. i. *Blasia pusilla Funk*, kryptog. Hefte. *Jungermannia rosacea Cord. t.* 29. u. b., *J. cuneifolia Hook.* und *Gymnomitrion Hookeri Cord.* werden uns hier zuerst als in Böhmen einheimisch bekannt. Bei *Achiton quadratum* tadelt der Verf. Hrn. Lindenberg wohl mit Unrecht, dafs er die *Marchantia quadrata Scopoli* zu seiner *Marchantia commutata* ziehe; sein *Achiton quadratum* ist ohne Zweifel die *Grimaldia hemisphaerica Lindenb.*, wohin auch das Citat aus Funk's Krypt. des Fichtelgebirgs gehört; es fällt daher auf, dafs er Hrn. Lindenberg's Schrift nicht citirt, sondern nur ein Citat aus derselben verwirft, über dessen richtige Anwendung schwer zur Gewifsheit zu gelangen ist. *Jungermannia lanceolata Cord.* ist, wie er sie selbst bezeichnet, *J. pumila With.*; wir zweifeln sehr, dafs diese die Linnée'sche Jungermannie dieses Namens sei. *J. Wondráczeki Cord.* dürfte mit *J. pusilla* eine eigne Gattung bilden.

Nees v. Esenbeck.

*) Nachdem nämlich 1 u. 2 aus der Reihe der laubartigen Jungermannien herausgefallen sind, können die Formen der dritten Abtheilung, die sich, hinsichtlich der Blüthendecken, wie *Gymnomitrium* verhalten, nicht mehr zusammenstehen. Daher die weitere Auflösung, welche vorzüglich auf dem Bau der Spiralschleudern beruht.

№ 54.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

1. *Ueber den gegenwärtigen Standpunct der philosophischen Wissenschaften, in besonderer Beziehung auf das System Hegel's. Von C. H. Weisse.*
2. *Ueber das Verhältniss des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpuncte von Hegel's Abscheiden u. s. w. Von C. H. Weisse.*

(Fortsetzung.)

Wenn sonst auch, so ist es besonders hier, dafs der Hr. Vf. die von H. gelernte „grofse Kunst in der Fortleitung der logischen Dialektik durch den Raum- und Zeitbegriff und alle weiteren auf diese gebauten und sie voraussetzenden Begriffe" selbst gegen H., geltend macht; diese Kunst besteht nämlich darin, „nicht zu vergessen, dafs alle diese Begriffe gegen die absolute Idee der Logik oder die Totalität und Einheit des Logischen sich genau ebenso verhalten, wie innerhalb der Logik jeder höhere Begriff zu seinem niederen", d. h. mit andern Worten, wie sich später noch deutlicher ergiebt, dafs der dialektische Fortgang zu stets höheren und höheren Einheiten oder Begriffen auch in der Idee kein Ende nimmt, sondern diese sich ebenfalls wieder eine Steigerung über sie hinaus mufs gefallen lassen. „Aus dieser einfachen Bemerkung, die doch gewifs (!) dem Geiste des Systems und der Methode seines Fortschritts zu entsprechen scheint, (Traut der Hr. Vf. vielleicht doch nicht ganz, weil er nur sagt: „scheint"!) und gegen die nichtsdestoweniger sogleich die Hegel'sche Definition der Natur streitet, (Sonderbar!) — kann sogleich hier ein Schlufs gezogen werden, der, in seiner wahren Bedeutung aufgefafst, eine ganze Reihe von Consequenzen jenes Systems umstöfst. Nämlich dieser, dafs dasjenige Erkennen, als welches sich das logische Sein auf der höchsten Stufe seines Begriffes auswies, das logische Erkennen als solches, (Aber das *Erkannte?* das ewige Anundfürsichseiende? wie steht es mit dem?) in dem räumlich-zeitlichen Sein sein Höheres (NB.) hat, welches, als das wahrhaft Unerkennbare oder Undurchdringliche in Bezug auf jenes, (ein neues *Ding-an-sich* also?) weit entfernt unmittelbar von jenem beherrscht, d. h. eben erkannt zu werden, vielmehr jenes nicht zwar vernichtet, (Logik und Vernunft also bleiben doch in der Natur stehen?) wohl aber dergestalt aufhebt, dafs es fortan nur in einer sich selbst entfremdeten (Wir fürchten, dafs es den Verstand verliert, wenn es nicht mehr bei sich ist) und wesentlich ein positives Mehr (NB.) enthaltenden Gestalt auftreten kann. Der unmitfelbarste und leicht faflichste Beleg zu dieser Wahrheit ist in Bezug auf den Zeitbegriff (und welcher? —) die *Zukunft*, welche, wie Jeder weifs, das *Unerkennbare* ist". (!) Und während doch sonst in Gottes Welt die ewige Ordnung und regelmäfsige Wiederkehr der Dinge und Erscheinungen als ein Beweis von der Erhabenheit der Weltschöpfung selbst und ihrer unendlichen Vernünftigkeit angesehen, und ebenso die mögliche Erkenntnifs der ewigen Gesetze im Universum der Philosophie als einer ihrer erhabensten Vorzüge angerechnet zu werden pflegt, empört sich dagegen des, einen grofsen Mifsverstand rügen wollenden Hrn. Verfs. Sinn und Gefühl im eignen Mifsverstande nicht blofs gegen eine angebliche „Prätension der Allwissenheit der Philosophie", welche „nothwendig das Zukünftige, insofern es unerkennbar ist, für ein wesenloses erklären" müsse, sondern auch dagegen, dafs „das einzig Wahre und Wesenvolle in ihr das ewig Wiederkehrende" sei, „das kunstreiche Uhrwerk des regelmäfsigen Ablaufs der logischen Begriffbestimmungen (nicht auch die Entwicklung der ewigen Vernunft selbst?) in dem Leben der Natur und des Geistes". Und darum eben „mufs man vor Allem die Würde des *Zeitbegriffes* anerkennen". — So weit über diesen Gegenstand die Auszüge, die wir nicht kürzer geben konnten, um über die Lehre des Hrn. Vfs. und seine dialektische Kunst den kundi-

gen Leser selbst in den Stand eines Urtheils zu setzen. Ref. muſs zugleich bekennen, daſs er, anfangs selbst von dieser Dialektik etwas betroffen, ungewiſs war, ob der Hr. Verf. nicht doch etwa wirklich etwas Wahres und Wichtiges sage, und zwar so lange, bis er auf die rührenden Worte über den Zeitbegriff kam, und dann wuſste, woran er war.

Bei der Reihe von Miſsverständnissen und daraus weiter flieſsenden schiefen Ansichten und Folgerungen (wie denn Ref. kaum eine Seite oder Blatt umschlug, worauf er nicht Etliches oder Mehreres dieser Art anzumerken fand) ist es nur zu verwundern, daſs der Hr. Vf. selbst nie zu einem Bedenken über seine irrthümliche Auffassung kam, sondern einer ersten Ansicht und Voraussetzung getrost folgend auch das, was er in H.'s Werken selbst unmöglich damit zusammenreimen konnte, dennoch nach seiner Weise sich zurechtzulegen und auszudeuten wuſste. Während bei H. die logische Idee und ihr substantieller Inhalt das absolut *Seiende* des ewigen Denkens und etwas rein Objectives (im Gegensatze des *nur* Subjectiven, und abgesehen von ihrer, der Idee, eiguen Subjectivität), oder „das noch in seine Ewigkeit eingeschlossene Absolute" selbst ist, welches eben darum, weil es *an und für sich* ist, zwar überall ist, was es ist, aber eben deshalb auch mit Raum und Zeit und dem besondern endlichen Sein in diesen noch nichts zu schaffen hat, noch haben kann; und während ferner bei H. Raum und Zeit (ganz abgesehen davon, daſs sie auch nothwendige Anschauungsformen des subjectiven Geistes sind) erst im Werden und Beginn der Natur als erste Realitäten oder Wirklichkeiten derselben (im Sinne des Vfs.), die jedoch selbst noch ideeller Art sind, (wie das Ideelle in der Natur überhaupt noch öfter durchbricht,) auftreten und erscheinen können, womit dann das Ewige und Unendliche, sich *selbst* (somit frei) zu dieser Aeuſserlichkeit *seines* Seins und Wesens, d. h. zu einer Weltschöpfung, sich bestimmend (entschlieſsend) und entlassend, in die endliche Weise von Zeit und Raum und des Daseins in demselben hereintritt, in dieser äuſsern Sphäre aber die ewige Idee, *als* weltschöpferische, selbst nothwendig noch das Fortwirkende, Leitende ist und mit ihren ewigen Gedanken die absolute Grundlage von Allem bleibt in der Natur selbst wie in der Sphäre des Geistes, in welchem und in dessen *Wissen*, statt des bloſsen Natur*seins*, sie sich selbst oder ihre eigne wahre Ebenbildlichkeit, ihr Wissen und Gewuſstwerden, hiemit ihr Beisichsein wieder erreicht, und nirgends mehr als im Reiche des Geistes ihre eigne Herrlichkeit und Unendlichkeit bewährt und offenbart, hiermit aber als nunmehr absolut erfüllte und durch Alles bewährte („Und Gott sah, daſs es gut war"), zu sich selbst *in* ihrer Ewigkeit, zu Gott, dem nur so erst auch als absolutem Geiste gewuſsten, in seiner unendlichen Wahrheit und Wirklichkeit, zurückführt; während so also bei H. alles Gewicht auf das *Erkannte*, auf das Objective oder die absolute Sache selbst fällt, woran *wir* nur als *vernünftige Geister*, in denen diese Idee ebenfalls zu ihrem Wissen kommt, durch unser, in sie sich erhebendes und *in ihr bleibendes*, damit ihr selbst Zeugniſs gebendes Denken und Erkennen denjenigen Antheil und Mitgenuſs des Ewigen haben, durch welchen Gesetz und Begriff der Vernunft, des Logos ewige Logik, durch unser reines vernünftiges Selbst und Denken bethätigt und begeistet, auch *in* und *für* uns zu der gleichen Entwicklung und Selbstvollbringung gelangt: finden wir unsern Hrn. Verf. dagegen mit dem bloſs *subjectiven*, menschlichen Denken beschäftigt, welches *a priori* zwar, man weiſs nicht wie, ein ewig nothwendiges, und inwiefern dieses die Möglichkeit einer andern Annahme ausschlieſst, auch wahres Erkennen an ihm hat und in dem Inhalte seiner Gedanken auch zu einem Sein gelangt, aber dennoch ein bloſs innerliches und unwirkliches, ein bloſses Schattenbild der lebendigen Wirklichkeit, bleibt; ferner sehen wir ihn Raum und Zeit, zwar nicht als Formen des nur subjectiven Ich, (wie bei Kant, von dessen Lehre er die seinige, S. 123., noch unterscheidet), aber doch wegen des *gleichen*, nur *unmittelbaren*, *subjectiven* Bewuſstseins ihrer Ewigkeit (?), Allheit und Nothwendigkeit, sogleich mit jenem logischen Denken in Verbindung bringen und damit von der logischen Idee und der Innerlichkeit ihres Inhaltes aus sich eine Brücke zu der äuſserlichen und wahren, mit einem positiven Mehr bereicherten Wirklichkeit der Dinge bauen, und dann auch in solcher Beziehung über Raum und Zeit Definitionen und Erklärungen geben, welche bloſs deren äuſseres Verhältniſs zum menschlichen Subject betreffen, während die H.'schen Definitionen rein objective der Sache selbst sind. Was insbesondere der Hr. Vf. über den Zeitbegriff sagt, auch in der neuesten Schrift, gehört, ungeachtet er es für das höchste, von H. nicht gefundene, Ergebniſs der Logik erklärt, zu dem Schwäch-

sten, was man darüber sagen kann, und läßt, ob es gleich wie speculativ aussieht, doch alles wirklich Speculative vielmehr vermissen. —

Es wird überflüssig sein, die Menge der übrigen Mißverständnisse, so viel auch Ref. zu deren Aufklärung und Berichtigung sich angemerkt hat, ebenfalls noch einzeln durchzugehen, da ihre Erledigung aus dem Bisherigen sich wohl von selbst abnehmen läßt. Die Art der Polemik, womit der Hr. Verf. die von ihm so hoch über die Idee gestellte *Natur* gegen H.'s Würdigung derselben in Vergleich mit dem Geistigen, in Schutz nimmt, läßt sich wohl errathen und leidet ganz an dem bisher schon abgehandelten Mißverständnisse. Erst in der Natur soll volle und wahre Freiheit sein, welche der logischen Idee noch gänzlich abgesprochen wird; auch in der Natur erst die Idee vollkommen *bei sich* sein. Man sieht wohl, woher dieses rührt, daß dem Hrn. Verf. nämlich, im Unterschiede von dem bloßen Denken und Erkennen, das Anundfürsichseiende und Wirkliche überhaupt erst in dem Jenseits der gegenständlichen Welt beginnt. Jenes Beisichsein der Idee aber in der Natur ist nicht bloß für den Standpunct der H.'schen Philosophie, sondern für die Idee selbst, insofern diese nothwendig ein *Wissen* und Sein zugleich und in Einem, die Natur aber bloß *bewußtloses Sein* ist, etwas Unmögliches; etwas Anderes ist es *sich als sich* wissen, etwas Anderes *sich als ein Anderes* wissen; das Letztere gehört hierher, oder: die Idee kann in der Natur *nur bei sich als bei einem Anderen* sein. Ferner gehört noch in eben diese Region der ebenfalls gegen H. in Schutz genommene Progreß in das (schlechte) Unendliche, dessen Ueberwindung und Zurückrufung aus seiner Flucht in die Gegenwart des begreifenden Gedankens zu H.'s größten Verdiensten gehört, dessen Vertheidigung aber, zugleich mit der Hingebung des Gedankens an das Zufällige und Jenseitige, bei dem Hrn. Vf. mit der eben erwähnten Freiheit, wie mit seinem Zeitbegriffe und dem Verhältniß der äußeren Zeit zu dem menschlichen Subject zusammenhängt.

Ref. ist kein Freund von den sogenannten psychologischen Erklärungen, womit mancher Rec., der eine Philosophie, die er kritisirt, nicht versteht, einen subjectiven Hergang der Sache im Kopfe des Philosophen erfindet und auf eine plausible Art vorzustellen unternimmt. Hier aber, wo der völlige Mißverstand der vorhandenen Philosophie eines Andern thatsächlich vorliegt, hängt der subjective Hergang der gänzlich verfehlten Auffassung damit auf das Engste zusammen und ist kein anderer, als daß der Hr. Vf. bei seinem Studium der Hegel'schen Philosophie sich zwar genöthigt fühlte, die ganze Nothwendigkeit des logischen Denkens nach H.'s Exposition über sein eignes Denken her ergehen zu lassen und seine Wahrheit anzuerkennen; indem ihm aber dessenungeachtet der ganze Verlauf dieses Denkens nur wie ein äußeres Geschehen noch gegenüber blieb, ist er darin nicht zur Befreiung seines eigenen Denkens, zur Erlösung seines Selbstes von der starren Nothwendigkeit gelangt; die eigentliche Sache, die ihm fremd blieb, hat er weder gefunden noch überwunden; das Maschinenartige, dem sowohl im Einzelnen der Mensch, als auch der Natur- und Weltgeist im Ganzen in H.'s Philosophie, wie der Hr. Verf. meint, verfallen sein soll, ist somit er selbst in seinem Denken geblieben; die Freiheit aber, welche er sich erhielt, war die bisherige formelle, von der inneren Wahrheit noch geschiedene der Reflexion. Insbesondere muß man sagen, daß gerade das, was bei H. den absoluten Wendepunct des speculativen Denkens und Erkennens enthält, die Ueberwindung der Spinozistischen Substanz und Nothwendigkeit und die Erhebung von ihr und der Kategorie des *Wesens* überhaupt zur unendlichen Freiheit des sich zum *Selbst* der Sache machenden *Begriffes*, ein Uebergang, welcher mit dem Aufgange des absoluten Subjectes *für* das Denken eben so sehr die eigne Mitbefreiung des erkennenden Subjectes in sich schließt, von dem Hrn. Verf. in seinem eignen Denken nicht ist mitgefeiert worden, und er somit auch für die Lehre des dritten Theils der Logik (Begriff und Idee) noch auf der Stufe des zweiten, des *Wesens* und der Reflexion (noch dazu nur der äußern) stehen geblieben ist. Indem er aber diesen, freilich härtesten (Encykl. §. 159.) Uebergang von der Nothwendigkeit zur Freiheit oder vom Wirklichen in den Begriff nicht *selbst* mitgemacht hat, noch dazu gelangt ist „das *Denken* der Nothwendigkeit, welches die Auflösung jener Härte, und das Zusammengehen Seiner im Andern mit *Sich selbst* ist", zu gewinnen: so ist es dann freilich auch für den Hrn. Vf., in seiner Verhärtung, die Macht der Nothwendigkeit nur als solche, d. h. als ein anderes Wirkliches, oder in diesem, dem nothwendigen und wirklichen, aber auch zugleich vernünftigen, Inhalte, nicht „sein eigenes Sein und Setzen zu haben", etwas Nothwendiges geblie-

ben, leer auszugehen bei derjenigen „*Befreiung*, welche nicht die Flucht der Abstraction ist", und von welcher H. (a. a. O.) so schön als wahr sagt, dafs „als *für sich existirend* diese Befreiung *Ich* heifst, als zu ihrer Totalität entwickelt *freier Geist*, als Empfindung *Liebe*, als Genufs *Seligkeit*". —

Nach solchen und in solcher Art an und über H.'s Philosophie gemachten Studien darf es kaum auffallen, wenn man den Hrn. Verf., nachdem er in der einmal mifsrathenen Auffassung sich mehr und mehr, als ob sie die richtige wäre, verhärtet und einseitig befestigt hat, in der jüngsten Schrift sogar Rückschritte von einer früher vielleicht noch besseren Ansicht, von einem noch milderen Aussprechen derselben gegen den Lebenden ohnehin, machen sieht. Dahin kann es gerechnet werden, wiewohl auch dieses mit dem zuletzt Erwähnten zusammenhängt, wenn er in dieser Schrift zum Mittelpuncte der ganzen H.'schen Logik das Princip der Identität, nur mit dem Unterschiede, dafs es nicht mehr das Verstandes-Princip ist, sondern hier von den Kategorieen der Vernunft gilt, machen will, und kurz und gut behauptet (S. 29 ff.), dafs sie nichts als eine Umgestaltung dieses alten logischen Grundsatzes sei, aus welchem H. sie so gemacht haben soll, dafs er von diesem Mittelpuncte aus rückwärts durch Analyse oder Zurückführung des Identitätsbegriffes auf seine noch einfacheren und abstracteren Bestandtheile, die Kategorieen der Unmittelbarkeit, der nur seine auseinandergezogenen Momente sein sollen, vorwärts aber durch Fortentwicklung des Princips zu den Einheiten der höheren Kategorieen den Inhalt seiner Logik gewann. Mit der Erklärung durch eine so äufsere Arbeit, wie er sie hier Hegeln aufbürdet, befindet sich freilich Hr. W. in dem Falle der oben erwähnten Recensenten und hat dabei die eigene Genugthuung, was er selbst nicht hätte hervorbringen können und noch nicht einmal gefafst hat, in seinem Werthe wenigstens herabzusetzen. Ref. kann sich hierbei nicht länger aufhalten. Mit den Mifsverständnissen überhaupt aber und dem, was sich weiter daran knüpft, scheint es Ref. noch folgende Bewandtnifs zu haben. Es ist schon schlimm, aus eigenem Irrthum einem Andern Unrecht zu thun. Was indessen dabei zur unrichtigen Auffassung als solcher gehört, ist und bleibt des Hrn. Vfs. eigene Sache oder eigner Schade. Es ist aber daraus nicht blofs ein sehr reichliches Schelten und vermeintliches Zurechtweisen Hegel's geflossen, sondern noch ein positives Mehr von gehässig machenden Beschuldigungen dazu gekommen, dem man nicht recht die Absolution zu ertheilen weifs. Enthielt für H. einmal die logische Idee eine Darstellung des Absoluten selbst (wohlverstanden jedoch auch so nur, wie es noch im reinen ewigen Denken ist) und die metaphysischen Definitionen Gottes, so ist alles Uebrige consequent; dem Hrn. Verf. stand dann nur frei, hierauf zu erwiedern, dafs er der logischen Idee diese objective Bedeutung, die Erkenntnifs des *seienden* Absoluten selbst in sich zu schliefsen, nicht beilegen könne. Er sagt freilich (Nr. 4. S. 118.): es werde ihm Niemand wohl die elende Absicht zutrauen, das System „oder den grofsen Erfinder desselben durch dergleichen Beschuldigungen, welche bei der Menge am schnellsten Eingang finden, verhafst oder verdächtig zu machen; — in den Augen derjenigen, bei welchen solcherlei Anschwärzungen Eingang finden könnten, wird ohnehin jeder speculativ Denkende, zu welchem System er sich auch bekenne, als Atheist, oder wenigstens als Pantheist erscheinen". Aber das Schwarzmachende, welches nicht in der Absicht lag, ist vorhanden in der That, und die zweite Schrift, welche „dergleichen Beschuldigungen" noch greller ausspricht und für deren Wahrheit blofs den einfachen Geschichtglauben fordert, ist an die Menge selbst, das Publicum, gerichtet. —

Es wäre noch übrig, von des Hrn. Verfs. eignem Entwurfe eines philosophischen Systems, und damit in Verbindung zugleich von seiner Polemik gegen H.'s Philosophie des Geistes zu sprechen. Allein da Ref. schon zu viel von seiner Zeit, wie zu viel vom Raum dieser Jahrbücher auf diese Recension verwendet hat: so will er über den blofsen Entwurf eines Systems, welches im Allgemeinen zwar dem Hegel'schen folgt, aber doch „zu andern Resultaten, d. h. zu einer durch und durch verschiedenen Weltansicht" führen will, und daher wohl erst in seiner vollständigen Ausführung seine Rechtfertigung und Bewährung finden kann, Alles einstweilen kurz in folgenden Bemerkungen zusammenfassen:

(Der Beschlufs folgt.)

№ 55.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

1. *Ueber den gegenwärtigen Standpunct der philosophischen Wissenschaften, in besonderer Beziehung auf das System Hegels. Von C. H. Weifse.*
2. *Ueber das Verhältnifs des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpuncte von Hegels Abscheiden u. s. w. Von C. H. Weifse.*

(Schlufs.)

1. Dafs es schon inconsequent für den Hrn. Vf. ist, die H.'sche Eintheilung der Philosophie in *drei* Haupttheile ebenfalls anzunehmen, wenn auch unter Modificationen, da er nach seinen zwei Hauptaufgaben deren eigentlich nur *zwei* hätte, einen *theoretischen* und einen *angewandten*, und in diesem erst den Unterschied von Philosophie der Natur und des Geistes; dafs aber eben hier er wohl thun wird, nach den vom Ref., noch mehr von Göschel erhaltenen Andeutungen die Wahrheit oder Unwahrheit seines ganzen dermaligen Standpunctes nochmals reiflich zu prüfen, oder noch besser, Hegel's Philosophie erst in ihrer Wahrheit kennen zu lernen;

2. Dafs der Hr. Vf. es wohl wissen konnte, dafs H. über seine angeblichen Skizzen auch Vorlesungen und zwar ausführliche hielt, und es daher gerathen für ihn sein möchte, erst abzuwarten, ob deren Bekanntmachung ihm nicht blofs etwas sehr Ausführliches und Reichliches, sondern auch vieles noch Ungeahnete bringen werde, und, da in manchen §§. der Encykl. bei H. schon ganze besondere Wissenschaften eingeschlossen liegen, wie sie der Hr. Verf. besonders der Philosophie des Geistes einverleiben will, wie diese sich denn in ihrer entwickelten Gestalt ausnehmen werden;

3. Dafs der Unterschied, welchen der Hr. Vf. in den beiden realen Gebieten zwischen Allgemeinbegriffen mit logischer Deduction und Construction *a priori* und zwischen Empirie, und hiernach auch zwischen rationalen und empirischen Wissenschaften in der Philosophie macht, und die Behandlung dieser Wissenschaften, aufser seiner dualistischen Zerfallenheit, auch ihn vielmehr noch als denjenigen zeigt, der (was H. nicht that) *a priori* construiren und die Natur- und Geistes-Philosophie zu einer angewandten Logik machen will, womit *er* sich des H. vorgeworfenen Formalismus und Schematismus (vgl. auch S. 53.) schuldig macht; und dafs hier vielmehr noch ein grofses Mifsverständnifs, welches indessen Viele mit dem Vf. theilen, durch die Einsicht zu heben ist, wie nach H.'s Philosophie und Methode bei allem Rechte, welches der Empirie gelassen wird, doch Idee und Begriff auch Alles durchdringen;

4. Dafs es eine offenbare Unwahrheit ist, wenn er S. 67. sagt: „Ich erkenne umgekehrt (nämlich als H.) die Idee der Weltgeschichte für die dialektisch höherstehende, in der also die Idee des Staats sich aufhebt", und hiermit H. den dialektischen Uebergang des Staats in die Weltgeschichte als in das Höhere abspricht; das Gegentheil kann er selbst bei H. sowohl in der Encykl. §. 548 ff., als in der Rechtsphilosophie §. 340 ff. finden und nachlesen;

5. Dafs seine Theorie des Schönen, für deren ausführliche Darstellung er sich auf sein „System der Aesthetik" beruft, so wie die gegebene Skizze seiner speculativen Theologie manche gute und auch speculative Gedanken enthalten; dafs aber auch hier herein der Fehler seiner Methode, so wie eine falsche Polemik gegen H. sich zieht; dafs namentlich schon die Stelle (S. 79.): „Konnte Gott im Einzelnen vorauswissen, was jedes seiner Geschöpfe werden wird, ehe denn es ist, so würde er die Bösen nicht schaffen, u. s. w." geeignet ist, das Schiefe in der Grundauffassung des Ganzen erkennen zu lassen, dasjenige aber, was er über „eine zeitliche Gedankenfolge" in Gott, über das *beschränkte Vorauswissen* desselben, wie überhaupt über Verhältnifs

und Macht seines Zeitbegriffes selbst in Beziehung auf Gott anführt, nicht nur das Gleiche beurkundet, sondern auch eine wahre *Verendlichung* Gottes, in der Gott nicht mehr Gott selbst, noch der Ewige und Unendliche sein kann, zu nennen ist;

6. Dafs der ebenfalls von dem Hrn. Verf. in H.'s Philosophie gänzlich mifsverstandene Schlufs der Philosophie des Geistes, dem die speculative Theologie und Religionsphilosophie keineswegs fehlt, zugleich der für die Vollendung der Wissenschaft in den Anfang zurückkehrende Schlufs des ganzen Systems, ihm, recht verstanden, etwas unendlich Tiefes und Speculatives und unendlich mehr, als er meinte, aufschliefsen würde, und insbesondere die in der 3ten Ausgabe der Encykl. neu hinzugekommenen drei letzten §§., zu deren gründlichem Studium in ihrer tiefen Bedeutung und ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen wir den Hrn. Vf. einladen, ihm die beste Belehrung über H.'s Fassung der ewigen Idee, wie über *seine* irrige Auffassung gewähren könnten. —

Wir schliefsen somit selbst mit der gewonnenen Erkenntnifs, dafs der Hr. Vf., statt sich über Hegel zu erheben, vielmehr noch weit hinter ihm zurückgeblieben ist. Sollte ihm in unserer Beurtheilung manches hart erscheinen, so ist er es noch weit mehr gegen Hegel, und mit Unrecht und Unbilligkeit, gewesen. Kann er uns wirklich in Etwas wesentlich belehren, so werden wir es mit Dank annehmen. Bisher ist dieses aber noch nicht der Fall gewesen. —

Gabler.

XXXIII.

Aeliani de natura animalium libri XVII. Verba ad fidem librorum MSS. constituit et annotationibus illustravit Fr. Jacobs. Intextae sunt curae secundae postumae J. G. Schneideri Sax. Adjecti sunt Indices rerum et interpretatio latina Gesneri a Gronovio emendata Vol. I. et II. Jenae imp. Fr. Frommanni, MDCCCXXXII. 8.

Deutscher Fleifs, gepaart mit einer seltnen Liebe zu ordnungsmäfsiger Genauigkeit, hat uns in dieser Ausgabe der sogenannten *historia anomalium* des Aelianus ein Werk geliefert, das auch den gesteigerteren Forderungen, die man in unsern Tagen an den Herausgeber eines alten Schriftstellers machen kann, mit einer in der That staunenswerthen Liberalität und Zuvorkommenheit Genüge leistet. Für das verschiedenartigste Bedürfnifs aller derjenigen, welche in den mannichfaltigsten Interessen und von jedwedem Standpunkte der Wissenschaft aus zu dieser Schatzkammer einer eben so allseitig sich verbreitenden als überall wohlgesichteten Gelehrsamkeit hinzutreten, ist selbst in den äufserlichsten Einrichtungen, z. B. durch fünffache sorgfältige *Indices*, auf eine so tüchtige Weise gesorgt, dafs wir nicht zu befürchten haben, des Vorwurfs der Uebertreibung schuldig zu werden, wenn wir versichern, dafs man, in Erwägung dieser verdienstvollen Bemühungen, dieses Werk des noch jugendlich starken und treufleifsigen Greises nicht ohne Rührung aus der Hand legen kann.

Der Vorrede erster Abschnitt enthält Darlegung des Planes und der Veranlassung dieser neuen Ausgabe der Aelian'schen Bücher über das Wesen der Thiere. Es wird hier auseinandergesetzt, zuerst mit welchen Mitteln nach Schneider's Tode unser Herausgeber zur neuen Bearbeitung dieses Werkes schritt, dann welche *Codd.* neuerdings durch Hülfe berühmter Freunde im Auslande verglichen wurden, wobei die Mängel früherer Vergleichungen gerügt werden, ferner die Art und Weise der Textesverbesserung und welcher Weg der Orthographie im *Aelianus* eingeschlagen wurde, woran sich besondere Bemerkungen über den Hiatus, das *νῦ paragogicum*, die gehäufte Anwendung der Partikel *οὖν* nach Pronominen und Partikeln wie *ὥσπερ*, *ἥπερ*, und über die Partikel *δὲ*, welche in die *Apodosis* fällt und in Hinsicht auf Schreibung Anomalien hervorbrachte; dann auch über die Schreibung der *nomina propria*, welche im *Aelian.* mancherlei Zweifel erregen. Diesen Abschnitt schliefst ein Artikel über die Conjecturen ab, durch welche theils von Früheren, theils von Schneider dem oft verderbten Texte Licht geschafft wurde. Mit gewissenhafter Treue werden in einer Marginalanmerkung diejenigen Verbesserungen in Aelianus, welche wir dem Hrn. Herausgeber zu verdanken haben und die mit Recht in den Text aufgenommen sind, angeführt, nebst Angabe einiger wichtiger Verbesserungen anderer Gelehrten, denen dasselbe Recht gestattet worden. — Der zweite Abschnitt der Vorrede beginnt mit Vorlegung der Ansichten über die Stelle, welche Aelianus unter den alten Schriftstel-

lern einnimmt, und über die ihm zugeschriebenen Werke. Der Verf. der Bücher *περὶ ζώων ἰδιότητος* sei derselbe, von dem Philostratus in den Lebensbeschreibungen der Sophisten berichtet, er sei ein Römer gewesen, vgl. *Var. hist. XIII*, 46. wo sich Aelianus unzweideutig selbst als Römer angiebt, und habe durch Abfassung in Griechischer Sprache geschriebener Werke sich einen nicht unbedeutenden Namen erworben. Der Zweifel, den die Erwähnung des Philostratus, dafs Aelianus nie die Gränzen Italiens überschritten habe, erregte, gegenüber dem Zeugnifs unsers Schriftstellers (*de nat. anim. XI*, 40.), dafs er zu Alexandrien den dem Serapis geweiheten *πυτάνεα βοῦν* geschen habe, wird auf milderem Wege beseitigt, als es Kühn unternommen in der *dissert. de vita et ratione, qua Aelianus in hist. anim. conscribenda usus est.* Es sei nämlich wahrscheinlich dafs Aelianus diese Bücher *περὶ ζώων ἰδιότητος* in seinen späteren Lebensjahren ausgearbeitet und die Reise nach Aegypten nach jener Zeit unternommen habe, in welcher der Aussage des Philostratus zufolge er sich von Italien nicht entfernt zu haben vorgab. Er sei Zuhörer des bekannten Pausanias gewesen und habe den älteren Philostratus gekannt. Daher sein Leben in das dritte Jahrhundert nach Chr. Geb. falle. Damit stimme auch der Umstand überein, dafs er vieles aus des Athenaeus Deipnosophisten und dem dieser Erscheinung voraufgehenden Oppianus compilirt habe. Zu Rom habe Aelianus die Rhetorik gelehrt. Von den vier ihm zugeschriebenen Werken seien die dem Trajanus dedicirte Taktik und die Episteln auszuscheiden: die *Variae historiae* aber und die Bücher über der Thiere Natur und Eigenthümlichkeit seien ohne Zweifel Werke Eines Schriftstellers. Beide Werke seien aus denselben Bestrebungen entstanden, denn wie in den *variis historiis* aus den Thaten und Reden einzelner Menschen, so würden in den Büchern *de animalibus* aus der Natur und dem Leben der Thiere Vorschriften gezogen für Tugend und Frömmigkeit. Denn sei auch von dieser Seite sowohl als von Seite der Sprachweise in den Ueberresten der verlorenen Werke *περὶ προνοίας* und *περὶ θείων ἐναργειῶν* eine auffallende Aehnlichkeit mit den auf uns gekommenen Erzeugnissen Aelianischer Mufse anzutreffen; überall blicke dieselbe Ansicht über göttliche und menschliche Dinge, dieselbe Ehrfurcht vor Gottheit und Religion, derselbe Aberglaube, aber auch dieselbe Liebe zur Tugend, derselbe Hafs gegen das Laster hindurch. Und die Bücher *de animalibus* unterschieden sich von den *variis historiis* nur dadurch, dafs jene bis zu dem Grunde ausgearbeitet und abgerundet erscheinen, dafs sie dem Geschmacke des feiner gebildeten Publikums zusagen konnten, während in den *variis historiis* nur wenigen die feilende Hand des Meisters erfuhr, der die hingeworfenen Umrisse des gröfseren Theiles seiner Zeichnungen unvollendet gelassen. Doch könnte man die Züge der Aelianischen Feder nicht leicht in den *variis historiis* verkennen. Und wenn man die in einem Fragmente der verlorenen Werke desselben Schriftstellers aufbewahrte Erzählung (*Suid. s. v. βουλυτός*) mit einer ähnlichen in der *hist. animal. XI*, 31. vergleiche, könne man gleicher Weise auf die unumstöfsliche Gewifsheit gelangen, dafs beide Erzählungen die Schöpfung Eines Geistes wären. Dann müsse man nicht übersehen, dafs überall dieselbe Farbe der Rede, derselbe Gebrauch von Ausdrucksweisen und Sentenzen, dasselbe Streben, den Stil mehr oder weniger mit bunten Floskeln auszuschmücken, wieder erkannt werde. Chorführer der entgegengesetzten Meinung, als seien nämlich die *variae historiae* und die Bücher *de natura animalium* nicht Eines Schriftstellers Werk, sind Bochart und Valckenaer, von welchem letzteren jedoch Wyttenbach sagt, dafs derselbe nach genauerer Erwägung ohne Zweifel seine Behauptung würde zurückgenommen haben. Mit Wyttenbach stimme überein Koraës, aber zur Fahne Valckenaers halte sich in neuester Zeit Bernhardy, welcher den dreien verschiedenen Werken auch drei verschiedene Urheber zuweiset.

Bei oberflächlichem Lesen läfst sich allerdings der richtige Takt in Auffassung des Ungleichartigen nicht verkennen: aber wir glauben den Chorizonten nicht mit Unrecht vorwerfen zu können, dafs sie hier willkürlich mit der Psychologie überhaupt, willkürlicher aber noch mit der Natur eines in der schiefgelehrten Zeit der Compilation lebenden Sophisten verfahren. Denn gesetzt dafs die beiden Werke wirklich ein ungleichartiges Gepräge trügen (was uns nicht zur Ueberzeugung kommen will) so möchte man doch leicht einsehen können, dafs die Nothwendigkeit einer gesteigerten Wandelbarkeit im Ausdruck bei einem Schreiber wie Aelianus war, um so weniger befremden kann, je gewisser es ist, dafs auch der Geist eines in besserer Zeit lebenden Schriftstellers in dieser Beziehung sich nicht immer gleich bleibt. Im folgenden werden die Urtheile der Alten über des

Aelianus glänzende Schreibart angegeben, wobei uns besonders auffallend zu sein schien die gemüthliche Schonung, mit der dem Aelianus die Anerkennung älterer Beurtheiler im allgemeinen unangefochten gelassen, und nur die Ansicht des Photius, über die Schreibart des Philostratos, dafs dessen *συντάξεις* oft als *ἀσυνταξίαι* erschienen, welche aus einer verkehrten Nachahmung des Alterthums entstünden, auf die Diction des Aelianus angewendet wird. — Es war aber hier vor allem zu erklären, nicht nur wie es kommen konnte, dafs Aelianus unter seinen Zeitgenossen sich einen nicht unbedeutenden Ruf in der Redekunst erwarb, sondern auch, was er als Nachahmer des Alterthums geleistet. Dafs ein Griechischer Gedankengang oder ein alterthümlicher Typus in den Werken des Aelianus zu erkennen sei, wird keinem Verständigen einfallen behaupten zu wollen, sondern wohl dieſs, dafs ein leibhaftiger Römer eine ihm nicht angeborne Zunge bewegen will. Wer derbere Beispiele sucht, findet dergleichen p. 66. Z. 22. p. 71. Z. 6. p. 88. Z. 29. p. 160. Z. 20. p. 163. Z. 29. und an vielen andern Stellen. Diese Unbehülflichkeit war nun dem Aelianus angeboren und vielleicht weniger als Vorwurf ihm vorzurücken. Aber als Nachahmer der innern Sprachgesetze des Griechischen Alterthums, zeigt er sich in einem nicht geringen Grade schwach. Der Gebrauch einzelner Partikeln ist überall ganz verkehrt aufgefafst, wie dieſs sich besonders bei den Negationen *μὴ* und *οὐ* zeigt, wovon Beispiele überall: dann bei *ἵνα* statt *ὅστε* wie p. 161. Z. 22. oder bei dem Unfug der mit *οὖν* und *μέντοι* getrieben wird, wie die lächerlichen Beispiele p. 89. Z. 27. und p. 159. Z. 22., ferner die verkehrte Anwendung der Modi wie p. 141. Z. 15. oder der Infinit. nach *εἰδέναι* p. 168. Z. 28. oder die über alle Maſsen verfehlte Structur von *ἄν μήποτε πίῃ* im Sinne von *οὔ ποτ' ἂν πίοι* p. 176. Z. 24. *coll.* p. 234. V. 48. Bei dem Streben Sonderbares und Seltnes nachzuahmen, hätte er ja doch wenigstens immerhin zeigen können, dafs er die wahrhaft alterthümliche Ausdrucksweise in grammatischer Hinsicht wiederzugeben im Stande sei. Allein von Nachahmung gar kein Gedanke, wenn sie nicht etwa darin besteht, dafs er die verderbte Schreibart seiner Zeit mit alterthümlichen aber gesuchten und ungehörigen Redensarten und Ausdrücken eben so als mit poetischen Phrasen und Wörtern bis zum Ekel anfüllte. Erklärlich, dafs nun nicht mehr ein Gesammtbild des alterthümlichen Geistes zur Anschauung kommen kann, wo die Menge unpassender Redeformen und Ausdrücke die Aufmerksamkeit des an reinere Form gewöhnten Lesers gleichsam neckt, indem sie ihn immer mit sich fortreissen und einen gar wichtigen Inhalt versprechen, während sie doch an dem Ort, wo sie stehen, aller eigenthümlichen Bedeutung baar erscheinen. Die Urtheile eines Philostratos und des, Anderen nachsprechenden Suidas, bei dem namentlich das Prädikat *μελίγλωσσος* und *μελιφθόγγος* vom Aelianus vorkommt, scheinen übrigens allerdings in der Verderbniſs der Griechischen Litteratur zu jener Zeit ihren Grund zu haben, wenn auch nicht unwahrscheinlich ist, dafs damalige Griechen einen gräcisirenden Römer, der viel Alterthümliches in seinem Stil anwandte, Schmeicheleien sagen mochten. Aber eine Beleuchtung der zu nachgiebigen Aeuſserung des Hrn. Jacobs, dafs der Vorwurf der Latinismen, den Schneider und auch Koraës auf unsern Schriftsteller wirft, eben so wenig begründet sei, als die Behauptung, einmal von Schneider, der Verf. der *Argonautica* sei reich an Barbarismen, und dann von Koraës, Plutarchos enthalte sich nicht von fremdartiger und ausländischer Sprechweise, — würde uns auf eine längere Untersuchung eingehen heiſsen, als unser Zweck hier erlaubt.

Im folgenden wird die innere Beschaffenheit und Einrichtung der Bücher des Aelianus über das Wesen der Thiere gesprochen, so weit solches hier schicklicher Weise geschehen konnte: denn diesen Gegenstand gründlicher zu behandeln, hätte eben so wenig der Plan, als der geringe Raum einer Vorrede gestattet. Vorerst enthielten sie nicht sowohl eigene Beobachtungen im Bereiche der Thierwelt, als vielmehr Erzählungen und Mittheilungen Anderer. In Aufnahme solcher Berichte neige sich aber Aelianus nach Weise der vielen nicht unberühmten Schriftsteller zur Zeit nach Alexandros, welche *θαυμάσια* und *παράδοξα* sammelten, immer auf die Seite des Wunderbaren hin. Hier wird nun mit feinen Zügen das Verfahren des Schriftstellers aufgezeichnet, welcher vorzüglich dasjenige aus dem Wesen der Thiere herauszuheben pflegt, was von der weisen Einrichtung der Natur zeugt, wobei er mit nicht geringerer Aufmerksamkeit auf das Leben der Thiere unter sich, auf ihre angeborenen guten und schlimmen Eigenschaften auf die Aeuſserungen von Liebe und Recht u. dgl. hindeutet.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

Aeliani de natura animalium libri XVII. Verba ad fidem librorum MSS. constituit et annotationibus illustravit Fr. Jacobs.

(Schluſs.)

Indeſs habe er Wahres und Falsches bunt in seine *adversaria* aufgenommen und wenn er gleich dabei das Streben nach Wahrheit nicht verhehle, so sei doch der Plan, den er im Auge hatte, von der Art gewesen, daſs, wenn man den Griechischen Geist bedenke, er leicht auch den wahrheitliebenden Schriftsteller auf Abwege führen konnte. Bisweilen aber habe er selbst mit seiner Einstimmung zurückgehalten und Zweifel über das Ueberlieferte geäuſsert. Nichts aber habe er ohne Anführung einer Autorität mitgetheilt, auf welche er sich oft allein auch nur stütze. Uebrigens sei bei dem so schwierigen Studium der Natur Verirrung verzeihlich und wir müssen dem Aelianus Dank wissen, daſs er uns so vieles überliefert habe, was uns für immer würde verborgen geblieben sein, zumal da er noch gar manche für uns verlorene Schriftsteller vor Augen hatte. Zudem hätten ja die Alten aus mehreren Gründen über Leben und Wesen der Thiere tiefer gesehen als wir neuere.

Eindringlicher wird dann die Eigenthümlichkeit betrachtet, mit welcher Aelianus das Treiben der Thiere dem der Menschen gegenüber setzt und das mannigfaltige Vermögen, das den Thieren von der Natur verliehen worden, dem menschlichen Wissen, welches durch Anstrengung erworben in vielen Punkten mangelhaft ist, vorzieht, wonach er denn die Menschen auf die Handlungsweise der Thiere wie in einen Spiegel schauen heiſse, damit der Unterschied zwischen der einfachen Weise dieser und dem so oft affectirten eitlen Treiben der Menschen recht offenbar würde. Diese ethischen Betrachtungen zählen Manche zu den Thorheiten des Aelianus. Gleichwohl sei er auch hier nur älteren Vorgängern gefolgt. Man erinnere sich nur an die Erfindung Aesopischer Fabeln, welche nichts anders bezweckten, als das Leben der Thiere dem Menschen als reinen Naturspiegel vorzuhalten. Daneben wird hier die Bemerkung gemacht, daſs in der Zeit unmittelbar vor Aelianus sich die Menschen der Nichtigkeit alles Irdischen auf eine recht schwermüthige Weise bewuſst wurden und sogar an den Vorzügen der menschlichen Natur irre zu werden schienen, wofür das Zeugniſs des Plinius in mehreren Stellen angeführt wird. — Schlieſslich wird in diesem Abschnitt die ganz und gar unwissenschaftliche Behandlung des Stoffes in Aelianus Büchern über die Natur der Thiere besprochen, wobei die alberne Entschuldigung des Schriftstellers in dem dem siebenzehn Büchern seiner Sammlung angehängten Epiloge, daſs er einmal ein selbständiger Mensch sei und nicht nach der Willkür Anderer leben wolle, gebührlich gerügt wird. Nur scheint uns diese Entschuldigung, die für nicht mehr als eine Redensart zu nehmen ist, den Einfluſs verbergen zu wollen, den die Art der Entstehung des Werks auf die ganze Gestaltung und Vollendung desselben offenbar ausgeübt hat. Denn die *historia animalium* ist ja doch das Ergebniſs eines fleiſsigen Sammelns und unablässig fortgesetzten Studiums im Sinne der Gelehrten jener Zeit, welche als Sophisten im Allgemeinen bezeichnet sind. Und da er meist Griechische Quellen vor sich gehabt und ausgeschrieben zu haben scheint, so könnte man, wenn es sich nicht anders verriethe, eher noch auf den Gedanken kommen, daſs dieſs ein Grund gewesen, warum er in Griechischer Sprache schrieb, als daſs er einem bestimmten Irrthum in Zusammenstellung des Merkwürdigsten nachhing.

Es muſs sich nun aber doch einem Jeden bei Durchlesung dieser buntfarbigsten Notizen die Bemerkung aufdrängen, daſs die ersten zwei Bücher in einem auffallend verschiedenen Verhältniſs zu den übrigen stehen. In jenen nämlich herrscht durchaus eine tiefere, ja tief-

sinnigere Richtung auf Erfassung des in seinem Wesen so geheimnifsvollen Thierreichs vor, während in sämmtlichen der späteren Bücher, wenn wir auch hier bedeutungsvollen Winken und sehr geistreichen Notizen hie und da begegnen, doch immer mehr eine Richtung auf das Aeufserliche vorherrscht. Auch eine gröfsere Bemühung um genaue und glaubwürdige Angaben scheint sich in mehreren Stellen der ersten beiden Bücher dadurch anzudeuten, dafs der Schriftsteller selbst die Glaubwürdigkeit der Nachricht in Zweifel zieht und wohl hier und da über die Erzählung sein eignes Urtheil giebt. Späterhin scheint er in dieser Sorgfalt nachgelassen zu haben; denn wir begegnen nicht nur solchen Einwendungen seltener, sondern finden auch nun das Allerwunderlichste zwischen den schätzbarsten Thatsachen aufgehäuft. Und es wäre wohl möglich, dafs die Quellen auch solche Einwendungen und die ganze Weise der Auffassung schon mitgebracht hätten.

Wie sehr wir alle Ursache haben, den Beobachtungen der Alten, auch da wo das Experiment nicht sofort bestätigend zur Seite steht, wenigstens die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, haben ja die wunderbarsten Entdeckungen in Bezug auf den Aristoteles und den so oft verunglimpften, aus fremder Unkunde mifsverstandenen Herodotos gezeigt. Einer Naturgeschichte, die ihre ganze Kraft nicht blos in die Erforschung und Bestimmung der Klauen, Zähne und Hörner setzt, und der es wirklich darum zu thun ist, in das Geheimnifs des so finstern Thierreichs einzudringen, wird namentlich in diesen beiden ersten Büchern des Aelianus, dann aber auch im ganzen Werke reicher Stoff und vielfache Anregung geboten. Wir begegnen daselbst oft feinen, ja zarten Beobachtungen, denen, wenn sie auch noch so befremdend und fabelhaft lauten, mit dem nackten, eben so grundlosen Zweifel nicht entgegenzutreten sein möchte. Es ist bekannt, wie selbst der ernste Forscher und dieser am allermeisten, welchem Gesetz und System mit Recht als letztes Ziel gilt, von der Natur so gern geneckt und irre geführt wird, so dafs sich häufig nur in einer höheren Verbindung die Bestätigung darbietet, welche der Forschung wenigstens für kurze Zeit Ruhepunkte gewährt, bis ein neues Spiel der Phänomene auch hier neue Bewegung ankündigt. Wie bedeutungsvoll müssen nun nicht einem solchen die tiefgreifenden Beziehungen der Thiere zu einander erscheinen, ferner die Hinweisungen auf mythologische Erzählungen, die, wenn man sie nur recht zu fassen weifs, von der gröfsten Wichtigkeit sind, endlich die Rücksichten auf die moralischen Regungen in dem sonst so finstern und unfreundlichen Thierreich! Viele Angaben, wie sie sich nicht blofs in diesem Schriftsteller, sondern auch bei Anderen vorfinden, werden vielleicht nie oder sehr spät nur ihre nöthige Beglaubigung finden, schon weil es fast unzweifelhaft erscheint, dafs auch ein grofser Theil des Thierreiches den Einflüssen der Cultur nicht entgangen ist und dafs in den ferner gelegenen Orten, wohin diese nicht unmittelbar gedrungen sein könnte, doch der Sinn für lebendige und tief eindringende Beobachtung fehlen dürfte. Denn dafs die Alten in einem ganz andern Rapport zur Natur gestanden, könnte auch schon die antike Kunst lehren, die, was das Organische ihrer Gebilde betrifft und die Weise, wie sie die analogen Naturbildungen erfafst, auch die gröfsten unter den Neueren weit hinter sich läfst, — von den bis auf den heutigen Tag noch kaum erahneten Wundern der alten Musik zu schweigen, deren Allgewalt durch mehrere, wenn auch poetisch ausgeschmückte, aber darum nicht weniger vollkräftige Zeugnisse des Alterthums aufser allen Zweifel gesetzt ist.

Vielfaches Licht verbreiten auch über den in tiefer Hülle schlummernden Charakter der Thiere die mitgetheilten Bemerkungen über die arzneilichen Wirkungen, gegen die sich manche Thiere selbst höchst sensible erweisen und welche die thierischen Stoffe sodann im lebendigen wie im todten Zustande sowohl an anderen Thieren als an dem menschlichen Körper ausüben. Hier versprechen die Versuche, welche man in neuern Zeiten mit Arzneien an dem gesunden Körper anzustellen den Anfang gemacht hat, viele Aufklärungen.

Doch wir entfernen uns vielleicht zu weit von unserer Aufgabe und erlauben uns daher nur noch einmal auf einige Eigenthümlichkeiten der späteren Bücher hinzudeuten, welche, wenn sie in der Sache begründet sind, dazu dienen können, die Erforschung und Begründung des Einzelnen anzuregen. Wenn wir oben gesagt haben, dafs die Bemerkungen in denselben mehr eine Richtung auf das Aeufserliche zeigen, so kann dies nur von ihrem Character im Allgemeinen verstanden werden: denn auch hier findet sich eine nicht unbedeutende Reihe und vielleicht im Ganzen eben so viele sublime Stellen, wie die am Ende des ersten Buches über den bewaffneten oder unbewaffneten Bienenweisler, oder höchst

interessante Beobachtungen, wie die im 5ten Buche, dafs der Skorpion auf dem Berge Latmus in Karien den Eingeborenen tödtlich, den Fremden hingegen nur leicht verwunde. Dafs aber meist hier sehr äufserlich verfahren wird, zeigen die Stellen im 10ten Buche, wo sich unser Schriftsteller bemüht, die Gründe aufzudecken, warum gewisse Thiere den Völkern der alten Welt für heilig oder für unrein galten.

Der dritte Abschnitt der Vorrede handelt von der Lateinischen Uebersetzung des Aelianus. Mit ungemeiner Genauigkeit wird hier die Art der Uebersetzung des Gillius dargelegt, welcher sich eigentlich eine ganze Umwandelung des Textes und gewissermafsen eine leichtere Geniefsbarmachung des Inhaltes erlaubte, so wie, was dessen Uebersetzung dann durch andere Bearbeiter erfahren. Die von Gronovius verbesserte Uebersetzung Gesner's, vielfach redigirt und gereinigt, ist hinter dem Text unsers Schriftstellers angefügt. Der dem Hrn. Herausgeber befreundete Buchhändler nämlich, welcher auch sonst nichts unterlassen, was das Werk durch äufsere geschmackvolle Ausstattung zieren konnte, hat durch die Version, die auf sein Verlangen nach des Herausgebers Durchsicht zugefügt worden ist, ebenfalls einen grofsen Theil der Leser zufrieden gestellt, die nicht Philologen, aber doch auf die hier verhandelten Gegenstände durch ihre Studien hingewiesen sind.

Der vierte Abschnitt der Vorrede endlich bespricht die Handschriften und früheren Ausgaben der *historia animalium* des Aelianus, wo die kritische Genauigkeit und gewissenhafte Sorgfalt des gelehrten Hrn. Herausgebers sich in dem vollsten Lichte zeigt.

Fragt man nun, was zur Aufhellung der dunkeln und verderbten Stellen in unsern Büchern geschehen, so kann man mit allem Recht behaupten, dafs in Bezug auf Conjecturalkritik das Mögliche geleistet worden. Mit bewundernswürdigem Scharfsinne ist entweder die wahrscheinlich richtige Lesart an's Licht gezogen, oder sind die Wege angegeben, auf denen man zur Erklärung schwieriger Stellen gelangen könne. Vieles Treffliche hat zwar allerdings schon früher Schneider in dieser Hinsicht geliefert, doch auch an dem hat unser Herausgeber einen nicht unbedeutenden Antheil, wie sich deutlich ergiebt, wenn man die an Schneider gerichtete *epistola* des Hrn. Jacobs vom J. 1804 mit den jetzt an's Licht getretenen Leistungen vergleicht. So glänzend nun die Hülfe für eine grofse Anzahl verderbter Stellen im Texte ausfiel, so möchte doch Mancherlei gerechtem Zweifel unterworfen bleiben und hie und da wohl einer richtigeren Ansicht weichen müssen. Recens. wird daher nur einige seiner während der Durchlesung des ganzen Werkes gemachten Bemerkungen in dieser Beziehung mittheilen.

B. I. c. 10. Z. 14. *αἱ μὲν γὰρ αὐτῶν ὕδωρ τῷ βασιλεῖ κομίζουσι καὶ ταῖς πρεσβυτέραις δέ· αἵπερ οὖν αἱ πρεσβύτεραι, καὶ αὗται τῷ βασιλεῖ παραμένουσιν etc.*

Hier wird *καὶ αὗται* erklärt *et hae quoque praeter τὰς ἀρχούς, quae domesticis officiis vacant, dum seniores regem circumdant.* Die Vertheidigung der Lesart *καὶ αὗται* können wir eben so wenig als eine solche Erklärungsweise billigen, wenn uns gleich die Annahme, dafs *αἱ πρεσβύτεραι perspicuitatis causa* beigefügt sei, bei Aelianus nicht auffällt. Aber eben diefs liegt mit der Lesart *καὶ αὗται* im Widerspruch. Der ganze Gedanke von *αἵπερ* bis *τὴν αὐτοῦ* ist parenthetisch eingeflochten. Liest man nun den Satz wie er von dem Hrn. Herausgeber constituirt ist, so findet man eine Anomalie in der Sprache, die doch unserm Schriftsteller nicht zugemuthet werden dürfte, mit dem Artikel *αἱ*, geschweige dafs dann der ungehörige Gedanke sich entwickelt: „welche von ihnen älter sind, auch diese warten dem Könige auf". Diefs hat nun aber der Schriftsteller nicht sagen wollen, sondern: „welche allerdings auch selbst, die Aelteren nämlich, dem Könige aufwarten". Nothwendig mufs also *καὶ αὗται* gelesen werden, wie denn die *Codd.* schon darbieten.

Lib. II. c. 33. ist der schlimme Fehler *ad marg. ὁπότε ἄρα ἀποθάνοι* stehen geblieben. In den Anmerkungen wird jedoch das von Schneider conjicirte, richtige *ὁπόταν ἀποθάνῃ* in *ὅταν ἀποθάνῃ* unnöthigerweise verwandelt und gutgeheifsen.

Lib. III. c. 1. Z. 5. *ἀνήρ.* Wenn in den Anmerkungen Schneider's Conjectur *ὁ ἀνὴρ* gebilligt wird, so ist offenbar gerade die Hauptregel, die von den verschiedenen Bezeichnungen dieses Wortes gilt, übersehen worden. S. Bernhardy, Wissensch. *Synt. p.* 317. *coll. Herm. ad Soph. Phil.* 40.

Dess. Buches *c.* 17. Z. 4. *τοσοῦτόν τινα ἀπολαῦσαι*, wo die von Schneider gebilligte Conjektur des Hrn. Herausgebers *τοσούτων* unter dem Texte angeführt ist. Allein so ungriechisch glauben wir doch die Diction unsers *Graeculus* nicht machen zu dürfen. Der abso-

lute und totale Begriff der Modalität, welcher sich mit diesem Verb. ἀπαλεύειν verbindet, verlangt für seine Darstellung den einfachen Accusativ. So ἀπαλεύειν τι φλαῦρον bei Isocrates, wonach zu schreiben in *Plat. rep. III.* 395. *B.*

Dess. *c.* 35. Z. 10. mufs dem in diesem Punkte gerade aufmerksamen Aelianus die Partikel ἄν nicht vorenthalten werden.

Dess. *c.* 41. Z. 4. hätte das zweite καὶ in καί γίνεται καί γε füglich ausgestrichen werden sollen.

Lib. X. c. 39. Z. 14. εἰ ὀφθῇ, wo Schneider εἰ ὀφθείη conjicirte, meint Hr. Jacobs, man könne mit εἰ ὄφθη auch so weit kommen. Allein, wenn wir auch dem Aelianus nicht viel Gutes in Hinsicht auf korrekte Schreibart zutrauen, so glauben wir doch nicht, dafs εἰ ὄφθη bei ihm da angenommen werden dürfe, wo der Sinn ἂν ὀφθῇ verlangt, zumal da eine grofse Anzahl von Beispielen gerade bei unserem Schriftsteller für die richtige Schreibart spricht. Dasselbe gilt von der Stelle p. 253, Z. 6. εἰ ἐπισχεθῇ, wo Schneider ganz richtig ἢν ἐπισχεθῇ schreibt.

Dess. *c.* 46. Z. 26. καὶ μὴ παραλαθών *etc.* können wir nicht zugeben, dafs εἰ μὴ zu schreiben sei, sondern behaupten, καί sei unersetzbar zu tilgen, wonach der natürliche Gedanke sich darbietet: „*ob doch nicht*" — eine Verbesserung, die auch Schneider aufgestellt und nun vollends durch die Lesart des *Cod. Vat.* ἀνιχνεύουσι καὶ ταῦτα, μή — die gehörige Geltung gewonnen hat.

Lib. XI. c. 11. S. 249. Z. 18. εἰ δέ τις ἔχθιστος οὗται *etc.* Diese Stelle scheint weder in *marg.* durch ἄχθος noch in den Anmerkungen durch εἰ δ' ἐπαχθές — zu gewinnen. Denn der Begriff von ἄχθος, ἐπαχθές, oder was man anderwärts einem Aelianus auch zutrauen könnte, ἐχθωνόν, pafst in den Sinn gewifs nicht, welcher vielmehr αἰσχρὸν erheischt. Die sogleich darauf folgende verderbte Stelle: οὐκ ἦν δὲ ἄρα *etc.* ist in den Anmerkungen versuchsweise geändert worden in οὐκ ἦν δὲ ἄρα οὔ; was man ebenso wenig, als die andere Verbesserungsart οὐκ ἦν δὲ ἄρα μῦθος οὔ, erwartet, sondern die schlichte Formel: οὐκ ἦν δὲ ἄρα ταῦθ' οὕτως· ὡς τὸ ψεῦδος *etc.*

Lib. XIII. c. 11. S. 294. Z. 22. hätten wir gern die einzig richtige Lesart καὶ δὴ ἐπάνειμι αὖθις im Texte gesehen, so wie auch S. 298. Z. 28. ἡ θηρατική, und S. 300. Z. 13. οἳ ἐοίκασι mit Tilgung der Partikeln γε μήν. S. 301. Z. 14. das Wörtchen μόνον lieber mit *Vat.* ausgestrichen als verändert. Auf derselben Seite Z. 24. hätte schon das ὡς ἄν εἴποι τις auf die Richtigkeit der Lesart νήξεις deuten können, daher auch εἰσὶ unantastbar. Auf S. 312. Z. 15. blieb die Stelle unverbessert, wo τὴν γῆν erwartet wird.

Diese Ausstellungen, welche sich noch mit andern vermehren liefsen, zu welchen uns hier der Raum gebricht, sollen und können den ausgezeichneten Werth dieser trefflichen Ausgabe nicht herabsetzen, den wir vielmehr mit Verehrung und Dank für den würdigen Veteranen, der so Vieles und Grofses geleistet, beeifert anerkennen und dem philologischen Fleifse zum bleibenden Vorbild empfehlen. —

Dr. J. Franz, in München.

XXXIV.

***Kleine gesammelte Schriften von Dr. Paul Usteri, weiland Amtsbürgermeister und Präsident des Grofsen Rathes des Eidsgenössischen Standes Zürich. Aarau, im Verlag bei Heinrich Remigius Sauerländer.* 1832. *XVI. und* 428 *S. in gr.* 8°.**

Schriften der gegenwärtigen Art haben aufser dem besondern historischen Interesse, welches sich ihrem bestimmten Gegenstande verknüpft, einen allgemeinen Bezug für die Wissenschaft darin, dafs sie deren Uebergänge in das Gebiet des thätigen Lebens beleuchten, und die mannigfachen Wege, Hülfsmittel und Verhältnisse anschaulich machen, durch welche die gelehrte Kenntnifs und geistige Bildung sich in staatsbürgerlicher und gesellschaftlicher Wirksamkeit ausbreitet und befruchtet. Ist auch im Wesentlichen keine nothwendige Trennung anzunehmen zwischen den beiden Hauptrichtungen der Wissenschaftspflege, der forschenden und der mittheilend-ausübenden, sind vielmehr beide Theile, auch wo der eine vor dem andern vorwaltet, in lebendiger Wechselwirkung immer vereint, so begründet doch dieses Vorwalten einen wichtigen Unterschied, welcher nach beiden Seiten hin eigne Verhältnisse bedingt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 57.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

Kleine gesammelte Schriften von Dr. Paul Usteri.

(Schluss.)

Hiernach wird oft als Erscheinung des Wirkens und Gestaltens im gegebenen Lebensmomente sogar dasjenige wichtig und hochschätzbar, was dem geistigen Gehalte nach, durch weitergeschrittene Gedankenmacht und höher genommene Stufe der Einsicht, schon weit zurückgelassen liegt. Denn hier kömmt es zumeist auf den Karakter und das Talent des Wirkenden an, der durch seine Persönlichkeit alles hebt und hält, und selbst mit veralteten Worten und Waffen im Augenblicke mehr leistet, als Andre mit den neusten und gangbarsten ausführen.

Der Mann, von welchem wir zu reden haben, stehet nicht aufserhalb des Kreises dieser Betrachtung, durch welche wir jedoch seinen Werth auf keine Weise zu beschränken meinen, sondern gleich im rechten Lichte seiner höchsten und vollesten Erscheinung zu bezeichnen wünschen. Er war unstreitig ein thatkräftiger Karakter, von edlem Geiste beseelt, von grofsen Einsichten geleitet, von dem Gelehrtenstande her ein wahrer Staatsmann, wie deren die Deutsche Welt, in offenbarem Widerspruche mit den stehenden Vorurtheilen, von jeher nicht wenige gezählt hat. *Paul Usteri*, geboren in Zürich 1768, gestorben daselbst im April 1831, war ausübender Arzt, in seinem Fach auch wissenschaftlich als Lehrer und Schriftsteller ausgezeichnet und besonders in der Pflanzenkunde durch anerkannte Leistungen berühmt. In den grofsen gesetzgebenden Rath von Zürich erwählt, fand er sich zu diesem politischen Berufe schon geistig vorbereitet, indem er den Ereignissen der Französischen Revolution mit Aufmerksamkeit gefolgt war, und sich mit seinen Freunden *Huber* und *Oelsner* zu politischer Schriftstellerei vereinigt hatte. Hierauf wurde er in den Senat der Helvetischen Republik, und bald nachher in deren Vollziehungsrath gewählt, dann zu dem Schweizerischen Verfassungskongresse nach Paris gesandt, später wiederum in die Regierung von Zürich berufen, und von hieraus wirkte er seitdem in den wichtigsten Aemtern unablässig auf die Verhältnisse seines Kantons, wie auch der Schweiz im Allgemeinen, kräftig ein. Den gesteigerten Arbeiten und erhöhten Amtspflichten, welche die neusten Staatsveränderungen der Schweiz ihm gaben, erlag er zuletzt in wissentlicher, aber deshalb weder gehemmter noch getrübter Selbstopferung für das Vaterland.

Diesen äufserlichen Angaben weitere Ausführung zu ertheilen, und ihren Inhalt gehörig darzulegen, würden wir sehr verlegen sein, wenn wir dabei mehr thun sollten, als die gediegene Vorrede zu wiederholen, durch welche der verehrte Herausgeber, Hr. *Heinr. Zschokke*, einem solchen Verlangen schon zuvorgekommen ist. Das von ihm in meisterhaften Zügen warm und kräftig entworfene Bild ist so lebendig und klar, dafs wir in der That versucht wären, dasselbe vollständig hier einzuschalten, wenn der Umfang es erlaubte, wiewohl dieser am jetzigen Orte den Leser vielmehr bedauern läfst, dafs alles in gedrungener Kürze fast allzusehr zusammengefafst worden. Aber freilich, der Verfasser sagt es selbst, wer Usteri's Leben und Wirken erzählen möchte, müfste die neuere Geschichte Helvetiens erzählen.

Ein paar Züge dieser Schilderung nur sind wir veranlafst hervorzuheben. Hr. Zschokke sagt: „Während des grofsen Wechsels und Umschwungs der Dinge, wo beständig neue Schöpfungen und neue Zertrümmerungen derselben den Geschäftskreis eines sonst vielthätigen Mannes angefüllt haben würden, der daran Theilnehmer war, wie Usteri, blieb er doch als Staatsmann noch Gelehrter, Schriftsteller, Naturforscher, Kritiker; blieb er ununterbrochen mit dem Fortschritt der Litteratur in der Arzneikunde, Botanik, Geschichte, Staatswissenschaft, selbst der Poesie, vertraut, und un-

terhielt er einen ausgedehnten Briefwechsel durch Europa mit ausgezeichneten Gelehrten in verschiedenen Fächern und mit Staatsmännern in verschiedenen Reichen. Man hat ihn in Gründlichkeit und Mannigfaltigkeit der Kenntnisse dem grofsen *Haller* verglichen; aber er war *Plinius* in rastloser Arbeitsamkeit; man hätte glauben sollen, er halte den kurzen Schlaf, welchen er sich gönnte, für einen Raub an seinem Leben". Die Namen, welche hier genannt werden, sind wahrlich grofs und gewichtig, es haftet an ihnen eine durch den Verlauf der Zeiten immer neu bestätigte Verehrung, und es gereicht schon zum Ruhme, an ihrer Seite beziehungsweise genannt zu werden, wenn auch eine Gleichstellung im Einzelnen durchzuführen weder gemeint sein sollte, noch so schnell gethan sein möchte. Jedoch wird gegen die Zusammenstellung überhaupt nicht füglich Einrede geschehen dürfen, zumal auch das Gedächtnifs der Altvordern, des grofsen Römers sowohl als des trefflichen Schweizers, hinwieder nur bestens geehrt wird, indem das jüngste und frischeste Verdienst in der von ihnen betretenen Bahn auf diese Weise auch ihre Namen wiederbelebt. Zweifelhafter und mifslicher wird dagegen die Zustimmung für nachfolgende Stelle zu erwarten sein, in welcher der Verfasser zum Schlusse sich also vernehmen läfst: „Was ich über diesen wahrhaft ehrwürdigen Mann sage, der auf das Schicksal der Eidsgenossenschaft einen so grofsen Einfluss gehabt, ist weniger für die Leser seiner kleinen Schriften innerhalb der Schweiz berechnet, — hier ist das Gesagte nichts Unbekanntes, — als vielmehr für diejenigen in Deutschland und Frankreich. Was würde dieser Mann an der Spitze eines grofsen Reichs geleistet haben! Man hat ihn mit einem *Canning* verglichen. Er stand diesem in der Höhe der Grundsätze, an Gewandtheit in Geschäften, auch oft wohl an Beredsamkeit gleich. Aber an vielartigem Reichthum des Geistes, an unermüdsamer Thätigkeit, an Schärfe des Blicks, vor welchem Wesen und Schein schnell aus einander rannen, mag der gemüthliche Schweizer den witzigen Britten wohl übertroffen haben". — Wir können es niemanden verargen, der sich einigermafsen sträubt, in diese Vergleichung einzugehen, und, nicht sowohl den gemüthlichen Schweizer gegen den witzigen Britten, denn das möchte noch willig und leicht genug angehen, als vielmehr die Schweiz unsrer Tage gegen das dermalige Grofsbritannien, den Schweizerischen beengten Wirkungskreis gegen den weltgeschichtlichen Brittischen, so gradehin auszutauschen. Gleichwohl dürfen wir bei Beurtheilung der Menschen nicht aufser Acht lassen, dafs der Schauplatz, auf welchem sie stehen, nicht ihren Werth bestimmt, und dafs die äufsern Schranken ihres Wirkens noch lange nicht die Gränzen desselben, geschweige denn die Gränzen ihrer Eigenschaften sind. Wir wollen indefs die genaue Abwägung des Zuviel oder Zuwenig hier nicht übernehmen, sondern lieber eine Bemerkung anfügen, welche sich aus allgemeinen Verhältnissen hier zudrängt, und auch den besondern Fall günstig beleuchten hilft.

In unsern Zeiten, bei dieser Gestaltung des Lebens und diesen bedingenden Einflüssen des fortschreitenden Ineinanderwirkens so vieler ausgebildeten Thätigkeiten, ist sowohl der Feldherr als auch der Staatsmann nicht mehr in demjenigen Wesen festzuhalten, worin er bisher vorzugsweise zu finden schien. Anstatt rohen und stürmischen Heldenthums ist für die Kriegsleitung jetzt hauptsächlich kundige Einsicht und feste Geisteskraft erfordert, die überall in Wissenschaft und Bildung ihre Stützen hat. Der Staatsmann, früher auf schlaue Benutzung menschlicher Leidenschaften und Gebrechen, auf Kämpfe der Arglist und des Truges zu Gewinn oder Bewahrung einseitigen Vortheils angewiesen, sieht sich unmerklich auf einen ganz andern Boden fortgerückt, wo zwar jene Kämpfe noch nicht ganz erloschen sind, neben ihnen aber schon Thätigkeiten einer ganz andern Art herrschen, und täglich mehr Raum einnehmen. Die Kenntnifs des Technischen ist für den Staatsmann schon eben so wenig zu entbehren, als die Kenntnifs des Persönlichen, die Behandlung der offenkundigen Sachen ihm eben so wichtig, als die Behandlung der heimlichen Gespinnste und künstlichen Bezüge, die man ehmals fast ausschliefslich Politik nannte. Diese neuere Richtung, in welcher für manche Eigenschaften, welche bisher als die ersten galten und grofsentheils noch gelten, der Raum sich freilich verengen mufs, verspricht mehr und mehr sich auszubreiten, und dem klaren Vortheil Aller in jedem gegebenen Kreise ein löbliches Uebergewicht gegen die unredliche und versteckte Selbstsucht zu verschaffen. Konnte schon im vorigen Jahrhundert, in der Mitte des alten verderbten Treibens, am Hofe zu Versailles, ein Mann wie Benjamin Franklin sich als Staatsmann erfolgreich darthun, wieviel mehr darf man in dieser Weise von einer Folgezeit erwarten, welche, wohin auch immer ihr Ziel gestellt sein möge,

für das Heil der Völker zu sorgen immer mehr als schwere Last und immer weniger als üppigen Genuſs empfinden wird. Alsdann, wenn so vieler Schein verschwunden, so vieles Wesentliche dagegen in sein rechtes Licht gestellt ist, wird man auch solche Männer, wie Usteri war, williger und vollständiger als Staatsmänner anerkennen, und sie den in diesem Namen bisher fast allein schimmernden Persönlichkeiten nicht nur gleichsetzen, sondern vielen sogar voranstellen. Vielleicht daſs alsdann auch Canning und Usteri, diesen verbundene Namen jetzt Verwunderung erregen, nicht mehr aus so groſsem Abstande zusammengebracht erscheinen! —

In der Schweiz ist auf allen Punkten die Theilnahme an Verfassung und Verwaltung des Staates bei den Einwohnern rege und wirksam, beschränkt sich aber sogleich wieder durch die Kleinheit der vielfachen Staatsgebilde, in welche das Land abgetheilt ist, und durch die Enge der Verhältnisse, welche sich darin gestaltet haben. Was aus den Theilen sich zur Vertretung und Wirksamkeit des Ganzen in den Bundesbehörden erhebt, vermag ebenfalls nur wenig freie Bewegung zu finden, sondern bleibt abhängig von allen untergeordneten Bezügen der Theile, so wie gehemmt durch den hieraus entstehenden Widerstreit. Die eigenthümliche Lage der Schweiz und die Lebensart eines groſsen Theils ihrer Bewohner gewähren diesem Zustand eine Art natürlicher Angemessenheit, die für kein anderes Land möglich wäre. Auch hat es den Schweizern niemals an eifrigen und thätigen Vaterlandsfreunden gefehlt, welche sich in diesen wenig anziehenden Formen mit unverdrossenem Muth und treuer Beharrlichkeit bewegten, und sowohl dem einzelnen Gemeinwesen als der Gesammtheit tüchtig vorstanden. Auſser dem Reize der republikanischen Selbstständigkeit, welche der Einzelne in seinem noch so geringen Auftreten empfinden kann, wirkt hiebei gewiſs auch der Umstand, daſs der ausgeübte Antheil, wie eng begränzt auch immer, dennoch innerhalb seines Gebietes unmittelbar eingreift, und durch nichts, was auſser ihm selbst liegt, gemeistert wird. Daher sind in der neuern Zeit alle Staatsveränderungen der Schweiz mehr durch Macht der Umstände, als durch bestimmte Absichten und Handlungen geschehen. Usteri sah frühzeitig die Gebrechlichkeit der alten Verfassung ein, er war bei allen Umwandlungen mitthätig, er konnte gröſsere Formen fassen, als sich jemals verwirklichten, allein er war niemals revolutionair, noch suchte er gewaltsam etwas seinen Vorstellungen Entsprechendes zu schaffen, sondern er nahm die Richtungen, die sich ihm als schon entschiedene oder unvermeidliche zeigten, nur bildend und belebend auf, unter allen Umständen und Schicksalen seinem Lande treu und dessen Gedeihen fördernd. Für seine Fähigkeit und Gesinnung als Schweizerischer Staatsmann ist die kurze Zuschrift ein bündiges Zeugniſs, welche er im Jahre 1803, nach der Rückkehr vom Helvetischen Kongreſs in Paris, wo die Mediationsakte durch den Ersten Konsul Bonaparte gegeben worden war, an seine Wahlmänner erliefs, und wodurch er diesen damals nothwendige und heilsame Werk, welches ihm jedoch viel Mangelndes bedeuten lieſs, zu würdigen sucht. Es findet sich darin folgende bemerkenswerthe Stelle: „Wenn viele meiner Mitbürger mit mir die Ueberzeugung theilten, daſs die Rückkehr zur Föderativverfassung der Gründung eines neuen Wohlstandes des gemeinsamen Vaterlandes groſse Hindernisse entgegensetzte, so werden sie in dieser ihrer Ansicht einen Sporn erblicken, um mit Aufbietung gröſserer Kräfte die gröſsern Hindernisse zu überwinden, und um, auch unter weniger begünstigenden Verhältnissen, dennoch den Zweck zu erreichen, den sie durch die Formen der Einheit leichter und vollständiger zu erreichen gehofft hatten... Sie werden aber auch in dem neuen Föderationsakte viele jener Vortheile erblicken, die sie als Wohlthaten der Einheit erkannt, und die sie in unserm vormaligen Föderativbunde mit schmerzlicher Empfindung vermisst hatten. Das allgemeine Helvetische Bürgerrecht ist auf immer gesichert; der Schweizer kann sich in jedem Kantone niederlassen und daselbst sein Gewerbe treiben; die Freiheit des Handels ist anerkannt; die Sperren und Zölle zwischen Kantonen können nicht wiederkehren". —

Es ist schon von Andern bemerkt worden, daſs, wie in früherer Zeit vorzüglich die Geistlichen, wegen ihres festgegründeten Ansehens und ihrer ohnehin auf die Führung der Menschen gerichteten Bildung, zu den Staatsgeschäften hinanstiegen, so in den neuern Zeiten vor andern Ständen die Aerzte leicht zu solcher Theilnahme getrieben sind; ihre Stellung zur Gesellschaft, die Stärke ihres Faches und Berufes, welche überall einreden, ohne sich selber jemals dem Einspruche bloſszustellen, die entschiedene und breite Beschäftigung mit der Natur, wohin sie stets zurückkehren müssen, und der täglich erneute Anlaſs und Drang zum unmittelbaren Eingreifen, dies alles bildet einen Boden, auf welchem Neigung und auch Fähigkeit zum politischen Wirken leicht Wurzel fassen. In kleinen Staaten gesellt sich leicht ein Beruf dem andern, selbst ungleichartige sehen sich zu friedlichem Nebeneinanderstehen genöthigt. So hat insbesondre die Schweiz auch mehrfache achtungswerthe Beispiele von Aerzten aufzuweisen, welche *neben* der Heilkunst in politischen Rollen bedeutend aufgetreten sind, und diese sogar vorherrschend im Sinn und gleichsam im Vortheil ihres ärztlichen Geltens durchgeführt haben. Von dieser Art erscheint auch Usteri,

wenigstens in gegenwärtiger Sammlung von Schriften, welche, merkwürdig genug, unter vierzehn Aufsätzen nur zwei enthält, denen ein unmittelbar politischer Karakter zukömmt. Die andern sind biographisch, litterarisch, gemeinnützig-social, und vor allem medicinisch, wobei jedoch überall ein starker Zug auf das bürgerliche Gemeinwesen vorwaltet, und lebenvolle Einsichten und schaffende Antriebe nach allen Seiten wirksam werden. Usteri hat diese Sammlung noch selbst veranstaltet, und sonach dürfte es mit gutem Wissen und feinem Takte geschehen sein, dafs er, in seiner Stellung und in seinem Vaterlande auf seine unmittelbar politischen Arbeiten minderen Werth legend, durch jene gemischten, in allgemeinere Bezüge verflochtenen Vorträge auch sein Verdienst als Staatsmann am schönsten und eigenthümlichsten zu bewähren geglaubt.

Seine Eröffnungsreden bei Versammlung der Gesellschaft Schweizerischer Naturforscher, und besonders die Reden bei gleichem Anlafs in der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gesprochen, enthalten in der That so viel Anregendes, Hervorrufendes, Leitendes und Einrichtendes, dafs diese Vorträge als Muster einer sinnigen und fruchtbaren Behandlung solcher oft schwer zu belebenden Gesellschaftsthätigkeit gelten können. Diese Thätigkeit von freien Vereinen und eigenthümlichen Körperschaften ist heutiges Tages überall vonnöthen, wo die Art und Stärke der bürgerlichen Formen für die gesteigerten Ansprüche einer fortschreitenden Gemeinbildung und eines allseitigen Verkehrs nicht mehr ausreicht, besonders aber da, wo das Geforderte nur nach grofsem Mafsstabe zu leisten ist, welchen der Umfang kleiner Staaten nicht zuläfst; in diesem Sinne hatten auch die genannten Schweizerischen Gesellschaften und mancherlei ähnliche Anstalten ihre Aufgabe zu nehmen, und für die Nachtheile der zu grofsen Abgliederung einigen Ersatz zu liefern. Dafs in dieser Hinsicht alles zum Gröfsern, Vereinenden, Anschliefsenden zielt, tritt auch in der Schweiz unverkennbar und vielfältig hervor. —

Einige der hier mitgetheilten Reden sind an Studirende der Arzneikunde gerichtet, andre zum Andenken verdienter Aerzte gehalten, und der hiebei verarbeitete medicinische Stoff zeigt sich mit sichtbarer Gunst behandelt. Nur sehen wir den geistreichen und weitschauenden Mann grade in diesem seinem eigensten Fache auf einen engeren Gesichtskreis beschränkt, der ihn den Werth mancher Richtungen und Bestrebungen zu erkennen hindert, weil ihre Zielpunkte jenseits der Gränzen liegen, die er sich für das Verständliche und Wirkliche gesetzt hat. Wenn Usteri seine Zuhörer gegen des tiefsinnigen *Troxlers* Blicke in das Wesen des Menschen warnen zu müssen glaubt, wenn er selbst von einem *Reil* wegen dessen naturphilosophischer Auffassung der Heilkunde sich abzuwenden scheint, und endlich sogar das berühmte Wort Hallers „In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist" als Wahlspruch aufstellt, so müssen wir uns freilich auf die allgemeine menschliche Schwäche zurückgeführt bekennen, welche auch den Kräftigsten und Muntersten irgendwo zurückbleiben läfst, ohne dafs auf ihn deshalb sogleich die strenge Abfertigung anwendbar wäre, welche *Goethe* dem Hallerschen Worte so häufig gegeben hat.

Die Pietät unsres Autors hat auch dem Andenken seines Vaters Leonhards Usteri, Professors der Theologie und Chorherrn in Zürich, ein würdiges Ehrengedächtnifs gewidmet, durch welches wir in erwünschter Weise mit dem ausgezeichneten Manne bekannt werden, der sich in Rom mit Winckelmann, in Paris mit Jean Jacques Rousseau, in Bern mit Julie Bondeli, zu Freundschaft und Briefwechsel verband, und von diesen wie von andern hochberühmten Zeitgenossen lebenslänglich geliebt und geschätzt wurde.

Einige längere oder kürzere Nekrologe verdienter Männer, deren Hinscheiden im gegebenen Zeitabschnitt als jüngster Verlust zu betrauern war, sind den schon erwähnten Eröffnungsreden Schweizerischer Gesellschaften beigefügt. Diese biographischen Gebilde, mit Wärme und Geist abgefafst, sind voll anziehender Lebensfrische. Wir werden durch sie überall in die Besonderheiten des Schweizerischen, vielfach aus seinen Abtheilungen und Gränzen zusammenfliefsenden, und auch in das weite Ausland hinüberwogenden Treibens eingeführt, und sehen deutlich, wie viel Arbeit, Kraft und Begeisterung dort unablässig wirkt und nöthig ist, damit das Ganze bestehe und sich erhalte. Mit vorzüglichem Reize dünkt uns das Leben des Arztes *Suter* dargelegt, der in die Ereignisse der Französischen Revolution verflochten war, und von dem erzählt wird, er habe im Klub zu Mainz so freimüthig gesprochen, dafs der Konventsdeputirte Merlin unwillig ausgerufen: *Quel est l'aristocrate qui parle ainsi?* wogegen jener besonnen und schnell: *C'est un Suisse qui était libre avant toi!* erwiedert und hiedurch den gefährlichen Angriff siegend niedergeschlagen habe. —

Diese rednerischen Aufsätze sind mit klarer Verständlichkeit, in gebildeter Sprache, mit geordneter Freiheit, in sichrem Mafs und fester Haltung geschrieben; inniger Antheil und eindringlicher Ernst lassen keine Ermüdung spüren. An künstliche Ausbildung der einzelnen Redensarten ist nicht gedacht worden, so wenig wie an absichtlich vorbereitete Eindrücke, die nicht ganz aus der Sache selbst und aus dem Gemüthe des Vortragenden hervorgingen. Zuweilen sogar dürfte man den Sprachwendungen mehr Sorgfalt, und ein Norddeutscher, dem es um Korrektheit zu thun ist, einige Schweizerische Abweichungen daraus verbannt wünschen. Immerhin dürfen diese Schriften auch als Werke der Beredsamkeit einen ehrenvollen Platz in unsrer Litteratur einnehmen, nach dem Mafse freilich, das unser ganzer Zustand für jenes noch so wenig angebaute Feld gestattet. Vielleicht ist es abermals nur ein richtiger Takt wenn der wahre Redner bei uns noch zur Zeit darauf verzichtet, unter solchen Verhältnissen, für den wirklichen Gebrauch es auf Meisterstücke der Kunst anzulegen. —

K. A. Varnhagen von Ense.

№ 58.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

XXXV.

Analyse des équations déterminées, première partie, par M. Fourier. Paris chez Firmin Didot, 1831.

Es ist auffallend, dafs, während in den letzten Jahrzehenden die höheren Theile der Analysis eine so schnelle und unerwartete Ausbildung erlangt haben, gerade der Theil welcher, sobald es zur wirklichen Anwendung kommt, am unentbehrlichsten ist, die Theorie der Auflösung der Gleichungen, verhältnifsmäfsig nur sehr wenig die Aufmerksamkeit der gröfseren Mathematiker beschäftigt zu haben scheint. Es ist hier nicht die Rede von den Untersuchungen, die darauf abzielen, für die Wurzeln der Gleichungen aller Grade geschlossene Ausdrücke zu erhalten, welche den Werth der Wurzeln in einer Reihe von Wurzelausziehungen mehr oder weniger versteckt andeuten, wie solche wirklich für die Gleichungen der vier ersten Grade gefunden worden sind; die neuere Zeit hat die Nutzlosigkeit solcher Untersuchungen und die Unmöglichkeit das Geforderte zu realisiren hinlänglich dargethan. Vielmehr kann jetzt unter einer Theorie der Gleichungen nur die Ausführung der Idee verstanden werden, die zuerst Vieta, der wahre Gründer der neueren Analysis, auffafste, nämlich das Auffinden der Wurzeln durch eine Reihe fortgesetzter Operationen, die zu gleicher Zeit an allen Coeffizienten der gegebenen Gleichung ausgeführt wird und durch welche die Wurzeln genau, wenn sie rational, oder so nahe als man es wünscht, wenn sie irrational sind, gefunden werden können. Die Analysis war zu Vieta's Zeit noch zu wenig ausgebildet, als dafs damals schon an eine allgemeine Methode hätte gedacht werden können, erst nachdem jene und besonders die Theorie der Reihen durch Newton ausgebildet worden war, wurde eine allgemeine Theorie der Gleichungen möglich. Die Richtung, welche Newton den Untersuchungen über diese Theorie gab, hat sich in allen folgenden Bemühungen um dieselbe erhalten, wenn man nicht etwa Bernoulli's merkwürdigen Versuch, die Gleichungen durch Hülfe der rekurrirenden Reihen aufzulösen, ausnehmen will. Nach Newton zerfällt die Auflösung der Zahlengleichungen in zwei Hauptoperationen, deren erste die Aufsuchung der Gränzen, zwischen welchen die reellen Wurzeln enthalten sind, bezweckt, die zweite dagegen die allmälige Verengerung dieser Gränzen beabsichtigt, so dafs man dem wahren Werthe der Wurzel beliebig nahe kommen kann. Indessen war die Ausführung dieser Operationen, wie sie der Urheber gab, sehr unvollkommen. Newton selbst bemerkte schon, dafs man durch seine Methode der Gränzenbestimmung unmöglich die Anzahl der imaginären Wurzeln entdecken könne. Eine andere Unvollkommenheit, die die zweite Hauptoperation betrifft, wurde besonders von Lagrange hervorgehoben und sie bewog ihn, das Newton'sche Verfahren als ganz und gar unbrauchbar zu verwerfen (*Traité de la res. des éq. ed.* 2. *pg. X.*). Bei Newton ist es nämlich stillschweigende Voraussetzung, dafs man im Fortgange der Operation dem wahren Werthe der Wurzel immer näher kommt, in der Ausführung zeigt es sich aber oft, dafs man weit entfernt, sich der Wurzel unbedingt zu nähern, vielmehr häufig immer weiter von derselben abkommt. Daher wählte Lagrange für beide Operationen andere Formen. Er gründete die Bestimmung der Gränzen auf ein Verfahren, das schon früher Waring angegeben hatte, indem er nämlich eine Zahl Δ zu finden suchte, die den kleinsten Unterschied zweier Wurzeln der gegebenen Gleichung ausdrückt. Sobald eine solche Zahl gefunden ist, so kann man dadurch allerdings alle reellen Wurzeln der Gleichung finden, und findet man nicht eben so viele als der Grad der Gleichung Einheiten enthält, so ergiebt sich daraus unmittelbar, wie viel imaginäre Wurzeln diese enthält. Aber das Auffinden dieser Zahl ist, wenn nicht mit unübersteig-

lichen, doch mit so aufserordentlich grofsen Schwierigkeiten verbunden, dafs es bei Gleichungen von einiger Mafsen hohem Grade ganz unausführbar erscheint. Die zweite Hauptoperation hat Lagrange dadurch vollführt, dafs er der Newton'schen Methode eine andere substituirte, die darin bestand, die Wurzel der Gleichung durch einen Kettenbruch auszudrücken. Dieses Verfahren genügt den Anforderungen vollkommen, aber ohne tiefer in die Natur der verschiedenen Behandlungsweisen einzugehen, kann man schon behaupten, dafs die Newton'sche Methode der fortgesetzten Substitutionen, sobald sie mit Berücksichtigung aller Umstände gehandhabt wird, eben so brauchbar sein mufs. Sobald nämlich einmal die Gränzen, innerhalb welcher die Wurzeln liegen, gezogen sind, so kommt die Frage, wie man diese Gränzen verengen, wie man sich der Wurzel mehr und mehr nähern kann, darauf hinaus, einen zusammenhängenden Ausdruck zu finden, der so beschaffen ist, dafs man die Wurzel desto genauer erhält, je mehr der auf einander folgenden Theile desselben man zusammen nimmt. Die Form aber die man einem zusammenhängenden Ausdrucke geben kann, ist unendlich vielfach. Newton wählte die unendlichen Reihen, denn nichts Anderes als eine solche Reihe geben die fortgesetzten Substitutionen (s. Lagrange's angef. Werk Note 5.). Lagrange wählte die Kettenbrüche; es ist aber gar kein Grund denkbar, warum eine unter den möglichen Formen des zusammenhängenden Ausdrucks eine ausschliefsliche Brauchbarkeit haben sollte, die die andere nicht besäfse. Im Gegentheil kann die an Newton's Verfahren bemerkte Mangelhaftigkeit nicht in der Unausführbarkeit seiner Idee überhaupt, sondern nur in der unvollkommnen Ausführung liegen. Dafs dem wirklich so sei, hat Fourier gezeigt. Diese Uebersicht beweist, dafs die Theorie der Gleichungen auch nach dem Erscheinen der trefflichen Arbeiten Lagrange's, zu welchen spätere Forschungen nur wenig hinzugefügt haben, noch sehr mangelhaft geblieben war; es darf aber nicht vergessen werden, dafs bisher nur von einem kleinen Theile dieser Theorie die Rede war. Lagrange beschäftigte sich nur mit Zahlengleichungen und zwar nur mit solchen, in welchen die unbekannte Gröfse unter algebraischer Form erscheint. Die transcendenten Gleichungen sind von seinen Untersuchungen ganz ausgeschlossen und daher war ihre Theorie bisher noch ungleich weniger ausgebildet; fast ganz unbearbeitet war aber die Theorie der höheren Buchstabengleichungen geblieben. Fourier fafste die Idee auf, die Theorie der Gleichungen wieder in ihrer ganzen Allgemeinheit zusammenzustellen, und er hat sie in dem zu besprechenden Werke vollkommen ausgeführt. Seine Untersuchungen sind indessen viel älter als die Zeit, aus welcher dieses Werk stammt, und man mufs dem gelehrten Herausgeber desselben, Hrn. Navier, Dank wissen, dafs er alle Dokumente über die Entstehung und Ausbildung von Fourier's Untersuchungen sorgfältig gesammelt hat. Das älteste noch erhaltene Manuskript soll F. kaum achtzehn Jahre alt verfafst haben; gewifs ist, dafs dessen Inhalt im Jahre 1789 der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgetheilt wurde, es scheint aber damals keine grofse Aufmerksamkeit erregt zu haben, wiewohl die Grundzüge aller Ansichten Fourier's über Entdekkung der imaginären Wurzeln u. s. w. darin enthalten sind. In den Jahren 1796 und 1797 und später trug er einen Theil seiner Theorie in der polytechnischen Schule öffentlich vor, und selbst in Aegypten, wohin er bekanntlich der Französischen Expedition gefolgt war, setzte er seine Untersuchungen fort; es finden sich nicht blofs in der *décade egyptienne* Anzeigen davon, sondern es sind auch noch Manuskripte vorhanden, die, wie sich aus der Beschaffenheit des Papiers und der Tinte schliefsen läfst, in Aegypten geschrieben sind. Indessen entschlofs sich Fourier, durch politische Bewegungen vielfach in seinen Studien gehindert, erst lange Zeit nachher, seine Forschungen öffentlich bekannt zu machen. Einige Aufsätze, die man in dem Bulletin der philomatischen Gesellschaft (Jahrg. 1818, 1820, 1826) findet, und andere, die der Akademie in den Jahren 1822—29 vorgelesen wurden, sollten nur die Vorläufer eines gröfseren Werkes sein, das F. in den letzten Jahren seines Lebens herauszugeben beschlofs und welches seine Untersuchungen über die Theorie der Gleichungen vollständig enthalten sollte. Leider ist ihm sein Vorhaben nur zur Hälfte gelungen. Er starb als der Druck kaum begonnen hatte. Der erste Theil, welcher die zwei ersten Bücher enthält, fand sich, bis auf einige Lücken, die leicht ausgefüllt werden konnten, vollkommen ausgearbeitet vor. Dagegen scheint F. in der Ausarbeitung des folgenden Theils, der die fünf übrigen Bücher umfassen sollte, nicht sehr weit gekommen zu sein; glücklicher Weise ist aber den zwei ersten Büchern ein *exposé synoptique* vorausgeschickt, in wel-

ehem nicht blofs der Plan des ganzen Werkes, sondern auch die Hauptresultate der einzelnen Bücher angegeben sind, es ist daher zu hoffen, dafs ihr Inhalt sehr bald durch andere Mathematiker hergestellt sein wird, und diefs wird theilweise sehr leicht geschehen können.

Der Zweck des ersten Buches ist eine allgemeine Methode zur Auffindung der Gränzen aller reellen Wurzeln, und die Entdeckung der imaginären Wurzeln. Um die algebraische Gleichung vom m^{ten} Grade $f(x) = a_1 x^m + a_2 x^{m-1} + \ldots + a_{m+1} = 0$ in welcher a_1, a_2 u. s. w. bekannte Zahlen sind, aufzulösen, betrachtet man zu gleicher Zeit alle Funktionen $f^1(x)$, $f^2(x)$ u. s. w. die aus $f(x)$ durch fortgesetzte Differentiation entspringen. Man bildet aus diesen Funktionen eine Reihe, indem man sie in umgekehrter Ordnung ihrer Entstehung schreibt, also $f^m(x)$, $f^{m-1}(x) \ldots f(x)$. Giebt man der unbekannten Gröfse x einen Werth α, substituirt diesen Werth in die ganze Reihe der Funktionen und bemerkt bei jeder Substitution das Zeichen, welches jede Funktion dadurch erhält, so ergiebt sich eine der Reihe der Funktionen entsprechende Zeichenreihe, die durch (α) angedeutet werden möge. Man sieht alsdann zu, wie oft in einer solchen Reihe auch irgend ein Zeichen ein entgegengesetztes folgt, wie oft also ein *Zeichenwechsel* eintritt und bemerkt die Anzahl der Zeichenwechsel, die (α) enthält. Wächst α, so wird (α) nicht dieselbe Anzahl von Zeichenwechseln behalten, im Gegentheil geht diese Anzahl zwischen den Gränzen $\alpha = -\infty$ und $\alpha = \infty$ von m zu Null über; sie kann bei fortwährendem Wachsen von α nur abnehmen, nie wieder zunehmen, sie kann aber nur dann eine Aenderung erleiden, wenn durch die Substitution der Zahl α eine der abgeleiteten Funktionen Null wird. Die Anzahl der möglichen reellen Wurzeln entdeckt man nun durch folgendes Theorem, das hier das Theorem (A) heifsen soll.

Will man wissen, wie viel reelle Wurzeln zwischen den Gränzen $x = a$, $x = b$ liegen können, so substituire man die kleinere Zahl a in die ganze Reihe der Funktionen und ebenso die gröfsere b. Man bemerke, wie viel Zeichenwechsel (a) und wie viel (b) enthält. Ist die Anzahl der Zeichenwechsel in beiden Fällen gleich, so liegt zwischen den Gränzen a und b bestimmt keine Wurzel; hat dagegen (a) eine Anzahl n von Zeichenwechseln mehr als (b), so können zwischen a und b nicht mehr, aber wohl weniger als n reelle Wurzeln liegen; im letzteren Falle kann die Anzahl der fehlenden Wurzeln nur eine gerade sein, jedes Paar dieser fehlenden Wurzeln deutet auf zwei imaginäre Wurzeln. Aus dem Umstande, dafs, wenn die Zeichenreihen (a) und (b) gleiche Anzahl von Zeichenwechseln enthalten, zwischen a und b keine reelle Wurzel liegen kann, geht zugleich eine andere Unvollkommenheit der Lagrange'schen Methode hervor. Denn nach dieser kann man in sehr grofsen Zwischenräumen a, b, Wurzeln suchen, innerhalb welcher sich erweislich gar keine befinden können.

Zwischen den Werthen $x = -\infty$ und $x = \infty$ giebt es also dreierlei Arten von Zwischenräumen; erstens solche, innerhalb welcher gar keine Wurzeln liegen können, dann solche, innerhalb welcher die reellen Wurzeln liegen und drittens solche, innerhalb welcher die Wurzeln fehlen, d. h. die auf imaginäre Wurzeln deuten. Jedem Paare imaginärer Wurzeln entspricht ein reeller Werth von x, der so beschaffen ist, dafs die Zeichenreihe zwei Zeichenwechsel auf einmal verliert, wenn man ihn statt x substituirt. Der unterscheidende Charakter eines solchen *kritischen* Werthes (*valeur critique*) besteht darin, dafs eine der abgeleiteten Funktionen, durch dessen Substitution Null wird, während die nächst vorhergehende und nächst folgende Funktion gleiche Zeichen haben. Würde man daher jedesmal diesen kritischen Werth unmittelbar finden können, so wäre Nichts leichter, als die Entdeckung der imaginären Wurzeln. Da diefs aber nicht angeht, so wird man immer noch, wenn man sieht, dafs die Zeichenreihe zwischen den Gränzen a und b zwei oder mehr Zeichenwechsel verliert, im Zweifel sein, ob dieser Verlust auf reelle oder imaginäre Wurzeln deutet. Um diese zwei Fälle zu unterscheiden, wendet man folgendes Theorem an, das das Theorem (B) heifsen soll.

Man nehme an, es sei durch das Theorem (A) ermittelt, dafs man n Wurzeln zwischen den Gränzen a und b zu suchen habe, so wird man durch dasselbe Theorem zugleich erfahren können, wieviel Wurzeln die aus den abgeleiteten Funktionen gebildeten Gleichungen $f^1(x) = 0$, $f^2(x) = 0$ u. s. w. haben können, man schreibe diese Zahl unter jede entsprechende Funktion, sie möge der *Zeiger* heifsen. Man durchlaufe nun die ganze Reihe der Funktionen von der Rechten zur Linken, bis man an eine Funktion kommt, der der Zeiger 1 entspricht, der nächste zur Rechten folgende Zeiger, wird dann nothwendig 2 sein; dann sehe man, ob der nächste zur Linken folgende Null ist: ist dies nicht

der Fall, so muſs man den Zwischenraum a, b in zwei Theile theilen, indem man statt x eine zwischen a und b liegende Zahl α substituirt. Hierdurch erhält man zwei neue Zwischenräume a, α und α, b auf welche man wieder das vorige Verfahren anwendet; auf diese Weise kommt man sehr bald auf zwei Gränzen, bei welchen dem ersten Zeiger 1 der Zeiger 0 vorangeht. Bezeichnet man die dem Zeiger 1 entsprechende Funktion durch $f^r(x)$, so hat man drei auf einander folgende Funktionen $f^{r+1}(x)$, $f^r(x)$, $f^{r-1}(x)$, welchen die Zeiger 0, 1, 2 entsprechen (nicht wie es im Originale S. 32. heifst, 0, 2, 3). Die Gleichung $f^{r-1}(x) = 0$ wird also zwischen den gezogenen Gränzen zwei reelle oder zwei imaginäre Wurzeln haben. Man schreibe den Quotienten $-\frac{f^{r-1}(x)}{f^r(x)}$, substituire a statt x, so daſs man $-\frac{f^{r-1}(a)}{f^r(a)}$ erhält; ist dieser Quotient kleiner als der Unterschied der beiden Gränzen, so hat $f^r(x) = 0$ zwei imaginäre Wurzeln und daher auch die Gleichung $f(x) = 0$. In diesem Falle zieht man von allen Zeigern die auf $f^r(x)$ zur Rechten folgen zwei Einheiten ab, man läſst dagegen die früher gefundenen Zeiger aller Funktionen, die auf $f^{r-1}(x)$ zur Linken folgen wie sie sind. Dadurch erhält man eine neue Reihe von Zeigern und setzt nun die Untersuchung fort, als wenn diese neue Zeichenreihe ursprünglich vorhanden gewesen wäre.

Statt den Werth a in $\frac{f^{r-1}(x)}{f^r(x)}$ zu substituiren, kann man auf den Werth b substituiren und den Quotienten $\frac{f^{r-1}(b)}{f^r(b)}$ mit dem Unterschiede der Gränzen vergleichen. Ist ersterer nicht kleiner als letzterer, so kann man mit Sicherheit annehmen, daſs innerhalb dieser Gränzen zwei Wurzeln fehlen. Dasselbe hat aber auch statt, wenn die Summe der Quotienten $\frac{f^{r-1}(b)}{f^r(b)} - \frac{f^{r-1}(a)}{f^r(a)}$ nicht kleiner als dieser Unterschied ist. Ist aber diese Summe kleiner als der Unterschied der Quotienten, so beweist dies, daſs die Gränzen noch nicht enge genug gezogen sind, um daraus auf die Natur der Wurzeln schlieſsen zu können. Man substituirt daher eine zwischen denselben liegende Zahl α statt x und findet mit Hülfe des Theorems (*A*), wieviel Wurzeln man zwischen den Gränzen a, α und α, b zu suchen hat, bei jedem dieser Zwischenräume wendet man das Theorem (*B*) an, so findet man nothwendig die Gränzen aller reellen und die Anzahl der imaginären Wurzeln.

Nachdem auf diese Weise die zwei ersten Aufgaben, Bestimmung der Gränzen der reellen Wurzeln und Auffindung der Anzahl der imaginären, gelöst sind, geht F. im zweiten Buche zur Newton'schen Substitutionsmethode über. Er beweist, daſs diese Methode immer mit Sicherheit gebraucht werden kann, wenn man nur die Vorsicht anwendet, die Gränzen zuerst so enge zu ziehen, daſs die drei letzten Zeiger zur Rechten 0, 0, 1 sind, was immer leicht geschehen kann. Zugleich ergiebt sich aus seinen Untersuchungen, daſs man auch nach Newton's Methode jedesmal zwei Näherungswerthe erhalten kann, deren einer gröſser, der andere kleiner als der wahre Werth ist und man daher immer die ersten in beiden Werthen hervortretenden gleichen Ziffern mit Bestimmtheit als die ersten Ziffern der Wurzeln ansehen kann; bisher glaubte man, daſs dies nur durch die Kettenbrüche bewerkstelligt werden könnte. F. hat es sich zugleich angelegen sein lassen, die Convergenz der Annäherung genau zu messen. Es ergiebt sich aus seinen Untersuchungen, daſs bei der durch ihn vervollkommneten Newton'schen Methode, jede neue Annäherung, die Zahl der sicheren Ziffer verdoppelt oder, genauer gesagt, zu den schon bestimmten Ziffern eine gleiche Anzahl von Ziffern hinzufügt mehr oder weniger einer konstanten Zahl. Der Bruch, welcher den jeder Operation entsprechenden Fehler oder den Unterschied zwischen dem wahren Werthe und dem genäherten ausdrückt, wird immer kleiner, er ist das Produkt aus dem Quadrate des unmittelbar vorhergehenden Fehlers in einen konstanten Faktor.

Die Newton'sche Annäherungsmethode beruht auf der Idee, daſs man, indem man den Werth der Wurzel nach den Vorschriften der Differenzialrechnung in eine Reihe entwickelt, die auf das erste Differenzialverhältnifs folgende vernachläſsigt, weswegen sie auch Annäherung der ersten Ordnung heifst. Andere Mathematiker haben vorgeschlagen, auch das zweite Differenzialverhältnifs zu beachten, wodurch man eine schneller konvergirende Annäherung, die der zweiten Ordnung, erhält.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 59.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

Analyse des équations déterminées, première partie, par M. Fourier.

(Schluſs.)

Fourier dagegen hat die Sache in ihrer allgemeinsten Form aufgefaſst, und er findet folgende einfache Lösung der Frage, welchen Grad von Convergenz man überhaupt erhält, wenn man die Annäherung der n^{ten} Ordnung anwendet. Der Fehler, welcher irgend einer Operation entspricht, ist für die Annäherung der n^{ten} Ordnung dem Produkte aus der $n+1^{ten}$ Potenz des unmittelbar vorhergehenden Fehlers in einen konstanten Faktor gleich (auch diese Regel ist im Originale pg. 36. nicht richtig ausgedrückt) und dieser Faktor ist $= \frac{1}{1 \cdot 2 \cdots n} \cdot \frac{f^n(x)}{f^1(x)}$, wo x einen gewissen Werth hat, der immer derselbe bleibt.

Am Schlusse des zweiten Buches kommt F. nochmals auf die Frage, wie man die imaginären Wurzeln entdecken kann, zurück. Indem er hier der Quelle, woraus die Schwierigkeit der Untersuchung flieſst, genauer nachgeht, findet er, daſs nicht bloſs das Theorem (*B*), sondern eine unendliche Menge ähnlicher Regeln die Frage lösen können, wobei man sogar den Vortheil hat, daſs die Gränzen nicht schon so enge gezogen sein müssen, wie es das Theorem (*B*) verlangt; in der Ausübung wird jedoch Letzteres seiner Einfachheit wegen in der Regel den Vorzug verdienen.

Alles Vorhergehende ist in den zwei ersten Büchern ausführlich, man kann sagen elementar, erläutert und bewiesen und es ist daher zu hoffen, daſs alle früheren unvollkommenen Ausbildungen der Theorie, der Zahlengleichungen, sehr bald durch dieses Werk verdrängt sein werden. Indeſs ist es in mancher Beziehung wünschenswerth, daſs in späteren Darstellungen die geometrischen Construktionen, zu welchen F. einen besonderen Hang hat, durch eine rein analytische Bearbeitung ersetzt werden mögen, was ganz leicht geschehen kann.

Das Folgende enthält eine Uebersicht des zweiten, nicht erschienenen Theils, so wie sich aus dem schon erwähnten *exposé synoptique* ergiebt. — Im dritten Buche betrachtet Fourier die Lagrange'sche Methode, die Wurzeln vermittelst der Kettenbrüche zu finden. Die Resultate seiner Untersuchungen sind folgende. Das Aufsuchen des kleinsten Unterschiedes zweier Wurzeln, also gerade der schwierigste Theil der Lagrange'schen Theorie sei ganz überflüssig. Man gehe vielmehr immer von der Vorstellung aus, daſs alle Wurzeln der Gleichung reell seien und gebrauche die Kettenbrüche ganz nach Lagrange's Vorschrift, suche aber die Gränzen der bei jeder Operation hervortretenden Gleichung vermittelst des Theorems (*A*). Sind die Wurzeln wirklich alle reell, so findet man sie alle auf diesem Wege; sind aber einige imaginär, so werden diese durch den Fortgang der Operation selbst angedeutet, sie werden von selbst wegfallen und die Rechnung wird nur um so einfacher werden. Diese Resultate werden leicht zu beweisen sein. F. erhebt sich in diesem Buche zugleich auf einen höheren Standpunkt, indem er zeigt, daſs man sich dem Werthe der Wurzeln auf sehr verschiedene Weise durch zusammenhängende Funktionen nähern kann, daſs diese Annäherungsmethoden alle *genau* sind, weil sie immer zwei Näherungswerthe geben, zwischen welchen die Wurzeln enthalten sind, daſs endlich jede *genaue* Näherungsmethode zugleich die Frage löst, wie man die imaginären Wurzeln entdecken kann, sobald man damit das Theorem (*A*) verbindet.

Das vierte Buch ist der Auflösung der Buchstabengleichungen gewidmet. Die Coeffizienten dieser Gleichungen sind algebraische Polynomien, deren Glieder die Formen $a^n . b^p . c^q \ldots$ haben, wo $a, b, c \ldots$ bekannte Gröſsen und n, p, q gegebene Zahlen sind. Bedeuten A,

B, C... solche Polynomien und betrachtet man das Produkt $(x-A)(x-B)(x-C)\ldots$ so ist das Resultat der Multiplikation wieder ein Polynomium. Dieses Letztere ist das gegebene, der erste Theil der gegebenen Buchstabengleichung; sie auflösen heifst die einzelnen Faktoren $x-A$, $x-B$, u. s. w. wiederfinden. Hierzu ist es also nöthig eine Methode anzugeben, die, auf eine Gleichung vom m^{ten} Grade angewandt, alle einfachen Faktoren, die den Wurzeln der Gleichung entsprechen, finden lehrt. Enthalten einige der Polynomien A, B u. s. w. eine endliche Zahl von Gliedern, so mufs die Methode diese alle geben; können dagegen die Glieder nur durch eine konvergente Reihe ausgedrückt werden, so mufs die Methode, so viel Glieder derselben als man verlangt, angeben. Diese Methode ist ihrem Wesen nach schon in den Werken Newton's, Stirling's und Lagrange's vorbereitet, nur ist sie dort als ein Element der Lehre von den Reihen dargestellt; sie ist aber in Wahrheit ein unentbehrliches Element der Theorie der Gleichungen.

Man mufs sich nämlich unter den bekannten Gröfsen eine z. B. a heraussuchen, um die Rechnung nach den Potenzen dieser Gröfse zu ordnen und man betrachtet alsdann als erstes Glied einer Wurzel dasjenige, welches im Ausdrucke dieser Wurzel die höchste Potenz von a enthält. In diesem Sinne sucht man zuerst die ersten Glieder aller Wurzeln. Diese Frage hat schon Newton durch den bekannten Satz des analytischen Parallelogramms gelöst, sie ist aber von F. auf eine leichtere und allgemeinere Weise behandelt worden. Ist das erste Glied jeder Wurzel gefunden, so findet man auf demselben Wege auch das zweite. Nennt man z. B. das erste schon bekannte Glied p, so findet man das folgende, indem man statt x den Werth $p+q$ setzt, hierdurch erhält man eine neue Gleichung, in der q die unbekannte Gröfse ist; das frühere Verfahren auf diese Gleichung angewandt, giebt wieder das erste Glied des Werthes von q, d. h. das zweite Glied von x, und auf diese Weise erhält man allmälig alle Glieder der Wurzel.

Dieselben Ansichten führen aber auch zur Lösung einer viel schwierigeren Aufgabe, nämlich wie man zwei Gleichungen, in welchen zwei unbekannte Gröfsen vorkommen, zugleich auflösen kann, und weiter ausgedehnt ist es möglich, dadurch die in dieser Art allgemeinste Aufgabe: wie man m Gleichungen, in welchen m unbekannte Gröfsen vorkommen, auflösen kann, zu beantworten. Man findet nämlich zuerst den ersten Theil des Werthes aller unbekannten Gröfsen, indem man diesen nach den Potenzen einer der gegebenen bekannten Gröfsen ordnet, und schreitet dann auf demselben Wege zur Auffindung der folgenden Theile fort. Hierbei darf aber nicht an die sonst übliche Methode, alle unbekannten Gröfsen bis auf eine zu eliminiren, gedacht werden, die schwierig und bei Gleichungen von höherem Grade bekanntlich ganz unausführbar ist. Vielmehr besteht das Wesen der Fourier'schen Methode darin, dafs man allen gegebenen Gleichungen ihre ursprüngliche Form läfst und durch die gleichzeitige Vergleichung aller Coeffizienten zu gleicher Zeit die Wurzeln aller Gleichungen sucht.

Im fünften Buche behandelt F. die transcendenten Gleichungen. Es werden zu deren Auflösung durchaus keine neuen Principien aufgeboten, vielmehr zeigt F., dafs die in den zwei ersten Büchern aufgestellten Grundsätze, auch bei diesen Gleichungen ihre unmittelbare Anwendung finden. Unter den transcendenten Funktionen, die das erste Glied der Gleichungen bilden, werden hier *kontinuirliche* verstanden, deren Werth also, wie der der algebraischen, fortwährend wächst oder abnimmt, wenn er nicht durch den Werth Null geht; sollten sie diskontinuirliche sein, so bestehen sie immer aus kontinuirlichen Stücken, die man alsdann einzeln betrachtet.

Die algebraischen Funktionen unterscheiden sich von den transcendenten dadurch, dafs erstere durch fortgesetztes Differentiiren auf einen konstanten Werth zurückgeführt werden können. Die vorzüglichsten Sätze aber, die im ersten Buche vorkommen, beruhen gar nicht auf diesem Umstande, sondern man kann für die transcendenten Gleichungen ganz analoge aufstellen. So wie nämlich für jenen konstanten Werth der Zeiger immer Null ist, so kann man auch hier immer Gränzen a, b, finden, zwischen welchen der Zeiger irgend einer abgeleiteten Funktion $f^m(x)$ Null ist und man kann alsdann leicht bestimmen, welcher Zeiger zu $f(x)$ gehört. Nennt man diesen n, so wird man auch hier zwischen den Gränzen a, b, alsdann n Wurzeln der Gleichung $f(x)=0$ zu suchen haben. Auf diese Weise kann man alle Zwischenräume finden, zwischen welchen die Wurzeln liegen und somit die Gränzen der reellen Wurzeln gerade so wie bei den algebraischen Gleichun-

gen finden. Ferner gilt auch hier die Regel, dafs die Gleichung soviel imaginäre Wurzeln hat, als es reelle Werthe von x giebt, die so beschaffen sind, dafs sie in irgend einer durch Differentiation abgeleiteten Funktion diese auf Null reduciren, während sie für die nächstfolgende und nächstvorhergehende Funktion Resultate mit gleichen Zeichen geben. Kann man daher zeigen, dafs es keinen solchen Werth giebt, so folgt daraus unmittelbar, dafs alle Wurzeln der Gleichung reell sind. Die früher angeführte Regel, vermöge welcher man bei algebraischen Gleichungen entscheidet, ob zwei durch das Theorem (*A*) angezeigte Wurzeln reell oder imaginär sind, findet hier seine unmittelbare Anwendung ebenso wie das was früher über das Auffinden zweier Näherungswerthe, zwischen welchen die Wurzel jedesmal enthalten ist, und über das Mafs der Convergenz der Annäherung gesagt wurde.

Mit diesem Buche ist eigentlich die Theorie der Gleichungen völlig abgeschlossen. Um aber diesen wichtigen Gegenstand von allen möglichen Seiten zu beleuchten, hat F. im sechsten Buche auch das Verhältnifs der rekurrirenden Reihen zu dieser Theorie untersucht. Dieses Verhältnifs ist weit ausgedehnter als man bisher geglaubt hat. Man mufs Daniel Bernoulli als den Ersten betrachten, der es versucht hat, diese Reihen zur Auffindung der Wurzeln anzuwenden, wiewohl man schon früher bei Newton einige dahin abzielende Bemerkungen finden könnte. Bernoulli's Ansichten wurden von Euler im 17. Kap. seiner *Introd. in anal. infinit* mit aller ihm eigenen Klarheit aufgenommen und erläutert, und später hat auch Lagrange in dem früher erwähnten Werke dieselben näher beleuchtet. Trotz dieser wiederholten Bemühungen war indessen der Gebrauch der rekurrirenden Reihen bei Auflösung der Gleichungen, nach dem Geständnisse der erwähnten Schriftsteller selbst, ziemlich unvollkommen geblieben, und es schien auch kein Mittel vorhanden zu sein, ihnen einen ausgedehnteren Einfluſs zu verschaffen, d. h. aus Bernoulli's Ansichten eine Methode zu bilden, die, unabhängig von den anderen bekannten Methoden zur Auflösung der Gleichungen, ebensoviel wie diese leisten könnte. Um so überraschender sind daher die Resultate, die sich aus Fourier's Untersuchung ergeben. Er zeigt nämlich, dafs man blofs mit Hülfe rekurrirender Reihen, die auf gewisse Weise aus den Coeffizienten der gegebenen Gleichung gebildet werden, alle reellen Wurzeln finden kann, ohne vorher die Gränzen derselben durch eine andere Methode bestimmt zu haben, dafs man auch bei diesem Verfahren das Mafs der Convergenz der Annäherung genau bestimmen kann, dafs man ferner auf demselben Wege die imaginären Wurzeln entdecken kann, und sogar, was keine bisher bekannte Methode leistet, *ihren reellen und imaginären Theil unmittelbar bestimmen kann.* Der Gang der Untersuchungen ist bei Fourier so genau verzeichnet, dafs es keine Schwierigkeit hat, diesen Theil des Werkes wieder ganz herzustellen. Jedoch, wiewohl diese Methode in ihrer jetzigen Gestalt, unabhängig von allen bei den früher bekannten und gebrauchten Mitteln, alles was man bei Auflösung der Gleichungen fordern kann, leistet, so glaubt F. doch, dafs beim praktischen Gebrauche die Newton'sche Methode vorzuziehen sei, weil sie eine viel schnellere Annäherung giebt.

Das siebente und letzte Buch enthält die Principien eines ganz neuen Kalkuls, den F. unter dem Namen der Analyse der Ungleichheiten (*analyse des inégalités*) begreift. Der eigenthümliche Charakter dieser Untersuchungen besteht in Folgendem. Eine Aufgabe ist im Allgemeinen bestimmt, wenn die Anzahl der *Gleichungen*, die alle gegebenen Bedingungen ausdrücken, der Zahl der unbekannten Gröfsen gleich ist. Hier aber sollen Fragen gelöst werden, bei welchen das Verhältnifs der unbekannten Gröfsen zu den bekannten nicht durch Gleichungen, sondern vielmehr auf die Weise angedeutet wird, dafs man sagt, gewisse Funktionen der unbekannten Gröfsen seien gröfser oder kleiner als eine konstante Gröfse; eine solche Beziehung nennt F. eine Ungleichheit, und es kommt nun darauf an, aus diesen Ungleichheiten alle möglichen Werthe der unbekannten Gröfsen abzuleiten. In einzelnen Fällen kann man freilich, ohne einen besonderen Algorithmus zu Hülfe zu rufen, durch Raisonnements, die den jedesmaligen Bedingungen besonders angepafst werden, zum Ziele gelangen, gerade so wie dies bei den Gleichungen der Fall ist. Aber hier wie dort würde man bei verwickelteren Fällen mit solchen Schlüssen nicht mehr ausreichen. Das Wesen der Analysis der Ungleichheiten liegt gerade darin, dafs sie die Auflösung der dahin gehörenden Aufgaben auf ein einförmiges allgemeines Verfahren zurückführt; auf diese Weise ersetzt man wie bei allen algebraischen Methoden die schwersten Raisonnements durch eine einfache Zeichenverbindung.

Diese Aufgaben lassen im Allgemeinen eine unendliche Menge von Auflösungen zu, sie sind dann *unbestimmte* Aufgaben; die Analysis der Ungleichheiten lehrt alle diese Auflösungen durch eine bestimmte Regel finden. Zuweilen kann die Anzahl der Ungleichheiten kleiner als die Anzahl der unbekannten Gröfsen, sie kann ihr gleich oder auch gröfser sein, im Allgemeinen ist sie unbestimmt; auch können mit den Ungleichheiten Gleichungen verbunden sein. Es kann auch sein, dafs die gegebenen Bedingungen sich widersprechen, so dafs gar keine Auflösung möglich ist; in diesem Falle mufs die Rechnung selbst diesen Widerspruch anzeigen. Der ausgedehnte Nutzen dieser Betrachtungen wird jedem von selbst einleuchten, da Fragen, bei welchen die Bedingungen durch Ungleichheiten ausgedrückt sind, in allen Theilen der Mathematik vorkommen. Besonders wichtig ist die Anwendung, die F. auf die Wahrscheinlichkeitsrechnung macht, und die Beispiele und Regeln, die er als Proben giebt, machen den Verlust seiner Forschungen um so fühlbarer.

Diese Uebersicht möge genügen, um auf den reichen Schatz von neuen Wahrheiten, den dieses Werk enthält, aufmerksam zu machen. Die Theorie der Gleichungen kann nun als vollkommen abgeschlossen angesehen werden, allen späteren Untersuchungen werden F.'s Ansichten als Grundlage dienen, wenn es überhaupt noch möglich ist, kürzere Wege als die von ihm angegebenen aufzufinden. Dr. Stern.

XXXVI.

Beiträge zur wissenschaftlichen Kenntniss des Geistes der Alten. Von Dr. Karl Hoffmeister. Essen, bei Bädeker. Erstes Bändchen. Die Weltanschauung des Tacitus. 1831. *XXIII.* 232 *S. Zweites Bdchn. Sittlich-religiöse Lebensansicht des Herodotos.* 1832. *XVI.* 136 *S.* 8.

Rec. hält es für recht, zu bekennen, dafs er nach der ersten flüchtigen Ansicht dieser zwei Bändchen nicht ohne einiges Vorurtheil an ihre Lectüre ging. Es schien ihm ein nicht sehr dankbares Unternehmen, aus Schriftstellern, die zur näheren Bekanntschaft und Beurtheilung Jedem vorliegen, im Allgemeinen ihre Denk- und Sinnesweise auszuziehen, was Jeder, wenn er es auf fruchtbringende Weise sich aneignen will, doch zuletzt aus ihnen selbst, durch unmittelbare Anschauung und Studium, sich gewinnen mufs. Davon aber, dafs es nur auf solches Ausziehen abgesehen sei, überzeugt schon der erste Anblick des Werkes, welches streng sich auf den in der Ueberschrift angegebenen Gegenstand beschränkt, und keinen Anspruch darauf macht, weder eine allseitige und vollständige Charakteristik der beiden grofsen Geschichtschreiber, eines jeden nach seiner Besonderheit und in sich abgeschlossenen Eigenthümlichkeit, noch viel weniger eine welthistorische Würdigung derselben in ihrem Verhältnifs zu ihrem Zeitalter und zu andern bedeutenden Schriftstellern gleicher oder verwandter Gattung zu geben. — Um so freudiger fand sich Rec. überrascht, als er eben in diesen so eng gezogenen Gränzen bei dieser Enthaltsamkeit und Bescheidenheit, etwas wahrhaft Tüchtiges und Schönes geleistet fand, etwas, das, — zu seiner Beschämung mufs er es gestehen, — er zuvor weder geahnet noch gefordert hatte. Dies aber ist eben die Wirkungsweise des ächten Talentes, dafs es nicht nur von aufsen ihm vorgelegte Aufgaben mit Leichtigkeit und Gewandtheit löst, sondern selbst sich neue Aufgaben setzt, und auch solches, was äufserlich betrachtet, kaum zur Aufgabe geeignet schien, so zu behandeln weifs, dafs sich der Leser erst durch die Lösung selbst der Aufgabe bewufst wird. — Der Verf. hat sich, laut der Vorrede des ersten Bändchens, eine Wissenschaft der *antiken Geisteskunde* zur Aufgabe gesetzt, d. h. nach ihm eine Geschichte der sittlich-religiösen Weltansicht der Alten, eine Darstellung der Art und Weise, wie der Menschengeist unter den classischen Völkern des Alterthums in den religiös-ästhetischen und sittlich-politischen Ueberzeugungen und den hierdurch erregten Gefühlen, Affecten und Bestrebungen sein ihm eigenthümliches inneres Leben fand. Zu dieser Geschichte wünscht er seine gegenwärtigen Leistungen als Vorarbeiten angesehen zu wissen, wiewohl er hofft, dafs man ihnen auch einen gewissen selbstständigen Werth zugestehen wird, und er verspricht uns eine Reihe ähnlicher, jedoch in der Form und Darstellungsweise nach Beschaffenheit ihres Gegenstandes und nach dessen Verhältnifs zum Publicum mehrfach variirender Abhandlungen über andere Classiker; wie denn auch eine etwas verschiedene Stellung der Aufgabe auch für die gegenwärtig behandelten zwei Schriftsteller schon der Titel andeutet.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 60.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1832.

Beiträge zur wissenschaftlichen Kenntniss des Geistes der Alten. Von Dr. Karl Hoffmeister. 2 Bände.

(Schluss.)

Wenn nun Ref. nach dieser Ankündigung wohl hätte im Zweifel darüber bleiben können, ob in dem von dem Verf. ausgesprochenen Worte einer „antiken Geisteskunde" ein ächter Sinn sich verberge, oder ob der von dem Verf. eingeschlagene Weg, der Forderung, die er mit jenem Worte aussprach, zu genügen, der rechte und ein wahrhaft fruchtbringender sei: so haben ihn die beiden vorliegenden Abhandlungen überzeugt, dass derselbe in einem Grade, wie gewiss Wenige, von dem Geiste des Alterthums beseelt und durchdrungen ist, und dass, was er auch fernerhin unternehmen mag, um diesen Geist in vernehmlicher und ansprechender Form uns vorzuführen, Gediegenes und Erfreuliches davon zu erwarten steht.

In der, dem zweiten Bändchen beigegebenen Zueignung an einen Jugendfreund (die übrigens auch darum lesenswerth ist, weil der Verf. sich darin auf eine eben so sinnige als redliche Weise über das Verhältniss seines Thuns zur speculativen Philosophie ausspricht) deutet er auf „Mängel seiner Jugendbildung" hin, die ihm jetzt in einsamen Studien zu ergänzen, und zur Klarheit und zum Frieden des Geistes hindurchzudringen vergönnt sei. Sollten, wie wir zu vermuthen geneigt sind, diese Mängel etwa, sei es allein, oder zum Theil, in einer Lückenhaftigkeit der philologischen Schulbildung bestehen, durch welche der Vf. sich ausser Stand gesetzt fand, sich des äusseren Stoffs der Alterthumswissenschaften mit der Virtuosität eines eigentlichen Gelehrten vom Fache zu bemächtigen, jede in diesem Stoffe etwa vorhandene Lücke schnell zu gewahren, und zu ihrer vollständigen oder nothdürftigen Ausfüllung das Nöthige beisammen zu haben: so möchten wir dies fast einen glücklichen Mangel nennen; denn durch ihn scheint der Verf. sich jenen unbefangenen kindlichen Sinn für das Alterthum bewahrt zu haben, der, ohne sich darum zu kümmern, womit der gelehrten Forschung eben gedient ist, oder durch welcherlei Entdeckungen, Untersuchungen oder Hypothesen man sich den Dank der zünftigen Meister und ihrer Gesellen erwirbt, mit klarem und frischem Auge darein blickt, und, was er für sich Ansprechendes, Aufregendes oder Geisterfüllendes findet, aufzeichnet, auf die Gefahr hin, dass es als etwas längst Bekanntes, Unwichtiges oder sich von selbst Verstehendes von jenen Meistern kaum eines Blicks gewürdigt, von den Gesellen mit dünkelhaftem Hochmuthe gemeistert werde. Wir zweifeln nicht, denn wir selbst sind nahe genug daran gewesen, voreilig dieses Urtheil zu fällen, dass des Verfs. Art und Weise, sich einzig an den jedesmal vorliegenden Autor zu halten, und aus diesem eine Art von System seiner sittlichen Weltansicht auszuziehen, von Manchen als schülerhaft wird befunden, und über das Resultat seiner Untersuchungen zum Voraus als über ein der Mühe einer ausdrücklichen Zusammenstellung nicht werthes abgesprochen werden. Es ist wahr, der Verf. giebt in jeder seiner einzelnen Untersuchungen, so weit uns dieselben wenigstens bis jetzt vorliegen, nichts, was nicht ein Jeder, der offenen Sinn und hinreichend gebildeten Geist dazu mitbringt, aus der Lectüre des einzelnen Schriftstellers, mit dem er sich jedesmal beschäftigt, selbst entnehmen könnte, und die Wissenschaft wird durch ihn weder mit neuen, bisher unbekannt oder unbeachtet gebliebenen Thatsachen, noch auch mit speculativen Ideen über den tieferen Zusammenhang der bekannten Thatsachen bereichert. Dennoch aber ist die Arbeit des Vfs. weit davon entfernt, eine blosse Compilation von Sentenzen seiner Schriftsteller zu sein; sie ist aus einer liebevollen und gründlichen Beschäftigung mit ihnen, aus einem tiefen und umfassenden Eindringen in ihren Geist

hervorgegangen; sie bemerkt in ihnen Dinge, von denen sich mit gröfster Zuversicht sagen läfst, dafs nur ein in das Heiligthum antiker Denk- und Sinnesweise durchaus eingeweihter Geist sie bemerken und so wiedergeben konnte, und ist, bei ihrer durchaus anschaulichen und innig lebendigen Darstellung, eine fast künstlerisch zu nennende Reproduction dieser Sinnesweise, wie sie sich in jenen beiden grofsen Repräsentanten des antiken Geisteslebens ausprägt. Bei Geistern aber von solcher Höhe und solchem Gehalt, wie Tacitus und Herodotus sind, ist es gewifs kein überflüssiges oder unerfreuliches Geschenk, wenn uns die Möglichkeit dargeboten wird, sie, aufser in dem Spiegel ihrer eigenen Werke, auch noch in dem, das Bild, ohne seine Klarheit zu trüben, enger zusammenziehenden Spiegel eines ihnen befreundeten und an ihnen sich heranbildenden Geistes zu beschauen.

Ohne unser Erinnern wird der sinnige Leser bemerkt haben, dafs bei Darstellungen der Art, wie die hier vorliegenden sind, eine wesentliche Tugend die gedrängte Kürze ist, mit welcher das geistige Bild, ohne einen wesentlichen Zug verloren gehen zu lassen, wie oben von uns angedeutet, in einen engeren, von störenden Aeufserlichkeiten freien Raum zusammengezogen wird. Dieſs ist der Grund, weshalb wir nicht anstehen, unter den beiden, von dem Vf. diesmal uns gegebenen Ausführungen der zweiten, der über die Herodoteische Lebensansicht, einen entschiedenen Vorzug vor der ersten zuzuerkennen. Zum Theil mag dies in dem Gegenstande liegen, da die grofsartig-naive, dabei auch uns ferner stehende, und daher weniger leicht mit bekannten Erscheinungen zu verwechselnde Einfachheit des Herodotos sich allerdings leichter in wenige, characteristische Züge zusammenfassen liefs, als die zwar höchst individuelle, aber doch wesentlich in sittlichen Ideen solcher Art, die in einer nach organischem Zusammenhange hinstrebenden Darstellung leicht das Ansehen von abstracten Allgemeinheiten gewinnen können, ihren Werth und tiefen Gehalt habenden Eigenthümlichkeit des Tacitus. Zu dieser Eigenschaft des behandelten Stoffes gesellt sich aber unverkennbar auch eine erhöhte Virtuosität des Vfs. in der Behandlung dieses Stoffes, die er während dieser Behandlung gewonnen hat. In der Abhandlung über Tacitus finden wir noch ein etwas zu eifriges, von einiger Unsicherheit zeigendes Jagen nach charakteristischen Zügen, welches den Vf. einigemal sogar zu Mifsverständnissen über einzelne Stellen, oder zu falschen Deutungen derselben, verleitet hat. (Um diesen Ausspruch nicht ganz ohne Begründung hinzustellen, werde hier auf das handgreifliche Mifsverständnifs über die Stelle *Germ.* 34. bei unserm Vf. Bd. I. S. 99. hingewiesen, wo der Vf. aus der einfachen, die mythischen Züge des Hercules angehenden Bemerkung des Tacitus einen Unterschied, den die *Deutschen* zwischen Glauben und Wissen gemacht haben sollen, herauslesen will: — es sind uns aber mehrere ähnliche, wenn auch nicht ganz so auffallende Irrthümer in diesem ersten Bändchen vorgekommen.) Auch an der Anordnung dieses Theils läfst sich manches ausstellen; die Kategorieen, in die der Vf. die Weltanschauung des Tacitus zerlegt, bringen manche Wiederholungen mit sich, und führen nicht schnell genug in den organischen Mittelpunct jener Weltanschauung ein; die Charakterschilderung der einzelnen, bei Tacitus auftretenden geschichtlichen Hauptpersonen, so gelungen und trefflich dieselbe an sich betrachtet ist, steht zu isolirt von der Darstellung des Allgemeineren, und ist nicht hinreichend mit dieser zu einer organischen Einheit verschmolzen. — Von allen diesen Fehlern ist die Abhandlung über Herodotos frei, welche wir kein Bedenken tragen, als ein kleines Meisterwerk in ihrer Art zu bezeichnen. Dieser Fortschritt des Vfs. in der Vollkommenheit seiner Leistung, giebt uns Zeugnifs, dafs seine Versicherungen über das *Mafs* von Zeit und Kraft, welches er auf seine Arbeit verwandt, nicht übertrieben sind; ein Fleifs, der um so rühmlicher ist, je weniger er bei der Beschaffenheit des Gegenstandes, worauf er ihn verwandt, geeignet sein dürfte, dem Vf. einen besondern Ruf seltener und ausgezeichneter Gelehrsamkeit zu erwerben.

So wenig nun Ref. es angemessen findet, einen abermaligen Auszug aus den von dem Vf. selbst auf dem Wege des Ausziehens aus seinen Schriftstellern gewonnenen Resultate zu geben: so kann er sich doch nicht entbrechen, noch eine kurze Rechenschaft über den Eindruck abzulegen, den diese Resultate in ihm zurückgelassen haben; da er hofft, durch Mittheilung dieses Eindrucks ein Zeugnifs geben zu können über die geistige Einheit, die dem Verf. selbst vielleicht unbewufst, die beiden, scheinbar auseinanderfallenden und nur zufällig miteinander verbundenen Theile seiner Arbeit zu Einem, lebendigen Ganzen verknüpft. Tacitus und Herodotus, so durchaus verschieden, ja in gewissen Be-

ziehungen einander entgegengesetzt beide unsterbliche Geschichtschreiber auch sind, sind doch in Einem, vielleicht von Niemand noch ausdrücklich bemerkten Puncte Geistesverwandte; und es ist merkwürdig und gewiss nicht bedeutungslos, dass eben dieser Punct bei unserm Vf. in jeder der beiden Darstellungen vor allen andern klar und lebendig, als der eigentliche Lebenskern dieser Darstellung, hervortritt. Wir meinen die *religiöse* Welt- und Lebensansicht der beiden Schriftsteller, welche, bei aller sonstigen Verschiedenheit, doch dieses Gemeinschaftliche hat, dass in beiden ein gewisser, schwer zu lösender Gegensatz obwaltet zwischen der Härte und Herbigkeit, oder auch, wenn man will, der Armuth und Trostlosigkeit der theoretischen Meinungen und der Tiefe und Innigkeit des religiösen Gemüths und innersten Seelenbewusstseins. Bei Herodot tritt jene Härte in der, durch sein ganzes Werk sich hindurchziehenden und einen Grundgedanken desselben ausmachenden, Lehre von dem *Neide* der Götter, von dem, das Wohl und Wehe, das Glück und Unglück der Sterblichen unter einander ausgleichenden und zuletzt Alles, das ganze Facit des menschlichen Lebens und Thuns, auf ein Gleichgültiges, ein Nichts reducirenden Schicksalsmasse; bei Tacitus mehr in Gestalt des Zweifels an aller Wirklichkeit einer göttlichen Weltregierung, des Argwohns einer völligen Sorglosigkeit der Götter um Gutes und Böses unter den Menschen hervor. Beide Schriftsteller blicken entweder nicht, oder nur in dunkeln, unbestimmten Ahnungen, über das irdische Leben hinaus; ein jenseitiges scheint Herodot sogar zu läugnen, während Tacitus zwar die Hoffnung dazu, wenigstens für die grösseren Seelen ausspricht, aber diese Hoffnung doch ohne wesentlichen Einfluss auf seine Beurtheilung der irdischen Begebenheiten und seine Werthschätzung menschlichen Daseins und menschlicher Tugend bleiben lässt. Bei alle dem sind dennoch beide hohen Meister der Geschichtschreibung in einem Sinne, wie wenig andere Schriftsteller zu allen Zeiten, religiös zu nennen; das Bewusstsein einer tieferen, über das Sinnliche weit erhabenen und den Widersprüchen des Verstandes Trotz bietenden Welt des Geistes, die Gewissheit eines ewig Wahren und Guten, dessen Substantialität durch keinen Wechsel oder Verschlechterung des Irdischen gefährdet wird, ist das Element, in welchem ihre Geister leben und weben, und dessen Spuren jedem Blatte ihrer Werke mit dem Griffel der Unsterblichkeit eingegraben sind. — Dem Verf. rechnen wir es zu hohem Verdienste an, dass er, während die Tendenz nach seiner Schilderung sichtlich gleichfalls diese tief gemüthliche und ächt religiöse ist, doch keine jener Härten, wie gewiss an seiner Stelle mancher minder aufrichtige und kräftige Geist gethan haben würde, im Geringsten zu mildern oder zu vertuschen sich bemüht, vielmehr in ihrer ganzen Schwere und schneidenden Schärfe die Widersprüche jener Weltanschauung uns vorführt. Wer es noch nicht aus dem Studium der grossen Alten selbst entnommen hat, dem wird es durch die Darstellung unsers Verfs. zum Bewusstsein gebracht, wie hier ein tiefes Problem, ein gewaltiges Räthsel niedergelegt ist, an dessen Lösung, dürfen wir sagen, fortwährend die Weltgeschichte arbeitet. Den Verzeichnern dieser Geschichte, namentlich wiefern dieselbe in den auf die äussere, politische Gestaltung des Völkerlebens bezüglichen Thaten und Handlungen der Menschen besteht, kommt es zu, das Räthsel nach seinem ganzen, strengen Ernste und seinem vollen Gewichte hinzustellen, nicht aber, es durch eine metaphysische oder theologische Theorie voreilig lösen zu wollen und eben darum gehören Herodotus und Tacitus zu den grössten Geschichtschreibern aller Zeiten, weil in ihnen das Bewusstsein des Problems als solchen, einem jeden in der, seinem Zeitalter und seinem individuellen Standpuncte zunächst gemässen Gestalt, zur innersten und tiefsten Gesinnung geworden ist. Die Lösung des Räthsels, die Erkenntniss der göttlichen Weltordnung in ihrer wahren Gestalt, soll dem Menschen nicht um wohlfeilen Preis, nicht mühlos und im Schlafe zu Theil werden und es heisst die Tiefe des Menschengeistes und des ewigen Inhalts seines Erkennens und Strebens verflachen, wenn man sich über das Dunkel irgend täuschen will, welches in Bezug auf diese Erkenntniss gerade die tiefsten und edelsten Geister und die das Getriebe des Menschen- und Völkerlebens am klarsten durchschauenden, von jeher undurchdringlich umgeben hat. Unser Verf. weiss die Tiefe und den Ernst der resignirenden Religiosität des Herodotus und der skeptischen des Tacitus zu würdigen; er erkennt, wie in der Weltanschauung des ersteren der Hellenische Polytheismus das Element wird, in welchem sich menschliche Tugend und menschlicher Werth unabhängig von jedem bindenden Gesetze, und jeder Furcht und Lockung unzugänglich, aus einem inneren,

eingeborenen Principe zu freier Naturschönheit entfalten; und wie der schöpferische Geist des letzteren den Mangel eines theologischen Systems durch eine freie, dichterische Ausdrucksweise über die Theilnahme der Götter an menschlichen Begebenheiten ersetzt, und in dieser Ausdrucksweise die tiefsten Ahnungen seines Gemüthes kund giebt. Für diese Erkenntnifs und für die klare und edle Form, in der er sie uns mitgetheilt hat, glauben wir dem Verf. gerechten Dank und Achtung zollen und ihn zur Fortführung seiner Forschungen und Darstellungen auch über andere Gebiete des classischen Alterthums mit froher Hoffnung aufmuntern zu dürfen.

C. H. Weifse.

XXXVII.

***Ioan. Gust. Frid. Billroth de Anselmi Cantuariensis Proslogio et Monologio dissertatio historico-critica. Lips.* 1832. 8.**

Es kann schon als ein gutes Prognostikon angesehen werden, wenn die jüngeren unter den Lehrern der Wissenschaft ihr Nachdenken dem Mittelpunkte aller Gedanken zuwenden; es ist ein Zeichen, dafs sie die Macht der Idee fühlen und durch dieselbe in jene Mitte getrieben werden, worin alles übrige geistige Leben seine Wahrheit und Haltung hat. Der Gegenstand, dem die vorliegende kleine Schrift gewidmet ist, hat diese hohe Dignität, dafs um ihn sich alle gemeinschaftlichen Interessen der Philosophie und Theologie bewegen und er selbst der Einheitspunct dieser beiden ist. Der Hr. Vf., von welchem wir neuerlich eine schätzbare theologische Schrift erhalten haben, betritt mit der gegenwärtigen nun auch äufserlich das Gebiet der Philosophie und erregt so nach beiden Seiten hin die besten Hoffnungen. Wir wünschen innigst, dafs dieses Band der Philosophie und Theologie in ihm sich nie lösen möge, wie der gegenwärtige Stand der Philosophie ohnehin schon erwarten läfst. Nur durch die jüngeren, die es sich nicht verdriefsen lassen, sich auch die nöthige wahrhafte Kenntnifs der gegenwärtigen Philosophie zu erwerben, kann dem endlich auch die Theologie auf den Standpunct gelangen, wo sie des ärgerlichen und das Christenthum so wenig ehrenden Widerspruchs gegen die Vernunft und Philosophie los wird und man die so peinlich als künstlich gemachte Scheidung des Speculativen und Dogmatischen nur noch als den Versuch betrachten wird, das Vernünftige in der theologischen Erkenntnifs auszulassen und diese nur auf das Verständige und Abstracte allein zu beschränken.

Die Kritik des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes hat sich meistens nur an die Gestalten gehalten, die ihm durch die Neuern von Cartesius an bis auf die Wolfische Philosophie gegeben wurden. In einen Verstandesschlufs eingezwängt und überhaupt ein Gegenstand des endlichen Denkens geworden, wie noch bei Moses Mendelssohn, bietet er leicht der Blöfsen viele dar. Der Hr. Verf. ist dagegen in dieser Schrift auf die ursprüngliche Gestalt des Arguments, die es bei Anselmus hat, zurückgegangen, auch nicht blos bei dem Proslogion des Anselmus stehen geblieben, worauf man sich meistens beschränkt hat, sondern er hat auch das Monologium zu Hülfe genommen. Aber auch des Anselmus Argument, wenn es jetzt vertheidigt werden soll, hat sich gegen die Kantische Einrede zu schützen, dafs das Sein, welches aus dem Begriffe folgen soll, in denselben selbst erst durch den Denkenden hineingelegt werde, also das Sein Gottes selbst doch nur ein Sein in Gedanken sei und es bedarf allerdings weiterer Vermittelungen, als es noch bei Anselmus hat, ist wenigstens noch gegen den Gedanken seines Urhebers solcher Mifsbehandlung ausgesetzt, wodurch es entkräftet wird. Die reinste und vollkommenste Gestalt hat es unstreitig in der von dem Hrn. Vf. angeführten Stelle aus Daubs Theologumenen erlangt. Der Hr. Vf. thut scharfsinnig und genügend dar, dafs die Anselmische Argumentation keineswegs den Inhalt und die Form der spätern Vorstellungen dieses Beweises habe, wonach z. B. aus der Vollkommenheit Gottes das Dasein Gottes gefolgert wird und die Existenz nur die Ergänzung und Vervollständigung des Begriffes der Vollkommenheit ist, also dafs jene Anselmische Darstellung keineswegs nach etwas greife, was nicht in dem Begriff selbst enthalten wäre, sondern sie wolle eben nur dies, dafs, wenn man überhaupt den Begriff dessen, gröfser als welches man nichts zu denken vermöge, *denken wolle*, in und mit diesem Denken die Nothwendigkeit vorhanden sei, auch das Dasein desselben zu denken. Die Nothwendigkeit jenes Denkens selbst aber sei nicht darin ausgesprochen und ebendamit verliere das Gesagte die Kraft eines Arguments. Der Hr. Vf. entwickelt hierauf, wie das Argument sich hernach bei Cartesius und Spinoza gestaltete und zeigt, wie Anselmus, um seinem Argument Haltung zu geben, einer Voraussetzung bedurfte, um gleichsam das Zwingende zum Denken (so zu sagen das *cogere* zum *cogitare*) Gottes hervorzubringen. Dies war der Vorhergang des Glaubens vor der Erkenntnifs. Durch diesen Nexus, in welchem am Glauben das Wissen seinen Ausgangspunct hat, erhält die obige Argumentation erst eine Haltung, die sie durch die abstractlogische Form des Syllogismus nicht gewinnen kann; denn hier giebt sie nicht mehr und nicht weniger als: vom Begriff Gottes lasse der *Begriff* der Existenz sich nicht sondern. Der Hr. Vf. zeigt zuletzt noch, wie Anselmus dies, was seinem Argument fehlte, nämlich den Erweis jener Nothwendigkeit des Gedankens Gottes in dem Monologium supplirt habe, obgleich dieses früher geschrieben war. Dies alles thut der Hr. Vf. mit so viel Einsicht in die Erfordernisse des Begriffs und mit so viel Achtung vor Anselmus und dessen Tiefsinn, dafs man diese kleine academische Gelegenheitsschrift mit Recht als einen verdienstlichen Beitrag zur Aufklärung dieser höchsten speculativen Verhältnisse betrachten kann und ihr eine weitere Verbreitung, als zu ihrer nächsten Bestimmung, wünschen mufs.

D. Marheineke.

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

XXXVIII.

1. *Organisation, Systematik und geographisches Verhältnifs der Infusionsthierchen. Zwei Vorträge in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten in den Jahren* 1828 *u.* 1830. *von C. G. Ehrenberg. Mit* 8 *Kupfertafeln in Fol. Berlin* 1830.
2. *Zur Erkenntnifs der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes. Zweiter Beitrag. Entwickelung, Lebensdauer und Struktur der Magenthiere und Räderthiere oder sogenannten Infusorien, nebst einer physiologischen Charakteristik beider Klassen und* 412 *Arten derselben, vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahre* 1831 *von C. G. Ehrenberg. Mit* 4 *Kupfertafeln. Berlin* 1832.
3. *Mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere von Alexander v. Nordmann, Dr. und Prof., Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Erstes Heft mit* 10 *Kupfertafeln. Berlin* 1832.

Die Naturgeschichte der mikroskopischen Thierwelt hat das Eigenthümliche, dafs man so gut als nichts von ihr in Museen studiren kann, indem bei der Zartheit des Baues derselben durch Aufbewahren in Weingeist die Organisation meist unkenntlich, und durch Eintrocknen gänzlich zerstört wird, so dafs diese Thiere sich nur in ihren natürlichen Wohnsitzen mit Erfolg beobachten, und in ihren mannigfaltigen Formen nebeneinander nur durch naturgetreue Abbildungen festhalten lassen. Diese Schwierigkeiten sind daher auch lange ein Hindernifs gewesen, dafs sich eine grofse Theilnahme an ihrer Beobachtung und eine verbreitete Kenntnifs ihrer Formen und Bildungen aus eigener Anschauung hätte finden können, so dafs man selbst in wissenschaftlichen Werken, nach wiederholten und verstümmelten Traditionen oder unvollkommenen Vorstellungen aus der blofsen Anschauung von Abbildungen, häufig noch in der neueren Zeit allerhand hypothetische und zum Theil fabelhafte Voraussetzungen mit der Geschichte dieser Faune vermengt findet. Hierzu kömmt noch, dafs eine lange Zeit hindurch das Interesse an der mikroskopischen Fauna nicht auf die Form und die Organisation der dazu gehörigen Thiere, sondern allein auf ihre Erzeugung und Fortpflanzung gerichtet war, wobei eine Menge von Versuchen blofs um der Bestätigung oder Widerlegung der Zeugungstheorieen willen angestellt wurden, die also der eigentlichen Naturgeschichte dieser Thiere wenig förderlich waren, weil man blofs auf die äufseren Bedingungen ihrer Entstehung und sonst weder auf die unmittelbare Beobachtung des organischen Verlaufs derselben, noch auf die entstandenen bestimmten Formen und deren Verwandtschaften gehörig achtete. Dies war zum wenigsten bei den Versuchen von Spallanzani und Terechowsky, so wie bei denen von Wrisberg und Treviranus der Fall, jedoch nicht bei Needham, dessen Arbeiten wir unten erwähnen werden. Diese vorwaltende Neigung, die Infusionsthiere fast nur als Spielball für die Zeugungstheorieen zu betrachten, scheint auch den Grund zu enthalten, weshalb das Werk von O. F. Müller (*animalcula infusoria*) worin 378 Arten von Infusorien ihrer Form und Organisation nach beschrieben und abgebildet wurden, das Interesse für das selbstständige Studium dieser Thiere, was nur durch die mögliche Vergleichung mit den Müllerschen Abbildungen so sehr erleichtert war, nicht mehr rege machen konnte; als dafs die Copieen dieser Figuren unverändert in andere naturhistorische Werke übergingen, so dafs man sie unter anderen in der *Encyclopédie methodique* sämmtlich wiederfindet.

Erst in der neuesten Zeit, angeregt durch die glücklichen systematischen Arbeiten von P. v. Schrank (der noch 68 neue Arten beschrieb, so dafs man im Ganzen 456 hatte) fanden die Infusorien an Nitzsch und v. Baer sorgfältige Bearbeiter ihrer Organisation, so wie sich in Frankreich Dutrochet und Borg St. Vincent für diesen Gegenstand interessirten. Man ging nun vergleichend mit den äufsern Formen in die Erforschung der Organisation und Fortpflanzung dieser Thiere ein und bemühte sich so ihre concrete Existenz zur Erkenntnifs zu bringen. Die Fortschritte, welche auf diese Weise unsere Kenntnifs dieser Thiere gemacht, wollen wir mit dem Inhalt der obengenannten Schriften anzudeuten versuchen.

Dem geehrten Hrn. Verf. von No. 1. und 2. wurde bei seiner mit Hemprich unternommenen Reise nach Afrika und Arabien unter anderen auch die Aufgabe der Beobachtungen über die geographische Verbreitung der Infusionsthiere gestellt, mit besonderer Rücksicht darauf, ob mit der Verschiedenheit der höheren Organismen auch eine Verschiedenheit der Infusorien in den verschiedenen Klimaten eintrete, oder ob diese in allen Welttheilen dieselben sind. Der Verf. machte es sich also zur besonderen Angelegenheit, den Gegenstand an Ort und Stelle auf seinen Reisen zu untersuchen und die angefangenen Arbeiten nach seiner Rückkehr in Berlin fortzusetzen. Jene Fragen beschäftigten denselben auch mit Beobachtungen über denselben Gegenstand während seiner Reise in Asien nach dem Ural und dem Altai bis zum Kaspischen Meere, in Begleitung Sr. Excell. des Hrn. Bar. Al. v. Humboldt.

Der Verf. giebt nun in den genannten Abhandlungen die Gesammtresultate seiner Arbeiten über die Infusorien, die sich in die zwei Abtheilungen: „über geographische Verbreitung" und „über Organisation und Systematik der Infusorien" unterscheiden. Wir theilen zunächst die Hauptpunkte des Inhalts derselben übersichtlich mit. Es beobachtete der Verf. an 11 Beobachtungspunkten (Adriat. Meer bei Cattaro, Mittell. Meer bei Alexandrien, Oase des Jup. Ammon bei Siwa, Bulak bei Cahira in Aegypten, Sues am rothen Meere, Wadi Esle im Sinaigebirge, Suckot in Nubien, Insel Argo in Dar Dongala in Nubien, Festung Kaar Dongola und Insel Massaua im rothen Meere bei Abessinien) 57 Infusorien-Arten, von denen 10 bekannte und vier neue Arten Europäisch und vom Verf., schon in Berlin und Leipzig vorher beobachtet waren. Unter diesen befinden sich der Kleisteraal (*Anguillula fluviatilis*), das gem. Räderthier (*Rotifer vulg. Schr.*), das Glokkenthierchen (*Vorticella convallaria Müller*), das gem. Pantoffelthierchen (*Colpoda cucullus Müll.*), welches letztere Thier die gröfste geogr. Verbreitung auch in Asien hat (p. 77.), u. a. Aufserdem 8 wahrscheinlich Europäische Formen, die vom Verf. nicht genügend beobachtet werden konnten, so dafs im Ganzen 22 oder ungefähr $\frac{1}{3}$ des Ganzen als Europäisch bezeichnet werden konnte. Dagegen aber erschienen die übrigen 35 Arten ($\frac{2}{3}$ des Ganzen) als Afrikanische besondere Formen, von denen jedoch nur 7 Arten eben so vielen neuen Afrikanischen Gattungen angehören.

In Europ. Rufsland und Sibirien an 22 verschiedenen Orten wurden vom Verf. 113 selbstständige Arten (31 in Europ. Rufsland und 82 in Asien) beobachtet, die 51 verschiedenen Gattungen angehören. Diese wissenschaftlich bestimmten Beobachtungen sind um so dankenswerther als frühere Beobachter, die der Verbreitung der Infusorien ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatten und in tropischen Gegenden nur dieselben Europäischen Infusorien-Arten wiedererkannt zu haben glaubten, die systematisch bestimmten Artennamen der Thiere nicht weiter angegeben hatten, mit Ausnahme von Eysenhardt, der ein in der Nähe der Brasilianischen Küste von Chamisso beobachtetes, das Meer grün färbendes Infusionsthier, unter dem bestimmten Namen *Paramaecium oceanicum* beschrieben hatte. Die Untersuchungen über Organisation der Infusionsthiere, wurden vom Verf. erst nach seiner Rückkunft aus Afrika in Berlin mit Mühe und Ausdauer begonnen und fortgesetzt und auf die Resultate derselben gründete der Verf. denn seine Eintheilung, die in dem ersten der genannten Hefte nur in Umrissen, in letzterem aber weiter ausgeführt, mitgetheilt wird.

In Betreff der Organisation der Infusorien gelangt der Verf. zu zwei Hauptresultaten, die auch vor allen hervorgehoben werden: erstens nämlich, dafs alle Infusorien wahrscheinlich hoch organisirte Thiere mit Magen- und Darmkanal, viele sogar mit einem deutlich zu unterscheidenden Muskel- und Nervensystem wie die höheren Thiere versehen sind; zweitens, dafs viele Infusorien, von denen man dies früher nicht geglaubt, sich durch Eier oder lebendige Junge fortpflanzen und deshalb die freiwillige Erzeugung (Urzeugung) höchst un-

wahrscheinlich und ganz verwerflich, dagegen das: *omne vivum ex ovo* auch auf alle Infusorien auszudehnen sei.

Wie schwierig es ist, diese Punkte auf dem Wege der Beobachtung vollständig aufzuklären, kann ein einfacher Blick auf die Geschichte der desfalsigen Bemühungen der gröfsten früheren Beobachter zeigen, die mit gleichen redlichen Anstrengungen ihren Gegenstand zu ergründen, doch zu den entgegengesetzten Meinungen gelangten. Die gleich ernstlichen Bemühungen des Vfs. und der grofse Fleifs in der Darstellung der Einzelnheiten werden immer dankbar anerkannt werden, selbst in dem Fall, dafs sie bei der lebendigeren Theilnahme, die die Beschäftigung mit der Infusorienwelt, in der neueren Zeit von mehreren Seiten gewonnen hat, auch nur dazu dienen sollten, denselben Widerstreit der Meinungen von Neuem, aber auf höherer Stufe entwickelt, hervorzurufen. Das Interesse, was Ref. seit einer Reihe von Jahren an dem Gegenstande genommen, ist gleich lebhaft auch für das vorliegende Werk und jenen hierbei in Kurzem zu besprechen, dürfte um so mehr Veranlassung sein, als der Hr. Verf. mit Wahrheitsliebe sagt, dafs er abweichende Meinungen sachverständiger Forscher über die Deutung der Organe, welche von ihm zur Anschauung gebracht worden, nicht nur nicht scheue, sondern sofern sie sich auf nüchterne Gründe stützen, angelegentlich wünsche.

Zur näheren Betrachtung und Untersuchung der inneren Organisation der Infusorien, führten den Verf. zuvörderst Versuche über die Färbung der inneren Organe durch farbige, dem Wasser beigemischte Nahrungsstoffe, wodurch der Verf. zu erkennen glaubte, dafs alle Infusorien mit Magen und mehrere mit sehr vielen Magen, ferner mit Mund- und Afteröffnung versehen seien. Den Gedanken den Infusionsthierchen gefärbte Nahrung zu geben und die Entdeckung, dafs viele derselben ihre inneren Organe auf diese Weise wirklich färben, scheint Hr. Prof. Ehrenberg seiner Erzählung gemäfs (*I. p.* 42.) gehabt zu haben, ohne zu wissen, ob schon früher jemand dergleichen Versuche gemacht habe und ohne den Erfolg zu kennen. Denn es mifslangen ihm seine früheren Versuche der Art, indem er nur metallische, erdige oder gekochte Farben anderer Art wählte, wodurch die Thiere getödtet wurden, und erst in späterer Zeit fiel demselben ein, dafs dergleichen Versuche mit Karmin und Indigo, wie der Erfolg auch richtig zeigte, besser gelingen würden. Hierbei ist Ref. jedoch wundernam aufgefallen, dafs der Verf. nichts destoweniger die von Gleichen (Abhandlung über die Infusions- und Samenthierchen und über die Ernährung u. s. w. p. 140. u. f. von den fressenden Infusionsthierchen) schon im Jahr 1778 beschriebenen und *Tab. XXIII. b.* u. *Tab. XXVIII.* in vielen Formen mit Colorit abgebildeten, sehr glücklichen Versuche über die Färbung der inneren Organe der Infusorien mit Karmin wohl gekannt haben sollte, indem er doch (das.) berichtet, dafs zwar in früherer Zeit gleich Trembley's Versuchen mit Färbung der Armpolypen auch mit den Infusorien ein Färbeversuch von Gleichen gemacht sei, der aber mehr ein Scherz und ohne Erfolg für die Kenntnifs der Struktur geblieben sei. Vielleicht ist es dieser Aeufserung nach möglich, dafs der Verf. die Abbildungen und Beschreibungen, so wie die ausführlichen Urtheile von Gleichen über diesen Gegenstand nicht aus der Quelle, die freilich doch wieder leicht zu finden gewesen wäre, gekannt hat, weil derselbe sonst über die Bedenklichkeiten, die Gleichen in Betreff der Deutung der gefärbten inneren Organe macht, unmöglich stillschweigend hätte hinweggehen können, indem es Ref. scheint, als ob die hierbei von Gleichen schon zur Kenntnifs gebrachten Erscheinungen zum Theil von der Art sind, dafs sie sich mit des Verfs. unbedingter Annahme über die Deutung dieser inneren Organe nicht gut vereinigen lassen. Wir wollen kurz Gleichen's Versuche (denn es ist nicht ein Versuch, sondern eine ganze Reihe von Versuchen, von denen derselbe sagt, dafs er sie über vier Wochen täglich fortgesetzt und dafs ihm keine Beobachtung so viel Zeit und Geduld gekostet habe a. a. O. p. 141.) und seine Ansichten darüber darstellen, um sie besser mit den Ehrenbergschen vergleichen zu können. Gleichen sah gleich am andern Tage, nachdem er mehrere Infusionsthierchen (den etwas undeutlichen Abbildungen nach zu urtheilen: *Vorticella convallaria, Colpoda cucullus, Paramaecium Aurelia*) in Karminwasser gesetzt hatte, im Inneren eine Anzahl von dem eingenommenen Karmine rothgefärbter Kügelchen oder Bläschen, die oft sehr zusammengedrängt, oft abgesondert und dann von einem hellen Ringe wie Froscheier umgeben erschienen. Was aber diese Kügelchen, die sich nicht bei allen Infusionsthieren färben, sondern bei sehr vielen, die in derselben Farbensolution liegen, als ungefärbte Blasen, wie immer erscheinen, seien, sei eine nicht so leicht zu ent-

scheidende Frage. Da nach Gleichen die Fortpflanzung und die Ernährung oder, wie er sich ausdrückt, die Fressbegierde und der Gebärungstrieb dieser Thiere die Haupterscheinungen in ihrer Lebensthätigkeit seien, so sagt er, dafs jene gefärbten Bläschen entweder Eier oder Exkremente des Thieres sein könnten. Nach langen Bemühungen hatte Gleichen nämlich die wirkliche Ausleerung dieser gefärbten Kugeln beobachtet, was auch in den Abbildungen dargestellt ist, und er richtete seine Aufmerksamkeit auf ihre weiteren Veränderungen nach der Ausleerung, um zu entscheiden, ob es vielleicht Eier wären, aus denen sich Junge entwickeln würden. Dieſs geschah indessen nicht und somit möchten die ausgeleerten Kugeln wohl Exkremente sein, wogegen sich aber auch viel erinnern liefse. Der Vf. ist nun unbedingt der Ansicht, dafs die ausgeleerten gefärbten Kugeln nichts als Exkremente und dafs die Bläschen, in denen sie im Thier erscheinen, als ebensoviele Magen des Thieres betrachtet werden müfsten. Hr. Prof. E. glaubt weiter beobachtet zu haben, dafs diese oft sehr zahlreichen Magen durch feine Schläuche, die nicht immer sichtbar sind, entweder mit einem auf verschiedene Art gewundenen Darm, oder unmittelbar mit einer gemeinschaftlichen Mundöffnung zusammenhängen. Von diesem Zusammenhange nun hatte Gleichen nichts beobachtet, und auch nicht die Ansicht geäufsert, dafs man die Blasen, worin die entleerten gefärbten Kugeln enthalten wären, als viele Magen betrachten könne. Ref. im reinen Interesse für diese schwierige Sache hat die Gleichenschen Versuche ebenfalls sehr oft wiederholt und die angegebenen Erscheinungen immer leicht bestätigt gefunden, aber obgleich er sich zu den Beobachtungen der vollendetesten Mikroskope, die man jetzt hat, der Frauenheferschen nach den neuesten Verbesserungen, bedient hat, so gesteht er, dafs er über den Zusammenhang dieser vielen Blasen wie ihn E. beschreibt, obgleich er nur undeutliche Streifen zwischen den gefärbten Blasen bei Cyclidium-Arten, nicht aber ihren Zusammenhang mit den Blasen erkennen konnte, durchaus zweifelhaft geblieben ist, indem er mit wahrer Deutlichkeit selbst bei den stärksten und reinsten Vergröfserungen nicht von ihm erkannt worden ist. Dieses negative Resultat soll aber gar nicht gegen die wirklich mögliche Existenz eines Zusammenhanges der Bläschen angeführt sein; aber es zeigen sich andere Erscheinungen, die sich mit der Ehrenbergschen Vorstellung, dafs jene Bläschen, wahre Magen seien, die durch feine Schläuche mit einem Darm zusammenhängen, schwer verbinden lassen. Gleichen beobachtete schon und stellte es sogar in den Abbildungen (*Tab. XXIII. c.* u. *d.*) dar, dafs die ausgeleerten Bläschen bei *Colpoda cucullus* nicht immer an einer und derselben Stelle des Körpers, sondern fast an allen Theilen des Umfanges hinten und zur Seite zum Vorschein kommen, und in der That ist dies eine Erscheinung, die ich bei *Paramaecium Aurelia*, *Cyclidium glaucoma*, *Trichona carnium* u. a. ebenfalls mehrere Male beobachtet habe. Nach E's. Ansicht würden nun aber jene farbigen Exkremente immer an einer und derselben Stelle (meistens am hinteren Ende des Thiers) die als der After bezeichnet wird, ausgeleert, was aber mit jenen Beobachtungen ganz unverträglich ist. Ebenso ist noch folgender Umstand zu berücksichtigen. Gleichen beobachtete die ausgeleerten farbigen Theile immer nur in derselben Kugelgestalt, wie sie sich im Thiere selbst zeigen, und nie als eine fadenförmige oder unregelmäfsige Masse, wie es meistens bei dem Verf. dargestellt ist. Auch Ref. hat die ausgeleerten Theile immer nur in der Kugelgestalt, wie Gleichen, gesehen und mufs die Beobachtungen desselben für durchaus naturgetreu erklären. Dieser Umstand ist von Wichtigkeit für die Deutung der Bläschen im Inneren, besonders in Verbindung mit der vorhin angegebenen Erscheinung von der Verschiedenheit der Entleerungsstellen. Nach der Vorstellung des Verfs. müfsten nämlich die ausgeleerten Farbestoffe aus den runden Blasen im Inneren zuerst durch die feinen Verbindungsschläuche in den Darm zurückgehen und von hier aus durch den After zum Vorschein kommen. Nun sind aber diese Verbindungsschläuche, wie sie der Verf. in seinen Abbildungen darstellt, so dünn, dafs es unmöglich ist, dafs ohne starke Erweiterungen die gefärbten Kugeln in den Blasen ohne Veränderung ihrer Form auf diesem Wege entleert werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 62.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

1. *Organisation, Systematik und geographisches Verhältniſs der Infusionsthierchen u. s. w. Von C. G. Ehrenberg.*
2. *Zur Erkenntniſs der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes u. s. w. Von C. G. Ehrenberg.*
3. *Mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere, von Alexander v. Nordmann.*

(Fortsetzung.)

Dergleichen Erweiterungen erwähnt nun der Verf. nicht beobachtet zu haben und in der That müſste, wenn wirklich die auszuleerenden Stoffe jenen Gang nähmen, bei der groſsen Durchsichtigkeit des Inneren der Thiere, der ganze Verlauf dieser Ausleerungen von den Blasen in die Verbindungskanäle durch den Darm bis zum After augenscheinlich zu beobachten sein. Dagegen aber sah schon Gleichen, was jeder Unbefangene leicht ebenfalls sehen kann, daſs die ausgeleerten Massen immer in Form von Kugeln oder runden Ballen ganz in der Gestalt wie sie im Innern liegen und zwar plötzlich und unmittelbar an der Oberfläche des Thiers aus den Blasen im Innern an denselben Stellen der Hautoberfläche, wo die Blasen sichtbar sind, zum Vorschein kommen, ohne daſs sie erst den weiten Weg durch die Verbindungsstellen und den vorgestellten Darmkanal zu machen scheinen. Diese Erscheinung des unmittelbaren Austretens der Kugeln an ganz verschiedenen Stellen der Oberfläche des Thiers, sind der Vorstellung eines Darms mit constanter After- und Mundöffnung durchaus nicht entsprechend und es scheint uns vor allen Dingen nöthig, diese Widersprüche zuvor aufzulösen, ehe man über die Natur dieser Blasen mit Sicherheit urtheilen kann. Der Analogie mit den Räderthieren nach, die in ihren deutlich erkennbaren Darmkanal ebenfalls jene Farbestoffe aufnehmen, sollte man allerdings glauben, daſs auch diese mit Farbe gefüllten Blasen zum Darmkanal gehörige Organe seien. Indessen ist es auch nicht unmöglich, daſs eben so wie bei den verschiedenen Pflanzenklassen, gemäſs ihrer verschiedenen inneren Organisation, die Farbestoffe von Organen, die eine ganz verschiedene Bedeutung haben, aufgenommen werden, derselbe Fall auch bei den verschiedenen Thieren stattfinden kann und dieser Punkt scheint uns also noch sehr der Auflösung zu bedürfen, so daſs es sehr gewagt und immer nur hypothetisch sein kann, gegen die erwähnten Widersprüche bloſs nach Analogie der Räderthiere, jene gefärbten Blasen nur entschieden für ebensoviele Magen zu erklären. Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch einer Beobachtung erwähnen, die uns ein Freund, welcher sich mit Untersuchungen über die innere Organisation und die natürlichen Verwandtschaften der Infusorien schon seit einer langen Reihe von Jahren beschäftigt, und dessen systematischer Arbeiten wir weiter unten gedenken werden, Hr. Dr. Leo vor kurzem mittheilte, und welche wir bei wiederholter Beobachtung sehr leicht bestätigt fanden. Jene Blasen nämlich, die sich mit gefärbten Stoffen anfüllen, sieht man bei *Paramaecium Aurelia*, *Colpoda cucullus*, *Cyclidium glaucoma* u. a. sich abwechselnd öffnen und schlieſsen, oder vielmehr bis zum scheinbar gänzlichen Verschwinden zusammenziehen und dann wieder stark ausdehnen. Diese Erscheinung zeigt sich abwechselnd an den verschiedenen Blasen desselben Thiers und Hr. Dr. Leo beobachtete, daſs während der Contraktion aus einer solchen Blase die darin kugelförmig zusammengeballte, gefärbte Masse unmittelbar an derselben Hautstelle ausgeleert wurde, so daſs hierdurch die Gleichensche Beobachtung über die verschiedenen Ausleerungsstellen vollkommen bestätigt wird. Auch scheint Gleichen selbst diese Erscheinung der abwechselnden Contraktion und Expansion ebenfalls beobach-

tet zu haben, denn er sagt a. a. O. p. 141.): „Auch unter der Haut des Thiers bewegen sie sich (die Blasen nämlich) nur unmerklich und sehr langsam; doch sah ich sie einmal in beiden Theilen eines getheilten Thiers gleich nach der Trennung derselben sehr schnell herumrollen". Bei einer vom Stiel getrennten *Vorticella convallaria* beobachtete Gleichen eine mit rother Farbe gefüllte Blase ganz abgesondert von den übrigen an dem Ende des Stiels, von wo aus es schwerlich mit den übrigen Verbindung haben konnte. Diesemnach konnte man Gründe haben, jene Blasen vielleicht als Organe zu betrachten, die überall unter der Haut, wo sie liegen, sich nach Aufsen münden und die Funktionen der Respiration (als Athem- oder Keimblasen) mit der der Digestion in sich vereinigen, indem sie sich durch das alternirende Aufnehmen und Entleeren von Flüssigkeiten der Form des Respirationsprocesses nähern. Wir sehen dies nicht als entschieden an, doch scheint es mehr Wahrscheinliches, als die Vorstellung, dafs es Magen sind, für sich zu haben. Wir können diesen Gegenstand, soviel interessante Seiten er auch noch darbietet, hier nicht weiter verfolgen und bemerken nur, dafs der Verf. durch die gröfsere Zahl der Beobachtungen über die Ernährung der Infusorien in gefärbten Flüssigkeiten und durch die genaue Bestimmung der Gattungen und Arten, mit denen er seine Beobachtungen angestellt hat, unserer Kenntnifs dieser Phänomene einen bedeutenden Umfang gegeben hat, welches immer dankbar anzuerkennen ist, wie sich die angedeuteten Widersprüche auch auflösen mögen.

Bei den Räderthieren beschreibt der Hr. Verf. aufser den Ernährungsorganen auch ein Muskelsystem, Gefäfssystem und ein Nervensystem. Das Muskelsystem glaubte der Verf. bei *Hydatina senta* (*Vorticella Müll.*) in den feinen parallelen Streifen zu erkennen, die während der Contraktionen der einzelnen Theile bei der Bewegung des Thiers sich oft sehr deutlich zeigen. Es ist von Wichtigkeit, dafs man durch den Verf. die bestimmte Richtung, welche diese gestreiften Bänder, wahrscheinlich constant, nehmen, kennen gelernt; allein mit dem Namen der Muskeln im Sinne der höheren Thiere, wird man sie nicht belegen dürfen. Das wesentliche Kennzeichen dieser ist nämlich, dafs sie aus abgesonderten cylindrischen Fäden bestehen, die sich bei der Contraktion absatzweise knieförmig beugen, um dadurch die Verkürzung zu bewirken. Dieses Kennzeichen hat aber weder der Verf. bei den von ihm sogenannten Muskeln der *Hydatina senta* gefunden, noch ist es von Anderen beobachtet. Jene bandartigen Streifen erscheinen vielmehr ganz gerade, ohne alle Beugung während der Contraktion und treten sogar nur bei der Contraktion deutlich sichtbar hervor, so dafs sie wohl nur als Hautfalten von bestimmter Richtung, wie sie sich auch bei anderen Thieren ohne Muskeln während der Bewegung zeigen, zu betrachten sein möchten. Das Gefäfssystem glaubt der Verfasser in den doppelten Querlinien zu finden, welche die *Hydatina senta* in mehrere Glieder zu theilen scheinen. Diese Querlinien sind in der Mitte durch einen Längestreifen verbunden, den der Verf. für ein Rückengefäfs hält. Eine Blutbewegung ist darin nicht beobachtet und die Gründe, welche den Verf. bestimmten, diese Streifen für Gefäfse auszugeben, sind nur, dafs sie einen Gefäfsdurchmesser haben und keine Muskeln wegen ihrer Feinheit sein können. Da sich nun aber bekanntlich bei der Bildung des Gefäfssystems das allgemeine Gesetz darstellt, dafs überall zuerst eine Blutbewegung beginnt, bevor Gefäfse sichtbar werden und dafs diese überall sich erst um den Blutstrom weiter ausbilden, während sonst nirgends das Umgekehrte sich zeigt; so scheint es gegen alle Analogie in diesem Fall die genannten Queer- und Längestreifen für ein Gefäfssystem ohne Blutbewegung blofs aus dem angeführten negativen Grunde ansehen zu wollen. Fernere Beobachtungen werden also wohl noch entscheiden müssen, was es mit diesen Streifen, die Ref. jedoch nie als bleibend, sondern vorzüglich auch nur bei den Bewegungen hervortretend erscheinen, für eine Bewandtnifs hat und ob es nicht blofse Gränzen angedeuteter Körperringe, wie bei den Würmern sind, wo man dergleichen bei den durchsichtigen ebenfalls in derselben Art sieht. Aber allerdings wäre es von grofsem Interesse, wenn man, hierdurch aufmerksam gemacht, eine pflanzenartige rein peripherische Blutbewegung in diesen Adern finden sollte, wie man dergleichen schon in mehreren andern Thieren der niedern Ordnungen kennt. Für ein Nervensystem hält der Verf. mehrere drüsenartige bräunliche Körper, die um den Schlundkopf zwischen den Räderorganen liegen und von denen nach mehreren Seiten Fäden ausgehen, die Nervensträngen höherer Thiere gleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXIX.

Su la pietosa morte di Giulia Cappellatti e Romeo Montecchi lettere critiche di Filippo Scolari; aggiuntovi un poemetto inedito in ottave rime di Teresa Albarelli Vordoni con altre poesie di vari autori su l'argomento medesimo. Livorno 1831. *VI. u.* 104 *S.* 8.

Giulietta e Romeo, novella storica di Luigi da Porto di Vicenza. Ediz. XVII, colle varianti fra le due primitive stampe venete; aggiuntavi la novella di Matteo Bandello su lo stesso argomento; il poemetto di Aizia Veronese, ed altre antiche poesie, col corredo d'illustrazioni storiche bibliografiche per cura di Alessandro Torri; e con sei tavoli in rame. Pisa 1831. *XX. u.* 204. *u. XLVIII S.* 8.

Im Glauben an eine mälig sich bildende Weltlitteratur, wie die Goethe prophezeite, sei es vergönnt, was uns von Zeit zu Zeit durch gewonnene Freunde in Italien zukommt, wie schon früher die beiden Uebersetzungen der Schillerschen Maria Stuart, in diesen Blättern anzuzeigen, indem sich daraus Stand, Abstand, Gegenseitigkeit und Einheit beider Litteraturen mehr und mehr ergeben wird. —

Bewohnern eines classischen, geschichtlich denkwürdigen Bodens kann es an sich so wenig verargt werden, sich mit dessen Eigen- und Einzelnheiten zu verständigen und ihrer gewifs und bewufst zu werden, dafs das Gegentheil vielmehr unnatürlich, oder ein Zeichen tadelnswürdiger Schlaffheit und Gleichgültigkeit sein würde. Wie sich nun dies Streben mit der Menge oder auch dem Gehalte des Stoffes begreiflich erweitern mufs, so läuft es freilich wohl auch Gefahr, wofern nicht andere, fernere Weltgegenstände und Verhältnisse, Geist und Gemüth anregen und erfrischen, einer gewissen Einseitigkeit zu verfallen, worin der Geist auch erschlafft und verkümmert, wie wir dies in Bezug auf Sitte als Kleinstädterei und Pedanterie sich kundgeben sehen. Dafs dies alles von Italien gelte, wird auch der begeistertste Bewunderer und Freund dieses Landes und seiner Bewohner nicht läugnen können, wenn er in dem allgemeinen litterarischen Treiben des letzten Jahrhunderts zumal, bevor es noch durch die Foscoli, Pindemonti, Monti, Perticari, Manzoni u. a. eine günstigere, freiere Wendung nahm, die Menge von örtlichen Gelegenheitsschriftchen und Abhandlungen erwägt; wie denn sogar Vermählungen, Geburts- und Tauftage mit dergleichen antiquarischen Abhandlungen zu Gedichten, oder umgekehrt gefeiert zu werden pflegen. Man kann dergleichen Anlässe sowohl als deren Ansichten und Behandlung als sehr menschlich und unschuldig in Ehren halten und gelten lassen, ohne sich doch auch hinwiederum der Sünde zu befürchten, wenn man etwa dem Wunsche nachhangen müfste, dafs doch auch hierin Mafs gehalten und die auf das Menschliche neidischen Gewalten nicht gereizt oder beschworen werden möchten, die gerade dort sich nicht unbezeugt gelassen haben. Denn am Ende geht doch dieser Wunsch eben aus der Erwägung hervor, wie ja dies ursprünglich und von Natur gewifs so reich begabte Volk würdig und fähig wäre, höhere Zwecke anzustreben, und durch umfassendere, erweiterte Bildung sich mit den übrigen Brudervölkern Europas näher zu befreunden und in's Gleichgewicht zu setzen. Sollte aber doch dieser Wunsch aus dem Herzen eines Deutschen diesem oder jenem Befangenen als in gemüthlicher Befangenheit störend, aus einer gewissen vermeinten Unschuld und Naivetät herausreissend, in Ueberschwänklichkeit und voreiliger Hast zeitigend, hiermit aber verletzend erscheinen, so möge einen solchen das eben so freudig abgelegte Geständnifs versöhnen, dafs der Wünschende allerdings auch dort schon die Elemente einer neuen Bildungsperiode sich regen und gähren sieht, und dafs diese gewünschte Periode im Grunde schon vorbildlich durch Dantes Leben und Lehre, durch Giordano Bruno, Giambattista Vico, mithin die Edelsten und Besten, mehr oder minder bewufst, auf nähern oder fernern Wegen angestrebt worden. Gegen diejenigen dagegen, welche die freilich noch nicht überstandene, weit tiefer in der südlichen, nach Aussen gehenden Natur begründete Weitläufigkeit, wie die Anhänglichkeit an eine gewisse Patentpoesie, und etwa die staatische Inferiorität höhnend zum Erweis anführen wollten, dafs dies wohl nur fromme leichtblütige Wünsche seien, diene als Schild der von der Weltgeschichte gerechtfertigte Glaube, dafs Ein zur rechten Zeit, als ihre Culmination und Erfüllung einer ihrer Ideen, unausbleiblich erscheinender Genius auf einmal soviel wirkt und gestaltet, als die Zeit eben vermag und fordert; worin man denn wohlverstanden seine weltgeschichtliche Vorausbestimmung erkennen wird, bewege er sich nun denkend und erkennend, oder bildend und darstellend. Darum finden auch die scheinbar ihm und seiner Wirksamkeit widerstrebenden gleichzeitigen Momente ihre Beziehung, Ergänzung und Wahrheit in ihm als seine Diener und Werkzeuge. Ein freundliches und willkommenes Zeichen dieser An- und Aussichten ist unstreitig der zuletzt eröffnete lebhaftere Verkehr auch mit unserer Deutschen Litteratur, die wir mit Begeisterung und bescheidener Anerkennung aufgenommen, wenn auch zuweilen vielleicht sogar überschätzt sehen, indem auch in ihr Manches aus der Ferne und in der Menge dem erst sich heranbildenden Blicke und Aneignungsstreben sich anders darstellt.

Dürfen wir aber, um den Vordergrund der Gegenwart zu beschauen, den in sie hineinleuchtenden Hintergrund von Aussichten und Hoffnungen einstweilen verlassen und vorzüglich die Localfarben dieser Gegenwart und ihre Einzelheiten näher betrachten, so mögen uns unsere neugewonnenen Freunde gebührendermafsen die Deutsche Achtung vorgeben, wie wir ihnen ihre Italienische, was wir also aus dieser heraus sagen, nicht als scheelsüchtige Splitterrichterei, oder unberufene Bevormundung, sondern als Wunsch und Streben einer tiefern gegenseitigen Durchdringung und Aneignung ansehen. Und so wollen wir denn in den beiden obgenannten Schriften über einen und denselben Gegenstand zuvörderst das Volks- und Vaterlandsinteresse freudig anerkennen, welches als das festeste sich durchschlingende Band dies Jahrhunderte lang durch so viele andere unglückliche innere Verhältnisse und Bedingungen zerrissene Volk dennoch zusammenhält, und uns Deutschen zumal wohl zu wünschen wäre, die wir, ob aus Bescheidenheit, oder Gleichgültigkeit, oder endlich aus gemüthlicher, sich allseitig zu ergänzen strebender Hingebung an das Fremde, uns gar zu oft selbst vergessen, auf die Gefahr selbst, unsere Eigenthümlichkeit aufzugeben. Sodann wollen wir auch den mit jener Vaterlandsliebe verwandten Fleifs gebührend rühmen, welcher in den vorliegenden Schriften z. B. alles auf ihren Gegenstand Bezügliche mit liebender, ja behaglicher Genauigkeit gesammelt hat, um ihn von allen Seiten her zu beleuchten. Wenn wir nun ferner die geschichtliche Thatsächlichkeit im Hauptlichte und als herrschenden Ton hervorgehoben sehen, so wollen wir uns abermals gern der südlichen Natur und ihrer Rechte erinnern, welche wohl das in der Einbildungskraft und dem Begriffe Versenkte aus ihnen hervorzuheben und vor die sinnliche lebendige Anschauung herauszustellen liebt, damit aber zugleich eine naive und gläubige Tüchtigkeit bekundet, welche auf concrete Geschlossenheit dringt und lieber entweder auf das Lob gefährlichen kritischen Scharfsinns und Zweifels verzichtet, oder doch diese Kraft mehr zum Aufbauen und Bejahen, als zum Niederreissen und Verneinen verwendet. Denn freilich haben wir selbst wohl nicht immer diese Klippe besonnen und glücklich umschifft, wie, um nur Einiges anzuführen, die Zweifel an kanonischer Aechtheit mancher neutestamentlichen Schriften, an Homer als Einem, oder an mancher Einzelheit seiner Epopöen, an der Aechtheit einer Madonna del

Sisto, eines Mozartschen Requiems u. dgl. beweisen. Wenn wir aber darin zugleich, wofern es nur nicht eitel Unbesonnenheit und Uebermuth, oder frevenlicher Muthwille ist, nur Durchgangspuncte zur Wahrheit anzuerkennen gezwungen sind, so dürfen wir doch eben dárum den Muth zu zweifeln nicht ohne weiteres aufgeben und schelten. Wir gestehen also unumwunden, dafs wir die als Hauptsache behandelte Frage über die geschichtliche Wirklichkeit und Thatsächlichkeit oder in sinnlicher Wahrnehmung und Erfahrung vorhanden gewesene unmittelbare Erscheinung der unglücklichen Liebe Juliens und Romeos deshalb auch durch die beiden achtbaren Ital. Gelehrten nicht für erledigt und genüglich beantwortet erachten, weil ihr Begriff nicht streng festgehalten, sondern im Verlauf der Erörterung die Wirklichkeit mit der Möglichkeit und Denkbarkeit der Vorfälle nicht mit einander und mit sich selbst in Eins zusammengeschlossen, sondern nur vertauscht und untereinander geworfen, dem zufolge aber statt der hier einzig triftigen legalen Beweise der Unmittelbarkeit nur moralische Gründe gegeben werden, womit aber das Dasein oder Dagewesensein nicht bewiesen, sondern nur versichert oder vorausgesetzt wird. Dies fühlte auch Scolari am Ende der *Lettere critiche* selbst und konnte darum nur den Trumpf darauf setzen: *Chi avesse per il capo questa fantasia (?!), tralasci subito di credere a tutte le meraviglie (?!) della storia greca e romana. Bastano elleno invece, come bastar devono, per chi usar voglia di umana ragione, la forza e l'evidenza delle prove morali?* Man müfste hierauf antworten: für sich und getrennt die einen so wenig, als die andern, wenn es die unmittelbare Wirklichkeit gilt, wie hier. Ueber diese konnten doch einzig und allein die aus dem Veronischen Archive vorgelegten und als ächte und unverfälschte erwiesenen, von Mitlebenden niedergelegten Chroniken entscheiden, welche der einzige, weit spätere, nicht durchaus für kritisch umsichtig anerkannte Dalla Corte fleifsig eingesehen zu haben behauptet. Denn alles Uebrige, wie das von ihm angeführte, ebenfalls weit spätere Zeugnifs seines Oheims, Gerardo Boldiero, dafs, wie er von *Hörensagen* wisse, der Brunnentrog im Franciscanerinnenwaisenhause der (wie schnell doch gefertigte?) Sarg Juliens, und nachher beider Liebenden gewesen; Scolaris Muthmafsung, dafs die zwei Oeffnungen darin Luftlöcher für die scheintodte Julie gewesen, da sie doch eben so gut, und an diesen Stellen noch eher Abzugslöcher einer so schwer beweglichen und darum doch anderswie mühsamer zu entleerenden und zu reinigenden Steinmasse sein konnten, deren Vorstecker leichter noch verloren gehen konnten, als der ohne die mindeste Spur verschwundene, gewifs nicht unnöthige und überflüssige Deckel; die Deutung des Danteschen Verses (Purg. VI.) *Vieni a veder Montecchi e Cappelletti*, als habe D. damit die hinlänglich bekannte, eben noch als erst vorgefallenes Ereignifs in frischem Gedächtnifs aufbewahrt, im Fluge berührt, und rufe nun den Kaiser an, das Grab der Liebenden zu sehen (fürwahr eine starke Metonymie!) wie der allenthalben herbeiströmende Hellhaufe von Neugierigen, möchten doch wohl einem besonnenen Zweifel nicht stehen können. Wozu dann aber die ganze weitläufige, wenn auch noch so scharfsinnige und witzige Untersuchung, die vielmehr den fraglichen Chroniken angedeihen mufste, und dann unstreitig kürzer, ja fruchtbarer gewesen wäre?

Verhält sich nun aber die Sache so, dafs sie als wirkliches, geschichtliches Ereignifs immer apokryphisch bleibt, wie Venturi, Todeschini, nicht etwa ohne alle Gründe, behaupten, und wird sie somit eine Thatsache, um welche Poesie und sogenannte Wirklichkeit oder Geschichte sich streiten, so ist nicht einzusehen, was doch der Wirklichkeit für Abbruch und Unehre widerfahre (vorausgesetzt vollends gar, dafs Poesie nur ihre Nachahmerin sei), wenn die Schöpfungen und Gestalten der Poesie mit denen der Wirklichkeit um Lebensfrische Gediegenheit und Priorität ringen und wetteifern? Diese Frage zwar wird ein Deutscher entweder kaum aufwerfen, oder doch leicht auf wissenschaftlichem Wege beantworten. Einmal aber hier aufgeworfen, möge sie durch Hinweis auf die Behandlung desselben Gegenstandes von einem Deutschen beantwortet werden. Wir meinen Simrock in den mit Echtermeyer und Henschel herausgegebenen Quellen des Shakspeare in Novellen, Mährchen und Sagen, Th. III. S. 137 ff. Diesem nämlich war es lediglich um die Grundzüge, und die allmälige poetische Gestaltung des Stoffes im Laufe alter und neuer Zeit unter verschiedenen Völkern zu thun, welche er denn in Piramus und Thisbe, Hero und Leander, Tristan und Isolde und andern anerkennend nachwies. Da nun die Erscheinungswelt im Grunde der geistigen wurzelt und beide einander im Begriff durchdringen müssen, wofern nicht alles verdunsten oder erstarren soll, so ist es unläugbar ein weit anziehenderes Schauspiel, zu sehen, wie der menschliche Geist aus seiner Tiefe und Gesamtkraft, mehr oder minder vergliedert, lyrisch oder dramatisch, die Idee des Schönen als herrliche Liebesblüthe geschlechtlicher Gegenspiegelung und Durchleuchtung des Geistes, ihren erhabenen, nur zu baldigen Untergang an den strengen und feindlichen Weltmächten, als Rächerinnen des an die Welt verratheten Mysteriums göttlicher Einheit, durchspielt und veranschaulicht, als dagegen die leere Schmetterlingspuppe benennen, registriren und aufbewahren zu können.

Von diesem Standorte aus angesehen, können wir freilich, soweit es die Geschichtlichkeit gilt, beide Schriften nicht für verdienstlich, oder gelungen halten, da sie doch am Ende nur ein *Non liquet* zum Ergebnifs haben, und dasjenige, was in diesem Gegenstande Gemüth und Geist anspricht, damit nicht im Mindesten geschärft oder gestumpft wird. Hiermit jedoch wird, unseres Erachtens, dem forschenden und liebenden Sammlerfleifse der Ital. Gelehrten nichts von seinem Verdienst entzogen, welches in Vervollständigung und Abschlufs der Acten besteht. Zu dem Ende geben wir nun den Inhalt beider an. No. 1. nämlich enthält, aufser einer Vorrede des auch durch andere litterarische Arbeiten verdienten Pisaner Gelehrten, Alessandro Torri, die drei oberwähnten kritischen Briefe des Filippo Scolari; dann in zeitgeschichtlicher Folge mehrere Bearbeitungen des fraglichen Stoffes von Cesare Arici (1802); einige Scenen aus einem Drama von Michele Leoni (1820); Terze rime von Franc. Villardi (1820); den fünften Act einer Tragödie von Angelica Palli (1821); eine bezügliche Stelle aus An. Arici's Campo santo di Brescia (1822); eine Epistel von Tommaso Gargalio an Teresa Albarelli Vordoni (1825); eine Stelle aus einem Hochzeitgedicht von Pier Aless. Paravia für Adelaide Menghini (1826); endlich Den Pilger der Etsch im Heil. Lande in Octaven von Ter. Alb. Vordoni. — N. 2. hat aufser Widmung an eine Todte aus dem Geschlecht der Allighieri und einem mit Anmerkungen begleiteten Einleitungsbrief desselben Herausgebers, Aless. Torri, Vorrede, Lebensnachrichten über Luigi da Porto; dessen Novelle, mit fleifsig gesammelten Varianten und kritischen Anmerkungen; archivarische Kunde von den Veroner Geschlechtern Montecchi und Cappelletti; drei Fälle von verlängertem Schlaf oder Scheintod durch Arzneitränke; Matt. Bandello's Novelle mit Anmerkungen; hierhergehörige Auszüge aus der Geschichte Verona's; Clizia's Bearbeitung des Stoffes in vier Gesängen, in Octaven; Gedicht Ardeo's auf Clizia's Tod; Ausz. aus Ant. Gaza's catena istor. veronese; bibliogr. Verzeichnifs der Ausgg. der Portoschen Novelle; besonderes der Ausg. v. 1819.; Uebersetzungen der Nov. in andere Sprachen (wo zwei Deutsche fehlen); andere Bearbeitungen von Italienern und Ausländern; endlich eine Erklärung der 6 beigefügten Kupfer, welche 3 Scenen aus der Novelle, den angeblichen Sarg, den Grund- und Aufrifs eines den Liebenden zu setzenden Denkmals, und die Wapen der Monticoli und Cappelletti darstellen. Beide Schriften machen den Italienern durch Druck und Papier Ehre.

A. Wagner.

№ 63.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

1. *Organisation, Systematik und geographisches Verhältniſs der Infusionsthierchen u. s. w. Von C. G. Ehrenberg.*
2. *Zur Erkenntniſs der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes u. s. w. Von C. G. Ehrenberg.*
3. *Mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere von Alexander v. Nordmann.*

(Fortsetzung.)

Bei der Schwierigkeit von dergleichen Beobachtungen wird man es dem Verf. schon Dank wissen, daſs er auf alle diese verschiedenartigen Theile der inneren Organisation bei den Räderthieren, durch Beschreibung und Zeichnung der Formen aufmerksam gemacht, wenn auch die Deutung derselben noch nicht hinreichend begründet erscheinen sollte. Doch möchten wir dem Vf. nicht weiter folgen, wenn er von dergleichen schon hypothetischen Deutungen aus, nun nach solchen Analogieen auch bei denjenigen Infusorien, wo man einzelne schon von Müller bei vielen abgebildete Augenpunkte, ohne weitere innere Organisation daran unterscheiden zu können, bemerkt, überall ein partielles Nervensystem in diesen Augen voraussetzt. Hier geräth man unversehens in ein Gebiet bloſser Voraussetzungen und ist am Ende geneigt, dergleichen noch für wirklich faktische Erscheinung zu halten. Daſs viel Thiere ohne gesondertes Nervensystem fühlen und sogar die Empfindungen höherer Sinne z. B. des Lichts haben; ferner, daſs sie ohne Gefäſssystem wachsen, ohne Muskeln sich bewegen können u. s. w. ist eine augenscheinliche Thatsache, die durch die Erscheinung des identischen thierischen Keims, woraus sich alles später erst entwickelt, am vollkommensten bekräftigt wird, und es scheint daher die vom Verf. vorausgesetzte Nothwendigkeit, für die verschiedenen Funktionen auch immer schon gebildete Organe voraussetzen zu müssen, nicht vorhanden. Darum scheint uns auch der Verf. ein viel zu groſses Gewicht auf die schon von O. F. Müller beobachteten und von ihm für Augen gehaltenen, gewöhnlich rothen Punkte am Kopfe vieler Infusorien zu legen, da man nichts weiter von augenähnlicher innerer Organisation an ihnen erkennt, und diejenigen Infusorien, welche dergleichen nicht haben, ebenso gut wie die damit begabten, gleich als ob sie einen Gesichtssinn haben, sich benehmen. Obgleich der Hr. Verf. selbst beobachtet hat, daſs diese sogenannten Augen auch bei mehreren Räderthieren (*Melicerta ringens* und *Megalotrocha alba*) bei den aus dem Ei kommenden Jungen deutlich vorhanden sind, während sie bei den erwachsenen Thieren mit der stärkeren Entwickelung der Räderorgane verschwinden; so bildet der Vf. nichtsdestoweniger ein in allen seinen Charakteren mit *Vorticella senta Müll.* übereinstimmendes Thier im ersten Heft *T. VII. fig. III.* als eine verschiedene Gattung unter dem Namen *Philodina erithrophthalma* ab, weil es drei dergleichen rothe Augenpunkte zwischen den Radorganen hat, die bei dem ausgebildeten Thier der *Vorticella senta* mit hervortretenden Radorganen fehlen. Es scheint uns, daſs man hier sehr auf seiner Hut sein müsse um nicht dergleichen einzelner Merkmale willen eine und dieselbe Thierspecies oder wenigstens Species einer Gattung, als verschiedene Gattungen zu beschreiben.

Unter den Beobachtungen über die Organisation der Infusorien, besonders der Räderthiere die im zweiten Hefte mitgetheilt, sind diejenigen über die Kieferbildung und das Zahnsystem von groſsem Interesse. Früher hielten einige Naturforscher die, sich zuweilen andauernd alternirend bewegenden, Kiefer des gemeinen Räderthiers und der sog. Blumenpolypen für das Herz, weil diese Kiefer nämlich eine Strecke hinter dem rüsselartig verlängerten Kopf, woran die Räderorgane sitzen,

gelegen sind und etwas nach Innen zurückgezogen werden, indessen hatte bereits Schäffer (über Blumenpolypen p. 29.) im Jahr 1755 bei den Blumenpolypen durch überwiegende Gründe gezeigt, dafs dieses Organ eine beim Kauen thätige Kiefer und Zahnbildung sei, und auch mehrere neuere Naturforscher haben ihre Bedeutung richtig erkannt. Der Hr. Verf. macht nun aber über die Struktur dieser Kiefer und über ihre Bezahnung, jedoch ohne wieder der sorgfältigen Beobachtungen der Vorgänger zu erwähnen, eine Reihe schöner Einzelnheiten bekannt, woraus sich ergiebt, dafs bei einigen, jeder Kiefer aus einem Fortsatz, der sich an einen Muskel befestigt, und aus einem Vordertheil besteht, woran mehrere harte Zähne sitzen; bei andern aber sind die Kiefer steigbügelförmig und haben die Zähne auf der oberen Hälfte des fufstrittähnlichen Theils sitzen. Das erstere nennt der Verf. *Gymnogomphia*, das letztere *Desmogomphia* und wendet diese Unterschiede auf Classifikation an, die wir weiterhin sogleich anführen wollen.

Wir wünschen vorerst nur noch mit wenigen Worten das zweite Hauptresultat der Untersuchungen des Verfs. zu besprechen, nämlich die Annahme, dafs die Infusorien, weil sie sich grofsentheils durch Eier fortpflanzen, sich nicht durch Erzeugung bilden. Es ist merkwürdig, dafs der Verf. in Betreff dieses Gegenstandes noch weniger wie bei den Versuchen über die Fütterung der Infusorien mit gefärbten Sachen, auf diejenigen seiner Vorgänger, die den Gegenstand am gründlichsten behandelt haben, Rücksicht nimmt. In Betreff der Erscheinung der Ernährung geht der Verf. alle diejenigen seiner Vorgänger, welche die unwahrsten Ansichten von der Sache haben, durch, und sucht sie zu widerlegen; berührt aber, wie wir gezeigt haben, Gleichen so gut als gar nicht. Hier nun erscheint der Vf. in einem noch höheren Grade in demselben Verhältnifs zu Needham, dessen Name im ganzen Werk nicht einmal genannt ist, obgleich sich bei ihm schon die Auflösung der meisten Räthsel findet, die von vielen späteren unaufgelöst geblieben sind, welche unser Verf. anführt. Der Verf. glaubt nämlich, dafs es durchaus an direkten Beobachtungen über die Urzeugung fehle, und dafs frühere Beobachter ein plötzliches Entstehen der Infusorien aus den Urstoffen angenommen hätten, welche der Vf. nicht habe finden können; ferner dafs man, da sich eine sehr vervielfältigte Vermehrung durch Eier bei ihnen finde, der *Generatio aequivoca* zur Erklärung ihrer Entstehung nicht mehr bedürfe. So viel Refn. bekannt ist, hat jedoch kein Naturforscher behauptet, dafs die Entstehung der Infusorien durch *generatio aequivoca* eine plötzliche, gleichsam durch ein Wunder hervorgerufene sei, und er weifs nicht, wem die Widerlegung, dafs ein solches plötzliches Entstehen nicht vorhanden sei, gelten solle. Weiter hat ebenfalls Niemand aus dem blofsen Bedürfnifs, die Entstehung einer grofsen Menge von Infusorien erklären zu können, eine Urzeugung derselben aus dem Stegereife angenommen, im Gegentheil hat man den verschiedenen Fortpflanzungsarten derselben durch Theilung und durch Eier immer die besondere Aufmerksamkeit zugewendet, wie besonders Müller und Gleichen; sondern die Erscheinungen, welche auf die Annahme der Urzeugung führten, sind von ganz anderer Art und laufen im Wesentlichen darauf hinaus, dafs man auf eine unzweifelhafte Weise auch da Infusorien entstehen sieht, wo entweder gar keine Eier oder sonstige organische Keime von Infusorien vorhanden waren, oder wo die möglicher Weise vorhandenen Keime vorher völlig hätten zerstört werden müssen. Hierauf allein beziehen sich die Versuche von Büffon und Spallanzani. Wenn man nun auch zunächst von den direkten Beobachtungen über die Urzeugung der Infusorien gänzlich absieht, so gehörte doch, um die Wirklichkeit derselben zu widerlegen, zum wenigsten dazu, dafs man durch Versuche zu zeigen im Stande wäre, dafs ohne Eier unter allen Umständen nie uud nirgends Infusorien entstehen könnten. Solche Beweise sind nun aber vom Verf. durchaus nicht angegeben und man sieht also leicht ein, dafs das blofse Phänomen einer starken Vermehrung durch Eier recht wohl neben der Urzeugung bestehen kann, und dafs wenigstens die letztere durch die erstere Erscheinung nimmermehr wird zu widerlegen sein. *)

*) Die Berechnungen über die grofse Fruchtbarkeit der sich in Potenzen folgenden Generationen der Infusorien, welche der Verf., in die arithmetischen Fufstapfen von Bonnet, Saussure, v. Gleichen u. a. tretend, anstellt, können nie die Urzeugung widerlegen. Für sich haben diese Zahlen ebenso wie die sorgfältigen Gröfsenbestimmungen der Infusorien, welche der Verf. überall giebt, immer viel Belehrendes, besonders bei Vergleichungen. Diese Gröfsenbestimmungen können jedoch immer nur ohngefähr sein wegen ihrer Ver-

Wir kommen nun auf den Kern der Sache, auf die unmittelbaren Beobachtungen von der Urzeugung der Infusorien, so wie auf die Art und den Verlauf der Thätigkeit bei dieser Generation, worüber schon bei Needham (*Nouvelles observations microscopiques Leid.* 1747.) die entschiedenste, aber leider wie von unserem Verf. so auch von allen seinen Vorgängern unvollkommen oder gar nicht aus dem Original gekannten Beobachtungen, durch Abbildungen erläutert, vorhanden sind. Die Relationen und Auszüge aus dem Needhamschen Werk, welche sich in mehreren Werken, z. B. in Treviranus Biologie befinden, geben den wahren Inhalt nur verstümmelt und den wahren Sinn und Geist der Arbeit entstellt und verfälscht wieder, so dafs Needham's unmittelbare Beobachtungen, gewöhnlich mit den Hypothesen und sogenannten Schlüssen aus entfernteren Erscheinungen der Bedingungen der Urzeugung von Spallanzani, Wrisberg u. v. A. in Reihe und Glied zusammengestellt und abgeurtheilt worden sind. Gleichwohl sind nun aber die Needham'schen Beobachtungen von ganz anderer Art und in ihnen ist gerade das durch Beschreibungen und Abbildungen der Erscheinungen deutlich genug aus einander gesetzt, was dem Verf. über den positiven Hergang bei der Urzeugeugung hätte Aufschlufs geben können. Needham beobachtete den Hergang bei der Urzeugung der Infusorien folgendermafsen: Thierische oder vegetabilische Substanzen, die man in Wasser bis zur Auflösung durch Fäulnifs einweicht, bilden auf ihrer Oberfläche zunächst eine schlammige oder gallertartige gleichförmige Substanz früher oder später nach Verschiedenheit der äuseren Einflüsse. In dieser Substanz zeigt sich nun von Neuem eine organische Entwickelung von Fäden oder fadenartigen Schläuchen eigenthümlicher Art und weder ursprünglich in der genannten Gallertmasse enthalten, noch mit Theilen der zersetzten, abgestorbenen organischen Masse zu verwechseln. Needham nennt diese Bildung organischer Fäden und Schläuche eine *Vegetation*, und dieser Ausdruck scheint besonders zu den gänzlichen Mifsverständnissen seiner Versuche und Ansichten die Veranlassung gewesen zu sein. Man legte ihm nämlich den Sinn unter, als ob er ein *Pflanzenwachsthum* damit meine und glaube, dafs die Weizenkörner, deren er sich häufig zu solchen Versuchen bediente, ohne abzusterben fortvegetirten und Fäden trieben gleichsam wie beim Keimen, die nun in Infusorien übergingen. Needham erklärt zwar ausdrücklich, dafs er die Sache so nicht verstanden wissen wolle und dafs dies auch unmöglich ist, hätte man leicht daraus entnehmen können, dafs er sich meistens zerriebener oder zerstückelter Weizenkörner bediente, in denen natürlich alle pflanzliche Keimkraft zerstört sein mufste. Er meint nämlich mit dem Ausdruck: Vegetation nichts als organisches Wachsthum überhaupt, wodurch ganz von Neuem aus jener Gallertmasse wie aus einer Muttersubstanz (*Matrix*) die Fäden und Schläuche sich bildeten. Dieses Wachsthum habe zwar in vielen Fällen Aehnlichkeit mit dem Pflanzenwachsthum, indem die Fäden sich verzweigten (*l. c. p.* 306.) aber in anderen Fällen sei es auch dem thierischen Wachsthum ähnlich und namentlich dem Wachsthum der Polypen und Polypenstöcke (*p.* 219. 236. 271. 371. u. f.) aber

---

änderlichkeit durch Alter und Bewegungen und man darf darauf nicht mehr Gewicht legen, als auf die Formen und die Gesetzmäfsigkeit ihrer Entwickelungen, und dies um so weniger, als die Art der Messung nur annähernde, nicht absolut genaue Bestimmung derselben zuläfst. Uns scheint es, als ob der Verf zuviel Gewicht auf die Messungen überhaupt und zuviel Vertrauen auf die absolute Genauigkeit der Abschätzungen nach einem Glasmikrometer legte, indem er gelegentlich von den geringen Gröfsenmessungen der kleinsten Infusorien aus, Berechnungen über die Unendlichkeit des kleinsten Raumes anstellt, insofern er mit lebenden Wesen erfüllt ist. Um dergleichen Rechnungen auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Richtigkeit der Resultate machen zu können, bedarf man aber genauerer Mefsapparate, als die schon durch Schätzung abgetheilten Glasmikrometer, indem bei Rechnungen, die man mit nur wenig falschen Zahlen anstellt, die Fehler sich multipliciren und potenziren, je mehr man sich dem Unendlichen zu nähern glaubt Dies ist nun wirklich bei des Vfs. Berechnungen der Fall, die von den nach Glasmikrometern abgeschätzten Gröfsen aus gemacht sind. Es finden sich hier dieselben Fehler, die wir durch genaue Nachmessung mit dem Frauenhofer'schen Schraubenmikrometer bei Gelegenheit der Anzeige von R. Browns Schrift über die Moleculen früher in diesen Blättern angezeigt haben, und deren Nachweisung hier zu wiederholen, überflüssig sein würde. Wie gesagt, mufs man auf dergleichen Messungen nicht zu viel Gewicht legen; legt man aber, wie der Vf., viel Gewicht darauf, so müssen sie auch den höchstmöglichen Grad von Genauigkeit haben, und dafs, um diesen zu erreichen, der theure Frauenhofersche Schraubenapparat nicht, wie der Verf. glaubt, entbehrlich ist, zeigen besonders seine Rechnungen, die in den Poggendorf'schen Annalen mitgetheilt sind.

er unterscheidet diese Fäden und Schlauchbildung der Infusorienvegetation als einen durchaus eigenthümlichen Processs sehr wohl von dem wahren Pflanzenwachsthum und von dem Wachsthum der Thiere und giebt auch genau die Charaktere dieses Wachthums in der „*Matrix* der Infusorien" an. Es sei nämlich ein Zustand der Expansion oder Exaltation in jener Substanz, eine organisch-lebendige Ausdehnung der zähen Mutter-substanz, woraus sich die Fäden bilden. Aus jenen Fäden nun entstehen die Infusorien im Wesentlichen auf dreierlei Weise. Einige dieser Fäden schwellen blofs an der Spitze einfach kopfförmig an, bewegen sich dann hin und her und ziehen dann den fadenartigen Hintertheil aus der zähen Matrix wie einen Schwanz hinter sich her. Andere Fäden lösen sich an der Spitze in einer Reihe perlenschnurförmiger Glieder ab, die sich von einander trennen und nun frei jedes für sich als Infusorien herumschwimmen. Die dritte Art der Urzeugung der Infusorien durch dieses Fadenwachsthum bildet sich auf die Art, dafs die Spitzen einfach kopfförmig oder herzförmig zu einer Höle aufschwellen, während sich im Innern derselben die Infusorien in Form kleiner Eier bilden. Diese Anschwellungen platzen dann und die Eier werden wie aus einer Mutter geboren und schwimmen frei als Thiere im Wasser herum. Diese drei Arten der Urzeugung hat Needham auch kenntlich genug abgebildet und auch ohnedies ist die Wiederholung der Beobachtungen unter den erforderlichen Bedingungen so leicht, dafs man es kaum begreift, dafs sich fast niemand aus eigner Anschauung von der Richtigkeit der Needhamschen Beobachtungen überzeugt hat. Ref. hatte gelegentlich bei seiner jahrelang fortgesetzten Macerationen der Pflanzentheile zum Behuf der deutlichen Absonderung der verschiedenen inneren Pflanzenorgane Gelegenheit am häufigsten die erste Entstehungsart zu beobachten, indem der in den Gefäfsen enthaltene Lebenssaft sehr leicht durch Auflösung bei der Maceration zur Urzeugung der Infusorien Gelegenheit giebt, die dann in den verschiedensten Stufen ihrer Entwickelung sich innerhalb der Gefäfse lebendig frei herumbewegen und jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Erzeugung aus Eiern abweisen, weil sie sich in dem ganz von aufsen abgeschlossenen Gefäfsräumen und zwar so bilden, dafs man alle Stadien ihrer Entwickelung von der Fadenbildung bis zur abgesondert freien Bewegung deutlich beobachten kann. Zeichnungen, welche derselbe von diesen interessanten Phänomenen besitzt, werden später noch an gelegenen Orten zur öffentlichen Kenntnifs kommen. Wie man nun bei solchen Thatsachen zu unserer Zeit in die alten Hypothesen der Panspermie oder Evolution zurücksinken kann, sieht Ref. nicht wohl ein. Die Wissenschaft ist zu weit fortgeschritten, als dafs man diesen Gegenstand von Neuem wieder auf demselben Felde durcharbeiten sollte, wo Reaumur und Backer, Bonnet, Gleichen und Spallanzani ihn verlassen haben. Von grofsem Interesse ist es, anstatt diese unläugbaren Thatsachen zu ignoriren, den weiteren Gang der Entwickelung, der durch Urzeugung entstandenen Infusorienkeime zu verfolgen und zu sehen, zu welchen Gestalten sie sich entwickeln. Obgleich die Beobachtungen hierüber schwer sind, indem gewöhnlich in derselben Infusion mehrere dergleichen Urzeugungsarten vor sich gehen, so glaubt doch Ref. soviel bemerkt zu haben, dafs die auf die erste Art durch einfache Anschwellung der Fadenspitzen entstandenen, meistens in Vibrionen; die auf die zweite Art durch Abschnürung in Gliedern erzeugten, gewöhnlich in Cyclidien, Trichoden und Colpoden; hingegen die durch bauchförmige Anschwellung und Bildung von Eiern im Inneren entstandenen zum Theil in wirkliche Kiefer- und Räderthiere übergehen.

Nach alle diesem sind wir nicht der Meinung des Verfs., dafs jetzt durch die Beobachtung der Fortpflanzung der Infusorien mittelst Eier, dem Gedanken an die Urzeugung derselben jeder Stützpunkt entzogen sei, glauben im Gegentheil, dafs beide Generationsarten, wie sie wahrscheinlich immer neben einander bestanden haben, auch wohl bis in Ewigkeit neben einander bestehen werden. Dagegen erscheinen allerdings die Vorstellungen, welche sich Buffon, Wrisberg u. A. von der Art der Urzeugung gebildet hatten, durchaus falsch und hypothetisch, wenngleich in der Buffonschen Meinung allerdings, die im allgemeinen richtige Idee einer unendlichen Produktivkraft der Natur in allen Weisen und Richtungen zum Grunde liegt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 64.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

1. *Organisation, Systematik und geographisches Verhältniſs der Infusionsthierchen u. s. w. Von C. G. Ehrenberg.*
2. *Zur Erkenntniſs der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes u. s. w. Von C. G. Ehrenberg.*
3. *Mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere von Alexander v. Nordmann.*

(Schluſs.)

Wir geben noch übersichtlich Auskunft von der Systematik der Infusorien durch den Verf. und schicken hier die Bemerkung voran, daſs sich derselbe um die genaue Unterscheidung der bekannten Gattungen und Arten, und um die Beobachtung vieler neuer besonders verdient gemacht hat, daſs jedoch die Gruppirung der Gattungen in Oberabtheilungen für unsere Zeit, vielleicht als weniger gelungen zu betrachten sein möchte. Im ersten Hefte giebt der Verf. Nachricht von den Bemühungen seiner Vorgänger um die Classifikation dieser Thiere und tadelte diejenigen, welche, wie v. Baer, die Infusionsthiere nicht als selbstständige Thierklasse gelten lassen, sondern ihrer Verwandtschaft mit anderen gröſseren und höheren Formen wegen wünschen, daſs sie mehreren verschiedenen Thierordnungen angereiht werden müſsten, indem die Verschiedenartigkeit der Organisation der Infusorien zeigt, daſs sie zusammen weniger Verwandtschaft unter sich, als ihre einzelnen Abtheilungen mit anderen Formen haben. Dieser Tadel ist Ref. um deswegen aufgefallen, weil der Verf. selbst nicht nur keinen bestimmten systematischen Begriff der Thierklasse, die den Namen Infusorien behalten soll, giebt, sondern selbst sogar sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, wegen der Verschiedenheit der Organisation dieser Thiere, einige immer dazu gerechnete, wie die Kleisteraale und andere Vibrionen ganz davon auszuschlieſsen und die übrigen noch wieder als zwei ganz verschiedene Abtheilungen zu betrachten, wenn dies gleich nicht im Sinn von Baer's und auch ohne Rücksicht auf die offenbar vorhandene Reihenverwandtschaft mit höheren Thierformen geschehen ist. Auf diese Weise hat also auch der Vf. stillschweigend anerkannt, daſs die Infusorien eigentlich nur eine mikroskopische Wasserfauna, aber keine selbstständige Thierklasse bilden. Der Vf. unterscheidet nach Ausscheidung der genannten Formen die Infusorien in zwei Abtheilungen: die *Polygastrica* und die *Rotatoria*. Zu den ersteren gehören Thiere, die nach dem Verf. viele Magen haben; zu den letzteren, die mit besonderen Radorganen versehenen (Räderthiere im weiteren Sinn.) Die Magenthiere (*Polygastrica*) werden wieder abgetheilt in: 1. *Anentera*, mit vielen Magen ohne Darm (wozu die Unterabtheilung: der nackten, behaarten oder vielmehr bewimperten, und der Scheinfüſsler (*Pseudopoden*)). 2. *Enterodela*, mit einem Darm und mehreren Magenblasen, wozu die Abtheilungen: Einmündige, Gegenmündige (Mund und After an entgegengesetzten Enden) Wechselmündige (Mund am Ende, After in der Mitte oder umgekehrt) und Bauchmündige. *Die Räderthiere* (*Rotatoria*) unterscheidet der Verf. in 1) Einräderthiere (*Monotrocha*) mit einem ungetheilten Radorgan; 2) Kerbräderthiere (*Schizotrocha*) mit gespaltenem Radorgan; 3) Vielräderthiere (*Polytrocha*) und 4) Doppelräderthiere *Zygotrocha* mit zwei zurückziehbaren Räderorganen.

Durch alle diese Abtheilungen, sowohl bei den Vielmagigen als bei den Räderthieren laufen parallel nebeneinander zwei Ordnungen: nämlich die nackten und die gepanzerten Formen. Diese entsprechen sich jedoch nicht überall, sondern, häufig trifft es sich, daſs entweder die vom Verf. zu den nackten oder die zu den gepanzerten gerechneten Formen leer ausgehen, so daſs hier schon im Voraus für noch zu entdeckende Formen

der Rahmen schon vorhanden ist, wie bei den Dümerilschen Fischabtheilungen und in der Goldfufsschen Zoologie.

Betrachtet man zunächst die beiden Hauptabtheilungen der Räderthiere und der Magenthiere, so erscheinen die ersteren als eine deutlich natürliche Abtheilung, nicht allein durch die Analogie der Radorgane, sondern besonders durch die Kiefer und Eingeweidebildung und sie unterscheiden sich zugleich in zwei sehr natürliche Familien: nämlich die (gepanzerten) *Brachioneen* und nackten Räderthiere. Unter der Abtheilung der *Polygastrica*, bringt der Verf. indessen auf künstliche Art mehrere ganz verschiedenartige Thiergruppen zusammen, die weder in ihrem ganzen Typus der inneren und äufseren Organisation, noch in dem einzelnen Merkmal der sogenannten vielen Magen zusammengehören. Doch findet sich hierin gleichsam eine Kerngruppe, die auch schon von Müller unter dem Namen der *Bullaria* oder Blasenthiere als eine natürliche Abtheilung erkannt wurde und deren Charaktere nicht blos in dem einzelnen Merkmal der Blasen (oder Magen nach dem Vf.), sondern in dem ganzen Typus der Organisation liegen. Diese Gruppe ist auch ohne das polygastrische Kennzeichen zusammengehörig; dagegen können die übrigen dahin gerechneten Thierformen und vorzüglich die gepanzerten unmöglich zu einer gemeinsamen Abtheilung damit verbunden werden, wenn diese wahrhaft natürlich bleiben soll. Wenn wir auch annehmen, was aber nicht der Fall ist, dafs alle diese Thiere in dem Merkmal der Darmblasen oder Magen übereinstimmen, so liegt darin, als in einem einzelnen Merkmal, noch gar kein Ordnungs- oder Klassencharakter. Ein solcher mufs einen Verein verbundener Merkmale haben, die aus dem ganzen Typus der inneren und äufseren Organisation entnommen sind und wodurch gleichsam die bestimmte Physiognomie des Ganzen ausgedrückt wird. Eine solche Einheit des Typus ist nun aber, mag man auf die Reihe der nackten oder der gepanzerten, dahin gerechneten Thiere sehen, wie es scheint, durchaus in dieser Abtheilung nicht vorhanden. Ja es kommt uns vor, als ob hierunter Thiere nicht blofs von verschiedenen morphologischen Typen, sondern von ganz verschiedenen Stufen der Organisation, die in ganz andere Reihen übergreifen, zusammengestellt wären. Von verschiedenen morphologischen Typen erscheinen z. B. die Vibrionen neben den Monaden und in den seitlich parallelen Ordnungen, die *Amibae* (*Proteus*) neben den Bacillarien u. s. w. Es ist auch zu bemerken, dafs der Verf. unter dem Namen: Panzer ganz verschiedene Dinge versteht: bei den Bacillarien die ganze harte Körpersubstanz, bei *Ophrydium versatile* die Gallertmasse, worin unendlich viele Thiere strahlenförmig beisammen gelagert sind, bei *Vaginicola* die röhrenförmige Scheide, worin das Thier mit der Haut steckt; bei *Brachionus* die harte Schale, womit die Thiere ähnlich den Krustazeen bedeckt sind u. s. w., so dafs natürlich doch in diesem Merkmal wegen seiner verschiedenen Bedeutung an sich schon etwas ganz Verschiedenartiges liegt, welches unter einen allgemeinen Begriff gebracht werden soll.

Dafs ganz verschiedene Organisationsstufen unter den Magenthieren vom Verf. begriffen werden, ist anschaulich, wenn man die *Vorticellen*, die in ihrer Organisationsstufe den Räderthieren nahe stehen und von Vielen nicht mit Unrecht sogar zu den Polypen gerechnet werden, neben *Enchelys* u. s. w. klassifizirt sieht. Ueberhaupt können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs durch die parallele Zusammenstellung der nackten und sogenannten gepanzerten Formen die Abtheilungen in dem Systeme des Vfs. sich so sehr durchkreuzen, dafs sogar die künstliche Uebersicht des Ganzen unnöthigerweise schwerfällig gemacht wird, so dafs nicht leicht Jemand dem Verf. hierin folgen wird. In einer wahrhaft natürlichen Classification müssen die Abtheilungen ungesucht, durch Auffassen der Einheit des Haupttypus des Ganzen, in die Augen springen und durch das Festhalten dieses Typus mufs man dem Gange der Natur in der Ausbildung verschiedener Richtungen der Organisation und nicht ein für allemal angenommenen und festgesetzten einzelnen Merkmalen folgen. In diesem Sinne dürfen wir vielleicht binnen kurzem den Anfang einer Reihe von Beiträgen zur Kenntnifs der Organisation und Systematik der Infusorien von Hrn. Dr. Leo hierselbst erwarten, dessen nunmehr seit vielen Jahren fortgesetzte Arbeiten über diesen Gegenstand nur durch Zufälligkeiten bisher verzögert wurden, so dafs die Infusorienkunde sich jetzt grofser Bereicherungen von mehreren Seiten zu erfreuen hat. Hr. Dr. Leo hat sich vorzüglich bemüht, die Infusorien nach ihren verschiedenen Typen in der ganzen Organisation in eine Reihe natürlicher Familien zu bringen, die wir bei dieser Gelegenheit wenigstens ohngefähr mittheilen können, um auf die Arbeit, auf wel-

ehe wir später wieder zurückkommen werden, wenigstens aufmerksam zu machen. Er unterscheidet 1. Blasenlose Infusorien mit den Familien der *Vibrionen* und *Monaden*. 2. Blasenthiere mit 8 Familien, die Ehrenberg zu den Polygastriken rechnet: *Amibae, Volvoces, Omaloinae, Oxytrichinae, Ilispastae, Sclerodermata, Arcellina* und *Astatorina*. 3. *Vortitilia* oder Infusions-Wirbelthiere mit den Familien: *Vorticellae* und *Follicullariae*. 4. Pflanzenfüfsler (*Phytopodes*) mit den F. *Oscillatoriae, Bacillariae, Sphenactinoides* und *Pseudoplastae*. 5. Kiefermäuler (*Gnathostoma*) mit den Familien: *Gymnodermia, Brachionea* und *Pyxidea*.

Hr. Prof. Ehrenberg hat bisher 412 Arten von Infusorien beobachtet. Hr. Dr. Leo beobachtete, freilich in längerer Zeit, ohngefähr 1000 Arten, und nichts destoweniger sind unter den von Müller beschriebenen und abgebildeten Arten viele, welche beide noch nicht gesehen haben.

Wir bemerken noch, dafs die reichen Hülfsmittel, welche Hrn. Prof. Ehrenberg zu Gebote standen, ihm eine entsprechende sehr schöne Ausstattung des Werks überhaupt, insbesondere aber der Kupfertafeln, möglich machten, so wie ferner zu wünschen wäre, dafs der Verfasser das weitere reiche Material an Zeichnungen verschiedener Formen, welches derselbe nach seiner Angabe besitzt, nach und nach ebenfalls in gleicher Ausstattung bekannt machte, damit die Wissenschaft sich der Hoffnung näherte, allmälig zum Besitz eines Museums der Infusorien in Zeichnungen zu gelangen.

No. 3. Hr. Prof. Dr. v. Nordmann beschäftigte sich mit Untersuchungen des inneren Baues der Fischaugen, als er in Gemeinschaft mit seinem Freunde, Hrn. Dr. Krohn aus Petersburg im Glaskörper des Auges eines Kaulbarsches viele kleine weifsliche Körperchen sich bewegen sah, die sich bei wiederholter Wahrnehmung und Betrachtung durch das Miskroskop als Eingeweidewürmer, die zu der Abtheilung der Trematoden gehören, zu erkennen gaben. Diese Entdeckung veranlafste den Verf., eine Menge Augen anderer Thiere derselben Klasse, so wie auch von Amphibien, Vögeln, Säugethieren und gelegentlich auch von Menschen zu untersuchen, in denen sämmtlich der Verf. so glücklich war, mikroskopische Eingeweidewürmer zu finden. Der Verf. giebt nun in vorliegender Schrift Rechenschaft von seinen interessanten Untersuchungen, die manchen neuen Aufschlufs nicht nur über das Vorkommen und den Einfluss dieser Thiere auf das Leben der Augen, sondern auch über die mikroskopische Organisation derselben und einiger verwandten Formen geben.

In einer ersten Abhandlung beschreibt der Verf. hier die Binnenwürmer im Auge des Menschen, der Säugethiere, der Vögel, der Amphibien und der Fische in gesonderten Abschnitten. Am reichhaltigsten an verschiedenen Formen zeigte sich das Auge der Fische, und der Verf. beschreibt 7 Arten von Saugwürmern (*Trematoda*), unter denen sich zwei *Diplostomum*- und zwei *Holostomum* Arten in den Augen des Barsches und des Karpfen besonders häufig und wegen der Form ihrer Saugnäpfe merkwürdig zeigen. Diese Thiere zeigen sich nämlich zum Theil in so grofser Menge im Auge der Fische, dafs die Linse in ihrer hinteren Hälfte davon sehr getrübt wird, und häufig in solchem Grade verdunkelt erscheint, dafs eine wirkliche Staarblindheit eintreten mufs, wie dies der Verf. besonders häufig bei den Fischen der Spree und Havel bemerkte; so dafs hier ein pathologischer Zustand, wie bei den Darmeingeweidewürmern eintritt.

Als einen dergleichen pathologischen Zustand kannte man schon früher das Vorkommen der *Filaria papillosa* in den Augenkammern des Pferdes, wo sie besonders in Ost-Indien und auf Ceylon nach den Beobachtungen von Twining (*Edinb. medic. and surgic. Journ. N.* 86. *Jan.* 1826. *p.* 240.) sehr häufig eine epidemische Krankheit der Augen erregt. Dieser Wurm soll dort nämlich nur in den kalten Monaten zur Regenzeit und besonders in dem niedrigen und feuchten Tirhoot vorkommen. Er ist jedoch auch häufig in Europa beobachtet und Ref. hatte ihn im Auge eines lebenden Pferdes in der Thierarzneischule zu Berlin Gelegenheit zu beobachten. Diese und die Erscheinungen von Entozoen in den Augen des Schweines und in einigen Fällen bei Vögeln und Amphibien, gaben der Vermuthung Raum, dafs vielleicht auch Entozoen in den krankhaft verdunkelten Linsen des Menschenauges, dem grauen Staar, zu finden sein möchten und wirklich zeigten sich dem Verf. schon bei Untersuchung mehrerer durch die Staaroperation extrahirter Linsen an diesen ebenfalls Filarien, die der Verf. zu einer von ihm benannten Species *Filaria oculi humani* rechnet.

In der zweiten Abhandlung beschreibt der Vf. die

mikroskopische Organisation einiger merkwürdigen neuen, von ihm beobachteten Helminthen. Unter diesen zeichnet sich vor allem ein von dem Verf. an den inneren Kiemenblättchen des Bleies (*Cyprinus Brama*) gefundenes Thier aus, welches der Verf. *Diplozoon paradoxum* nennt, weil es aus zwei wurmförmig länglichen, in der Mitte völlig zur Form eines ungleichen Kreuzes verwachsenen Thieren besteht, von denen jedes seinen besonderen Kopf und Schwanz, ferner dieselben Eingeweide hat, unter denen der gerade, mit vielen verzweigten Blindsäcken versehene Darm an der Verwachsungsstelle ebenfalls zu einer gemeinschaftlichen Höhle beider Thiere verwachsen ist, und ferner ein sehr ausgebildetes Gefäfssystem, worin sich eine deutliche Blutbewegung beobachten läfst, sich besonders auszeichnen. Die Beobachtung einer deutlichen Blutbewegung auf dieser Thierstufe ist von grofsem Interesse und noch mehr, wenn man auf die Organisation des ganzen Systems sieht, was bleibend ohngefähr die Stufe der Bildung der Gefäfssysteme in den Embryonen höherer Thiere darstellt. Es sind nämlich bei dem *Diplozoon* blofs verästelte Gefäfse, ohne alle Herzbildung vorhanden, in denen sich auch das Blut, gerade wie bei den Pflanzen und in dem peripherischen Gefäfssystem der höheren Thiere, ohne alle Absätze oder alternirende, pulsirende Contraktionen der Gefäfse, bewegt. In zwei Hauptstämmen treibt das Blut nach entgegengesetzten Richtungen auf- und abwärts und zeigt in kleineren Nebenästen zahlreiche Anastomosen. Wegen des Mangels eines Centralorgans, zeigt sich auch hier die Erscheinung, wie bei den Pflanzen und dem peripherischen Gefäfssystem der Thiere höherer Klassen, dafs in den abgeschnittenen Enden des Thiers die Blutbewegung noch längere Zeit fortdauert. Nicht minder interessant ist auch die Beschreibung mehrerer anderer neuen Helminthen: dreier *Octobothrium*, zweier *Distomum*, Arten, eines *Polystomum*, eines *Gyporhynchus* des *Botriocephalus bicolor* und des *Gyrodactylus elegans*, von denen das letztere durch ein sonderbares, mit gröfsern und kleinern hackenförmigen Spitzen versehenes Haftorgan ausgezeichnet ist. Die von dem Verf. gegebenen Beschreibungen werden durch sehr sorgfältig ausgeführte und schön gestochene Abbildungen erläutert, welche den Werth derselben erhöhen. Dr. C. H. Schultz.

XL.

Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit von Wilhelm Wachsmuth, ord. Prof. d. Geschichte an der Univ. zu Leipzig, Ritter von Danebrog. Erster Theil, bis zum Verfall des Karolingischen Reiches. Leipzig 1831 *bei Fr. Chr. W. Vogel X. S.* 341. 8.

Der rühmlich bekannte Verf. giebt in diesem Theile gleichsam nur die Einleitung zu einer Sittengeschichte Europa's im Mittelalter und in der neueren Zeit: von den volksthümlichen Zuständen in Europa während des Alterthums wird nur eine Uebersicht vorausgeschickt. Als Aufgabe dieses Werkes setzt sich der Hr. Vf. S. 8. die Darstellung, „wie aus der ursprünglichen und in Gesondertheit oder schroffer Feindseligkeit neben einander erwachsenden und sich entwickelnden Vielheit des Volksthums in Europa, des Völkerthums, im Laufe der Jahrhunderte ein gemeinschaftliches Kleinod, Europäische Humanität, in der die Eigenthümlichkeit der einzelnen Völker sich mehr oder minder vermischt, aufgestiegen sei"; — am passendsten habe zur Bezeichnung dieser Leistung die Aufschrift *Europäische Sittengeschichte* geschienen. Der Hr. Verf. verschweigt nicht, dafs er selbst fühle, dafs diese Aufschrift nach dem, was Sittengeschichte gewöhnlich bezeichne, nicht eine ganz erschöpfende für das Buch sei, aber aus Mangel eines bessern Wortes liefs er ungeachtet des Schielenden, was darin liegt, doch die gegebene Aufschrift gelten. Fafst man aber scharf den Sinn der Worte in Bezug auf das, was in dem Buche geleistet werden soll, so wollte der Hr. Verf. in seinem Werke doch nur die Entwicklungsgeschichte der Europäischen Nationalitäten und ihres Ueberganges in den gemeinschaftlichen Zielpunct, in einen gewissen Europäischen Kosmopolitismus, geben: und darnach wäre es auch nicht so gar schwierig gewesen, eine passendere Aufschrift für das Buch zu finden.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 65.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit von Wilh. Wachsmuth. Erster Theil.

(Schluss.)

Nach einer philosophischen, naturwissenschaftlichen und geographischen Einleitung, widmet der Verf. das erste Buch den Völkerschaften Europa's im Alterthum in einer ziemlich gedrängten Uebersicht, um desto schneller zu dem Haupttheil des ersten Bandes, zu dem *Germanisch-Arabischen Zeitalter, vom Auftritte der Deutschen bis zum Verfall des Karolingischen Reiches* — zu gelangen.

Der erste Abschnitt des zweiten Buches, welcher die Aufschrift enthält: *Die Deutschen in ihrer Heimath*, umfasst die Sittengeschichte unserer Vorfahren bis zu den Zeiten der Völkerwanderung. Als eine Hauptstelle, wie der Verf. den alten Deutschen im Verhältnifs zu dem Staate betrachtet, führen wir S. 131 flg. an:

„Im Gegensatze gegen die Geschichte des Alterthums, wo staatsbürgerliche Freiheit entweder gar nicht, oder erst aus harten Banden der Aristokratie gelöst, gefunden wird, bietet das Volksthum der Deutschen als seinen Urborn und in der ganzen natürlichen Frische des Angebornen, das Selbstgefühl des freien Mannes, *den Sinn für persönliche und staatsbürgerliche Freiheit und Ehre.* Deshalb ist das Deutsche Volksthum eine Erscheinung, wie keine vorher. Daraus bestimmte sich die Stellung des persönlichen und auch des erblichen Adels, der allerdings vorhanden war, und hie und da auf befestigten Schlössern wohnte, z. B. Segest, das Walten des Fürstenthums, das sich erblich an ein Geschlecht knüpfte, als der Amaler und Balten bei Ost- und Westgothen, der Merovinger bei den Franken, der Hendinos bei den Burgundern, der Farenen bei den Longobarden. Das gesammte Verfassungswesen entwickelte sich von unten auf durch Verträge zwischen den Theilnehmern der Einzelkreise, die das Volk enthielt, der *Markgenossenschaften, Senden* und *Gaue*; volles Stimmrecht der Einzelnen darin beruhte auf Grundbesitz; zu einer Gesammtheit als Volk traten diese Genossenschaften aus freier Willkür, nicht durch Zwang von oben zusammen. Durchweg war *das Besondere vor dem Allgemeinen*; Frieden im Innern, Wehr nach aufsen war die Losung, die den staatsbürgerlichen Verein zusammenhielt; darin war der Deutsche gesetzlich, sonst aber frei; darin gehorsam, sonst unabhängig. Wo die politische Staatsgewalt so wenig entfaltet ist, mufs die religiöse ihr zu Hülfe kommen: so war es bei den Deutschen; Priester waltesten als Vertreter der Gottheit in Volksversammlungen und nur sie hatten den Blutbann in Friedenszeit."

Wenn auch in einzelnen Nebenumständen hie und da Einiges an den Ansichten des Verfs. ausgesetzt werden könnte, so ist doch das Ganze sehr richtig und gut entwickelt. Dagegen ist die Auslegung von den Personennamen der alten Deutschen ganz falsch. S. 142 heifst es: „So deutet auf Ehre die Sylbe *ar* in Armin, Ariovist, Arnulf, und *er* in Erich; auf Stattlichkeit, Glanz und Ruhm die Sylbe *lud, lod* in Ludwig, Lothar, *brand* in Hildebrand, *ber* (bert?) in Bertha, Robert, auf Reichthum *ot* in Otto, Otfried, auf Hülfe *ulf, olf* in Arnulf, Adolf, Rudolf, auf Schutz *mund* in Siegmund, auf Kampf *wig* in Chlodwig, Hartwig, auf Kraft und Festigkeit *ram, hard* in Guntram, Wolfram, Richard, Hartmann, Bernhard; auf Kühnheit *bald* in Willibald, Balduin, *kun, gun* in Kuno, Kunrad, Günther, und Macht und Würde *wald* in Ewald, Walter, Waldemar u. s. w.

Ar bedeutet offenbar Heer, Schaar, (denn Aribert und Heribert, Hermanrich und Arimanrich sind dieselben Namen) *lud* oder *lod*, soviel als *Theod* oder *Rod*, Leute oder Volk: denn Ludbert, Rodbert, Chloderich, Roderich und Theoderich bedeuten dasselbe, wie auch

Klotilde, Chrotilde und Theodilde dieselben Namen sind, nur mit dem Unterschiede, dafs die Franken Lod, Chlod oder Lud gebrauchten, wo die Burgunder Chrod oder Rod, die Gothen Theud oder Theod. Die Sylbe *hard* bedeutet nicht Festigkeit, sondern Herz; denn Leonhard ist Löwenherz, Bernhard Bärenherz, Richard (*Reccared*) Reichherz: *kun* oder *gun* aber deutet auf vornehmes Geschlecht, wie Günther u. s. w. Wenig ausführlich wird von den Deutschen Stämmen S. 144. flg. gehandelt, was in einer Sittengeschichte nicht hätte geschehen dürfen, da erst nach der genauen Stammunterscheidung manche Eigenheiten und Sitten einzelner Stämme sich gehörig erklären lassen.

Der zweite Abschnitt — *die Deutschen als Staatengründer im Römerreiche* — durchläuft in allgemeinen Umrissen die Deutschen Begebenheiten von der grofsen Völkerwanderung bis zum Untergange des Weströmischen Reiches. Wichtiger ist der dritte Abschnitt — *das Heimische in der Staatsordnung der Deutschen Völker* — die Altdeutschen Gesetzbücher und Grimm's Rechtsalterthümer sind vortrefflich benutzt. Doch möchten hie und da die Ansichten des Hrn. Vfs. bestritten werden können.

Ueber *Beneficienwesen und Fürstenthum* ist S. 179. ff gehandelt. Ueber das Königthum und ihre Beamten hätte ausführlicher gesprochen werden müssen, als geschehen ist. Der Anfang des eigentlichen Lehenwesens möchte zu frühe gesetzt sein: die Gefolgschaften waren schon in den Zeiten des Tacitus und doch gab es damals noch keine eigentliche Lehen.

Da nach der Ansicht des Verfs. Kirche und Beneficienwesen Hand in Hand die vorwaltenden Bedingungen des Staatslebens wurden und durch sie hauptsächlich die Mischung zwischen Deutschen und Römlingen vermittelt ward, läfst er im fünften Abschnitt *die Christliche Kirche im Abendlande folgen*; ihre Verbreitung und ihre Einrichtungen sind kurz angedeutet. Im 6. Abschnitte wird *von der Umstaltung des Staats- und Rechtswesens, die aus Verleihung von Beneficien, aus Steigerung der Fürstenwahl und des zunehmenden Ansehens der Kirche hervorging*, gesprochen. Mehreres, was in diesem Abschnitte vorkommt, hätte im dritten Abschnitt eine passendere Stelle gefunden. Die Steigerung des Wehrgeldes für höher stehende Personen ist offenbar älter als das Lehenwesen und gewifs nicht von diesem ausgegangen: auch findet dieselbe bei den Angelsachsen statt, wo doch das Lehenwesen nicht bestand. Die Burgundischen Gesetze werden allzu streng beurtheilt: „Man glaubt kaum noch, dafs ein Volk, wo es solche Verordnungen gab, je Deutsch könne gewesen sein; es ist der Sinn der Inquisitionsgerichte.“ Türk (Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte Heft II.) hebt weniger die Schattenseite der Burgundischen Gesetze hervor und beurtheilt sie daher milder. Uebrigens kann weder die Katholische Kirche noch das Lehenwesen auf dieselben einen besondern Einfluss ausgeübt haben, da zur Zeit der ersten Abfassung durch König Gundobald im Anfange des sechsten Jahrhunderts die Burgunder noch dem Arianismus anhingen, und das eigentliche Lehenwesen ihnen damals unbekannt war.

In dem siebenten Abschnitt — *die Karolinger und das Frankenreich* — soll dargethan werden, wie das Gebäude, das aus Werkstücken Deutschen und Welschen Volksthumes, des Kirchenthumes und des Beneficienwesens sich erhob, seinen Schlufsstein bekam. Viele vortreffliche Ideen sind hier von dem geistreichen Verfasser ausgesprochen: jedoch kann Ref. der Ansicht über das Amt des Fränkischen Hausmaiers nicht beistimmen. „Es findet sich“, sagt der Hr. Verf. „nicht blofs bei den Franken, sondern auch bei andern Deutschen Völkern, die die Heimath verliefsen, war ächt Deutsch und gehörte zum Wesen der Gefolgschaft, welche auch nach der Vermehrung der Königsmacht nicht ohne Antheil an der Wahl des Hausmaiers war“. Das Amt eines Hausmaiers scheint ursprünglich nicht ein Deutsches gewesen zu sein: nur bei den Burgundern, die bekanntlich am meisten Römische Einrichtungen angenommen haben, kommen Hausmaier vor und zwar mehrere zugleich. Von den Burgundern erhielten sie die Franken erst im sechsten Jahrhunderte, als Burgund mit dem Merowingischen Reiche vereinigt war. Durch die besondern Staatsverhältnisse des Fränkischen Reiches bildete sich das Amt eines Majordomus erst recht aus. Wo andere Deutsche Völker ein ähnliches Amt haben, ist es später und offenbar eine Nachahmung des Fränkischen Majordomus. — Die von Karl dem Grofsen gegebene Schilderung ist zwar nur sehr kurz, aber doch sehr treffend.

In dem achten Abschnitt — *das Volksthum in den Deutschen Staaten des Abendlandes insgesammt von ihrer Gründung bis zum Verfall des grofsen Frankenreiches* — ist über Sprache, Charakter, Religion, Sitten,

Kultur, Handel, Künste und wissenschaftliche Leistungen der Deutschen das Interessanteste und Wichtigste zusammengestellt.

Der neunte Abschnitt aber — *das Volksthum in den einzelnen Staaten der Deutschen Völker und die Juden im Abendländischen Europa* — hätte schon im siebenten, wo nicht schon im fünften Abschnitt vorangeschickt werden müssen. Denn nachdem der Hr. Verf. schon bis zum Verfall des Karolingischen Reiches gekommen war, kehrt er wieder zu den Vandalen, Ostgothen, Longobarden, Franken, Burgundern, Angelsachsen und den in Deutschland gebliebenen Völkerschaften zurück, wozu als Schluss nicht ganz passend die Schicksale der im Abendländischen Europa zerstreuten Juden erzählt werden.

Der zehnte Abschnitt — *die Araber und der Islam* — enthält vortreffliche Schilderungen des merkwürdigen Nomadenvolkes, dessen Eroberungen noch die Gränzen des alten Römerreichs überschritten. Dass fast alles, was auf Regierungs- und Statthalterwesen, und das, was auf die Arabische Bildungsgeschichte und die practische Richtung in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen sich bezieht, übergangen ist, mag wohl darin seinen Grund haben, dass der Hr. Verf. dieses für eine Europäische Sittengeschichte nicht wesentlich hielt, wenn auch auf die Pyrenäische Halbinsel, nach Sicilien und später in den Südosten Europa's die Arabische Kultur gebracht ward.

Die drei letzten Abschnitte (XI, XII, XIII.) sind dem Osten Europa's, den *Slaven, Turanischen Völkern und dem Byzantinischen Reiche* zugewiesen. Der letzte Abschnitt lässt durchaus unbefriedigt: indem das Byzantinische Kaiserthum mehr dem Orient als dem Occident angewiesen werden ist, konnte sein mächtiger Einfluss auf Staatseinrichtungen, Gesetzgebung, Künste, Wissenschaften, Gewerbe und Handel des Abendländischen Europa's kaum angedeutet werden: und doch hätte gerade dieser Theil der Europäischen Sittengeschichte, welcher bis jetzt wenig bearbeitet ist, eine besondere Beachtung verdient.

Die Vertrautheit des Verfs. mit den Quellen, seine Belesenheit in den besten Hülfsschriften, sein philosophischer richtig beurtheilender Blick, die Lebendigkeit seines Stils, welcher nur hie und da in allzu gesuchte Wendungen ausschweift, lassen nach dieser Einleitung in die Europäische Sittengeschichte ein ausgezeichnetes Werk erwarten. Um der Aufgabe treuer zu bleiben, welche eine so grosse und schwierige ist, dass sie fast die Kräfte Eines Gelehrten übersteigt, und um dem Werke nicht eine allzugrosse Ausdehnung zu geben, sollte der Hr. Verf. weniger das, was gerade die Neugierde reizt, aufsuchen, sondern das Hauptaugenmerk auf die Lösung der eigentlichen Aufgabe richten und demnach die volksthümlichen Entwicklungen in den Vordergrund stellen: das Werk wird dann in seinem Stoff mehr Einheit, der Gegenstand selbst aber gröfseres Interesse gewinnen.

Aschbach.

XLI.

Ueber Goethe's Faust. Vorlesungen von Dr. K. E. Schubarth. Berlin 1830. *In der Enslin'schen Buchhandlung. X.* 385 *S.* 8.

Dieses, in mehrfacher Beziehung merkwürdige Buch scheint von einer zahlreichen Klasse von Lesern mit ungemeinem Beifalle aufgenommen worden zu sein. Betrachtet man nur den Reichthum und die Klarheit der Gedanken, die darin niedergelegt sind und die Form ihres Ausdrucks, so lässt sich nicht läugnen, dass es diesen Beifall verdient. Der Vf., ein — mag man übrigens über ihn und über sein Treiben denken wie man will, — unstreitig geistvoller Mann, hat sich in den grofsen Dichter, dessen Betrachtung er sein Leben fast ausschliefslich gewidmet zu haben scheint, dergestalt hineingedacht und hineingelebt, dass es ihm gelungen ist, sich den Stil von dessen späteren reflectirenden Aufsätzen in einem staunenswerthen Grade anzueignen und ihn fast täuschend wiederzugeben. Ob eine solche Knechtschaft des Geistes, wie sie Hr. Schubarth freiwillig auf sich genommen, durchaus rühmlich und auch für Andere empfehlenswerth sei, lassen wir dahingestellt; so wie auch, ob der eigentliche Grund derselben nicht zuletzt doch ein fast unerhörter Hochmuth sein möge, indem man aus verschiedenen Zeichen zu schliefsen geneigt sein könnte, dass der Verf. in der Meinung stehe, durch sein Eindringen in Goethe's Geist sich wirklich zu der Höhe des Goethe'schen Genius aufgeschwungen zu haben, und von dieser Höhe herab die gesammte übrige Welt des Geistes tief, tief unter sich zu erblicken und sie mit gränzenloser Ueberlegenheit

und — Verachtung behandeln zu dürfen. Was es mit dieser vermeintlichen Höhe des Schubarth'schen Genius für eine Bewandtniſs habe, hat vor einiger Zeit in diesen Blättern ein, jetzt gleichfalls abgeschiedener hoher Geist nachgewiesen, den Hr. Schubarth mit eben so abgeschmacktem Hasse und Hohne verfolgt hatte, wie er Goethe'n mit einer ans Abgeschmackte wenigstens gränzenden Vergötterung verfolgt. Dies alles aber lassen wir, wie gesagt, für jetzt dahingestellt, und bekennen, daſs es Hr. Sch. in seiner, wenn auch sclavischen, so doch geistreichen Nachahmung des Goethe'schen Stils zu einer solchen Virtuosität gebracht, daſs wir dem Nachbilde wirklich einen nicht unbeträchtlichen Theil der Vorzüge des Urbildes zugestehen müssen. Wie viel oder wie wenig dies gesagt sei, möge ein Jeder nach dem Begriffe beurtheilen, den er sich von dem Werthe und der Bedeutung der Goethe'schen Reflexionsweise und ihres stilistischen Ausdrucks in „Kunst und Alterthum" und andern seiner späteren Schriften gebildet hat. So hoch man diesen Werth auch stellen möge, — und Referent, der in warmer und treuer Verehrung des unsterblichen Dichters nicht gern Jemanden nachstehen möchte, stimmt gern ein in jedes Lob, welches man auch dieser Seite Seines Talents und Seiner Thätigkeit zollen mag, — so wird wohl Niemand leicht die ganze Tiefe und Intensität von Goethe's Schöpfergeist eben hierin erblicken, und demzufolge glauben, daſs ein glücklicher Nachbildner dieser Reflexionen sich darauf gleich viel zu Gute thun dürfe, wie etwa (— *per impossibile*) Einer, dem es geglückt wäre, einen Faust oder eine Iphigenie mit Goethe's Dichtergeiste und — in Goethe's Stile zu schreiben.

Die Pflicht der Gerechtigkeit schien es zu fordern, daſs wir mit dieser Anerkennung der wirklichen Vorzüge des vorliegenden Werkes unsere Anzeige eröffneten, die übrigens nichts weniger als eine Anpreisung desselben zu ihrem Zwecke hat. So sehr nämlich dieses Werk sich in Bezug auf Stil und Darstellung, und auch auf die Gedankenbildung im Einzelnen vor allen früheren Schriften des Verfs. vortheilhaft unterscheidet: so müssen wir bekennen, daſs wir die crasse Verschrobenheit der Grundtendenz, welche jene Schriften, namentlich die ausführlichen kritischen Werke über *Goethe*, *Homer* und *Hegel*, zu monströsen Gebilden macht, die in der Litteratur kaum ihres Gleichen haben, auch in der gegenwärtigen, zwar verdeckt und übergleiſst durch das anmuthige Gewand, aber darum nicht minder widerwärtig und beleidigend, wiederfinden. Diese Verschrobenheit ihm nachzuweisen, ist darum hier kein leichtes Geschäft, weil Hr. Schubarth sich, wie eine giftige Schmarotzerpflanze, so fest an die Dichtergestalt Goethe's angesogen hat, daſs es fast unmöglich fällt, das garstige Unkraut wegzureissen, ohne das edle Gewächs, welches davon umschlungen ist, zugleich mit zu verletzen. Nichtsdestoweniger müssen wir den Versuch wagen; wäre es auch auf mehr indirecte, als unmittelbare Weise, indem wir, nur kurz andeutend des Verfs. Ansicht über Goethe's Faust, dieser die, unserer Ueberzeugung nach einzig richtige gegenüberstellen. Wir hoffen, dies auf eine Weise thun zu können, woraus sich sowohl das Verkehrte, — fast möchten wir sagen Ruchlose, — der Schubarth'schen Welt-, und Lebensweisheit, als auch der Grund der Möglichkeit, selbige mit so viel Schein der Wahrheit in Goethe's Dichtung hineinzutragen, deutlich ergeben wird.

Die Miſsverständnisse über Goethe's Faust sind freilich älter, als das vorliegende Werk, welches wir indessen mit Recht als deren Gipfel betrachten dürfen. — Alsbald nachdem diese Tragödie in ihrer ersten, ungleich mehr, als auch die neueste Bearbeitung noch, als Fragment sich ankündigenden Gestalt erschienen war, begrüfste ein zahlreicher, an Geist und Bildung gewiſs nicht auf der untersten Stufe stehender Theil der Deutschen Nation dasselbe als das Evangelium einer neuen Welt- und Lebensweisheit. Es dauerte nicht lange, so ward es zur Aufgabe nicht für den Kunstrichter allein, sondern für jeden denkenden Menschen, dieses Evangelium zu verkündigen und zu deuten, und eine Reihe scharfsinniger Ausleger bestrebte sich um die Wette, alles Höchste und Tiefste, was die menschliche Brust zu hegen vermag, aus ihm herauszuziehen oder in dasselbe hineinzulegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Ueber Goethe's Faust. Vorlesungen von Dr. K. E. Schubarth.

(Fortsetzung.)

Manche unter diesen Auslegern mochten freilich nicht sowohl unmittelbar durch den Geist der Dichtung angeregt sein, als von Andern das Vorurtheil überkommen haben, dafs in jenem Gedicht ein Inbegriff der tiefsten Wissenschaft über Gott und Welt, über Gutes und Böses niedergelegt sei, wie einen reichhaltigern und vollständigern kein philosophisches System, keine gottverkündete Religionslehre jemals in sich enthalten habe. — Indessen hätte man diesem Unwesen noch lange, als einem harmlosen und unschädlichen Spiele, zusehen können, wenn nicht ein Umstand, der allerdings zum Theil in der Dichtung selber liegt, ihm eine ernsthaftere Seite gegeben hätte. In dem Werke selbst nämlich sind Elemente vorhanden, in denen die Unberufenen unter jenen Betrachtern und Bewunderern zufolge des alten Spruchs die Warnung hätte finden sollen: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt"! Elemente, die, wenn sie auf eine so unvorsichtige und unverständige Weise entfesselt werden, wie wir es haben geschehen sehen, zur verderblichen und verheerenden Flamme aufschlagen können. — Dafs nun dies, mehr als irgend eine andere, die Schrift des Hrn. Sch. gethan habe: dies ist es, worauf wir unsere Anklage gegen sie begründen. Die Lehre, die er aus dem Kunstwerke zieht, — denn dafs es eine Lehre enthalten müsse, ist Hrn. Schubarth eine ausgemachte Sache, der alle Philosophie zwar für Unsinn, dagegen aber die Poesie für die eigentlich berufene Weisheitslehrerin der Menschheit hält, — ist eine durchaus unsittliche und verwerfliche. Um eine Theodicee sein zu können, wird die Dichtung als eine Apologie des Teufels dargestellt: Mephistopheles ist es, den die von Hrn. Schubarth selbst „an's Religiöse streifend" genannte Aufgabe vollbringt, „die Unzufriedenheit des Faust mit der Welt an dem blofs äufserlich Schönen und Lockenden derselben zu Schande zu machen", um ihn auf den Punct zu führen, wo er auch die innere Schönheit derselben schätzen lernt, und durch Anstrengung seiner sittlichen Kraft den angestammten Sinn für dieselbe wiedergewinnt. Alle Schändlichkeiten und Verbrechen, die Faust im Gefolge des Mephistopheles begeht, erscheinen als nothwendige Stufen zum Gewinne jenes superieuren Selbstbewufstseins, welches man fast versucht wird, für das eigene, eingebildete, des Verfs. zu nehmen, der es am Schlusse seines Werkes, bei Gelegenheit der Helena, die er für den Schlufs der Tragödie hält, ausführlich schildert: eines Selbstbewufstseins, in welchem die äufserste, mit allen Schätzen nicht der Erde allein, sondern auch der Tiefen des Geistes gekrönte Verruchtheit urplötzlich, ohne alle Qual und Pein, nur weil sie ihrer selbst überdrüfsig ist, in heilige Gesinnung und Unterwerfung unter die Gottheit umschlägt.

Es wäre ein Leichtes, diese seltsame, der Goethe'schen Tragödie untergelegte Theorie umständlicher aus dem Schubarth'schen Werk zu entwickeln. Wir müssen jedoch, wegen des beschränkten Raumes, dieses Geschäft Anderen überlassen, die wir zu diesem Behuf auf folgende Stellen: S. 51—54. S. 102—108. S. 166—194. S. 204—227. S. 257—260. S. 331—336. S. 368—385. verweisen. Für ein weit dringenderes Geschäft halten wir es, zu untersuchen, wie sich der Dichter selbst zu ihr verhalte, und wie es hat geschehen können, dafs man eine so monströse Ansicht der Welt, der göttlichen und der menschlichen Dinge in ihm zu finden meinte. Die Lösung dieses Problems ist keineswegs eine einfache und leichte; wir müssen zum Behufe derselben von einer Erörterung des Verhältnisses ausgehen, in welches sich der Dichter zu der *Sage* vom

Faust gestellt hat, und zufolge seiner künstlerischen, ethischen und intellectuellen Individualität und seiner Stellung zu seinem Zeitalter, stellen mufste.

Wie in mehreren anderen Dichtungen Göthe's, so sehen wir auch im Faust den mythischen Inhalt zum Ausdrucke dessen umgebildet, was des Dichters eigene Seele im Innersten bewegte, und die Geschichte und Erfahrung seines geistigen und sittlichen, künstlerischen und thatkräftigen Lebens ausmachte. — Wir denken wenig Widerspruch zu finden, wenn wir den mit klaren Worten von dem Dichter selbst gethanen Ausspruch wiederholen, dafs die Gestalt des Helden dieser Trägödie, wie Goethe ihn aufgefafst hat, mit seinem Leben und Thun, mit seiner Liebe und magischen Wissenschaft aus den Erfahrungen erwachsen ist, die in der frühesten Periode der mächtig hervorquellenden Schöpferkraft seines Genius der Dichter an sich selbst gemacht. Aber Göthe, der Dichter und Mensch, war ein anderer, als der Faust der Sage; — was der letztere thut und erfährt, konnte kaum seinen allgemeinsten, von dem Dichter doch nicht vollständig zu verwischenden Zügen nach einem Charakter angemessen scheinen, wie Goethe ihn in jenem Zusammenhange allein zu geben vermochte.

Die Sage läfst Faust ein Bündnifs mit dem Teufel eingehen, mit dem bestimmten, sowohl der Person des Helden beigelegten, als auch in dem Religionsglauben, aus dem die Sage geflossen ist, durchaus begründeten Bewufstsein, dafs er hierdurch unwiderruflich der Macht des Bösen, der Verdammnifs, anheimfalle und jede Rückkehr zu Gott und zu seiner Erlösung sich auf ewig verschliefse. Niemand, der den alten Glauben und die Art, wie die Sage von ihm durchdrungen ist, auch nur oberflächlich kennt, wird bezweifeln, dafs hiermit das gesammte Streben nur Thun des mythischen Helden von dem verhängnifsvollen Augenblicke der Bundesverschreibung an, als ein durch und durch verkehrtes und böses bezeichnet wird. Erst die neuere Aufklärungsphilosophie, die alles Böse in einen Mangel, in eine Beraubung setzt, das Positive als solches aber identisch mit dem Guten nimmt, hat auf die Ansicht gebracht, dafs kein Wesen schlechthin böse sein könne, sondern dafs sich auch in dem Bösen noch einzelne, gut gebliebene Seiten unterscheiden lassen, dafs auch der Böse noch gut zu handeln vermag. Der Glaube der Sage ist das Gegentheil dieses rationalistischen; ihm gilt in dem Bösen auch das Positive, was man allerdings dem Göttlichen verwandt nennen mufs, weil es von ihm ausging und auch in der ärgsten Verkehrung, in dem wildesten Toben seiner entfesselten Elemente, noch an das Göttliche erinnert, und gleichsam dasselbe anklagt, als ein Böses, den Mächten der Finsternifs Verfallenes. Der Faust der Sage ist in jedem Sinne, was man neuerdings eine *edle Natur* zu nennen beliebt hat. Es ist nicht nur *nicht* das Gemeine, was seine Bösartigkeit ausmachen, was ihn dem Teufel beigesellen sollte: es ist der ausdrückliche Gegensatz gegen alles Niedere und Gemeine, der gewaltige Seelendrang nach dem Hohem und Edlen, welchem Edlen und Hohen die Seele, die von diesem Drange getrieben wird, nothwendig selbst verwandt und einst wenigstens, so scheint es, von ihm erfüllt sein mufste. Unverkennbar setzt die Sage voraus, dafs eben dieses Hohe und Edle in der Seele des Menschen nicht etwa durch seine Entfernung oder sein Verschwinden, sondern seinem positiven Wesen nach sich verkehrend, ausartend und von der Gottheit abfallend, dem Individuum ein Princip des Bösen werden könne.

Steht sonach schon in ihren allgemeinsten Voraussetzungen die Sage vom Faust in einem Widerspruche zu der Denkweise der Zeit, deren unaufhaltsam fortreifsendem Einflufs auch der Genius des Dichters in seiner Selbstbildung und seiner objectiven Schöpfung sich nicht entziehen konnte: so tritt dieser Widerspruch noch auffallender hervor, wenn wir den besonderen, eigentlich charakteristischen Inhalt der Sage in Erwägung ziehen. Die Sage, indem sie den Abfall Faust's aus dem Drange nach Wissen und Erkennen — wir setzen hinzu, denn auch hiervon lassen sich deutliche Spuren in ihr nachweisen: nach künstlerischem Schaffen und Bilden — hervorgehen läfst, als Folge des geschehenen Abfalls aber die, wenn auch nicht glückbringende, sondern von einem unheimlichen, gespenstischen Wehe begleitete Erfüllung dieses Dranges zeigt, verlegt hiemit den Sitz des Bösen und der Sünde, eben so wie des ihnen entgegenstehenden Guten, aus dem praktischen Gebiete in das theoretische. Der Begriff einer *schwarzen Magie* deutet auf eine Erkenntnifs und Bildkraft, die, nicht etwa nur unmittelbar Böses erzeugt, sondern selbst durch und durch böse und sündig, d. h. von Gott abgefallen und gegen ihn sich empörend, ist. —

Die alte Sage nimmt den lebendigen Menschen

als Ein untheilbares organisches Ganze als ein Wesen, welches nicht ein, von seinen erkennenden, handelnden und bildenden Kräften oder Vermögen unterschiedenes Selbst oder Ich *hat*, sondern dessen Ich oder Selbst eins und dasselbe in seinem Handeln, seinem Bilden und seinem Erkennen *ist*. Es giebt eine Sünde, nicht blofs des Willens, sondern auch des Gedankens, nicht blofs des Thuns, sondern auch des Seins: dies ist der geheimnifsvolle Sinn aller jener Sagen von einer dunklen und bösartigen Zauberwelt, die, wenn man sie dieses Sinnes entleert, wenn man den Teufel in ihr nur als das *Mittel* deutet, durch welches das, für sich edel und rein bleibende Streben nach Unendlichkeit der Erkenntnifs und vollendeter Fülle der Bildkraft befriedigt wird, zu unbedeutenden Mährchen werden. Nicht nur die verbrecherischen *Handlungen*, zu denen Mephistopheles den Faust verleitet, sind es, die den letzteren der Hölle eignen, sondern sein ideales Streben selbst, welches, wie es gut und göttlich war, so lange es durch das unsichtbare Band der göttlichen Liebe an die Gottheit und die ewige Weltordnung geknüpft blieb, so durch sich selbst und als das was es ist, und nicht etwa erst durch eine fremdartige Beimischung, zu einem frevelhaften, verruchten und sündigen wird, nachdem es sich aus jenem Bande losgerissen hat.

Der Teufel, von welchem die Sage erzählt, ist nicht eine fremde Macht, sondern das innerste Selbst des in den idealen Sphären der Geisterwelt auf diese losgebundene Weise Strebenden und gewaltsam das Höchste an sich Heranreifsenden. — Die Vorstellung, die sich in dem Christenthume von der Macht, die über den Abgrund herrscht, gebildet hat, geht dahin, dafs sie nicht etwa eine geistig ohnmächtige und nur sinnlich gewaltige ist, sondern dafs die höchsten Sphären der Ideenwelt ihr gleicherweise offen stehen, wie die innersten Tiefen der Natur und der Materie. Dies auf den Geist des Menschen angewandt, — denn nur von diesem vermögen wir zu reden, wenn wir die Sage vernünftig deuten und ihre Gestalten in Begriffe umsetzen wollen, — heifst offenbar nichts anderes, als dafs der Mensch durch die schwärzeste Sünde und die tiefste Verworfenheit keineswegs ausgeschlossen wird von der Erkenntnifs der Wahrheit und von dem Genufs und dem Schaffen des Schönen, ja dafs dieselbe geistige Kraft und Wahrheit, die in ihrem wilden, gesetzlosen Walten eine böse und sündige, oder vielmehr die Sünde und das Böse selbst ist, dafs eben sie in den tiefsten Sphären des Erkennens und des schöpferischen Bildens eindringt, und gleich dem Prometheus, die frevelhaft geraubten Schätze dem Menschen mittheilt. Freilich hat man eben so Recht, zu sagen, dafs die im Aufruhr gegen Gott erstürmte Wahrheit nicht mehr Wahrheit, sondern Lüge, die im geistigen Ehebruch gezeugte Schönheit nicht mehr Schönheit, sondern Häfslichkeit ist. Nur ist hierbei nicht aufser Acht zu lassen, dafs diese Lüge und diese Häfslichkeit mit der Wahrheit und Schönheit insofern auf gleichem Boden stehen, als auch sie, im Gegensatze des Endlichen und Gemeinen, des geistlosen, blofs sinnlichen, oder auch blofs abstracten Wissens und Machens, eine positive, ja unendliche Geistigkeit enthalten, die ihrem Ursprunge und Wesen nach mit dem Geiste der Wahrheit und Schönheit verwandt, ja identisch, in ihrer wirklichen Gestalt freilich die Verkehrung und Verzerrung dieses ächten Geistes ist. Es würde — um in der Sprache des Mythus zu reden, dem Teufel nicht gelingen können, die Gemüther der Menschen zu umstricken und zu berühren, wenn in seiner Lüge nicht die Elemente der ewigen Wahrheit, an denen der gemeine Sinn der Menschen keinen Theil hat, zerstückt und zerrissen freilich und in verkehrten Zusammenhang gebracht, enthalten wären; wie die Gestalt, in der er sich zeigt, nur jene gemeine, mit Hörnern und Pferdefufs gezierte Fratze, die Laute, in denen er zu ihnen spricht, nur die des giftigen Hohnes wären, und nicht eine Schaar jener liebreizenden Geisterknaben ihm zu Gebote stände, durch deren Stimme Mephistopheles den Faust in süfse Träume lullt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLII.

Précis de Géographie comparée. Par F. de Rougemont. Neufchatel, 1831. in 8. IX. u. 422 S.

Die Erwartung, welche dieser Titel hervorruft, dafs der Verf. die Erdkunde im Sinne ihrer neuern naturgemäfsen Behandlungsart zum Gegenstande seines Studiums gemacht haben werde, wird durch die Vorrede, wie durch den Inhalt des Buchs selbst auf eine erfreuliche Weise bestätigt. Wir lernen in dem letztern den Verf. als einen Mann kennen, der nicht blofs mit hervorstechenden Gaben für die Wissenschaft ausgerüstet, dieselben von den Früchten beachtungswerther Studien begleitet zeigt, sondern auch durch entschiedenen Ernst der Gesinnung

und damit zusammenhängende Tiefe seines wissenschaftlichen Strebens sich besonders auszeichnet. Wenn auch in seinen über die Natur seiner Aufgabe aufklärenden Worten: „*mon dessein est de représenter la surface de la Terre dans sa vérité matérielle et immatérielle, sous sa véritable forme extérieure et avec ses forces invisibles et ses idées divines*", der Pleonasmus darin auf einen noch jungen Mann deuten mag, so zeugt der in denselben ausgedrückte Gedanke doch von des Verfs. hohem, seiner ganzen Anstrengung würdigem Ziele; die von ihm hinzugefügte Bemerkung: *mais indiquer un pareil plan, c'est annoncer l'impossibilité de l'exécuter en entier*" zugleich, dafs er es keineswegs in seiner unbegränzten Entfernung zu erreichen glaube, sondern, wie seine in Hinsicht der Auswahl und Behandlung des geographischen Stoffes gemachten Aeufserungen darthun, durch beschränkende Beziehungen seiner Betrachtung nahe zu bringen weifs. In solcher Hinsicht bemerkt er nämlich: „*les continents et les peuples ont été l'objet principal de mes recherches; je n'ai donné à la mer, à l'air et au feu (l') qu'une attention secondaire, et j'ai dû laisser de côté la géographie des trois règnes de la nature*" und nachdem er die Bedeutung der verticalen Dimension der Erdoberfläche, bezugs welcher er die Continente vorzugsweise geschildert, zweckgemäfs herausgestellt: „*je me suis attaché de préférence à étudier l'influence de la nature sur les nations et sur l'humanité; et l'idée d'une grande harmonie entre la Terre et le développement de l'humanité est en quelque sorte l'ame de tout cet ouvrage. Mais comme je ne voulais pas empiéter sur le domaine de l'histoire, j'ai dû fréquemment poser les faits géographiques sans en déduire toutes les conséquences historiques*".

Unter Beachtung der hier angegebenen Begränzung seiner Aufgabe, welche zunächst durch den Bezug derselben auf die Befriedigung von Schulbedürfnissen bedingt wurde, dürfen wir die Auflösung derselben im Ganzen schon der öffentlichen Anerkennung wärdig halten. Nachdem der Verf. besonders nach dem Gesichtspunkte der lothrechten Ausdehnung im Allgemeinen naturgetreu die Continente in kleinere Abtheilungen gesondert und diesen die historisch-politischen untergeordnet, führt er innerhalb der so gewonnenen Umrisse die Detailschilderung selbst mit gleichem Glücke aus. Indem er zu diesem Zweck die charakteristischen Grundzüge der Lage und Gestalt der verschiedenen Ländermassen, ihres Klima's, ihrer Production und ihrer Völker hervorhebt, in das Topographische aber nur wenig eingreift, dabei stets bemüht ist, in ihren beherrschenden Punkten die Dinge zu geben, niemals durch Aufzählung beziehungsloser Einzelnheiten ermüdend wird, vielmehr durchweg gedrängten Sachreichthum zusammenhängend verarbeitet in einer klaren, bezeichnenden Sprache zu Tage fördert, kann es nicht fehlen, dafs er den Leser sowohl zu einer lebendigen Auffassung des Erdkörpers leitet, als auch vornämlich durch mehrere, grofsentheils nur angedeutete Vergleichungen verschiedener, aber analoge Verhältnisse darbietender Erdräume zu einem fernern fruchtbaren Nachdenken über dieselbe veranlafst.

Gleichwohl können wir sein Buch nicht als ein Erzeugnifs betrachten, welches dem gegenwärtigen Standpunkte der geographischen Wissenschaft in Materie und Form völlig angemessen sei, und eben so wenig als eins, das die heute an ein Lehrbuch in pädagogischer Hinsicht zu machenden Forderungen zu befriedigen vermöge. Wenn es auch nirgends grobe positive Irrthümer zeigt, insofern eine gute Ausnahme von nicht wenigen in Französischer Sprache geschriebenen Erdkunden macht, sogar theilweise, wie der Verf. mit eben so viel männlicher Offenheit als aufrichtigem Dankgefühl selbst bekennt, als fast reines Ergebnifs der von Ritter an der hiesigen Universität gehaltenen Vorlesungen anzusehen ist, indem namentlich in der Einleitung zum Ganzen und in den Schilderungen des östlichen Continents, des Meisters Züge unverkennbar hervortreten; der Verf. auf ähnliche, Natur und Mensch verknüpfende Weise auch die übrige Erdoberfläche darzustellen erfolgreich strebt, neue Beziehungen auffindet und durch tiefgreifende, obgleich nur in den ersten Grundlinien geführte Charakterisirung manches Volks auf dieser Seite ebenfalls Erkleckliches leistet; so dürfen doch auch mehrere erhebliche Mängel seiner Darstellung nicht übersehen werden, unter welchen wir namentlich glauben herausheben zu müssen: dafs die Oceanische Seite der Erde beinahe allein in ihrem äufsern Umfange in ihrer Küstenbegränzung der Betrachtung unterzogen, ihre eigentlichen Organe dagegen: die durch die Strömungen gebotenen Schiffahrtslinien und deren auf die Entwicklung der Völkerverhältnisse geäufserten und immer fortgehenden Einflufs kaum beachtet, eben so die Schilderung der klimatischen und productiven Verhältnisse mehrerer Erdstriche, allzugenerell gehalten wird, um noch sprechend treue Züge zu den ohne sie gebildeten Beschreibungen darzubieten. — Als Lehrmittel aber zum Gebrauch in öffentlichen Anstalten das Buch angesehn, wozu es gleichfalls dienen soll, fehlt demselben diejenige innere Anordnung, durch welche es hätte fähig werden können, den stets auf ein bestimmtes Mafs, von Zeit und Kraft begränzten Unterricht so angemessen als möglich zu unterstützen; es entbehrt dasselbe auch einer zu solchem Behuf unabweislich erforderlichen *durchgängig* sorgfältigen, ob auch blofs skizzirten Behandlung sämmtlicher Stücke des Lehrstoffs, welchen Mangel sogar einzelne Glieder der im Allgemeinen gelungenen Beschreibung des verticalen Gebiets zeigen; der durch eine Berufung des Verfs. auf R. v. L's. vortrefflichen Atlas, als auf eine nothwendige Ergänzung seines Buchs nicht gedeckt wird; einerseits weil Karten überhaupt nicht eine die charakteristischen Hauptmomente eines Erdraums anschaulich verübersführende Schilderung zu ersetzen vermögen, andererseits dieser Atlas selbst nicht blofs hinsichtlich seiner innern Anlage einer strengern methodischen Ausbildung für den Unterricht entgegenreifen mufs, sondern auch in einigen Blättern, die mangelhaft lithographirt oder seit ihrem Erscheinen in der Zeichnung etwas veraltet sind, versteht sich ohne Schuld ihres durch Gründlichkeit der Forschung bekanntlich ausgezeichneten Vfs. des berichtigenden Griffels wieder bedürfen.

v. Felgermann.

№ 67.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Ueber Goethe's Faust. Vorlesungen v. Dr. K. E. Schubarth.

(Fortsetzung.)

Auch die Hölle hat, — sonst vermöchte sie nicht zu *sein*, — ihre Freuden und Genüsse, mitten unter ihrem furchtbaren Grauen und ihrem namenlosen Wehe; und zwar nicht grob sinnliche, sondern geistige Genüsse des Wissens und Schauens, des Bildens und Schaffens. Aber den Guten und den Reinen graut vor diesen Genüssen nicht minder, wie vor ihren Schmerzen; und ein Gemüth, welches die Güter der Pandora vom Teufel zum Geschenk annimmt, muss, schon ehe es durch das verhängnisvolle Wort dieses Vertrages sich die Pforten der Verdammniss aufschliesst, von den Mächten der Finsterniss beherrscht worden sein.

Der hier bezeichnete Punkt ist es, an welchen sich in neuerer Zeit das Missverständniss der Faustischen Sage geknüpft hat, wodurch die Verpflanzung derselben in ein, der Poesie, und zwar der edelsten und tiefsinnigsten, zwar gleichfalls nicht unzugängliches, aber ihrem ursprünglichen Sinne fremdes Gebiet veranlasst ward. Die Sage bezeichnet das ideale Streben des Faust als Frevel, oder setzt voraus, dass es Frevel sei; die neuere Zeit gefällt sich in dem Gedanken, dass eben dieses Streben nach allem Höheren als solches das eigentliche Gute sei. Wir sprechen hier nicht von der flachen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, sondern ausdrücklich von der Denkweise der Geistreichen und einem tieferen Gehalte des Lebens und des Erkennens Entgegenstrebenden. In dieser Denkweise muss eine solche Akrisie — man verstatte uns einstweilen diese Bezeichnung — des geistig Guten und des geistig Bösen, selbst eine hohe, eine welthistorische Bedeutung haben. Daher es unverständig wäre, sie auch, wenn man von ihren Irrthümern überzeugt ist, und den Sinn des alten Glaubens und der alten Sage für den tieferen und den wahren erkannt, auf kleinliche Weise tadeln und meistern zu wollen. Es ist die Akrisie eines, seiner früheren, weltgeschichtlichen Gestaltung verlustig gegangenen, eine neue Wahrheit suchenden und mit den Geburtswehen einer noch unbekannten Zukunft ringenden Geistes; jene Akrisie, die den merkwürdigsten Characterzug bereits der Periode des ersten Auftretens von Goethe's Dichtergenius ausmachte, aber eben jetzt noch, weit entfernt, überwunden zu sein, einen neuen theoretischen Boden gewonnen hat. Wie damals, in jener sehr bezeichnend so genannten *Sturm- und Drangperiode* Deutscher Litteratur und Poesie, die Gabe des *Genie's* für den Inbegriff alles Wünschenswerthen galt, nach dem Alle strebten, und durch die sie als durch eine unbedingt erlösende Macht einen Freibrief auch für Ausschweifung und Frevel aller Art zu erhalten meinten: — so gilt noch jetzt in der philosophisch und ästhetisch gebildeten Weltansicht unsers Zeitalters fast durchgehends der *Genius*, — wäre er auch der Genius eines Byron oder eines H. Heine, — für dasselbe, was der Christliche Sinn einer früheren Zeit den *Geist Gottes* nannte; und der Glaube jener Zeit, dass es neben den guten auch böse Genien gebe, ist entweder vergessen, oder „in das Fabelbuch geschrieben". Der Grund dieser Erscheinung ist: ein anderes heisst *gut* dem, der sich in dem Besitze einer vollständigen religiösen Weltanschauung und Lebensgestaltung befindet, und durch diesen Besitz in Stand gesetzt wird, das Aechte und Wünschenswerthe von dem Falschen und Trügerischen zu unterscheiden; ein anderes dem, der diesen Besitz entbehrt, aber seinen Mangel fühlt und ihn auszufüllen strebt. In dem erstern Falle befanden sich unsere Voreltern, unter denen die absolut geistige Gestaltenwelt des Christenthums noch lebendig war, und ihr Gemüth ausfüllte und sättigte, in dem letztern befinden wir uns, die nach einer neuen Gestaltung des Geistes hungert und dürstet, und die wir noch nicht

wissen, wie wir diesen Durst löschen, das ungestillte Sehnen befriedigen sollen. Gewifs nicht umsonst und ohne Grund erwarten wir diese Befriedigung von dem *Genius*, denn dieser ist das schöpferische Princip in der Menschenwelt, der Keim eines höhern Geisterlebens inmitten dieses endlichen und irdischen, und nur durch ihn vermag auch die Gottheit selbst sich den Menschen zu offenbaren und unter sie herabzusteigen. Daher jene Vergötterung des Genius in allen Gestalten, in denen er auftritt — welche Vergötterung man fast die Religion unsers Zeitalters nennen möchte. — Aber nicht jede Aeufserung des Genius ist eine gottbeseelte und segenreiche, ist Offenbarung Gottes auch nur in jener weiteren Bedeutung, in welchem alles im reinen und ächten Sinne Wahre, Schöne und Gute, Offenbarung genannt werden darf.

Die Zeit, in welcher die Goethe'sche Dichtung *Faust* entworfen, und ein Theil ihrer Scenen ausgeführt ward, ist jene, in welcher, gegenüber der leeren Abstractionserkenntnifs, und der gegen allen hohen Gehalt sich verneinend verhaltenden Verstandesaufklärung, die schöpferische Götterkraft des Dichtergenius unter der Deutschen Nation in einem denkwürdigen Kreise begabter Individuen zum Bewufstsein ihrer selbst gelangte, und, ihrer Fesseln entledigt, wild und ungezügelt, einem Strome gleich, der durch seine Dämme bricht, hervorstürzte. Es war, im Gegensatze aller bestimmt begrenzten Richtungen und Bildungsformen, die unmittelbare, chaotische Naturkraft des Genius, die als solche sich Luft machte, und die Anerkenntnifs für sich, dafs sie allein und schlechthin durch sich selbst den Inhalt der Welt und die Bedeutung des Lebens ausmache, zu erstürmen suchte. Den conventionellen Formen der bürgerlichen, kirchlichen und litterarischen Wirklichkeit gegenüber erschien dieses Streben als ein Niederreifsen aller Schranken, welche Gesetz und Sitte der Leidenschaft und dem ungebändigten Naturtriebe gezogen haben. Die Verstandesaufklärung jener Zeit, so sehr sie allen höhern Gehalt aus dem Leben hinwegzuräumen beflissen war, hatte diese Schranken zu stürzen nicht vermocht, sie hatte im Gegentheil, um ihre Blöfse zu bergen, sich hinter sie geflüchtet, und erst ihre allmälig erfolgende Durchdringung mit dem höhern, nach neuen Geburten ringenden Genius, vermochte später das gewaltige, welterschütternde Werk jenes Umsturzes zu vollbringen. — Von dem schöpferischen Geiste entleert, der in frühern Jahrhunderten sie gegründet hatte, konnten diese Formen allerdings auch jenen frühesten Lebensregungen des neu erwachenden Genius nur fremd und hemmend gegenüberstehen, und das Ankämpfen gegen sie mufste mit dieser Lebensregung selbst zusammenfallen. Aber jeder Kampf gegen diese Mächte, in denen auch nach ihrer Entartung noch die Kraft ihres göttlichen Ursprungs fortwirkt, rächt sich an dem Kämpfenden durch die Gefahr der Verwilderung und Entsittlichung. Wohl hatte auch das Streben und Treiben jener denkwürdigen Litteraturperiode seine tragische Seite; wir sehen die Strebenden statt die rohe Naturkraft ihres Talentes zu zügeln und durch den Ernst und die Arbeit angestrengter Selbstbildung allmälig zu dem Ideale sich emporzuarbeiten, auf jene Naturkraft trotzen und allen wilden Begierden und Leidenschaften Raum geben, und in dieser Richtung, wie der unglückliche *Lenz*, der eigentliche Repräsentant, gleichsam die wurmstichige, frühzeitig abgenutzte Blüthe dieses rauhen und stürmischen Geisterfrühlings, bis zum Wahnsinn fortgetrieben werden.

Von dem eben genannten Dichter, und von manchen andern seiner Zeitgenossen unterscheidet sich der höhere, edlere und reinere Genius jener Zeit, der Dichter, den wir, nach Verlauf eines halben Jahrhunderts, an geistigen Entwicklungen reicher, als sonst Jahrhunderte sind, noch vor wenigen Monaten den Unsrigen, den Chorführer unsers eigenen Zeitalters im höchsten geistigen Sinne nannten, — dadurch, dafs er die geistige Bewegung jener Epoche zwar nach ihrem ganzen Umfange und ihrer vollen Tiefe in seinem Innern durchlebte und reiner und vollständiger als irgend ein Anderer, in seinen Schöpfungen ausprägte, aber nicht sein höheres Selbst durch sie fortreifsen liefs, sondern sie bezwang und durch sie hindurch zu jener höhern Ruhe und Verklärung des Geistes gelangte, in welcher die dort wild und regellos durch einander wogenden Elemente geschieden, und zur lebendigen Harmonie im höhern Sinne organisch verbunden sind. — Wir wissen wohl, dafs vor kurzem, und zwar von einer Seite her, wo man das tiefste Verständnifs unsers grofsen Dichters zu erwarten gewohnt und berechtigt war, Stimmen verlautet sind, die jene früheste Periode des Goethe'schen Genius für die reichste, reinste und herrlichste erklären, für die einzige, in der er eigentlich der Dichter unserer Nation genannt werden dürfe; sein späterer

Umschwung aber und seine Einkehr in die Welt des antiken und zugleich, — denn wirklich erblicken wir in ihm dieses beides auf wunderbare Weise vereinigt, — des sittlichen Ideales für einen Abfall von seiner eigentlichen Bestimmung, für einen Verrath an der Natur, die ihn so herrlich begabte, und deren milden, mit üppiger Gewalt fortreifsenden Zug er darum, — so will man uns überreden, — blindlings hätte folgen, vor dem Rufe der Idealschönheit aber, und vor der Stimme des Gewissens, die beide Zügelung der Natur und edlere Sitte von ihm forderten, sein Ohr, wie vor einem Sirenengesange verstopfen sollen. Wir lassen uns nicht blenden durch den Glanz des Namens, der neuerdings diesen und ähnlichen Meinungen Gewicht zu geben versucht hat; in der That scheinen dieselben aus einer vielfach getrübten, ja vergifteten Quelle zu fliefsen, aus einer solchen, in welcher die nämlichen unreinen und bösartigen Elemente, die in der erwähnten Epoche aufgeregt wurden, nicht nur vorhanden, sondern noch gesteigert sind. Unsere Ueberzeugung ist die entgegengesetzte, die zu unserer lebhaften Freude neuerlich ein geistvoller, in das Heiligthum Deutscher Poesie gründlich eingeweihter Ausländer (*Carlyle* im *Foreign Review*) ausgesprochen und trefflich durchgeführt hat. Nicht ein Rückschritt, sondern ein Vorschritt ist die Wiedergeburt zu nennen, die Goethe's Genius um die Zeit erfuhr, als er in der Welt Italiens und der alten Hellas heimisch ward, und dort das Bewufstsein eines Ideales schöpfte, welches zu seinen frühern Idealen sich wie die gediegene Klarheit des Geistes und der Vernunft zu der ungebändigten Kraft der Leidenschaft und des Naturtriebes verhält. In der auf den Moment dieser Wiedergeburt nachfolgenden Periode seines Schöpfergeistes ist die frühere, aber nicht umgekehrt in der früheren die spätere, verklärt enthalten, und Iphigenie, Tasso, Meister sind die goldenen Blüthen in Goethe's Dichterkranze, während Berlichingen, Werther und Faust nur eben im Aufbrechen begriffene Knospen sind.

Es liegt in den ewigen Gesetzen, denen die Geisterwelt eben so, wie die Natur gehorcht, dafs ein Geist, der jene unreife und chaotische Periode des genialen Strebens nur durchging, um sich über sie zu erheben, auch innerhalb ihrer selbst keineswegs den Geistern gleichartig erscheinen konnte, die auf dem niederen Standpuncte stehen zu bleiben, oder in jenem neusten Treiben unterzugehen bestimmt waren. Vorzeichen und Ankündigungen der späteren Erhebung und Verklärung sind schon den frühesten Werken Goethe's deutlich aufgeprägt, und sie eigentlich sind an diesen Werken das Siegel ihrer Unsterblichkeit. Vor allen gilt dies von dem Fragmente des Faust, einer Dichtung, in welcher recht eigentlich das Ende und der Abschlufs jener frühen Periode des Goethe'schen Dichterlebens niedergelegt, und das Bewufstsein, welches der Geist dieser Periode, ohne noch, wie er später in Goethe that, sich aufzugeben und an einen höhern Geist zu entäufsern über sich selbst gewonnen hatte, ausgesprochen ist. Schon die Wahl des Stoffes (die indessen nicht Wahl, sondern unwiderstehlicher Drang des Genius war) scheint aus diesem Bewufstsein hervorgegangen; wiewohl wir freilich auf diese nicht allzugrofses Gewicht zu legen haben, da um dieselbe Zeit auch ein anderer Dichter diesen Stoff, ohne sich über seine Zeit zu erheben, bearbeitet hat. Dieses aber unterliegt keinem Zweifel, dafs Goethe in der Sage vom Faust die Lösung eines Räthsels verborgen ahnete, welches auf jener Stufe selbst noch ein Räthsel bleiben mufste. Der Sinn der Sage ist die Verwerfung dessen, was der Sinn jener Zeit für das Edelste und Höchste nahm, und Goethe, ohne selbst noch zu dieser Verwerfung sich zu entschliefsen, und hierin allerdings, — wir wagen es auszusprechen, — hinter dem Sinne der Sage zurückbleibend, fühlte sich doch um so mächtiger und geheimnifsvoller von ihr angezogen, als in ihm eben das Bewufstsein von der finstern Seite jenes genialen Treibens aufzudämmern begann.

Goethe's Faust trat zuerst in Gestalt eines Fragmentes auf, und alles vom Dichter bis jetzt Hinzugegebene hat — trotz aller kunstreichen und scharfsinnigen Versuche der Ausleger, eine Ausfüllung und einen Abschlufs darin zu finden, — nicht den Erfolg gehabt, für den, zwar nicht der Dichter, aber das Publicum, es bestimmte. Die Dichtung ist Fragment geblieben, und es liegt, wie schon vorlängst ein trefflicher Kritiker bemerklich gemacht, in ihrer ersten Anlage und Natur, Fragment zu bleiben. Man hat in diesem Umstande den Ausdruck oder die nothwendige Folge eines Mifsverhältnisses finden wollen, in welchem sich der Dichter, nicht als Dichter, sondern als Mensch überhaupt, zu seiner riesenhaften Aufgabe befinden soll. Diese Aufgabe nämlich pflegt man für keine andere, als die einer *Theodicee* zu halten, in ähnlichem Sinne, wie in welchem Leibnitz eine solche wissenschaftlich zu lie-

fern versuchte; — ein Unternehmen, die Gottheit wegen des Uebels, das in der Welt sich findet, zu rechtfertigen, dergestalt, dafs solches Uebel als nothwendiges Mittel zum höchsten Guten dargestellt werde. Setzt man hierbei voraus, wie Manche jener Deuter dies voraussetzten, dafs die dem Menschen vergönnte Erkenntnifs zu einer befriedigenden Lösung dieses Räthsels nicht ausreiche: so wäre die Nichtvollendung eines Werkes, welches diese Lösung nicht nur zu finden, sondern, was unstreitig mehr ist, dichterisch auszusprechen und zu verkörpern sich unterfing, nur die unvermeidliche Folge des ungehörigen Unternehmens. Wie man wegen eines solchen die Aufgabe der dramatischen Poesie doch wohl mit der Aufgabe der speculativen Wissenschaft verwechselnden Versuche, den Genius des Dichters rechtfertigen will, mufs Jenen nachzuweisen überlassen bleiben, die in aller Dichtung nur reflectirende Weltweisheit zu finden sich gefallen. Wir unsererseits halten die fragmentarische Gestalt der Goethe'schen Tragödie für die Folge eines anderen, leichter zu entschuldigenden und zu erklärenden Mifsverhältnisses, nämlich dessen, welches obwaltet zwischen dem Sinne seiner Dichtung und dem Sinne der Sage, die den Stoff der Dichtung gab. Ein Mifsverhältnifs nennen wir diese Entfernung von dem Sinne der Sage (welche in anderen Dichtungen, z. B. der Iphigenia, eine Umbildung und sogar eine Verklärung der Sage durch das Gedicht genannt werden kann) darum, weil der Dichter hier nicht, wie anderwärts allerdings der Fall ist, den Sinn der Sage und die gesammte Weltanschauung, aus der dieselbe hervorgegangen, beherrscht, und frei darüber schwebt. Wir möchten vielmehr sagen, dafs der Dichter, von seinem persönlichen und dem Standpunkte seines Zeitalters aus die Gestalten der Sage neu schaffend und den reichen Inhalt seiner Lebenserfahrung in sie hereinbildend, — nichtsdestoweniger ihre eigentliche innerste Bedeutung erst *sucht* und durch die Betrachtung der Sage zu gewinnen trachtet, deren vollständig gefundenes Verständnifs ihm — so scheint er zu glauben — erst den Schlüssel zu dem Sinne seiner eigenen Dichtung und den springenden Punkt, um diese zur organischen Einheit zu gestalten, geben würde. Aber die Gestalten der Dichtung sind gleich von vorn herein in einem der Sage fremd bleibenden Sinne, obgleich mit ausdrücklichem Bezug auf die Sage und mit dem Hinstreben nach deren Mittelpunkt, entworfen: darum vermag auch die Sage nicht ihnen zu geben, was sie doch ohne dieselbe, dieser ihrer wunderbaren Anlage zufolge, nie erlangen können.

Es ist kein Zweifel, dafs Faust, wie Goethe ihn uns darstellt, als ein, seinem innersten Wesen und Selbst nach, edler Character erscheint, an dem das Böse nur als oberflächlicher Anflug haften, und den Mephistopheles nur für eine Zeit lang als Diener und Gesell begleiten soll. Davon mufs Jeden, auch der aus dem Geiste der Darstellung im Ganzen es zu schliefsen Anstand nähme, der „Prolog im Himmel" überzeugen, der ja, wenn Faust wirklich untergehen sollte, eine Beleidigung der Gottheit wäre. Was insonderheit das Streben nach Wissenschaft, nach dichterisch-philosophischer Weltansicht betrifft, so zeigt sich, wie Goethe dieses Streben durchaus rein hält, und den Fall seines Helden nicht als ein Umschlagen des idealen Strebens selbst, sondern als ein Herabsinken zu Sinnlichkeiten angesehen wissen will, auf das deutlichste darin, dafs dieser Faust nicht, wie der Faust der Sage, vom Teufel Wissenschaft und Lösung der höchsten Räthsel verlangt, sondern ausdrücklich dieser entsagt und in den Strudel glühenden Lebensgenusses gestürzt zu werden begehrt. Hier nun, auf diesem, in Begleitung des Mephistopheles neu angetretenen Lebenslaufe, ist freilich nicht zu läugnen, dafs der Dichter ihn mit Entsagung aller sittlichen, und nur vorübergehendem Anklingen der intellectuellen Interessen bis nahe an die Stufen der Frivolität und verbrecherischen Selbstsucht fortgeführt werden läfst. Es fragt sich: wie sollen wir dies deuten, ohne auf jenen Abweg Schubarths und anderer Ausleger zu gerathen, nach deren Ansicht alle Verirrungen, alle Sünden und Verbrechen Fausts nichts Schlimmeres wären als „Verfehltes auf der Erde, woran sich Faust aufser Schuld weifs, sich also auch nicht darüber abhärmen und den Kopf zerbrechen darf, da das Universum, der Herr, ja überreich ist, um die Lücken eines ganzen Erdendaseins sofort zu suppliren".

(Der Beschlufs folgt.)

№ 68.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Ueber Goethe's Faust. Vorlesungen von Dr. K. E. Schubarth.

(Schluſs.)

Ist es wahr, oder ist es wirklich die Meinung des Dichters, daſs „ein in seiner allgemein menschlichen Begrenztheit sich unbehaglich fühlender Character das Recht hat, sich über alle Grenzen und Schranken, die dem Menschen nothwendiger und zufälliger Weise gezogen sind, hinaus zu versetzen, um mit der Phantasie in jener ungebundenen, doch gefälligen, Willkürlichkeit und Zügellosigkeit den nie endenden Wettstreit zu beginnen"?

Wir unsererseits glauben nicht, dem unsterblichen Dichter zu nahe zu treten, wenn wir behaupten, daſs seine herrliche Dichtung, was die, philosophisch ihr zum Grunde liegende, ethische Weltansicht betrifft, von einem skeptischen Standpunkte aus entworfen ist, von einem solchen, den er zu überwinden rang, aber zur Zeit der ersten Conception des Werks noch nicht überwunden hatte, und auch, wiefern er ihn später überwand, die Resultate dieses Sieges nicht mehr in dasselbe hineinzubilden vermochte. Wie allenthalben aus dem Zweifel, aus der noch unsicher und haltlos umherirrenden Betrachtung sich die Wahrheit und die klare Zuversicht emporarbeitet: so bezeichnet das Goethe'sche Dichterwerk eben dadurch den Abschluſs jener Periode der wüsten Naturkraft des dichterischen Genius, und den nahenden Beginn einer höheren Periode, daſs es, hervorgegangen zunächst nur aus dem allgemeinen Bewuſstsein der Möglichkeit einer Beimischung bösartiger Elemente in die Reinheit des idealen Strebens, solche Vereinigung streitender und widersprechender Elemente nur problematisch hinstellt, als eine Thatsache, die schwerlich geläugnet werden könne, deren Bedeutung aber noch unklar sei. Die Sage von jenem finstern Magus klang in tief bedeutsamen Tönen zu dem Genius herüber, der wenigstens nach einer Seite hin die Schilderung der Elemente, die damals in trüber Mischung durcheinander gohren, zu vollbringen berufen war; es drängte ihn, sie zu gestalten, zum Symbol nicht sowohl der auszuscheidenden Elemente, als vielmehr eben jener wüsten Periode ihrer Vermischung. Denn, wie die eigentliche Bestimmung unsers Dichters wesentlich diese war, durch Heranziehung und schöpferische Gestaltung eines positiven Ideals der Schönheit und aller edlern Geistesbildung die Nebel zu zerstreuen und die Geister seines Zeitalters zu beleben und zu erfrischen: so blieb ihm das eigentliche Element des Gegensatzes jederzeit fremd, und die Darstellung desselben ward von ihm unwillkürlich in den milderen Aether jener Idealwelt, in der er selbst immer mehr und mehr heimisch ward, hinübergespielt. So oft daher der Dichter später zu dem Werke seiner Jugend zurückkehrte: so konnte er dasselbe nie auf die Weise umgestalten, wie es hätte umgestaltet, ja von Grund aus umgeschaffen werden müssen, um in entsprechend tiefem, klarem und vollständigem Sinne die tragische Darstellung des bösen Genius zu enthalten, wie einige der edelsten Werke seiner reifsten Periode das Ideal und den Genius des Guten und Schönen dichterisch verwirklichen. Die Anschauungen und Erlebnisse seiner Jugendzeit, die er in diesem Werke niedergelegt und mit den Erfahrungen und Reflexionen eines spätern Alters durchwoben hat, sind so tiefe und gewaltige, ihre Darstellung eine so frische, urkräftige und tief poetische, die Gedankenfülle endlich, die sich in einem solchen Geiste an diesen Inhalt knüpfen, und durch ihn, bei jedem neuen Hinzutreten zu demselben, immer neu angeregt werden muſste, eine so reiche und umfassende, daſs in allen diesen Beziehungen die Tragödie Faust den höchsten Werken Goethe's würdig zur Seite steht, und mit vollem Rechte ihnen beigezählt wird. Allein daſs dieselbe, bei all ihrer Herrlichkeit im Einzelnen, der eigentlich dramati-

schen Einheit und Abgeschlossenheit entbehre: dieses Urtheil, wie wir es auf einer gediegenen Anschauung der Grundidee sowohl der Sage, als auch der Dichtung begründet glauben, wird auch bei unbefangener, nicht reflectirender, sondern dem unmittelbaren Eindruck rein sich hingebender Auffassung des Poetischen bewährt. In dem ersten Fragmente war Stil und Darstellung noch völlig aus Einem Gusse, und dieses hatte sonach wenigstens die Einheit, die ein Bruchstück als solches haben kann. Die bei der späteren Ueberarbeitung eingeflochtenen Scenen, von so hohem und seltenem Werthe sie für sich betrachtet sind, haben dem Werke jene Einheit des Grundtones entzogen, ohne die eigentlich künstlerische Einheit, die es zum dramatischen Organismus gestalten würde, ihm geben zu können. Den vom Dichter zwar sogenannten „zweiten Theil" der Tragödie und das Zwischenspiel Helena kann Referent, wie er anderwärts (in den letzten Blättern der im Jahre 1828 eingegangenen „Dresdner Morgenzeitung") umständlicher auseinandergesetzt, nicht einmal als Fortsetzung des früheren Gedichts, sondern mufs sie als selbstständige Dichtungen betrachten; was höchst wahrscheinlich auch von den noch nicht bekannten, aber sehnlich von allen Verehrern des grofsen Abgeschiedenen erwarteten nachgelassenen gelten wird, durch dessen blofse Ankündigung übrigens die Meinung Schubarths sich widerlegt, als ob das Ganze mit Helena beschlossen sei. — Noch können wir, um unsere Ansicht zu unterstützen, nicht unbemerkt lassen, dafs der Genufs und die Geistesnahrung, die alle Gebildete unserer Nation in so überschwenglich reichem Mafse aus der unsterblichen Dichtung ziehen, ungleich mehr das Resultat des unablässigen, von früher Jugend an mit begeisterter Liebe gepflogenen Studiums ist, als, wie bei andern Werken unsers Dichters, und noch auffallender bei den Shakespeare'schen eines gewaltigen, augenblicklich mit Einem Schlage sich ergebenden Totaleindrucks. Freilich liegt es um so näher, das, was durch solchen Totaleindruck nicht gewährt wird, verborgen und verhüllt in dem Werke zu glauben, und ihm wie einer geheimnifsvollen nur dem emsigsten Studium sich offenbarenden Weltweisheit nachzugehen. Auch läugnen wir nicht, dafs die Blüthen und die Früchte solcher Weltweisheit in üppiger Fülle durch die Dichtung ausgestreut sind, und dafs, ihnen eifrig nachzuspüren, allerdings der Mühe lohne. Nur vor dem Abwege zu warnen, hielten wir für Pflicht, auf den die Meinung, als sei das Ganze eine in sich abgeschlossene, zugleich poetische und philosophische Einheit, ein System der tiefsten und vollendetsten Erkenntnifs und Wissenschaft, so Viele schon hingeführt hat.

C. H. Weifse.

XLIII.

Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre, mit Berücksichtigung der Theorien Becker's, Herling's, Schmitthenner's und anderer Sprachforscher; als Prolegomena zu jeder künftigen allgemeinen Grammatik, welche als Wissenschaft wird auftreten können, von Dr. Karl Hoffmeister. Erstes und zweites Bändchen. Essen, bei G. D. Bädeker. 1830.

Das vorliegende sehr interessante Werk kann leicht von Verschiedenen eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren, ohne dafs es nothwendig wäre, dabei an Partheilichkeit für und wider, oder an ein gänzliches Mifsverständnifs, wie es immer *grofsartige*, wissenschaftliche Leistungen eine Zeit lang trifft, zu denken. Es herrscht nämlich darin weder mit kräftiger Einseitigkeit Ein Moment des Wahren, noch die ganze Wahrheit; die letztere will der Verf., aber er erreicht sie oft nur halb; es findet sich eine merkwürdige Mischung von Mifsgriffen und bedeutenden Blicken, von Tiefem und Seichtem, und eben so in der Darstellung in mehrfachen Beziehungen, die wir hier nicht weiter aufzählen können, eine ähnliche Ungleichheit. Den Grund dieser Erscheinung glauben wir vor allem in einem entschiednen Mifsverhältnifs der philosophischen Ansicht, zu welcher der Verf., (und zwar mit einer ganz eigenen naiven Unbekanntschaft mit dem, was sonst in der philosophischen Welt vorgeht,) sich bekennt, zu dem ihm eigenthümlichen grammatischen Talent und Scharfsinn zu finden. Hier mufs eine allgemeine Characteristik derselben um so mehr genügen, da sie schon widerlegt ist durch die neuere Philosophie. Sie erschöpft sich *einerseits* in dem Aufsuchen und Finden von Gegensätzen, aber nicht von lebendigen, aus einer Einheit hervor- und wieder in eine neue Einheit zusammengehender, sondern von todten, bewegungslos sich ausschliefsenden; *andrerseits* in dem Schrecken über die

dürren, farblosen Schemen, wozu auf diesem Wege die concrete, farbige Welt zusammensinkt, und in dem hieraus hervorgehenden Bemühen, Leben und Bewegung auf irgend eine andre Weise als durch das Denken wieder herbeizuschaffen. Denn nach dem Lebendigen treibt es den Menschen mit unwiderstehlichem Drange; ist ihm der *Begriff* als ein Todtes und Unwahres erschienen, so muſs er das Leben und die Wahrheit im Gefühle suchen. Aber was ist das so nur abstracte Gefühl mit seinem trotzigen Pochen auf göttliche Lebendigkeit! Darauf, um ganz auf unsern Verf. einzulenken, kann es nicht leicht eine interessantere Antwort geben, als in den Verkehrtheiten liegt, in welche ihn diese Philosophie bei der Abhandlung über die Interjectionen (2. Bdchn. §. 15.) verwickelt hat. Dieser armen, allerdings von den Grammatikern wie Stiefkinder der Sprache etwas hart und unfreundlich behandelten Wesen hat sich der Verf. auf das wärmste angenommen, ja einen wahren Götzendienst mit ihnen getrieben, und sich so auf das Bitterste an dem göttlichen Geschenk der *Rede* versündigt. *O* und *Ach* (vornehmlich die Sprache der Dichter p. 118.) sollen in der lebendigen Rede eine viel lebendigere Vorstellung in uns hervorrufen, als z. B. die Wörter *denn*, *wenn*, *doch!* (S. 112.) die nur Gedankenbestimmungen sind. Wir unserstheils verbitten uns auf das ernstlichste solche in Interjectionen stammelnde Dichter, wie wir überhaupt diese kaum glaublichen Verkehrtheiten zu Gunsten der Interjectionen, dieser nicht minder logisch als phonetisch unorganischen Wörter, dieser Zeichen nicht der Herrschaft des vernünftigen Menschengeistes über die Dinge, sondern der Macht der Dinge über den sinnlichen Geist, aus Achtung vor dem vielen Trefflichen, was uns sonst der Verf. bietet, durch Stillschweigen unsrerseits in Vergessenheit zu begraben gesucht haben würden, wenn nicht gerade diese Consequenz derjenigen psychologischen Grundlage, an welche der Verf. sich gehalten hat, für deren Characteristik sehr bedeutend wäre. So gänzlich irre geführt hat den Vf. jene philosophische Grundansicht allerdings nirgends weiter; aber noch oft genug hat sie ihm die Wahrheit, der er um so näher kommt, je mehr er mit unbefangnem *Sinn* an die Sprachercheinungen geht, entstellt und verdunkelt, oder ihn nicht über die Ahnung derselben hinauskommen lassen. Wir wollen in dieser Hinsicht nur noch hervorheben, daſs er die von ihm gewählte Form der Anschlieſsung seiner Untersuchungen an die Kritik der bedeutendsten neuern Systeme der Sprachphilosophie, und den zum Theil hierin bedingten nicht strengsystematischen Gang derselben von seinem Standpunct aus nur so halb und halb zu entschuldigen, keineswegs aber zu rechtfertigen vermag. Die wahre Rechtfertigung liegt für letzteren in der Erhabenheit und Schwierigkeit der systematischen Form, um derentwillen ein System von einem höhern Standpuncte als dem Beckerschen durchaus noch gar nicht möglich ist; für die erstere in dem Wesen und der Würde der Kritik, welche eben nichts andres ist als die lebendige Vermittlerin des jedesmalig höchsten Standes einer Wissenschaft zu dem noch höhern, indem sie als negative das kritisirte System in seiner Unwahrheit aufzeigt, aber als positive die Wahrheit desselben als *Momentes* im höhern System *aufhebt*. Statt dessen sieht der Verf. das Schwierige und Förderendere in den Vorarbeiten, wähnend, daſs der reich gesammelte Stoff leicht sich ordnen und unterbringen lasse; wobei denn freilich zu bedenken bleibt, daſs ein bloſses Fachwerk kein System ist. Eben so wenig genügt es, daſs der Vf. *p. XII.* noch eine Seite des Gegenstandes nur *andeutet*, ohne sie weiter zu benutzen; im gleichen Maſse ist die Entschuldigung seines kritischen Verfahrens matt und unsicher.

Freilich: die Kritik in ihrer eben angegebenen Bedeutung würde sich noch anders gestalten müssen, als sie bei dem Verf. erscheint. Treffende oder wenigstens beachtenswerthe Gegenbemerkungen genug; allein der Mittelpunkt und Kern des Becker'schen Systems, auf welches mit Recht der Vf. vorzüglich Rücksicht nimmt, ist nur in den Anfangsworten des §. 2. berührt: „Die Ansicht, daſs die Sprache ein Organismus sei, ist eigentlich (wozu das *eigentlich*?) das Extrem der jetzt veralteten Meinung, welche sie für etwas *Erfundenes*, *Erkünsteltes*, rein *Willkürliches* hält". Aber sonst meist nur eine Einseitigkeit gegen die andere aufgeboten, mitunter arge Miſsverständnisse, einmal sogar die Verkehrtheit, von Beckers Ansicht zu sagen, daſs nach ihr die Sprache ein unwillkürlicher, bewuſstloser *Mechanismus* sei (S. 8.); eine durchgeführte Characteristik jenes Extremes und eine Kritik des Besonderen von jenem allgemeinen, richtigen Gesichtspunkte aus durchaus nicht! Näher dies zu erweisen, gebricht es uns hier an Raum; Einiges jedoch, das zum Beleg für das oben Gesagte dienen kann, wird die Angabe oder

Beurtheilung der Resultate der eigenen Untersuchungen des Vfs., der wir uns nunmehr zuwenden, herbeiführen.

Die „einzig richtige Ansicht, welche in der Sprache den Ausdruck einer unter Naturgesetzen wirkenden Geistesselbstthätigkeit erkennt" (S. 21.) scheint uns, des unpassenden Ausdruckes *Naturgesetze* nicht weiter zu gedenken, nicht recht viel zu bedeuten, theils wegen der Auslassung des Characteristischen der Sprache, dafs sie nämlich Ausdruck der Intelligenz *durch gegliederte Laute* ist, theils, weil der Ausdruck „Geistesselbstthätigkeit" vom Verf. nicht nach seiner vollen Tiefe gebraucht wird. Denn er versteht unter diesem „eigenthümlichen Vermögen des Menschen" S. 12. nur ein bestimmendes, nicht ein schaffendes Vermögen; eine Ansicht, an deren Richtigkeit, wie der Verf. glaubt, nicht möchte gezweifelt werden können. Dies ein Beispiel von dem, was wir oben die naive Unbekanntschaft des Verfs. mit der Philosophie Anderer nannten. Wir halten ihm nur die Worte Wilhelm's von Humboldt entgegen: „Das Gesammtstreben der Menschheit .... bezweckt im letzten Resultate nichts anderes, als Gesetzmäfsigkeit forschend zu finden, oder bestimmend zu begründen". (Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluss auf die Ideenentwickelung, in den Abh. der Berl. Acad. 1822. S. 424.)

In den §§. 9. 10. 11. theilt der Verf. seine Ansicht von der zeitlichen Entwickelung der Sprache, welche von der wesentlich verschieden sei (§. 7.), wie sie sich im philosophischen Systeme entwickele, mit, auf die er selbst besonderes Gewicht legt. Als Verkörperung des Geistes durchlaufe die Sprache, wie dieser, die drei Stufen, erstens der Sinnlichkeit, dann bei erstarktem Gedächtnifs der Menschen und bei festeren Formen der Gesellschaft die des Gebrauchs, endlich drittens bei vorherrschender Selbstthätigkeit die der Reflexion; diese Stufen werden denn, zum Theil sehr richtig, wiewohl keineswegs ganz neu, genauer characterisirt. Die Entwickelung, sieht man, läuft hier geradlinig fort, und schliefst sich nicht wieder zusammen; die Sprache gewinnt zuletzt an Logik, verliert aber an Poesie (S. 42.); die letzte Periode zeigt in mehr als einer Hinsicht einen Gegensatz mit der ersten. (S. 43.) — Die Dreitheilung lassen wir gelten; allein die des Vfs. können wir nicht zu der unsrigen machen. Sie ist in der That keine Dreitheilung, und kann es bei dem Reflexionsstandpunkte des Verfs., der nothwendig den Dualismus einschliefst, nicht sein; die zweite Stufe des Vfs. kann offenbar nur für einen Uebergang zur wirklichen zweiten gelten, welche eben seine dritte, die Reflexionsperiode, ist; die allerdings vorhandene und nothwendige dritte und letzte ist nicht mit aufgeführt. Die erste aber ist nicht zu bezeichnen als die der Sinnlichkeit, sondern als die des *Sinnes*, wenn dies Wort zur Bezeichnung des Geistes in seiner Totalität zwar, aber noch vollen Unmittelbarkeit und Natürlichkeit zu gebrauchen, gestattet ist; die zweite als die des Denkens, aber des noch einseitigen, reflectirenden, blofs formal logischen; die dritte ist die Vernunft, mit der auch Poesie des Ausdrucks sich auf das engste verbindet. Es versteht sich hierbei von selbst, dafs eine frühere Stufe durch eine spätere nicht gänzlich vernichtet wird; sondern noch neben ihr, aber in untergeordneter Wichtigkeit und Würde fortlebt. In Bezug auf diesen Entwickelungsgang, auf den wir hier nicht weiter eingehen können, ist besonders und vor allen Sprachen, selbst vor der Griechischen, die Deutsche bedeutend und lehrreich.

Die §§. 12. 13. 14. behandeln das Verhältnifs der Sprache zum Denken wie zu den bezeichneten Dingen, und parallel hiermit das der Sprachlehre zur Logik und Metaphysik. In letzterer Hinsicht treibt das Ansich der Dinge etwas seinen alten Spuk. Die Entdeckung, dafs die Sprache nicht die Dinge selbst, sondern die Vorstellungen derselben bezeichne, ist weder so wichtig für die Sprachlehre, wie der Verf. meint, (S. 59. und 2. Bdch. S. 223.) noch neu und nicht befolgt; wir verweisen der Kürze halber nur auf Wüllner, über Ursprung und Urbedeutung der sprachlichen Formen S. IX—XII., den der Verf. etwas kühn des Plagiats dieses Lieblingsgedankens beschuldigt, wiewohl bei Wüllner in der Hitze des Ehrenstreits eine kleine Uebereilung sich eingeschlichen hat. Die Interjectionen aber, welche jenem Satze des Vfs. im Wege stehn, drücken allerdings unmittelbar den Affect, nicht die blofse Vorstellung derselben aus. Der Verf. sucht letzteres damit zu beweisen (§. 15.), dafs, wenn die Interj. unmittelbare Gefühle bezeichnen, kein erheucheltes, nicht empfundenes *Ach*! *Weh*! ausgesprochen werden könnte.

(Der Beschluss folgt.)

№ 69.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre, mit Berücksichtigung der Theorien Becker's, Herling's, Schmitthenner's und anderer Sprachforscher; als Prolegomena zu jeder künftigen allgemeinen Grammatik, welche als Wissenschaft wird auftreten können, von Dr. Karl Hoffmeister. Erstes u. zweites Bändchen.

(Schluſs.)

Ein seltsamer Beweis! Lassen sich denn nicht die Empfindungen selbst erheucheln (d. h. zum Scheine für Andere annehmen)? — Gründlicher ist der Beweis, (jedoch ist der Satz auch nicht zuerst vom Verf. ausgesprochen) daſs „die Logik und Grammatik sich zwar nirgends widerstreiten, (ist zu viel gesagt) aber auch nicht überall übereinstimmen, daſs beide Disciplinen sich nicht decken, auch wenn man von der Grammatik alles Phonetische ausscheidet." (S. 53.)

§. 16. verdient wegen seiner Klarheit und Schärfe in einem wichtigen Punkte sehr beachtet und beherzigt zu werden. Der Verf. unterscheidet die grammatischen Begriffe *Stoff* oder *Inhalt* (ausgedrückt zuerst überhaupt durch die Stämme der Wörter, später durch die Inhaltswörter) und *Form* oder *Bestimmung des Stoffes*, (ausgedrückt zuerst bloſs durch die Endungen, später auch durch eigene Wörter, die Formwörter.) Letztere ist *entweder* eine formelle, und diese wieder theils eine unbezügliche, (wie in der Ableitungsendung des Wortes: Ritter) theils eine bezügliche (wie die Casusendungen), *oder* eine materielle, eine *Ergänzung* des einen Inhaltswortes durch ein zweites, welches vermittelst einer bezüglichen Bestimmung an jenes angeschlossen wird.

Der Verf. wollte bloſs die logische Seite der Sprache behandeln; deshalb geht er, den zweiten Abschnitt von Becker's Organismus, die Lautlehre, bei Seite lassend, sogleich zur Wortbildungslehre über. Das Wesentlichste ist die Nachweisung, daſs ursprünglich die Vorstellungen und Wörter individuell (*gemeint*), aber (wegen der Gebundenheit des Sprechenden wie des Hörenden an das sinnlich Vorliegende) unbestimmt (*ausgesprochen*), später aber allgemein und bestimmt sind. Besondre Aufmerksamkeit verdient die „Naturgeschichte (vielmehr die Geschichte) des Wortes λόγος" §. 19. wegen der Sorgfalt und Klarheit der Entwickelung. §. 20. wird im Gegensatz damit die anderswo vom Verf. aufgestellte, *systematische* Entwickelung der Bedeutung von σωφροσύνη kurz wiederholt. Hiermit ist jedoch keineswegs der absolute Gegensatz der historischen und der systematischen Entwickelung dargethan, vielmehr bildet eben die systematische Entwickelung der Bedeutung eines Wortes nur den Schluſs der historischen Entwickelung; das letzte in der Geschichte der Bedeutung eines Wortes ist die Bedeutung, welche dasselbe in der letzten Sprachperiode erhält, in welcher die philosophische Darstellungsform im Centrum der übrigen, mit ihr in der lebendigsten Verbindung stehenden, sprachlichen Darstellungsweisen (der poetischen, historischen u. s. f.) thront.

Das zweite, bei weitem werthvollere und gediegnere Bändchen behandelt den einfachen Satz, aber nur erst den nackten, nicht durch attributive oder objective Bestimmungen erweiterten. Die Wortarten sind Wortarten nur dadurch, daſs sie Satzglieder sind; ihr Wesen liegt in ihrem Verhältniſs zum Satz, wie denn aus diesem, als ihrem Anfang, (der sich freilich zuerst noch nicht vom Wortgefüge und vom Worte unterscheidet, wie der sinnvolle Terminus Verbum ausspricht) die ganze Sprache ihrer logischen Seite nach herausgeboren wird. Demnach hat Hr. H. schon im ersten Heft (S. 37. S. 104. S. 116.) Substantiv und Verbum nebst dem Adjectiv nach ihrer syntactischen Bedeutung definirt, jenes als Subjectwort, diese als Prädicatwörter, was im 2. Bdchn. §. 10. mit Ausdehnung auch auf das Pronomen Substantivum weiter ausgeführt wird. — Die Auseinander-

setzung unsrer Ansicht, die in dem Beweis, der Ergänzung und Ausführung der früher (Octoberheft 1831. No. 76.) in diesen Blättern fragmentarisch darüber von uns dem Urtheil des Publicums vorgelegten Andeutungen bestehn würde, erforderte einen Raum, der ihr hier nicht gestattet sein kann. Wir begnügen uns also, nur auf das Wichtigste hinzuweisen, was zu beachten ist, wenn die Anfänge der Sprache bis zu voller wissenschaftlicher Klarheit gebracht werden sollen, was aber unsers Wissens noch viel zu wenig beachtet worden ist. — Nicht blofs *überhaupt* (als Darstellung des Geistes in sinnenfälliger Lautform) sondern auch ihrer besondern logischen Seite nach ist die Sprache, als *ursprünglich* dem sinnlichen Bewufstsein angehörig, dualistisch, an den Gegensatz von Innerem und Aeufserem gebunden; jenes wird durch das Deutewort, dieses durch das benennende Wort repräsentirt. *Dieser* Gegensatz *mufs* uranfänglich sich aussprechen. „Es kann auch die Sprache nicht anders als auf einmal entstehen". (W. v. Humboldt über das vergleichende Sprachstudium in den Abh. der Berl. Acad. 1820 S. 240.) „So natürlich die Annahme allmäliger Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehn". (S. 247.) Die Sprache, die wunderbare Tochter des Himmels und der Erde, ist ein Geistigsinnliches; als solches *mufs* sie sich nicht nur überhaupt nach zwei Seiten, einer logischen und einer phonetischen, sondern wieder *in einer jeden dieser beiden Seiten* als jenes Doppelleben offenbaren. Statt dies anzuerkennen, läfst man sie mit den Wörtern beginnen, welche nur die benennbaren Erscheinungen ausdrücken; die Wörter aber für das Hindeuten auf den noch verhüllten Grund der Erscheinungen, auf das noch dunkle und eben deshalb nur mit in die Tiefe strebendem Vernunftinstinct durch das Deuten postulirte Sein und Subject, das sich in einer Thätigkeit zur Erscheinung bringt, diese Wörter läfst man erst später auftreten, wo sie freilich nur durch ein leise geöffnetes Hinterpförtchen eingeschwärzt werden können. Es heifst dies ganze Verfahren nichts andres als: *die Sprache mit der Nichtsprache beginnen lassen.* Jenen ursprünglichen Gegensatz will man nicht; dagegen andrer, erst consequent sich hieraus entwickelnder kann man sich von Anfang herein nicht erwehren. Solche sind die Gegensätze: Satz, Wortgefüge, Wort; Substantiv und Adjectiv (in der Bedeutung diese Wörter genommen, in der es aufser ihnen noch andre Redetheile giebt); und vollends die Gegensätze zwischen Adjectiv und Particip, zwischen dem Adjectiv und dem Verb (dies letztere in der Bedeutung genommen, die es auf der zweiten Stufe der Entwicklungsgeschichte seines Begriffs erhält), zwischen dem persönlichen Pronomen und den andern. — Ferner ist die Natur der logischen Copula genau aufzufassen, und nicht zu übersehn, dafs eben ihrer reingeistigen Natur wegen nur der *Schein* eines materiellen Ausdrucks für sie von den Sprachen gewonnen werden kann und gewonnen worden ist, dafs ihr wahrer Ausdruck nur in dem Accent, dessen hohe Bedeutung auch nach den tiefen Erörterungen Wilhelm's v. Humboldt in der Abh. „über das Entstehn der grammatischen Formen" noch wenig von den Grammatikern gewürdigt worden ist, liegt und liegen kann. — Endlich müssen wir noch als höchst nachtheilig eine Ansicht bezeichnen, die, wie es scheint, unbewufst Vielen so sehr eigen ist, dafs sie gar nicht davon loskommen können. Wir meinen die Ansicht, nach der man die Menschen im Beginn ihres Auftretens durchaus nur bald wie Kinder, bald wie in dumpfer Verdrossenheit hinbrütende Wilde sich vorstellt, denen eben nur erst die Fähigkeit zum Menschenthum, nicht dieses selbst, mithin auch nicht Sprache, sondern nur die Möglichkeit, mit der Zeit — man weifs freilich nicht, wie! — zu derselben zu gelangen, zuzusprechen und zuzutrauen sei. Ganz im Gegentheil hat man sie zu denken als ausgestattet mit einer auch bei den lebhaftesten Kindern nur im mattesten Abbilde sich wiederholenden Offenheit des Sinnes und Geistes, deren keiner noch den andern beeinträchtigt, und demnach auch mit einem gegenwärtig schlechterdings nicht mehr in seiner vollen Frische auffindbaren Drange zu reden; ohne eine den gewaltigen Eindruck der Natur auf die Sinne noch überbietende Regung des Innern hätte ja auch die Articulation der Laute nicht zu Stande kommen können, (s. Wilh. v. Humboldt 1820, S. 241. und 252.; und 1824. S. 170. und 176.)

Haben wir dies alles nur höchst allgemein anzudeuten den Raum gehabt, so ist es uns noch viel weniger möglich, die Kritik mancher von Hrn. H.'s Ansichten, die in dem Gesagten indirect liegt, direct auszuführen. Wir referiren nur noch ganz kurz das allerwichtigste des in diesem Bande enthaltenen. — Als das characteristische Merkmal des Satzes im Unterschied vom Wortgefüge wird mit Aristoteles *die Behauptung* (κατάφασις

und ἀπόφασις) geltend gemacht, §. 3.; diese Bestimmung beschränkt sich aber auf die Hauptsätze, die Nebensätze sind ihrer Bedeutung nach nur Wörter, §. 4.; sie geht aber auf die Hauptsätze aller, auch auf die Begehrungssätze, §. 20.; nur das „prädicative Satzverhältnifs" führt den Namen „Satzverhältnifs" mit Recht, nicht aber das „attributive" („adnominale") und „objective" („adverbiale"), §. 5. Immer aber *haben* Becker und Herling das grofse Verdienst, gezeigt zu *haben*, wie sich die ganze Syntax in einfach wissenschaftlicher Construction abschliefst in der Lehre von der Verbindung des Subjects und Prädicats, in der von den materiellen Bestimmungen des Subjects und endlich in der von den materiellen Bestimmungen des Prädicats, womit erst der Syntax, welche früher unter dem Joche der Flexionslehre stand, ihr Recht widerfahren ist. — Schmitthenner's Existenzialsätze (Sätze ohne Subject!) werden mit Recht zurückgewiesen, und — etwas breit — auseinander gesetzt, dafs und warum das Prädicat von der Sprache nothwendig als bedeutsamer denn das Subject behandelt werden müsse, §. 6.; der Satz definirt als der sprachliche Ausdruck eines *Gedankens* (nicht eines *Urtheils*), d. i. der Zusammenfassung zweier *Vorstellungen* (nicht *Begriffe*) zu Einer Behauptung durch einen Act der Selbstthätigkeit, §. 7.; die Eintheilung der Wörter in Inhalts- und Formwörter mit Beziehung auf §. 16. des 1. Bändchens begründet, §. 8.; die Entstehung der Formwörter durch Verflüchtigung des ursprünglichen sinnlichen Inhaltes derselben entwickelt, §. 9.; am Verbum *sein* diese Verflüchtigung ausführlich und sehr interessant nachgewiesen; die durch Endungen oder Formwörter grammatisch bezeichneten Gedankenformen in empirische, (wie die des Geschlechts) in rein anschauliche oder intuitive, (wie die des Raumes) und in die causalen (wie Ursache und Wirkung) eingetheilt, §. 10.; welche denn zugleich in geschichtlicher Stufenfolge fortschreiten, §. 17.; ferner untersucht, welche Wortarten Inhalt und welche blofse Form bezeichnen, und die Inhaltswörter aus dem Satze abgeleitet, §. 13.; eben so die Endungen und Wörter zur Bezeichnung der Formen, §. 16., und §§. 18. und 19. eine äufserst interessante psychologische Entwicklung der Modi gegeben.

Den reichen, häufig zugleich eigenthümlichen und werthvollen Inhalt dieses Bandes haben wir nur rasch und ohne Gegenrede, wie wir sie wohl noch an manchen Puncten zu erheben hätten, durchlaufen können. Der Hoffnung auf baldige Fortsetzung des angefangnen Werkes haben wir nur den Wunsch noch beizufügen, dafs darin die vielen Wiederholungen und die oft etwas zu grofse Umständlichkeit in der Darstellung wegfallen mögen, und dies um so mehr, da der Anschein, als seien diese Mängel nothwendig in der vom Vf. gewählten Form begründet, diese trotz ihrer grofsen Zweckmäfsigkeit in Mifscredit bringen könnte.

R. H. Hiecke.

XLIV.

Esquisse d'un tableau des petrifications de la Suède. Nouvelle Edition. Stockholm. 1831. 33 S. 8.

Auf der ersten Seite nennt sich der verdiente Schwedische Geolog Hisinger als Verfasser dieser Uebersicht. Vor 12 Jahren kannte man aus Schweden nur 104 Arten Versteinerungen, jetzt 320, ohne die 38 Conchilienarten des Diluviums und die 17 Pflanzenarten; kommende Jahre werden auch diese Angabe wieder vergröfsern. Einer systematischen Aufzählung (S. 1—31.) mit Angabe der Abbildungen und der Fundörter folgt (S. 32—43.) das Verzeichnifs der Arten mit den Formationen, in denen sie gefunden wurden; den Schlufs macht eine tabellarische Recapitulation.

Die Gebilde Schwedens sind: Orthoceratitenkalkstein und Thon- und Alaunschiefer, welche die früheren Schichten, und der Kalkstein der Insel Gothland die späteren Schichten der Uebergangsformation bilden; ein dem Lias beizuzählender Kohlensandstein Schonens; Sandstein und Oolith der Insel Gothland; Grünsand und mehrere Abänderungen von Kreide.

Die Trilobiten waren schon früher von Prag bekannt, aber nicht in solcher Menge und so zahlreich an Arten, als in Schweden, von wo 39 unbezweifelte Arten und 5 zweifelhafte aufgeführt werden. Schweden war auch von jeher das Land der Orthoceratiten. Man glaubte dort den gröfsten Reichthum und die riesenmäfsigsten zu finden. Refn. ward versichert, dafs es deren von 3 Fufs Länge gebe, die aber so leicht zerbrechen, dafs sie schwer ganz zu gewinnen sind. Neuere Nachforschungen haben für Deutschland einen Reichthum an Arten geliefert, der Schweden übertrifft. Graf v. Münster besitzt über 30 verschiedene Arten gröfsten-

theils aus den unteren Lagen des Uebergangskalkes des Fichtelgebirges und Prag's. Die 11 von Schweden aufgeführten Arten erscheinen daher weniger bedeutungsvoll. Hr. Marklin hat Refn. *O. regularis, Schloth. O. cochleoides, Markl., O. pyramidalis, Markl., O. inflexus, Markl.* mitgetheilt, welche des Verfs. Verzeichnifs nicht enthält. Sind etwa unter des Vfs. und Dalman's Benennungen einige von diesen Arten zu verstehen? Den *O. undulatus, His.*, nennt Marklin *O. crispus. O. tenuis, Wahlenb.* führt der Verf. (S. 28.) unter den problematischen Versteinerungen auf, weil darunter die räthselhaften *Graptolithen, Linn.* verstanden werden; sind aber darum alle *O. tenuis Graptolithen?* — Von Graptolithen soll es wenigstens 4—5 Arten geben, die, nach dem Verf., vielleicht Polypen sind; Nilson schlägt für sie den Namen Priodon vor.

Der Verf. hat darin die neuen Untersuchungen Dalman's über die Trilobiten (Palaeaden) und Terebratulithen, die Arbeiten von Nilson, von Goldfufs und von den beiden Brongniart benutzt. Ref. bemerkt in Betreff des *Sphaeronites* (*His. Echinosphaerites, Wahlenb.*) *granatum*, dafs darunter von Schlotheim *) ungefähr zu derselben Zeit eine Versteinerung begriff, als Ref. darin einen neuen Typus erkannte und unter der Benennung *Echino-Encrinites Senkenbergii* **) beschrieb. Diese merkwürdige Versteinerung rührt wahrscheinlich von der Insel Oeland her, und gehört alsdann Schweden auch an.

Die schwer zu bestimmende Formation von Höganes in Schweden mit Algen rechnet Ad. Brongniart ***) zur Formation des Zechsteins und Kupferschiefers, den Torf hingegen (S. 38.) zum Lias, dem er auch den pflanzenführenden Sandstein von Hoer in Schonen beizählt. Brongniart (S. 194.) stimmt insofern in letzteres ein, als er ihn zur Gruppe des Keupers, des bunten Mergels und des Lias hinzunimmt. Zum Lias gehört, nach dem Verf. (S. 37.), ferner der Sandstein von Gothland, bei dem er Fragmente von *Calymene Blumenbachii*, einer Trilobitenart, aufführt, welche in Schweden sowohl den späteren Uebergangskalkstein Gothland's, als den früheren Uebergangskalkstein, und auch in Deutschland Uebergangsgebilde characterisirt; in jenem Liassandstein wird auch *Cytherina Phaseolus*, ein Insekt, erwähnt, das aufserdem nur in späterem Uebergangskalkstein Gothland's vorkommt. Es sind überdies fast sämmtliche Conchilien dieses an versteinerten Arten armen Liassandsteines mit denen aus früheren und späteren Schichten des Uebergangskalksteins Schwedens identisch: *Leptaena englypha, Orthis Pecten, O. striatella Delthyris sulcata, Atrypa reticularis, Terebratula plicatella* (auch im Forstmarmor der Normandie), ferner *Calamopora Gothlandica, Aulopora serpens* und *flustra lanceolata*; Belemniten, allenthalben den Lias characterisirend, werden nur vermuthet, und von Ammoniten wird gar nichts erwähnt, so dafs dieser sogenannte Liassandstein Gothland's an positiven Versteinerungscharacteren, wie *Plagiostoma giganteum*, Lias und Unteroolith characterisirend besitzt, und zufolge seiner Versteinerungen ebensowohl den Uebergangsgebilden, namentlich den jüngeren, beigezählt werden könnte. Aus dem Verzeichnifs des Verfs. geht keine directe Annäherung der kohlenführenden Gebilde zu dem Sandstein Gothland's hervor. Der Mangel an deutlich entwickelten Gliedern zwischen der Uebergangsformation und dem Grünsande, die nahe Verwandtschaft des vom Verf. für Lias angesprochenen Sandsteins Gothland's mit ersterem, so wie der Umstand, dafs die Pflanzen der Flötzgebilde Schonens weniger denen der Uebergangs- und Steinkohlengebilde anpassen, und sich geeigneter unter die grofse Juraformation würden verweisen lassen, machen eine genaue Parallelisirung und Bestimmung dieser Gebilde unmöglich. Es läfst sich für sie nur angeben, dafs sie den geologischen Raum zwischen der unteren Abtheilung der Juraformation und den Uebergangsgebilden vertreten und sich einestheils dieser, anderntheils jener anschliefsen. Im Süden Europa's, in den Alpen Italischer Seits, wird ein ähnlicher geologischer Raum durch Ablagerungen vertreten, die durch ihre Pflanzen dem Steinkohlengebirge, durch ihre Thierversteinerungen aber dem Lias und den Uebergangsgebilden verwandt erscheinen, und auch wahrscheinlich dieser aller Bildungszeit andeuten.

Der Grünsand und die Kreide, hauptsächlich durch Nilson untersucht, so wie die postdiluvischen Torfmoore, welche Knochen nicht mehr im Lande existirender Thiere führen, und die pflanzenführende Kalktuffe Schonens sind hinlänglicher gekannt.

Diese geringe Seitenzahl füllt eine grofse Lücke aus und erscheint zu rechter Zeit, wo allerwärts man bemüht ist, Verzeichnisse über die Versteinerungen und ihre Lagerstücke anzufertigen. Solche Verzeichnisse aber sind nicht mehr blofs Namen- oder Wörtersammlungen. Sie enthalten die Werthe, nach denen sich der Parallelismus von Gebilden und das Alter und die Existenzdauer von Geschöpfen bemessen läfst, und sind zur richtigen Begründung von Versteinerungscharacteren unumgänglich erforderlich.

Herrmann von Meyer.

*) *Isis.* 1826. 3. *S.* 309.

**) Kastner, Archiv f. Naturl. VII. 2. S. 181. S. 232. t. 2.

***) *Prodrome d'une hist. des végétaux fossiles. Paris* 1828. *S.* 188.

№ 70.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

XLV.

***Philosophical Transactions for the year* 1832. *Part* 1.**

Dafs die Geschichte der Physik das natürlichste System dieser Wissenschaft sei, haben viele behauptet und in einzelnen Gebieten bis in's Detail nachzuweisen versucht. Dennoch läfst sich nicht läugnen, dafs oft Entdeckungen gemacht werden, die lange Zeit räthselhaft unter den übrigen Erscheinungen dastehn und erst in späteren Entdeckungen ihre Erklärung finden. Ja es kann vorkommen, dafs sie einem Gebiete beigezählt werden, dem sie durchaus fremd sind. Wäre z. B. die Voltaische Säule construirt worden, ehe man die Electrisirmaschine kannte und die Verstärkung ihrer Wirkung in der Kleistischen Flasche, wer möchte bei den kräftigen Erschütterungen, die sie ertheilt, bei ihrer zersezzenden Kraft, die sie durch Flüssigkeiten geschlossen äufsert, bei den magnetischen Wirkungen, welche, wenn ihre Pole durch ein Metall verbunden sind, in diesem hervortreten, an die unscheinbare Anziehung des Bernsteins gedacht haben, würde der Galvanismus nicht vielmehr als ein der Electricität durchaus fremdes Gebiet vielleicht weit von ihr in unsern Lehrbüchern eine Stelle erhalten haben? Ganz etwas Aehnliches ist aber jetzt wirklich geschehn, denn der von Arago vor längerer Zeit entdeckte Rotationsmagnetismus verhält sich zu den magnetoelectrischen Erscheinungen, deren Kenntnifs wir jetzt erst Faraday verdanken, grade wie die continuirliche Erregung in der Voltaischen Säule zu der momentanen Wirkung der Electrisirmaschine; nicht eine Erscheinung magnetischer Vertheilung ist er, sondern ein electromagnetischer Versuch, dadurch complicirt, dafs an dem erregenden Element zugleich die Wirkung der Erregung beobachtet wird.

Hätte Faraday nur die Notiz bekannt gemacht, dafs ein über einen Leiter bewegter Magnet in jenem einen electrischen Gegensatz rechtwinklig auf die Richtung seiner Bewegung hervorruft, so möchte dies schon hingereicht haben, seinen Namen dem der gröfsten Naturforscher an die Seite zu stellen. Aber er verschmähte es seine Entdeckung unvollendet bekannt zu machen, ihre Entwickelung andern zu überlassen. Ein ganzes reiches durchgearbeitetes Gebiet der Physik hat er den Naturforschern in den beiden Abhandlungen *Experimental Researches in Electricity* in dem diesjährigen Bande der *Philosophical Transactions* übergeben; es scheint seine Absicht gewesen zu sein, dafs hier kein andrer Name nebenher genannt werde.

Wenn wir daher vielleicht kein Beispiel in der Geschichte der Physik finden, dafs eine Entdeckung so vollendet bekannt gemacht worden ist, so müssen wir doch auch bemerken, dafs dies hier am ersten möglich war. Als mit Hülfe des Multiplicators aus der Oerstedschen Entdeckung eine Menge der auffallendsten Erscheinungen sich entwickelte, als endlich ebenfalls durch Faraday die Rotation des Magneten an die Stelle der Ablenkung trat, vervielfältigten sich die electromagnetischen Apparate unglaublich, da die Physiker sich darin gefielen, dieselbe Grunderscheinung auf die mannigfachste Art zu modificiren. Da nun die magnetoelectrischen Erscheinungen eine reine Umkehrung der electromagnetischen sind, da, um mich so auszudrücken, der Experimentator nur an einer andern Seite des Apparates steht, so fand Faraday für seine Untersuchung fertige nach allen Seiten hin geprüfte Instrumente vor, und selbst von der Aragoschen Scheibe zu dem Barlowschen Rade ist der Sprung nicht grofs, da, wenn continuirliche electrische Erregung in den Radien der Scheibe Drehung derselben zwischen den Polen eines Magneten hervorruft, es nach Auffindung des Grundgedankens nahe lag, dafs die mechanische Drehung der Scheibe zwischen den Polen in den Radien electrischen Gegensatz bedingen würde. Dies kann aber in keinem Falle

das Verdienst, jene Untersuchungen wirklich angestellt zu haben, verringern, denn aufser jenen unmittelbaren Folgerungen enthalten jene Abhandlungen noch eine Menge dem neuen Gebiete eigenthümlicher Untersuchungen.

Es ist meine Absicht in dieser Anzeige die empirischen Hauptmomente dieses neuen Gebietes in der Art darzulegen, dafs sie auch für die verständlich sind, welche sich nicht vorzugsweise mit Physik beschäftigen.

Verbindet man zwei verschiedene Metalle z. B. eine Zink- und eine Kupferplatte, die in eine Flüssigkeit getaucht sind, durch einen vollkommnen Leiter, d. h. schliefst man eine galvanische Kette durch einen metallischen Draht, so zeigt derselbe rechtwinklig auf die Richtung seiner Längendimension magnetische Wirkungen. Unterbricht man die metallische Leitung durch Oeffnen des schliefsenden Drathes, so entsteht an der Trennungsstelle ein Funken, dessen Lebhaftigkeit von der Gröfse der thätigen Metallflächen, der Stärke der chemischen Wirkung der Flüssigkeit auf sie und der Länge des Schliefsungsdrahtes abhängt. Bewirkt man die Verbindung der Metalle durch einen für electrische Erregung empfänglichen thierischen Körper, am besten durch einen präparirten Froschschenkel, den man statt der Flüssigkeit in den schliefsenden Kreis einschaltet, so sieht man in heftigen Zuckungen das als physiologische Wirkung hervortreten, was im metallischen Schlufs als magnetische Erregung sich zeigte, bei unterbrochner Leitung als bis zum Funken gesteigerte electrische Spannung. Ganz dieselben Erscheinungen erhält man, wenn man über einen in sich selbst zurücklaufenden Drath rechtwinklig auf die Richtung seiner Längendimension einen Magnet von einem seiner Pole bis zum Indifferenzpunkt bewegt. Die Stärke der Wirkungen hängt hier ab, von der Kraft des bewegten Magneten, von der Geschwindigkeit seiner Bewegung und von der Menge des Metalls, über welches er sich bewegt. Das Hervorrufen eines magnetischen Gegensatzes rechtwinklig auf den Draht, entweder durch Ansetzen eines Magneten an einen weichen Eisenstab oder auf electromagnetischem Wege bewirkt genau dasselbe. Daraus geht also hervor, dafs der Zustand des Drahtes durch Bewegung eines Magneten oder durch magnetische Erregung in seiner Nähe derselbe ist, als der Zustand desselben, wenn er die Pole einer galvanischen Kette schliefst und das ist das Wesentliche der Faraday'schen Entdeckung. Die nächste Aufgabe der empirischen Physik ist nun, die Analogie zwischen beiden Zuständen in der Art zu vervollständigen, dafs man alle Erscheinungen, die man auf die eine Weise hervorbringen kann, auch auf die andre darstellt. Bis jetzt ist der Unterschied noch ein quantitativer, indem selbst durch Vervielfältigung des einfachen Effects bei der Erregung durch den Magneten es noch nicht gelungen ist, den electrischen Gegensatz in dem Leiter so kräftig zu entwickeln, als durch galvanische Thätigkeit leicht geschieht, und es ist auch nicht ausgemacht, dafs dies gelingen wird, weil von zwei Mitteln denselben Effect hervorzubringen, eines quantitativ vorzüglicher sein kann als das andre, wenn auch kein qualitativer Unterschied im Effect selbst stattfindet.

Die einfachste Form des Versuches ist folgende: Man biegt einen langen Kupferstreifen in Form eines Rechteckes von geringer Höhe und langer Grundlinie, stellt, nachdem die Enden des Streifens metallisch verbunden sind, diesen Rahmen in den magnetischen Meridian und hängt an einem Seidenfaden, der durch ein kleines in den Streifen gebohrtes Loch hindurchgeht, eine leicht bewegliche Magnetnadel in diesem Viereck auf. In einer Entfernung, wo diese Prüfungsnadel nicht mehr durch den erregenden Magneten direct afficirt wird, taucht man diesen als Loth auf die Ebene des Vierecks in dies hinein, so dafs der Indifferenzpunkt innerhalb desselben fällt, die Nordhälfte auf die eine, die Südhälfte auf die andre Seite. Die Prüfungsnadel zeigt nun bei dieser Bewegung des erregenden Magneten das Bestreben sich demselben parallel zu stellen, ein Beweis, dafs der über und unter derselben befindliche Theil des Kupferstreifens in einer auf den Meridian senkrechten Richtung magnetisch erregt ist. Hört die Bewegung auf, so verschwindet die Erregung, die Prüfungsnadel kehrt daher durch Schwingungen in ihre ursprüngliche, dem Kupferstreifen parallele Stellung zurück. Nennen wir die eine Seite des im Meridian befindlichen Rahmens die Ostseite, die andre die Westseite, so lassen sich die einzelnen Erscheinungen unter folgende Regeln bringen.

1. Ein Eintauchen eines Nordpols bis zum Indifferenzpunkt von der Westseite, wirkt wie ein Eintauchen eines Südpols von der Ostseite und umgekehrt, allgemein also: ungleichnamige Pole von entgegengesetzten Seiten eingetaucht wirken gleich, hingegen gleichnamige von verschiedenen Seiten verschieden.

2. Die Bewegung der Prüfungsnadel ist beim Herausziehen des Magneten grade die entgegengesetzte, wie bei dem Hineintauchen.

3. In Beziehung auf den Sinn der Abweichung der Prüfungsnadel, wirkt das Eintauchen eines Poles, wie das Ansetzen desselben an ein als Loth auf die Ebene des Vierecks in diesem befindlichen Stück weichen Eisens.

4. Hingegen das Herausziehen eines Poles wie das Abreifsen desselben von jenem Stück weichen Eisens.

5. Alle Bewegungen der Prüfungsnadel sind umgekehrt, wenn man den Kupferstreifen in Form einer Schleife oder liegenden Acht ∞ bringt, statt in Form eines Kreises ⊙ (zu welcher man die des Vierecks rechnen kann, —) wenn nämlich der Magnet in die eine Rundung der Schleife getaucht wird, die Prüfungsnadel sich hingegen in der andern befindet.

6. Der Sinn der Abweichung der Prüfungsnadel in beiden Fällen ist folgender: Taucht man in einen kreisförmig geschlossenen Streifen einen Magnet bis zum Indifferenzpunkt, so stellt sich die Prüfungsnadel diesem parallel, beide weisen aber mit ungleichnamigen Polen nach derselben Gegend; taucht man hingegen in eine Windung einer Schleife den Magnetstab, so stellt sich die in der andern befindliche Prüfungsnadel bei dem Eintauchen ihm parallel, aber mit gleichnamigen Polen nach derselben Richtung. Das Schema ist also wenn mit *n. s* die Enden der Prüfungsnadel, mit *N. S* die Enden des Magnetstabes bezeichnet werden:

$$\text{bei der Form des Kreises } \begin{Bmatrix} n & S \\ s & N \end{Bmatrix}$$

$$\text{bei der Form der Schleife } \begin{Bmatrix} s & S \\ n & N \end{Bmatrix}$$

Da bei einem einfachen Streifen die Wirkung schwach ist, sehr gering bei einem Drathe, selbst wenn er um die Nadel einer Gambeyschen Boussole für tägliche Veränderungen geschlungen ist, so wird eine Vervielfältigung der Windungen sowohl um den erregenden Magnet als um die Prüfungsnadel die Wirkung verstärken. Umspinnt man den Drath mit Seide, um die einzelnen Windungen von einander zu isoliren, so wird er am besten in Form einer cylindrischen Spirale gewunden werden, damit der bewegte Magnet successiv über gleich weit von ihm abstehende Theile des Drathes trete, also auf gleiche Weise erregend in jeder einzelnen Windung wirke. Um die Prüfungsnadel hingegen giebt man den Windungen des Drathes die Form eines Multiplicators, dessen Doppelnadel unabhängig von der richtenden Kraft der Erde den schwächsten magnetischen Erregungen folgt, deren Schwingungen aufserdem an einer Kreistheilung aufserhalb sich bequem beobachten lassen. An einer horizontal liegenden Spirale, deren Achse wir uns von O. nach W. liegend denken wollen, kann man, so wie an dem Multiplicator, ein oberes und unteres Ende unterscheiden. Verbindet man beide obere Enden mit einander und ebenso beide untere Enden, so läfst sich das System auf einen geschlossenen Kreis zurückführen, und es gelten dann für die Bewegung der inneren Nadel des Multiplicators die für jene Form oben unter 6. angegebenen Regeln. Verbindet man hingegen kreuzweis das obere Ende der Spirale mit dem unteren Ende des Multiplicators, und das untere Ende der Spirale mit dem oberen Ende des Multiplicators, so läfst sich das System auf eine Schleife zurückführen, es bewegt sich daher die innere Nadel des Multiplicators so, dafs sie dem in die Spirale getauchten Magnetstabe sich parallel stellt, aber mit gleichnamigen Polen nach derselben Richtung. Dafs das Rechts- und Linksgewundensein bei den hier angegebenen Regeln keinen Einfluſs hat, kommt daher, dafs wenn für die eine Spirale das obere Ende auf die Ostseite fällt, es für die andere auf der Westseite liegt, also die Wirkung sich zweimal umkehrt, d. h. dieselbe bleibt. Auch hier wirkt das Ansetzen eines Poles an einen in der Spirale befindlichen Stab von weichem Eisen wie die Bewegung dieses Poles von derselben Seite her, wo das Ansetzen geschah, in die Spirale, da aber entgegengesetzte Pole, von verschiedenen Seiten eingetaucht, gleich wirken, so wird, wenn das weiche Eisen mit seinen aus der Spirale hervorragenden Enden als Anker an einen hufeisenförmigen Magnet oder an eine magnetische Batterie gesetzt wird, die Wirkung in Beziehung auf den Sinn der Bewegung der inneren Nadel des Multiplicators dieselbe sein, als wenn jeder Pol einzeln an sein entsprechendes Ende des Ankers gesetzt wird, aber in Beziehung auf die Gröſse der Ablenkung die doppelte. Es ist nun aus den electromagnetischen Versuchen hinlänglich bekannt, wie aus der Bewegung der Magnetnadel die Vertheilung des electrischen Gegensatzes in dem ihn umschlingenden Drath gefunden wird, und man kann also aus den oben angegebenen Regeln das, was man gewöhnlich die Rich-

tung des electrischen Stromes nennt, leicht ableiten. Aufserdem giebt ein einziger Versuch unmittelbar die Beziehung der electrischen Vertheilung zu der Bewegung der Nadel des Multiplicators, wenn man sein oberes Ende mit dem Kupferpol, sein unteres mit dem Zinkpol einer galvanischen Kette verbindet und die Ablenkung der Nadel sich merkt. Wo von electromagnetischen Wirkungen der durch Magnetismus erregten Electricität die Rede ist, scheint mir aber die angegebene Regel der Einführung der Richtung des electrischen Stromes vorzuziehen, weil sie gewifs leichter im Gedächtnifs zu behalten ist, als diese, wofür Faraday eine Regel gegeben hat, die mir bei *diesen* Versuchen minder bequem scheint. Die Verbindung der gleichnamigen Enden des Multiplicators und der Spirale kann man füglich die *parallele* Verbindung nennen, die Verbindung der ungleichnamigen die *kreuzweise*. Man erhält also für die Form, in welcher die Faradayschen Versuche sich anstellen lassen, die Regel:

Z. bei der *parallelen* Verbindung weisen die *gleichnamigen* Pole des Magnets und der Nadel nach *entgegengesetzten Richtungen*, bei der *kreuzweisen* hingegen nach *derselben*.

Am bequemsten lassen sich beide Verbindungen abwechselnd durch Umlegen der Bügels eines Gyrotrop bewirken, wenn man nämlich die Enden des Multiplicators in die unverbundenen Gefäfse desselben taucht, die Enden der Spirale in die mit Kreuzdrähtchen. Durch Heraushebeu des Bügels kann man sich zugleich überzeugen, ob die Entfernung zwischen Magnet und Nadel grofs genug ist, um die directe Wirkung jenes auf diese aufzuheben.

Für alle Versuche sind starke Dräthe schwachen vorzuziehen. Durch Eintauchen des einen Schenkels eines noch nicht 2 Pfd. ziehenden Hufeisens in eine Spirale von 80 Windungen und 1 Zoll Durchmesser erhält man, wenn der Drath $\frac{1}{2}$ Linie dick ist, schon ein Umgehen der Nadel im ganzen Kreise, wenn der Multiplicator aus 40 Windungen desselben Drathes besteht. Will man beide Schenkel des Hufeisens benutzen, so windet man den Drath oder Kupferstreifen in Form einer Schleife, oder man verbindet 2 Spiralen, so dafs ihre Mitten so weit von einander abstehen, als die Schenkel des Hufeisens, die, um tief und eng anschliefsend eingetaucht werden zu können, gerade sein müssen. Stellt man die Spirale in die Richtung der magnetischen Neigung, so wirkt der Magnetismus der Erde auf eine hineingetauchte Eisenstange und man erhält bei dem Eintauchen in die Spirale ebenso eine Abweichung, wie wenn eine mit einem Eisenstab in ihrer Achse versehene Spirale aus einer auf die Neigungsrichtung senkrechten Lage plötzlich in diese gebracht wird. Auch hierbei ist es vortheilhaft, den Multiplicator und die Spirale von starkem Drath zu haben.

Bisher schlossen wir die magnetische Erregung des Drathes aus seiner Wirkung auf die Nadel des Multiplicators. Ein magnetisch erregter Körper wirkt aber nicht nur anziehend und abstofsend auf einen andern Magneten, sondern er hat auch die Fähigkeit, in einem unmagnetischen Körper durch Vertheilung Magnetismus hervorzurufen. Legen wir daher statt der frei schwebenden Prüfungsnadel rechtwinklig auf die Windungen des Multiplicators in diesen hinein eine unmagnetische Stahlnadel, so wird in allen den Fällen, wo wir früher Bewegung der Magnetnadel wahrnahmen, nun magnetische Polarität hervorgerufen, wie Faraday für Stahlnadeln gezeigt hat. Da es wahrscheinlich war, dafs eine vorübergehende Erregung auch im weichen Eisen sich anschaulich machen lassen würde, so legte ich an einen electromagnetischen Magneten, der mit einem gewöhnlichen Calorimotor durch einen Gyrotrop verbunden augenblicklich 22 Pfund zog, ein umwundenes Hufeisen von weichem Eisen, dessen Ende durch die Spirale mit dem Multiplicator verbunden war. In der Spirale befand sich ein Cylinder von weichem Eisen, in dessen Verlängerung eine leicht bewegliche Magnetnadel an einen Seidenfaden aufgehängt wurde. Wurde nun durch Umlegen des Bügels des Gyrotrop die Richtung des electrischen Stromes umgekehrt, so zog der weiche Eisenstab sogleich das entgegengesetzte Ende der Magnetnadel an, ein Beweis der augenblicklich geänderten Polarität des Cylinders von weichem Eisen. Man findet auf diese Weise leicht, wenn man die Bewegung der beiden Magnetnadeln, nämlich die des Multiplicators und die der in der Verlängerung der Achse der Spirale aufgehängten Nadel vergleicht, dafs das electrische Vertheilungsgesetz dasselbe ist, welches wir früher ableiteten.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 71.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Philosophical Transactions for the year 1832. - *Part.* 1.

(Schlufs.)

Da eine electromagnetische Spirale, welche die Pole einer galvanischen Kette schliefst auch ohne Eisenstab im Innern, sich wie ein gewöhnlicher Longitudinalmagnet verhält, (abgesehen von der Vertheilung der Intensität) so läfst sich voraussehen, und Faraday hat es vielfältig erwiesen, dafs dieselben Erscheinungen sich zeigen werden, wenn man den eingetauchten Magnet mit einer Spirale vertauscht, oder wenn man, statt das weiche Eisen durch einen Magnet zu magnetisiren, eine in der ersten Spirale befindliche zweite mit den Polen einer galvanischen Kette in Verbindung bringt. Das Abreissen des Magnets wirkt wie das Oeffnen der Kette umgekehrt als Ansetzen des Magnets und Schliefsen der Kette.

Um auch hier den Versuch in der einfachsten Form zu betrachten, wollen wir uns denken, dafs einem in sich selbst zurücklaufenden Drahte ein andrer ihm paralleler genähert werde, dessen Enden die Pole einer Kette schliefsen. Bei der Annäherung wird in dem ersten Draht ein electrischer Gegensatz hervorgerufen, in grade entgegengesetztem Sinne vertheilt als in dem sich nähernden, bei dem Entfernen hingegen in demselben Sinne, oder, wie man es gewöhnlich ausdrückt, der erregende electrische Strom ruft bei der Annäherung in dem parallelen Drahte einen entgegengesetzt fliefsenden hervor, bei dem Entfernen einen gleichfliefsenden.

Eines passenden Bildes von Faraday müssen wir hier gedenken, durch welches deutlich wird, wie die Erscheinungen, welche eintreten, wenn bei gleichbleibendem Abstand paralleler Drähte in dem einen ein electrischer Gegensatz durch Verbindung mit den Polen einer galvanischen Kette hervorgerufen wird, sich zu denen verhalten, welche bei dem Annähern eines unelectrischen Drahtes an einem bereits electrischen sich zeigen. Es ist bekannt, dafs wenn man unter einen aufgespannten Bogen Papier einen kurzen Magnetstab horizontal hält, aufgestreute Eisenfeilspäne die ungleichnamigen Pole in fast concentrischen regelmäfsigen Curven verbinden. Jedes Eisentheilchen ist ein Magnet geworden, die einzelnen geben also die Richtung an, welche eine an dieser Stelle freischwebende Magnetnadel gleicher Dimension annehmen würde. Ein lothrechter Draht, welcher die galvanische Kette schliefst, zeigt in seiner circumpolaren magnetischen Erregung etwas dem ähnliches. Die freischwebende Magnetnadel legt sich als Tangente an einen Kreis, dessen Mittelpunkt in der Achse des Drahtes liegt. Wir können uns also den Draht von ähnlichen concentrischen Curven umgeben denken, als wir bei den Polen des Magneten entstehen sahen. Denken wir uns nun, was die natürlichste Vorstellung ist, dafs bei der electrischen Erregung diese Curven vom Draht aus sich ausbreiten, wie die Wellen um einen auf einen ruhigen Wasserspiegel geworfenen Stein. Ein in bestimmter gleichbleibender Entfernung dem concentrische Curven erregenden Drahte paralleler unelectrischer, wird von den sich ausbreitenden Curven von Aufsen berührt werden, er wird von den äufsern zu den inneren gelangen. Dasselbe würde geschehen, wenn bei unbewegten Curven er sich dem erregenden Drahte näherte, er wird in die Curven von Aufsen nach Innen eintreten. Eine Annäherung bringt also dasselbe hervor als eine Erregung bei gleichbleibender Entfernung, wie die Erfahrung zeigt. Denken wir uns aber, wenn der durch Verbindung mit den Polen der Kette erregte electrische Gegensatz durch Aufhebung der Verbindung mit der Kette erlischt, dafs dann die Curven sich zu dem Centrum, von dem sie ausgingen, zurückziehen, so wird der unbewegte Draht von den innern zu den äufsern Curven übergehen, also dasselbe geschehn, als wenn er von dem continuirlich erregt bleibenden Draht sich fortbewegt.

Da nun die magnetische Projection des horizontalen Magnetstabes analog ist der des senkrechten electromagnetischen Drahtes, so wird der Drath, vom Pol zum Indifferenzpunkt bewegt, die Curven von Aufsen nach Innen durchschneiden, vom Indifferenzpunkt nach dem zweiten Pol hin aber von Innen nach Aufsen, bei dem Vorbeibewegen eines horizontalen Magnetstabes vor einem lothrechten Drahte also zwei einander entgegengesetzte Wirkungen eintreten. Dafs bei dem Vorbeiführen eines lothrechten Drahtes vor einem horizontalen Magnetstabe in der Mitte desselben eine Umkehrung der Wirkung eintreten wird, folgt eben so leicht. Beides ist der früheren Erfahrung entsprechend, dafs ein Hereintauchen eines Nordpols auf der Ostseite entgegengesetzt wirkt wie ein Herausziehn eines Südpols auf der Westseite.

Wenn nun also die gesammten magnetoelectrischen Erscheinungen in Ortsveränderungen des Magneten und Leiters ihre natürlichste Erklärung finden, so ist klar, dafs, um jenen mit der aufhörenden Bewegung verschwindenden electrischen Gegensatz dauernd zu fixiren, continuirliche Bewegung nothwendige Bedingung ist. Dreht man unter einem feststehenden lothrechten cylindrischen Magnetstabe eine horizontale Kupferscheibe so, dafs der Pol des Magneten über dem Mittelpunkte derselben steht, so wird die relative Entfernung aller einzelnen Punkte der Scheibe von dem Pole dieselbe bleiben, in der Scheibe also durchaus keine electrische Erregung stattfinden. Hängt hingegen der Magnetstab über irgend einem andern Punkte der Scheibe, so werden bei der Drehung derselben alle Punkte der Scheibe, der Mittelpunkt ausgenommen, ihre Stelle fortwährend in Beziehung auf den Pol des Magneten ändern, alle also electrisch erregt werden. Dieser electrische Gegensatz wird am kräftigsten in den unter dem Pole selbst sich eben befindenden Theilen der Kupferscheibe hervortreten und zwar, nach dem Gesetz der rechtwinkligen Vertheilung in der Richtung des Radius stattfinden, da der Pol über die Punkte eines Kreises sich bewegt, auf welchen der Radius normal ist. Verbindet man nun die Mitte der Scheibe durch einen Draht mit dem Endpunkt des durch den Magnetpol gelegten Radius, so wird der in diesem durch die Drehung hervorgerufene electrische Gegensatz sich continuirlich in dem Drahte abgleichen. Schlingt man diesen Draht daher als Multiplicator um eine Prüfungsnadel, so wird diese, statt nach einer plötzlichen Ablenkung durch Oscillationen in ihre ursprüngliche Stellung zurückzukehren, nun dauernde Ablenkung erfahren desto gröfser, je rascher bei unveränderter Intensität des erregenden Magneten die Drehung der Scheibe ist. Verbindet man hingegen nicht den Mittelpunkt der Scheibe durch einen Draht mit seiner Peripherie, so wird die Abgleichung des erregten electrischen Gegensatzes in andern Theilen der Scheibe geschehn. Da es nun aus den electromagnetischen Erscheinungen bekannt ist, dafs ein Draht, in welchem ein electrischer Gegensatz immer von Neuem erregt wird, den Pol eines Magnet um sich im Kreise herumführt, so wird, wenn der erregende Magnet beweglich ist, die von ihm erzeugte Electricität durch seine eigne Bewegung im Sinne der rotirenden Scheibe sich manifestiren, da die sich ihm nähernden Theile abstofsend, die sich von ihm entfernenden anziehend wirken. Dafs die vom Mittelpunkt gleichweit abstehenden, entgegengesetzten Pole eines senkrecht hängenden Hufeisens oder eines horizontalen Magnetstabes hierbei gleich wirken, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, denn da der eine Pol einen Strom vom Mittelpunkt nach der Peripherie, der andre von der Peripherie nach dem Mittelpunkt erzeugt, so können beide Ströme als ein in dem durch die beiden Pole gelegten Durchmesser fliefsender Strom angesehen werden und da dieser die eine Hälfte des Magneten rechts, die andre links zu drehen sucht, so ist klar, dafs, weil der Aufhängungspunkt zwischen beiden Hälften liegt, der als zweiarmiger Hebel aufgehängte Magnet an beiden Armen in demselben Sinne gedreht wird.

Die Grunderscheinung des Aragoschen Rotationsmagnetismus ist auf diese Art einfach abgeleitet. Das Wesentliche derselben kann noch auf eine andre Art anschaulich gemacht werden. Verbindet man nämlich die Enden des Multiplicators zu einem horizontalen den übrigen Wendungen parallelen Draht, und bewegt diesen abwechselnd hin und her über die ihnen parallele äufsere Nadel des Multiplicators, so kommt die Nadel in immer heftigere Schwingungen. Die äufsere Nadel ist hier die erregende, die innere zeigt den hervorgerufenen electrischen Gegensatz an.

Dafs ein hohler Kupfercylinder, der um einen Magnetstab so rotirt, dafs sein unterer kreisförmiger Rand in einen Quecksilberring eintaucht, während die Mitte seines obern schliefsenden Deckels in einem anderen Queck-

silbergefäfs endigt, in allen auf seiner Oberfläche der Achse parallelen Linien kräftige Ströme erzeugen wird, die, wenn die Quecksilbergefäfse mit dem Multiplicator verbunden werden, sich durch constante Ablenkung messen lassen, versteht sich von selbst und ist auch von Faraday gezeigt worden.

Woher es kommt, dafs radienförmige Einschnitte in die Scheibe die Wirkung derselben fast vollkommen aufheben, läfst sich durch einen analogen Versuch erläutern. Schiebt man auf den Schenkel eines parallelopipedischen Magnetes einen aus 2 Hälften bestehenden Kupferstreifen, so zeigt sich an dem mit ihm verbundenen Multiplicator nur Wirkung, wenn beide Hälften metallisch verbunden sind. Ebenso störend wirken concentrische Schnitte, wenn der Schnitt unter dem erregenden Magnet liegt. Füllt man aber die gemachten Lücken durch einen guten electrischen Leiter aus, der für sich selbst nur schwacher Erregung durch den Magneten fähig ist, so tritt, wie durch Herschel und Babbage bekannt war, die verschwundene Wirkung deswegen in fast voller Kraft wieder hervor, weil der wesentlichen Bedingung der Fortleitung nun genügt ist. Warum aber die rotirende Scheibe repulsiv auf den darüber an einem Wagebalken ins Gleichgewicht gebrachten, erregenden Magnet wirkt, läfst sich wenigstens erklären, wenn man annimmt, dafs der erregte electrische Gegensatz der durch Annäherung hervorgerufen wurde, nicht momentan der entgegengesetzte wird, wenn die Annäherung in ein Entferneu übergeht, eine Annahme, die fast nothwendig scheint. Dafs aber der untere Pol einer in einer durch einen Radius der Scheibe gelegten lothrechten Ebene beweglichen Neigungsnadel in der Nähe des Mittelpunkts diesem zu, in entfernteren Theilen von diesem ab bewegt wird, wird dadurch klar, dafs die relativen Entfernungen der einzelnen Punkte der Scheibe zu dem erregenden Magneten nicht dasselbe Verhältnifs behalten, wenn dessen Entfernung vom Mittelpunkt geändert wird. So plausibel aber auch alle diese Erklärungen sind, so suchte doch Faraday einen directen Beweis, dafs die Erscheinungen des Rotationsmagnetismus nicht durch magnetische Vertheilung, sondern durch electromagnetische Reaction geschehen. Im ersten Falle nämlich müfste ein Pol über der rotirenden Scheibe so wirken, als ein gleichnamiger Pol in gleicher Entfernung unter der Scheibe, zwei ungleichnamige Pole also ihre Wirkung gegenseitig aufheben. Im zweiten Falle hingegen müssen gleichnamige Pole über und unter der Scheibe sich stören, ungleichnamige den Effect steigern. Die Erfahrung entschied für die zweite Annahme, und es möchte also bei dem Rolationsmagnetismus eine Doppelnadel, deren Achse durch die Mitte der Scheibe geht, mit Vortheil anzuwenden sein.

Da die aus der Wirkung des Magneten sich entfernenden Theile anziehend, die sich ihm nähernden abstofsend wirken, so ist klar, dafs ein bewegter Magnet über einer ruhenden Scheibe zur Ruhe bestimmt wird, gerade wie eine excentrisch schwingende Scheibe zwischen den ruhenden Polen eines Magneten.

Wir betrachteten bisher nur Kupfer. Alle anderen Metalle zeigen dieselben Erscheinungen, aber in geringerem Grade, Zink und Eisen besonders kräftig. Die von Faraday gefundene Reihe schliefst sich nahe an die durch Rotation von Andern früher erhaltene. Wenn es, wofür Seebeck's Versuche zu sprechen scheinen, Metallmischungen giebt, welche für Rotationsmagnetismus unempfänglich sind, so mufs man annehmen, dafs in ihnen durch Bewegung eines Magneten kein electrischer Gegensatz hervortritt. Diefs scheint aber durch Faradays Versuche nicht wahrscheinlich, welche beweisen, dafs die Intensität der electrischen Erregung durch den Magnet genau proportional der electrischen Leitungsfähigkeit des Metalles, indem der kräftige, in einem Kupferdrath erregte Strom, wenn er durch ein eben so langes Stück eines Drathes eines andern Metalles fliefst, dadurch so geschwächt wird, dafs er gerade gleich ist dem in dem zweiten erregten, wenn dieser durch ihn selbst fliefst. Man müsse also annehmeu, dafs die Leitungsfähigkeit jener Legirungen Null sei.

Dafs für jedes Metall die Erregung fortfällt, wenn der Magnet in gleicher Geschwindigkeit mit der Scheibe gedreht wird, folgt von selbst, weil relative Ruhe ebenso wirken mufs, als absolute. Dafs die rotirende Scheibe nur magnetisirtes Eisen mit herumführt, oder electromagnetische Spiralen nicht unmagnetische Körper, ist klar, da wo keine Action ist, auch die Reaction fehlt.

Was nun im schliefsenden Metall als electromagnetische Wirkung sich kund giebt, tritt in andrer Form auf, wenn die metallische Leitung unterbrochen wird. Um einen Anker wird ein starker übersponnener Drath vielfach geschlungen. Das eine amalgamirte Ende desselben drückt federnd gegen eine an das andere Ende

angelöthete amalgamirte Kupferplatte. Die Erschütterung bei dem Ansetzen des Ankers und bei dem Abreifsen desselben trennt den Drath von der Scheibe, und ein Funken erscheint an der Trennungsstelle. Eine in die offene Stelle des Drathes zwischen zwei Kupferplatten eingeschaltete Tuchscheibe mit Wasser hemmt nicht die Wirkung am Multiplicator. Flüssigkeiten vermögen also den im Metall erregten Gegensatz fortzuleiten, in Form von Scheiben unter dem Einfluss von Magneten rotirend zeigen sie aber keine eigene electrische Erregung. Chemische Zersetzung der Flüssigkeit konnte Faraday nicht erhalten, weder durch Rotation noch durch momentane Erregung. Durch successive Funken scheint sie einem Ungenannten gelungen zu sein. Physiologische Wirkungen treten hervor, wenn die Enden des den Anker umschlingenden Drathes den Nerv und Muskel eines präparirten Froschschenkels berühren, auf der Zunge aber kein Geschmack, so wenig wie Glühen eines dünnen Drathes. Der geschlossene Drath wirkt weder electrisch anziehend noch abstofsend. Die gewöhnlichen electromagnetischen Rotationen durch Rotation als Erregungsmittel sind, so viel ich weifs, noch von Keinem angestellt.

Da eine unter dem magnetischen Einfluss der Erde rotirende Scheibe electrisch wird, aufserdem ein um seine Achse gedrehter magnetischer Cylinder in einer dieser parallelen Richtung in sich selbst Electricität hervorruft, so ist klar, dafs durch den Magnetismus der Erde bei einer Menge von Bewegungen Electricität entstehen wird, ja dafs die Erde durch ihre Rotation in sich selbst fortdauernd Electricität erzeugt. Ist es auch nicht gelungen, in Flüssigkeiten entschiedene Wirkungen zu erhalten, so ist doch die Meinung von Faraday nicht ohne Analogie, dafs die Wassermassen des Golfstroms in ihrer rechtwinkligen Bewegung über die magnetische Hauptachse Electricität bedingen, ja das Nord- und Südlicht scheint Resultat der durch die Rotation der Erde erregten Electricität. Es möchte voreilig sein, über die Wahrscheinlichkeit dieser Hypothesen jetzt urtheilen zu wollen, besonders da Faraday sie nur hinwirft, um eine von Thatsachen übervolle Arbeit nicht durch vage Vermuthungen zu schliefsen. Es ist aufserdem wohl zu besorgen, dafs das glänzende Licht, welches diese Entdeckung in einer Menge von bisher dunkeln Erscheinungen verbreitete, die Veranlassung für manche sein wird, wie früher der Electricität, so jetzt dem Magnetismus jedes unerklärte Phänomen aufzubürden, um durch unmotivirte Behauptungen der Mühe eigener Forschung zu entgehen; auch scheint die durch Vorbeibewegen eines Magneten vor einem menschlichen Körper in diesem erregte Electricität schwach genug, um im Organismus Wunder zu bewirken, die stärkere nicht zeigt. Durch alle solche vorauszusehenden Verunstaltungen wird aber die an einem andern Orte in diesen Jahrbüchern schon über diese Entdeckung ausgesprochene Ueberzeugung nicht getrübt werden, dafs die Stellung des Magnetismus unter den übrigen Phänomene eine ganz andre geworden. Noch nie ist das gegenseitige Bedingtsein mehrerer Gebiete so überraschend hervorgetreten als hier, noch nie ist die Beziehung zwischen Erregung an einer bestimmten Stelle und Fortbewegung des bereits erregten so klar ausgesprochen als in der Magnetoelectricität. So lange das erste auch vorhergesehen sein mag, diesen Zusammenhang zwischen Ortsveränderung und Erregung hat Niemand geahnet.

H. W. Dove.

XLVI.

Die Dialectik Platon's, von Dr. Franz Hoffmann. München 1832. *gedr. bei Georg Jaquet. VIII.* 46 *S.* 8.

Diese kleine, den Hrn. Franz von Baader und Joseph Görres zugeeignete Schrift, (wie es nach den angehängten Lateinischen Theses scheint, eine Inauguraldissertation) enthält einen ziemlich treuen und vollständigen Auszug derjenigen Stellen der Platonischen Werke, in denen von Dialectik die Rede ist, nebst einem Versuche, den Zusammenhang dieser Stellen mit der übrigen Platonischen Lehre kürzlich darzulegen. Auf ähnliche Weise, wie eine vor einigen Jahren erschienene, gelehrte und fleifsige Schrift (*Quaestionum de dialectica Plotini ratione Fasciculus I. auct. Dr. C. H. A. Steinhart. Nürnberg. et Hal.* 1829. 4.) in Bezug auf die Neoplatonische Philosophie dies that, betrachtet sie die Dialectik als den Mittelpunct der Platonischen Philosophie, und bestrebt sich, von diesem Mittelpuncte aus eine Aussicht über das Ganze zu eröffnen.

(Der Beschluss folgt.)

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Die Dialectik Platon's, von Dr. Franz Hoffmann.

(Schluſs.)

Wir können uns jedoch nicht rühmen über das System des groſsen Denkers einen wesentlichen Aufschluſs durch sie erhalten zu haben; vielmehr wiederholt sie nur das Allbekannte oder allgemein Angenommene, und zwar, was schlimmer ist, mit allen den Widersprüchen, die in diesem Angenommenen enthalten sind, ohne irgend ein Bewuſstsein über diese Widersprüche, und also auch ohne einen Versuch zu ihrer Lösung. Was soll man dazu sagen, wenn, nachdem in der ganzen Schrift die Welt der Ideen in Platon's Sinne als die allein wahrhaft seiende, die Welt der sinnlich wahrnehmbaren Dinge aber als die unwahre und bloſs scheinende dargestellt worden, es nahe am Schlusse plötzlich heiſst: die Weltschöpfung (d. h. doch wohl die Schöpfung des sinnlich Wahrnehmbaren) begreife Pl. als die *Verwirklichung* der göttlichen Ideen, d. i. Gottes selber —? Sieht denn der Vf. nicht, daſs, wenn Platon so etwas wirklich behauptet, er hiermit seine gesammte übrige Philosophie Lügen straft; wenn anders nicht etwa das Wirkliche, statt Eins mit dem Wahren, das ausdrückliche Gegentheil des Wahren sein soll? Wir lassen hier dahingestellt, ob zu solchen Miſsverständnissen der Dialog Timäus (auf den sich der Verf. in diesem Zusammenhange beruft) wirklich Veranlassung giebt, oder ob dieselben auf Rechnung der Ausleger kommen: was aber soll uns eine Darstellung oder Verdeutlichung der Platonischen Lehre, die solche Widersprüche, ohne sie nur gewahr zu werden, in derselben stehen läſst?

Was den Begriff der *Dialectik* als solchen betrifft: so ist es in einem ganz andern Sinne, als in den von dem Verf. gefaſsten und befolgten, wahr, daſs er den Mittelpunct aller Forschungen und Untersuchungen über Platonische Philosophie zu bilden hat. — Was haben überhaupt solche Untersuchungen für einen Werth, wenn sie nichts geben, als einen kahlen Auszug aus dem, was der Philosoph selbst weit besser lebendiger und eindringlicher sagt? Freilich ist dies der Fall, in welchem sich die meisten Darstellungen der Geschichte der Philosophie als solche befinden, auch die allerneuesten, Groſses versprechenden und prätendirenden Werke nicht ausgenommen, die aber auch eben darum die schaalste und unerspriefslichste Lectüre gewähren, die man nur erdenken kann. Es ist hier nicht der Ort, im Allgemeinen nachzuweisen, *wie* Geschichte der Philosophie behandelt werden, oder *was* an die Stelle dessen, was bisher sich so nannte, treten solle. In Bezug auf Platon tritt ein eigenthümlicher Fall ein, der freilich auf wenig andere Philosophen, deren Schriften wir besitzen, Anwendung leidet: nämlich daſs er hinter der, in seinen Schriften niedergelegten noch eine esoterische Philosophie besitzt, um deren Auffindung es sich, wenn von geschichtlicher Forschung die Rede ist, handelt. Diese esoterische Philosophie ist eben seine Dialectik, von der Pl. in seinen Dialogen nur die allgemeine Bezeichnung und zerstreute Züge aus ihr, aber nicht sie selber giebt. Im Phädrus und im siebenten Buche der Republik (das letztere die Hauptstelle über den *Begriff* der Dialectik) sagt er es so gut wie mit klaren Worten, daſs diese Dialectik für die künstlerische, dialogische Darstellung sich nicht eigne, daſs sie der *Schule* vorzubehalten sei; — *daſs* aber Pl. eine Schule, daſs er ἄγραφα δόγματα hatte, kann jeder, der will, nebst dem allgemeinen Inhalte dieser ungeschriebenen Lehren, aus Aristoteles erfahren. Wir können es demzufolge nicht anders als Trägheit nennen, wenn sich durch so eindringliche Winke weder die neuern Erklärer des Platon, noch die Geschichtschreiber der Philosophie anspornen lasten, dem denkwürdigen Geheimnisse nachzuspüren, sondern es bequemer finden, das längst Bekannte und auf der

Oberfläche Liegende, so lückenhaft und häufig sich selbst widersprechend dasselbe ist, excerpirend und interpretirend zu wiederholen. Sollte diese Trägheit etwa einen Vorwand nehmen an der Lehre der neueren Philosophie, welche allenthalben der voreiligen Annahme eines Untergangs des eigentlich Werth- und Gehaltvollen aus früheren Zeiten durch die Betrachtung entgegentritt, wie der ächte Gehalt sich eben durch die Gewalt kund giebt, mit der er unbewufst die Menschen nöthigt, ihn zu bewahren und zu überliefern: so wäre hierauf zu erwidern, dafs die esoterische Lehre des Platon eben nicht verloren ist, wenn es einem aufmerksamen Studium der Spuren, die sie hinterlassen, gelingen kann, sie wieder an's Licht zu ziehen, — so wenig wie die Lehre jener ältern Philosophen, die wir ja gleichfalls nicht unmittelbar, sondern erst durch historisch-philologische Forschung und Prüfung der Zeugnisse kennen lernen.

Wirklich ist Ref. sehr geneigt, zu behaupten, dafs die gesammte esoterische Lehre oder Dialectik Platon's aus einer aufmerksamen und gründlichen Vergleichung der Schriften dieses Denkers mit den betreffenden Stellen der Aristotelischen Schriften, insbesondere der Metaphysik sich entwickeln läfst. Er selbst hat in seinen Anmerkungen zur Aristotel. Physik und Seelenlehre einen Anfang dazu gemacht, von dem er wohl wünschte, dafs ihn ächte Kenner der neuen eben so, wie der alten Philosophie einer aufmerksamen Prüfung würdigten. Er glaubt nämlich alles Ernstes, dafs zur Entzifferung der Räthselworte, in denen uns jene Lehre überliefert worden, eine gründliche Kenntnifs auch der neuern Philosophie, und ein Durchdrungensein von ihrer Wahrheit allerdings die unumgängliche Bedingung ist. Er weifs wohl, welchen Anstofs er mit dieser Behauptung den so sich nennenden rein historischen Forschern giebt, jenen, die es vorziehen, die berühmtesten Denker des Alterthums baare Albernheiten behaupten zu lassen, ehe sie sich zu einer „subjectiven" (so nämlich heifst in ihrer Sprache jede speculative) Erklärung ihrer Paradoxen entschliefsen sollten. Ist doch die Genügsamkeit dieser Trefflichen so grofs, dafs sie es als eine zureichende Erklärung hinnehmen, wenn ein berühmter Geschichtschreiber der Philosophie noch ganz neuerlich die Zahlenlehre der Pythagoreer aus einer speciellen Vorliebe des Pythagoras für Mathematik ableitet! In den Augen solcher Forscher mufs es freilich als eine arge Ketzerei erscheinen, wenn man sich zu der Behauptung erkühnt, dafs die eben genannte Lehre, und dafs gleicherweise die an dieselbe sich anschliefsende, esoterische Lehre Platon's von den *unvergleichbaren* oder *incalculablen Zahlen* (ἀριθμοὶ ἀσύμβλητοι) nichts anders ist, als eine Vorausnahme des Begriffs jener Stufen- oder Potenzenreihe aller Dinge im Absoluten, wie solche die Schelling'sche oder noch auffallender, jene durch Verneinung des Abstracten und Vermittelung und Aufhebung der Gegensätze in ununterbrochener Steigerung das Concrete erzeugende Dialectik, wie die Hegelsche Philosophie, sie lehrt. Dafs durch diese Deutung ein Philosophem, welches sonst nur als eine wunderliche Grille erschien, zu einer tiefen Wahrheit wird, dürfen wir freilich nicht bei Denen in Anschlag bringen, denen alle Meinungen der Philosophirenden als sogenannte „Thatsachen der Geschichte der Philosophie" gleich gelten. Eben so wenig kann es für Diese von irgend einem Interesse sein, dafs dieselbe nicht blofs die Lehre des Platon selbst aufhellt, sondern zugleich und in Einem den Grund darlegt, weshalb diese Lehre nicht nur nicht ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Tiefe nach in die exoterische Darstellung der Platonischen Dialogen aufgenommen werden konnte, sondern auch bald, nachdem ihr Verständnifs verloren gegangen war, in Vergessenheit kam, und kaum vorübergehend von den Nachfolgern des Platon in alter und neuer Zeit beachtet ward. Mit mehr Erfolg hoffen wir diesen letztern Umstand bei Solchen geltend machen zu können, die bisher an der Existenz einer esoterischen Philosophie des Platon aus dem Grunde zweifelten, weil sie diese Existenz ihrem Glauben an die Gesetzmäfsigkeit und Stetigkeit aller geschichtlichen Entwicklung der Philosophie widersprechend fanden. Gewifs werden diese sich bei aufmerksamer Erwägung unserer Ansicht überzeugen, dafs umgekehrt durch dieselbe eine Lücke ausgefüllt wird, welche sonst die Vorstellung jener organischen Einheit in der Geschichte der Philosophie des Alterthums auf das empfindlichste stört. Die Platonische Philosophie, wie sie in den Dialogen erscheint, ist und bleibt ein Fragment, dessen Entstehung bei seiner Herrlichkeit und Tiefe unerklärlich wäre, wenn wir beharrlich läugnen wollten, dafs sein Urheber, und dafs schon Andere vor ihm, noch einen tiefern Blick in den Zusammenhang und die Gliederung jener Ideenwelt gethan hatten, deren Begriff dort allenthalben, nur ungeordnet noch und ungeschieden von sich selbst, im Hin-

tergrunde gezeigt wird. Der Ausdruck, den Pythagoras und Platon für diese Gliederung gefunden hatten, war freilich ein unzureichender, nahe noch an das Mythische und Symbolische grenzender: — um den wahren und einzig genügenden zu finden, bedurfte es eben der Entwicklung und Arbeit des philosophischen Geistes durch mehr als zwei Jahrtausende hindurch; einer Entwicklung, deren Aufgabe ausdrücklich diese war, alles Symbolische abzustreifen, und die eben darum jenes alte, tiefsinnige Philosophem bei Seite legen und vergessen mufste. Jetzt aber, nachdem entweder jener wahre und vollständig durchgebildete Ausdruck selbst, oder wenigstens der sichere Weg zu solchem, durch den Schöpferblick zweier unsterblichen Genien unsers Zeitalters gefunden ist, ziemt es uns, auch dem Alterthum seine Ehre zu geben, und die tiefe, grofse Wahrheit auch in den starren Formen, in die dasselbe sie, wie in einen Krystall, hineingebildet hat, wiederzuerkennen. — Der Verf. der angezeigten Schrift hat dies nicht gethan; er erwähnt zwar am Schlusse derselben die Platonische Zahlenphilosophie mit ein paar Worten, aber ohne irgend ein Verständnifs derselben zu zeigen; auf ähnliche Weise, wie Andere dasselbe der Platonischen Philosophie, welche fast durchgängig die Zahlenlehre erst ganz zuletzt, wie ein scherzhaftes Nachspiel, wie ein *drama satyricum* nach der grofsen Trilogie der Platonischen Ethik, Physik und Dialectik, auftreten lassen.

C. H. Weifse.

XLVII.

Die Basalt-Gebilde in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen von Karl Cäsar v. Leonhard, Geheimenrathe u. Prof. an der Universität zu Heidelberg. Zwei Abtheilungen. Nebst einem Atlas mit Ansichten und kolorirten Durchschnitten. Stuttgardt (E. Schweizerbart's Verlagshandlung) 1832. *gr.* 8. 1*ste Abth. XXII. u.* 498 *Seiten.* 2*te Abth. X. u.* 536 *S. Atlas in* 4. 8 *Druckseiten u. XX lithographirte Tafeln.*

Hr. v. Leonhard hat die gute Gabe, im Gebiete der Mineralogie und Geognosie mit ausdauerndem Fleifse, tüchtiger Umsicht, grofser Vollständigkeit, sachgemäfser Ordnung und dem besten allgemeinen Erfolge die Beobachtungen und Reflexionen Anderer aneinanderzureihen, zu combiniren, zu vergleichen, Schlüsse daraus zu ziehen und so in die mehr oder weniger isolirt stehenden wissenschaftlichen Ergebnisse Leben zu bringen und sie in ansprechender Form einem gröfsern Publikum zugänglich zu machen, selbst dem Gelehrten eine bedeutende Erleichterung durch die bessere Uebersichtlichkeit des zerstreuet gewesenen Stoffs zu verschaffen. In solcher Weise hat Hr. v. L. eine Reihe von Decennien hindurch recht wesentlich zur Verbreitung des mineralogischen und geognostischen Wissens beigetragen. In dem vorliegenden Werke hat er aber nicht allein einen neuen ausgezeichneten Beweis dieses Talents geliefert, indem fast jede Seite des Buchs sorgfältige Kunde und Nachweisung davon giebt, wie sehr und erfolgreich er bemühet war, alles zu seinem Forschungskreise Gehörige, welches von ihm schon irgend schriftstellerisch niedergelegt war, zu prüfen, zu würdigen und zu benutzen: sondern wir erhalten in seiner Arbeit zugleich auch eine recht grofse Menge von eigenen neuen werthvollen Beobachtungen, welche er auf seinen vielen, lediglich zum Zwecke dieses Werks unternommenen Reisen in nahen und fernen Gegenden gesammelt hat. Um sich über die Verhältnisse Basaltischer Gebilde, über ihre Beziehungen zu normalen und abnormen Gebirgsbildungen, ihre ändernden und umwandelnden Einflüsse durch unmittelbare Anschauung zu unterrichten, besuchte er die Wetterau, das Vogelgebirge, die Rhön, den Spessart, den Westerwald, die Ufer des Rheins, das Siebengebirge, die Eifel, die Schwäbische Alp, die Hessischen und Thüringischen Berge, das südliche Frankreich u. s. w. So war v. L. eine bedeutende Anzahl von Jahren mit den Vorarbeiten zu seinem Werke beschäftigt. Viele Gebirgsforscher und Chemiker von anerkanntem Werthe theilten ihm überdies reichliche Beiträge dazu mit. Bei der notorischen wissenschaftlichen Regsamkeit des Verfs. konnte man, auch ohne seine eigene Versicherung, schon erwarten, dafs er sich, durch eigenes Sammeln und mit Hülfe seiner weitverbreiteten Verbindungen, eine sehr zahlreiche und vollständige Reihe von natürlichen Belegstücken zu den in dem Werke zusammengellten Thatsachen verschafft haben würde. Das eifrige Studium dieser Sammlung, welche in ihrer Art wohl noch von keiner andern erreicht worden ist, war für die Ausarbeitung des Buchs

vom höchsten Gewisse; überall finden sich in ihm die schönsten Beweise davon.

Rec., der sich selbst mit der Erforschung Basaltischer und verwandter Gebilde viel beschäftiget hat, wozu er schon durch seinen Wohnort besonders hingewiesen war, gesteht es gern, dafs er das von Leonhard'sche Werk mit recht vieler Belehrung gelesen hat. Es macht auch für den mit der Sache völlig Vertrauten einen sehr angenehmen Eindruck, wenn er dasjenige, was in einer speciellen wissenschaftlichen Materie seit einer bedeutenden Reihe von Jahren geleistet worden, und welches er nur einzeln und sehr verschiedenzeitig in seinen Geist aufnehmen konnte, in einer allgemeinen Uebersicht zusammengestellt erhält. Um so dankenswerther mufs daher derjenige eine solche Arbeit — vorausgesetzt dafs sie ihren Zweck so vollkommen, wie die vorliegende, erreicht — aufnehmen, dem die grofse Erleichterung wird, sich dadurch zuerst und auf einmal auf den heutigen Standpunkt des bezüglichen Wissens geführt zu sehen und so von oben herab in das Geschichtliche der Sache zu schauen.

In dem *Vorworte* sucht der Verf. sich vor dem möglichen Tadel zu schützen, dafs er es versucht habe, die Beachtung der Zunftgenossen noch einmal dem Gegenstande zuzuwenden, welcher den Kampf der Meinungen veranlafste. Rec. meint aber nicht allein, dafs ein solcher Tadel von keinem Einsichtigen zu befürchten, sondern dafs vielmehr jetzt erst der Zeitpunkt gekommen sei, wo man mit Gründlichkeit und Erfolg von diesem Gegenstande im gröfsern Zusammenhange sprechen könne. Noch sind es kaum zwei Decennien, wo die Lehre von der vulkanischen Bildung des Basalts anfing allgemeinern Eingang zu finden; von Jahr zu Jahr bekam dieses Glaubensbekenntnifs mehr und mehr Anhänger; die volle Ueberzeugung führte dazu; Autoritäten vermochten nicht länger die Selbstbeobachter befangen zu erhalten, und jetzt giebt es wohl keinen Gebirgsforscher mehr, welcher in jener Beziehung noch dem Neptunismus huldigen möchte. So lange aber noch die Mehrzahl der Geognosten hartnäckig an jenem Irrglauben hielt, so lange blieb die Beobachtung selbst mit einem dichten Flor umhüllt, durch welchen man nur erblickte, was dem falschen vorgefafsten Systeme förderlich sein konnte. Erst nachdem eine feste Basis in der richtig erkannten Genesis gefunden war, auf welche man die Fragen an die Natur des Basalts stellen konnte, fing sie an klar und vernehmlich zu antworten, und je mehr neue Fragen man aus den erhaltenen Antworten entwickelte, je klarer, bestimmter, freier und offener trat sie dem Fragenden Bescheid gebend entgegen. Freilich mag sie noch Manches zu gestehen haben: aber ihr Bekenntnifs ist schon so vollständig, dafs sich ein sehr gut motivirtes Urtheil darauf fällen und zu dem Ende das Faktische zu einer schon sehr zusammenhängenden, gerundeten und vollständigen Erzählung, wie das Leonhard'sche Werk beweist, bearbeiten läfst. Viel früher war dieses aber nicht möglich; Versuche dazu, welche während des Kampfs der Parteien gemacht wurden, mufsten nothwendig einseitig und mangelhaft bleiben und konnten, als Produkte des Parteigeistes, den Anforderungen nicht entsprechen, welche die ruhige, sinnige und unbefangene Naturforschung heischt. Bevor der Kampf selbst nicht der Geschichte angehörte, bevor die Resultate desselben nicht völlig aus dem Gährungsprocesse hervorgegangen waren und durch Feststellungen von den mannichfachsten Seiten Halt gewonnen hatten, konnte die umfassendere und kritische Behandlung der Sache zu keinem glänzenden Erfolge führen. Dies nur zum Beweise, dafs die Bearbeitung einer vollständigen Naturgeschichte der Basaltischen Gebilde nichts weniger als eine veraltete und abgethane Sache zum Gegenstande hat, sondern vielmehr als völlig zeitgemäfs erscheinen mufs.

Eine andere Frage ist es aber: ob es füglich thunlich gehalten werden könne, die Basaltischen Gebilde, deren Zusammenhang und Ineinandergreifen mit andern vulkanischen Bildungen die neuere Zeit auch so vollständig nachgewiesen hat, ganz abgesondert monographisch zu behandeln. Rec. mufs gestehen, dafs ihm die Lösung einer solchen Aufgabe gleich Anfangs, wie er die vorausgegangene Ankündigung des Leonhard'schen Buchs zu Gesichte bekam, sehr schwierig erschienen ist. Nachdem aber das Werk wirklich vorliegt, findet er, dafs der Verf. auch diese Schwierigkeit mit vielem Glücke überwunden hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 73.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Die Basalt-Gebilde in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen von Karl Cäsar v. Leonhard. Zwei Abtheilungen.

(Fortsetzung.)

Allerdings hat sich v. L. genöthigt gesehen, den Begriff von Basaltischen Gebilden umfassender aufzustellen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, und überdies vieles noch in das Werk aufzunehmen, was auch nach diesem ausgedehnten Begriffe nicht einmal hineingehört; der Zusammenhang und die nothwendig anzuführenden Analogien der Bildungsweisen erforderten dieses. Ganz vortrefflich schiffte der Verf. auf dem gut gewählten Mittelwege zwischen den beiden Klippen hindurch, wovon die eine das Werk mit Unvollständigkeit bedrohete und die andere Besorgnisse vor einem unverhältnifsmäfsig weiten Ausholen über den eigentlichen Gegenstand hinaus einflöfste. Die angemessene Haltung in dieser Beziehung ist um so verdienstlicher, als sie in der That schwierig war.

„Manche Wiederholungen" — sagt der Vf. im *Vorworte* — „liefsen sich nicht vermeiden, ohne das damit unzertrennbar Verbundene zu zerstören". Rec. ist so sehr davon überzeugt, dafs er darin auch nicht den entferntesten Tadel suchen möchte. Indefs hätte doch vielleicht die systematische Behandlung der Gegenstände noch etwas strenger gehalten werden können: allein von der andern Seite ist es auch begreiflich, welche Schwierigkeiten dieses bei einem Werke haben mochte, woran seiner Natur nach sehr lange gearbeitet werden mufste, wozu das Material aus tausend Winkeln zusammenzusuchen war und dessen Theile auf die mannichfachste Weise untereinander netzförmig verflochten und ineinandergreifend sind. Das Buch mufs ohnehin ganz gelesen werden; es verdient solches; es ist kein Lexicon, kein Schema, und so kann seine vielleicht hin und wieder möglich gewesene bessere Organisation kein wesentliches Hinderniss sein.

Das gute Lob, welches Rec. dem Werke im Allgemeinen zuzutheilen sich gern veranlafst sah, mag es auch rechtfertigen, wenn er hier noch näher auf seinen Inhalt im Einzelnen eingeht. Jede Abtheilung bildet einen Band. In der ersten ist in der *Einleitung* zunächst die Rede von dem *Wechsel geologischer Systeme* ganz im Allgemeinen und erläutert durch die successiven Fortschritte in den einzelnen Theilen der Gesammt-Naturwissenschaft; dann von dem Einflusse, den die Forschung nach der *Basalt-Genese* auf die fortschreitende Entwickelung von Geologie und Geognosie ausgeübt hat, von der *relativen Wichtigkeit der brennenden und erloschenen Vulkane* auf die Umbildung der Erde, von dem *Uebereinstimmenden und Abweichenden Basaltischer Gebilde und der Erzeugnisse noch thätiger Vulkane*. Nach solchen allgemeinen Betrachtungen wird der *Neptunischen und Vulkanischen Bildungssysteme* ebenfalls nur allgemein gedacht und dabei werden einige abweichende besondere Hypothesen erwähnt. So ist die Geschichte der Wissenschaft von der Basalt-Genese vorbereitet. Es werden hierauf als Reihenführer beider Hauptbildungs-Theorien Werner und Hutton mit ihren Ansichten oben angestellt; J. Hall mit seinen fruchtbaren Versuchen schliefst sich an Hutton an. Und nun folgt ausführlich, was andere Naturforscher in unmittelbarer Beziehung auf die Erforschung Basaltischer Gebilde leisteten; nach den Ländern, worin sie ihre Beobachtungen sammelten, sind sie geordnet. Es würde zu weit führen, hier auch nur die Namen der Männer zu wiederholen, welche diese reiche Gallerie bilden. Unter einer besondern Rubrik, welche jedoch weniger ausgeführt ist, als die vorherige, wird die Wichtigkeit des *Einflusses* geschildert, *welcher dem chemisch-physikalischen Wissen bei Aburtheilung der Frage über den Ursprung der Basalte und der mit ihrem Auftreten verbundenen Erscheinungen zusteht;* es wird hier der Leistungen Gay-Lussac's, von Ferussac's, Cordier's

u. A. über die Erdtemperatur gedacht und dessen, was Berzelius, H. Davy, Mitscherlich, C. G. Gmelin, Berthier, Sefström, Bredberg u. A. durch wichtige chemische Aufschlüsse für die Basalt-Genese geworden sind. Diese recht vollständige Geschichte der wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes gewährt einen schönen Ueberblick und die dabei vorkommenden Litteratur-Nachweisungen sind eben so nützlich, als die ganze Darstellung wirklich interessant ist. „Alle Versuche, die vielen Zweifel über den Vulkanischen oder unvulkanischen Ursprung des Basalts zu lösen, werden für immer als schönes Denkmal menschlichen Scharfsinns in der Geschichte der Geologie Epoche machen". Das sagt A. v. Humboldt, und v. L. hat mit Recht diese Stelle S. 2. als Motto hingestellt, denn gerade er verschafft uns die schönste Ueberzeugung ihrer Wahrheit.

Der zweite Abschnitt: *Allgemeine Feststellungen und nähere Bestimmungen*, beschäftiget sich zuerst mit der *petrographischen Eintheilung und Nomenclatur* Basaltischer Gesteine. Wenn auch die Natur in diesen selten scharfe Grenzen zieht und alles vielmehr durch unendliche Uebergänge vermittelt, so hätten wir, wissenschaftlich festgestellt, um bestimmte Anhaltspunkte zur Sonderung zu erhalten, doch oft die Definitionen schärfer und bestimmter gewünscht, als unser Verf. sie giebt. Seine Ermittelungen über die Eigenschwere Basaltischer Gesteine und die daraus gezogenen Schlufsfolgen über ihre Zusammensetzung sind nicht ohne Interesse, scheinen aber doch, im Verhältnifs zu den erzielten Resultaten, mit einer gar zu grofsen und wohl vermeidlich gewesenen Ausführlichkeit behandelt zu sein. — Die Uebersicht der *Beimengungen Basaltischer Gebilde* ist recht vollständig und in ähnlicher Weise noch nicht versucht gewesen. Bei dem Vorkommen der Blende in Basalten von der Gerswiese im Siebengebirge hätte S. 202. wohl erwähnt werden können, dafs dieselbe keine Ausscheidung des Basaltischen Teigs sei, sondern nach dem Exemplar, welches das Bonner Universitäts-Museum davon bewahrt, in einem im Basalte eingehüllten Quarzstück in kleinen Partien eingesprengt erscheint. — Den *Blasenräumen und ihren Einschlüssen* widmet der Verf. eine besondere Rubrik. Ihr Inhalt ist mit ganz besonderer Vorliebe behandelt. Hier sieht man recht, wie nützlich sich vollständige Sammlungen machen. Bei der Erwähnung des Wassers in Blasenräumen des Basalts, welches namentlich in mehrern Rheinischen Basalten häufig vorkömmt, hätte wohl der Analyse eines solchen Wassers aus den Basalten bei Unkel Erwähnung geschehen können, welche *Stucke* schon im Jahr 1793 damit vornahm. — Ausführlich werden unter der Aufschrift: *Urmasse der Basalte*, die Fragen erörtert: „Sind die Basaltischen Massen Produkte eigenthümlicher Art, unabhängig von irgend einer andern bereits vorhanden gewesenen Gestein-*Bildung*, unter Einwirkung Vulkanischer Agentien durch unmittelbares Zusammentreten von Urstoff-Theilen aus unermefslicher Tiefe herrührend entstanden? Ist man berechtigt zur Annahme: jene Gesteine seien aus der Umwandlung und Schmelzung anderer Felsarten hervorgegangen und die Massen liefsen sich nachweisen, auf welche das Feuer eingewirkt, die Aenderung derselben zu Basaltischen Laven bedingend"? Der Verf. beantwortet im Sinne des Rec. die erste Frage affirmativ. Die chemische Analyse Basaltischer Gesteine wird dabei mit Recht zu Hülfe genommen. Schade ist es nur, dafs in dieser Beziehung das vorhandene wissenschaftliche Material noch so arm ist, erfreulich aber um so mehr, dafs uns v. L. hier eine Reihe von chemischen Untersuchungen von Basalten, durch C. G. Gmelin angestellt, mittheilt, welche von recht interessanten Folgerungen begleitet sind. — Die *Abhandlungs-Verhältnisse* des Basalts lassen in v. L.'s Darstellung, sowohl aus dem Standpunkte der Theorie als der Erfahrung, wohl kaum noch etwas zu wünschen übrig. — Unter der Aufschrift: *Basaltische Konglomerate und Tuffe*, ist im Speziellen die Rede vom verschiedenartigen Auftreten der Konglomerate, als Masse von Hügeln und ganzen Bergen, als Ausfüllung von Spalten, als mächtige Hüllen dichter Basalte, ferner von ältern und neuern Ansichten über die Bildungsweise der Konglomerate, von den Beweisen für ihre Abkunft aus der Tiefe, von ihrem lagerähnlichen Auftreten, von dem Vielartigen in ihrer Zusammensetzung durch besonders merkwürdige Beispiele erläutert, von ihrem bindenden Teige, von der Hitze-Entwickelung bei'm Emporsteigen der Konglomerate, von darin enthaltenen Meeres-Konchilien, von den Trapptuffen. S. 311.

(Der Beschlufs folgt.)

XLVIII.

Dr. Adolph Gottlob Lange's, vorm. Rectors und ersten Prof. der K. Preuss. Landesschule

Pforta, vermischte Schriften und Reden. Nach des Verfs. Tode geordnet und mit einer Biographie Lange's, herausg. von K. G. Jacob, Dr. der Phil. u. Prof. an der Landesschule Pforta. Mit einer Steintafel. Leipzig 1832. *LX. und* 378 *S. gr.* 8.

Sachsen ist von jeher reich gewesen an Schulmännern, die bei geringer schriftstellerischer Thätigkeit gleichwohl durch seltne Tiefe des Wissens und durch musterhafte Verwaltung ihres Amtes zu einem wahren und dauernden Ruhme gelangt sind, der um so ehrwürdiger, je geräuschloser und bescheidner er ist. Bei keinem jedoch zeigt diese Wahrnehmung sich vielleicht in höherm Grade als bei dem viel zu früh entschlafenen Lange, (geb. 1778, gest. 1831.) dessen bedeutendste geistige Hervorbringungen wir jetzt in einem mäfsigen Bande zusammengefafst, uns vorgelegt sehn, dessen Name aber überall mitgenannt wird, wo es gilt, die Männer aufzuzählen, die durch Wissenschaft und Lehrgabe Deutschlands anerkannte Zierden und Stützen sind.

Ueber den Grund kann kein Zweifel sein: Lange lebte im Munde und in der liebevollsten Erinnerung einer kräftig erregten Jugend, wie sie nur aus einer Lehranstalt hervorgehn konnte, die seit Jahrhunderten sich das höchste wissenschaftliche Ziel zu erreichen vorgesetzt hatte, und mit seltner Folgerichtigkeit ihm nachstrebte: Lange hatte auf ihr seine Bildung empfangen, er gab als Lehrer ihr das Empfangene im reichsten Mafse zurück, denn er wufste, was ihr noch fehlte, und war ganz der Mann es zu ergänzen: die Ereignisse der Zeit waren ihm nicht ungünstig, und so wurde er der Beglückte zum Würdigen und Höchstverdienten. Dies Eine aber, was er dem innern Leben seiner geliebten Pforte hinzufügte, wissen wir nicht kürzer und besser zu bezeichnen als durch das Schöne, das er — hoffentlich für alle Zeit — dem Guten, dem Tüchtigen und Gediegenen beigesellte, und worin die Begünstigungen der Zeit zu suchen sind, das ist keinem unbekannt, der in der Geschichte unsrer Tage nicht ganz Fremdling ist.

So wurde Lange's Andenken in den besten seiner Schüler am festesten begründet: es pflanzte sich auf dem lebendigsten Wege fort, durch mündliche Ueberlieferung, und wenn er dann zwischendurch in einem Schriftwerke, auch nur geringen Umfangs, hervortrat, so zeigte sich jedesmal aufs Schönste bestätigt, wovon man auch ohnehin sich gern überzeugt hatte. So wirkte er länger als ein Vierteljahrhundert nicht blofs auf Knaben und Jünglinge, sondern auf jeden jugendfrischen Geist, der sich mit dem seinigen berührte, in Liebe und Segen, und diese Fortwirkung wird die Grenzen seiner irdischen Thätigkeit überdauern.

Dazu wird auch die vorliegende Sammlung seiner Schriften kräftig mitwirken, der deshalb allein schon ein Ehrenplatz in diesen Jahrbüchern gebühret. Denn sie erscheint als treuer Spiegel einer der reinsten und edelsten, der achtunggebietendsten und der liebenswürdigsten Naturen, die nur zu erscheinen brauchte um auf die schönste Weise zu lehren. Nicht minder aber ist ihr unabhängiger wissenschaftlicher Werth, da es als eine bedeutsame Eigenthümlichkeit aller Lange'schen Schriften zu betrachten ist, welchen Gegenstand sie auch berühren, ihn entweder zum erstenmal oder doch von so durchaus neuen Seiten zur Sprache zu bringen, dafs er in der That zum erstenmal besprochen und verhandelt erscheint.

Der Herausgeber dieser Sammlung hat es zweckmäfsig gefunden, ohne Rücksicht auf Sprache oder Zeitfolge ihren reichen Inhalt unter drei Abtheilungen zu ordnen, Lateinische und Deutsche Schriften zur Alterthumskunde, Deutsche Schriften aus verschiednen Fächern der Litteratur und Schulreden, woran sich einige Gedichte, theils Lateinische, theils Deutsche, anschliefsen. Auf jeden Fall gehörten wohl aus dem dritten Abschnitt die archäologischen Miscellen über *den Demos des Parrhasios*, über *den Rhythmus in Werken der bildenden Kunst* und über *den Bacchus auf einem Marmorrelief* in den ersten hinüber, in dem wir schon andern höchst verwandten Abhandlungen begegnen, besonders der über *die Iphigenia des Timanthes*. Auch *die ewige Lampe* gehörte wohl mit *dem Drudenfufse* in Eine Klasse, und ebendahin kommt man in Versuchung *die Sage vom Meister und Gesellen* und *den Hammer* zu weisen. Es war aber überhaupt Lange's Art, wie er Altes und Neues mit gleichem Ueberblick zusammenfafste und mit gleicher Theilnahme verband, so auch in seinen schriftlichen Arbeiten, wo die Gelegenheit es gab, Antikes und Modernes nicht in ihren Gegensätzen, sondern als ursprünglich Verwandtes zu betrachten, und danach durchweg ein vermittelndes Princip walten zu lassen. Dies hätten wir in der Zusammenstellung seiner Schriften nicht ungern angedeutet und hervorgehoben gesehn: die Sache selbst war dem Herausgeber natürlich nicht entgangen.

Das Vortrefflichste der ersten Abtheilung sind unstreitig die Abhandlung über den *dialogus de oratoribus*, den er bekanntlich dem Tacitus zuspricht und der hier eigentlich zum drittenmal erscheint, und die *Vindiciae Tragoediae Romanae*, denen wir vor allen seinen Schriften den Preis zuzuerkennen keinen Anstand nehmen: dafs auch er auf diese einen vorzüglichen Werth legte, erhellt schon aus der grofsen Sorgfalt, mit der wir sie anjetzt vervollkommnet und ausgefeilt wieder empfangen. Den *Silvae Portenses* sind einzelne zweckmäfsige Abkürzungen zu Theil geworden, die sich aber nur auf die Form beziehn. Zum erstenmal, soviel wir wissen, erscheinen *über den Mythus von Amor und Psyche*, *Achilles* und die prosodische Untersuchung, *ob Alexandrīa oder Alexandrĭa*, die sich zwar für das letztere entscheidet, ohne doch das erstere aus dem spätern oder dem Grammatikergebrauch gänzlich ausschliessen. Ohne Aenderung wiederholt sind *der Drudenfufs*, *Timanthes*, *Iphigenia* und *Orbilius*.

Die zweite Abtheilung ist durch zwei ausgezeichnete neue Beiträge geziert, *die ewige Lampe*, ein uraltes heiliges Gebäu auf dem Kirchhofe zu Pforta, das durch Vergleichung mit mehrern ähnlichen sicher als ein Lampenhaus gedeutet wird, und *die Sage vom Meister und Gesellen*, hervorgegangen aus dem alten Volksglauben, der Meister, zürnend über den Lehrling, der ihn zu übertreffen drohe, verderbe diesen durch offne oder

heimliche Gewalt, oder allgemein gefafst, der Mensch wird in der Regel das Opfer seines zu kühnen Aufstrebens zum Höhern und Vollendetern. Der Mythus wird hinaufgeführt bis zu dem tückischen Treiben der Telchinen, dem Kunst- oder Handwerksneid der Pallas gegen Arachne, des Daedalus gegen Perdix oder Talus: selbst an den φθόνος θεῶν konnte erinnert werden. Auch das Fragment einer Abendunterhaltung war uns wenigstens neu: als alte Bekannte begrüfsten wir mit Freude wieder *die Ideen über poetische Ansicht der Natur, über Schillers Parabeln und Räthsel, die Gedanken über Wahrheit und Dichtung, den Hammer*, ursprünglich eine Freimaurerrede, und *die archäol. und liter. Miscellen*, die sich aus Lange's Recensionen leicht noch hätten vermehren lassen.

Aufser der mit Recht gepriesenen Festrede zum 3. Aug. 1821. *de severitate disciplinae Portensis*, und der von Lange bei seiner Einführung als Rector gehaltenen, waren die sämmtlichen Schulreden der dritten Abtheilung noch ungedruckt. Unser Schriftwesen ist nicht eben reich an Denkmalen dieser Art von Beredtsamkeit. Wir müssen es daher dem Herausg. besonders danken, dafs er hier erhalten hat, was noch zu erhalten war, da von Lange selbst nicht jedes als Gebet oder beim allgemeinen Todtenfest gesprochene Wort schriftlich ausgearbeitet, aufgezeichnet und auf diese Weise aufbewahrt war. Wir wüfsten diese Anreden voll tiefen Sinnes und Gemüthes nur mit einigen ähnlichen von Friedr. Jacobs zu vergleichen. — Ueber die Gedichte endlich, ein Lateinisches und drei Deutsche, würden wir uns nur dann ein Urtheil erlauben, wenn die Mittheilung etwas reichlicher ausgefallen wäre: von Lateinischen Poesien Lange's soll noch manches hochgelungene vorhanden sein, und als geistlicher Liederdichter dürfte er den besten Meistern in dieser Sphäre beizuzählen sein.

Aber bei Sammlungen der Werke eines Verstorbenen sind wir auch über den Geist und die Art der Herausgabe einige Worte beizufügen verbunden. Hr. Jacob war als Amtsgenofs und naher Freund Lange's vorzugsweise befähigt und berufen zu diesem Geschäft, und die Liebe, mit der er zum Werke schritt, giebt sich in allen seinen Aeufserungen kund. Auch war er dadurch von allen Einzelheiten hinreichend unterrichtet, um selbst das weniger Bekannte zu wissen und davon Nachricht ertheilen zu können. Dies zeigt sich vorzüglich in den vorangestellten *biographischen Erinnerungen an Lange*, die mit unverkennbarer Sorgfalt ausgearbeitet und gewifs allen Freunden des Verewigten eine höchst erwünschte Gabe gewesen sind. Nur das ist uns aufgefallen, dafs S. XXXIX. von ihm ausgesagt wird, die Meisterwerke der alten Kunst habe er nur in guten Abgüssen und in Kupferwerken anschauen gekonnt. Wer sich wiederholt in Dresden, wer sich während der letztern Jahre unter allen persönlichen Begünstigungen in Berlin verweilt hatte, dem konnte es an eigner Anschauung der edelsten antiken Originale nicht fehlen. Es scheint also, dafs jene Worte in einem etwas engern Sinne zu fassen sind, und nur darauf sich beziehn sollen, dafs er Italien nicht besucht hatte.

Unabhängig davon ist die Frage nach Vollständigkeit der Sammlung oder nach den Grundsätzen, die bei einer Auswahl geleitet haben. Obgleich der Titel an Vollständigkeit zu denken veranlassen könnte, so begegnet doch dem die Vorrede, die den sehr richtigen Grundsatz aufstellt, dafs alles das habe wegbleiben müssen, was Lange selbst als dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr genügend weggelassen haben würde, wodurch die Uebergehung der Anmerkungen zu *Lanzi über die Skulptur der Alten* (ausgenommen S. 281.) und des noch früheren Aufsatzes *über die Augen der alten Statuen* vollkommen gerechtfertigt ist. Dafs aber zu dem *Schilde des Scipio* in Welckers archäol. Zeitschrift sich keine erheblichen Zusätze vorfanden, motivirt seine Ausschliessung in unsern Augen gar nicht: auch andre, uns darum keineswegs vorenthaltene Abhandlungen, wie *der Drudenfufs*, *Orbilius* u. a. sind mit Recht ohne Aenderungen wiederholt: sie bedurften deren nicht, weil sie ihren Gegenstand in der That erschöpft haben, also gerade ihre vorzugsweise Reife den Grund ihres Uebergehns enthalten haben würde. Nicht minder haben wir es bedauert, dafs von Lange's zahlreichen und gehaltvollen Recensionen, mit Ausnahme Eines Bruchstückes, S. 282., nichts uns mitgetheilt ist: alle diese kritischen Arbeiten, soviel wir uns deren erinnern, können als wahre Muster gelten, wie eindringende Gründlichkeit und schonende Milde sich vereinigen lassen.

Am meisten aber haben wir es zu beklagen gefunden, dafs Lange's letzte Schrift, die Auslegung eines Griechischen (nicht, wie der Herausg. S. V. sagt, *Etrurischen*) Vasengemäldes, keine Aufnahme hat finden können. Zwar hat sich Hr. Jacob darüber erklärt: nur durch Ilgens Abgang von Pforta veranlafst, sei die Schrift wegen ihrer vielen blofs persönlichen und örtlichen Beziehungen um so mehr zurückgelegt, als sie überdies in sehr vielen Abdrücken verbreitet sei. Doch gestehn wir, durch diese Entschuldigung nicht befriedigt zu sein. Was von Pförtnischem Interesse ist, ist ohnstreitig auch von Deutschem: wie wäre sonst auch die ganze dritte Abtheilung unsrer Sammlung zu rechtfertigen, die sich ausschliefslich mit Pförtnischen Angelegenheiten beschäftigt? In der vorliegenden Schrift ist überdies das Pförtnische so bedeutend untergeordnet, dafs die eilf ersten Seiten sich lediglich mit dem wissenschaftlichen Theile beschäftigen, nur die drei letzten mit dem persönlichen und örtlichen, wozu ein so meisterhafter Uebergang gemacht wird, dafs dieser allein hinreichender Grund für die Aufnahme gewesen wäre. Ja, wäre selbst Pförtnisches mit allgemein Anziehendem unverträglich, so würden die Worte Bröndsted's, S. VI. einen völlig befriedigenden Schlufs gewährt haben. Endlich die Verbreitung des Büchleins in zahlreichen Abdrücken hat doch nur durch Privatwohlwollen stattgefunden, sodafs sie sich allein auf die Gegenwart beziehn kann: über diese aber wird eine so gediegne Darstellung hoffentlich weit hinaus dauern.

Daher wollen wir den Wunsch nicht bergen, dafs entweder bald eine zweite vervollständigte Ausgabe nöthig werden, oder ein zweiter Band dasjenige nachliefern möge, was wir — wahrscheinlich mit nicht Wenigen — noch vermissen.

Franz Passow.

№ 74.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Die Basalt-Gebilde, in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen, von Karl Cäsar v. Leonhard. Zwei Abtheilungen.

(Schluss.)

„Basalt-Trümmer-Gesteine, wie fest oder locker die Zusammenfügung, sind Reibungs-Konglomerate, Folgen Vulkanischer Wirkungen, mittelbare Ergebnisse Basaltischer Ausbrüche. Bei'm Entstehen der Konglomerate, dafür spricht die Natur sehr deutlich, blieben die Wasser als wirksame Ursachen ausgeschlossen, oder es war ihre Thätigkeit nur eine sehr untergeordnete, höchst mittelbare, in häufigen Fällen beschränkt auf Dämpfe, deren Emporsteigen Basaltische Eruptionen begleitete und von denen die sich bildenden Konglomerate durchdrungen wurden". So denkt auch Rec. über die Bildung der Konglomerate. Es ist zu bedauern, dafs v. L. die interessanten Konglomerat-Berge bei Siegburg nicht besucht hat. Man sieht hier und besonders am Weinberge, durch grofse Steinbrüche aufgeschlossen, die Beziehungen der Basalte zu ihren Konglomeraten so grofsartig, mannichfaltig und klar ausgesprochen, dafs kaum irgend ein anderer ähnlicher Punkt diesem in solcher Hinsicht an die Seite gestellt werden kann. Rec. wird bald Gelegenheit nehmen, darüber Ausführliches an einem geeigneten Orte mitzutheilen. Die Wortbedeutung von Basalt- und Trapp-Tuff will v. L. mehr eingeschränkt gebraucht wissen, als häufig und gewöhnlich geschieht. Blofs aufgelöste, zersetzte Basaltische Gesteine gelten ihm nicht als Tuffe; sie müssen durch Fluthen oder strömende Wasser fortgeführt und anderwärts abgelagert sein. Gegen solche schärfere Feststellungen von Begriffen ist durchaus nichts einzuwenden.

Lagerung Basaltischer Gebilde und damit im Verbande stehende Beziehungen und Verhältnisse. In diesem Abschnitte von höchstem Interesse wird des niedergelegten Wichtigen so viel, dafs wir es nicht mehr vermögen, auf dem Raume, der uns hier gestattet sein kann, in bisheriger Weise andeutend zu verfahren. Möge es daher hier nur im Allgemeinen wiederholt werden, dafs wir überall Klarheit in der Darstellung finden und neue Beobachtungen in grofser Menge, häufiger aber noch schärfere Bestimmung des früher Beobachteten, insofern die Gegenstände zu denjenigen gehören, welche der Verf. selbst zu sehen Gelegenheit hatte. Nach dem Register behandelt dieser Abschnitt beiläufig Folgendes: Allgemeines über Lagerung der Basalte: B. sind ohne Beziehung zur absoluten Höhe der Gegend, in welcher sie auftreten, — erscheinen selten vollkommen vereinzelt, — erfüllen Spalten, — überragen andere Felsmassen auf mannichfache Weise, — ihre Kuppen, Kegel und Berge gehören einem Systeme an, — Auf- und Ueberlagerung Basaltischer Berge, — mächtige B.-Gruppen, — mannichfaltige Beschaffenheit Basaltischer Massen ohne Beziehung zu ihrer Lagerungs-Folge; — Basaltische Krater: wenig Kenntliches, vieles, — Deutliches vieler, — zur Hälfte zerrissene Krater, — K. der Eifel und auf Java; — Basaltische Ströme: Zusammenhang mit Kratern, — Erstreckung, — Verzweigung, — Oberfläche, — Breite, — Mächtigkeit, — Verschiedenes im Niveau, — Basalt-Platten sind mitunter nur Theile von Strömen, — tropfsteinartige B. in den Weitungen mancher Ströme; — Basaltische Schlackenkegel und Rücken; — gangartige Basalt-Gebilde: nahmen vorhandene Spalten ein, — bahnten sich ihren Weg, indem sie die Spalten brachen, — wohin kamen die zerstückten Gebirgs-Massen? — denkwürdige Beispiele für die Beziehungen der aus der Tiefe aufgestiegenen B., — von oben erfüllte Spalten, — Beschaffenheit der Wandungen von Gebirgsgesteinen und B.-Gängen, — lagenförmige Struktur Basaltischer Gangmassen und Salbändern ähnliche Erscheinungen, — Mächtigkeit, — Längen-Erstreckung und Streichen, — Verzweigungen, — Menge Basaltischer Gänge in gewissen Landstrichen; — lagerartige Basalt-Gebilde:

ihr Entstehen ist eben so zu erklären, wie das der Gänge, — parallele Lagen solcher Art sind verbunden durch Gänge, — Erstreckung der Eruptions-Spalten und Beschaffenheit nachbarlicher Schichtenmassen, — ihrer Oberfläche fehlt in der Regel das Schlackige der Ströme, — Ansichten der Neptunischen, — Beispiele für den Zusammenhang senkrecht aufgestiegener B. mit Lager-ähnlichen Massen, — Gestein-Bruchstücke eingeschlossen in Lager-ähnlichen Massen, — übergrofse Lager-ähnliche Basalt-Gebilde.

Die zweite Abtheilung des Werks beginnt mit den Untersuchungen über die *Alters-Verhältnisse Basaltischer Gebilde*. Zuerst werden die vielen allgemeinen Fragen aufgeworfen, die sich aus dem bisher Beobachteten in jener Hinsicht dem reflektirenden Geognosten entgegendrängen. Mit etwas Ueberblick ergiebt sich bald, dafs die Basalt-Bildungen manche Erdperioden durchlaufen müssen. Es hat zwar die Ausmittelung einer periodischen Folgenreihe Basaltischer Ausbrüche im Vergleich zu den Alters-Beziehungen jeder einzelnen Gruppe geschichteter Formationen nicht gelingen wollen: allein für einzelne jener Gruppen ist doch eine solche Feststellung mit mehr oder minder grofser Sicherheit erlangt worden. Gang-Bildungen Basaltischer Massen in andern Gesteinen sprechen am Bestimmtesten das Alters-Verhältnifs zu diesen Felsarten aus; die Gänge müssen nothwendig jünger sein, als die von ihnen durchsetzten Gebirgsarten. Die Lager-ähnlichen Basalte sind stets abhängig von gleichnamigen Massen, welche in Spalten und Weitungen aufgestiegen sind. In dem ersten Abschnitt der zweiten Abth. beschreibt der Verf. nur einige Thatsachen, welche vom jugendlichen Alter der B. Zeugnifs geben sollen. Die von ihm, so viel wir wissen, zuerst angeführte Auflagerung von Säulen-Basalt auf Dammerde am Mont-Redon bleibt noch etwas problematisch. Festgestellt scheint hingegen die gröfsere Jugend Basaltischer Gebilde im weitern Umfange des Worts gegen den jüngsten Meeres-Sandstein auf Porto Santo und Baxo, gegen den jüngsten Meereskalk auf den Marianen-Inseln und gegen den Madreporen-Kalk am Fufse des Mount-Misery auf S. Kitts. Die nach Hofmann mitgetheilte Ueberlagerung des B. auf Korallenkalk auf Woaboo, ist an sich nicht zureichend bewiesen, um einen sichern Schlufs darauf zu bauen. Die nach eigenen und fremden Beobachtungen aufgestellten Beispiele von Basalt-Verbreitungen über jüngern Diluvial-Bildungen, zum Theil mit Thierresten dieser Epoche, im mittlern Frankreich sind völlig überzeugend. Gleiches gilt für die Verhältnisse der B. zum Süfswasserkalk im Limagne-Becken u. s. w., zum Muschelsandstein auf Sicilien, zum Süfswasser-Gyps im Hegau und im Velay. — Der Verf. führt gut aus, dafs in eigentlichen Basalten *keine Ueberbleibsel einer frühern Thierwelt* gefunden worden sind und beleuchtet kritisch die frühern vermeintlichen Funde dieser Art, welche meist auf Verwechselungen anderer Gesteine mit B. beruhten. — Die auf Bronn's Ermittelungen gestützten Mittheilungen über die Flora der zum Theil unmittelbar vom B. bedeckten Braunkohlen-Ablagerungen in der Wetterau sind interessant; ermittelt wurden, besonders nach Früchten und Blättern, Baumarten aus den Familien der Coniferen, Amentaceen, Juglandeen und Acerineen, welche in den gefundenen Species der Lebenwelt gröfstentheils nicht mehr angehören dürften. Die Braunkohlen-Bildung unfern Solms-Laubach am Vogelsgebirge ist in geognostischer Beziehung besonders und die gegebene Beschreibung ganz neu. „Sieben mehr oder minder mächtige Braunkohlen-Schichten erscheinen im Wechsel mit Lagern Basaltischen Tuffs, während das Ganze eine gewaltige Basalt-Decke trägt". Rec. führt diese Worte des Verfs. auch deshalb mit an, um zu zeigen, wie er nicht überall sich ganz consequent bleibt in der Nomenclatur, welche er in der 1sten Abtheilung selbst aufgestellt hat, denn wie er in der nähern Beschreibung selbst ausführt, sind es keine Tuffe nach dem von ihm aufgestellten Begriffe derselben, welche mit der Braunkohle wechseln, sondern Basaltische Konglomerate. Für die Flora der Braunkohlen hat diese sonst so wichtige Ablagerung nach v. L. nicht viel Erhebliches dargeboten. Auch im Siebengebirge sind die Beziehungen der Basalt-Bildungen zu den Braunkohlen sehr lehrreich und Basalte und Braunkohlen beweisen hier eine möglichste Gleichzeitigkeit in der Bildung. Der Verf. bringt nichts davon bei. In diesem Gebirge ist auch bisher so gut wie nichts über die Braunkohlen-Vegetation ermittelt; Rec. macht gern auf diese Lücke aufmerksam, da gerade diese Gegend so viel wohlerhaltene Pflanzenreste in der genannten Formation aufzuweisen hat, welche sich wohl zu nähern Bestimmungen eignen würden. — *Thierische Reste in Basaltischen Schlacken und unter Strömen von Basalt.* Unter dem hier Aufgeführten verdient der Fund von Ueberbleibseln

von *Rhinoceros leptorhinus*, *Hyaena spelaea* und mehrern *Cervus*-Arten in einer Schlacken-Lage von Saint-Privat im Velay besonders hervorgehoben zu werden. — *Basalte und abnorme Gebilde.* Es werden zahlreiche Beispiele gegeben von Durchbrechungen des Granits von Basalten (Vorgebirge der guten Hoffnung, Glen Rosa auf Arran, Madagaskar, Kap Barron, mittleres Indien, Sumatra, Sachsen und die Lausitz, Insel Fudia). Die Erscheinungen, welche die Rhön über das Zusammen-Vorkommen von Phonolithen und Basalten liefert, sind nicht klar genug um das gegenseitige Alter der B. und Phonolithe festzustellen. Es liegen Gründe vor, welche sowohl für als wider ein höheres Alter der B. gegen dasjenige der Phonolithe sprechen. Bei den Trachyten, besonders wenn auch die trachytischen Konglomerate und Bimsstein-Breccien hinzugezählt werden, liegt es offenbarer nach vielen mitgetheilten Profilen vor, dafs sie bald älter, bald jünger als die Basalte sind. Es ist schade, dafs auch in dieser Beziehung das Siebengebirge übergangen ist, welches manches Wichtige hierzu zu liefern vermag. Es fehlt namentlich diesem Gebirge nicht an Punkten zur Ermittelung der Altersverhältnisse seiner Bildungen, wie oft früher behauptet worden ist. Auch die Stelle, wo nach der Note S. 80. am Drachenfels der Trachyt mit Uebergangs-Gesteinen in Berührung tritt, ist wieder aufgefunden; Rec. wird bald Gelegenheit nehmen, mit Anderm auch das nähere Verhalten derselben zu beschreiben. — Nach Necker beschreibt der Verf. die Basaltischen Gänge am Monte di Somma. — *B.- und Erze-führende Gänge* (Eiland Ilay nach Mill, Donegal nach Berger, Siegen und Rheinbreitbach nach Nöggerath, Derbyshire und Durham nach Fenwick). — Anziehend sind die reichen Beobachtungen über die *Alters-Verhältnisse der B. zu den Thalbildungen* nach Montlosier, d'Aubuisson, Poullet-Scrope, Bertrand de Doue, Lyell und Murchison. — *Die Basaltischen Gebilde eines Gebirges sind nicht immer gleich alt.* Zahlreiche Beweise werden dafür beigebracht, unter welchen die vom Habichtswalde, auf Strippelmann's Beobachtungen gegründet, sich durch ihre Klarheit und Neuheit auszeichnen. — Wenig Resultat findet sich unter der Aufschrift: *Alter der Basalte nach ihren mineralogischen Eigenthümlichkeiten.* — Um so reichhaltiger ist aber die folgende Rubrik: *Alter Basaltischer Gebilde im Vergleich zu ihrem Zersetzungs-Zustande.* — Nicht minder von Bedeutung ist dasjenige, was der Verf. über *Geschichte und Sagen* vorlegt, *welche vom Alter der Basalte Zeugniss geben.* — *Mit Kohlensäure übersättigte Natron-haltige Quellen als letzte Symptome einer dauernden Wirksamkeit vorzeitiger Vulkane.* Es ist ein kurzer Abrifs der Ergebnisse neuerer Forschungen über dieses interessante Phänomen.

Basaltische Gebilde und ihre Nebengesteine. Offenbar derjenige Abschnitt, welcher mit der meisten Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit behandelt ist; er erfüllt den gröfsern Theil, von S. 180—476., der 2ten Abth. des Werks. S. 180. „Wir beabsichtigen eine Zusammenstellung aller wahrgenommenen Aenderungen, welche Basalte in den Wandungen der Räume hervorgebracht, durch die sie emporgestiegen, in Fels-Gebilden, zwischen deren Lagen dieselben eingeschoben wurden, oder über die sie geflossen sind; eine Darstellung, der in geringern und höhern Graden auffallender Umwandlungen, welche Bruchstücke und gröfsere Massen erlitten, die, gewaltsam losgerissen von der frühern Lagerstätte und bald mehr bald minder weit entfernt im vormals feuerig-flüssigen Teige eingehüllt verblieben; wir wollen die Umbildungen oder neuen Bildungen betrachten, die unter solchen Verhältnissen mitunter statt fanden". Dies alles leistet auch der Verf. treulichst, wir aber müssen es bei der blofsen Angabe bewenden lassen, dafs in diesem Abschnitt als Allgemeines abgehandelt wird: Schichten-Störungen, eingeschlossene Felsarten-Bruchstücke, und mit Bezug auf die durchbrochenen und umschlossenen Felsarten: Aenderungen der Farbe und der Massen-Beschaffenheit, Erhärtungen, Lockerwerden, Aenderungen des Gefüges und der Eigenschwere, Unkenntlichwerden von Beimengungen und Einschlüssen, Aenderungen chemischer Beschaffenheit, neu entstandene Mineral-Substanzen (S. 242. die Granat-Bildungen nach den Beobachtungen von Sedgwick sind wichtig; S. 244. Mitscherlich entdeckte die Umbildung von in schlackigen und blasigen Basalten eingeschlossenen Thonschiefer-Bruchstücken zu Glimmer; durch M. darauf aufmerksam gemacht, hat auch Rec. sich vielfach davon überzeugt), umgestaltende Aenderungen (Annahme säulenartiger Formen bei den Einschlüssen), Verglasungen, Verschlackungen und Schmelzungen. Hierauf folgt, als Besonderes und durch zahlreiche, meist trefflich gewählte und deutlich beschriebene Beispiele erläutert, die *Schilderung der Einschlüsse Basaltischer Durchbrüche* auf diluvianische Gebilde

(Süfswasserkalk, Molasse), Grobkalk- und Braunkohlen-Gebilde, (Grobkalk, plastischer Thon, Braunkohlen, Sand und Sandstein), Kreide- und Grünsandstein-Gebilde, Jurakalk, Lias-kalk und Liasschiefer, Keuper, Muschelkalk und bunter Sandstein, Zechstein und Todtliegendes, Steinkohlen-Gebilde (Steinkohle, Kohlenschiefer, Kohlensandstein), Uebergangskalk, Grauwacke und Thonschiefer (S. 388. die Mittheilungen über den merkwürdigen Punkt am Kasselburger Hahn in der Eifel sind ganz neu und zeugen von umsichtsvoller Beobachtung), auf abnorme Felsmassen, als Quarzgesteine, Serpentin, Syenit, Granit, Chloritschiefer, Talkschiefer, Glimmerschiefer und Gneifs. Ferner handelt der Abschnitt von den *Aenderungen Basaltischer Gesteine in der Nähe anderer Felsarten* und von den *Felsmassen, denen mit den Basaltischen analoge ändernde Wirkungen zustehen;* es werden hier die störenden, ändernden und umwandelnden Wirkungen von Graniten, Syeniten, Dioriten, Feldstein- und Augit-Porphyren, Phonolithen, Trachyten u. a. aufgeführt; nur wenige ausgezeichnete Beispiele sind als Repräsentanten ausgehoben nach den Beobachtungen und Beschreibungen von Necker de Saussure, Macculloch, Naumann, von Seckendorf, Pusch, Zeuschner, von Dechen, von Oeynhausen, Stifft, Berzelius, Böbert, Nöggerath, von Buch, Reufs, Boué, Dufrenoy, Brocchi, Giacomo, Gemellaro. Endlich wird Einiges beigebracht über die *Wirkungen der Kohlenbrände und des Blitzes auf Felsmassen.*

Wirkungen künstlicher Feuer, als Schlufsabschnitt. Die Wirkungen dieser auf Felsarten und die dadurch entstehenden Mineral-Substanzen, namentlich bei grofsen Schmelzprocessen und in Laboratorien sind erst in den letzten Decennien ein vorzüglicher Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden. Reaumur's, Hall's und Anderer Versuche und Beobachtungen hatten zu diesem Theile der Untersuchungen und Studien schon ein wichtiges Fundament gelegt. Von grofser Bedeutung wurden aber die Resultate erst durch Mitscherlich's Mineralien-Fabrikation und seine Vergleichung der Hüttenprodukte mit natürlichen Mineral-Substanzen: Augit, Olivin, Magneteisenstein, Eisenglanz, Glimmer können wir nun als künstliche Mineral-Bildungen in Vergleichung setzen mit den gleichnamigen Erzeugnissen Vulkanischer Feuer. Allein was in dieser Beziehung ermittelt worden, hat v. L. sehr fleifsig zusammengetragen. Auch auf die Aenderung der Gesteine und Erze bei'm *Feuersetzen* in Bergwerken hat er seine Aufmerksamkeit gerichtet und theilt uns vorzüglich dasjenige mit, was er darüber von dem erfahrenen Freiesleben erhalten hat. Die Beobachtungen über die Veränderungen durch Feuer an *Gestellsteinen* der Schmelzräume und die bezüglichen Erfahrungen bei künstlicher *Coaks-Darstellung* liefert er nach eigenen Wahrnehmungen und denen seiner Vorgänger auf diesem Gebiete (Hausmann, Stengel, Hollunder, Macculloch und der Rec.). Eben so läfst er die Phänomene, welche sich an den *verglasten Burgen* (*vitrified forts*) Schottlands, worüber wir ihm selbst schon früher eine ansprechende Abhandlung verdanken, und bei einem grofsen *Gebäude-Brande* (dem des Heidelberger Schlosses) in Bezug auf Gesteine-Veränderungen ergeben haben, nicht aus dem Kreise seiner vielseitigen Vergleichungen.

Rec. hat zwar auf den grofsen Reichthum des Inhalts aufmerksam gemacht; es geht offenbar daraus hervor, dafs das Buch nicht blofs für die Basalte wichtig ist, sondern nothwendig zugleich eine grofse Bedeutung haben mufs für die Lehre von den Vulkanen im Allgemeinen. Bei so reicher Gabe mag man es denn auch wohl leicht übersehen, dafs der Stil, besonders in den allgemeinen und einleitenden Theilen, etwas planer und minder kostbar hätte sein dürfen, ohne der Sache Abbruch zu thun; gröfsere Kürze und Bündigkeit wäre aber dabei gewonnen worden. — Die typographische Ausstattung ist recht lobenswerth.

Werfen wir nun auch schliefslich noch einen Blick auf den beigefügten Atlas von XX lithographirten Tafeln mit Ansichten und kolorirten Durchschnitten, welche, aufser der Tafel zur Erklärung der Farben, 140 einzelne Bilder enthalten, so müssen wir uns freuen, darunter recht viel Neues und Lehrreiches, verbunden mit gut ausgewähltem Bekannten, zu finden. Die Bilder sind gerade keine Kunstwerke, aber klar und deutlich und vollkommen zweckerfüllend. Mehr davon, auf Kosten des Preises des Buchs und dadurch auch auf Kosten der Gemeinnützigkeit desselben zu verlangen, wäre wohl unrecht.

Nöggerath.

№ 75.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

XLIX.

Die enge Verbindung des Alten Testaments mit dem Neuen, aus rein biblischem Standpunkte entwickelt von Anton Theodor Hartmann, Grofsh. Mecklenburgischem Consistorialrathe, Dr. u. ord. Prof. der Theol. zu Rostock, der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg und der Kaiserl. Universität zu Kasan correspondirenden u. Ehren-Mitgliede. Hamburg, bei Friedrich Perthes. 1831. *X. und* 840 *S. in gr.* 8.

Die Erforschung des Verhältnisses, in welchem die Religionsurkunden der Hebräer zu den Christlichen stehen, ist eine historisch ebenso interessante, als kirchlich wichtige Frage, da sich über ihre Verbindung in neuerer Zeit die allerverschiedensten, ja entgegengesetztesten Ansichten gebildet haben, wodurch denn eine grofse Unsicherheit und Verworrenheit der Begriffe über die Geltung des A. T. und seinen Zusammenhang mit dem Neuen entstanden ist. Diese zu lösen ist freilich nicht die Aufgabe, welche der Verf. in dieser Schrift sich stellt, indem er sie gleich von Vorne herein als eine Untersuchung aus rein biblischem Standpunkte bezeichnet. Was sind wir berechtigt von einer solchen hier zu erwarten? Offenbar nicht eine eigentlich dogmatische Auseinandersetzung des Verhältnisses des alten Bundes zum neuen, welche nur gegeben werden kann, wenn die weitere Entwicklung der Lehren des N. T., wie sie sich in der Kirche findet, mit dazugezogen wird. Die Aufgabe wird vielmehr eine rein historische sein, die aber freilich doch von einem höheren Standpunkte, nicht blofs vom äufserlich Gegebenen ausgeht, indem das Alte Testament doch immer im Lichte der Entfaltung seines Inhalts in das Christenthum hinein betrachtet werden mufs. Es wird also neben der Aufzeigung dessen, das als äufserlich gegebnes Moment in's Urchristenthum überging, sich mit diesem amalgamirte oder es förderte, noch der ewig wahre Lehrgehalt, das Göttliche im Israelitismus nachgewiesen und gezeigt werden müssen, wie das Christenthum zugleich den alten Bund bestätigen und aufheben und etwas Neues an dessen Stelle setzen konnte und mufste. Sehen wir mit diesen Forderungen eine Schrift über die enge Verbindung des A. T. mit dem N. T. erscheinen, so mufs uns diese nothwendig zu grofser Erwartung spannen und das Interesse wird gesteigert werden, wenn der Verf. ein so berühmter Erforscher des morgenländischen und Jüdischen Alterthums ist, und ein so schätzbarer Exeget, wie der Urheber des vorliegenden Werkes. Dagegen wird, wer seine früheren Schriften kennt, schon im Voraus vermuthen, dafs die Verbindung mehr in ihrer äufsern Erscheinung, als nach ihrer innern, so zu sagen dogmenhistorischen Seite entwickelt ist. Desto sorgfältiger aber und mit bisweilen fast ermüdender Umständlichkeit sind die äufsern historischen Verhältnisse dargelegt und so kann diese Schrift mit Recht als ein schätzbarer Beitrag, als eine Materialiensammlung für eine künftige nähere und tiefere Erörterung des Gegenstandes betrachtet werden. Freilich beabsichtigte der Verf. der Einleitung nach noch mehr: er wollte die Verbindung des A. und N. T. aus historisch-religiösen Gesichtspunkten nachweisen, auf das Heilige und Göttliche, welches das Attribut unsrer heiligen und göttlichen Schriften ist, die Aufmerksamkeit mehr hinlenken, als bisher geschehen ist (S. 7. 8.). Dies ist zwar wohl nebenbei ausgeführt; aber doch auf eine mehr äufserlich zusammenstellende, als innerlich verbindende Weise, da die Subjektivität hie und da hervorschimmernder religiöser und moralischer Empfindsamkeit dem Gegenstande fast ganz fremd bleibt.

Seinen Hauptgesichtspunkt spricht der Verf. in der Vorrede (S. III.) ganz dem Inhalte des Buchs gemäfs

so aus: „Um den Uebergang vom Israelitismus durch das Judenthum — — — zu dem Christenthume nach den entscheidendsten Kennzeichen mit klarem Blicke verfolgen zu können, schien es dringendes Bedürfniſs zu sein, die biblischen und Jüdischen Schriften, nebst einigen andern Denkmählern, die nach dem Babylonischen Exil bis zum Schlusse des ersten Jahrhunderts erschienen sind, durch ein zusammenhängendes, vergleichendes und umsichtiges Studium zu einem die wichtigsten Erscheinungen in aufklärenden Gruppirungen umfassenden Gemälde zu benutzen und zu verschmelzen". Weil nämlich (S. 6.) „Alles in der Welt dem Gesetze des Werdens folgt, welches Gott nicht aufheben wollte, und weil das blöde Auge des Menschen nicht fähig war, das göttliche Licht sogleich in seiner vollen Klarheit zu schauen: so führte Gott unser Geschlecht durch gewisse Vorstufen der sittlichen und religiösen Entwicklung entgegen". Wie der Verf. seinen etwas schwankend aufgefaſsten Zweck verfolgt hat, wird sich durch eine kurze Uebersicht vom reichen und vielfach verschlungenen Inhalte seines Werks (welchem bei seiner nicht leicht zu übersehenden Anordnung ein fortlaufendes Verzeichniſs neben dem alphabetischen Register, welches es hat, nicht fehlen sollte) am besten ergeben.

In der Einleitung (S. 1 — 8.) wird mit Berufung auf Matth. V, 17. (welche Stelle gut erklärt ist), mehr vorausgesetzt, als erwiesen, daſs das A. T. eine auf Christus vorbereitende Offenbarung enthalte. Das ganze Werk zerfällt dann in zwei Haupttheile, einen *Allgemeinen Theil*, welcher bei Weitem der ausführlichste ist (S. 9 — 731.) und einen *besondern Theil oder kurze erläuternde Anwendungen*, aus welcher letzterer Bezeichnung sich von selbst schon ergibt, daſs hier mehr beispielsweise die Verbindung des A. und N. T. an einzelnen Punkten durchgeführt, als in ihrem Wesen begründet ist. Die Behandlung ist hier auch durchgängig eine historische, nicht eine dogmatische. — Der *erste* Theil zerfällt wieder in zwei Hauptabschnitte. 1) *Ueber das göttliche Ansehen der kanonischen Schriften des A. T. vor und zu den Zeiten Christi und der Apostel* (S. 9 — 100.). Hier wird zuerst nachgewiesen, daſs die Juden, so weit wir die Spuren hinauf verfolgen können, ihre Religionsbücher für heilig hielten, sie daher auch beim Jugendunterricht zum Grunde legten. In diesem vorbereitenden Abschnitt zeigt es sich auch schon, daſs besonders die aus der Nieshnah hier wie im ganzen Buche reichlich beigebrachten Stellen die schätzbarsten Beiträge für Einzelnheiten enthalten: in den Gesichtspunkten findet sich hier nichts Neues. — Dann werden sehr weitläuftig in zwei Kapiteln *a*) die Folgen des Jüdischen Glaubens an den göttlichen Ursprung der alttestamentlichen Schriften in 6 Punkten entwickelt (S. 39 — 66.) *b*) der Einfluſs des Glaubens in Beziehung auf die geschichtliche und religiöse Auffassung desselben (bis S. 100.), indem zum Theil die Ahnherrn der Hebräischen Nation in den Zauberkreis der verschönernden Sage gerückt wurden, dann aber auch das ganze Israelitische Volk und seine Geschichte betrachtet. 2) *Von den religiösen Anstalten und Jüdischen Auslegungen des alttestamentlichen Textes seit dem Babylonischen Exil bis zur Zerstörung Jerusalems* (S. 100 — 699.). Zwar ist dieser Abschnitt zu weitläuftig gerathen und viel nicht hierher Gehöriges, wie die ausführliche Erzählung von der Wiederherstellung des Tempels und der Stadt Jerusalem, hätte füglich wegbleiben können; doch giebt der Vf. Alles aus eignem gründlichen Quellenstudium und so mag für diejenigen, welche mit diesen Gegenständen noch wenig bekannt sind, selbst eine solche Ausführlichkeit nicht ohne Nutzen sein. Zuerst werden in einer Einleitung Esras und Nehemias Verdienste gewürdigt und dabei der Geist der in die Heimath zurückgekehrten Israeliten geschildert, zum Theil nach Stellen aus den Psalmen und Propheten, die in grofser Anzahl angeführt, aber hie und da in antiken Versmaſsen übersetzt sind, was wohl nirgends weniger paſst, als gerade an dieser Stelle, wo es auf den eigenthümlichen Ausdruck des Israelitischen Geistes ankommt (S. 103. 5, 4. 7.). Dann werden die einzelnen Anstalten zur Bewahrung und Fortpflanzung dieses Geistes aufgezählt: *A. Synagoga magna* (S. 120 — 66.). Der Vf. verfolgt hier die leisesten Spuren im A. T. und der Nieshnah, über welche wir die vom Vf. verheiſsene kritische Arbeit mit Sehnsucht erwarten, da es noch immer dem, welcher sie benutzen will, am sicheren Haltpunkt einer festen Zeitbestimmung fehlt. Gewiſs ist es eine sehr schwierige Aufgabe, in ihr die älteren und jüngeren Bestandtheile zu sondern und die Gränzen anzugeben, innerhalb deren dieselben der Zeit nach treffen. Doch kehren wir zur Untersuchung des Vfs. zurück, welcher nicht zu irren glaubt, wenn er annimmt, daſs die kleine Gesellschaft gesetzkundiger und schriftgelehrter Männer, die sich um die Personen Esras und Nehemias vereinig-

ten, bei dem zunehmenden Eifer für die Thora, bei der wachsenden, nur zu bald in geistlähmende Deuterei ausartenden Verehrung der heiligen Schriften in der langen Periode zwischen dem Babylonischen Exil und dem Zeitalter der Makkabäer sich immer mehr erweitert und zuletzt eine zahlreiche Versammlung als einen eigenthümlichen Verein gebildet habe, der im Gegensatz gegen die in Jerusalem und in andern Orten befindlichen *einzelnen* Synagogen den Namen einer *grofsen Synagoge* erhalten. (S. 127.) Drei Hauptzwecke scheinen jenen Männern nämlich in ihren Bestrebungen vorgeschwebt zu haben (S. 113.): 1) Das Ansehen der Offenbarungen ihres Nationalgottes Jehovah, welche die heiligen Urkunden bewahrten, vor jeder Entweihung zu sichern, dem auserwählten Volke als unverletzlich in allen ihren Theilen darzustellen. 2) Die Kenntnifs des Religionsgesetzbuches, welches Moses Namen an der Stirn trägt, immer allgemeiner zu verbreiten. 3) Das auf dasselbe gegründete Gebäude des Israelitischen Gottesdienstes in den geheimsten Fugen fest zu stützen und vor jeder drohenden Gefahr möglichst zu schützen. Diese Untersuchung erörtert manche Punkte glücklich und enthält viele gute Bemerkungen, liefert aber eigentlich hinsichtlich der dunkeln Frage über das Alter der grofsen Synagoge kein sichres Ergebnifs, erörtert zwar eine schon öfter vorgetragene Hypothese sorgfältig und mit Beifügung mancher neuer Citate, dürfte aber im Ganzen kaum mit den Resultaten neuerer Untersuchungen über die Israelitische Geschichte nach dem Exil bestehen können. — *B. Synedrium Magnum* (S. 166—225.) Der Vf. nimmt, ohne De Wette's und Leo's (Jüd. Gesch. S. 84. Anm. 86.) Ansicht zu berücksichtigen, ohne Weiteres an, dies Institut sei nach dem Collegium der 70 Aeltesten gebildet. Die Erörterung im Einzelnen, insbesondre soweit sie der Mischnah folgt, (S. 181.) ist sehr gründlich und umsichtig, wenn gleich die Vermuthung über die Zusammensetzung des Sanhedrins (S. 189) der gehörigen historischen Begründung entbehrt. Name, Zahl, Klassen, Eigenschaften der Mitglieder, Vorsitzer, Ort der Sitzungen, Weihe durch Handauflegung, Geschäftskreis desselben werden sehr gut erörtert. Auch der Abschnitt über den Procefs Jesu (S. 199 ff.) ist interessant, wenn gleich dadurch zu weitläuftig geworden, dafs viel für den Zweck vorliegender Schrift ganz Ueberflüssiges z. B. die sonst gewifs an sich recht richtige psychologische Schilderung von Pilatus Gemüthsverfassung (S. 204. 5.), mit aufgenommen worden. Anhangsweise wird noch vom kleinen Sanhedrin geredet, über das Verhältnifs desselben oder der Dreiundzwanzigmänner zu den Siebenmännern die wahrscheinliche Meinung vorgetragen, dafs letztere ein Ausschufs aus jenen zur Bildung eines Endurtheils gewesen (S. 223.), und endlich von den Dreimännern eine kurze Nachricht gegeben. *C. Synagogen* (S. 225—376.). Dieser Abschnitt ist am weitläufigsten und befriedigendsten ausgefallen. 1) Verschiedene Namen, wobei besonders der Unterschied zwischen Synagogen und Proseuchen gut in's Licht gestellt ist. 2) Entstehungszeit, wo behauptet wird, die Stelle Kohelet XII, 9. also in einem Buche aus dem Makkabäischen Zeitalter (!) nenne Bildungsanstalten, welche die Existenz von Synagogen schon voraussetzten. In Psalm LXXIV, 8. vgl. V. 7., welche in eben diese Zeit gehörten, erschienen Proseuchen schon in ganz Palästina verbreitet. Josephus und Apostelgeschichte setzten voraus, dafs sie schon von alten Zeiten her vorhanden gewesen. 3) Zu einer Synagoge gehörten wenigstens zehn Menschen. 4) Aeufsere Einrichtung (S. 253 ff.) 5) Geschäftsordnung und Aemter. 6) Religiöse Zwecke, wobei viel durchaus nicht Hergehöriges über die Gebete im A. T. beigebracht wird (S. 285—365. Unpassende Anordnung von S. 320. an, wo viel besser nach der Zeitfolge, als nach Anleitung der Gesänge wäre geordnet worden). Die Abschnitte über Schriftvorlesung und Vortrag enthalten viel Bemerkenswerthes und besonders manche belehrende Parallelen zwischen dem A. u. N. T. — Dann wird an die Frage wegen des Jüdischen Gottesdienstes in der Synagoge die angeknüpft, „welche Mittel und Anstrengungen der mit dem gerechtesten Stolz verbundene Eifer der Juden für die in den heiligen Urkunden des A. T. aufbewahrten göttlichen Offenbarungen anwandte, um dieselben durch Erziehung und Unterricht in den ergreifendsten Zügen, in den fruchtbarsten Wirkungen dem dankbaren Herzen einzuprägen"! (S. 377.) Daher *erste* Abtheilung: *Von der religiösen Erziehung bei den Juden*, wo der Vf. aber spätere Einrichtungen in zu frühe Zeiten hinaufzurücken scheint. *Zweite* Abtheilung: *Von den öffentlichen Schulen nach dem Babylonischen Exil* (S. 384—412.) Darauf folgen Ansichten der ältesten Juden von dem unendlichen Werthe der göttlichen Thora (S. 413—425.); alsdann *fünf* Unterabtheilungen *a) die Erklärung des Bibl. Textes durch das mündliche Gesetz* und zwar Ergänzung theils des gesetzlichen (S. 432.),

theils des geschichtlichen Theils (S. 464.) der Thora; *b) von der Auslegung des biblischen Textes nach dem Wortverstande* (515.); *c) von der bildlichen (allegorischen) Auslegung des biblischen Textes* (S. 534.) *d)* oder der dritten Unterabtheilung erste Klasse: *von der vorbildlichen Auslegung des biblischen Textes* (S. 631.) *e)* oder zweite Klasse: *von der kabbalistischen Auslegung des biblischen Textes* (S. 669.). Hier ist der Vf. recht auf seinem Gebiete und hat Gelegenheit seine grofse Kenntnifs des Talmuds und der Rabbinen zu benutzen und zu offenbaren; daher ist in diesen Abschnitten besonders viel Gutes beigebracht, welches man freilich mitunter etwas mehr concentrirt wünschte. —

Im besonderen Theile wird im *ersten* Kapitel *die Lehre vom Messias im A. u. N. T.* in zwei Abtheilungen entwickelt: 1) Ursprung und Entwicklung der Idee eines Messias (S. 736.) 2) Jesus der verheissene Messias (S. 787.) *a)* Vom leidenden, *b)* vom sterbenden, *c)* vom wiederbelebten Messias. *Erste Unterabtheilung:* Jesus der Messias als Erlöser. (S. 804.) *Zweite Unterabtheilung:* Jesus der Messias als Stifter des Himmelreichs (S. 814.). — Im *zweiten* Kapitel werden *Israelitismus, Judenthum* und *Vorbereitungsanstalten zum Christenthum* (S. 817—34.) kurz gezeichnet, wie der Vf. denn in diesem zweiten Haupttheil überall mehr kurze Andeutungen, als vollständige Ausführungen giebt.

Dieser Ueberblick zeigt schon, dafs hier viel Stoff mit aufgenommen ist, welcher füglich der Hebräischen Archäologie, auch zum Theil der Einleitung in's A. T. hätte vorbehalten bleiben mögen. Dagegen vermifst man ungern eine Skizze der *innern* Entwicklung der Hebräischen Theokratie bis zu ihrem Wendepunkt, dem Uebergang in die Christliche Theokratie und eine Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen beiden, woraus sich dann die lebendige Einsicht hätte entwickeln müssen, dafs der alte Bund in seiner Besonderheit und Beschränktheit untergehen, und ein neuerer, der die ganze Menschheit zu umfassen bestimmt war, sich aus ihm erheben sollte. Auch der Verbindungspunkt zwischen der einzelnen Jüdischen und den ihnen entsprechenden Christlichen Dogmen hätte billig näher gezeichnet werden sollen. Doch sind dafür allerdings hie und da zerstreute Winke gegeben (S. 32. 33. vgl. 66; 632. 663. 664; 686. zu Ebr. VII, 10.; die Parallele zwischen 2 Kön. IV, 42—44. u. Joh. VI, 9—13., Matth. XV, 37—39. u. s. w.).

Weiter ins Einzelne einzugehen hindert Ref. der ihm in diesen Blättern nur kurz zugemessene Raum; doch kann er sich nicht enthalten, noch zu bemerken, dafs man unter den Einzelnheiten in diesem Buche manches Neue finden wird, wozu, wenn er nicht sehr irrt, der genauere Erweis des späteren Alters der Proverbien (Anm. 88. S. 148.) gehört; auch S. 218.; ferner S. 230. das über die Anlage der Proseuchen Aufgestellte; dafs 1 Sam. XI, 13. das älteste Tischgebet (S. 311.); auch in dem ganzen Abschnitt über die Jüdischen Schulen (S. 384 ff.) finden sich manche neue Züge, bei denen nur zu besorgen steht, dafs vom Vf. hie und da Späteres in frühere Zeiten übertragen worden; doch ist die interessante Stelle Joseph. B. J. I, 33, 2. ein merkwürdiges gleichzeitiges Zeugnifs (S. 396.); die Erklärung von Actor. VII, 15. 16. aus den Jüd. Ergänzungen des geschichtlichen Theils der Thora (S. 485—87.) dürfte auch noch nicht versucht sein. Interessant ist ferner die Durchführung der Parallele zwischen Proverbien und Sirach (S. 543. 44.); die Argumentation über das Buch der Weisheit (S. 551. unten); die Art wie Philos Deutung des Worts כְּרוּבִים *ἐπίγνωσις καὶ ἐπιστήμη πολλὴ* aus רוֹב, כְּ und בִּין erklärt wird (S. 581.); die Bemerkung über die Anordnung der Gebote bei Philo und in Rom. XIII, 9., Marc. X, 19. Luc. XVIII, 20. wo überall das Gebot nicht die Ehe zu brechen die erste Stelle einnimmt (S. 584.); die Nachweisung der *Bath-Kol* in Nieshna III, 54. (S. 685.). Es liefsen sich noch viele Stellen hinzufügen. Ref. begnügt sich mit den angeführten, kann aber hier nicht unterlassen zu bemerken, dafs der Vf. nicht selten ungegründeten und willkürlichen Bibelerklärungen folgt, und in Stellen des A. T. wie in Stellen andrer Schriften nicht selten weit mehr findet, als was wirklich darin liegt; so Jerem. XV, 1. (S. 11.), Jac. III, 17. wo die *ἄνω σοφία* nicht auf Christus geht (S. 65.); 2 Chron. XX, 7. wo אֹהֲבְךָ nicht heifst: Dein Liebling, sondern: der *Dich* liebt, (S. 67.); Deut. XVII, 8. geht nicht auf die Zeit während des Zugs, sondern auf die spätere des Einwohnens in Kanaan (S. 168.); Exod. III, 16. IV, 29. können wohl nicht angeführt werden, weil jenes Collegium erst K. XVIII. eingesetzt wird (S. 169.); Apoc. II, 8. ist *ἄγγελος τῆς ἐκκλησίας* gewifs ganz unrichtig durch שְׁלִיחַ צִבּוּר Vorsänger erklärt, der gewifs nicht geeignet war die Kirche zu vertreten (S. 289. doch scheint der Vf. unten auf der Seite seine Erklärung wieder zurückzunehmen und Vorsteher der Gemeinen zu verstehen, was aber philologisch nicht zu rechtfertigen: gewifs werden vielmehr eigne Engel als die Repräsentanten derselben gedacht). S. 335. ist offenbar in וַיִּתְנַבְּאוּ zuviel hineingelegt; S. 565. läfst der Vf. die Nieshna mehr sagen, als darin liegt und ähnlich in andern Fällen, deren Ref. noch eine Menge gesammelt hat. Doch darf dabei die Bemerkung nicht unterdrückt werden, dafs die Mehrzahl der Stellen, die äufserst sorgfältig und genau citirt sind, richtig verstanden und scharfsinnig angewandt worden.

Ref. möchte nach seiner Charakteristik dieses Werks dasselbe noch schliefslich als eines von denen bezeichnen, die von einer fragmentarischen und nur jeden Theil für sich fassenden Behandlung zu einer umfassenderen und kühner combinirenden den Uebergang machen und den Weg bahnen: es verdient also gewifs das sorgfältigste Studium und wird als eine mit fruchtbaren Winken durchzogene fleifsige Sammlung immer eine ehrenvolle Stelle in der historisch-theologischen Litteratur behaupten. Die äufsere Ausstattung ist so vortrefflich, wie man sie von dem Verleger erwarten darf.

L. Pelt.

№ 76.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

I.

Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik von Eduard Henke. Berlin u. Stettin in der Nicolai'schen Buchhandlung. Th. I. XXII. u. 626 S. (1823.) Th. II. VI. u. 452 S. (1826.) Th. III. VI. u. 743 S. 8. (1830.)

Handbuch des gemeinen Deutschen Strafrechts mit Rücksicht auf die Bestimmungen der Preußischen, Oesterreichischen, Baierischen und Französischen Strafgesetzgebung. Von Dr. C. E. Jarcke. Bd. III. X. u. 410 S. 8. Berlin, bei Ferdinand Dümmler. 1830.

Wenn das Recht, als Volksrecht, im unmittelbaren Zusammenhange mit der Sitte desselben steht, wenn es einen wesentlichen Bestandtheil der Sitte ausmacht, und die Geschichte des Rechts nothwendig ein Moment der Sittengeschichte ist, so gilt dieses vorzüglich von dem *Strafrechte*. Hier ist es nicht blofs das Rechtliche, die an Thatsachen und Voraussetzungen sich knüpfende Folge, was in der Weise, wie es zeitgemäfs hervortritt, den jedesmaligen Standpunkt der Sitte der Behandlungsart unter gegebenen Verhältnissen bestimmt, sondern hauptsächlich jene Voraussetzungen selbst, die der Beurtheilung sich unterstellenden Handlungen sind es, die hier so, dort anders gewürdigt, einen tiefern Blick in die Sittengeschichte eines Volks, den Charakter einer Zeit thun lassen. Was erlaubt, was verboten, was strafbar sei, bestimmt sich nicht nach einem in allgemeiner Abstraktheit noch leeren Princip, so wenig, wie jener Charakter ein willkürlich hervorgebrachter oder angenommener ist: es beruht vielmehr auf eigenthümlichen Grundlagen, welche sich im Kampf mit dem höhern Princip des Rechts und der Sitte, der Religion, befinden, ihre *bedingte* Nothwendigkeit geltend machen, und *so weit* eine Berücksichtigung auch dann fordern, wenn das zum Bewufstsein gelangte Recht in Gesetzen ausgesprochen wird, und nur allmählig den Fortschritten der Gesittung weichen, in denen sich das wahrhafte Recht kundgiebt, und gegen welches jene historischen und politischen Momente, der Zeit verfallen, eben so *rechtlos* werden, wie sie einst berechtigt waren. So ist, ohne dafs deshalb das Wesen des *Rechts als solchen* der Zufälligkeit anheimfiele, der Begriff von Recht und Unrecht ein wandelbarer, nicht nur in Ansehung der *Handlungen* die man beurtheilt, für erlaubt oder unerlaubt hält, sondern auch, und recht eigentlich in Betreff der *Art, wie* man sie beurtheilt, und welche Folgen man an sie knüpft. Wer möchte es läugnen, dafs in der Art und Weise, wie man den Verbrechen entgegenwirkt, wie man sie geahndet hat, nicht minder trotz des hierin dem Verbrechen gegenüber stets vorhandenen formellen Rechts, materiell gar manches *Unrecht*, manches Verwerfliche sich geäufsert habe und dafs, wenn die Fortschritte der Sitte und der Erkenntnifs sich bei jenen gezeigt haben, so auch bei diesen, den Strafen, den Strafarten und dem Verfahren gleicher Mangel, gleiches Bedürfnifs und Bestreben der Aufhebung desselben und der Besserung sich dem Beobachter darstelle. Ich habe versucht, in historisch-kritischer Weise diesen Entwicklungsgang und das psychologische Moment in diesen beiden Seiten des Strafrechts, in einer durch das ganze System sich hindurchziehenden Lehre „der Revision der angeblich straflosen Tödtungen", bis auf die praktischen Resultate aufzuzeigen und die Hinweisung auf jenen Versuch wird meine Ansicht erläutern. Soll nun das Strafrecht wissenschaftlich behandelt, und in seiner Nothwendigkeit bewiesen, diese begriffen werden, so kann es nicht auf das Aeufserlichste, die in die Erscheinung fallende Erfahrung ankommen, dafs eine Strafe, und welche, auf diese oder jene Handlung gesetzt sei, dafs solche Strafe einen bestimmten Nutzen gewähre, wobei die wesentliche Bedeutung

bei Seite gesetzt wird, sondern es ist die Aufgabe der höhern, den innern Zusammenhang mit einer höhern, aber nur geschichtlich sich aussprechenden Nothwendigkeit, mit einer höhern Ordnung nachzuweisen, und dasselbe Recht, welches sich im besondern Falle gegen das Unrecht siegreich geltend macht, so im Allgemeinen, als das zur Herrschaft Gelangende, zu erkennen. Die Geschichte des Strafrechts, oder wie es eben bezeichnet ist, des Theiles der Sittenentwicklung, ist formell und materiell die Darstellung dieses Kampfes von Recht gegen Unrecht; ein Kampf, der noch nicht beendigt ist und fortdauern muſs, weil die Reaction, die sich in der Strafe äufsert, weil die sie bestimmende Gesetzgebung, denselben Einflüssen und Verhältnissen anheimfällt, denen die Handlungsweise der Menschen unterliegt und gleichfalls ihre bedingt nothwendigen Stufen zu durchlaufen hat, bis sie, ihre Aufgabe lösend, in ein anderes Gebiet höherer Gerechtigkeit überzugehen vermag, wo dann ein anderes als das juristische Recht, den Maſsstab für die Handlung und für die unerläſslich mit derselben verknüpfte Folge abgiebt. Dieser Uebergang zeigt sich schon zum Theil in dem Gebiet, wo Sittlichkeit, Politik und Religion, — und nicht bloſs *Recht* als *Berechtigung*, und *Verbrechen* als *Rechtsverletzung*, — die Momente des Prozesses sind; und vornehmlich da, wo ein anderes, als das im engern Sinn sogenannte *Gericht* — (Anstalt für Rechtspflege) eine Beurtheilung und Vollführung übernimmt, die der Weltgeschichte anheimfällt, z. B. in äuſserer Staaten- und Völkersitte. Es bedarf keiner Erinnerung, daſs, wenn von einer Wissenschaft des Strafrechts in *diesem Sinn* gesprochen wird, darunter nicht die Beschränkung auf das *gemeine* Recht oder auf dieses oder jenes *Landesrecht*, nicht eine vorzugsweise für die Anwendung in den Gerichten berechnete praktische Darstellung oder eine zur Erleichterung des Verständnisses dienliche geschichtliche Erörterung verstanden, daſs aber auch keine dieser Seiten und Richtungen des Ganzen ausgeschlossen werde. Eben so wenig soll wiederholt werden, was ich mit Zustimmung sachkundiger Urtheiler öfters entschieden ausgesprochen und auch in Anwendungen durchgeführt habe, daſs jene verschiedenen Methoden, Richtungen irrigerweise als, vollends unversöhnliche, Gegensätze dargestellt werden, die vielmehr nur nothwendige Seiten und Momente eines unzertrennbaren Ganzen sind. Was von einer wahrhaften Philosophie und somit auch einer philosophischen Geschichte derselben gilt, nicht an die Stelle der besondern *Principien* (wenn sie wirklich *solche* sind) irgend ein anderes, als das einzig richtige gegenüber den angeblich falschen zu stellen, sondern sie alle, soweit sie eine bestimmte Bedeutung haben, und *da, wo* dieses der Fall ist, aufzunehmen und zu enthalten, das gilt auch von einer richtigen Strafrechtstheorie und einer wahrhaft wissenschaftlichen Methode des Strafrechts. Es ist erlaubt, und ein *Recht* der Subjectivität, nach Neigung und Anlagen, es ist nothwendig, für bestimmte Zwecke, z. B. den praktischen Unterricht, für die unmittelbare Anwendung, irgend eine *Seite* hervorzuheben, ja diese so oft miſsverstandene *Einseitigkeit* hat sogar ihre vortheilhaften Folgen; nur darf sie nicht vergessen, daſs sie, und mit Bewuſstsein eine *Einseitigkeit* sei, d. h. sie muſs die *andern* Seiten als nicht minder wesentliche anerkennen und sich nicht die vergebliche und gefährliche Mühe geben, für das *Ganze* gelten zu wollen. Denn darin liegt eben so sehr ein Fehler, und ein Unrecht gegen die Sache selbst in ihrer objectiven Erscheinung, als man dasselbe häufig gegen die Subjecte ausüben sieht, denen ihre andere, ebenso berechtigte Methode, gleich einer Verschuldung zur Last gelegt wird. Betrübend ist dieses, wenn es in Werken geschieht, die ihrem Inhalt nach bestimmt sind, der Gerechtigkeit zu dienen, und billig auch von einer dieselbe fest verfolgenden Gesinnung ihrer Verfasser ausgehen sollten. Nur der Unwahrheit und Verwerflichkeit, in welcher Gestalt sie sich auch zeigen, begegne die Wissenschaft ohne Furcht und mit Nachdruck; sie darf ihres, wenn auch späteren Sieges gewiſs sein, und eine über dem Streit der Partheien stehende Zeit wird ein unbefangenes gerechtes Urtheil fällen.

Von einem Gelehrten, wie Henke, reichbegabt, der seit einer Reihe von Jahren nicht nur Zeuge der, zum Theil auch durch politische Einflüsse bestimmten, wechselnden Methoden war, sondern selbst vielfach thätig eingegriffen hat, konnte man erwarten, daſs er in seinem neuen Werke jenen allgemeinen wissenschaftlichen Standpunkt auffassen und zugleich als Verf. einer für *ihre* Zeit trefflichen Geschichte des Deutschen peinlichen Rechts, dieses auf einer historisch positiven Grundlage ausführen werde, und so, jedem Princip sein Recht widerfahren lassend, die geschichtliche Seite mindestens nach ihrer praktischen Bedeutung, denn auch

eine solche kann ihr nicht abgesprochen werden, gelten lassen werde. Dieses ist aber, wie ich bereits in jener frühern Anzeige der ersten Theile erinnert habe, nicht geschehen und vielmehr eine schwer zu charakterisirende, nicht selten schwankende Behandlungsart gewählt, die weder für jenen Gesichtspunkt befriedigt, noch überall den Forderungen einer quellenmäfsig historischen und praktischen Bearbeitung des positiven Stoffs des gemeinen Rechts entspricht. Was die *philosophische* Methode betrifft, so ist sie, und besonders wegen Uebergehens *neuerer* Systeme seit Kant, die doch nicht ignorirt werden dürfen — ja deren Bekanntschaft er in seiner Encyklopädie bekundet, unvollständig, zu geschweigen, dafs auch selbst eine kritische Darstellung der Strafrechtstheorien wesentlich eine geschichtliche sein müsse, wie ich bei mehrern Gelegenheiten erinnert habe. In Beziehung auf die *geschichtliche* Methode des positiven Rechts dürfte sich der Verf. einer Geschichte des Strafrechts nicht schämen, auch einen geschichtlichen Sinn blicken zu lassen. Zwar ist dieser selbst in jenem sonst so lobenswerthen Werke nicht durchgreifend erkennbar, vielleicht, weil die Zeit, in welche die Arbeit fiel (1808. 1809.) ihrer ganzen Richtung nach einer solchen Behandlung, und hauptsächlich in unserm Gebiete, zu widerstreben schien, und wer möchte getadelt werden, wenn er sich dem bis auf einen gewissen Punkt unvermeidlichen Einfluss der *Zeit, seiner* Zeit, nicht zu entziehen vermochte? Aber es mufs auffallen, dafs jetzt, wo die historische Methode sich immer mehr Anerkennung verschafft, wo die öfters gerügten Mifsverständnisse, wonach man gegen dieselbe von Seiten der Philosophen und Praktiker sich glaubte opponirend verhalten zu müssen, beseitigt sind, nachdem man so ziemlich einverstanden ist, welche wichtige Stellung die Geschichte nicht ausschliefsend, sondern als wesentliches Glied eines lebendigen Rechtsorganismus einnehme, — der Vf. mit einer gewissen Aengstlichkeit die Gelegenheit ergreift zu versichern, dafs er nicht zur historischen Schule gehöre *); eine Versicherung, die schon durch seine ganze Darstellung entbehrlich wird; wenn man auch glauben möchte, es sei nicht so ernstlich mit der in mehrfacher Hinsicht ungegründeten von ihm ausgesprochenen harten Beschuldigung „dafs besonders die academischen Lehrer und Pfleger des Criminalrechts sich nicht um Gerechtigkeit kümmern, sie, deren erste Pflicht es ist, nicht gerecht, nicht menschlich, sondern nur gelehrt, und zwar gründlich d. h. geschichtlich gelehrt, wie ihre Brüder, die Civilisten, zu sein". Ich würde diese, von mir früher schon widerlegte Behauptung hier nicht nochmals anführen, wenn sie nicht zur treuen Bezeichnung der Grundansichten des Verfs. nothwendig wäre. Dafs auf älteres Recht von ihm, und noch mehr im dritten Band, der überhaupt der gelungenste ist, Rücksicht genommen wird, dafs bei einzelnen Lehren die Bestimmungen des Römischen, canonischen und einheimischen Rechts angeführt werden, ist schon für den unmittelbar praktischen Zweck unerläfslich; aber damit ist noch nicht das noch gar mancher Vermittlungen bedürftige historische Band angeknüpft, der innere Zusammenhang und Gedankengang bestimmt, und es kann dies, wie wir später in einzelnen Anwendungen sehen werden, nicht hinreichen, weder um das von ihm nicht erstrebte *Lob* der geschichtlichen Behandlung zu verdienen, noch um dem *Vorwurf* (wenn es ein solcher ist) sich auszusetzen, gegen den der Vf. sich verwahrt. Endlich die *rein praktische Seite*. Auf diese ist die meiste Sorgfalt verwandt im Verhältnifs zu den beiden andern, und so weit sie namentlich ohne die eigentlich historische Grundlage, besonders aber ohne eine genauere Dogmengeschichte, mit Erfolg bearbeitet werden kann. Das Mangelhafte der Angaben über Praxis, als gemeinen Gerichtsgebrauch, hat Wächter in einer Kritik der ersten beiden Theile nachgewiesen, selbst aber in seinem gerade hierfür so verdienstlichen Lehrbuche eine Reihe von Erörterungen gegeben, die dem Verf. bei dem dritten Theile sehr zu Statten gekommen sind. Wenn nun, wie gesagt, diesen jetzt vorzugsweise zu würdigenden Theil, der einen sehr guten Totaleindruck macht, bei weitem weniger als die Vorgänger manche Vorwürfe treffen, — ohne Zweifel haben die unterdessen erschienenen Leistungen Anderer, vielleicht auch jene gutgemeinten Kritiken, ihren Zweck nicht verfehlt, bei einem so achtungswerthen und gewifs in der Hauptsache gleichgesinnten Gelehrten, dessen Ziel das uns gemeinschaftliche ist — so ist doch, wie früher, das Gelungenste, was der sogenannten Criminalpolitik und dem vergleichenden Gesetzesstudium angehört. Man folgt mit steigendem Interesse an vielen Stellen den scharfsinnigen Erörterungen, den nicht selten mit eindringli-

*) S. z. B. den Seitenblick gegen die „Jünger der historischen Schule" Bd. III. S. 143.

eher Beredsamkeit verfochtenen würdigen Ansichten, und freut sich der lebhaften Darstellung, die nur hie und da durch die zu langen Excerpten aus andern Schriften unterbrochen wird; und was ihre Form anlangt, zuweilen den minder sachverständigen Leser bestechen könnte, den Inhalt auf Treu und Glauben anzunehmen. *Kenner*, die es verstehen gehörig zu sichten, was gemeines Recht, was wirkliche Praxis, was historisch begründet sei, von allem dem, was sonst in dieser Verbindung allgemeiner und oft mehr speculativ hingestellt ist, werden das Werk mit Belehrung lesen; *Anfängern* ist es nur mit grofser Vorsicht zu empfehlen. Ueber das *System* im engern Sinn, und einzeln besonders zu billigende Stellungen, habe ich mich schon früher beifällig ausgesprochen.

Der *dritte* Band setzt zunächst die sogenannten Privatverbrechen fort. Im *zweiten* war die Rede von den Verbrechen an der *Person*, dann dem Verbrechen an dem *Eigenthum* eines *Andern*. Hieran schliefst sich nun die Lehre von den Verbrechen an der Person *und* dem Eigenthum eines Andern: es werden Betrug, Treulosigkeit, Brandstiftung, Gewaltthätigkeit abgehandelt; wobei wohl nicht überall der aufgestellte Gesichtspunkt durchgreifend, und wenigstens nicht immer dem positiven Recht und seinen bestimmten Erklärungen entsprechend ist. Dasselbe gilt von der analogen Uebertragung auf die zweite Abtheilung von *Staatsverbrechen*. Auch hier kamen zuerst Verbrechen an der *Persönlichkeit*, dann aber an dem *Eigenthum* des *Staats*, woran sich endlich die gegen das *Gemeinwesen* schliefsen.

An der Persönlichkeit werden, nach einer etwas willkürlichen Unterscheidung, Verbrechen verübt, von Untergebenen des Staats überhaupt, von Unterthanen und von Beamten. Zu den Verbrechen gegen das *Eigenthum* des Staats rechnet der Verf. die am Vermögen (dazu auch den Wilddiebstahl) und was sehr gezwungen, und weder an sich, noch historisch zu rechtfertigen ist, Verbrechen der Bürger *gegen sich selbst*, zu welchen Selbstmord, Zweikampf, Bestialität und Verschwendung in Glücksspielen gezählt werden: die weder unter jene engere, noch unter die weitere Rubrik, ohne eine Reihe von Clauseln und besondere nicht allgemein eintretende Voraussetzungen, gesetzt werden können. Nicht minder giebt die Anordnung der Lehre in der *dritten* Abtheilung: Verbrechen gegen das *Gemeinwesen*, zu einigen Erinnerungen Anlafs. In zwei Unterabtheilungen wird gehandelt von Verbrechen gegen die *öffentliche Sicherheit* und gegen *öffentliche Treue und Glauben*: letztere enthält nur solche Lehren, die unter den Gesichtspunkt der *Fälschung* gehören, Münzfälschung, Gränzverfälschung, Calumnie und betrügerischer und muthwilliger Bankerott, oder, wenn auch nicht mit Recht, dahin gezogen werden, wie *Meineid* und *Eidesbruch*. Diese Handlungen sind aber weder, wie man sie gewöhnlich, noch wie der Verf. sie classificirt, an der ihnen gebührenden Stelle, die ihnen erst neuerlich bei dem religionswidrigen Verhalten, nach der historisch positiven Grundlage und nach ihrem Inhalt von mehreren Rechtslehrern vindicirt worden ist, wie denn der Unterzeichnete auch hierin sich auf die Zustimmung von Biener um so mehr als eine gewichtige beziehen darf, da diese bei ihm, in seiner Abhandlung über die historische Methode im Criminalrecht, selbst als Ergebnifs einer anerkannten Nothwendigkeit sich darstellt. Aber vielleicht hatte Hr. Prof. Henke, wenn er die genannten Arten der Fälschungen nicht unter den Begriff des Betrugs stellen wollte, für jene Verletzungen der Eidespflicht keine andre Stelle, weil er etwa keine „Uebertretungen in Beziehung auf Religion und Kirchenthum" anerkennt? Da würde man ihm sehr Unrecht thun. Vielmehr stellt er gerade *diese* Rubrik auf, aber in einer andern Abtheilung, unter dem Gesichtspunkt gemeinschädlicher oder gemeingefährlicher Angriffe auf die öffentliche Ordnung im *Staate*, der hier, nach einer fast zum Dogma gewordenen Verwechslung, wonach man ihn mit der bürgerlichen Gesellschaft für gleichbedeutend nimmt, sich gefallen lassen mufs, unter den Begriff des *Gemeinwesens* subsummirt zu werden. Es ist dies wahrlich kein Wortstreit, dem ich so abhold bin, wie irgend Jemand, — nein, solche Verwechslungen haben, wie die neuesten politischen Erscheinungen in That und Schrift deutlich genug zeigen, ihre sehr gefährlichen Folgen; und ebenso ist es keineswegs gleichgültig, welche Stelle, welchen Gesichtspunkt man einer Lehre im System anweiset.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 77.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik von Eduard Henke.

Handbuch des gemeinen Deutschen Strafrechts mit Rücksicht auf die Bestimmungen der Preußischen, Oesterreichischen, Baierischen und Französischen Strafgesetzgebung, von Dr. C. E. Jarcke. Bd. III.

(Fortsetzung.)

Da nämlich diese nicht durch Willkür, sondern durch die Sache gegeben wird, und der Inhalt doch nicht weggeläugnet werden kann, vielmehr, weil seine Wahrheit auch für sich vorhanden ist, sich geltend macht, so bewirkt eine falsche Stellung unter einen Gesichtspunkt, der sich gleichfalls, wenn er nicht müssig sein soll, zu behaupten sucht, entweder einen Widerspruch, oder ein Beiseitesetzen der Wahrheit, oder es tritt, und dieses ist der gewöhnliche Fall, eine die Sache rettende Inconsequenz ein, weil sich der richtige Inhalt der Sache mit Erfolg gegen die willkürliche Stellung geltend macht. Ein Beispiel, — abgesehn von der Verletzung der *Eidespflicht*, — bietet die Behandlung der *Gotteslästerung* als *Injurie*. Den Verf. trifft der in Betreff der letztern zu machende Vorwurf nicht, vielmehr stehen bei ihm Gotteslästerung und andre auf Religion sich beziehende Uebertretungen zusammen unter der erwähnten Rubrik, unter die er nur auch den Meineid hätte setzen sollen. Allein, indem er diese Verletzungen der Religion als Störung der öffentlichen Ordnung auffaßt, und so die Religion zur Polizeianstalt herabsetzt, so kommen jene Vergehen bei ihm auf gleiche Linie mit dem übermäßigen *Trinken*, der *Unzucht*, dem *Wucher*, u. s. w. zu stehen. Wir werden auf die unrichtigen Folgen solcher Anordnung aufmerksam machen, vorher aber unser Augenmerk auf den dritten Theil des Handbuchs von Jarcke richten, um auch diesen nach seinem allgemeinen Charakter aufzufassen. Die Betrachtung schließt sich an die frühere an, der hier nur wenig beizusetzen ist. Schon damals habe ich meine Ansicht über das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Kritik ausgesprochen, die ihre Aufgabe nicht durch eine Anführung von einzelnen Sätzen, welche gebilligt oder bestritten würden, zu lösen vermag. Das Verhältniß individueller Ansichten zu einander mag der Disputation anheimfallen. Der dritte Band ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet, die der Verf. für die früheren als die ihn bestimmenden ausgesprochen und durchzuführen gesucht hat. Die Vorrede giebt zu erkennen, daß er jene mit fester Ueberzeugung sich zu eigen gemacht habe, und sie gegen Widerspruch, selbst gegen die Besorgniß verkannt zu werden, ferner befolge, eben weil es seine Grundsätze, seine Ueberzeugungen sind. Ich glaube, daß der verdiente Gelehrte, gegen den Hrn. Jarcke sich zu vertheidigen genöthigt worden ist, ihm wirklich Unrecht gethan habe, obschon letzterer einigermaßen Veranlassung gegeben haben mag, denn er hat hier und da eine gewisse Schroffheit, besonders in der Polemik angenommen, die den Gegner eher zum Kampf, als zu *der* ruhigen Prüfung veranlaßt, ob denn nicht die *Sache* selbst, von ihrer Form abgesehen, eine richtige Seite darbiete? Vielleicht erscheine ich nicht ganz unparteiisch, weil der Verf. in seiner Vorrede nicht nur auf meine frühere Anzeige, sondern auch auf meine eigne Ausführungen sich zu seiner Vertheidigung mitbezieht und mir, in Ansehung der zu seinen dankenswerthen Leistungen gegebenen Anregungen und Muster, eine in der That mich beschämende und nicht ganz verdiente Ehre erzeigt; allein jene meine Arbeiten, die ich zu vertreten wage, sind älter, und in der Anzeige habe ich unverholen, gerade über die hier zur Sprache gekommenen Punkte, mich so offen, wo es nöthig war, auch *gegen* ihn erklärt, und er hat es auch eben so aufgenommen, daß ich nicht fürch-

te, man werde die Wiederholung vielfach geprüfter Sätze und ihre Bestätigung, aus andern Gründen, als denen der Wahrheit, erklären. Dafs sich der Verf. zu einem Extreme neige, und sich hüten müsse, die Unbefangenheit seines Quellenstudiums nicht präoccupiren zu lassen, wird er vielleicht selbst erkennen. Wir wollen aber so billig sein und zugeben, dafs, hier z. B. bei der Frage nach der Stellung des Rechts zur Sitte und Religion, nicht die Individuen es sind, die den Gegensatz bilden, indem sie als Vertreter der noch im Kampf befindlichen Ansichten der Zeit auftreten; es ist vielmehr der Charakter dieser Zeit selbst, die verschiedenen Principien, die anfangs successiv sich kund gaben, nebeneinander zu haben, mit dem Bestreben, sie in einer höhern Einheit zusammenzufassen; ein Ergebnifs, zu welchem eben dieser Kampf vorbereitend, und somit nothwendig erscheint. Sieht man nun auf die Darstellungsweise ihrem Stoffe nach, so ist auch diesesmal die Aufgabe des Verfs., den im Allgemeinen, nach ihrer rechtlichen, politischen, sittlichen und so weit sich dieses wirksam zeigt, religiösen Seite erkannten Charakter der ahndungswürdigen Handlungen und ihrer Beurtheilung in der historisch-nationalen Entwicklung nachzuweisen, jedoch mit Beschränkung auf den ausgesprochenen Zweck, das „gemeine Strafrecht" vorzutragen. Welche, hiernach zu billigende Gränzen der historischen Methode gesetzt werden, habe ich früher bemerkt. Ein sehr dankbar hervorzuhebendes Verdienst hat sich aber auch diesesmal der Verf. durch die grofse Sorgfalt erworben, mit welcher er die verschiedenen spätern Landesgesetzgebungen, die mit wenigen Ausnahmen als Feststellung der Praxis des gemeinen Rechts für ihre Zeit gelten können, benutzt, und dadurch, wie ich schon einmal gezeigt, die Dogmengeschichte in ihrer Bedeutung anerkannt, und ihr durch seine Beiträge vorgearbeitet hat. *Beiträge* nenne ich sie, ohne ihren Werth herabzusetzen; denn welcher Einzelne könnte, nach dem jetzigen Standpunkt dieser noch zu wenig angebauten Disciplin, im Besitz des gesammten Materials und in der Lage sein, etwas Erschöpfendes zu liefern: selbst abgesehen davon, dafs hier noch andere Quellen, als die Particularrechte, nöthig sind, die, wie die alten Weisthümer nur mühsam und allmählig zur Benutzung gezogen zu werden vermögen. Die vereinte Bemühung Vieler, die gründliche Bearbeitung der Particularrechte und vornehmlich tüchtige in solcher Beziehung, und zugleich mit Festhaltung des allgemeinern Standpunktes geschriebene Monographieen sind es, von denen sich die gröfste Förderung eines solchen, auch für das heutige Recht wichtigen Planes erwarten läfst.

(Der Beschluſs folgt.)

LI.

Joh. Olivier, Land en Zeetogten in Nederland's Indie en eenige britsche Etablissementen gedaan in de jaren 1817 *tot* 1826. *met Platen. Tom.* 1—3. *Amsterdam* 1827—1830. 3 *Vol.* 8.

Verhaal van eene Reise naar en langs de Suidwestkust von Nieuwguinea gedaan in 1828. *Door J. Modera. Harlem* 1830. 1 *Vol.* 8.

Der grofse Archipel im Südosten von Asien, den man nach dem Vorgange der Englischen Autoren, passend den Oestlichen nennen kann, hat, obgleich schon seit 3 Jahrhunderten die Europäer ihn nicht blofs besucht, sondern selbst grofse Theile desselben in Besitz genommen haben, dennoch erst seit den letzten 30 Jahren die Aufmerksamkeit in dem Mafse auf sich gezogen, als er es seiner Bedeutung für die historische und geographische Wissenschaft nach verdient. Es sind, wie wohl bekannt ist, besonders seit der Besitznahme der Holländischen Colonieen durch die Engländer im Laufe der letzten Kriege eine grofse Menge sehr schätzbarer Nachrichten über diese Inseln nach Europa gekommen, und wenn demnach niemand die bedeutenden, in unseren Tagen gewonnenen Fortschritte läugnen wird, so kann es doch auf der andern Seite auch nicht bestritten werden, dafs im Allgemeinen unsere Kenntnisse von diesem Theile der Erde noch höchst lückenhaft und unvollständig sind. Das ist der Grund, warum jeder neue Beitrag zu ihrer Vermehrung mit grofsem Interesse aufgenommen wird, und wir wollen hier über zwei der neusten Holländischen Reiseberichte nach den östlichen Inseln Bericht erstatten, (denn dafs von den Holländern, ihrer politischen Stellung zu jenen Ländern halber, dergleichen hauptsächlich zu erwarten sind, ist leicht einzusehen), zwei Werke, die wir mit nicht geringen Erwartungen zur Hand nahmen, obgleich diese zum Theil nicht befriedigt wurden.

Der Verf. des ersten Werkes sagt von sich, dafs er als Civilbeamter 8 Jahre lang in Indien gelebt habe, und dafs er durch seine Stellung genöthigt worden sei, fast alle Holländischen Besitzungen im östlichen Archipel und einen Theil der Englischen in Vorderindien zu besuchen. Diese Ankündigung berechtigt gewifs zu grofsen Hoffnungen, und der Verf. hat ihr eine Art Ruf zu verdanken, den er sich bereits in Deutschland erworben hat. Er gehört nun zu der Klasse von Reisenden, leider der zahlreichsten, die, ohne eine Vorbereitung erhalten zu haben,

vom Zufall getrieben, dasjenige der Mitwelt überliefern, was ihnen gerade wichtig erscheint. Man kann daher in seinen Werken keine tief eingehenden, wissenschaftlichen Untersuchungen erwarten, und wird ihm dies auch gewifs nicht zum Vorwurf machen, da es bei dieser Klasse von Reisebeschreibern, deren Verdienste um die Förderung der Wissenschaft wir sehr hoch stellen, schon hinreicht, wenn sie ihre Berichte nur treu und klar geben. Allein der Verf. des vorliegenden Werkes hat nur sehr geringe und unbedeutende Beiträge aus seinen eigenen Beobachtungen geliefert; er hat es im Uebrigen für hinreichend gehalten, ältere, sehr bekannte und zum Theil höchst verschiedenartige Nachrichten zu excerpiren, wobei er häufig seine Quellen, die gröfstentheils die verdienstlichen Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Batavia sind, nennt, nicht selten auch dies vergessen hat. Dasjenige, was dem Verf. als Eigenthum angehört, ist so wenig, dafs mit Weglassung des Geborgten und aufserdem aller, gewöhnlich sehr seichten Raisonnements und der nicht seltenen Abschnitte von ganz individuellem Interesse, schwerlich der vierte Theil von jenen 3 Bänden übrig bleiben würde. Hieraus ergiebt sich von selbst, welchen Werth das Buch habe.

Ehe wir jedoch dieses Urtheil durch eine kurze Darlegung des Inhalts begründen, müssen wir noch eine Eigenthümlichkeit des Werkes berühren, die uns wenigstens grofses Mifsfallen erregt hat, wir meinen die litterarischen Urtheile, die der Verf. hier und da eingewebt hat. Dafs ein Schriftsteller für die Leistungen seiner Landsleute Vorliebe zeigt, ist natürlich und verzeihlich; und die politische Lage, in der sich das Holländische Volk befindet, möchte es leicht entschuldigen lassen, wenn dieses Selbstgefühl von einem Holländer selbst etwas übertrieben wird. Können wir daher auch die Parteilichkeit des Verfs. für seine Landsleute übersehen, so lassen sich doch die heftigen Schmähungen, die er über die Schriftsteller fremder Nationen ausgiefst, durchaus nicht rechtfertigen, zumal wenn man sieht, dafs diese Schmähungen hauptsächlich gegen Raffles und Crawford gerichtet sind, Männer, welche, obgleich ihre *politische* Stellung zur Holländischen Regierung eine gewisse Befangenheit im Urtheile bei einem Holländer erklärlich macht, dennoch in litterarischer Hinsicht einen so anerkannten Ruf erworben haben, dafs jene Angriffe nur ein höchst unangenehmes Gefühl erregen können, wobei wir noch gar nicht in Anschlag bringen wollen, dafs ihre Werke vom Verf. selbst nicht selten benutzt worden sind. Wie weit aber der Eifer des Verfs. gegen fremde Schriftsteller geht, mag ein Beispiel unter vielen zeigen. So behauptet er, (Theil I. S. 327.), dafs der Naturforscher Horsfield seine Erzählung von der Besteigung gewisser Vulkane in Java erdichtet habe, weil die Einwohner jener Gegend auf Befragung sich dessen nicht hätten erinnern können! Ueberhaupt findet, den einzigen Marsden ausgenommen, *kein* fremder Schriftsteller Gnade vor unserem Verf.; allein die höchste Verachtung bezeigt er gegen die Deutschen Geographen, als die ganz werthlosen Compilatoren und Nachbeter der Engländer. Zimmermann hat bei der Abfassung seines bekannten Taschenbuches der Reisen schwerlich geglaubt, dafs dies so höchst harmlose Werk ihm noch einst so heftige Vorwürfe zuziehen werde, als hier der Fall ist.

Betrachten wir nun das Einzelne, so enthält der erste Theil des Werkes noch die meisten eigenthümlichen und die schätzbarsten Theile des Ganzen. Nach einer kurzen Erzählung der Reise des Verfs. nach Batavia, wo er im September 1817 anlangte, folgt eine Beschreibung dieser Stadt und der Umgegend, eine Schilderung des ersten Aufenthaltes des Verfs. daselbst und ausführliche Berichte über die Javaner, ihre Sitten und Lebensart. Es findet sich hier und da zwar einiges Neue, allein im Ganzen ist dieser Gegenstand von Andern, besonders von Raffles und Crawford, viel gründlicher und umfassender behandelt worden. Eine Wanderung in die Preanger Regentschaften giebt alsdann dem Verf. Gelegenheit, Reinwardts schöne Abhandlung über die Vulkane jener Provinzen und die Vegetation derselben zu excerpiren, so wie einer kurzen Erzählung einer Reise nach Bantam ein Bericht des bekannten Naturforscher Blume über seine interessante Untersuchung der im Innern der Bantamschen Gebirge noch jetzt lebenden Anhänger des alten Hinduismus der Insel, und einer ähnlichen Erzählung einer Reise längst der Nordküste der Insel nach Osten im Auszug aus den Nachrichten desselben Gelehrten über seine Besteigung des Berges Cherimai folgt. Diese beiden Arbeiten Blume's sind übrigens aus der Holländischen Zeitschrift Cybele genommen. Den Schlufs des Bandes machen Bemerkungen über die von ihm besuchte Insel Bali, auf welchen Theil seines Werkes der Verf. ganz besondern Werth legt, obschon wir nichts darin gefunden haben, was nicht schon aus Crawford (im 6ten Buche seiner Geschichte) und Raffles (besonders in dem Anhange zum zweiten Theile seiner Geschichte von Java) bekannt wäre.

Der zweite Theil beginnt mit einem Bericht über Banyuwangi, der östlichsten Provinz Javas, wo, ohne es zu erwähnen, ein Reisebericht von Horsfield (in den Memoiren der Gesellschaft von Batavia) stark benutzt, und eine sehr bekannte Abhandlung des Franzosen Leschenault (in den *annales du museum d'histoire naturelle*) excerpirt ist. Dann erzählt der Vf. seine Reise nach den Molukken 1824, mit einer Reihe eigen gearbeiteter Kapitel über Amboina, Banda und Ternate. Allenthalben findet man viel Bekanntes und längst schon Gesagtes; die lange Auseinandersetzung über die Chronologie und die religiösen Gebräuche der Mohammedaner, (nach Notizen, die dem Vf. angeblich von einem Beamten des Sultans von Ternate mitgetheilt sind,) gehört mit gleichem Recht hieher, wie in eine Geschichte von Marokko. Doch ist einiges Interessante, wie die Schilderung Amboinas, (nebst einigen unbedeutenden Briefen des dortigen Predigers Kam über den Zustand des Christenthumes in den Molukken,) des Vulkanausbruches in Banda und der Insel Bachian. Allein von hier an füllet die zweite gröfsere Hälfte des Theiles eine fortlaufende Reihe von Auszügen. So giebt der Vf. zuerst über Celebes einen werthvollen Bericht des dortigen Holländischen Gouverneurs und ein Bruchstück aus einer alten Abhandlung des Justizsecretairs Duhr über die Goldgruben der Insel. Es folgen dann über Timor und die umliegenden Inseln die bekannten Nachrichten von Hogendorp, über Borneo die von Ra-

dermacher. Ueber Palembang, wo der Vf. eine Zeitlang lebte, weifs er doch nichts anders zu sagen, als was er aus der lebendigen und anmuthigen Schilderung Sevenhovens entlehnte, und für den Rest der Insel Sumatra müssen wieder die Radermacherschen Nachrichten herhalten. Hiermit beginnt der 3te Theil, der unbedeutendste. Nach einigen oberflächlichen Nachrichten über Malakka und Singapura liefert der Vf., den eine diplomatische Sendung nach Vorderindien führte, Bemerkungen über die dortigen Englischen Besitzungen, die Hindus, auch einiges über das Burmanische Reich, allenthalben das Bekannte, schon oft Gesagte. Dann folgen am Ende kurze Bemerkungen über die Philippinen, wie der Vf. sagt, aus Erzählungen eines Schiffscapitains gesammelt, obwohl sie uns aus dem ersten besten geographischen Werke abgeschrieben scheinen; das Buch schliefst mit einigen Reflexionen über die bekannten Unruhen, die in neuster Zeit Javas Ruhe so heftig gestört haben, so kurz und abgebrochen, dafs sie ohne genaue Kenntnifs des Zustandes der Insel unverständlich bleiben müssen.

Nach allem diesen kann unser Urtheil über das vorliegende Werk nur dahin lauten, dafs es für die Wissenschaft nichts Brauchbares und Bedeutendes liefert, was nicht bereits längst bekannt gewesen wäre.

Von ganz anderm Charakter ist das zweite der oben angeführten Werke, zu dessen Erscheinung folgendes die Veranlassung war. Die Holländische Regierung hatte im letzten Jahrzehent, auf Antrag des Statthalters von Amboina, den Entschluss gefafst, Niederlassungen auf der Küste von Neuguinea anzulegen, zunächst um Verbrecher dort beschäftigen zu können, und deshalb hatte sie 1825 den Schiffslieutenant Kolff mit dem Schiffe Dourga zu einer Untersuchung der Küste abgesandt, worüber ein Bericht Kolffs erschienen ist. Darauf ward im Anfange des Jahres 1828 eine zweite Expedition ausgerüstet, aus den Schiffen Triton und Iris bestehend, unter Anführung des Capit. Steenboom, und diesem der Auftrag gegeben, die ganze Küste der Insel von dem Vorgebirge Walsh bis zu dem der guten Hoffnung zu untersuchen, und an einem paſslichen Orte die projectirte Kolonie zu gründen. Das Dekret der Regierung bezeichnet nämlich jene ganze Küstenstrecke als Holländisches Gebiet, in Folge angeblicher Ansprüche des Sultans von Tidor auf 3 Districte, deren Lage, wie man in dem Dekret nicht ohne Lächeln lesen kann, aber ganz unbekannt ist. Die Geschichte dieser Expedition Steenbooms und der Gründung der Kolonie theilt nun der Schiffslieutenant Modera, ein Augenzeuge, hier mit.

Der Vf. gehört zu den Reisenden, welche, besonders in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die geographische Litteratur so sehr bereichert haben, jetzt aber anfangen, selten zu werden. Es ist ein schlichter einfacher Seemann, der mit Vorliebe bei nautischen und hydrographischen Bemerkungen verweilt, und darin sehr belehrend ist, sonst ein treuer und unbefangener Beobachter, daher seine Bemerkungen ungetrübt durch vorgefafste Meinungen, meist klar sind und Zutrauen erwecken. Der Gang des Buches ist kürzlich dieser. Die Schiffe erreichten die Küste an dem Flusse Dourga, (den Kolff entdeckt hat,) folgten von da der Küste nach Nordwest, und entdeckten endlich die Bai Urulanguru, welche sehr überflüssig den Namen Tritonsbai empfing. Hier wurde die Kolonie gegründet, die erste Europäische auf dieser grofsen Insel, allein der Mangel an Lebensmitteln und die unter der Schiffsmannschaft während des Aufenthaltes in jener Bai ausgebrochenen heftigen Krankheiten hinderten die Fortsetzung der Untersuchung, und zwangen Steenboom, der bald nach seiner Rückkehr auch als ein Opfer der Ungesundheit jener Küste starb, zur Abreise nach den Molukken.

Die in diesem Werke gegebenen Nachrichten sind darum um so wichtiger, weil, bis auf Cook (auf seiner ersten Reise), noch kein Europäer diese Küste betreten hat. Sie sind zwar nicht sehr ausführlich, allein wir wissen von Neuguinea überhaupt so wenig, dafs sie dennoch sehr dankenswerth sein müssen. Sie drehen sich meist um die Schilderung der Sitten und Lebensweise der Einwohner, denn die Berichte der Naturforscher, welche die Expedition begleiteten, konnte der Vf. nicht benutzen, und wir machen besonders auf die Abschnitte über den Flufs Dourga, hinsichts dessen die (S. 39.) aufgestellte Vermuthung, dafs dieser Flufs vielmehr eine Meerenge sei, gewifs richtig ist, über die Gegend um den Flufs Utanatta und die Bai Urulanguru aufmerksam; ganz besonders aber verdienen die kurzen Notizen über die Bergbewohner der Insel und deren noch so höchst unklares Verhältnifs zu den Küstenbewohnern, so wie die (S. 115 ff.) mitgetheilten Vocabularien aus den Sprachen mehrerer Küstenstämme Beachtung. Dem Werke ist endlich eine nette Charte der besuchten Küste beigegeben, die, weil die Steenboomsche Aufnahme die einzige frühere des Engländer Maccluer, welche allen unsern neuern Charten zum Grunde liegt, weit übertrifft, in Zukunft nicht unbenutzt bleiben darf.

Wir können schliefslich nicht unterlassen, noch eine Bemerkung hier mitzutheilen, die sich uns beim Lesen dieses Werkes öfter aufgedrungen hat, und die wir vom Verf. selbst ganz am Ende (Anmerkung zu S. 152.) offen ausgesprochen fanden, wie auffallend nämlich die Holländischen Seeleute in der Entdekkungskunst anderen Europäischen Nationen, besonders Engländern, Franzosen und Russen, jetzt nachstehen. Ueberall erinnert der Bericht von Steenbooms Aufnahme des Landes lebhaft an die Art und Weise der Holländischen Entdecker aus der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und es wäre sehr interessant, die Gründe für ein so auffallendes Zurückbleiben bei einem so entschiedenen Seevolke, als die Holländer sind, aufzusuchen.

Meinicke.

№ 78.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik von Eduard Henke.

Handbuch des gemeinen Deutschen Strafrechts mit Rücksicht auf die Bestimmungen der Preufsischen, Oesterreichischen, Baierischen und Französischen Strafgesetzgebung, von Dr. C. E. Jarcke. Bd. III.

(Schlufs.)

Allein auch was von dem Verf. geboten wird, dient zur Herstellung einer unentbehrlichen Vermittlung, und der Anknüpfung des scheinbar losern, oder mindestens nicht überall sofort sichtbaren Bandes zwischen den ältern und fremden Rechten, die wir als Quellen zu benutzen haben, und dem jetzigen gemeinen Recht in seiner zeitgemäfsen Gestaltung, durch Fortschritte der Wissenschaft, Anwendung und Gesetzgebung. Wenn es unbestreitbar ist, dafs so unser gemeines Recht, dem sich mehr, als den Landesrechten, die vereinten Anstrengungen und Kräfte einer langen Zeit, und bis auf unsere Tage, zugewendet haben, und die ihm einen von der Anwendung ganz unabhängigen, und durch neue Gesetzgebungen nicht zu benehmenden Werth sichern, — eine wissenschaftliche Höhe erreicht hat, wonach es für lange Zeit hinaus der Mittel- und Ausgangspunkt eines gründlichen Studiums bleiben wird, so ist es nicht minder gewifs, dafs namentlich jene durch Dogmatik begründete Vermuthung mit ihren Resultaten eine richtige Grundlage für neue Gesetzgebungen bildet, die sich an Hergebrachtes, an Volkssitte und in dem Volksleben eingewurzelte Ansichten, an Bedürfnisse einer Zeit anschliefsen wollen, welche ja selbst mit ihrem gesammten Inhalt die Bedingungen ihres Daseins in der Vergangenheit hat. Mufs man bei den immer zum Ueberdrufs wiederkehrenden Declamationen über den Mifsbrauch des Geschichtlichen die Vertheidigung veralteter barbarischer Gesetze, worüber das Recht unserer Zeit und ihre Forderungen, und die Fortschritte der Gesittung und Intelligenz übersehen werden, immer wieder erinnern, theils dafs die geschichtliche Methode nur in Verbindung mit der philosophischen und praktischen ihren Werth habe, theils dafs sie auch für sich allein, nicht in einer unmittelbaren Aufrechthaltung des Antiquarischen bestehe? Dafs sie ihrem eignen Princip nach, und wie sie die Natur, Bildung und Entstehung des positiven Rechts auffafst, nothwendig dahin führe, nur eine lebendige organische Vermittelung des Alten und Neuen zu wollen, und also das *Veraltete* seinem nothwendigen Schicksal, das Todte dem Grabe übergebe, so dafs aus diesem, dem Verweseten, ein neues Leben erblühe, und die verblühende Pflanze Keime entlasse, die zur neuen Frucht gedeihen? Wer von dem Standpunkte unserer Wissenschaft nichts wüfste, als, was selbst im löblichen Eifer, oft aber in wissentlicher Mifsdeutung die behaupten, die unmittelbar an den Genufs einer Gegenwart gehen, welche Alles, im öffentlichen und Staatsleben, wie in den diesem untergeordneten Gebieten, völlig von Neuem zu machen im Stande, und dazu berechtigt wäre, der würde glauben, wir wären auf dem Standpunkte des sechszehnten Jahrhunderts, und in träger Stabilität würde wörtlich ohne Ausnahme angewendet, was die P. G. O. Carls V. vorschreibt, sie, die ihrer ganzen Fassung nach darauf berechnet war, jeglicher Fortbildung freien Raum zu lassen und alle Hemmungen möglichst zu entfernen! — Auch die Art und Weise, wie die neuesten Gesetzgebungen in beiden Werken benutzt sind, bestimmt sich durch die Verschiedenheit der Ansichten ihrer Verfasser. Der erste führt sie mehr aus dem Gesichtspunkt der Politik an und leistet hier erhebliche Dienste; der andere schliefst diesen nicht aus, aber er zeigt mit grofser Gründlichkeit ihren Zusammenhang mit dem unmittelbar vorhergehenden, selbst historisch entwickelten Rechte, — den Gesetzen und

ihrer spätern Modification und Ergänzung durch Gerichtsgebrauch. Schon eine flüchtige Vergleichung des Aeufsern der Behandlung und des bei derselben angewendeten Stoffs fällt hier zum Vortheil des Handbuchs von Jarcke aus. Der dritte Theil desselben handelt von Verbrechen gegen die *Keuschheit, Sitte und Ehrbarkeit, der Tödtung, der Gefährdung des Lebens und der Verletzung der Gesundheit.* Ohne hier in das Einzelne des Systems einzugehen, wird es zum Schlusse der Betrachtung angemessen sein, einige specielle Gegenstände hervorzuheben und kurz zu beleuchten. Gern möchte ich solche, die bei den beiden Verfassern vorkommen: wobei aber die Wahl beschränkt ist, da die beiden *dritten* Theile nur in wenigen Lehren sich begegnen, unter denen die gegen die Keuschheit am wenigsten zu einer Erörterung in einer nicht blofs juristischen Zeitschrift geeignet scheinen. Ich hebe daher den *Selbstmord* hervor, dem Henke in der Abtheilung „Verbrechen am *Eigenthum des Staats*" und zwar in dem Kapitel „*Verbrechen der Bürger gegen sich selbst*" (S. 581.) Jarcke aber in der Lehre von den Tödtungen und zwar nicht bei den straflosen (Nr. III.) sondern bei dem Morde (I.) in fortlaufender Nummer, bei den einzelnen Arten strafbaren Mordes, (S. 331.) seine Stelle angewiesen haben. Keine dieser Stellungen scheint mir dem jetzigen Gesichtspunkt angemessen; indefs darf ich mich hier auf meine Revision der angeblich straflosen Tödtungen beziehen, welche mit dem Jarcke'schen Handbuch erschien und daher nicht bei diesem, wohl aber bei dem Henke'schen Werk, wie es bei einigen untergeordneten Punkten der Fall ist, benutzt werden konnte. Was ich oben über den Einfluss der Ordnung im System auf die Behandlung selbst erinnert habe, findet hier volle Bestätigung in Zusammenhang mit den leitenden Principien der Verfasser. Jarcke, der die religiöse Seite und den positiven ältern Standpunkt festhält, folgt der Ansicht des Canonischen Rechts, und von diesem aus tadelt er die modernen Ansichten, die aber denn doch so weit als sie ein geltendes Princip aufstellen, anerkannt werden müssen, wonach, unbeschadet der Mifsbilligung und selbst der Ahndung dieser Handlungsweise vom kirchlichen Standpunkte aus, das weltliche Recht, den einfachen Selbstmord und Versuch, sofern nicht andre Gründe der Strafbarkeit hinzutreten, nicht rügt. Aber diese Ausnahme, z. B. der Versuch der Entleibung oder sie selbst, um sich einer höhern Pflicht zu entziehen, um der zu gewärtigenden Strafe einer Missethat zu entgehen u. s. w. sind es, die auch andre veranlassen, den Selbstmord für eine Widerrechtlichkeit zu erklären. Gehen diese nun, wie es meist der Fall ist, von der Ansicht aus, dafs nur eigentliche *Rechtsverletzungen* in der engern Bedeutung, nicht auch solche der Sitte und Religion in das strafrechtliche Gebiet fallen — was an sich und nach unserm positiven Rechte falsch ist, — so sind sie genöthigt, sich nach einem andern Gesichtspunkt umzusehen, und damit ist denn der Willkür die Thür geöffnet. Will man den *Staat* als das unmittelbar verletzte Objekt betrachten, so würde *dessen* sittliche *Nothwendigkeit*, und die *gleiche* für das Individuum, demselben anzugehören, offenbar eine bessere Grundlage darbieten, als die Annahme eines *Vertrags*, und eines diesem d. h. dem zur Verfügung berechtigten Privatwillen anheimfallenden Gegenstandes; eine Annahme, die zu vielfachen Mifsverständnissen, unter andern auch rücksichtlich der Beurtheilung der Beihülfe zum Selbstmorde geführt hat. So giebt denn Henke (S. 593) das Anschliefsen an die früher allgemein anerkannten quellenmäfsigen Ansichten für ein Mifsverständnifs aus, nennt die Befolgung derselben eine Vermischung religiöser und moralischer Rücksichten mit den rechtlichen, und stellt das Leben mit seiner ganzen Bedeutung unter den Gesichtspunkt des Eigenthums des Staats, welcher durch den Selbstmord verletzt werde. Allein, wenn man dem Staate ein *Recht* zuschreibt, so ist dieses hier wesentlich ein anderes, als das *Eigenthum;* oder es würde letzteres in einer andern als der herkömmlichen Bedeutung genommen. Jenem höhern Recht entspricht nicht eben Verbindlichkeit, sondern eine *sittliche Pflicht.* Aber das ist noch nicht genug. Es wird noch eine engere Rubrik der Verbrechen der Bürger gegen sich selbst aufgestellt und dazu weiter Selbstmord, Zweikampf u. s. w. gerechnet. Es liefse sich allenfalls für eine solche selbstständige Klasse von Vergehen, sofern man nicht stets eine Rechtsverletzung zur Bedingung macht, etwas sagen; allein, wenn einmal der Bürger mit seinem Leben im *Eigenthum* des Staats steht, so begeht er, dieses durch Handanlegung an sich selbst verletzend, nicht mehr ein Verbrechen gegen *sich* selbst, — da er nach dieser Theorie überhaupt nicht Rechte und

Pflichten gegen sich haben kann, sondern unmittelbar am Staate *).

Nur im Vorbeigehen will ich aufmerksam machen, welche sonderbare Consequenzen sich für die nicht dem blofsen Rechtsgebiete angehörige Frage über die Zulässigkeit der Todesstrafe oder das Gegentheil ergeben, wenn man die höhere vernünftige Bedeutung des Lebens bei Seite setzt, und dieses als Eigenthum betrachtet, worüber der Eigenthümer willkürlich und bis zur Vernichtung verfügen darf. Etwas dieser Art findet sich denn auch S. 581. „Dafs der Mensch, als Genosse des Staats, nicht selbstständig verfügen könne über sein Leben, sondern einzig die Gemeinheit, von welcher er Mitglied ist", — wobei denn wieder Staat und Gemeinheit für gleichbedeutend ausgegeben werden **). Man würde dem Verf. Unrecht thun, wenn man glaubte, dafs er diese Eigenthumstheorie streng durchführte, dafs er nicht, worin schon eine Abweichung liegt, die *Bedingungen* aufstellte, unter welchen der „Gemeinheit" ein solches Verfügungsrecht zustände: es hat sich vielmehr hier, bei der schon im ersten Theil berührten Frage über den Selbstmord und der über die Todesstrafe, wie öfters, eine bessere Ansicht gegen die Consequenz seiner Principien geltend gemacht: aber theils verliert dann seine im System gewählte Stellung ihre Bedeutung, theils sind solche öfters sichtbare Widersprüche eine Schattenseite, die dem sonst anzuerkennenden Werth seiner Leistungen Eintrag thun. — Unter jenen Gesichtspunkt wird dann auch das *Duell* gestellt, wonach consequent Verwiesene, auf die der Staat kein „Eigenthumsrecht" behauptet und die auch nicht dem Eigenthum eines andern Staats verfallen sind, z. B. indem sie durch dessen Gebiet reisen, wegen eines Zweikampfs untereinander nicht bestraft werden könnten. Wie treffend hier auch manche Bemerkungen vom politisch-legislativen Standpunkt aus sind, so vermifst man doch hier die für eine vom Germanischen Gebrauch unerläfsliche historische Begründung, den Nachweis des Zusammenhangs des auch später gesetzlich erlaubten, ja selbst gebotenen Zweikampfs mit dem gerichtlichen Verfahren und dem alten Beweissystem, dessen Ursprung in dem Recht der Privatrache und Fehde, und die daraus hervorgegangenen, wenn auch zum Theil abweichende moderne Ansicht von dem Zweck und der Bedeutung des Duells, sowohl im Verhältnifs zu denen, die es eingehen, als auch zum Staate, der seit dem Landfrieden es allerdings unter den Gesichtspunkt strafbarer Eigenmacht und Selbsthülfe und der Umgehung der öffentlichen Hülfe stellt. Was sich S. 600. findet, „über Verwechslung der Freiheit mit der gänzlichen Ungebundenheit und Zügellosigkeit, mit der Befugnifs Alles zu thun, wozu der Wille und die Kraft vorhanden ist", — ist theils ungenügend zur gründlichen Erklärung, theils erweislich falsch. Wie leicht nämlich das Uebergehen des geschichtlichen und des durch ihn bestimmten systematischen Gesichtspunktes der Darstellung selbst eine falsche Richtung zu geben vermöge, sieht man unter anderm auch bei dem Verbrechen des *Raubes* (S. 145.). Bekanntlich charakterisiren diese zwei Momente, *Entwendung* und *Gewalt*; aber letztere ist Mittel, erstere Zweck und die Sprache bezeichnet durch *rauben*, *rapere* und *bona vi rapta* wesentlich das Moment der *Hinwegnahme*, wie denn der Vf. selbst S. 143. dieses als das Bestimmende anzuerkennen scheint, indem er das Erfordernifs einer *fremden* Sache und mit Recht auf den Grund der Gesetze aufstellt. Dennoch giebt es dem Raub seine Stelle bei der *vis*. Unrichtig ist es nicht eben, aber es müfste hernach, abgesehen von der subsidiären Richtung dieses Verbrechens, noch Vieles unter jenen Begriff gezogen werden. Mufs er doch selbst zugeben, dafs das Röm. R. diese Handlung anfangs mit unter das *furtum* zog, und mit der *furti actio* verfolgen liefs. Wie kommt denn nun neben diesen auch nach Einführung der *vi bonorum raptorum actio* beibehaltenen *privatrechtlichen* Gesichtspunkt, der nicht blofs durch die Concurrenz (wonach *ex lege Val. de vi, Cornelia de sicariis etc.* eine Anklage zulässig war) der selbstständige, *strafrechtliche*, der bei einigen Arten besonders hervorgehoben ist? Vergebens erwartet man hier irgend einen Aufschlufs. Die Quelle, die diesen und eine höchst interessante, durch ähnliche innere und politische Verhältnisse bestimmte Parallele mit dem einheimischen Recht vor und nach dem allgemeinen Landfrieden darbietet, ist hierfür gar nicht benutzt, aber freilich werden die Gegner einer historischen Behandlung auch nichts vermissen, die Lücke kaum bemerken. Dieses Uebergehen ist aber um so weniger zu rechtfertigen, als der Verf. freilich nur gelegentlich und bei einer untergeordneten Stelle, nämlich bei der Strafe (S. 171.) in der Note (3) sagt: „Ueber das Verbrechen des Raubes nach Röm. R. ist überhaupt zu vergleichen: *Cramer et Heinrich M. T. Ciceronis orationum pro Scauro etc. partes ineditae.* 1816. *P.* 66." *etc.* Dafs wir aber eine dem Juristen unentbehrliche Abhandlung von Savigny hierüber haben, die freilich die Criminalisten zu übersehen pflegen, konnte aus meinem System der Crim. R. W. §. 345. entnommen werden, wozu seitdem die Ausgabe dieser Rede von meinem Col-

*) Man vgl. auch S. 555. wo Aehnliches erkannt aber nachher wieder aufgegeben wird.

**) So wird auch S. 194. freilich aber nur für den sogenannten democratischen Staat der *„allgemeine Wille"* — (eine sehr richtige Bezeichnung, wenn man damit nur nicht den *gemeinsamen* verwechselt —) mit *Gemeindebeschluß* als gleichbedeutend genommen.

legen E. Huschke, und dessen Commentar hinzugekommen sind. — Bei Gelegenheit des Verbots solcher Handlungen, welche eine „Gefährdung der öffentlichen Ruhe und der Sicherheit der Personen und des Eigenthums" enthalten, findet sich (S. 701.) die Bemerkung: „Erst in den Staaten der neuern Zeit hat sich auf dem Gebiete der Sicherheitspolizei der Eifer väterlicher Regierungen für das Wohl der getreuen Unterthanen glänzend entfaltet". Wenn nun gleich durch Vorbeugungsmittel und überhaupt „gute Polizei" viel Heilsames gewirkt worden ist, so läfst sich doch nicht läugnen, dafs das hiermit unvermeidlich verbundene Eingreifen in die individuellste Verhältnisse oft drückend empfunden wird, sofern nicht theils die überall zur Pflicht gemachte Schonung, theils eine möglichst scharfe Gränzbestimmung, dem Mifsbrauche begegnet. Vieles mufs hier dem politischen und Sittenzustande, und den concreten Verhältnissen der Zeit und des Ortes anheimfallen, und ein gewisser Grad von Willkür wird schwer zu vermeiden sein. Es ist daher eben so erklärlich, dafs Beschränkungen um des gemeinen Besten willen auf der einen Seite für nothwendig gehalten, auf der andern aber, da sie auch solche treffen, die sich frei von Mifsbrauch und unredlichen Absichten fühlen, ungern ertragen und als entbehrlich erklärt werden. Uebrigens wäre es leicht nachzuweisen, dafs das Römische Recht, im Verhältnifs zu den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, und dem was damals zu befürchten war — (bei uns ist der Mifsbrauch der Presse hinzugekommen) nicht weniger, als das jetzige, das Lob oder den Vorwurf solcher polizeilichen Fürsorge verdient. Der Vf. der überall den politischen Gesichtspunkt und den der Gesetzgebung hervorhebt, hätte, was er hiervon hält, bestimmter erklären sollen. Jene Worte klingen etwas ironisch, zumal wenn man hinzunimmt, was S. 704. steht. „Das von Schriftstellern nicht genug zu *preisende* Institut der Censur" u. s. w. In der That, wie viel Mühe sich auch Manche gegeben haben, die strengste Censur zu rechtfertigen durch den frevelhaftesten Mifsbrauch, den sie von der freien Presse machen, so ist doch, auch von solchen, die nicht die sittlichen und rechtlichen Schranken überschreiten würden, selbst wenn sie, durch traurige Erfahrungen belehrt, jene Einrichtung für nothwendig erklären, nicht gerade reine Lobpreisung zu erwarten. Der Frevler ärgert sich über die Schranke und fordert eine von der wahren Freiheit völlig verschiedene, um seine individuelle Willkür geltend zu machen; der Gutgesinnte beklagt es, dafs jener zu Mafsregeln nöthigt, die von einem gewissen Mifstrauen ausgehend, und die Vergeblichkeit *nach*folgenden Einschreitens erkennend, es vorziehen, *occurrere in tempore, quam post exitum vindicare.* Möge doch jeder und er darf es ja, auch hierüber sich offen aussprechen; aber diese Sätze, in Verbindung mit einer Darstellung, die zugleich den bestehenden sein Recht widerfahren läfst, könnten den Verdacht begründen, als solle dadurch *jede Partei* zufrieden gestellt werden.

Es ist aber nicht unsere Aufgabe, genauer in Einzelnheiten einzugehen, die das Juristische, die Interpretation einzelner Stellen betreffen. Beide Vf. haben hier im Ganzen die vorhandenen Hülfsmittel ziemlich gleich, doch von einander unabhängig benutzt — nur nicht die philologischen in denen zu wenig gethan ist, wie denn die historischen, bei dem einen wenigstens, sehr in dem Hintergrunde stehen. Bei der Arbeit von Jarcke findet man aber, aufser einem weit ausgedehntern Gebrauche der Quellen, die Ergebnisse eines umfassendern Studiums der *Sittengeschichte*, als deren Quellen ich bereits an einem Orte vornehmlich Landesgeschichte, und die oft sehr in's Detail gehende Geschichte einzelner *Städte* bezeichnet habe. Dadurch ist es ihm gelungen, dem Leser oft ein Bild des sittlichen Zustandes einer bestimmten Zeit vor die Augen zu stellen, welches eben so interessant an sich ist, als wichtig für die Erkenntnifs des Einflusses auf das Recht und die Gesetzgebung und nicht minder auf die Anwendung, die so viele selbstständige Modificationen herbeigeführt hat. Der auf solchem Wege hergestellte innere und äufsere Zusammenhang des Alten mit dem Neuen, erhält dadurch eine Begründung, die bei weitem tiefer ist, als manche Räsonnements der sogenannten *Politik*, und des sogenannten *gesunden Menschenverstandes*. Beide haben ihren Werth, aber man überschlägt diesen, sowohl in unserm Gebiete, als in dem anderer Wissenschaften, vorzüglich des öffentlichen Rechts und der höhern Politik nicht selten, wenn man, die blofsen Verstandesansichten nicht etwa auf der Grundlage positiver Kenntnifs und Einsicht der Sachen und neben derselben, sondern ohne diese, und statt ihrer — als entbehrlicher, verlangt und preiset; so ist es denn auch gekommen, dafs über die wichtigsten Gegenstände, nicht selten ohne Kenntnifs abgesprochen wird, und ich glaube, dafs in dieser Zeit, wie meist im Römischen Kaiserreiche, obschon zum Theil aus andern Ursachen und unter andern Verhältnissen, der Wissenschaft des Rechts, und denen die sich mit der echten Gesinnung ihr widmen, sie lehren und anwenden, die schöne Aufgabe zufalle, das Wandelbare fest zu halten und das bestehende Gute eben so sehr gegen die zu Neuerungsversuchen und Reformensucht geneigte Willkür in Schutz zu nehmen, als das zeitgemäfs zu Verbessernde und neu zu Gestaltende, mit möglichster Schonung auf einem durch die Sache und ihren Begriff, wie durch Recht gebotenen rechtlichen Wege vorzubereiten und in's Leben treten zu lassen. Hierin sind gewifs die beiden Schriftsteller und die unbefangenen Kenner mit mir einverstanden und so heifsen wir jede redliche Leistung, welche besondere Ansicht sie auch durchführe, als Beitrag zum Ganzen willkommen. Zum Schlufs bemerke ich noch, weil ich in einzelne Lehren des Jarke'schen Handbuchs nicht weiter eingegangen bin, dafs die hier umfassend behandelte, die Tödtung, von ihm mit besonderer Rücksicht auf Preufsisches Recht in der Zeitschrift von Hitzig erörtert ist, und sich mir eine andere Gelegenheit darbieten werde, darüber einige Bemerkungen niederzulegen.

J. F. H. Abegg.

№ 79.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

LII.

Römisches Bullarium, oder Auszüge der merkwürdigsten päpstlichen Bullen, aus authentischen Quellen, durch alle Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit, übersetzt und mit fortlaufenden historischen, archäologischen und anderen nöthigen Bemerkungen versehen von L. M. Eisenschmid, kön. Baier. Gymnasial-Professor zu Schweinfurt. Erster Band. Vom J. 453—1535. Neustadt a. d. O. 1831. Druck u. Verlag v. J. K. G. Wagner (XVIII. und 632.) Zweiter Band. Vom Jahr 1535 bis Jahr 1830. (834.)

Der Hr. Herausgeber der vorliegenden Schrift, früher Katholischer Priester, ist bekanntlich vor mehreren Jahren zur protestantischen Kirche übergetreten, und hat die Beweggründe zu diesem Schritte in einer eigenen „*Rechtfertigungsschrift*" ausführlich dargelegt. Als Nachträge zu derselben sind mehrere andere Schriften anzusehen, die Hr. E. seitdem über das *Kath. Meſsbuch*, über *die Unfehlbarkeit des ersten allg. Concils zu Nicäa*, — über *die Gebräuche und Segnungen der Kath. Kirche* u. s. w. herausgegeben. Ihnen reiht auch das vorliegende Werk sich an, und es ist demselben eine möglichst reichliche Verbreitung zu wünschen, da es sehr geeignet ist, die Nichtigkeit so mancher phantastischen Apologien des *Römischen* Katholicismus zu erweisen, durch welche man die Mitglieder der Röm. Kath. Kirche vom Austritt abzuhalten und Andersgläubige zum Ein- oder Rücktritt in dieselbe zu überreden sucht.

Mit Recht erinnert der Hr. Hgbr. in der *Vorr.* zunächst an die 17. „als allgemein gültige, von der *Katholischen* Kirche angenommenen" Concilien, deren *Canones* „als *unverbrüchliche* Glaubensnormen gelten", und bemerkt, daſs diejenigen, welche vorgeben, „der *bestehende* Katholicismus sei nur in *unbedeutenden* Dingen „vom Protestantismus verschieden, — besser thun würden, — den Protestanten ihre *Bekenntniſsschriften* zu „zeigen, wo dieser *geläuterte* Glaube, zu dem sie sich „durch Lesen der heil. Schrift emporgearbeitet haben, „zu finden sei. — Allein in ihrem Wahne, fügt Hr. E. „hinzu, erheben sich diese Wortführer gegen die Autorität des Papstes, der Concilien und ihrer eigenen kirchlichen Glaubensbekenntnisse, und glauben doch noch „*gute Katholische* Christen zu sein". — Sie sind wohl „Christen, — bemerkt er dagegen, — aber *Katholiken* „(sollte heiſsen: *Römisch*-Katholische Christen, um sie „von den *Griechischen* Katholiken zu unterscheiden) in „dem Sinne, wie das Wort heutzutage von allen in „und auſser Deutschland lebenden *Römisch-Katholischen Bischöfen* genommen wird, sind sie nicht". „(IV. V.) — Mit Recht wird dann weiterhin den „*idealisirenden* Katholiken" vorgehalten, daſs, wenn sie „an die Nothwendigkeit eines Papstes als Mittelpunktes der Einheit glauben", sie nicht vergessen sollten, daſs Rom noch jetzt seine „Ritualien, Meſsbücher „und Breviere" gegen jeden Verbesserungsvorschlag behaupte (VIII.), daſs Rom noch immer nicht „das Canonische Recht, die Bullen *Unigenitus*, *Autorem fidei* u. „s. w. widerrufen", daſs „die Päpste wohl Ablässe, Privilegien und andere Nebendinge eingeschränkt oder „wohl gar aufgehoben haben, wenn sie es mit ihrem „Interesse nicht (*sic*) vereinbar fanden", — daſs sie aber noch immer „der sklavischen Unterjochung der Geister, dem strengen Festhalten am „*Hergebrachten* — huldigen", und daſs im Wesentlichen selbst Pius VI., Pius VII. und Leo XII. gar nicht vom Bonifazius VIII. und anderen verschrieenen Päpsten des Mittelalters sich unterscheiden, (IX.) vielmehr auch jetzt noch die Päpste „jeder durchgreifenden Reformation feind sind". (X.) Endlich wird daran erinnert, daſs „das päpstliche Sy-

„stem — durch den Glauben an die göttliche Einset„zung — geheiligt", und alle Bischöfe durch einen besonderen Eid, den sie dem Römischen Bischofe leisten, aufgefodert sind, „mit geistlichen und weltlichen Mit„teln gegen die Widersacher zu kämpfen". (XII.) Besonders nun gegen die „*Jesuitische* Schalkheit", versichert Hr. E., sei das Bullarium gerichtet, — welche sich bemühe, „die groben Auswüchse des Katholicismus „zu verschleiern, die unchristlichen Verfügungen der „Concilien nur für temporäre Maßregeln zu erklären", — und glauben zu machen, „daß der *Katholicismus* ein „ganz anderer sei, als er nach den Bekenntnißschriften „ist und sein muß". (XII.) „Noch mehr, endlich, soll „das Bullarium gegen jene gerichtet sein, welche alle „historische Wahrheit in der Geschichte der Päpste ver„drehen und den Protestanten vorwerfen, daß sie die „Wahrheit verläugnen und die Katholische Kirche in „ihren Oberhäuptern brandmarken". (XIII.) Im Schlusse der Vorrede wird die Hoffnung ausgesprochen, „das Vorliegende werde genug sein, um zu bestätigen, daß „der Römische Hof in seinen Gesinnungen durch und „durch einen schneidenden Contrast gegen die Gesin„nungen Jesu bilde". (XVII.)

So ist also der Standpunkt des Hrn. Hgbrs. ein durchaus *polemischer*, und in diesem Sinne ist die Auswahl der hier mitgetheilten Bullen getroffen, sind die beigefügten Erläuterungen und Anmerkungen verfaßt. Soll nun auch nicht in Abrede gestellt werden, daß die angegebenen Bestrebungen achtungswerth und durch das Benehmen der meisten neueren Katholischen Schriftsteller gerechtfertigt erscheinen, so können wir doch auch einen Irrthum nicht mit Stillschweigen übergehen, in welchem Hr. E. sich noch befangen zeigt, den er freilich mit nicht wenigen Deutschen und nicht Deutschen Kirchen-Rechts- und Kirchen-Unrechtslehrern, Dogmatikern und Zeitschriftlern theilt. Er verwahrt sich nämlich (S. XIII.) dagegen, als habe „er die Ansicht gel„tend machen wollen: „Jeder, der sich *Katholik* nennt, „ „müsse nothwendig *Päpstler* sein" ", da er doch nur die *redlichen* „*Katholiken* aufmerksam machen wollte, — „welche Folgen das Dogma nach sich ziehe: „es sei „ „das *sichtbare Oberhaupt* in der Kirche nöthig, um „ „den Glauben rein zu erhalten" ". — Muß aber, wie S. IV. behauptet wird, *jeder Katholik* zugeben, daß u. a. auch die Concilien im Lateran von 1122, 1139, 1179. und 1215, und die von Florenz v. 1438, und Trient „als *allgemeingültig* von der *Katholischen* Kirche an„genommen sind", und ihre *Canones* „als *unverbrüchliche* „ „che Glaubensnormen gelten", — dann muß auch jeder Katholik *glauben*, daß der Papst „wahrer Stellvertreter „Christi, Haupt der ganzen Kirche und Vater und Leh„rer aller Christen, und daß ihm von *Christo* die *volle* „Gewalt, die allgemeine Kirche zu weiden, zu *regieren* „und zu führen, übergeben" worden sei; dann in die eben angeführten Worte faßt das Concilium v. Florenz die Römisch-Canonische Ueberlieferung der früheren abendländisch-ökumenischen Synoden, sie determinirend, zusammen. — Soll aber der Glaube in seiner Einheit und Reinheit erhalten werden, so muß es auch einen besonders *beglaubigten* Ort, — (die *Römische Kirche*) — geben, — wo der *eine*, unverbrüchliche Glaube stets unverändert wiederzufinden; — es muß eine besonders *begabte* Behörde — (der *Stuhl Petri*) — geben, welche, da nicht immer — eine Allgemeine Kirchenversammlung berufen werden, selbst auch die berufene sich spalten kann, — welche also jede in Glaubensangelegenheiten entstehende Streitigkeit auf unfehlbare Weise schlichten kann; — es muß endlich ein souveräner besonders bevollmächtigter Oberhaupt — (der *Papst*) vorhanden sein, welches allen Unterlehrern den Stempel der Recht- oder Reingläubigkeit aufprägt, ihnen das Lehrrecht ertheilt, — überhaupt alle zur Erhaltung der Glaubens-Einheit und Reinheit nothwendigen Verordnungen und Befehle erläßt. So ist denn auch die Uebereinstimmung mit der Römischen Kirche das Kriterion der Katholizität, der Stuhl Petri das höchste Gericht in Glaubenssachen, und der unbedingte, sogenannte heilige Gehorsam unter den Papst, als Stellvertreter Christi, das characteristische Merkmal des ächten Römisch-Katholischen, im Unterschied vom schismatischen, Griechisch-Katholischen Christen. Jeder absichtliche Ungehorsam gegen den Papst ist daher eine Abweichung von der *Kirchen-Einheit*, jede Abläugnung der, von den ökumenischen Concilien ausgesprochenen Machtvollkommenheit des Papstes — eine Abweichung von der *Glaubens-Einheit*, — und diese Strenge und Unverbrüchlichkeit des Einheitsbandes zugleich die *Stärke* und *Schwäche* der Röm. Kath. Kirche; — die *Stärke*, weil es eine durchgreifende, scheinbar unveränderliche, das geheiligte Alterthum fortsetzende, leicht wahrnehmbare, durch blinden Gehorsam zu erhaltende wirkliche Einheit *constituirt*; die *Schwäche*, weil es nur durch inhumanen Aus-

schluss aller Andersgläubigen, durch strenge Verdammung und Abscheidung aller auch nur in Einem Punkte von der Einheit abweichenden, durch Untersagung jeder selbstständigen Forschung, und durch Forderung eines die Menschenwürde verläugnenden unbedingten Gehorsams sich erhalten kann.

Von diesem, dem historischen, Gesichtspunkte aus — gewinnt dann das *Papstthum* eine ganz andere Bedeutung, als diejenige, welche ihm von Hrn. E. zuerkannt worden. Dasselbe zeigt sich nämlich als ein Hauptmoment des eigentlichen *Mittelalters*, welches mit der ersten, für *inspirirt*, und deshalb für *unfehlbar*, für *irrefragabel* sich ausgebenden Synode beginnt, und sich fortsetzt bis zur Bildung einer Kirche, die nur solche Lehren zur *Grundlage* nimmt, welche von dem *natürlichen Rechte* des Menschen als wahr anerkannt werden müssen. In diesem Mittelalter ist dann der *Papst* nicht nur Erzeuger, Bild und Erhalter einer Europäischen *Einheit* und *Allgemeinheit*, die damals freilich nur eine sehr abstrakte sein konnte; — sondern er ist vor Allem auch der höchste Repräsentant des Princips der *Autorität*, und zwar derjenige, welcher dieses Princip am strengsten und folgerichtigsten behauptet und durchgeführt hat. Es gehört mithin gerade zur relativen Vollkommenheit des Papstthums, dass es so viele Jahrhunderte hindurch nur in *nebensächlichen* Dingen sich Abänderungen erlaubt hat, wie es umgekehrt zu den sichersten Symptomen des beginnenden Ablebens desselben zu rechnen, dass es in den neueren Zeiten jezuweilen durch Politik sich bestimmen lassen, in Concordaten mit Deutschen und Französischen Fürsten *) von der „heiligen Strenge der kirchlichen Kanons" mehr oder weniger nachzulassen. Der Papst, der, wie z. B. Gregor VII., sittenstreng und heroisch, sich als den *Höchsten* auf Erden, als wirklichen Stellvertreter Gottes — wusste und in diesem Gewissen handelte, war die Blüthenkrone, das concentrirteste Erzeugniss, zugleich Grund-, Schluss- und Gipfelstein des Mittelalters; darum auch die Revolution, welche den Uebergang zu einem dritten Weltalter bilden sollte, mit der kaiserlichen Opposition gegen das päpstliche *Total*, mit der Insurrektion der weltlichen Gewalt gegen die übergeordnete und übergreifende geistliche ihren Anfang nahm, worauf dann erst die Bischöfe zu Constanz, und zuletzt die Laien in der Reformation den Krieg gegen die alternde *Autorität* fortsetzten, den die Kaiser schon im 11ten Jahrhundert begonnen hatten. Wie nun die Glaubensdekrete der ökumenischen Synoden durchgängig nur den schon vorhandenen Glauben in bestimmte Ausdrücke fassten, wenn das Eigenmeinen von der allgemeineren, oder für allgemein ausgegebenen, weil zu Rom aufbewahrten, Ueberlieferung abwich, so möchten die übermeisten bedeutenden Bullen der Päpste sich auch als blosse Vertheidigungsmaßregeln nachweisen lassen, durch welche die höchste, dem abendländischen Patriarchen unverdenklich zugestandene *Autorität* entweder nur vollzog, was ihres Amtes war, oder die Angriffe auf die unentbehrlichen Amtsbefugnisse abwehrte, oder denselben vorzubeugen trachtete.

Sowohl in diesen, als in den vom Hrn. Hgbr. angedeuteten Beziehungen, verdient nun das vorliegende Bullarium die achtsamste Berücksichtigung. Wollten wir aber selbst in gedrängtester Kürze den Hauptinhalt dieser reichen Sammlung darlegen, so müßten wir den Raum weit überschreiten, der dem Berichte über ein solches Werk in diesen Blättern zugetheilt werden konnte. Wir müssen uns daher darauf beschränken, das Nöthigste über die Formalien dieses Werkes zu bemerken, um dann noch durch Anführung einiger Bullen die Tendenz zu bezeichnen, die bei der Auswahl obgewaltet. —

Die Bullen und Dekrete, auf welche Hr. E. aufmerksam machen wollte, sind grossentheils *in extenso*, und die wichtigsten zugleich auch in der Ursprache mitgetheilt. Das Letztere verdient allen Dank; durch das Erstere hingegen ist das wirklich Bedeutende in soviel völlig Unnützliches eingehüllt, dass hierdurch die Anschaffung des Werkes erschwert, das Durchlesen desselben höchst ermüdend geworden. Nur die Päpste, nicht aber die einzelnen Dekrete derselben sind chronologisch geordnet, und sowohl hierdurch, als durch Weglassung der Zeitbestimmung bei nicht wenigen — der Gebrauch dieser Sammlung erschwierigt. Was die Auswahl betrifft, so ist den Päpsten vor Bonifaz VIII. ein verhältnismäßig viel zu geringer Raum, — so Leo I. und Gelasius I. nur drei, allen überhaupt nur 92 Seiten — gewidmet. Von den späteren Bullen und Dekreten ver-

*) Den *hister. Denkwürdigkeiten des* Card. Pacca (B. III. S. 40. 56. u. 66.) zufolge hat Pius VII. zu drei verschiedenen Malen den Franz. Metropoliten das Recht zugestanden, die vom Kaiser ernannten Bischöfe zu instituiren, wenn der Papst die Institution länger als sechs Monate verweigern sollte.

missen wir gar manche, von welchen wir nur folgende namhaft machen wollen. Die Anatheme gegen Arnold von Villanuova und Robert de Brus von 1317, gegen Eckart und Suso von 1329, und gegen Ockam und Andere von 1330; — die Bulle Nikol. V. von 1449 in Beziehung auf die Basler Beschlüsse; — die Reformationsbulle Leo's X. vom 5. Mai 1514, — die Bullen von Nikolaus III., Pius II., Alexander VI., Leo X, Pius V. u. s. w, welche als Vorläufer der berüchtigten *In coena domini* anzusehen sind, — die B. Urban's VIII. *In eminenti* vom 5. Mai 1619 und die II. 196. erwähnte sehr wichtige Verordnung desselben Papstes v. 5. Juli 1641, — die Constit. Innocenz X. wegen gemischter Ehen, das *Breve* Innocenz XI. v. 11. Apr. 1682. gegen die *Declaration des libertés de l'église gallicane*, — die Bulle *Vineam domini* v. 1705, die Protestation Clemens XI. von 1707 gegen den Ranstädter Frieden, und dessen *Breve* v. 1708. gegen das Quesnel'sche Neue Testament, — das Dekret zur Canonisation Gregor's VII. v. 25. Sept. 1728, — Benedikts XIV. Bulle v. 1751. gegen die Freimaurer und dessen *Breve ad assiduas* v. 1755.; Clemens XIII. B. *apostolium pascendi* zur Aufrechterhaltung der Jesuiten, das *Encyclicum* Pius VI. und die höchst wichtigen Bullen und Breven desselben in Beziehung auf die Französische Revolution u. s. w. u. s. w. — Zu wünschen wäre, dafs diese und mehrere andere, so wie die historisch wichtigen Bullen Pius VII. und Gregor's XVI. in einem dritten Bande nachgeliefert, und diesem ein chronologisch geordnetes, genaues Inhaltsverzeichnifs aller einzelnen Aktenstücke, mit Bemerkung des Datums, des Bandes und der Seite der am weitesten verbreiteten Luxemburger Ausgabe des Bullariums, beigegeben würde. —

Die *Uebersetzung* ist durchgängig leicht und fliefsend; nicht selten aber könnte sie gedrängter — und genauer sein. Wir haben hier nur die mehr oder minder *sinnentstellenden* Fehler anzuführen, die uns bei flüchtiger Vergleichung der Uebersetzung mit dem Texte aufgefallen sind. Im *ersten Bande* waren es folgende: gleich S. 2. ist die ganze aus einem Schreiben Gelasius I. angeführte Stelle auf eine den Sinn derselben in der That verzerrende Weise in's Deutsche epitomirt. S. 8. wird *in div. trinitatis iram incurrat, s. petri app. princ. maledictione redundet* übersetzt mit „von der „heil. Dreifaltigkeit und dem heil. Petr. u. s. v. ver„flucht". — S. 14. *dono, largior et concedo*, mit „ich „verspreche", — *benedictionem in hac vita, et in futura*, mit „alle Seligkeit in dieser und in der zukünfti„gen Welt", — und *confundetur utinam ad poenitentiam* mit „Gott verderbe ihn". S. 25. *quod ecclesiam in omnibus praedictis contra haereticos et eorum complices adjuvabunt*, mit „dafs sie die Ketzer nach allen „Kräften verfolgen wollen". — S. 82. *citra membri diminutionem*, mit „ohne doch ihnen ihre Glieder zu ver„derben". — S. 97, *porro subesse nom. pontifici, omni creaturae humanae declaramus, omnino esse de necessitate salutis*, mit „ferner erklären u. s. w. wir hier„mit, dafs alle menschl. Creatur dem Röm. Papste un„terworfen sei, und dafs man nicht selig werden könne, „ohne dieses zu glauben". — S. 146. *immo cum omni coetu fraterno quasi nefas, atq. maledictum frustra prolatum contemnimus etc.* mit „wir begnügen uns mit „der Gemeinschaft der allgemeinen Kirche", und *et fraterna societate — segregamus* mit „und wollen die „Rechte unseres Standes retten". S. 158. *ortum imperii vitiosum fuisse, — ut a cupiditate occupatoris inciperet;* mit „dafs die kaiserliche Herrschaft von ihrem „Ursprunge an lasterhaft war; sie entstand aus dem „Ehrgeize eines Eroberers". — S. 186. *vota per vos forsitan jam emissa ac per vos et successores vestros in posterum emittenda, ultramarino ac beatorum Petri et Pauli apostolorum ac castitatis et continentiae vobis duntaxat exceptis, et eos praestanda in posterum* mit „der sie von allen Gelübden, das der „Keuschheit und Enthaltsamkeit ausgenommen, und von „allen Eidschwüren". — S. 201. *et ad gremium unitatemque s. matris Ecclesiae, ac fidem catholicam quae sola salvare potest* — mit: „und den Kath. Glauben, der allein selig machen kann". — S. 262. *et ipsi — pascendi, regendi ac gubernandi univ. eccl. — plenam potestatem traditam esse* mit „ihm *Vollmucht*, d. Kath. „Kirche zu weiden und zu regieren übergeben worden „sei". — S. 318. *idcirco — laborant homines* mit „den„wegen rächen sich". — S. 438. *dispensatum vel absolutum* mit „absolvirt", und S. 440. *quos ecclesia vel usus diuturnus approbavit* mit „welche die Kirche und der „tägliche Gebrauch". S. 504. *ac perpetuo infames, ac intestabiles esse* mit „für infam erklären". —

(Der Beschluſs folgt.)

№ 80.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1832.

Römisches Bullarium, oder Auszüge der merkwürdigsten päpstlichen Bullen, u. s. w., von L. M. Eisenschmid.

(Schluſs.)

Im *zweiten* Bande findet sich S. 44. „*ne ulla omnino juramenta illicita, impossibilia, damnosa, vel libertati eccles. aut decretis Concilii Trident. obviantia, sive ante sive post electiones, confirmationes — etiam praetextu cujusvis consuetudinis quantocumque tempore observatae etc. praestare, reddere etc. audeant*"; — übersetzt mit: „daſs künftighin alle Eidschwüre ungültig wären, welche von den Prälaten, Canonikern vor oder nach dem Antritte ihrer Pfründen u. s. w. nach den Ordensstatuten abgelegt würden; weil man gefunden hätte, daſs dergleichen Statuten und und Formalitäten Vieles enthielten, was unerlaubt, unmöglich und den Beschlüssen des Conc. v. Trient zuwider wäre". S. 67. „*quod illum in hanc prolem detestabilem ac degenerem inclytae Borboniorum familiae*" etc. mit „gegen *das* abscheuliche und ausgeartete Geschlecht des erlauchten Hauses Bourbon", — S. 146. *nemo est, qui ambigit, a le reliquias omnes haereticorum in gallica vinea stabulantium propediem profligatum iri* mit „so zweifelt Niemand daran, daſs du auch alle übrigen Ketzer gleichfalls nächster Tage zu Grunde richten wirst". — S. 151. *et quamvis cener. frater etc.* mit „obgleich mehrere ehrwürdige Brüder. — S. 237. *perinde suffragarentur, ac si ad altaria privilegio apost. — decorata celebratae fuissent etc.* daſs (am Allerseelentage) alle Altäre des ganzen Königreichs privilegirt sein sollten". S. 318. *his porro studiis coeleste rebus vestris praesidium magis, magisque conciliabitis, cujus in auspiciis apostolicam vobis benedictionem permanenter impertimur*, mit: „daſs sie sich den Schutz des Himmels in desto reicherem Maſse erwerben würden, jemehr sie sich der weltlichen Macht entgegensetzten" u. s. w.

Ueber die zahlreichen Anmerkungen und ausführlichen Erläuterungen, welche den Bullen beigefügt sind, haben wir nur Weniges zu bemerken. Die ersteren sind gröſstentheils polemischer Art und gehören einer Beurtheilungsweise an, welche die Thatsachen und Glaubensmeinungen der verschiedensten Zeiten an dem Einen Maſsstabe der geläufigen Aufklärung miſst. Die Erläuterungen sind zweckmäſsig und meistens aus Schröckh's Kirchengeschichte, Pehem's Kirchenrecht, Bower's Geschichte der Päpste und anderen ähnlichen Werken geschöpft.

Dies mag über die Formalien des vorliegenden Werkes genügen. In welchem Sinne aber die Auswahl selbst getroffen worden, wird durch Angabe des Inhaltes der auf den ersten fünfzig Seiten mitgetheilten Urkunden am zweckmäſsigsten anschaulich zu machen sein.

Nur auszugsweise wird (I. 2.) das Schreiben Gelasius I. mitgetheilt, welches in den Worten *utpote quod (Sedes B. Petri ap.) de omni Ecclesia jus habeat judicandi, neque cuiquam de ejus liceat judicare judicio* — die Umwandlung der Altrömischen Weltherrschaft in die päpstliche bereits proklamirt, — eine Umwandlung, welcher indessen schon durch Sirizius und Leo I. nachdrücklichst vorgearbeitet worden. Auch nur im Auszuge wird dann (S. 4.) eine Bulle Leo's III. (um 805) mitgetheilt, welche diejenigen, die den Gütern eines namhaft gemachten Klosters etwas entziehen, mit Judas Iskariot hier und auf immer (*hic et in perpetuum*) verflucht. Ebenso das Schreiben Nicolaus I., welches den Dekreten bereits gleichen Rang mit den canonischen Schriften zuerkennt und, wie Gelasius, den Papst als obersten Schiedsrichter aller Kirchen bezeichnet. Weiterhin (S. 7.) spricht Benedikt VIII. (um 1018) „alle Flüche des Alten und des Neuen Testamentes" über diejenigen aus, die dem Kloster zu Clugny Güter entzogen haben, und Clemens III. (um 1046) will, daſs, wer ein von ihm verliehenes Exemtions-Privilegium verletze,

„wie Dathan und Abiron lebendig von der Erde verschlungen werde". (S. 8.) Gregor VII. ruft (S. 9 ff.) Petrum, den Fürsten der Apostel, und Maria, seine Gebieterin an, und bindet, als „Stellvertreter Petri", Heinrich IV. „im Namen Petri" mit dem Banne. Urban II. excommunicirt Philipp I. von Frankreich, behauptet (S. 18 ff.) dafs „nicht nur die Bischöfe, sondern auch die Patriarchen dem Papste „aus göttlicher Anordnung unterworfen" seien, und wiederholt mit Gelasius I., dafs „er keinem Urtheile Anderer unterliege". Hadrian IV. giebt Heinrich II. von England — Hibernien, wogegen jedes Haus daselbst dem heil. Petrus jährlich einen Groschen zu zahlen habe, (S. 22.) und Alexander III. erlaubt dem Herzog von Portugal, den königlichen Titel zu führen gegen eine jährliche Abgabe von 2 Mark Goldes an den Papst. (S. 24.) Innocenz III. aber läfst sich vom König von England nicht nur jährlich tausend Mark Silber zahlen, sondern auch den Lehnseid schwören, und erklärt in der deshalb erlassenen Bulle (S. 26 f.), dafs Christus „Einen Allen vorsetzt, den er zu seinem „Statthalter auf Erden angeordnet, damit, wie (Christo) „alle Kniee sich beugen, auch (dem Papste) alle gehorchen und gewärtig seien, und in der Einen Person des „Statthalters Christi, wie Leib und Seele, *Königthum* „und *Priesterthum* — vereinigt würden". Derselbe Papst bedroht (S. 28.) das ganze Königreich Polen mit der Excommunication, wenn es den Petersgroschen nicht zahlt; erlaubt allen Katholiken, sich des Landes des Grafen Raymond von Toulouse zu bemächtigen, und ruft alle Fürsten Europas auf, durch Bekriegung der Ketzer und namentlich der Albigenser sich den grofsen Ablafs zu verdienen. (S. 31.) Ebenso ermahnt Honorius III. den König von Frankreich, die Albigenser als seelengefährliche „Vorläufer des Antichrists" auszurotten; denn „dazu habe er seine Gewalt empfangen, damit die Verfolger der Kirche auch zeitlich, was sie nicht selber „kann, zerschmettert werden". (S. 32 ff.) — Gregor IX. entbindet Alle von dem Eide der Treue gegen Friedrich I., und „belegt alle Gegenden, wo derselbe hinkömmt, so lange er sich dort aufhält, mit dem Interdikte". (S. 35 ff.) Ebenso verfährt Innocenz IV. gegen Friedrich II., namentlich auch, weil er die von einem allgemeinen Concil angeordnete Exemtion der Kleriker und Immunität ihrer Güter nicht geachtet, und in „*Verdacht* der Ketzerei gekommen". (S. 39 ff.) Alexander IV., „Knecht der Knechte — gebietet in Kraft des „heil. Gehorsams und bei Strafe der Excommunication" den Deutschen Wahlherrn, den Conradin nicht zum Römischen König zu wählen. (S. 54 ff.)

Diese Anführungen werden hoffentlich genügen, die Tendenz der vorliegenden Sammlung zu characterisiren und das Verdienst des Hrn. Herausgebers in's Licht zu stellen, der sich einer so mühseligen und langwierigen Arbeit unterzogen, um durch authentische Aktenstücke den phantastischen Apologeten des *Papstthums* und des *Römischen* Katholicismus auf immer den Mund zu schliefsen. Wir müssen es daher auch dankbar anerkennen, dafs die Verlagsbuchhandlung in einer Zeit, welche sich geistig fast nur von Tagblättern und Flugschriften nähren zu wollen scheint, die Ausgabe eines so umfänglichen Werkes unternommen, und dasselbe würdig ausgestattet und durch Billigkeit des Preises einem gröfseren Publikum zugänglich gemacht hat. —

Möge das Werk in recht viele Hände kommen und die durch dasselbe einleuchtende Wahrheit recht Viele zu jener geistigen Freiheit führen, welche die Wiedergeburt der wahrhaft Christlichen und hiermit die Entstehung einer wahrhaft Katholischen, unbeschränkt allgemeinen Kirche bedingt. —

F. W. Carové.

LIII.

Ifigenia in Tauride. Dramma di G. Volfango (Volfgang) Goethe, tradotto in versi italiani da Eduige de Battisti di S. Giorgio di Scolari. Verona dalla tipografia di Paolo Libanti. 1832. 8.

Dieselbe geistreiche Frau, welche im Jahr 1829 Schillers Maria Stuart ihren Landsleuten in einer schätzbaren Uebersetzung bekannt machte, welche selbst einen gewandten und berühmten Nebenbuhler nicht scheuen durfte, führt ihnen hier in Italischem Gewande das Meisterwerk unseres grofsen Dichters vor, dessen Hauptgestalten ihnen schon an sich befreundeter, weil mit classischen Erinnerungen verknüpft, waren. In dieser letztern Hinsicht war die, ursprünglich doch aus dem Gefühl einer Lücke, oder doch des Ungenügenden und des Verfalls der Ital. dramatischen Poesie hervorgegangene Aufgabe noch lokkender; ja sie hätte wohl einem oberflächlichern Geiste leichter lösbar geschienen, der die von dem Gegenstande selbst und dem Zeitgrunde, aus welchem er sich erhob, geforderte Darstellung, oder, was dasselbe ist, den eigenen Wuchs und Stil der Erscheinung nicht tiefer aufzufassen vermocht hätte, denn als etwas Formelles, daher Willkürliches, ja mithin zuletzt wohl gar

Gegebenes und als solches auch Nachahmbares. Dazu ist das Natürliche, Anspruchlose, Reinliche eines Stils, wie des der Iphigenie, das harmonische Mafs, die Einfalt und Ruhe des Gegenständlichen etwas, das über die leichte oder schwere Empfängnifs, wie Erzeugung eines solchen Kunstwerkes, mithin über seine Tiefe wohl täuschen kann, so dafs der Leichtsinnigere etwa meint, es verstehe sich darin alles von selbst, es könne gar nicht anders sein, und wenn es nun dies wiederzugeben gelte in einer andern Sprache, so könne dies eben nicht leicht mifslingen. Tritt nun aber der Geist dieser andern Sprache näher heran und wird sich über manche, auch unwesentliche, blofs auf Herkommen und Ueberlieferung gegründete Beschränkungen nicht klar, welche vielleicht gerade doch, um das ursprüngliche Gepräge rein, sauber und bestimmt wiederzugeben, aufzuheben sein dürften, so macht diese Unklarheit das Unternehmen nur um so schwieriger, weil man sich dabei auf eine Art achtbarer künstlerischer Gewissenhaftigkeit berufen zu dürfen meint.

Dafs wir den Verpflanzungsversuchen unserer dichterischen Erzeugnisse durch die sinnige, für uns, wie ihre Sprachgenossen liebebegeisterte Uebersetzerin die Tendenz zutrauen dürfen, in das Ganze ihrer vaterländischen Nationalbildung eintreten zu wollen, dazu berechtiget uns ihr liebendes gründliches Eindringen in Sinn und Geist unseres Dichters, ihre, ob auch nicht durchgängig, dämmernde Ahndung der Absicht und der Farbentöne des Gedichts, ihre Gewandtheit und Freiheit, welche sich, unseres Erachtens, im fünften Acte zumeist und am glücklichsten beurkundet. Einer solchen Frau aber das Höchste anmuthen und vorhalten, kann nur heifsen, sie ehren und ihr Streben anerkennen. Darum wollen wir was S. XV. über ihre Art, den (logischen) Sinn der Worte nicht nur, sondern auch den Geist des Dichters wiederzugeben, gesagt wird, etwas näher betrachten.

Die Uebersetzerin nämlich erkennt es allerdings für einen von Deutschen Kritikern gerügten Flecken an, sich vom (Sprach-) Gebrauch, der jenen für ein Vorurtheil gelte, beherrschen zu lassen und nicht von den ihren Classikern eigenen Worten und Redensarten abzuweichen, als woraus Umschreibungen, veränderte Färbung, welche die Seele des Textes ausmachte, und Entstellung, oder doch Abschwächung der Begriffe und Gedanken entstehe. Dennoch hält sie für nöthig zu bemerken, „dafs, sobald einmal eine Sprache ihr Gesetzbuch in ihrem auf das Beispiel ihrer Classiker gegründeten Wörterbuche abgeschlossen habe, es nicht erlaubt sei, sich von dieser Gesetzesrichtschnur zu entbinden, noch auch ohne unabweisliche Nothwendigkeit neue Weisen und Redarten einzuführen, die mit Recht verworfen und geächtet werden würden". Wir wollen statt aller Fragen, die hiegegen sich wohl häufen liefsen, nur die eine aufstellen: was denn Zweck und Ziel des Uebersetzens sei? Wir achten die Uebersetzerin und ihre Bemühung viel zu hoch, um zu glauben, sie könne das lose und nichtige Spiel treiben wollen, ihren Sprachgenossen zu zeigen, wie Goethe, Schiller, oder andere achtbare Deutsche gesonnen, gedichtet und sich ausgedrückt haben würden, wären sie Italiener gewesen und hätten in Italienischer Sprache geschrieben. Denn da, wie jedes Volkes so auch Deutscher Sinn und Deutsche Sprache einander fordern und in einander und zu einem Ganzen von Wissenschaft und Kunst, von Erkennen und Darstellen zusammenwachsen, wo also von Wahl und Willkür um so weniger die Rede sein kann, je kräftiger das Volk, oder der Einzelne ist, so würde ja ein solches Spiel zwei einander fremdartige Glieder aus zwei ungleichartigen und gesonderten Bereichen zusammenzubringen, in einander einzumünden und einzugelenken umsonst streben, so aber sich, wie die Theilnehmenden, zwischen zwei Welten umherwerfen. Sondern dies kann nur der wahre Zweck sein, unser Sein und Denken für anderes, fremdes empfänglich zu machen und zu ihm zu erweitern, nach dem jedem dieser Gegensätze eingepflanzten Lebensmachtgrunde und Gesetze folgerecht zu schaffen und zu sein, alle aber als selbstständige, eigenthümliche Formen und Erscheinungen desselben Einen Geistes zu geniefsen und zu erkennen, und Andern unverkümmert anschaulich und geniefsbar zu machen. Denn dies ist ja doch eben Mittheilung und Bildung, worin also Anklang und Widerhall des Fremden unerläfslich, wenn auch je nach entfernterer Verwandtschaft der Sprachen schwieriger ist. Hat und hält man aber vollends eine Sprache durch ihr Wörterbuch, wie durch eine Chinesische Mauer, ein für allemal abgeschlossen, so ist damit das Verharren und Verdumpfen in einem besondern, vereinzelten engen Dasein unverbrüchliches Gesetz und unvermeidliche Folge, also bei solcher auch ethisch nicht zu billigenden Verschlossenheit für die vom Weltgeiste dargebotenen Bildungsmittel von Bildung und Leben überhaupt nicht mehr die Rede. Wir stehen demnach nicht an, diesen falschen, auf unklaren Begriffen von Sprache, Classicität, Leben und Bildung beruhenden Schlufs für ein Vorurtheil nicht nur, sondern für das Grundvorurtheil zu erklären, dessen verderbliche Folgen in den verschiedenen Phasen und der Toscanerei der Italienischen Litteratur sich hinlänglich kund geben, so dafs freiere und unbefangenere Geister, wie Monti und Lerticari, sie allerdings nicht verkennen konnten und auf alle Weise vor ihnen warnten. Und gewifs mit vollem Recht! Denn wie wäre ein Dante, Vico, Bruno möglich geworden, hätten sie sich in dem eng und fest ummauerten Hag von Wörtern und Redensarten, mithin auch von bewegungslosen Begriffen und stieren Anschauungen halten müssen, die, keiner innern Triebkraft froh, sich frei, den Schwingungen des Geistes, seiner Wohlbewegung und harmonischen Gestaltung gemäfs, bewegen können, sondern sich höchtens wie Brettsteine von des Spiels unkundigen Kindern rücken lassen müssen? Wie viel aber unsere Deutsche Sprache schon lediglich durch Uebersetzungen aus allerlei fremden Litteraturen an Kraft, Schmeidigkeit und Schönheit gewonnen, dies zu sagen, könnte ruhmredig scheinen, wenn es nicht so augenfällig und unläugbar wäre, dafs es wohl als Gegentheil für obige Behauptung spräche und dafs unser Dichter selbst tadelnd anerkennen mufste, wie sie so reich und ausgebildet sei, dafs sie oft für den Dichter schon selbst dichte und somit das Absterben der Poesie an einer gewissen Ständigkeit und Erstarrung der Sprache zu fürchten sei.

Jenem Grundvorurtheil nun glaubten wir gewissenhaft sowohl überhaupt, als auch in Bezug auf die Uebersetzung der Iphigenia entgegentreten zu müssen; denn aus ihm allein rühren die Flecken und Muttermäler her, welche dieser froh begrüfsten Wiedergeburt aus einem ursprünglich edlen, sinnig forschenden und bildenden Geist und Gemüth die Reinheit, Frische und Sättigung der Carnation, den zarten Farbenduft und Farbenstaub der Einfalt und Schlichtheit, den leichten Flufs und das anmuthige Spiel der Gewandung und Glieder, somit aber auch die Ebenbildlichkeit doch zuweilen verkümmern. Müssen wir diese Flecken Umschreibung und dadurch herbeigeführte dem ruhig ernst gehaltenen Stil dieser Tragödie nicht zusagende Unterbrechung des Dialogs durch das Metrum, Umstellung der Begriffe und Rede, Veränderung der Anschauungen, der Localtinten und Abschattungen oder Lichtverstufungen, endlich Scheu vor Bewegung nach dem rhythmischen und metrischen Vorbilde der Urschrift nennen, so bedauern wir dies um so mehr, da wir unsererseits überzeugt sind, einer solchen gewandten und geistreichen Uebersetzerin zumal wären sie leicht vermeidlich gewesen und ohne ihrer Sprache eben mehr Gewalt anzuthun, als das unweigerliche Anwehenlassen des Fremden, als eines bestimmt und eigenthümlich Gestalteten, Geistigen, Innern, erforderte. Dieses eigenthümliche Fremde nun würde namentlich in der Urschrift das durch keinen merkbaren Eingriff des Dichters gestörte, sondern wie aus eigener Triebkraft in organischer Entwickelung sich selbst überlassene Hervorgehen und Abspiegeln der Gegenstände sein, welches denn freilich einen scharfen Abstich bilden würde zu dem, laut jenes Grundvorurtheils unerläfslichen Zuschneiden und Abaichen des Urschriftlichen nach einem aufgedrungenen fremden Mafsstabe des *Non si può*. Wir wollen aber mit den Belägen zu dem Gesagten zugleich auch die behauptete Vermeidlichkeit darzuthun streben, indem wir der Uebersetzung der gerügten Stellen eine andre zur Seite zu stellen versuchen und Kundigen die Vergleichung beider mit der Urschrift überlassen.

Wir beginnen diesfalls mit der zuletzt gerügten Scheu vor Bewegung nach dem rhythmischen und metrischen Vorbilde der Urschrift, wie sie am Ende des ersten und am Anfange des vierten Actes sich vorfindet. Und so fragen wir denn, was wohl für Ton und Farbe der Urschrift gewonnen sei, wenn die Uebersetzung der ersten lyrischen Stelle in *versi sciolti* unbekümmert fortgeht (die ja ohnehin, wie schon Schlegel in den Dram. Vorles. Th. II. S. 65. richtig aus mancherlei Gründen bemerkte, nicht unsern reimlosen Jamben so durchaus und unbedingt gleich zu setzen sein dürften) statt dem Urbilde treu, gemäfs der durch Erinnerung an ihres Geschlechtes Fluch, durch Thoas bald mildere, bald bittere Vorwürfe aufgeregten und noch in Aeolischen Rhythmen aushaltenden oder abklingenden Stimmung sich etwa folgendermafsen zu bewegen?

Nubi hai pronte, o diva propizia,
A velar innocenti fuggiaschi
E involandoli al ferreo destino
A portarli sull'ali del vento
Oltre il mar tra per tratti lontani
E a qual buono ti sembia rifugio.
Saggia tu sei, tu vedi il futuro,
Mai svanito non ti è il passato,
E il tuo sguardo su i tuoi si riposa,
Qual tua luce, la vita di notti,
Sovra la terra riposa e impera etc.

Oder, was wäre verloren, wenn am Schlusse des vierten Actes statt der doch freien, halb gereimten, halb reimlosen, mithin zwischen Antikem und Modernem schwebenden Canzone in Guidi's Form der Parzengesang auch in dem, einem Ammenmährchen ohnehin angemessenern Verse des Urbildes so klänge?

Paventi li dei
La stirpe mortal!
Chè tengon lo scettro
In mani immortali
E ponno menarlo
A loro piacer.
Vieppiù li paventi
Colui che sollevan!
Su balze, su nubi
Son seggi disposti
Ad auree mense.
Se insorge contesa,
Precipitan gli osti
Ontati e sprezzati
In abissi notturni
E aspettano indarno,
Avvinti nel bujo,
Diritta sentenza etc.

Wie bescheiden wir gebührlichermafsen diese Versuche preisgeben, so werden sie mindestens dies erweisen, dafs auch die Italienische Verskunst, wenn sie nicht blofs Sylben zählt, sondern (da das Princip der Quantität auch in accentuirenden Sprachen nicht etwa ganz wegfällt) so weit es die Natur einer accentuirenden Sprache gestattet, auch mifst, sich wohl näher der Deutschen fügen kann, als man gemeinhin glauben mag.

Weitere Proben der angedeuteten Ausstellungen, sowie des vielfältigen Gelungenen und der mit Dichtergefühl, wie Besonnenheit unternommenen Darstellung zu geben, verhindert uns der Raum; und auch jene Ausstellungen würden wir nicht gemacht haben, da wir von diesem edlen Streben noch so viel erwarten, dafs wir es durch eine zerstörende Kritik zu hemmen oder abzuschrecken nicht über uns erhalten könnten. Vielmehr galt es uns, mit Hinweisung auf das, was so schöne Kraft lähmen müfste, nur sie anzufeuern, diesen Bann muthig und rüstig zu lösen, damit der eigene Genufs der Uebersetzerin auch ihren Sprachgenossen unverkümmert gewährt und dadurch ihnen eine neue Sphäre dichterischer Weltanschau erschlossen werde. So wird sie selbst schaffend und wirkend in den Bildungsproceís derselben eingreifen und sich den edlen Geistern anreihen, welche von je, und jetzt nur mit gestähltem, neuem Muthe, ihn anregten und förderten. Hat sie sich nur erst mit Manzoni (Brief an Goethe) überzeugt, dafs, ein Geisteswerk am sichersten durchzuführen, das beste Mittel sei festzuhalten an der lebendigen und ruhigen Betrachtung des Gegenstandes, den man behandelt, ohne sich um die conventionellen Regeln zu bekümmern und um die meist augenblicklichen Anforderungen des gröfsten Theils der Leser, so wird sie dasselbe auch in Bezug auf den Abglanz des Geistes, die Sprache, räthlich finden. Ja, wir sehen in diesen Verpflanzungsversuchen unserer Geisteswerke durch unsere Freundin eine Reproductionskraft und Selbsthülfe der Italienischen Natur, durch Einathmung frischer, freier Lebenskraft eines andern Volks, durch Aneignung seiner Lebenselemente sich selbst wieder anzufrischen, und Unmittelbarkeit, Ureigenthümlichkeit und Frische der Anschauung zu fördern und herzustellen, welche, unter anderweit ungünstigen Umständen zumal, in Töchtersprachen so leicht gefährdet wird. Dafs aber die Italienische Sprache, auf eine andere gepfropft, zuweilen mehr in Laub treibend, als in Früchte, gerade jenes jugendlichen Geisteshauchs bedarf, welcher vor Verwechslung der ursprünglichen mit der künstlichen oder Treibhauspoesie, der Blumenbeete jener mit dem Kräuterbuche dieser bewahrt, dies werden auch ihre Gönner nicht läugnen, wenn sie ihre Geschichte kennen. Und somit wünschen wir dem löblichen Zwecke der Uebersetzerin ein fröhliches Gedeihen, und gleich zweckmäfsige Wahl der Vorbilder und Urschriften. Möchte nur unser hier eingeführte Dichter diese Uebersetzung erlebt haben, welcher Er, wie wir aus guter Quelle versichern können, mit Freuden entgegensah!

Adolf Wagner.

№ 81.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

LIV.

Friedrich der Grofse. Eine Lebensgeschichte von J. D. E. Preufs. Erster Band. Mit einem Urkundenbuche. Berlin, 1832. *In der Nauck'schen Buchhandlung. VIII. u.* 488. *u.* 320 *Seiten in gr.* 8°.

Dankbar und erfreulich, wie nur selten in solchem Grade, erscheint das Geschäft des kritischen Berichtens bei diesem Werke, dessen Hervortreten wir dem Publikum nicht nur mit eifriger Empfehlung, sondern auch mit der vergefühlten Gewifsheit eines günstigen Erfolges, einer lebhaften Theilnahme, ja sogar einer vielfachen Mitthätigkeit, ankündigen. Denn ohne Frage haben hier der Stoff und die Behandlung den eigenthümlichen Vorzug, dafs sie dem Leser nicht fremdartig gegenüber bleiben, sondern ihn unwiderstehlich auf ihre Seite ziehen, und ihm einen Antheil bei dem Werk eröffnen, der, einmal erweckt, so schnell nicht wieder verlöschen wird. In der That ist dieses Unternehmen nicht nur eine Darbietung, sondern auch eine Aufforderung, weltgeschichtlich und volksthümlich zugleich, den grofsen Mann, Fürsten und Helden, der in der Bildungsgeschichte der Menschheit wie in der Staatsgeschichte Preufsens eine Lichtgestalt dasteht, neuerdings würdig und vollständig zu betrachten, sein Bild nach allen Seiten aufzuhellen, und die Förderungen und Segnungen eines vorübergegangenen, aber in tiefen Eindrücken und reichen Ergebnissen fortbestehenden, ewig bewundernswerthen Daseins und Waltens anzuschauen und fernerhin auszubreiten.

Friedrich der Grofse gehört in Wahrheit eben so der Welt, wie seinen Preufsen an, und grade dadurch, dafs er ausschliefslich diesen seine ganze Kraft, Fürsorge, Geistesrichtung und Tapferkeit widmete, dafs er im höchsten Sinne als der Führer seines Volkes erschien, grade dadurch wurde er zum Vorbild eines Königs und Führers überhaupt, dem alle Völker huldigten, nicht nur in Bewunderung und Ehrfurcht, wie jedem siegreichen und machtvollen Helden, sondern auch in Zuneigung und Freude, als einem Fürsten, dessen Gleichen jedes Volk sich wünschen mag, und dem auch als einem fremden sich aus allen Ländern Liebe und Begeisterung zuwendet. In England schlug jedes grofsmüthige Herz für ihn, in Frankreich huldigte ihm jeder gebildete Geist, in Italien war im untern Volke kein Name gröfser und theurer, in Rufsland war leidenschaftliche Verehrung für ihn einen Augenblick auf dem Thron, wo nacheifernde Achtung dann dauernd sich befestigte. Mögen Gewaltige der Vorzeit gröfseren Länderumfang erobert und beherrscht, mehr Wunder noch und Glanz verbreitet haben, einen Fürsten und Helden hat es nie gegeben, welchem die allgemeine Völkerstimme so zugejauchzt, an welchem die mitlebende Welt so aus reinstem Antrieb und so mit innigster Freude gehangen hätte. Alle Feindschaft und aller Tadel, welche gleichzeitig und späterhin, aus den mannigfachsten Standpunkten und Denkungsarten, gegen den grofsen König reichlich aufwachten, und seine Person oder seine Thaten verkleinern wollten, alle Macht der auf ihn gefolgten weltverändernden Begebenheiten, und selbst das grofse neben ihn sich drängende Bild Napoleons, das ihn sogar einen Augenblick zu verdrängen scheinen konnte, haben an jenem einzigen, grofsartigen Dastehen Friedrichs im Wesentlichen nichts verändert.

Ein dergestalt fortlebender Namen, ein solches ungehemmtes Weiterwirken des Geistes und der That, können zwar an sich für das schönste Denkmal gelten, und man hat mit scheinbarem Grunde gesagt, dafs, wo ein ganzer Staat durch blühendes Gedeihen ein lebendiges, auch für die Zukunft weithin verheifsendes Zeugnifs giebt, wo jedes nachfolgende Grofse seine erste Vergleichung sucht und schwer aushält, wo die Anerkennung überall vergegenwärtigt ist, dafs da ein beson-

deres Denkmal weniger nöthig sei. Allein was in solcher Art für die Wissenden besteht, hat darum noch nicht gleiches Dasein für die Mehrzahl derjenigen, in welchen die Einsicht und Anerkennung erst geweckt und befestigt werden müssen, und welchen, jemehr die Unmittelbarkeit der Lebensberührung des Vergangenen mit dem Verlaufe der Zeiten abnimt, desto mehr auch die Kunsthülfen der Ueberlieferung zum Bedürfnisse werden, von dem zuletzt niemand frei bleibt. Defshalb ist es mit Recht als Aufgabe und Pflicht unsrer Zeit erkannt worden, dafs dem groſsen Könige, aufser seinen eignen Werken und Wirkungen, nun auch durch das Werk Anderer ein besonderes, seinen vielgestaltigen Ruhm in ein Gesammtgedächtnifs vereinigendes Denkmal aufgerichtet werde, und jeder Preufse, ja jeder Deutsche, hat mit Erhebung vernehmen müssen, dafs ein solches beschlossen und der Ausführung nahe ist. Gleicherweise ist es die Aufgabe der Geschichtschreibung, den Lebensstoff der Zeiten, welcher sich selbst überlassen so schnell in Vergessenheit fällt oder zur Sage wird, in geistige Gestalt auszubilden, und in dieser festzustellen und zu bewahren. Die Errichtung von Ehrensäulen und Marmorbildern ist von Umständen und Bedingnissen abhängig, deren der Eifer der Gesinnung und der Beruf des Talentes in den meisten Fällen unmächtig bleiben. Anders scheint sich dies mit der Geschichtschreibung zu verhalten, wo der Willen und die Fähigkeit des Einzelnen, wie man gemeinhin glaubt, vollkommen hinreichen, um die Ausführung zu sichern. Genau betrachtet dürfte wohl auch dieses Verhältnifs mit gröfsern Schwierigkeiten verknüpft sein, als dem Einzelnen jedesmal zu lösen vergönnt ist. Für unsern Fall wenigstens haben wir zu bemerken, dafs, ungeachtet der zahlreichsten, nach vielartigstem Zuschnitt und Mafs, von Einheimischen und Ausländern, in allen Sprachen und Redeweisen versuchten Geschichtbüchern und Denkschriften, wir doch kein einziges Werk besitzen, das für sich allein als ein Inbegriff des Gegenstandes gelten könnte, oder durch seinen Werth der dauerfesten Verehrung entspräche, welche der Namen des Königs in dem allgemeinen Sinn und Urtheil selbstkräftig sich erhalten hat.

Die litterarische Bearbeitung der Geschichte Friedrichs erscheint bei allem Reichthume an einzelnen Hülfsmitteln, die fast unübersehbar sich angehäuft haben, doch um so mangelhafter, als auch dies Einzelne gar oft nur in Falschem oder Verfälschtem besteht, das sich verwirrend aufdrängt, und an dessen Stelle das Wahre und Richtige nicht immer beizubringen ist. In Verhältnifs zu dem innern Reichthume des Stoffes, der unaufhörlichen, mannigfachen Selbstthätigkeit, welche Friedrich ein langes Leben hindurch in den vielseitigsten Beziehungen ausübte, sind der wahrhaft ergiebigen und zuverlässigen Quellen, aus welchen der Geschichtschreiber schöpfen konnte, bisher nur äufserst wenige gewesen. Eine Menge von wichtigen Materialien, deren Dasein bekannt ist, sind dem Gebrauch verschlossen, eben so viele und wichtige mögen noch ungekannt im Dunkel liegen. Selbst die Kriegsereignisse, so vielfach und sorgfältig von geschickten Händen bearbeitet, warten noch auf manchen Aufschlufs, für welchen es nicht an bestimmten Andeutungen fehlt. Sogar die eignen Werke des Königs, der auch als Schriftsteller die höchsten Geistesgaben in erstaunenswürdiger Fruchtbarkeit zeigte, erregen in jenem Bezuge nur unmuthiges Bedauern und schmerzliche Wünsche, denn nur ein Theil davon ist der Oeffentlichkeit übergeben, und auch dieser noch aus Willkür und Zufall verstümmelt, und mit solcher Unordnung und Nachlässigkeit zum Druck befördert, dafs auch der dunkelste und geringste Autor nach seinem Tode kein schlimmeres Loos erfahren könnte. Bevor diese Unbill durch eine vollständige, gereinigte, würdige Ausgabe der Schriften des Königs gesühnt worden, mufs auch dieser edelsten Quelle leider stets ein Zweifel der Unlauterkeit sich beimischen.

Bei einer noch so wenig günstigen Vorbereitung der Hülfsmittel ist gleichwohl der Zeitpunkt eingetreten, wo nicht länger gesäumt werden durfte, die Geschichte Friedrichs in ein vollständiges Werk zusammenzufassen, wenn nicht auf der andern Seite zu viele der Vortheile verloren gehen sollten, welche darauf beruhen, dafs der Geschichtschreiber, wennschon kein gleichzeitiger mehr, doch noch ein nahzeitiger sei. Wenn zu hoffen ist, dafs die urkundlichen Zeugnisse dem Geschichtschreiber sich in der Folge mehren, nach Mafsgabe, dafs der Bann, unter welchem sie liegen, nachläfst, so besteht dagegen auch die Besorgnifs, dafs die unschriftliche Ueberlieferung, in welcher so viele bezeichnungsvolle Einzelheiten noch fortleben und so manche Vermittlungen zur Vergangenheit noch erhalten sind, täglich abnehme und sich verliere. Unter solchen Umständen ist ein neues Geschichtswerk auch als ein Aufruf zu be-

trachten, der zugleich das Beispiel enthält, was geleistet werden kann, und wie viel mehr noch zu leisten sein wird, wenn allgemein erregte Theilnahme den Vorangehenden thätig unterstützt, wenn aus privater und öffentlicher Verwahrung — wo sorglose Unbeachtung und ängstlicher Verschluſs nur in verschiedener Form auf die gleiche Vernachlässigung und Unbekanntschaft hinauslaufen — die entbehrten Hülfsmittel endlich ans Licht treten, und der ganze Vorrath des Benutzbaren sich überschauen läſst. Aller Geschichte werden immer genug dunkle Stellen bleiben, sei es, daſs die Dunkelheit ursprünglich zur Sache gehört, oder daſs durchaus die Nachrichten fehlen, und in beiden Fällen wird der Historiker sich zufrieden geben müssen; nichts aber ist peinlicher, als wenn ihm Gegenstände, für welche volles Licht möglich wäre, nur in Dämmerung oder Nacht vorgehalten bleiben.

Unser Verfasser hat durch alle Schwierigkeiten, welche in dem Gegenstande und in den Verhältnissen liegen, mit kräftigem Muthe sich hindurchgearbeitet, und sein Werk ist ein groſsartiges Beispiel, wie vieles in solchen Dingen der wahre Beruf, der entschlossene Eifer und der treue Fleiſs vermögen. Es versteht sich von selbst, daſs die ungeheuere Masse der allgemein zugänglichen Hülfsmittel von ihm sorgfältig durchforscht worden, und es läſst sich leicht erachten, daſs der beharrlichen Aufmerksamkeit, dem umfassenden Vergleichen und sorgsamen Eindringen schon aus diesen Quellen reicher Gewinn geworden, der früher nicht an den Tag gelangt war. Aber jene Eigenschaften, welche der Verfasser zu seinem Unternehmen mitgebracht, wurden zugleich die Wünschelruthe zur Auffindung und der Schlüssel zur Hebung noch ganz neuer Schätze, die sich lange Zeit im Stillen bewahrt hatten. Nicht nur wurde manches wichtige Aktenstück aus dem Königlichen Archiv ihm zur Benutzung vergönnt, sondern auch bedeutende und bisher so gut wie unbekannt gebliebene Privatsammlungen haben sich ihm freigebig eröffnet, und darunter der nicht genug zu preisende Schatz einer ungeheuern Menge von bisher noch unbenutzten Kabinetsbefehlen des Königs. Diese seltne Begünstigung des Glücks, welche die kühnsten Erwartungen übertreffen muſste, darf hier nur als die richtige Folge, als der verdiente Ertrag eines fortgesetzten, redlichen, zeitgemäſsen, würdigen Bemühens gelten. Dennoch fehlt noch unendlich Vieles, was für die Geschichte des groſsen Königs zu wünschen wäre, was auch als vorhanden gewuſst oder vermuthet wird, aber für den Augenblick nicht erreichbar ist. Aller Reichthum der Materialien ist nur Stückwerk, dessen Lücken auszufüllen der Geist und die Kunst des Geschichtschreibers nicht einmal versuchen dürfen, da die ächten Ersatzstücke doch hoffentlich einst ihre Stelle ansprechen werden.

Hieraus bedingt sich für den Verfasser einer Geschichte Friedrichs noch eine besondre Eigenschaft, die ihm unentbehrlich, und doch ihrem Wesen nach eine der seltensten ist. Er bedarf nämlich einer unaufhörlichen starkmüthigen Resignation, die immer zu entbehren weiſs, ohne je zu verzichten, und die von vornherein sich darein ergiebt, die Mängel der Materialien auch in die Form der Komposition willig mit hinüber zu nehmen. Unser Verfasser übt diese Selbstverläugnung mit einer anspruchslosen Heiterkeit, die wir ihm um so höher anrechnen müssen, als zahlreiche Stellen und Abschnitte genugsam beweisen, daſs er der geschichtlichen Darstellung nach allen Forderungen gewachsen ist, und seinen Vortrag mit allem Erfolg auf der Bahn einer gleichmäſsigen Kunstbildung hätte fortführen können. Allein er hat diese Gestaltung verschmäht, um ungleich Besseres zu leisten.

Jede Geschichte giebt schon durch ihren Inhalt eine wesentliche Bedingung für die ihr angemessene Abfassung. Die Historiker sind deſshalb genöthigt, nach Maſsgabe des Stoffes, der ihnen zu Theil wird, immer neue Formen zu finden, und daſs nicht Alle den hiezu erforderlichen Kunstsinn haben, Manche sogar ohne Ahndung dieses Erfordernisses bleiben, ist leider offenbar genug. Aber mancher Stoff ist ungemein widerstrebend, und nicht für jede Aufgabe, welche ein bestimmter Standpunkt oder eine zufällige Absicht vorzeichnen, will sich die Form darbieten. Fand doch sogar Goethe, daſs er das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar zu schreiben aufgeben müsse, weil die Ereignisse dieses Helden in ihrer Absonderung kein Bild machen. Nun scheint es zwar, als müsse dagegen ein Held, der selber ein Mittelpunkt der Ereignisse ist, um welchen eine ganze Welt von Gestalten sich bewegt, und der seinen Einfluſs selbstthätig nach allen Seiten ausströmt, ein vorzüglich günstiger Gegenstand der Darstellung sein. Aber mitnichten. Grade hier zeigt sich der Stoff nicht selten am sprödesten, entzieht sich am längsten der gerundeten Abfassung, und es ist

schon mehrfach bemerkt worden, dafs die Hauptheiden der Geschichte, welchen sich vorzugsweise die grofsen Begebenheiten und Entwicklungen verknüpfen, am schwersten in den Rahmen der Biographie eingehen. Bei Friedrich dem Grofsen häufen sich diese Schwierigkeiten insgesammt. Die grofsen Ereignisse verflechten sich hier mit einer Fülle der mannigfachsten Einzelheiten, in welchen nicht minder als in jenen der Lebensreiz und die Lebenskraft des Ganzen vertheilt ist, und denen so wenig Abbruch geschehen darf, dafs man im Gegentheil sie nur immer noch zu vermehren wünschen mufs. Die Form eines biographischen Kunstwerks wird hier auf allen Seiten überwachsen oder zersprengt, in gleichmäfsigem Redeflusse kann diese Mannigfaltigkeit sich nicht ausströmen. Eine fast unübersteigliche Schwierigkeit zeigt sich in der Sprache selbst. Rohheit und Verflachung herrschten in der Deutschen Sprechweise, als Friedrichs eigne Bildung sich bestimmte. Für sein höheres geistiges Bedürfnifs bot ihm die verfeinerte Französische Sprache die reizendste Aushülfe; zum Behuf seines Regirens aber mufste er den Ausdruck seines Willens und seiner Gedanken nothdürftig in ein hartes, durch fremde Einmischungen häfslich entstelltes, unbildsames Idiom kleiden, von welchem die Deutsche Nation zu derselben Zeit sich loszumachen suchte, und im Verfolg eines glücklichen Aufschwunges wirklich mit Riesenschritten sich entfernte. Nun findet sich die ganze Eigenthümlichkeit, die reiche Anmuth und nachdrückliche Stärke des Geistes, welche Friedrich als Mensch und als König offenbart, theils in eine fremde Sprache, theils in eine von uns aufgegebene verwoben, und es ergiebt sich das in dieser Art wohl einzige Verhältnifs, dafs schon in dem nächsten Geschlechtalter der nationale Geschichtschreiber diesem allen noch seine eigne Sprache als dritte hinzufügen mufs. Denn das Auskunftsmittel, des Königs Französisch und Deutsch regelmäfsig in heutige Sprachweise zu übertragen, wird hoffentlich niemals in Vorschlag gebracht werden!

Wer es nun hier auf einen historischen Kunstbau im nachahmenden Sinne so mancher Neuern anlegen wollte, der würde überall sein Bemühen zusammenbrechen sehen, oder ein widerwärtiges Zerrbild liefern, von dem jederman den Blick abwenden müfste. Ein klarer Sinn, der sich ohne falsche Ansprüche ganz an seinen Gegenstand hielt, nur diesen geben und so geben wollte, wie er eben war, hat in all dieser Bedrängnifs leicht den einzig richtigen Weg gefunden, und die Lebensgeschichte Friedrichs in der Gestalt geliefert, welche die Eigenheit des Stoffes und der Zustand der Materialien erlaubte, und das Ganze dabei doch so nah als möglich dem Ziele gehalten, welches den Forderungen unsrer heutigen Stufe der Geschichtskunst entspricht. Der schönste Erfolg ist diesem Verfahren zum Lohn geworden. Wir dürfen sagen, ein so natürliches, sinniges, die mannigfachsten Gegensätze so glücklich verbindendes, zum Lesen wie zum Nachschlagen geeignetes, zwischen alterthümlicher Naivetät, reicher Sachkunde, schärfem Geistesblick und sinnvoller Ausschmückung ruhig dahinwallendes, freundliches und gediegenes Buch ist uns lange nicht vorgekommen. Der wackre Verfasser scheut sich keinen Augenblick, um des Vortheils der Sache willen den Vortheil des Schriftstellers aufzugeben. Wo er selber in gewählten Worten anziehend zu sprechen fortfahren könnte, unterbricht er seine Rede, und überläfst urkundlicher Auskunft den Raum, oder häuft zahlreiche, genaue Notizen, über deren trocknes Aussehen ihn der wahre Werth, den sie in sich tragen, leicht tröstet. Der Fleifs in Aufsuchung solcher Notizen, die kritische Prüfung derselben, ihre Anreihung an das schon Vorhandene, sind kein geringes Verdienst bei der Ausdehnung des Gebiets, aus dem zu diesem Zweck das Nutzbare eingesammelt werden mufste. Was der Text nicht unmittelbar aufnehmen konnte, ist in Anmerkungen und Nachträgen fleifsig beigebracht, die Litteratur des Gegenstandes sorgsam angezeigt. Des Neuen ist überaus viel, mehr noch des Neugestellten, in neuen Zusammenhang und in neuen Ueberblick Gebrachten. Manches freilich mufs als Einstweiliges gelten, bis noch Bewährteres oder Vollständigeres erlangt sein wird, Andres war wenigstens im jetzigen Augenblicke noch nicht abzuweisen, wenn auch die spätere Nachwelt manche Einzelheiten nicht so nöthig und wichtig erachten mag, wie sie es für uns Preufsen und Zeitnahe noch weithinaus sein werden.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 82.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Friedrich der Grofse. Eine Lebensgeschichte von J. D. E. Preufs. Erster Band.

(Schluſs.)

Jene genauen, durch strenge Zeugnisse erwiesenen, nach Datum und Namen festgestellten Angaben, die mit gleicher Sorgfalt für Hauptsachen wie für Nebenumstände ermittelt sind, mögen einst minder erheblich scheinen, wenn die erprobte Wahrheit längst als unbezweifelte anerkannt und verjährt ist, jetzt aber, da noch alles in Verwirrung und Dunkel schwebt, Streit und Einspruch möglich sind, darf jedes Theilchen von Wahrheit, das sich erhärtet hat, für einen Pfeiler gelten, der das Ganze tragen hilft. Wird aber die Zukunft manches aus dem Buche leicht ausscheiden, so wird sie dagegen auch, wie der wohlmeinende Referent in der Staatszeitung bemerkt, noch des Unbekannten vieles und sehr wichtiges bringen, das dann eben so leicht sich einschalten läſst. Für die Geschichte Friedrichs wird solchergestalt dieses Werk immer mehr der Vereinigungsort aller Quellen werden, und von vielen der Ertrag hauptsächlich in ihm fortdauern.

Dieser erste Band, in drei Bücher abgetheilt, schildert zuerst die Jugendjahre Friedrichs bis zu seiner Thronbesteigung, sodann sein erstes Auftreten und Handeln als König, ferner die beiden Schlesischen Kriege, und darauf die Zeit bis zum siebenjährigen Kriege, in welcher der König hauptsächlich als Landesvater und als Mensch betrachtet wird. Der Verfasser hat aus der grofsen Staats- und Kriegsgeschichte Friedrichs, deren Umriſs er in weiten, scharfen Zügen giebt, vorzugsweise die eigentlich biographischen Bestandtheile glücklich herausgesondert, und mit allem Fug und Recht zur Hauptsache erhoben. Das Militairische und Diplomatische fehlt keineswegs, aber es ist immer in unmittelbarem Bezug auf die Person gehalten. Letztere ist in solchem Zusammenhange und in solcher Vollständigkeit, wie hier, noch niemals aufgefaſst worden. Jedes Verhältniſs, jede Begebenheit, die Erziehung, der Umgang, die Neigungen und Gewohnheiten, alles ist mit Sorgfalt erforscht und mit Genauigkeit angegeben. Die beabsichtigte Flucht Friedrichs und die Folgen, die sich daraus für ihn entwickelten, erscheinen hier ganz neu beleuchtet, und auch die Stellung und das Benehmen Friedrich Wilhelms I. empfangen eine gerechte Würdigung. Die Gesellschaft des Kronprinzen und späterhin des Königs, seine Freundschafts- und Geistes-Beziehungen, so wie seine Regierungsthätigkeit, und sein nach diesen Richtungen sich abtheilendes tägliches Leben, werden zur lebendigen Anschauung gebracht. Vor allem aber ist es der Landesvater, der auf sein Volk und Land überall persönlich einwirkende Fürst, der Gesetzgeber, Ordner und Verwalter aller innern Verhältnisse seines Staates, der hier hervortritt, wie denn in der That diese Beziehung unter den mannigfachen Ausdrücken seiner Persönlichkeit wohl der reichste und höchste bleibt, gegen welchen sogar der des kriegerischen Helden zurückstehen mufs. Den hohen und strengen Begriff, welchen Friedrich von seiner Pflicht hatte, und die Treue und den Fleifs, die er von Jugend an bis ins späte Alter, und bis zum letzten Lebenshauche, dem erkannten Beruf widmete, sehen wir in vervielfachten, sprechenden Zeugnissen der bewunderungswürdigsten Wirksamkeit vor unsern Augen entfaltet. Wir schalten hier ein, was der Verfasser über einen Theil dieser Zeugnisse, über die noch nie in solcher Fülle und Folge zum Behuf der Geschichtschreibung betrachteten und benutzten urkundlichen Kabinetsschreiben so schön als wahr zu deren Karakterisirung ausspricht. „Die erhabenste Idee — sagt er — von Friedrichs unvergleichlicher landesväterlicher Gesinnung und Thätigkeit gewinnt man aus Sammlungen von fortlaufenden, Tag für Tag erlassenen Kabinetsschreiben. Wir sind, durch die dankenswerthesten Mittheilungen, zu dem un-

schätzbaren Glücke gelangt, aus mehr denn zwölftausend Erlassen die Zeit bis zum siebenjährigen Kriege ganz authentisch vor unsern Augen sich erneuern zu sehen. *Alle* diese Königlichen Befehle athmen denselben Geist rastloser Sorge und unabläſsigen Strebens für das Wohl des Landes und jedes Einzelnen; alle, die Französischen und die Deutschen, haben in ihrer klaren, bündigen Abfassung, ein wahrhaft klassisches Gepräge; in allen findet sich die anziehendste Einheit des groſsen Kopfes und Herzens; in allen endlich, was hier besonders gegen die karikirten Anekdotenbilder des Königs geltend gemacht werden soll, der würdevolleste Ernst in jeglicher Angelegenheit. Uns ist aus den Tausenden von Kabinetsschreiben eines halben Menschenalters kaum ein oder der andere humoristische oder witzige Zug aufgestoſsen; immer nur das gleich scharfe und gleich wohlwollende, wir möchten sagen Salomonische Eingehen in die heilige Sache, wie sie „dem ersten Diener des Staats", dem Vater des Vaterlandes, dem groſsen und erhabenen Könige, dem wahrhaft Einzigen, im Kabinette vorlag, der nur Eine Leidenschaft hatte: *Preuſsens Ehre und Glück.* (*Si l'on veut que le gouvernement monarchique l'emporte sur le républicain, l'arrêt du souverain est prononcé: il doit être actif et intègre. Essai sur les formes du gouvernement.*) Wenn aber doch, in gewissen sogenannten Lebensgeschichten und Karakterschilderungen, von Verfassern ohne äuſseren und ohne inneren historischen Beruf, auffallende Kabinetsordres schroff aneinandergereiht sind, ohne Erklärung des Anlasses und der Verhältnisse; so getrauen wir uns, fast jedes einzelne dieser Zerrbilder durch die reine Erläuterung der geschichtlichen Thatsache zu einem wohlthuenden Gemählde umzuwandeln, und wir werden das in dem überreichen Abschnitte nach dem siebenjährigen Kriege mehrfach zu unternehmen Anlaſs finden".

Der Verfasser gehört nicht zu den Historikern, welche sich etwas darauf einbilden, dem Gegenstande, den sie bearbeiten, nur mit vornehmer Kälte nachzugehen. Er hat aus tiefer Zuneigung seinen Helden gewählt, und nicht durch so viele Jahre sich mit ihm beschäftigen können, ohne für ihn gesteigerte Bewunderung und Liebe zu empfinden. Er verläugnet seine Herzenswärme nicht, sie beseelt alle Seiten seines Buches, und geht auch in das Gemüth des Lesers erquickend über. Sie gründet sich aber, fern von blinder Vorliebe, auf Einsicht, und will auch nur diese mittheilen, keinem selbstständigen Urtheil trotzig vorgreifend. Der Verfasser will Flecken und Fehler, wo deren sich finden, nicht verhüllen oder beschönigen, allein gar vielen Tadel, den besonders ein späteres, sich weiser dünkendes Geschlecht, heftig und scharf hat laut werden lassen, darf er zurückweisen, indem er theils den Ungrund der Sache darthut, theils den Unterschied der Zeiten herbeiruft, um das richtige Maſs der Beurtheilung aufzustellen. Die harte und unverständige Einseitigkeit mancher Neuern, welche den König wegen seiner freien religiösen Denkart als einen Gottlosen angeklagt, ist in einer besondern Abhandlung gründlich abgefertigt worden. Nach einer entgegengesetzten Seite hin hatte der Verfasser einen andern Vorwurf zu beleuchten, der den König eines Mangels an Aufklärung und Freisinn deſshalb beschuldigt, weil er dem Adel so groſse Vorzüge gegönnt und erhalten habe. Hierüber läſst Herr Preuſs, der den Entwicklungsgang der Zeiten in jeder Epoche, also auch in dem heutigen Stande der Verhältnisse und Ansichten, zu würdigen weiſs, aber deſshalb auch die frühern Stufen in dem ihnen eignen Lichte zu erkennen strebt, sich an schicklicher Stelle also vernehmen: „Wir wollen denn nun auch gedenken, wie der König die einzelnen Stände seiner Unterthanen so recht eigentlich auseinander gehalten, für jeden einzelnen unermüdlich gesorgt, aber, aus der von der Natur ihm angewiesenem Sphäre ungern ihn herausgelassen; während von der andern Seite die geistige Anregung, welche wir ihn unten ganz berufsweise bis in die geringste Hütte werden verbreiten sehen, eher eine allgemeine brüderliche Annäherung herbeiführen muſste. Was zunächst den Adel betrifft, so wolle man sich des Zeitgeistes von 1740 erinnern, welchen am wenigsten die Geschichte übersehen soll. Damals, und noch lange nachher, trugen alle adliche Männer Degen und dreieckte Hüte mit Straufsenfedern, wie die Generale, und die Offiziere vom ersten Bataillon Leibgarde; so auch die jungen Adlichen auf den Gymnasien und Universitäten. Im Jahre 1743 wurde das Publikum von Berlin zu den Redouten zugelassen. Der Adel aber hatte das ausschlieſsende Recht, sich der rosa Domino's zu bedienen; die Bürgerlichen konnten sich nach Belieben maskiren, nur nicht in gedachter Farbe, muſsten sich auch im Tanzsaale des Opernhauses innerhalb gezogener Schranken halten. Noch dreiſsig Jahre später muſste Schiller auf der Karlsschule in

Würtemberg sein Haar, wie alle bürgerliche Eleven, ungepudert tragen, und nur die röthliche Farbe zu verbergen erlaubte der Herzog ihm, da sein Vater ein adliches Amt bekleidete, gepudert zu erscheinen. Daran mögen in ihrer Zeit Wenige Anstofs genommen haben. Wenn nun auch Friedrich als Mensch, als Dichter, als Geschichtschreiber, sich über alle Standesverhältnisse hinwegsetzte, so glaubte er doch als König an der alten Verfassung nichts ändern zu dürfen. Dem Adel blieben also seine, zum Theil kostspieligen Privilege: denn in den Gesandtschaftsposten, in den Hofämtern, im höheren Staatsdienste, mögen wohl erstaunlich Wenige nur etwas erworben haben bei Friedrichs sparsamen Etats; das Vorrecht Rittergüter zu besitzen konnte, bei gänzlicher Umgestaltung der Verhältnisse, dem Adel keinen Segen bringen, und bei der geringen Besoldung in den untern Offiziergraden haben sich vor dem siebenjährigen Kriege nicht gar viele Bürgerliche zum Kriegsdienste gedrängt". Die vielgetadelten und durch die nächste Folgezeit immer mehr aufgegebenen Ansichten und Mafsregeln des Königs in Betreff des Handelsverkehrs und des Gewerbfleifses lassen sich gleichergestalt aus den zu seiner Zeit allgemein herrschenden Vorstellungen und Verhältnissen rechtfertigen, und wenigstens hat die Schrankenlosigkeit der unbeaufsichtigten Konkurrenz, welche die neuere Zeit anstatt jener Beschränkungen walten sieht, von bedeutenden Orten her auch schon wieder eine wissenschaftliche Verwerfung erfahren müssen, so dafs vielleicht die Zeit nicht fern ist, wo man, wenn auch nicht jeder einzelnen Mafsregel des Königs, doch im Allgemeinen den Grundsätzen, welche ihn dabei leiteten, wieder beipflichten mag.

Mit Bescheidenheit und Würde, wie es der Sache geziemt, aber ohne Furcht vor der Wahrheit, auch im Fall sich nur eine unerwünschte finden müfste, berührt der Verfasser einen die Person des Königs unmittelbar berüchtigenden Vorwurf, der von zu vielen Seiten entweder leise nur angedeutet oder auch dreist ausgesprochen worden, als dafs er hätte unerwähnt bleiben dürfen. Wir wollen uns nicht grade auf Johann von Müller berufen, der da meinte, die Verläumdung habe jenen Vorwurf meistens den Männern angedichtet, denen sie sonst keinen zu machen gewufst. Unser Verfasser, welcher keinen Umstand verschweigt, wodurch ein Schein in jener Richtung vermehrt werden könnte, zeigt grade durch die Vollständigkeit der Angaben, deren auch nicht Eine beweisende während so vieler Jahre vorgekommen, den Ungrund der ganzen Voraussetzung. Gegen Voltaire ist er hiebei vielleicht etwas ungerecht; einigen Scherz gegen Friedrich durfte der unartige Spottgeist allenfalls frei haben; dafs er aber der Verfasser der *vie privée du roi de Prusse*, wo sich in obigem Betreff eine verläumderische Andeutung findet, wirklich gewesen, steht durchaus in Zweifel, und dafs die in einigen Ausgaben der Pucelle gegen den König vorkommenden Verse nicht aus Voltaire's Feder geflossen, ist mit Sicherheit anzunehmen, da bekanntlich zu dessen gröfster Angst und Bekümmernifs jenes verrufene Gedicht in Winkelausgaben mit den gefährlichsten und schmutzigsten Zusätzen vermehrt erschien, von denen er schon um defswillen frei zu sprechen ist, weil er zwar vieles wagte, um witzig und anmuthig zu erscheinen, aber plump und roh niemals lästern mochte.

Wir übergehen vieles Andre, was uns in diesem Buche zur Darstellung und Würdigung Friedrichs des Grofsen als Neues, Wichtiges, Bemerkenswerthes, sei es des Materials oder der Auffassung, gleich beim ersten Lesen reichlich begegnet ist, und stellen zum Beschlusse nur das bündige Ergebnifs hin, dafs Friedrich der Grofse sich aus diesen Blättern als ein ganz neues Bild vor uns erhebt, gröfser noch und herrlicher in diesen verbürgten Zeugnissen der strengen Wahrheit, als in dem allgemeinen Ruhme der schwebenden Ueberlieferung. Freuen mufs sich jeder Preufse, jeder Deutsche Geschichtsfreund, dafs endlich dem vaterländischen Helden die gründliche Aufmerksamkeit und Pflege zugewendet wird, deren sein Andenken schon lange entbehrte, und die ihm ohne Versündigung und Schmach kaum länger zu entziehen war. In bedeutender Zeit ersteht diese Ruhmesgestalt, die Edlen und das Volk werden sie freudig aufnehmen, und werden wissen und fühlen, was sie daran haben.

Dem gegenwärtigen ersten Bande werden noch drei andre, und zwar, wie wir hören, in kurzen Fristen unverzüglich nachfolgen. Jeder Band wird, gleich diesem ersten, von einem Urkundenbuche begleitet sein, worin eine ausgesuchte Folge der wichtigsten Kabinetsordres des Königs, welche das Glück dem Verfasser in gröfster Anzahl so günstig zugeführt hat, und deren Einverleibung in den Text unstatthaft dünken mufste, mit genauer Bewahrung der ursprünglichen Gestalt nach und nach zum Abdruck gelangen wird. Das Urkundenbuch

dieses ersten Bandes enthält deren über sechshundert hier zum erstenmal mitgetheilte, aus den Jahren 1740 bis 1756, welcher Zeitraum am wenigsten bisher durch solche Hülfsmittel beleuchtet war. Dieser Abdruck allein wäre schon des höchsten Dankes werth, denn in diesen Urkunden fühlt man alle Haupt- und Nebenadern des damaligen Preufsischen Lebens schlagen. —

Das Werk ist dem Königlichen Staatsminister Dr. von Beyme mit treuen und edlen Worten zugeeignet. Auch die Vorrede spricht würdig den hohen und reinen Sinn des trefflichen Verfassers, so wie auch seinen eifrigen Dank für die ihm gewordenen Hülfleistungen und Beiträge durch wiederholte Ehrenerwähnung aus, wenngleich die Namen hier ausdrücklich zu nennen durch auferlegte Zurückhaltung versagt werden mochte.

Wegen mancher Eigenheiten der Schreibung wollen wir mit dem Verfasser keinen Streit anheben; seine urkundlichen Quellen härten den Blick für solche Kleinigkeiten ab, und drängen ihm gröfsere Schmerzen auf. Die Ausstattung des Buches in Druck und Papier ist lobenswerth, und hält billig das Mafs, welches der wünschenswerthen gröfseren Verbreitung nicht zu sehr Eintrag thut. —

K. A. Varnhagen von Ense.

LV.

Welche Behandlung der Dogmatik verlangt an (?) uns die Rücksicht auf die Anforderungen der Kirche, wie sie in unsern Tagen laut werden? Eine Frage, bei Eröffnung der Vorlesungen über die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche beantwortet von D. Joh. Chr. Fr. Steudel. Tübingen, 1832. 8.

Der verehrte Hr. Verf. hat es sich seit mehreren Jahren schon zum angelegentlichen Geschäft gemacht, alle nur irgend nach einer Seite hin wichtigen Erscheinungen des Tages auf dem Gebiet der Christlichen Kirche und ihrer Theologie zu besprechen, Falsches, Verkehrtes darin aufzuzeigen und auf vergessene oder verkannte Momente der Christlichen Wahrheit aufmerksam zu machen. Diese verdienstliche, wenngleich zersplitterte und zerstückelte Thätigkeit hat sich auf dem Felde vieler, zum Theil ganz verschiedenartiger Zeitschriften ausgebreitet und sich eine lange Zeit besonders mit dem beliebten Gegensatz des Rationalismus und Supernaturalismus herumgeschlagen, die Gränzen zwischen beiden zu bestimmen und ein gewisses Mafs von beiden geltend zu machen gesucht. Die Schwierigkeit seiner Darstellungsweise, in der der Hr. Verf. sich selbst immer erst klar zu werden bemühet ist, während er schreibt, verhindert allerdings, dafs er Andern auf den ersten Blick klar sein kann und es macht oft grofse, stilistische Mühe, zu erfahren, was er eigentlich sagen will; den Mangel einer strengen, stetigen Entwickelung, dessen Folge jene Darstellungsweise ist, ersetzt er aber durch seine schöne Frömmigkeit und den löblichsten Eifer für den wesentlichen Inhalt der Christlichen Wahrheit. In diesem edlen Eifer ist es denn auch gegründet, dafs er durch öfteres Wiederholen derselbigen Vorstellung und durch abermaliges Aussprechen derselbigen Meinung die Wahrheit derselben besser darzuthun hofft, als durch einen geordneten, logisch sich bewegenden Gedankengang, worin das Behauptete sich wahrhaft auch durch sich selbst bewiese. Wer es, wie der verehrte Hr. Verf. mit dem Inhalt des Christenthums hält und dafür streitet, hat wenigstens immer den grofsen Vortheil, der aus der guten Sache entspringt, wenn auch die Form der Vorstellung und des Beweises selbst mangelhaft und ungenügend erscheinen, ja es oft selbst so scheinen sollte, als streite er doch nicht für die gute Sache allein, sondern auch für seine besonderen Vorstellungen davon.

Die Klage, welche der Hr. Verf. in dieser Schrift vom Anfang herein erhebt über den Verfall der Kirche, welchem doch, als einer traurigen Erscheinung, so manche erfreuliche gegenübersteht, was der Hr. Verf. übersieht, wird bei ihm bald zur Anklage gegen die Behandlung der theologischen Wissenschaft auf den Universitäten, und der vermeinte Verfall der Kirche besonders als eine Folge des Wissens dargestellt, wofür man unsers Erachtens eher den Mangel des wahren Wissens halten sollte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 83.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Welche Behandlung der Dogmatik verlangt an (1) uns die Rücksicht auf die Anforderungen der Kirche, wie sie in unsern Tagen laut werden? Eine Frage, bei Eröffnung der Vorlesungen über die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche beantwortet von D. Joh. Chr. Fr. Steudel.

(Schluſs.)

Wir sind aber überhaupt nicht der Meinung, daſs es damit so traurig steht, nachdem eine gründlichere, tiefergehende, philosophische Behandlung der Theologie, welche gegenwärtig fast auf allen Hochschulen Deutschlands bereits ihre Organe hat, das ernstere, edlere Bedürfniſs des jugendlichen Geistes zu befriedigen angefangen und ihn die Seichtigkeit des Wissens, unter welchem glänzenden Schein sie sich auch verberge, zu durchschauen gelehrt hat. Der Hr. Vf. verbreitet sich mit vieler Herzlichkeit und Innigkeit über die Leerheit der Aufklärung, welche auf die gesegnete Führung des Predigtamts so verderblich zurückwirke. Er nennt dies Verderben, durch glaubenslose Prediger entstanden, einen schweren Riſs, welchen das Gebäude der evangelischen Kirche erlitten hat. Er fragt sich nun, wie vor den Riſs zu treten und dem Schaden abzuhelfen ist. Der Hr. Verf. erklärt sich gegen vier oder fünf theologische Richtungen, die dem Verderben abzuhelfen suchen, aber nach seiner Meinung nicht vermögen, ja es zeigt sich, daſs er zum Theil eben darin selbst die Quelle und Vermehrung des Verderbens erblickt. Es fragt sich also zunächst, ob man sich unbedingt an die Glaubensbekenntnisse der Kirche anschlieſsen soll. Dieses wird *widerrathen*. Auf einen guten Rath wird diese wichtige Angelegenheit gestellt. So beachtenswerth aber in Hinsicht auf die ehrwürdige Persönlichkeit des Rathenden ein solcher Rath erscheint, so verlangt man doch daneben auch Gründe aus der Sache und was der Hr. Verf. da vom Buchstaben, Menschenwerk u. s. f. der symbolischen Bücher beibringt, ist meist nur das, was der Rationalismus auch nicht nur gegen die Symbole, sondern auch gegen die Bibel vorbringt, welche dagegen der Hr. Verf. mit Recht geltend macht, aber vornehmlich auch nur aus dem Grunde, weil die Wahrheit da *mitten aus dem Leben* hervorgeht — eine gar unbestimmte Vorstellung, welche sich der Rationalismus auch noch ganz wohl gefallen läſst. Eine mystische Deutung der Bibel läſst denn der Hr. Verf. auch nicht gelten als das, was den vorhandenen Schaden heilen könnte, aus mancherlei Gründen, worunter auch die Besorgniſs ist, es dürften viele auf dem Wege nur dem Zuge der Speculation, die ihnen zum Bedürfniſs geworden, bei so heiligen Zwecken ganz ungebunden zu folgen sich berechtiget sehen. Wenn in dem Zuge aber Gedanken der Wahrheit gefördert würden, so würde doch, unseres Erachtens, dagegen nichts zu sagen sein und wir wissen längst, daſs das verachtete Mystische, in alten Zeiten wenigstens, wo es noch gedankenvoll war, eben das Speculative d. h. das Wissen der Wahrheit war, nur in unvollkommener Form. Ein anderer Weg, den der Hr. Verf. eine andere Ausflucht nennt, ist der, wodurch die Verschiedenheit der Ansichten in der Kirche und namentlich die Abweichung der Ueberzeugung des Geistlichen von der in der Gemeinde herrschenden neutralisirt und alles Störenden überhoben werde. Diese Ausflucht liegt in der Erwägung, daſs ja *die Religion ihren Sitz und Heerd in dem Gefühl hat*. Hat nun der Theolog auch zu einer durch vorurtheilslose Forschung ausgeläuterten und verständig geregelten Ansicht der Wahrheiten des Christenthums, welche für die Gemeinde unzugänglich bleibt, sich erhoben, so kann er mit ihr doch noch in Einem zusammentreffen, so unausgeglichen auch zwischen ihr und ihm die *Ansicht* bleibt, nämlich im Gefühl. Seine Aufgabe ist nur, das gehörige religiöse Gefühl anzufachen. Mit der Gemeinde hat er

Bekanntschaft genug, um zu berechnen, welche Ausdrücke und Vorstellungen vorzuführen sind, damit die Flamme des Gefühls bei ihr zünde. Verbindet er nun gleich selbst mit den Ausdrücken, welche das Mittel der Anregung bilden, einen Begriff, vermöge dessen er vielleicht gerade dasjenige, was bei der Gemeinde das Gefühl anregt, läugnet oder kann er keinesweges den Vorstellungen, die er zu Hülfe ruft, beipflichten, so darf ihm das keinen Anstand erregen, er hat das Wahre geweckt, nämlich das Gefühl. Sagt ihnen — so redet Hr. D. St. nun die Studirenden an — ohne meine Erinnerung nicht ihr unbefangenes besseres Inneres von selbst, dafs der hier vorgeschlagene Weg im Grunde kein anderer sei, als der Weg *der Täuschung und Heuchelei*, einzig darauf berechnet, dafs die Gemeinde von dem wahren Sinne der Worte, deren sich der Geistliche bedient, nicht unterrichtet sei, indem, sobald sie diesen kennen dürfte, alle Kraft derselben für sie verschwunden wäre. Das Ganze, worein die Bedeutung und Wirkung der Predigt gelegt wird, erscheint hier als ein Kunststück, welches um so besser gelingen wird, je weniger die Gemeinde die Wahrheit kennt, oder um die Wahrheit sich bekümmert. So lange nun die Kirche noch als Kirche desjenigen bestehet, welcher im Angesicht des Todes bekräftigte, gekommen zu sein dazu, damit er der Wahrheit zeugete, so lange wird auch ein solches Umgehen der Wahrheit, eine so offenbare Schmach, welche auf die Wahrheit gelegt wird, das Mittel nicht sein, die Christliche Kirche aufzuerbauen, sondern sie wird *in ihrer sichersten, bewährtesten Grundlage untergraben*. Welche Stellung aber, die mit den anerkanntesten Grundsatz der evangelischen Kirche und mit deren Würde im entschiedensten Gegensatz stehet, mafst sich da der Geistliche an, welcher den Schatz der ihm zu Gebote stehenden Erkenntnifs, als ein Besitzthum von sich betrachtet, von welchem er spendet nur soviel es ihm gut däucht, das Beste aber für sich (behält) und dagegen denen vorbehält (vorenthält), welche er nicht für werth oder nicht für geeignet erklärt, zu der Höhe und Gediegenheit seiner Erkenntnifs emporgehoben zu werden! Können wir hierin etwas anderes finden, als die Aufstellung eines dem Christenthum ganz fremden Princips, durch welches nothwendig jenes andere, herrliche verdrängt und umgestofsen wird, welches Paulus uns vorhält Eph. 4, 11. — Bei solchen Voraussetzungen wäre es ein Vorzug, das möglich *Schwebende* in der Behandlung des Christenthums auszufinden, die möglich geringste Bestimmtheit in die Erkenntnifs zu bringen und ebendamit geschickt zu sein, jedem Winde der Lehre ohne Verlust sich zuzukehren, weil man ja die Festigkeit gewonnen hat, allem, worauf der Unbestand und die Arglist der Menschen verfällt, eine Seite abzugewinnen, von welcher ihm auch beifällig zugestimmt werden mag u. s. f.

Indem wir uns nun nicht berufen fühlen, die hier geschilderte und mit schweren Vorwürfen beladene Denkart zu vertreten oder zu vertheidigen, sondern ihr das selbst überlassen müssen, wenden wir uns nur noch den Vorwürfen zu, welche der Hr. Verf. zuletzt auch noch der wissenschaftlichen Behandlung der Christlichen Theologie macht. So werden wir denn, sagt er, derjenigen Schule vertrauensvoll uns in die Arme zu werfen haben, welche aus dem Zersplitternden der *Subjectivität* uns heraus zu retten und eine unerschütterlich standhaltende und eben damit das Bestehen der Kirche sichernde *Objectivität* nicht nur anzubieten, sondern als das einzig Wahre zum Wissen zu erheben verspricht. Da wären wir ja freilich und mit uns die Kirche geborgen, wenn wir nicht mehr erst, wie bisher, zu dem Einen Glauben und zu der Einen Erkenntnifs hinan zu *streben*, sondern nur diesen Einen Glauben und diese Eine Erkenntnifs *als nunmehr in den Begriff festgefafst uns geben zu lassen* oder vielmehr, über jede Täuschung glücklich emporgehoben, selbst zu *schaffen* hätten. In der That eine herrliche Verheifsung, welche alles Kühnste, was der menschliche Geist je zu *hoffen* wagte, in der baaren Wirklichkeit noch als weit überwogen nun zum *Besitz* gebracht hätte! — Im Sinne des ernsthaften Hrn. Verfs. ist es jedoch mit diesen pompösen Worten, worin er die speculative Theologie reden läfst, nur bitterer Scherz. Denn mitten in diese anscheinend ehrliche Schilderung dessen, was diese Denkart hoffen läfst, läfst der Hr. Verf. sogleich einigen einfliefsen, was er gern unangetastet behielte und läfst es als Makel sehen, dafs sie die Unbegreiflichkeit Gottes nicht zugiebt und dafs sie nicht staunen läfst. Er sagt: Wir dürften ja somit dessen getrost gewifs sein, dafs Gott, der bisher als unbegreiflich anerkannte, gerade und vollkommen angepafst (?), nicht mehr und nicht minder ist, als das, als was die von mir jetzt aufgefundene Formel ihn bezeichnet; vor dem Unerforschlichen des Rathschlusses der ewigen Liebe, welche den eingeborenen Sohn uns als Heiland schenkte, der sein Leben liefs für die Sünder, habe ich nicht mehr anbetend zu staunen; meine Formeln haben ja die ganze Sache so völlig zum offenliegenden Wissen gebracht, dafs es dem Geiste sich so von selbst verstehen mufs, wie, dafs 2 mal 2 vier ist. — So auf flacher Hand mufs doch wohl der Inhalt dieser Theologie nicht liegen, da es dem scharfsinnigen Hrn. Verf. so schwer wird, sich in dieselbe hineinzufinden und ihre wahre Aufgabe und Abzweckung nur zunächst factisch, richtig und treu darzustellen. Denn sonst müfste er wohl eingesehen haben, dafs die Aufgabe in ihr keine andere ist, als eben

das, was in der Kirche Gegenstand des Glaubens und der Anbetung ist und bleibt, zum Gegenstand der denkenden, begreifenden Erkenntniſs zu machen, wie es der Wissenschaft geziemt. Auf Formeln legt gerade diese Theologie den geringsten Werth, der philosophischen Form aber, welcher sie nicht entrathen kann, geht es gar leicht, wie dem Mystischen, daſs der darin enthaltene Gedanke nicht gehörig erkannt und anerkannt wird, zumal wenn es an philosophischer Bildung fehlt. Weiter aber läſst sich der Hr. Verf. also vernehmen: da ist ja aber nun aller Zwiespalt geschwunden, wo der baare Bestand der Wahrheit sich dem Geiste oder vielmehr der Geist für ihn sich erschlossen hat. Und es läſst sich kein Heil für unsere Kirche sicherer erwarten und in schnellerer Eile die vollkommne Einheit derselben verwirklichen, jeder Riſs an ihrem Gebäude unverwüstlicher zuheilen, als wenn wir die Wahrheit, wie sie ist, ohne eine altgläubige Fassung derselben zu vermissen und zwar *die Christliche als die einzige und alleinige* uns in unserm Geiste zum Aufgang rufen lassen, wo sich dann in Bälde ergeben wird, daſs, wenn erst nur die Wissenden zur einzig wahren Einheit eben des Wissens sich durchgedacht haben, die Gläubigen von keiner Seite her in dem Besitzstand ihres Glaubens mögen gefährdet werden, sondern durch unbesiegbare, sich niemals abnutzende Waffen sich vertheidigt sehen dürfen. Selbst durch diese, wiewohl nur ironisch gemeinten Worte, worin sich ein mit der Christlichen Religion schwer zu vereinigender Mangel des Glaubens an die erreichbare, weil geoffenbarte Wahrheit verräth, blickt doch noch eine unwillkürliche, heimliche Achtung vor diesen Bestrebungen des Geistes hindurch und die Ueberzeugung, daſs sie wohl nicht so unchristlich sein können, als er sie nachher schilt. Noch mehr wird dies durch das Folgende bestätigt: Was solche Wissenschaft als Wissenschaft leistet, das haben wir hier nicht zu untersuchen (dies konnte aber doch gerade an dieser Stelle nicht für überflüssig oder gleichgültig erachtet werden: denn gesetzt, sie enthielte wirklich die Christliche Wahrheit und derselben Erkenntniſs in sich, so folgte alles übrige vorhagte von selbst); sondern nur, inwiefern wir uns der Hoffnung überlassen dürften, bei der Hingabe an sie in der Behandlung der Dogmatik gerade dasjenige zu gewinnen, was der Kirche zu deren Erhaltung und Begründung in ihrer Einheit Noth thäte. Wirklich auch scheint sie dem ersten Anblick nach solches zu leisten. Wir begegnen den alten, lange als Halt unserer Kirche aufgeführten, vielen gar theuer gewordenen, und zu deren Schmerz verkannt gewesenen Ausdrücken als den Bezeichnungen dessen, was auch den Inhalt dieser Wissenschaft bildet und sehen ihre Bedeutung und Wahrheit auf einem Wege nachgewiesen, welcher, wenn er auch eine nicht zu übersehende Verwandtschaft mit der früheren Scholastik beurkundet, denn doch als aus allen bisherigen Fortschritten des Denkens heraus entwickelt und sie alle, wie wir belehrt werden, zugleich aufhebend und bewahrheitend, gewiſs unsere ernste Aufmerksamkeit anspricht. — Allein nun zeigt sich doch, daſs das alles nichts ist und kein Gewinn und daſs das Ehrende nur angebracht ist, um mit desto mehr Sicherheit ein Verwerfungsurtheil darüber auszusprechen. Allerdings nämlich, sagt er weiter, giebt es eine gewisse Befriedigung, in so engem, das Eine aus dem Andern entwickelndem, durch das Fassen des Einen das Andere schon in der Hand nachweisendem Zusammenhange (allerdings eine komische Beschreibung!) die Reihe Christlicher Wahrheiten vorgeführt zu bekommen. Allein so wie man aus dem Zauberkreise dieser Macht der Folgerichtigkeit (also die Consequenz nur wäre dieser Zauber?) sich heraussetzt, so findet man bald, daſs unter demjenigen, was mit demselbigen Worte geboten wird, etwas wesentlich anderes untergeschoben wird, als was wir glaubten zu haben. Denn eben darin besteht diese Kunstfertigkeit des Folgerichtigen, daſs das jedesmalige im Begriff gefaſste eben *nur* mit *der* Geltung und von *der* Seite gefaſst wird, wie es in die Stelle paſst, welche das System ihm anweiset. (Kann oder soll es anders gefaſst werden?). Diese im System zugewiesene Stelle und die mit ihr verträgliche Geltung heiſst dann seine *Wahrheit*, insofern das System es nicht gestatten kann, eine weitere, vollere Bedeutung (wo sollte die wohl noch auſserhalb des Begriffes d. h. der Sache selbst herkommen?) dem Geglaubten zu lassen, als welche es fügsam für das System macht, wie es aus dem einen hervorgehen, in das andere sich wieder aufheben mag. Hierdurch, meine Freunde, geht dann, indem wir versichert werden, das Wahre so zu besitzen, wie es zur Gewiſsheit des Begriffes sich eignet, so, daſs es das zu seinem Wesen nicht Gehörige d. h. in den Begriff nicht Eingeschlossene fallen läſst, *das in Wahrheit Wahre verloren*. So kommt es, daſs, wenn ich die Ausdrücke: Sohn Gottes, dessen Menschwerdung, Erlösung durch dessen Leiden und Sterben, Sünde, Vergebung der Sünde, Freiheit, Geist u. s. f. fassen wollte, wie sie in treuer, ehrlicher Meinung unter den Christen im Umlauf sind, das System sie mir bestritte und nur dadurch sie rettet, daſs es sie mir zu etwas durchaus von dem, was ich habe, verschiedenem umdeutet, übrigens auch versichernd, daſs ich sie habe, eben nur indem ich sie mir in seiner Umdeutung geben lasse. — Aus diesen Worten geht hervor, daſs der Hr. Verf. bei seinen Studien der speculativen Theologie es nicht verschmerzen kann, daſs sie ihm als Resultat der Bewegung des Begriffes durch alle seine Momente am Ende nicht alle die Vorstellungen läſst, oder wiedergiebt, die er vorher schon hatte; er wollte nur diese seine bestimmten Vorstellungen von der Wahrheit dadurch bestätiget und gerechtfertigt sehen, da jene Bewegung im Begriff hingegen nur die Wahrheit selbst anging und entwickelte; da ihm aber *seine* Vorstellung von der Wahrheit das Wahre selbst schon ist, so konnte er mit Recht sagen: das in Wahrheit (d. h. in seiner Vorstellung) Wahre gehe durch den Begriff verloren. Das aber würde doch sehr eigennützig und subjectiv klingen, wenn ich vor der ewigen Wahrheit so wenig Selbstverläugnung hätte, zu glauben, die Erkenntniſs derselben in der Wissenschaft sei nur dazu da, daſs sie mir meine Vorstellungen und

resp. Vorurtheile bestätige, und kraftlos noch mehr würde es klingen, wenn ich nicht einmal soviel Energie des Denkens besäfse, um den wesentlich Christlichen Gehalt der Wahrheit, der noch in meinen Vorstellungen ist, in den Begriffen und Ausdrücken der Wissenschaft wohl aufbewahrt wieder zu erkennen. Wer sich zur Wissenschaft entschliefst, erklärt hiermit, das Feld der Popularität und des alltäglichen Bewufstseins, wie aller vorgefafsten Meinungen und Einfälle verlassen und sich der freien Nothwendigkeit des Begriffs unterwerfen zu wollen. Diese Nothwendigkeit ist es nur, welche sich unter dem verächtlichen Namen des Systems mufs verworfen sehen, damit nur das Denken nach Zufällen und Einfällen sein hergebrachtes Recht behalte. Aber der Hr. Verf. geht noch weiter. Meine Freunde, sagt er in dieser seiner Predigt, ich will hier schweigen von dem nachtheiligen Einflusse, welcher auf das eigene sittliche Gepräge und den bescheidenen Sinn für Wahrheit die Huldigung gegen eine Lehre haben mufs, welche die Wahrheit zu geben sich anmafst, nur dadurch, dafs sie in ununterbrochenem Zuge dasjenige, wodurch eine bestimmte Wahrheit bezeichnet wird, umstellt und etwas anders unterlegt, eine Lehre, welche das wahre Denken und Sein dadurch zu ermitteln sich beredet, dafs es demselben seine Gränze mit demjenigen steckt, was der — wie nun aufgehobene, denn doch menschliche Geist kraft seiner Fortbewegung schafft: wo es nicht zu verwundern ist, dafs er der Gewifsheit habhaft wird, weil er sich gegen Alles, was über die Sphäre seines Begreifens geht, abschliefst. — Das Letztere, wovon sonst das Gegentheil gewöhnlich der speculativen Theologie vorgeworfen wird, liefse sich in Wahrheit weit richtiger und treffender gegen die Denkart des Hrn. Verfs. umwenden; denn diese ist es wahrlich, welche sich gegen Alles, was über die Sphäre ihres Begreifens geht, abschliefst und ein unerkanntes Jenseits bestehen läfst, welches das wahre Sein sein soll, welchem gegenüber sie nur das Denken für sich behält, welches dann nur die gehaltlose Abstraction ist. Solch einer Resignation auf die Erkenntnifs der ewigen Wahrheit schreibt der Hr. Vf. den bescheidenen Sinn für Wahrheit zu, da sie in Wahrheit vielmehr die gröfste Unverschämtheit ist, indem sie dem unendlichen Geiste selbst, wie er in dem endlichen Geiste sich weifs, das Wissen seiner selbst abspricht. Der Hr. Verf. schliefst seine Kritik mit folgendem Machtspruch: für das Heil der Kirche vermag solche Lehre nichts zu thun (nichts, gar nichts? und hatte doch oben noch so viele gute Eigenschaften). Schon dadurch (wie kurz und bündig!) ist sie durchaus unprotestantisch und unchristlich, *dafs* eine Klasse Geweiheter sein soll, welche die Wahrheit offenbar ganz anders zu besitzen berufen sein soll, als wie ihrer die Glieder der Gemeinde in ihrer Unmittelbarkeit sich erfreuen (mufs es nicht aber auch mit jener Unmittelbarkeit zur Vermittelung d. h. zur Wissenschaft kommen?). Dadurch wird die protestantische Gemeinde eben deswegen völlig erschüttert, weil *Alle* die gleiche Würde (als Theologen?) als Glieder der Gemeinde und eben damit das Recht haben, über die Wahrheit zu urtheilen: was ja hinwegfällt, wenn nur das Licht der ächten Wahrheit denen aufgeht, welche in der Lage sind, in ein System sich hineinzuarbeiten, welches die Wahrheit ihnen umgestaltet, statt dafs die Wahrheit, welche das Recht hat, als Wahrheit im Umlauf zu sein, bei jeder tiefstgehenden Forschung gerade als diese, im Gebrauch vorhandene, sich bewähren mufs u. s. f.

Zur Widerlegung dieser Stelle erinnern wir nur an den bereits bemerkten Unterschied des popularen und scientifischen Bewufstseins, der auch in der Christlichen Kirche nicht blofs als gelehrtes und ungelehrtes seine nothwendige Stelle hat. Das Wichtigere ist, dafs der Hr. Verf. die neuere dogmatische Bemühung nicht nur eine unprotestantische, sondern auch eine unchristliche nennt. Wenn blinder Kifer in seinem Unverstand und Wahn sich überhebt oder die Gedankenlosigkeit, welche den Geist nicht in seiner Gegenwart, sondern nur in seiner Vergangenheit und als eine Historie ertragen kann, erklärt: ein Theolog, der mit der gegenwärtigen Philosophie sich abgebe, müsse seine Seele dem Teufel verschreiben, so ist das ganz consequent und gleichgültig. Wenn aber ein Mann, wie Hr. D. St., den wir in seiner Christlichen Milde und Frömmigkeit stets zu verehren gewohnt waren, sich soweit vergessen kann, Bestrebungen, die neben den seinigen zu stehen wenigstens nicht ganz unwerth sind, als unchristlich zu verschreien, so können wir nur sagen, dafs wir ihn selbst nicht mehr in solchen Aeufserungen wiedererkennen und er sich selbst untreu geworden ist. Die That wenigstens mufs es zeigen, auf welcher Seite mehr Christliche Liebe und Frömmigkeit ist, ob auf der, welche mit allen redlichen Anstrengungen des Geistes die gröfseste Ehrfurcht vor dem Christenthum verbindet, oder auf der, welche diese Bemühungen so hart richtet. Wir sind zu unserm Trost überzeugt, dafs mit solchem Richten sehr wenig *ausgerichtet* ist.

Was der Hr. Vf. zuletzt noch positiver Weise anführt als das, wodurch der Kirche wahrhaft geholfen werden könne, ist gewifs alles recht gut gemeint, aber in sich so unbedeutend und schwach, auch schon so oft gesagt, dafs es sich nicht der Mühe verlohnt, es noch besonders hervorzuheben und der ganzen bisherigen Relation aus dieser Schrift würden wir gern uns enthalten haben, wenn sie nicht wegen ihres berühmten Verfassers und weil sie doch als eine bedeutende Stimme und Autorität ohne Zweifel einer Parthei Vorschub thun wird, welche, ihrer geringen Kräfte sich entweder gar nicht, oder gar sehr bewufst, mit starken Schritten jetzt auf das Verketzern ausgeht, diese Berücksichtigung nöthig gemacht hätte.

D. Marheineke.

№ 84.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

LVI.

Der Kopftheil des vegetativen Nervensystems bei'm Menschen, in anatomischer und physiologischer Hinsicht bearbeitet von Dr. Friedrich Arnold, Prosector und Privatdocent an der Universität zu Heidelberg. Mit zehn Kupfertafeln und ebensoviel dazu gehörigen Linearzeichnungen. Heidelberg und Leipzig, neue akademische Buchhandlung von Karl Groos. 1831. X. und 192 Seiten in 4to.

Der Kopftheil des sympathischen Nervensystemes, dessen Anatomie zuerst Johann Friedrich Meckel der Aeltere aus dem chaotischen Dunkel hervorzog, wurde in neuester Zeit mit grofsem Fleifse und Erfolge von Bock, Lobstein, Hirzel und dem Verfasser bearbeitet. Die gegenwärtige Schrift ist eine weitere Ausarbeitung der frühern Inaugural-Abhandlung, welche zu Heidelberg im Jahre 1826 erschien. Er theilt den Inhalt dieser seiner Schrift in einen anatomischen und physiologischen Theil ab, indem er zugleich jedem dieser Theile eine geschichtliche Darstellung der Vorarbeiten in diesem Zweige der Anatomie und Physiologie vorausschickt. Die erste Abtheilung, welche eine historisch-kritische Darstellung der verschiedenen Angaben über die Anordnung des Kopftheils vom vegetativen Nervensystem enthält, ist mit vielem Fleifse und Sorgfalt abgefafst. Der Vf. beginnt mit *Galenus* und weiset nach, dafs derselbe bereits einen doppelten Ursprung des Intercostalnerven angebe, nämlich aus dem fünften Nerven-Paare (der dritten Conjugation Galen's) und aus dem zehnten Nerven (der sechsten Conjugation des Galen). Es ist wirklich auffallend, dafs Haller in seiner Physiologie und in der *Bibliotheca anatomica* immer nur des einen Ursprungs des Intercostalnerven aus dem *nervo vago* erwähnt, wenn von Galen's Untersuchungen hierüber die Rede ist, (in der Schrift *de origine nervi intercostalis* erwähnt jedoch Haller diese Angabe Galen's, dafs der *nervus intercostalis* auch aus dem fünften Paare seinen Ursprung nehme), vielleicht blofs, um die von ihm gemachte Entdeckung der *nervi molles* höher anschlagen zu dürfen, obwohl nach des Referenten Dafürhalten Galen bereits die *nervos molles* der Cerebral-Carotis, welche er auch bestimmt mit dem schon ältern Namen τὰ νεῦρα μαλακὰ bezeichnet, so wie die weichen Nerven, welche die äufsere Carotis umschliefsen (*v. Oribasii anatomica ed. Dundass. p.* 270—71.) gekannt hat. Diese Entdeckung Galen's scheint aber der Verf. unserer Schrift wieder schmälern zu wollen, indem er S. 17. sagt: „Was Galen's Angabe über den Zusammenhang des vegetativen Nervensystems mit unserm zehnten Paare betrifft, so ist es mir unwahrscheinlich, dafs er die Verbindungen des ersten Halsknoten mit diesem Nervenpaare beobachtete, indem dieselben nicht so sehr in die Augen fallen, dafs man sie ohne genaue und sorgfältige Präparation der Theile erkennen kann; vielmehr möchte Galen zu dieser Angabe deswegen bestimmt worden sein, weil beide Nerven oben am Halse so genau an einander liegen, dafs man sie leicht für Theile eines Nerven hält, wie dieses auch die Beschreibungen der meisten ältern Zergliederer beweisen". Uns scheint die Angabe Galen's ganz richtig und genau zu sein. Es ist offenbar, dafs die Beschreibung des Kopftheils des sympathischen Nerven, welche uns Galen in den Büchern *de anatomicis administrationibus*, *de nervorum dissectione c.* 10. und *de usu partium l. IX. c.* 11. giebt, nach der Untetsuchung an einem wiederkäuenden Thiere, wahrscheinlich an dem Kalbe oder Ochsen entworfen ist. Hier sind die mit der innern (dünnen) Carotis (welche Galen deshalb auch τὸ λείψανον τῆς καρωτίδος ἀρτηρίας nennt) aufwärts steigenden weichen Nerven so zahlreich, dafs sie dem forschenden Auge nicht entgehen konnten und hier geht der ziemlich lange und

starke Hauptstamm des sympathischen Nerven in den herumschweifenden Nerven so über und verbindet sich so innig mit diesem, dafs der erstere unten an dem Halse aus dem letztern wieder zu entspringen und hervorzukommen scheint; daher Galen auch bei Angabe der Verbreitung des herumschweifenden Nerven (des einen Theils seiner sechsten Conjugation) sagt: „Ein Theil dieser Nerven steigt aber herab bis zum Heiligbein, sich fast in alle Därme und Eingeweide verzweigend (*v. Oribasius l. c. p.* 269.). Die letztere Angabe findet sich auch schon bei *Hippocrates (v. Halleri programma, quod corpora humana secuerit Hippocrates* §. *V.)*. Es hat somit Galen weder die Verbindung des sympathetischen mit dem abziehenden Nerven, noch mit dem Vidischen Nerven gekannt, aber die Verbindung mit dem Stamme des fünften Paares oder mit dem *ganglion Gasseri*, welches er meines Erachtens deutlich zu beschreiben scheint, indem er diesen Nerven von ἐκ πολλῶν ῥιζῶν zusammengeflossen angiebt, auch diese Wurzeln des fünften Paares als weiche Nerven bezeichnet. Dafs Galen hierbei nicht von einer eigentlichen Anschwellung, von einem Ganglion, spricht, ist nicht auffallend, da er auch des *ganglii cervicalis superioris nervi sympathici*, welches er gewifs gesehen und gekannt hat, so wie ja auch der übrigen Ganglien im Verlaufe des sympathischen Nerven, welche er wohl bemerkt haben mufs, nicht erwähnt. Es wäre zu wünschen, dafs Galen einen zweiten Oribasius fände, und man würde jetzt leicht im Stande sein, aus den anatomischen Beschreibungen Galen's zu ermitteln, ob er an menschlichen oder blofs an Thierleichen, und an welchen der letzteren, seine Untersuchungen anstellte. An Leichen von Affen wird man wohl am wenigsten zu denken haben; da diese Thiere so selten in Griechenland vorkamen.

Die weitere geschichtliche Erörterung verdient dankbare Erwähnung und wird dem Anatomen vom Fache von Nutzen sein. Nur hätte ich gewünscht, namentlich in Betreff der Communikation des Intercostalnerven mit dem fünften Paare noch die Nachfolger Galen's, *El Rasi L. I. c.* 4., *Carpus in Mundinum p.* 456., *de Zerbis, anat. c. h. p.* 126., *Massa, introduct. anat. p.* 89., *Pareus opp. omn. p.* 196.; ferner die Namen von *Albinus*, *Lalangue* (*Neurologia Viennae* 1770. *p.* 13. *et* 24 *sqq.*) und von Camper; so wie für die neueste Zeit den Namen von Bellingeri berücksichtigt zu finden. Dafs Heister, wie der Verf. glaubt, bereits vor Meckel den Vidischen Nerven gekannt habe, scheint mir nach den angeführten Stellen aus Heister zu urtheilen sehr zweifelhaft.

In der zweiten Abtheilung des anatomischen Theils giebt uns der Verf. nun die Beschreibung des Kopftheiles des automatischen Nervensystemes. Im ersten Kapitel wird von dem obersten Halsknoten und seinen Nerven im Allgemeinen gehandelt, wobei Neubauer's unübertreffliche genaue Beschreibung dieses Knotens gut benutzt wurde. Im zweiten, dritten und vierten Kapitel werden die verschiedenen Nervenverbindungen des Kopftheiles des sympathischen Nervensystemes aufgeführt. Wir wollen dem Verf. hier ganz in's Detail folgen hauptsächlich aber nur dasjenige berücksichtigend, was uns als eigenthümlich und neu erscheint. Der äufsere Ast des carotischen Nerven wird sehr genau beschrieben. Ein sogenanntes *ganglion caroticum* nimmt der Verf. nicht an, wie Schmiedel, Laumonier, Lobstein und Hirzel. Die kleine Anschwellung, welche man an dem einen oder andern Faden dieses Nerven findet, scheint mir auch den Namen eines Ganglions nicht zu verdienen. Das *ganglion sphenopalatinum Meckelii* kömmt nun zur Betrachtung, welches der Verf. niemals vermifst haben will. Der *nervus nasopalatinus Scarpae* entstehe aus diesem Knoten und nicht wie einige behaupten aus dem Flügelgaumennerven selbst. Nach meinen Untersuchungen läfst sich der *nervus nasopalatinus* beim Menschen, noch deutlicher bei Thieren, immer durch das *ganglion sphenopalatinum* hindurch bis in den Hauptstamm des Flügelgaumennerven verfolgen. Aestchen des *nervus nasopalatinus Scarpae* an die Schleimhaut der Scheidewand fand ich ebenfalls mit Wrisberg und dem Verf. Die Entdeckung eines Knötchens dieses Nerven mit dem der andern Seite am *canali incisivo* wird von dem Verf. Cloquet (Hippol.) zugeschrieben, da doch von diesem Ganglion seit Scarpa und Loder auf Deutschen anatomischen Theatern die Rede war. Meines Erachtens ist es ein wahres Ganglion und zwar, da der *nervus nasopalatinus*, wie mir scheint, aus mehreren Fäden besteht, wovon einer ein weicher Nerve ist, ein Ganglion zum sympathischen Systeme gehörend, das am äufsersten obern Ende vom Rumpfe, am Kopfende desselben, dem *ganglion coccygeum* entgegengesetzte Schlufsganglion. Die übrigen Nasennerven des *ganglii sphenopalatini* werden wie

gewöhnlich beschrieben; ich glaube aber einen besondern Nerven, welcher ausschliefslich der untern Muschel angehört, beim Menschen gefunden zu haben, wie ich ihn zuerst bei mehreren Säugethieren, dem Pferde, Kalbe, Hunde, u. s. f. beobachtete. Von dem oberflächlichen Felsenbeinnerven wird richtig angegeben, dafs er sich mit dem Antlitznerven genau verbinde und nicht blofs sich an denselben anlege, um wieder als Trommelfell-Saite von ihm abzugehen, wie letzteres H. Cloquet und Hirzel behaupteten. Die knotenartige Anschwellung des siebenten Gehirnnerven wird gehörig gewürdigt. Die mehr obere Verbindung des Antlitznerven und Gehörnerven, welche Köllner bereits aber undeutlich angibet, wird genauer beschrieben. Von der untern Verbindung, welche schon früher bekannt war, wird die Fortsetzung desselben in den Ohrknoten zuerst dargethan. Der Verf. hält die erstere Verbindung als für dem vegetativen Nervensysteme angehörend.

Der innere Ast des carotischen Nerven, welcher sich mit dem sechsten Gehirnnerven verbindet, bildet den *plexus cavernosus*, aus welchem Aeste zum halbmondförmigen Knoten abgehen. Diesen Knoten, das sogenannte *ganglion Gasseri* will der Verf. *ganglion intervertebrale capitis anterius* genannt wissen, weil er in mehrerer Hinsicht einem Spinal-Ganglion entspreche und weil zweitens derselbe bei Thieren nicht immer eine halbmondförmige Gestalt habe. Vielleicht wäre der Name *ganglion sphoenocephalicum* nicht unpassend, weil sich dieses Ganglion nicht am Ausgange des Wirbelloches, wie die Spinal-Ganglien, sondern innerhalb desselben befindet. Mit Recht wird nach Wutzer gegen Niemeyer bemerkt, dafs einzelne Fäden ohne in der Masse dieses Knotens sich aufzulösen durch ihn hindurchtreten. Der von Bock neuerlich zuerst aufgefundene Ast des Zellblutleiter-Geflechtes zum Augenknoten, wodurch dieser in die Kette des vegetativen Nervensystemes tritt, wird dem Anatomen Le Cat vindicirt. Bei der nun folgenden Beschreibung des Ciliarknotens wird in Beziehung der Verbreitung der Ciliarnerven in der Iris und im Ciliar-Band die Sache als zweifelhaft und unentschieden hingestellt. Beim Wallfisch-Auge finde ich die Nerven der Iris aufserordentlich grofs. Die vielen Fäden, welche die Centralarterie und selbst die kurzen Ciliararterien begleiten sollen, werden auf das Zeugnifs von Tiedemann angegeben. Den Ast, welcher die Centralarterie begleitet, haben bereits früher Ribes und Andere beschrieben; die Aeste zu den kurzen Ciliararterien scheinen mir aber zweifelhaft, oder vielleicht blofse Venen zu sein. Vom erstern sagt auch der Verf., dafs es nicht leicht möglich sei, ihn auf der *arteria centralis* aufzufinden. Auf der Cerebralcarotis sollen sich ebenfalls seine Fäden bis in das Gehirn verzweigen. Wir haben sie nie erkennen können. Nach Blainville sollen bei dem Elephanten von dem die *arteria cerebralis* begleitenden Nervenfaden sieben Ganglien gebildet werden. Bei dem Pferde sah ich wohl *plexus* aber kein eigentliches Ganglion. Der Nervenfaden, welcher von obigem Geschlechte zum Trichter gelangen soll, und welchen bereits Petit erwähnt, welcher auch vom Verf. früher bestätigt wurde, wird von ihm wieder in Zweifel gestellt. Nervenfäden, welche in dem Schädel mit der *arteria vertebralis* bis zur *arteria basilaris* dringen, werden zwar *Tab. VI. f.* abgebildet; aber im Texte ist davon nicht die Rede, aufser, dafs dieses nach Wrisberg vermuthet wird.

Im *dritten Kapitel* folgt nun die Beschreibung der Verbindung des sympathischen Nerven mit dem neunten, zehnten und dem zwölften Gehirnnerven. Der Felsenknoten wird mit Recht als eigentliches Ganglion betrachtet. Der Jakob'sche Nerve wird, da ihn schon Anderach kannte, richtiger *ramus tympanicus* genannt. Die Verzweigung dieses Nerven aufgefunden zu haben, gehört zu den schönsten Leistungen des Verfassers.

Wir möchten jedoch den vom Verf. angenommenen Ast zur *membrana tympani secundaria* und das Aestchen zum ovalen Loch mehr für eine Arterie als für einen Nerven halten. Auch in Betreff des Laufes seines *nervus petrosus superficialis minor* sind wir nicht ganz mit dem Verf. einverstanden, indem wir nie sahen, dafs er durch das Stachel- oder eiförmige Loch trete. Merkwürdig ist der Verlauf dieses Nerven nach des Ref. Untersuchungen beim Pferde, bei welchem er die harte Masse des Felsenbeines in einer Länge von 6—8 Linien durchbohrt und aus dieser Masse ganz herausgegraben werden mufs. Die Auffindung der Verbindung dieses Nerven mit dem Ohrknoten scheint mir von besonderer Wichtigkeit zu sein, worauf wir später zurückkommen wollen. Es werden nun der Knoten des Stimmnerven, welcher von Ehrenritter zuerst erkannt, aber ohne Vorwissen hiervon vom Vf. ebenfalls aufgefunden wurde, und der tiefere *plexus ganglioformis* als zwei besondere Anschwellungen angegeben und gewürdigt.

Beim Kalbe hat bereits Cuvier den vom Verf. beschriebenen Ohrast des Lungenmagen-Nerven aufgefunden und beschrieben. Es schien uns nach mehreren Untersuchungen, dafs dieser Nerv vorzugsweise von dem Zungenschlundkopf-Nerven seinen Ursprung nehme. Noch wird der Verbindung des *nervi vagi* und der des *nervi hypoglossi* mit dem obern Cervikalknoten des *nervi sympathici*, welche letztere der Verf. als immer sich vorfindend angiebt, Erwähnung gethan.

Nachdem im *vierten Kapitel* die weichen Nerven, welche die äufsern Kopfschlagadern begleiten besprochen, und das Ganglion zur Sprache kam, welches Neubauer und Scarpa an der äufsern Carotis wahrnahmen, welches jedoch, wohl nicht wesentlich, öfters fehlt, geht der Verf. zur Beschreibung des von ihm entdeckten und so benannten Ohrknotens, *ganglion oticum*, über. Da wir voraussetzen dürfen, dafs die Characteristik dieses Knotens und die mit ihm in Verbindung stehenden Nervenäste dem Leser aus den frühern Schriften bereits bekannt sind, so können wir uns der Mittheilung der hier ausführlich wiedergegebenen Beschreibung dieses Knotens um so mehr überheben, als dieser Gegenstand bereits seit mehreren Jahren zu einer anatomischen Streitsache geworden ist; indem nicht nur von einigen Anatomen das Dasein eines solchen Knotens oder wenigstens die einem Ganglion wesentliche Beschaffenheit desselben bestritten, und das Abgeben von Nervenzweigen demselben abgesprochen wurde. Wir möchten daher hier drei Fragen zur Discussion bringen; nämlich *erstens* fragen: Ist die Entdeckung einer ganglien-ähnlichen Anschwellung an der Austrittsstelle des dritten Astes vom fünften Paare da, wo Hr. Arnold sein *ganglion oticum* auffand, ganz neu; *zweitens:* Ist das *ganglion oticum* wirklich ein Nervenknoten und von welcher Art; endlich *drittens:* Wie verhält es sich mit den Nerven, welche von ihm entspringen oder ihn blofs durchdringen sollen?

Die erste Frage betreffend glaube ich nicht zu irren, wenn ich eine deutliche und bestimmte Andeutung der Entdeckung dieses Knotens schon bei Paletta, Bichat und Bellingeri zu finden glaube. Paletta sagt in seinem Werke *de nervo crotaphitico et bucinatorio Mediolani* 1784. *pag. XXVI.: Interdum ramus pterygoideus exili ortus principio sensim in ganglii formam intumescit et in binos seccedit aequales nervulos.* Unstreitig ist hiermit das von unserm Verf. aufgefundene Ganglion bezeichnet. Nur scheint es Paletta mehr für eine Varietät und nicht für beständig zu halten. Man vergleiche auch: *Bichat* (*Traite d'anatomie descriptive T. III. p.* 183.): und *Bellingeri Diss. inaugural. p.* 84.

Ich glaube aber, dafs diese Andeutungen des genannten Knotens von einigen frühern Anatomen das Verdienst der eigentlichen Entdeckung und Würdigung desselben von Seite des Verfs. unserer Schrift durchaus nicht zu schmälern im Stande sind, indem jene Anatomen diese Sache viel zu oberflächlich hielten und deren Bedeutung nicht ergründeten.

Die zweite Frage verlangt eine Antwort über die Natur und Textur dieses Ganglions. In dieser Hinsicht finde ich mich nach eigenen Untersuchungen zu dem Ausspruche berechtigt, dafs dieser Knoten, oder das sogenannte *ganglion oticum* als ein wahrer Nervenknoten und nicht etwa eine drüsige Masse, wie Einige wollen, in seiner Textur und andern Eigenschaften dem *ganglion sphenopalatinum* am nächsten kommend, anzusehen sei. Denselben traf ich immer beim Menschen, mehr oder minder entwickelt, an, wie dieses auch von dem *ganglio sphenopalatino* gilt. Bei mehreren Säugethieren ist er ganz auffallend grofs und entwickelt. In zwei Punkten weiche ich aber von dem Verf. ab, nämlich *a*) in Betreff der Form dieses Knotens, welche derselbe als eiförmig angiebt, indem ich denselben stets halbmondförmig oder einen Ring bildend sah, durch welchen Ring der Hauptstamm des dritten Astes vom fünften Nervenpaare hindurchtritt, indem sich nämlich nach hinten ein Appendix des Knotens oberhalb des *rami auricularis* in der Nähe des hintern Randes des ovalen Loches, nach vorn ein stärkerer Appendix desselben zwischen dem *ramus lingualis* und *ram. buccinatorius* durchgehend an den vordern Rand des ovalen Loches mittelst der Beinhaut festsetzt, — und *b*) in Betreff der Umhüllung dieses Knotens, welche beim Menschen zwar dünner ist als bei den Thieren, aber doch nicht als zarte neurilematische Haut angesehen werden darf, sondern als eine Fortsetzung der durch das ovale Loch nach auswärts dringenden harten Hirnhaut, welche in das *Periosteum externum cranii* übergeht, betrachtet werden mufs, mit welchem Periost die Hülle dieses Knotens auch an andern Stellen namentlich an der Wurzel der *processus pterygoidei* durch Fortsätze in Verbindung steht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 85.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Der Kopftheil des vegetativen Nervensystems bei'm Menschen, in anatomischer und physiologischer Hinsicht bearbeitet von Dr. Friedrich Arnold.

(Fortsetzung.)

Bei Thieren, namentlich dem Kalbe, ist die ringförmige Gestalt dieses Knotens und seine derbhäutige fibröse Hülle, aus welcher man den Knoten, wie z. B. den *ramus Vidianus* aus seiner fibrösen, von der *dura mater* kommenden Scheide, lösen kann, deutlicher. Was aber die eigentliche Natur und das Wesen dieses Knotens anbelangt, so halten wir dafür, dafs er ganz allein dem *nervo sympathico* angehöre. Als Gründe hiervon führe ich folgende an: 1) die röthliche gefäfsreiche Beschaffenheit dieses Knotens ohne deutlichen Plexus von weifsen Nervenfäden, wodurch er den Ganglien des sympathischen Nerven-Systems gleichkömmt; 2) dafs derselbe aus grauröthlichen Nerven zusammengesetzt wird. Die Hauptmasse dieser grauen Nervenfäden kömmt aus dem Innern des dritten Astes vom fünften Paare, namentlich zwischen dem *ramus lingualis* und *buccinatorius*, sodann eine starke Wurzel aus dem *nervo buccinatorio* selbst, welche von unserm Verf. nicht angegeben oder gewürdigt wurde, sodann sind hieher zu rechnen die zwei von dem Verf. aufgefundenen Nervenäste, welche, der eine mit der *arteria spinosa*, der andere mit der *arteria palatina adscendens* in dieses Ganglion übergehen. Hierzu möchte ich noch einen grauen weichen Faden rechnen, welcher den *nervum petrosum superficialem minorem* einige Zeit begleitet, und mit ihm anfangs in einer fibrösen Scheide liegend, zum *plexus caroticus nervi sympathici* geht und sich zu demselben verhält, wie der *ramus sympathicus* des *nervi Vidiani* zu dem *ramo petroso* desselben. Beim Kalbe ist dieser graue Faden deutlich zu Tage liegend. 3) Dafs kein weifser oder harter Nerv aus dem Ganglion eigentlich entspringt, sondern blofs, jedoch nicht immer und mehr oder minder, seine Masse oder seine Fortsätze durchdringt oder begleitet; namentlich gilt dieses vom *nervus pterygoideus* und von dem *ramus ad musc. tensorem membranae tympani*, wie bereits Professor Schlemm richtig gezeigt hat, ebenso von dem Ast, welcher zum *musc. tensorem palati mollis*, von zwei kleinen Aesten, welche zu dem *musculo temporali* gehen und den Fortsatz des Ganglions zum oder vom *nervus buccinatorius* durchbohren. Diese Nerven nehmen bei ihrem Durchgange durch dieses Ganglion nicht nur keine Aeste auf, *sondern geben vielmehr nach unserer Ansicht an dasselbe von ihrer grauen Substanz etwas ab.* Damit wäre nun auch zugleich die dritte Frage, welche wir oben aufstellten, nämlich die Frage, wie es sich mit den Nerven, welche aus diesem Ganglion entspringen oder selbes blofs durchdringen sollen, verhalte? aufgelöst und beantwortet. Es ist jedoch zu bemerken, dafs wenigstens beim Menschen mehrere Varietäten in Hinsicht der räumlichen Beziehung der weifsen oder harten Nerven, welche das Ganglion berühren oder durchziehen, zu der Masse des Ganglions statthaben, indem selbe zwar immer in dem Hauptstamme des dritten Astes vom fünften Paare oder seinen Aesten ihre Wurzel haben, aber mehr oder minder mit dem Ganglion und seinen Fortsätzen in Berührung treten. So entspringt der *ramus petrosus superficialis minor* aus dem Hauptstamme des genannten Nerven, aber durchdringt das Ganglion so, dafs er aus ihm hervorzukommen scheint, begleitet von dem grauen aus dem Ganglion tretenden, oben erwähnten Faden. Der *nervus pterygoideus* läfst sich meistens leicht durch den Kanal, welchen er in dem Ganglion bildet, bis zum Stamme des fünften Nerven verfolgen. Der *ramus ad musc. tensorem tympani* tritt aus dem genannten Nerven heraus, während oder nach seinem Durchgange durch das Ganglion. Der *ramus ad tensorem veli palati* kömmt aus der Wurzel des

nervi buccinatorii; ebenso zwei kleine *rami pterygoidei minores*. Eine nicht unmerkwürdige Varietät möchte folgende von mir aufgefundene sein.

„An dem Kopfe einer Frau von dreifsig Jahren entsprang auf der rechten Seite der *nervus pterygoideus* mit einer Wurzel aus dem Stamme des dritten Astes vom fünften Paare ganz oben und nahe am *foramen ovale*, welche sodann durch eine besondere Oeffnung in einem Knochenplättchen der *ala* des *processus pterygoides* des Keilbeins tretend, mit der zweiten Wurzel dieses Nerven, welche die Mitte des Ganglions durchbohrt hatte, sich vereinigte. Von der Stelle der Vereinigung beider Wurzeln ging nun der *ramus pterygoideus* ab. Auf der linken Seite fanden auch zwei Wurzeln des Flügelnerven sich vor, nur mit dem Unterschiede, dafs hier das erwähnte Loch im Keilbein nicht vorhanden war, die obere Wurzel ebenfalls etwas höher und nach einwärts das Ganglion durchdrang, um die *arteria sphenopalatina* sich herumschlingend eine starke *ansa* bildete und 3 — 4 Linien unterhalb dem Ganglion sich mit der wie gewöhnlich aus der Mitte des Ganglions hervorkommenden andern Wurzel zum *nervus pterygoideus* verband. Dieses so eben erwähnte Loch in der Wurzel des äufsern Flügels des *processus pterygoideus* des Keilbeins fand ich unter fünfzig Schädeln nur *einmal* vollständig, zwei bis dreimal aber unvollständig als blofse *incisura* oder *hamulus* vorhanden.

Es folgt nun noch die Beschreibung des Unterkiefernknotens, welchen der Verf. mit dem Namen Zungenknoten *ganglion linguale s. glotticum* belegt wissen will, nach Meckel, Wutzer und Bock, und er spricht nun im Rückblicke auf das Ganze folgenden Hauptsatz aus:

„Aus dem, was wir über die verschiedenen anatomischen Verhältnisse des Augen- Ohr- Nasen- und Zungenknotens gesagt haben, geht hervor, dafs sie, nur wenige Punkte ausgenommen, die gröfste Uebereinstimmung mit einander darbieten. Nicht allein rücksichtlich ihrer Lage, Gröfse, Farbe und Consistenz, sondern auch durch ihren Bau besitzen sie mit einander eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit, welche aber noch mehr an den Tag tritt, noch interessanter und wichtiger sich zeigt, wenn wir die gleiche Beziehung berücksichtigen, in welcher diese vier Ganglien zu den vier Sinnesorganen, Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack, stehen. Durch diese verschiedenen Momente sah ich mich bestimmt (S. meine Abhandlung über den Ohrknoten S. 22. und 23.), eine besondere Ordnung von Ganglien aus dem Augen-, Ohr-, Nasen- und Zungenknoten zu bilden, und sie des zuletzt angeführten Umstandes wegen mit dem gemeinschaftlichen Namen Knoten der Sinnesorgane (*ganglia organorum sensuum*) zu belegen".

Ich werde mich später über die Beziehung dieser Ganglien zu den Sinnesorganen näher erklären, und zu erweisen suchen, dafs der Knoten in der *fossa sphenopalatina* und der am Stamme des dritten Astes vom fünften Paare für Ganglien des sympathischen Systems, *ganglia nervorum mollium*, das *ganglion ophthalmicum* und *submaxillare Meckelii* für *ganglia nervorum durorum* oder *ganglia plexiformia* zu halten seien. Dafür scheint mir nicht nur die Textur und Nervenverbindung, sondern auch der Umstand zu sprechen, dafs beide letztern Ganglien, namentlich das *ganglion submaxillare Meckelii* bei mehreren Säugethieren aus einem blofsen *plexus* von Nervenfäden bestehen.

Im zweiten physiologischen Theil wird zuerst eine geschichtliche Darstellung der Ansichten und Meinungen über die Bestimmung der Verbindungen des vegetativen Nervensystemes mit Hirnnerven und der an diesen sich findenden Knoten gegeben, wobei die Ansichten der Physiologen über die Bestimmung und Bedeutung der Ganglien und Gangliennerven überhaupt zur Sprache kommen. Es lassen sich diese verschiedenen Ansichten über das Ganglien-System, — wenn wir die eigenthümliche Meinung Gall's, dafs die Ganglien Heerde der Nutrition, Ernährungsquellen für die Nerven seien, eine Meinung, welche blofs ihre vegetative Bedeutung berücksichtigt und in so weit als richtig anerkannt werden kann, als das Hinzutreten gröfserer Blutgefäfse zu den Ganglien einen neuen Focus der Ernährung für die austretenden Nerven vermittelt, — wohl auf drei, nämlich auf die von Willis, Johnstone und Bichat zurückführen. Alle diese Meinungen hat Reil geistreich zusammengefafst und ausführlich dargestellt, so dafs hierüber in späterer Zeit nichts Neues und Originelles mehr im Allgemeinen vorgebracht worden ist. Dieses Urtheil scheint uns auch auf die Gesammt-Ansicht des Verfs. dieser Schrift ausgedehnt werden zu können, wenn wir gleich im Einzelnen oder Detail eine genauere Nachweisung der ältern Ansichten finden, so scheint uns doch nur die Behauptung des Verfs., dafs das am dritten Ast des fünften Paares liegende Ganglion als Ohrknoten,

ganglion oticum, zu betrachten sei, eigenthümlich und neu zu sein. Vergleichen wir nämlich das Gesammt-Resultat, welches der Verf. aus seinen anatomischen und physiologischen Forschungen zieht, mit dem, was bereits Willis, Johnstone und Bichat über diesen Gegenstand lehrten, so finden wir nur Uebereinstimmung und Anwendung der Lehrsätze dieser Männer und Reil's. Der Verf. giebt uns dieses Gesammtergebnifs am Ende seiner Schrift mit folgenden Worten:

„Aus dem Gesammten unserer physiologischen Forschungen und Betrachtungen geht als Endergebnifs hervor, dafs *erstens* durch die Thätigkeit des vegetativen Nervensystems die Ernährung des Gehirns und der Sinneswerkzeuge, so wie die Absonderung der mit diesen in Verbindung stehenden Flüssigkeiten bedingt und vermittelt wird, und in sofern das gehörige Vonstattengehen der Verrichtungen dieser Organe von jenem System abhängig ist, *zweitens* dafs durch die theils an den Sinnesorganen, theils an dem vordern und hintern Zwischenwirbelnerven des Schädels befindlichen Knoten die Eindrücke äufserer Potenzen gemäfsigt und gemindert werden, so wie *drittens*, dafs durch die vielfachen Verbindungen mit dem Cerebral-System gewisse sympathische Erscheinungen erklärt werden können und das Wechselverhältnifs beider Systeme hierdurch zum Theile bewirkt wird".

Dasselbe Resultat finden wir auch früher von Tiedemann ausgesprochen in seiner Abhandlung über den Antheil des sympathischen Nervensystemes an den Verrichtungen der Sinnesorgane (in dessen Zeitschrift für Physiologie Band I. Heft II. Seite 262.).

Dafs das sympathische Nervensystem dem Prozesse der Assimilation, der Nutrition und Sekretion in den Organen des Unterleibes vorstehe, wird Niemand in Zweifel ziehen, dafs aber, wie der Verf. nach Reil annimmt, die Reproduction und Erhaltung des Körperlichen seine Hauptverrichtung sei, dagegen sprechen zu viele und zu gewichtige Gründe, denn 1) bei den niederen Thieren z. B. den Mollusken ist der sympathische Nerve nur auf zwei Fäden reducirt, — (welches der Ref. zuerst gezeigt und dadurch erwiesen hat, dafs die Ganglienkette, welche man bei den niederen Thieren wahrnimmt, nicht, wie mehrere Physiologen gethan haben, als sympathischer Nerv, sondern als Rückenmark zu betrachten sei) — bei welchen Thieren die Bildung und Reproduction des Körpers unmöglich diesen zwei kleinen Fäden zugeschrieben werden kann; 2) weil an viele Organe des Körpers der sympathische Nerv sich gar nicht hinbegiebt, so an die Extremitäten, in das Innere des Gehirns, des Rückenmarkes. Welch' eine Idee, zu glauben, dafs die Ernährung und Bildung des Gehirns von zwei feinen Nerven-Fäden, welche kaum in das Innere des *cranii* dringen, abhänge und davon bewirkt werde, gleich als würde der Ocean von zwei kleinen Bächen gebildet. Der Prozefs der Ernährung und Bildung ist jedem Organe eingeboren, und steht nur da unter dem Einflusse des sympathischen Nervensystemes, wo dieses Nervensystem überhaupt das allein herrschende des Organes ist, wie z. B. in den meisten Organen des Unterleibes.

Mit dem Einflusse des sympathischen Systemes auf den Prozefs der Sekretion verhält es sich, wie mit dem Prozesse der Ernährung. Ohne zu läugnen, dafs er in gewissen Organen unter der Leitung des sympathischen Nervensystems stehe, wie dieses namentlich in den Drüsen des Unterleibes der Fall ist, steht er in andern z. B. in der *glandula mamma*, in der Parotis, der Thränendrüse u. s. w. unter dem des harten Nervensystemes (nebenbei bemerke ich, dafs ich beim Pferde die Aeste, welche vom *nervus lacrymalis* zu den Drüsenkörnern und Thränengängen gehen, deutlich gesehen habe) — in andern vielleicht gar nicht unter der Leitung des Nervensystems, am wenigsten des sympathischen Nerven, als z. B. in den serösen Häuten, namentlich in den Synovialhäuten der Gliedmafsen. Bei der Betrachtung des Einflusses des Nervensystems auf die Sekretion hätte eine unter Emmert's Vorsitze geschriebene Dissertation: *observata quaedam de nervorum in secretione imperio auct. Cammerer Tübing.* 1819. Erwähnung verdient. Wenn Krimer sagt, dafs nach Durchschneidung der Nierennerven die Urinabsonderung qualitativ verändert werde, so ist diese Erscheinung wohl mehr Folge der Entzündung, nämlich Folge der grofsen Verletzung und Verwundung und des Zutritts der atmosphärischen Luft zur Bauchhöhle, indem ein Durchschneiden *aller* Nierennerven ganz unausführbar ist. Noch bemerke hierbei, dafs es vielleicht nicht blofs zufällig ist, dafs bei Vögeln ein *nervus lumbaris* (der dritte) gerade mitten durch die *Niere* seiner Seite hindurchgeht. Bei diesem Einflusse der Nerven auf die Function der Secretionsorgane, beleben sie den Act der Secretion sowohl als die Bewegungen des Ausführungsganges, indem beides

von einander so unzertrennlich, wie *acini* und Ausführungsgang ist. Irrig scheint der Verf. blofs letzteres den Nervenästchen des Unterkieferknotens zuzuschreiben.

Zum Beweise, dafs das Gangliensystem an der Wärmeerzeugung einen eben so grofsen, wenn nicht noch gröfsern Antheil, als das Gehirn und Rückenmark habe, möchte wohl das unvollständige und unzugängliche Experiment von Chaussat nicht zureichen. Man nimmt allgemein und mit Grund an, dafs im Schlafe die Thätigkeit des vegetativen Systemes erhöht sei, und doch sinkt die thierische Wärme im Schlafe um 1 bis 2 Grad herab; ferner, die thierische Wärme erreicht bei den Vögeln einen höhern Grad als beim Menschen und doch ist der sympathische Nerv, namentlich der *plexus solaris*, bedeutend weniger entwickelt, als bei den Säugethieren und dem Menschen.

Dafs das Gangliensystem der Sitz der verschiedenen Sympathien sei, hat man seit Willis allgemein behauptet, aber man ging in dieser Hinsicht wohl zu weit. Dieser Ansicht tritt auch der Verf. bei, indem er aufser dem sympathischen Nervensystem noch andere Wege annimmt, durch welche verschiedene Erscheinungen von Consens erklärt werden können, obwohl er wieder auf der andern Seite mit den meisten Physiologen dieselben Erklärungen gewisser Sympathien giebt, wie sie von Willis bis Tiedemann wiederholt worden sind. Es scheint uns indessen z. E. die Erklärung des Niesens in Folge von Reizung der Nasennerven ganz unzureichend, denn das Niesen ist hauptsächlich Exspirationsbewegung und selbst bei der Inspiration ist diese hauptsächlich eine *inspiratio thoracica* nicht *phrenica*. Es sind also hier die *nervi thoracici* und *lumbo-abdominales* und nicht der *nervus phrenicus* thätig. Einfach erklärt sich das Niesen durch Fortpflanzung des Reizes von den Nasennerven aus in den Hauptstamm des fünften Paares bis zum verlängerten Mark und durch das Rückenmark hinab in die genannten reagirenden Nerven. Dafs schnell auf das Auge einfallendes Licht Niesen errege, findet man seit Le Cat in allen physiologischen Schriften, ob aus eigener Erfahrung, weifs ich nicht; ich konnte es wenigstens niemals an mir beobachten: übrigens liefse diese Erscheinung, wenn sie sie statthat, eine einfachere Erklärung zu, nämlich Fortpflanzung der durch das Licht in der Conjunctiva des Auges bewirkten Reizung auf die mit ihr zusammenhängende Schleimhaut des Thränensackes und der Nasenhöhle. Die Erweiterung der Pupille durch Wurmreiz gehört ebenfalls zu den hierbei angeführten sympathetischen Erscheinungen, obwohl man fast glauben sollte, dafs, wenn hier die Reizung der Nerven des Darmkanals und des Magens durch die Würmer nach dem Verlaufe des sympathischen Nerven bis zu den Ciliarnerven sich fortpflanzen würde, eher eine Verengerung als Erweiterung der Pupille statt finden sollte, indem erstere allgemeiner in Folge einer Potenzirung der Thätigkeit der Iris, letztere in Folge von Abspannung und lähmenden Einflüssen sich einstellt. Mir scheint es, es sei die Erweiterung der Pupille bei Kindern, welche an Würmern leiden, mehr Folge einer nauseosen Wirkung, welche die Würmer im Magen hervorbringen, indem sich hier die Pupille, wie beim Ekel und Erbrechen in Folge der dabei stattfindenden Abspannung des Gehirns und seiner Nerven, erweitert. Auch ist zu bemerken, dafs meines Wissens diese Erscheinung nur bei einer Anhäufung von Spulwürmern im Magen, nicht bei Vorhandensein anderer Würmer z. B. des Bandwurms beobachtet wurde. Auf der andern Seite bemerkt man ein Jucken der Nase bei Würmern in den ersten Wegen und diese Erscheinung scheint der bis jetzt davon gegebenen Erklärung nach mit der erstern, der Erweiterung der Pupille, in Widerspruch zu sein; auch ist, legt man jene Erklärung zu Grunde, nicht einzusehen, warum nicht eben so gut Kitzel am vordern Gaumenloch, *foram. incisivum*, wo der *nervus nasopalatinus* sich verbreitet, oder Jucken an der Stirn u. s. f. statt finden sollte. Es scheint mir diese Erscheinung einfacher durch Leitung des Wurmreizes von dem *nervo vago* aus bis zur *medulla oblongata* und von da in das fünfte Paar, namentlich in seine sensibeln peripherischen Endungen in den Nasenlöchern, erklärt werden zu können.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 86.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Der Kopftheil des vegetativen Nervensystems bei'm Menschen, in anatomischer und physiologischer Hinsicht bearbeitet von Dr. Friedrich Arnold.

(Schluſs.)

Das Sardonische Lachen bei Entzündung des Zwergfells lasse sich, sagt der Vf., ebenfalls aus der Verbindung des vegetativen Nervensystems mit dem dreitheiligen Nerven ohne Zwang erklären, da hier doch nicht nach des Ref. Dafürhalten vom sympathischen Nerven und vom fünften Gehirnnerven, sondern vom phrenischen und Gesichtsnerven die Rede sein kann und diese Erscheinung davon abgeleitet werden muſs, da die entzündliche Reizung des Zwergfellsnerven durch den dritten Halsnerven bis zum untern Ast des Gesichtsnerven sich fortpflanzet.

Es mögen diese kurzen Andeutungen hier genügen; indem sie nur beweisen sollen, daſs die bisherigen Erklärungen der sogenannten sympathischen Phänomene noch viel Unwahres und Unsicheres enthalten. Daſs sich, wie der Verf. dafür hält, so manche consensuelle Erscheinungen, die von ihm früher schon aufgeführt wurden, am natürlichsten dadurch erklären lassen, daſs das vegetative Nervensystem auf die Ernährung des Gehirns und der Sinnesorgane und die Absonderung der mit diesen in Beziehung stehenden Flüssigkeiten einen groſsen und wesentlichen Einfluſs habe, glauben wir deshalb nicht annehmen zu können, weil wir überhaupt läugnen, daſs dieses Nervensystem dem Prozesse der Ernährung in dem Gehirne und in den Sinnesorganen vorstehe.

In den vorigen Abschnitten ist nun gröſstentheils enthalten, was in dem Kapitel über die Bedeutung der einzelnen Knoten des Kopftheiles vom automatischen Nervensystem gesagt wird. Der Verf. folgt hier gröſstentheils Tiedemann (vergl. die angeführte Abhandlung) namentlich in Betreff des Augenknotens. In Betreff der Frage, auf welche Weise die Veränderungen der Pupille oder die Bewegungen der Iris durch Lichteinfluſs auf das Auge vermittelt werden, meint der Verf. daſs dies sowohl durch Reitzung der Ciliarnerven als der Retina geschehe. Merkwürdig ist es, daſs man dem winzigen Gefäſsnerven der *arteria centralis retinae* die Hauptwirkung hierbei zuschreibt, während man doch im Ciliarnervensystem selbst eine Verbindung von sensitiven und bewegenden Nerven zugeben muſs, indem das *ganglion ophthalmicum* aus einem sensitiven Nerven, dem *nervus nasociliaris* und einem bewegenden Nerven, dem dritten Gehirnnerven, zusammengesetzt ist, wovon wahrscheinlich die sensibeln Aeste in dem *corpus ciliare*, die Bewegungsnerven in der Iris und an ihrem äuſsern Stande sich vertheilen. Und diese hier nothwendige Vermischung von Fäden aus einem Bewegungsnerven und Empfindungsnerven scheint mir auch die Ursache der Plexusbildung in dem *ganglion ophthalmicum* zu sein. Sieht man dieses Ganglion aber als Nervengeflecht an, so erklärt sich hieraus der Umstand, daſs auch bei Vögeln, bei welchen die Iris willkürlich beweglich ist, dieses Ganglion sich vorfindet, was nicht stattfinden dürfte, würde dasselbe die unwillkürliche automatische Bewegung der Iris bedingen.

In Betreff des Ohrknotens und seiner Verrichtung kann ich mit dem Vf., wie bereits oben bemerkt wurde aus den angegebenen Gründen, und namentlich weil der Nerv, welcher zum *musculus tensor tympani* geht, nur durch das Ganglion hindurchtritt und nicht aus ihm entspringt, nicht übereinstimmen und halte dasselbe für ein Ganglion des sympathischen Systemes, daher ich dasselbe auch nicht mit dem Namen *ganglion oticum*, sondern mit dem Namen *ganglion cephalicum nervi sympathici posterius* in Beziehung auf das *ganglion sphenopalatinum*, welches ich *ganglion cephalicum nervi sympathici anterius* nennen möchte, zu belegen wünschte.

Das sogenannte *ganglion incisivum* wäre nach aufwärts sodann das Schlufsganglion der Ganglien-Elypse, wie das *ganglion coccygeum* nach abwärts diese Nervenkette schliefst. Das *ganglion ophthalmicum* bleibt als Plexus aus dieser Reihe ausgeschlossen, ebenso das *ganglion submaxillare Meckelii*, welches offenbar blofser Plexus ist und deswegen nach meinem Ermessen von der Natur gebildet ist, um die Nerven des Speichel-Drüsensystemes, die der Parotis vom siebenten Nerven und die der Unterkiefer-Zungendrüse vom Geschmacksnerven mit einander zu verketten, so dafs ihre secernirende Lebensthätigkeit durch diese Verbindung der Nerven der genannten Drüsen vermittelst der Trommelfellsaite qualitativ in Einklang gebracht werden kann. Ich will übrigens für die Trommelfellsaite, welche ja aus mehreren Fäden besteht, noch eine andere sympathische Bestimmung nicht ausschliefsen, obwohl diejenigen, welche in ihr eine Verbindung zwischen Gehör- und Sprach-Organ erkennen, das gegen sich haben, dafs nach allgemeiner Aussage der *ramus lingualis* des fünften Paares Geschmacksnerv, Sinnesnerv und nicht bewegender Nerv ist. Der Ansicht des Verfs., dafs das *ganglion submaxillare Meckelii* die automatischen Bewegungen des Ausführungsganges der Unterkieferdrüse vorstehe, ist entgegen, dafs wir bei der grofsen Parotis und ihrem Ausführungsgange, so wie in andern Drüsen kein solches Ganglion wahrnehmen. Ueber die Benennung der übrigen Ganglien, welche an den Gehirnnerven bemerkt werden, nämlich über die der Ganglien des fünften, siebenten, neunten und des zehnten Gehirnnervenpaares und über ihre Aehnlichkeit mit den Spinalknoten, so wie über ihre Bestimmung, die Leitung der äufsern Eindrücke zum Gehirn (und vielleicht auch umgekehrt, möchte ich hinzusetzen) zu mäfsigen, stimme ich ganz mit dem Verf. überein. Die dem Werke beigegebenen zehn Steintafeln mit eben so vielen Contouren sind deutlich und für das Auge gefällig gearbeitet. Am wenigsten spricht leider wieder die Zeichnung vom *ganglion oticum* an, namentlich in Betreff seiner Form und der relativen Stärke seiner Nervenverbreitungen. Der *Nervus pterygoideus* spaltet sich, wie ich fast immer fand, sehr früh in zwei gleich lange Aeste, was hier gar nicht angegeben ist. Das Werk selbst bildet aber mit den frühern Schriften des Verfs. über denselben Gegenstand ein schönes Ganze, wodurch er sich einen bleibenden Namen in der Geschichte der anatomischen Litteratur erworben hat.

Mayer.

LVII.

Der Zweck des Staates. Eine propolitische Untersuchung im Lichte unsers Jahrhunderts, von Friedrich Murhard. Göttingen in der Dieterichschen Buchhandlung. 1832. XXXVIII und 406 Seiten in 8.

Das vorliegende Werk schliefst sich den zahlreichen Erscheinungen an, die namentlich in der Deutschen Litteratur das erhöhte Interesse hervorgerufen hat, mit welchem man sich seit den Ereignissen der neuesten Zeit zu dem Politischen wandte, und die sich als Veranlassung oder Folge jener allgemeinen Aufgeregtheit darstellen, deren unbestimmtes Streben oft einen so unheimlichen Eindruck zurückläfst, dafs man fast verzweifeln möchte, ob ein heilsames Ziel zu erwarten. Noch fehlte der politische Luther, der der schwankenden Neigung eine klare, feste und nationale Richtung zu geben verstand, der den brausenden Strom in sein rechtes Bette zu leiten wufste, anstatt ihn frei seinem Laufe zu überlassen oder machtlos sich ihm entgegenzustämmen. Dafs hier die freie That des zum Handeln Berufenen Gröfseres vermag, als doctrinaires Besprechen und freundlicher Rath, wird jeder zugeben, der den Gang der Geschichte durchschaut, und sein Auge den Bedürfnissen der Gegenwart, nicht verschlossen hat; aber es darf auch nicht verhehlt werden, einen wie grofsen Einfluls das Resultat wissenschaftlicher Erörterung auf ein Zeitalter ausüben mufs, welches so hoch steht in der Bildung, wie das jetzige; wo jeder, der Tüchtiges vorzubringen weifs, der Aufmerksamkeit der Hörer gewifs ist. Wenn wir daher auch nicht zu denen gehören, die bei jeder wissenschaftlichen Arbeit untersuchen, ob sie geeignet sei, einen practischen Nutzen zu gewähren, und geneigt sind, darnach ihr Urtheil abzugeben über den Werth des Geleisteten; wir im Gegentheil einen hinreichenden Glauben von der Würde jeder selbstständigen Forschung haben, um ihr Ziel und ihre Rechtfertigung in ihr selbst zu finden: so halten wir es doch für eine würdige Aufgabe wissenschaftlicher Bestrebung,

über Parteiungen und Leidenschaftlichkeit erhaben, die ernste reine Stimme ertönen zu lassen im grellen Mifston der Zeiten, und eben nach Wahrheit zu forschen, um zum Rechten zu führen. Damit soll nicht gesagt sein, als hielten wir jedes einseitige Aussprechen verschiedenartiger Ansichten für verwerflich; — es steht die Politik dem Leben zu nahe, sie ist zu sehr verzweigt mit den Verhältnissen der Menschen, und die Erfahrung ist eine zu wichtige Quelle ihrer Erkenntnifs, als dafs man den Vortheil übersehen könnte, den eine freimüthige Erörterung politischer Lehren im verschiedenartigsten Sinne zur Folge haben mufs. Rechnet man hierzu noch die innige Verknüpfung der Begriffe von Volk und Staat, und wie oft schon die nationale Auffassung einen Gegenstandes diesem ein erfreuliches Licht geben kann: so scheint es eben klar vorzuliegen, dafs nicht blofs der berufen ist, in der Politik seine Stimme abzugeben, welcher mit rein wissenschaftlichem Sinne seinen Stoff behandelt; sondern jeder, dem ein heller Blick und ein warmes Herz für das Thatsächliche zu Theil ward. Ja es giebt der Fragen viele in den Verhältnissen der Menschen, die nur ein Solcher genügend zu beantworten vermag, sei es auch, dafs er der wahren wissenschaftlichen Weise baar ist, und von falschen Principien beherrscht wird. Denn leicht scheidet sich von diesen das thatsächlich Wahre, der köstliche Kern von der vielleicht bitteren Schaale. Darum rede frei, wessen Stimme einen guten Klang hat im Rathe der Gemeinde: das Verdienstliche mufs anerkannt werden in jeder Gestalt und an jeglicher Stelle.

Nach Allem möchten wir behaupten, dafs ein politisches Werk aus einem zwiefachen Gesichtspuncte aufgefafst werden kann, indem man entweder zur Frage stellt, welche Stellung es in wissenschaftlicher Beziehung einnimmt, und darnach das kritische Mafs anlegt; oder untersucht, ob es von wahrem Interesse sei für die besonderen Verhältnisse der Gegenwart.

Was nun die vorliegende Schrift des Hrn. Murhard betrifft, so scheint uns der Hr. Verf. keinen Anspruch machen zu können, in letzter Beziehung Etwas geleistet zu haben. Denn wenn er auch ihr Erscheinen in der Vorrede rechtfertigt durch den Nutzen, welchen eine Untersuchung über den Zweck des Staates gewähre: so glauben wir doch kaum, dafs diese Bemerkung etwas Anderes bedeuten kann, als dafs wissenschaftliche Erörterungen einen entschiedenen Einfluls haben auf die Denkweise der Menschen; und hierauf geht auch die Deduction der Behauptung. Auch läfst sich eine unmittelbare Einwirkung auf Viele von einer raisonnirenden, mit gelehrtem Apparate reichlich ausgerüsteten Schrift, wie die vorliegende ist, nicht wohl erwarten: dazu sind andere Mittel erforderlich, als die hier angewandten. Es fehlt jedes Eingehen in concrete Verhältnisse, jede Berührung lebendiger, die Völker erregender Fragen.

Als rein wissenschaftliche Arbeit kann die Schrift nun eine zwiefache Bestimmung haben: sie kann entweder im Gange eigener Forschung ein selbstständiges Resultat liefern sollen, oder einen secundären Zweck haben, Gegebenem sich anschliefsen. Man könnte nun versucht sein zu glauben, der Hr. Verf. habe sich die besondere Aufgabe gestellt, eine politische Literärgeschichte zu schreiben; denn am Ende der Vorrede nennt er sein Buch einen Beitrag dazu. Doch gestehen wir offen, dafs wir uns diese Bezeichnung nicht zu erklären vermögen. Der Titel kündigt *eine propolitische Untersuchung im Lichte unsers Jahrhunderts an.* Ohne nun mit Hrn. M. über diese etwas auffällige Einführung zu rechten, dürfen wir dadurch doch unsere Voraussetzung für begründet halten, eine selbstständige Auffassung durchgeführt zu finden. Zwar wäre es immerhin möglich, das Licht unsers Jahrhunderts auf die im Buche befindliche Litteratur zu beziehen: aber dann müfste sie sich doch auf unser Jahrhundert beschränken, — während dieses nur einen Theil des gewaltigen Apparates geliefert hat. Auch ergiebt der Gang des Buches unwiderleglich, dafs freilich die Ansichten Anderer den gröfsten Theil desselben füllen, dafs sie aber nicht blofs historisch vorgetragen sind, sondern meistens, um sie zu benutzen zur Begründung eigener oder zur Bekämpfung fremder Meinungen. Da nun aus der fortgeführten Untersuchung, wobei der Vf. sich freilich in der Regel passiv verhält, ein Endresultat gezogen ist: so müssen wir dieses als Zweck, die benutzte Litteratur aber als Mittel ansehen, auf jenes also und auf die Art, wie es entstanden ist, unsere Kritik richten, und die Bezeichnung des Werkes als Litterärgeschichte für einen vom Vf. beliebten Ausdruck der Bescheidenheit halten oder für eine vielleicht unwillkürlich entschlüpfte Hinweisung auf die etwas singuläre Form der Deduction.

Oder soll die Schrift eine Kritik liefern über die verschiedenen Ansichten Anderer von dem Zwecke des Staates? Der darin befolgte Gang ist dieser: es wird zuerst von der Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit der richtigen Bestimmung des Staatszwecks gehandelt; dann gelangt der Vf. zu den verschiedenen Ansichten Anderer über denselben, führt diese einzeln unter verschiedenen Rubriken auf und findet zuletzt ein bestimmtes Resultat seiner Untersuchung. Nun ist es freilich wahr, dafs Hr. M. zuweilen bei den von ihm angeführten Meinungen verweilt, um irgend eine Schwäche oder einen besonderen Lichtpunct an denselben nachzuweisen; aber dies geschieht weder immer, noch, wenn es wirklich der Fall ist, umfassend und genügend, meistens auch nicht ein-

mal selbstständig durch eigene Deduction, sondern so, dafs ein gegenüberstehender Autor zur Bekämpfung herangerufen wird. Da sich nun auch, wie schon bemerkt ist, ein Hinführen zum Endresultat im Verlaufe der ganzen Schrift nicht verkennen läfst, und die eingemischte Kritik offenbar jenes vorbereiten soll: so glauben wir nicht, dieselbe als Zweck der Schrift auffassen zu können. Es ergiebt sich vielmehr aus Allem, dafs Hr. M. eine selbstständige Arbeit hat liefern, dafs er durch ihr Resultat die Wissenschaft hat bereichern wollen.

Was nun zuerst die Form und Methode dieser Untersuchung betrifft, so hat sie einen so singulären Charakter, dafs das Ungewöhnliche daran zuerst fast blendet und gewinnt. Herr M. führt nämlich die Ansichten fast aller Schriftsteller auf, die das Thema seiner Untersuchung zum Gegenstande ihres Nachdenkens gemacht haben, und zwar nicht blofs in der Art, dafs er die Grundzüge ihrer Systeme angiebt; sondern er benutzt sie, wo nur eine von ihnen ausgesprochene Behauptung im einzelnen Falle ein ihm eben passendes Resultat liefert, ja er läfst sie auch gegen einander auftreten, ohne anzudeuten, zu welcher Seite denn er sich neige. Wir möchten diese Methode vergleichen mit der Leitung einer Debatte, wo die Theilnehmer heftig gegeneinander anstreiten, oft kein Resultat herauskömmt, der Präsident aber nur selten spricht zur Vermittlung und so zuletzt Alles nach seinem Sinne glücklich zu Ende führt. Doch will es uns bedünken, dafs diese Methode eben keine glückliche sei für wissenschaftliche Deduction: es tritt die Person des Vermittlers offenbar leicht zu sehr in den Hintergrund, und es könnte fast scheinen, als sei er nur für die Streitenden da, was sich doch nicht wohl ziemen will für einen Mann, von dem man selbstständiges Denken erwartet. — Um uns deutlicher zu erklären, — es erscheint die ganze Schrift des Hrn. M. im Verlauf der Entwicklung als eine blofse Compilation der verschiedenartigsten Ansichten, die ohne Auswahl und Geschmack, ohne Plan und Kritik zusammengewürfelt, fast nach keinem andern Ziele zu streben scheint, als nach möglichster Vollständigkeit der Citate. Da sehen wir mit demselben Ernste herangerufen zur Vertretung Montesquieu und Vollgraff, Platon und Krug, Feuer und Wasser zusammengebracht, — so dafs wir es wahrlich nach dieser Probe für keinen Verlust halten können, wenn Hr. M. in's Stocken gerieth mit dem, in der Vorrede angeführten Projecte, die Goldkörner politischer Weisheit aller Zonen und aller Zungen in etwa zwanzig gedeihlichen Bänden dem litterarischen Publicum vorzulegen.

Nach Allem ist nicht zu verwundern, wenn das Resultat dieser Untersuchung so unafällt, wie es am Ende des Buches zu lesen: Hr. M., der alle benutzt hat, läfst Allen ihr Recht widerfahren; er sieht im Staate einen *Verein von Menschen unter den Gesetzen des Rechts für alle Zwecke der Menschheit* (p. 368.), (womit wohl identisch sein soll die früher (p. 143.) gegebene Definition: der *Staat ist eine Rechtsgesellschaft, aber zugleich eine grofse Bildungsanstalt*) und findet den allgemeinen Staatszweck *in der möglichst vollkommenen Erreichung des Zweckes menschlichen Daseins* (p. 374.). Jedoch gilt ihm dieses nicht unbedingt: der Staat ist etwas Subsidiäres; nur wenn die Individuen nicht vereinzelt die ihnen gewordene Aufgabe erreichen können, und Privatverbindungen nicht leicht zu treffen sind, — tritt der Staat ein als Inbegriff der *gemeinsam* wirkenden Kräfte und führt zum Ziele. Aber es frägt sich nun, wie man es herausfinden soll, ob ein concreter Zweck (Menschheitszweck), ein nur durch den Staat zu gewinnender und daher ein ihm anheimfallender sei (Staatszweck.). Dazu läfst Hr. M. sich durch Jacob auf den Weg der formalen Unterscheidung führen, und giebt folgende Merkmale an, um zu wissen, ob ein *Gegenstand zum Staatszweck passe* (p. 358.):

1) „Es mufs ein gemeinsamer, d. h. ein solcher Zweck „sein, den alle Mitglieder des Staates wollen, oder „vermöge der Vernunft wollen sollen;
2) „dieser Zweck mufs durch die isolirten Kräfte der „Individuen und ihre freiwilligen Verbindungen ent„weder gar nicht, oder doch nicht so sicher und „gut erreicht werden können, als durch die Staats„kraft;
3) „die Staatskraft mufs wirklich ein sicheres Mittel „sein, diesen Zweck zu realisiren, (!) und
4) „die Mittel der Realisirung dürfen dem Haupt„zwecke, weswegen der Staat errichtet ist, weder „im Ganzen noch theilweise widersprechen".

Wir glauben uns der Aufgabe überheben zu können, näher in das von Hrn. M gefundene Resultat einzugehen, schon darum, weil auch in den wesentlichen Zügen nichts Selbstständiges sich ausspricht; denn viele Schriftsteller sind von ihm aufgeführt, als übereinstimmend mit seiner Lehre. Im Ganzen können wir darin nur das Raisonnement des sogenannten gesunden Menschenverstandes erblicken, dessen grofser Bewunderer Herr M. ohne Zweifel ist. Auch wir verehren „den schlichten Sinn, der aus dem Volke spricht", und hassen spitzfindige Verschrobenheit so gut wie Einer. Aber wir finden eben die glänzende Seite des gesunden Verstandes darin, dafs er sich die Gegenstände auszuwählen weifs, worüber ihm ein Urtheil zusteht, und dafs er sein Urtheil durch das Thatsächliche bestimmen läfst. Soll er aber die Basis einer wissenschaftlichen Begründung sein, so ist fade Oberflächlichkeit und unbestimmtes Herumtappen die Folge dieser unnatürlichen Paarung; darum scheint es Pflicht, sie zu bezeichnen an jeglicher Stelle, namentlich aber dann, wenn ein Mann sich mit solcher Lehre voranstellt, der, wie Hr. M., sich eines gewissen Rufes erfreut und nicht ohne Verdienst ist durch andere Leistungen.

Georg Beseler.

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

LVIII.

Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften von D. J. T. L. Danz. Weimar 1832. bei Wilh. Hoffmann.

Das Bedürfnifs einer Encyklopädie mufs am tiefsten in einer Zeit empfunden werden, wo die Wissenschaft in ihrer Entwicklung ungewöhnliche Fortschritte gemacht und eine wesentliche Umgestaltung erfahren hat. Dies wird man von der Theologie eingestehen müssen, und deshalb kann es nicht auffallen, dafs in neuerer Zeit von mehreren Seiten her encyklopädische Behandlungen der Theologie erschienen sind, obwohl nicht alle von der geschehenen Fortentwicklung günstige Beweise darlegen. — Ueber den Zweck vorliegender Schrift bemerkt der Hr. Verf. (Vorrede p. VIII.), dafs er hauptsächlich darauf gedacht habe, „durch eine Art von genetischer Entwicklung die Nothwendigkeit des Studiums der einzelnen theologischen Disciplinen anschaulich und ihre Verbindung unter einander und zu einem Ganzen klar zu machen. Die Geschichte der theologischen Wissenschaft — heifst es weiter — habe ich, als gegen meine Ansicht vom Studium der historischen Wissenschaften weggelassen, dafür aber zur Erlangung der theologischen Bücherkenntnifs ein reichhaltiges Verzeichnifs, theils der allgemeineren Schriften, theils der die wichtigern und jetzt besonders interessanten Gegenstände betreffenden beigefügt". Hiernach mufs der Hr. Verf. wähnen, dafs es für die Darstellung eines Gegenstandes mehrere Arten von genetischer Entwicklung gebe, unter denen man sich nach Belieben irgend eine auswählen könne. Vernünftiger Weise wird man indefs zugeben, dafs die naturgemäfse Genesis eines Gegenstandes nur *eine* sein könne, und dafs die genetische Entwicklung mit mehreren Arten nichts zu thun habe. Deshalb können jene Worte „eine Art von genetischer Entwicklung" nur Bedeutung haben, wenn sie vielleicht so viel heifsen sollen als: willkürliche Behandlung, und ob sie in diesem Sinne zu nehmen sind, wird die in dem Buche herrschende Behandlungsweise sehr bald lehren. Die ganze Schrift besteht aus einer *Einleitung* (p. 3 — 144.), aus der *Encyklopädie* der theologischen Wissenschaften (p. 144 — 456.) und aus der *Methodologie*. Diese drei Theile sind ohne inneren Zusammenhang neben einander gestellt; denn wenn es auch p. 16. heifst, dafs die *Methodologie* erst hinter der vollständig abgehandelten *Encyklopädie* ihre wahre Stelle finde, da die zweckmäfsige Einrichtung des Studiums von der Beschaffenheit der Wissenschaft abhänge, so zeigt sich doch in der Behandlung selbst keine durch frühere Stufen begründete Entwicklung, kein nothwendiger Uebergang von dem Einen zum Andern. Das Eigenthümliche des Hrn. Verfs. besteht überhaupt darin, vom Standpunkte der Reflexion aus verschiedene Seiten an einem Gegenstande aufzuweisen, und hierauf mancherlei Unterscheidungen zu gründen, welche gleichgültig neben einander liegen und von der Einigung in einem letzten Versöhnungspuncte fern gehalten werden. So scheidet der Hr. Verf. eine *allgemeine Einleitung*, *Encyklopädie* und *Methodologie* von einer *besonderen*, und es lassen sich für diese alte Trennung in einen *allgemeinen* und einen *besonderen* Theil leicht einige plausible Gründe angeben; allein nichtsdestoweniger bleibt sie dem zu entwickelnden Gegenstande durchaus äufserlich, wenn, in dem ersten Theile, ganz unabhängig von dem zweiten, fernliegende meist unwesentliche Dinge berücksichtigt, in dem zweiten besonderen Theile dagegen erst die vorzugsweise bemerkenswerthen Puncte des Gegenstandes berührt werden, oder wenn in dem zweiten Theile nun etwas ausführlicher dasjenige behandelt wird, was in dem ersten schon zur Sprache kam; hierbei würde die Sache nichts Wesentliches einbüfsen, wenn der erste in sich abgeschlossene Theil ganz fehlte. Das Allgemeine kommt jedoch nicht von

aufsen her an den Gegenstand, sondern dieser schliefst dasselbe ebensosehr als das Besondere in sich, aber aufser dem Besonderen zugleich das Einzelne, ohne welches die Unterscheidung des durch die Sache begründeten objectiven Gehaltes ermangelt. Denn das Allgemeine mufs das einfache abstracte Wesen des Gegenstandes umfassen: das Besondere dagegen den aus dem Wesen entfalteten in sich selbst mannigfach unterschiedenen Inhalt, das Einzelne endlich die concreten Bestimmungen, in welchen der Gegenstand sich seine vollendete nach allen Seiten hin abgerundete Form giebt. Werden diese drei Momente in der Betrachtung des Gegenstandes aus einander entwickelt, so erscheint das Allgemeine, wie das Besondere und Einzelne, stets immanent, und hiermit verliert der gewöhnlich abgesonderte allgemeine Theil seine frühere Bedeutung. In der allgemeinen Einleitung, welche von Wissenschaft und Wissenschaften, von den verschiedenen Arten der *Encyklopädie*, vom Studium und den Studirenden, von Methode und Methodologie, von Unterricht und Unterrichtsanstalten und einigen anderen etwas fremdartigen Gegenständen handelt, heifst es (§. I.) von der Wissenschaft überhaupt (*scientia*): sie sei „Erkenntnifs von Etwas nach Gründen und im Zusammenhange"; unter einer Wissenschaft (*disciplina*) dagegen, deren es mehrere gebe, verstehe man „eine Reihe von Kenntnissen und Wahrheiten einer gewissen Art (?), die ihres gemeinschaftlichen Gegenstandes, Erkenntnifsgrundes und Endzweckes wegen mit einander in Verbindung stehen, und auf irgend eine Weise in ein System gebracht, oder zu einem organischen Ganzen verbunden seien". Obgleich hier „Zusammenhang, System, organisches Ganze" als etwas der Wissenschaft Eigenthümliches erscheinen, so ist doch der *Begriff* der Wissenschaft verfehlt. Wozu eigentlich die doppelte Definition von Wissenschaft und Wissenschaften? Die Natur der Wissenschaft kann doch immer nur *eine* sein, und nach dieser Seite der Wissenschaft hin müssen wohl alle Wissenschaften denselben Character haben, wenn sich der Begriff der Wissenschaft oder des Wissenschaftlichen nicht durch sich selbst vernichten soll. Wird jedoch das Wissenschaftliche darin gesetzt, dafs man etwas mit Gründen zu belegen oder auf irgend eine Weise — so dafs also mehrere Weisen existiren — in ein System zu bringen weifs: so mufs allerdings der Begriff der Wissenschaft höchst unbestimmt und mannigfach sein. Allein wodurch ist denn eine solche Meinung begründet, dafs das Wissenschaftliche durch herbeigeholte subjective Gründe und durch irgend eine Weise des Systematisirens oder Einregistrirens der Sache äufserlich angeklebt werde? Hat nicht der Gegenstand in seinen wesentlichen Bestimmungen bereits einen natürlichen Zusammenhang, eine Organik? und mufs deshalb das Wissenschaftliche nicht eben darin bestehen, den Gegenstand in seinem organischen Gliederbau darzustellen, und ihn hiermit zugleich in seiner an- und für sich seienden Beschaffenheit zu begreifen? Läfst sich demnach der Bearbeiter mit Unterdrückung subjectiver Willkür durch das Object bestimmen, und entfaltet sich alsdann der Gegenstand in seiner naturgemäfsen nothwendigen Weise, so zeigt sich das Wissenschaftliche, welches eben so wenig als das Wahre oder das Nothwendige ein unbestimmt einfaches sein kann. An Wissenschaft oder Wissenschaftlichkeit ist aber nicht zu denken, wenn man in Beziehung der zu einem Gegenstande gehörenden nothwendigen Momente den inneren Zusammenhang der Sache durch äufserlich neben einander aufgestellte Unterschiede sogleich zerreifst. In solcher zersplitternden Weise sagt der Hr. Vf. von der Encyklopädie, es gebe eine *Universal-* oder *allgemeine Encyklopädie*, welche sich über das ganze Gebiet des menschlichen Wissens erstrecke, und eine *Particular-* oder *besondere Encyklopädie*, welche sich nur auf einzelne für sich bestehende Wissenschaften beziehe, sodann eine *ideale*, welche die Wissenschaft, wie sie ihrer Idee nach sein soll, und eine *reale*, welche dieselbe, wie sie wirklich ist, in Umrissen bezeichne, ferner eine *materiale*, welche die Wissenschaft der Materie nach, und eine *formale*, welche dieselbe der Form nach vortrage, endlich eine *systematische*, welche einen wissenschaftlichen Gang befolge, und eine *alphabetische*, welche die Form eines Wörterbuchs annehme (§. II.). Sollte diese Angabe einen wissenschaftlichen Anstrich haben und sich von zerfallenen lexikalischen Notizen unterscheiden, so mufste wohl aufgezeigt werden, was denn der Begriff, das Wesen der Encyklopädie verlange, welches aufzuzeigen man nur für überflüssig halten kann, wenn man vielleicht wähnt, die Encyklopädie sei an sich begriff- oder wesenlos, und falle daher der puren Willkür anheim. Ist man aber von dem Gegentheil überzeugt, so wird sich dies in der Erkenntnifs der Nothwendigkeit zeigen, dafs die Ency-

klopädie, möge sie nun Universal- oder Particular-Encyklopädie sein, ihr Object nach seinen Hauptseiten berücksichtigen müsse, wenn sie anders Einseitigkeiten vermeiden will, die sich natürlich, je nachdem auf die eine oder die andere Seite an dem Gegenstande reflectirt wird, in grofser Menge schaffen lassen. In seiner Totalität bietet aber der Gegenstand drei Hauptseiten dar, nämlich den Begriff, den Inhalt und die Form, und hiernach mufs die Encyklopädie bei Betrachtung der einzelnen Disciplinen, in Bezug auf den Begriff des Objects *ideell*, in Bezug auf den Inhalt *reell* oder *materiell*, in Bezug auf die Form *systematisch* sein. Das erste Moment ohne das zweite enthält nur abstracte Grundsätze, formelle Principien u. dergl., welche, eben weil der objective Inhalt aufser Acht gelassen ist, rein subjectiver Natur sind; das *reelle* Moment ferner ohne das *ideelle* wird aus einem geistlosen Haufen aufeinandergeschichteter Einzelheiten bestehen; und fehlt endlich das systematische Moment, so mufs das organische Band, welches die einzelnen Theile der Theologie eng zusammenhält, zerrissen sein, und man wird alsdann statt des nothwendigen Ganges der Sache den Bearbeiter auf Abwegen umherschweifen sehen. Auf diesen von einander losgetrennten Momenten beruhen die Einseitigkeiten der älteren Encyklopädieen, welches wir indefs der Kürze wegen nicht weiter nachweisen können. In der *besonderen* Einleitung, welche, einzelne Abschweifungen abgerechnet, über Religion, über Theologie und deren Eintheilung in Religions- und Kirchenwissenschaft, und über das Studium der Christlichen Theologie handelt, tritt die verständige Reflexionsweise des Hrn. Vfs. gleich auffallend hervor. „Die Religion, heifst es §. VIII., besteht im *subjectiven* Sinne in dem Bewufstsein und dem praktischen — auf Gesinnung und Leben einwirkenden — Anerkenntnifs eines Abhängigkeits-Verhältnisses der sichtbaren Welt von einer unsichtbaren (obwohl vielfältig sichtbar gedachten und dargestellten) Macht überhaupt, insonderheit aber auch des Menschen mit seinem Zustande und seinen Schicksalen von dem Willen und den Fügungen eines höhern göttlichen Wesens. Der Inbegriff der Erkenntnifssätze aber, deren Folge das Anerkenntnifs ist, heifst Religion im *objectiven* Sinne".

(Die Fortsetzung folgt.)

LIX.

Recherches anatomiques et physiologiques sur le Marchantia polymorpha, pour servir à l'histoire du tissu cellulaire, de l'epiderme et des stomates. Par M. Mirbel. Paris 1832. *Mit* 3 *Kupfertafeln.*

Die Aufgabe, welche sich der berühmte Verf. bei dieser Abhandlung gestellt, ist auf die Organisation und Entwickelung des Zellgewebes der Pflanzen überhaupt und insbesondere auf einige wichtige Streitpunkte, welche in der neueren Zeit das Interesse der Naturforscher auf sich gezogen haben, gerichtet, und wir können über das Resultat der desfalsigen Untersuchungen sogleich das Zeugnifs aussprechen, dafs die Lösung dieser Aufgabe dem Verf. wirklich auf eine überraschende Weise gelungen ist. Grew und Malpighi betrachteten das Pflanzenzellgewebe als aus Blasen oder Schläuchen zusammengesetzt, welche sich dergestalt von einander absondern lassen, dafs jede Zelle einen von allen Seiten in sich geschlossenen häutigen Sack bildet und das Innere der verschiedenen nebeneinanderliegenden Säcke also durch doppelte Scheidewände geschieden erscheine. C. F. Wolff und der Verf. selbst, von einer physiologischen Rücksicht geleitet, stellten dagegen die ganze Masse des Zellgewebes als ein so zusammenhängendes Gewebe dar, dafs die einzelnen Zellen unzertrennlich verbunden und die Scheidewände derselben einfach seien. Demnach wurde auch die Epidermis nicht als besonderes Organ, sondern blofs als die äufsere Zellgewebeschicht überhaupt betrachtet. Diese Ansicht fand aber bald durch Treviranus, Link u. a. Deutsche Botaniker grofsen Widerspruch, indem sich die Deutschen Gelehrten mehr den Vorstellungen von Grew und Malpighi anschlossen. Man blieb jedoch nun nicht mehr bei den Formen des ausgebildeten Zellgewebes stehen, sondern berücksichtigte auch die von Wolff und dem Verf. angeregte Betrachtung seiner Entstehung und Entwickelung, gelangte dabei aber zu anderen Resultaten, indem besonders Treviranus die ursprüngliche Bildung des Zellgewebes aus kleinen Bläschen oder Körnchen zu erklären suchte, die ursprünglich schon gesondert seien, aber im Verlauf der Entwickelung unter sich zu einem zusammenhängenden Gewebe sich vereinigten, oder verwüchsen. Dieser Vorstellung liegt die Ansicht von Wolff zum Grunde, dafs nämlich die Bildung des Zellgewebes aus einer gleichförmigen Substanz (*Cambium*) geschehe, indem sich hierin Blasen und Gänge bildeten. Aber Wolff nahm dies nicht in dem Sinne, dafs durch Verwachsung der Blasen das Zellgewebe entstehe. Der Verf. macht sich nun zum Schiedsrichter seiner eigenen Ansichten, auf eine seines Namens sehr würdige Weise, indem er seine frühere subjektive Meinung der Sache freimüthig Preis giebt und sich blofs an die objektiven Erscheinungen hält und die daraus genommenen Gründe gegenseitig abwägt. Der Verf. knüpft seine Arbeit an die sorgfältige Beobachtung der Entwickelungsgeschichte der einzelnen Organe der *Marchantia polymorpha* in der

Voraussetzung, dafs die Formen der Entwickelung der Schläuche dieser homorganischen Pflanze, mit denen des Zellgewebes der höheren heterorganischen übereinstimmen werden. Die Beobachtungen des Keimens der Sporen und der Gonidien oder Bulbillen der *Marchantia*, so wie des allmähligen Wachsthums dieser Gebilde und der Zähne des Involucri der Gonidien geben dem Verf. die wichtigsten Materialien seiner Untersuchung, indem derselbe die verschiedenen Stufen der Entwickelung der Wurzeln und des Laubes bis zur völligen Ausbildung sorgfältig vergleicht. Auf diese Weise gelangt derselbe zu dem auf das vollkommenste begründete Resultat, dafs seine frühere Vorstellung von dem continuirlichen Zusammenhang des Zellgewebes im ausgebildeten Zustande sich nicht bestätigt findet, wogegen jedoch eine continuirliche Entwickelung und Generation des Zellgewebes sich finde, so dafs in diesem Betracht die Vorstellung von Treviranus, nach welcher das Gewebe sich durch Vereinigung ursprünglich gesonderter Schläuche bilde, unrichtig und mit den Erscheinungen der Entwickelung unverträglich sei. Die Beobachtung der Entwickelung der Sporen der *Marchantia polymorpha*, die aus ganz einfachen zelligen Bläschen bestehen, und sich beim Keimen zuerst in ununterbrochene Wurzelschläuche verlängern, aber nach oben sich so vergröfsern, dafs ein blasenförmiger Schlauch unmittelbar einen anderen, mit derselben reproduktiven Kraft begabten, aus sich erzeugt, setzte dies aufser Zweifel. Die Spore bildet gleichsam den Mutterschlauch und ohne dafs dieser platzt, um den darin enthaltenen Körnern den Austritt zu verstatten, erzeugt er nach unten cylindrische farblose Wurzelschläuche, nach oben grüne Blattschläuche, die sich einer an der Oberfläche des anderen erzeugen, so dafs also eine Entwickelung von Innen heraus und nicht eine Vereinigung mehrerer Schläuche von Aufsen sich findet. Der Verf. sagt von seinen Beobachtungen richtig: „*Ceci n'est pas une hypothèse, c'est l'histoire pure et simple des faits que j'ai observés*". Die Beobachtungen welche ich im zweiten Bande des Werks über die Natur der leb. Pflanzen über das Keimen der Sporen von *Woodwartia radicans* mitgetheilt und durch Abbildungen erläutert habe, sind hiermit in vollkommenster Uebereinstimmung. Indem nun der Verf. die Beobachtungen der keimenden Sporen mit der Entwickelung der Gonidien oder Bulbillen und mit dem Wachsthum der Zähne des Involucri der letzteren vergleicht, findet sich dafs diese continuirliche Entwickelung des Zellengewebes auf dreierlei Weise entsteht. 1. An der Oberfläche alter Schläuche (*developpement superutriculaire*) wie beim Keimen der Sporen. 2. Zwischen den Wandungen einzelner nebeneinanderliegender Schläuche, indem sich deren Zahl ein oder mehrfach vergröfsert (*dev. inter-utriculaire*). Dieses findet sich besonders deutlich beim Wachsthum der Zähne des Involucri. 3. Innerhalb der Wandungen alter Schläuche, wobei der Mutterschlauch absorbirt wird, während sich der im Zustande des *Cambiums* befindende Inhalt zu einer continuirlichen Entwickelung von Zellen ausbreitet. Dieses letztere zeigt sich beim Wachsthum der Gonidien. Dies ist die Art der Entwickelung, welche C. F. Wolff von der Generation des Zellgewebes überhaupt annahm, und zu deren Allgemeinheit er durch Beobachtung der Knospenentwickelung des Kohls u. a. Pflanzen zu gelangen glaubte. (*Dev. intra-utriculaire*).

Die zweite Art der Entwickelung dient dem Verf. nun zugleich zum Beweis, dafs die Organisation des ausgebildeten Zellgewebes nicht eine zusammenhängende, sondern nur aus getrennten Zellen gebildete sein könne, indem sich zwischen den Verdoppelungen der Wandungen der nebeneinanderliegenden Zellen, die neu erzeugten entwickeln, was der Verf. durch ausführliche Beschreibungen und Abbildungen der verschiedenen Entwickelungsstufen der Zähne des Involucri auf das anschaulichste versinnlicht. Demnach giebt er nun seine frühere Ansicht der continuirlichen Bildung des fertigen Zellgewebes völlig auf und tritt in diesem Betracht den Deutschen Botanikern bei; in Betracht der Generation desselben glaubt der Vf. aber mit Recht die wichtigsten Beweise für jene continuirliche Entwickelung durch seine Beobachtungen gefunden zu haben, wodurch die Vorstellung von einem Zusammenwachsen getrennter Blasen gänzlich beseitigt wird. Bestätigt findet der Hr. Verf. seine hier ausgesprochene Ansicht noch in der Bildung der Poren (*stomates*), die, ganz entsprechend dem Deutschen Namen: Spaltöffnungen, sich auf die Weise bei der *Marchantia* bilden, dafs die doppelten Wandungen mehrerer kreisförmig zusammenliegenden Schläuche sich gegen ihren gemeinsamen Mittelpunkt hin sternförmig spalten und so zwischen sich jene Poren bilden, was auch nicht möglich sein würde, wenn die Schläuche nicht mit doppelten Scheidewänden aneinander lägen.

Dies ist der Hauptinhalt der vorgenannten Schrift. Gelegentlich erwähnt neben mehreren Einzelnheiten der Vf. noch unter Anführung bestimmter Fälle vom Bau der Antherenzellen, dafs man in Deutschland seine früheren Arbeiten nicht immer erwähne, obgleich man sie benutzt habe. Dies ist auch von Ref. bei anderer Gelegenheit früher schon in diesen Blättern erinnert worden.

Die der vorliegenden Abhandlung beigefügten, sauber gefertigten drei Kupfertafeln erläutern den Gegenstand auf eine sehr anschauliche Weise.

Wir können diese Anzeige nicht schliefsen, ohne der vorzüglichen Fähigkeit des Hrn. Verfs. zu gedenken, wissenschaftliche Streitpunkte auf eine ruhige und vielseitig gründliche Weise mit Hintansetzung aller persönlichen Beziehungen und durch alleiniges Festhalten an der Objektivität der Sache durchzuführen und zur klaren und einsichtsvollen Entscheidung zu bringen. Die früheren mit vielen Kupfertafeln erläuterten Streitschriften des Verfs. in Betreff der Organisation des Embryo's der Pflanzen, gegen Richard, sind in diesem Betrachte unübertreffliche Muster, welche die Wissenschaft wesentlich gefördert haben, und die gegenwärtige Schrift ist ein neuer Beweis dieses ausgezeichneten Talents des Verfassers.

D. C. H. Schultz.

№ 88.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften von D. J. T. L. Danz.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Hr. Verf hierauf von den Ausartungen der Religion in Mystik und Mysticismus, in Schwärmerei, Enthusiasmus u. s. w. geendet, bestimmt er die Verschiedenheit der Religion erstlich nach den Quellen ihres Erkenntnisses als *natürliche* oder *Vernunft-Religion*, und als *positive* oder *geoffenbarte* (§. IX.), sodann zweitens nach den verschiedenen Erscheinungsformen als *monotheistische*, *ditheistische* oder *dualistische* und *polytheistische*, worauf dann die einzelnen Namen der Religionen mit einigen erläuternden Worten aufgezählt werden (§. X.). In dieser Auseinandersetzung erkennt man auf den ersten Anblick alte beliebte Ansichten, welche der Hr. Verf. wie historische Data anführt; was jedoch zunächst die breite *subjective* Definition von der Religion betrifft, so kann sie höchstens nach einer Seite hin einen matten Schein von Wahrheit haben. Durch die Religion kommt der Mensch allerdings zu dem Bewufstsein, dafs Gott im Weltall die Alles begründende und bedingende Macht sei, der auch er unterliege; wäre jedoch in diesem Bewufstsein die Religion vollkommen abgeschlossen, so könnte sie den Menschen nur mit dem drückenden Gefühle eines unfreien, unterworfenen Knechtes erfüllen, und die höchste Stufe der Religion müfste danach das Judenthum einnehmen, wo der Mensch im tiefsten Abhängigkeitsgefühle sich nur als Knecht von Jehova dem Herrn betrachten soll. Allein noch abgesehen davon, dafs das Christenthum die Religion der Freiheit ist, trägt nicht der Mensch eben durch die Religion das Princip einer beseligenden Erhebung in sich, ist sie nicht die Macht, durch welche sich der Mensch, von den beengenden Banden des irdischen Daseins entfesselt, zur Theilnahme an einem unendlichen, wahren Leben bestimmt, und somit statt des Abhängigkeitsgefühles vielmehr *frei* sei? Will man nun den Begriff der Religion nicht durch einseitige Reflexionsbestimmungen zersplittern, so ist in der Bestimmung desselben als Mittelpunct das erhebende Bewufstsein Gottes festzuhalten, und da der Mensch dieses nur haben kann, sofern er in Gott ist oder der göttliche Geist sich in ihm wirksam erweiset, so hat Gott es zugleich in dem Menschen von sich selbst, und läfst dadurch den Menschen an seiner unendlichen Freiheit Theil nehmen. Zu weiterer Ausbildung gelangt die eben berührte einseitige Definition in den auseinandergehaltenen Bestimmungen: *subjectiv* und *objectiv*, *natürlich* oder *vernünftig* und *positiv* oder *geoffenbart*, woran noch die sonst so sehr beliebte *theoretische* und *praktische* Seite angereihet werden konnte. Wie die verschiedenen Arten der Encyklopädie, stellt der Hr. Vf. diese Bestimmungen gleichgültig neben einander auf, und dadurch eben kommen nun Einseitigkeiten zu Tage, da die eine Bestimmung, losgerissen von der anderen, eine Abstraction ist. Wahrheit haben dieselben nur in der gegenseitigen inneren Beziehung, infolge deren die *subjective* Religion, da sie ohne festen Inhalt sich aufheben würde, auch *objectiv*, die *objective* aber, sofern sie innerlich bekannt wird, auch *subjectiv* sein mufs, und eben so steht die *natürliche* Religion, wenn sie nicht etwa für durchaus gottlos ausgegeben wird, in enger Beziehung zu der *Offenbarung* Gottes, welches sich in einer vorurtheilsfreien Entwicklung der heidnischen Religionen darthun mufs, die geoffenbarte Religion aber, wenn sie nicht mit dem vernünftigen Geiste in directem Widerspruche stehen soll, ist zugleich *vernünftig*. Auch die einzelnen Religionen sind ohne Zusammenhang äufserlich an einander gereihet, und nachdem (§. XI.) von dem Christenthume als besonders wichtig hervorgehoben ist, dafs es „die auffallendsten und unerwartetsten Revolutionen" bewirkt habe, heifst es dann weiter: „Es bietet aber die Anstalt des Christenthums, als Gegen-

stand einer wissenschaftlichen Behandlung, zwei grofse Elemente zu einer solchen dar: seinen Glauben oder seine *Religionslehre* und seinen gesellschaftlichen Organismus, die *Christliche Kirche*. — Es zerfällt deswegen die Wissenschaft der Christlichen Theologie „(d. h. die Theologie)" ihrem Inhalte nach in zwei Haupttheile: „die Christliche *Religionswissenschaft* und die Christliche *Kirchenwissenschaft*". Da auf dem Grunde dieser zwei Haupttheile die weitere Gliederung oder vielmehr das ganze theologische Gebäude des Hrn. Vfs. ruhet, so müssen wir wohl bei Besichtigung jenes Grundes etwas verweilen. Wir zweifeln nicht, dafs es bei flüchtiger Beachtung Manchem scheinen wird, als ob jene Eintheilung in der Sache selbst begründet sei; allein bei sorgfältiger Prüfung thut sich das Gegentheil kund. Vorerst bietet das Christenthum in seinem ersten Beginne noch nicht die *Lehre* und die *Kirche* als zwei für sich bestehende Elemente dar; denn hält man das familienartige Verhältnifs Christi zu seinen Jüngern und der Jünger zu Christo vor Augen, so ist kaum an Lehre im heutigen theologischen Sinne zu denken. Christus steht allerdings belehrend seinen Jüngern gegenüber; aber dessen ungeachtet war damals die Lehre, als ein Kreis von bestimmten Lehren, als ein System von Glaubensartikeln noch nicht vorhanden. Und noch viel weniger darf man bei Betrachtung des anfänglichen Christlichen Zustandes bereits an die bestimmte Kirche denken, welche nothwendig einen durch feste Lebensregeln eng verbundenen Verein voraussetzt. Diese entstand erst, als die Apostel, nachdem sich jenes familienartige Verhältnifs aufgelöst hatte, die der Substanz nach geoffenbarte Lehre im Geiste des Sohnes Gottes entfalteten, und nach den entwickelten Lehren nun das Leben umzubilden, einen gesellschaftlichen Zustand einzurichten strebten. Da also die zergliederte Lehre und die darauf gegründete Kirche erst aus der Substanz des Christenthums hervorgehen, so können sie nicht als zwei ursprünglich für sich bestehende Elemente des Christenthums betrachtet werden, und deshalb auch nicht zum Eintheilungsprincipe dienen. Durch sie würde in's Christenthum sogleich ein Gegensatz geschoben, der Anfangs noch gar nicht existirt; vielmehr ist derselbe zuerst nur an sich oder der Möglichkeit nach im Christenthume eingehüllt, d. h. in dem ursprünglichen Keime, in der Substanz der Christlichen Religion lag mit der Richtung zum Glauben, zur Lehre und Wahrheit, zugleich die Richtung zur That, Kirche und Wirklichkeit *verschlossen*; und es war unumgänglich nothwendig, dafs die geoffenbarte Wahrheit, sobald sie in ihren wesentlichen Bestandtheilen zur Kenntnifs kam, als läuterndes umbildendes Princip in die Wirklichkeit einging. Soll nun die Theologie in der Entwicklung ihrer Theile einen naturgemäfsen und hiermit wissenschaftlichen Gang nehmen, so fragt sich zuerst: wie hat sich das Christenthum seinem ganzen Umfange nach in der Wirklichkeit entfaltet? Dieses nachzuweisen liegt der *historischen* Theologie ob; sodann fragt es sich zweitens, wie entwickelt sich das historisch verfolgte Christenthum im Geiste und in der Wahrheit? Dieses wird in der *systematischen* Theologie dargethan; und endlich drittens ist nachzuweisen: wie das in seiner Wahrheit entwickelte Christenthum sich in der *gegenwärtigen* Weltlichkeit darstellen, oder wie die existirende Religion sich gemäfs jener begriffenen Wahrheit entwickeln müsse? Dieses ist in der *praktischen* Theologie auszuführen, und somit zerfällt die Theologie in die *historische*, *systematische*, *praktische*. Eine natürliche Genesis kann in der Entfaltung des einen Ganzen der Theologie nur hervortreten, wenn, auf eine der äufseren Religionsentwickelung adäquate Weise, der eine Theil auf dem anderen ruhet; wird dagegen von vorn herein die objective geschichtliche Entwicklung der Sache verkehrt, so kann hierdurch nur der Zufall und die Willkür recht freies Spiel gewinnen, wovon der Hr. Verf. in der weiteren Zerlegung jener beiden Haupttheile das beste Beispiel liefert. Die *Religionswissenschaft* wie die *Kirchenwissenschaft* läfst er aus *theoretischen* und aus *praktischen* Wissenschaften bestehen; in jener *Religionswissenschaft* sind nämlich die *theoretischen* Wissenschaften solche, „welche den Zweck haben, die Christlichen Religionswahrheiten uns selbst zu einer umfassenden, klaren, gründlichen und zusammenhängenden Kenntnifs zu bringen" (p. 90.), die *praktischen* solche, „deren Zweck auf die Erkenntnifs, An- und Aufnahme der Christlichen Religionswahrheiten bei Anderen und für Andere gerichtet ist" (p. 92.); in der Kirchenwissenschaft dagegen sind die *theoretischen* solche, „welche die Kenntnifs des Kirchlichen im Christenthum im Allgemeinen und in seinen besonderen Erscheinungen zum Zweck haben" (p. 114.), die *praktischen* solche, „deren Zweck auf die Erhaltung, Beförderung, Ausbildung und Wirksamkeit des Christlichen Kirchenwesens gerichtet ist" (p. 115.).

Die Unbestimmtheit, welche sich hier in dem Theoretischen und Praktischen ausspricht, hat wohl ihren Grund darin, dafs jene Bestimmungen keinen bleibenden Gegensatz, keine directe Entgegensetzung in sich zulassen; denn das Theoretische, welches auf den Gedanken oder das Wissen hinweist, und das Praktische, welches die That und das äufsere Leben angeht, sind nichtige Abstractionen, wenn sie nicht in einander aufgehoben werden. Demnach würde auch die Theologie kein abgerundetes Ganze darstellen, wenn sie in einem solchen angenommenen Gegensatze ihre Theile auslegte. Vollends aber die Weise, in welcher der Hr. Verf. jene beiden Bestimmungen auf die theologischen Disciplinen anwendet, empfiehlt sich wenig, da sie nur in einer äufseren Rücksicht fufst; denn in der für *mich* bezweckten Erkenntnifs oder in der Kenntnifs des Kirchlichen im Allgemeinen und in seinen besonderen Erscheinungen, worin das Theoretische bestehen soll, und in der für *Andere* bezweckten Erkenntnifs, oder in dem auf die Erhaltung u. s. w. hinzielenden Zwecke, welches das Praktische ausmachen soll, ist von dem Objecte nur eine besondere nützliche Beziehung, eine einzelne Seite in's Auge gefafst; und es läfst sich in der That nichts leichter beweisen, als dafs die Erkenntnifs, welche nur *mich* angehen soll, auch für *Andere* dienlich, und dafs das im Allgemeinen und in seinen besonderen Erscheinungen Erkannte auch für die Erhaltung des Christlichen Kirchenwesens bedeutungsvoll ist. Somit rühren die Unterscheidungen des Hrn. Vfs. nicht sowohl von der objectiven Natur der Sache, als vielmehr von rein subjectiven Reflexionen her, welche eine fast unglaubliche Unordnung und Verwirrung in der weiteren Eintheilung bewirkt haben. Denn unter die *allgemeine Religionswissenschaft* werden theils *biblische* Disciplinen (Einleitungskenntnisse in die Bibel — Allgemeine und specielle Kritik und Hermeneutik), theils *systematische* (Christliche Religionswissenschaft, wovon jede eine Dogmatik und Moral hat), theils *historische* (Patristik, Geschichte der Dogmen, Geschichte der Dogmatik und Moral), theils *praktische* (Katechetik, Homiletik von einer praktischen Einleitung in die heilige Schrift, einer populären Dogmatik und einer Geschichte des Christlichen Lebens als Hülfswissenschaften begleitet — Seelsorge nebst religiöser und moralischer Casuistik und einem Theile der Pastoralweisheit) und einige andere Wissenschaften aufgezählt (p. 90—92.), worauf dann in gleich wilder Zerstreuung die *Kirchenwissenschaft* mit ihren Disciplinen folgt (p. 114—116.). In diesem Labyrinthe eine Spure von einem logischen Faden auffinden zu wollen, möchte wohl ein vergebliches Unternehmen sein, und deshalb kann man sich der Mühe überheben, in's Einzelne einzugehen und hier oder dort etwas zu ändern; denn das Ganze scheint seines festen Grundes und Bodens beraubt zu sein. Dazu kommt noch, dafs die Willkür ohne Weiteres neue Wissenschaften geschaffen hat, während andere unter bestimmten Namen allgemein bekannte umgetauft sind. So ist von einer „*technetischen*" Theologie die Rede, welche in die „*syntaktische*" (systematische) und „*metataktische*" (historische) zerfällt; es giebt da eine Christliche „*Lebensbildungswissenschaft*" (aus der Katechetik, Homiletik, Seelsorge u. a. bestehend), eine „*Missions*- oder *Bekehrungswissenschaft*" (bei welcher der Hr. Verf. um den Namen „Halieutik" anfragt), eine *Ehrenrettungswissenschaft* (Apologetik) imgleichen eine *Kirchenpolitik* mit ihren Unterabtheilungen: der kirchlichen *Polizeiwissenschaft* und der *Casuistik* des Kirchendienstes. Man hätte wohl gerechte Ursache, hierüber kein Wort zu verlieren, da der Character ungehaltener Willkür und kleinlicher Neuerungssucht zu sehr in die Augen fällt; indefs bei Bezeichnung des Verfahrens, welches in Behandlung der einzelnen Disciplinen vorherrscht, wird sich über die Stellung dieser oder jener Disciplin Einiges erinnern lassen. Wie aber in der oben dargelegten Eintheilung, so scheint auch in der Behandlung der einzelnen Theile alle Objectivität verschwunden zu sein; es läfst sich zwar nicht läugnen, dafs sich manche scharfsinnige Reflexion vorfindet; allein statt in einer dem encyklopädischen Zwecke angemessenen Weise den Gegenstand zu verfolgen, expectorirt sich der Hr. Verf. recht populär über die Aufgabe, welche man sich in dieser Disciplin denken müsse, über Einfälle und Meinungen, welche hin und wieder geäufsert seien, über mancherlei Streitfragen und über dasjenige, was eigentlich Noth thue oder sein solle, selten aber über dasjenige, was da wirklich ist d. h. was sich die Sache selbst nothwendig giebt. Es mag dies absichtlich geschehen sein infolge der Annahme, dafs in einer Encyklopädie der eigentliche Inhalt unberührt bleiben müsse; indessen, würde nach einer solchen Meinung nicht consequenter Weise die ganze encyklopädische Behandlung in ein grundloses Hin- und Herreden

ausarten müssen? Und wodurch werden denn, wenn der objective Inhalt unnöthig ist, die Räsonnements über gemachte Einwendungen, über verschiedene Behandlungsweisen, gewisse Behauptungen u. dergl. nothwendig, die höchstens den Bearbeiter interessiren, vorläufig aber eben so wenig die Sache als den Studirenden angehen? Nach dem von dem Hrn. Verf. genommenen Gange wird zuerst über die „heuristische" (exegetische) Theologie Einiges zu bemerken sein; sie soll die Aufgabe haben: in ihren Quellen die Christlichen *Thatsachen* (mit welchem materiellen Namen die Lehren, wie geschehene und vergangene Facta, bezeichnet werden) aufzusuchen. Um aber der gestellten Aufgabe genügen zu können, sei zweierlei erforderlich, nämlich die Quellen zu kennen, und sich auf den rechten Gebrauch derselben zu verstehen (§. 1. p. 147. u. 148.). Hiernach wird nun die exegetische Theologie besprochen und zwar so, dafs bald das *Alte* bald das *Neue* Testament, bald Puncte aus der Kanonik, bald aus der Kritik zur Sprache kommen, worauf das Ganze mit einigen Kapp. über die biblische *Hermeneutik* und die *Auslegung* der heil. Schrift schliefst. Durch eine solche Darstellung, in welcher auf unsicherem Pfade von dem Einen zum Anderen übergesprungen wird, kann unmöglich der Sache genügt und eine klare Anschauung von dem Gegenstande bewirkt werden. Gleich die Aufgabe der biblischen Theologie ist einseitig gefafst, da diese doch wohl, wie auch aus den beiden hinzugefügten erforderlichen Puncten ziemlich deutlich erhellt, etwas mehr bezweckt, als nur die sogenannten „Thatsachen" in den Quellen aufzusuchen. Sie hat vielmehr die Quellen des Christenthums überhaupt zum Gegenstande, welche nach drei Seiten hin zu betrachten sind, indem erstens zu untersuchen ist: wie die Quellen sich gebildet und zu einem Ganzen abgeschlossen haben — worüber die *Kanonik* handelt; sodann zweitens: wie sie in ihrer ursprünglichen Reinheit zu erhalten seien — worüber die *Kritik* Aufschlufs giebt; und endlich drittens: wie sie erklärt werden müssen — wozu die *Hermeneutik* die nothwendigen Anweisungen verleihet. Soll nun von diesen Disciplinen etwas Wesentliches oder Sachliches bemerkt werden — welches, wenn es nicht um die Meinungen der Subjectivität zu thun ist, die Nothwendigkeit erheischt — so mufs statt einzelner beiläufiger Bemerkungen eine zusammenhängende Uebersicht über den Gesammtinhalt gegeben, und deshalb z. B. in der *Kanonik* auf die Bildung des Kanons, in der *Kritik* auf die vorzüglichsten Hülfsmittel derselben, auf die wichtigsten Versionen und die Recensionssysteme wenigstens ein flüchtiger Blick geworfen, vor Allem aber jeder Gegenstand von der Vermischung mit einem anderen fern gehalten und für sich in den nöthigen Momenten erörtert werden. Solchen Anforderungen weicht jedoch der Hr. Verf. in den meisten Fällen aus, und wo es zu festen Bestimmungen über einen Gegenstand kommt, da fühlt man sich gewöhnlich zu Einwendungen geneigt. So wird p. 168., nachdem in mehreren Kapp. das A. und N. T. beleuchtet ist, über die *Glaubwürdigkeit* einer Schrift gesagt: sie beruhe „auf der Ueberzeugung, dafs der Verf. derselben (jener Schrift), seinen äufseren und inneren Umständen und Verhältnissen nach, die Wahrheit sagen konnte und sagen wollte". Wie steht es nun aber, wenn trotz meines moralischen Glaubens, der kein Mifstrauen in den Character des Verfs. setzt, trotz der gutwilligen Ueberzeugung, dafs er die Wahrheit sagen konnte und sagen wollte, dennoch nach einleuchtenden Zeugnissen die Unwahrheit gesagt ist? Kann alsdann die Glaubwürdigkeit noch bestehen? Verhält sie sich so ganz gleichgültig gegen die Beschaffenheit der Sache, oder mufs sie nicht vielmehr, wenn sie anders begründet sein soll, darauf beruhen, dafs der Verf. nach inneren und äufseren deutlichen Beweisen die Wahrheit auch wirklich gesagt hat? Fällt hierauf bei der Glaubwürdigkeit das Hauptgewicht, so ist die Ueberzeugung nicht sowohl subjectiv moralisch, als vielmehr objectiv vernünftig, und durch diese erst herrscht zwischen dem Objecte und dem Subjecte vollkommne Einheit. Ueber die *Inspiration* äufsert sich der Hr. Verf. p. 171—173. noch etwas auffallender. Schriften, heifst es dort, welche uns zur Erkenntnifs irgend einer Religion und ihrer Lehren dienen sollten, müfsten nothwendiger Weise ihr πνεῦμα ἅγιον haben, und die Verf. derselben in ihrer Art (?) θεόπνευστοι, πνευματοφόροι sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 89.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften von D. J. T. L. Danz.

(Fortsetzung.)

Wie nämlich die Propheten in jüdisch-theokratischer Begeisterung geredet und geschrieben hätten, wie man der Septuaginta Inspiration beilegen könne, und im Koran die Begeisterung des Islam, im Zend-Avesta Zoroastrische Begeisterung sich ausspreche, so müsse auch im Allgemeinen (im Besonderen und im Einzelnen wohl nicht?) in den Schriften des N. T. sich Christlicher Glaube und Christliche Gesinnung aussprechen, der Geist des neuen Bundes durch das πνεῦμα ἅγιον des Christenthums (welches πνεῦμα wie eine besondere Art unter den vielen Geistern behandelt wird) sich offenbaren. Schulgerecht beweisen lasse sich zwar eine solche Inspiration nicht; aber bei Männern, wie die Apostel waren, die wohl Alle mit Paulus von sich sagen konnten „τίς ἡμᾶς χωρίσει ἀπὸ τῆς ἀγάπης" κτλ. könne man eine solche voraussetzen; immer werde aber der sie am sichersten voraussetzen und am festesten an sie glauben können, welcher selbst einer Begeisterung in dieser Art fähig sei. — Der langen Rede kurzer Sinn scheint zu sein: in allen Religionen sind diejenigen Inspirirte, welche mit Begeisterung von ihren Herzensangelegenheiten reden, wobei nun ganz unbestimmt gelassen ist, ob der Inhalt der Begeisterung wahr oder falsch sei. Wie kann aber bei einer solchen Ansicht noch von Inspiration im Christlichen Sinne die Rede sein? Welchen weit ausgedehnten, verflachten Sinn hat hiernach die Inspiration? Vor Allem soll doch die Inspiration auf eine göttliche Wirksamkeit hinweisen, und mit Rücksicht hierauf hat dieselbe ihre volle Gültigkeit erst im Christenthume, weil hier, in der Religion des Geistes, der unendliche Inhalt des absoluten Geistes am reinsten und vollkommensten in menschlicher Form offenbar geworden ist. Das menschliche, wenn auch begeisterte Denken für sich, in der Trennung von jenem göttlichen Geiste, entbehrt des wahren Wesens, und als solches steht dasselbe zur Inspiration in keiner Beziehung. Sofern aber der göttliche Geist sich dem menschlichen offenbart, ist jener der inspirirende, dieser der inspirirte, und wenn in den Aussprüchen der Apostel Wahrheit enthalten ist, so muſs diese von dem einen Geiste — der Wahrheit, ausgegangen, von ihm inspirirt sein; sonst wären die Apostel, mochten sie in *ihrer Art* immerhin begeistert sein, auſserhalb der Wahrheit und nicht inspirirt gewesen. Der Begriff der Inspiration umfaſst also das wirksame Durchdrungensein des menschlichen Geistes von dem göttlichen, oder das thätige Offenbarsein des göttlichen Geistes in dem menschlichen, und obgleich dieses der vorchristlichen Zeit keineswegs gänzlich entrissen werden kann, so ist es dessenungeachtet, nachdem die Einheit des Göttlichen und des Menschlichen in dem Gottmenschen zur Erscheinung gekommen war, erst wahrhaft verwirklicht in den *Aposteln*, vermittelst deren der Geist, die Substanz der wahren Religion, sich entfalten lieſs. — Die nachfolgenden Abschnitte der *heuristischen* Theologie, welche über die Integrität der neutestamentl. und alttestamentl. Schriften, über die Brauchbarkeit derselben, als Quellen zur Erkenntniſs der Christlichen Religionslehren, und über die Sprache, ferner über die Persönlichkeit der heiligen Schriftsteller, über die Realkenntnisse zum Verstehen der biblischen Schriften und über den Text, endlich über die Hermeneutik und dann noch über die Auslegung der heil. Schrift handeln, müssen wir stillschweigend übergehen, um nur von den übrigen Disciplinen noch etwas bemerken zu können.

Die sogenannte *technetische* Theologie soll zur Aufgabe haben, „die gefundenen nächsten Quellenergebnisse in Christliche Religionswahrheiten zu verwandeln" (was sind sie denn vor dem Verwandlungsprocesse?) „und diese selbst wieder zu wissenschaftlichen Zwecken wei-

ter zu betrachten, zusammen zu ordnen, und in ein Ganzes zu verbinden, oder mit anderen Worten, dem gefundenen Material theologische Bedeutung und wissenschaftliche Form zu geben". Als solche zerfällt die *technetische* Theologie in den *syntaktischen* und *metataktischen* Theil, von denen jener die Christlichen Religionslehren nach ihrer inneren Beschaffenheit, dieser nach ihrer äufseren geschichtlichen Erscheinung betrachtet (S. 25. p. 277. u. 278.). Das erste Geschäft in der *syntaktischen* Theologie soll dann bestehen, „den aus den Quellen auf historischem Wege gewonnenen Elementen zur Erkenntnifs der Christlichen Religionslehren diejenige Form zu geben, in welcher sie nun einer weiteren wissenschaftlichen Behandlung fähig sind" (p. 280.). Das Wort: *Christlich* wird aber in einem zwiefach verschiedenen Sinne gebraucht, einem concreten oder historischen und einem abstracten oder philosophischen. — Die Zusammenstellung des Christlichen in der ersten Bedeutung, wie es in dem Stifter des Christenthums und seinen Aposteln sich vorfinde, heifse *Urchristenthum*; das Christliche aber, welches aus diesem Urchristlichen als ein Bleibensollendes (warum nicht Bleibendes?) Characteristisches, als das Wesentliche desselben hervortrete, heifse *Normalchristenthum*; und hiernach sei das zweite Geschäft der *technetischen* Theologie, das *Normalchristenthum* von dem *Urchristenthum* zu scheiden (p. 281.). Da indefs die gewonnenen *Normalsätze* theils den Glauben, theils das Leben angingen, und folglich ihren theoretischen und ihren praktischen Theil hätten, so gehe das Nächste der *technetischen* Theologie auf die getrennte oder verbundene Behandlung dieser beiden Theile (p. 287—289.). Das Geschäft der *metataktischen* Theologie wird in die *Forschung*, *Prüfung* und *Darstellung* der Thatsache gesetzt (p. 294.) und zuletzt werden als besondere Disciplinen der ganzen *technetischen* Theologie: die *biblische Dogmatik*, die *Christliche Dogmatik*, die Christliche *Sittenlehre*, die *Patristik*, *Dogmengeschichte* und die *Geschichte* der *Christlichen Moral*, jede mit einem erläuternden Paragraphen angeführt. — Betrachtet man zuvörderst den Grund, auf welchen der Hr. Verf. mit flüchtiger Eile diese Disciplinen stellt, so scheint derselbe etwas locker zu sein; denn wenn er sagt: in der technetischen Theologie solle dem *gefundenen Material* theologische Bedeutung und wissenschaftliche Form gegeben werden, so kann dies doch eigentlich nur auf die biblische Dogmatik bezogen werden, da ja bis jetzt nur aus der *exegetischen* Theologie Material vorhanden ist, die *Patristik* aber wie die *Dogmengeschichte* ihr Material nicht in der *exegetischen*, sondern in der *historischen* Theologie haben, und eben so die *Glaubens-* und *Sittenlehre* zugleich auf eine in der Geschichte erfolgte Entwicklung des Christl. Lebens und Glaubens zurückweisen. Mufs man diesen Mifsgriff anerkennen, so wird auch die Eintheilung in *syntaktische* und *metataktische* Theologie haltlos erscheinen; denn bei der *syntaktischen* Theologie wird voreilig die Voraussetzung gemacht, dafs sich die Christlichen Religionssätze bereits in dem Umfange ihrer Bestimmungen entwickelt haben, da sie sich doch im Gegentheil erst entwickeln müssen, wenn sie nicht blofs in ihrer einfach *biblischen*, sondern zugleich *kirchlichen* Beschaffenheit betrachtet werden sollen. Demnach mufs das Christenthum nach der exegetischen Theologie zuerst in seiner äufseren geschichtlichen Erscheinung verfolgt werden, und auf dem Grunde der historischen Disciplinen läfst sich alsdann in der systematischen Theologie die Christliche Lehre ihrem ewig wahren Wesen nach entwickeln. Noch besonders auffallend ist in den angeführten Sätzen die Unterscheidung des *Christlichen* in einem *Urchristenthum* und einem *Normalchristenthum*, wonach das Christenthum erst durch die subjective Scheidung zur *norma fidei et vitae* werden kann. Das Christenthum konnte in der geschichtlichen Erscheinung dem Zufalle nicht ausweichen; aber würde dadurch das Wesentliche oder Charakteristische desselben dermafsen verwischt, dafs es erst nach vorangenommenem Scheidungsprocesse wieder zum Vorschein kommen kann? Ist nicht die urchristliche, biblische Lehre des Stifters und der Apostel zugleich die normalchristliche? Und ferner, was hat denn die kirchliche Lehre für einen Character, ist in ihr das Normale durch Unwesentliches entfernt? Worin das Zufällige, welches an dem Christenthume haftet, bestehe, wird sich in einer nothwendigen Entwicklung der Christlichen Lehre schon von selbst ergeben, ohne vorangegangene Umwandlung oder Scheidung. Diese kann nur dann nöthig scheinen, wenn es dem Bearbeiter um Wegräumung alles dessen zu thun ist, was der subjectiven Meinung und Willkür nicht ansteht, und dafs so etwas der Hr. Verf. bei seiner Unterscheidung im Sinne gehabt habe, erhellt aus §. 28. p. 282. u. 283., wo von der Accommodation geredet wird, welche hauptsächlich bei den Lehren von den

Dämonen und Engeln, vom Messias, von der Inspiration des A. T., von der Auferstehung und dem Gerichte zur Sprache komme. Bei den vorhin genannten Disciplinen beschränkt sich der Hr. Verf. auf kurze Angabe dessen, was nach der gewöhnlichen Ansicht unter der einzelnen Wissenschaft verstanden wird; das anstößigste ist aber, daß nicht nur die *Patristik*, sondern auch die *Geschichte* der Moral zu einer eignen Wissenschaft gemacht ist. Weshalb werden denn hiernach nicht alle einzelnen Disciplinen, da sie doch eben so wenig als die Moral ohne Geschichte sind, noch von einer besonderen Wissenschaft begleitet? Hierdurch würde der Hr. Verf. seiner Leichtfertigkeit im Schaffen neuer Wissenschaften wenigstens einen etwas consequenten Anstrich gegeben haben.

Die *praktische* Theologie, welche als dritter Theil der Religionswissenschaft nach der *technetischen* folgt, hat gleichfalls vor ihren einzelnen Disciplinen eine allgemeine Begründung erhalten, welche in Festsetzung der Aufgabe derselben, in Reflexionen über ihre Wissenschaftlichkeit, ihre nothwendigen Leistungen u. dergl. besteht. Hierbei sucht nun der Hr. Verf. vornehmlich zu bestimmen, wie das Theoretische in's Praktische, das auf wissenschaftlichem Wege Gewonnene in's Leben übergeführt werden müsse, und da tritt dann das äußerliche Verhältniß, welches er zwischen der Theorie und der Praxis, zwischen der Wissenschaft und dem Leben festhält, recht scharf hervor. Gegen die nichtigen Einfälle, daß die praktische Theologie aus der Reihe der Wissenschaften müsse verwiesen werden, sagt der Hr. Verf.: dieselbe lasse sich wissenschaftlich darstellen, weil sie mit Gründen unterstützt und in einem wohlgeordneten Zusammenhange vorgetragen werden könne; immer bleibe es aber mit Schwierigkeit verbunden, die Theorie der Praxis wissenschaftlich praktisch zu machen (§. 47. p. 333.); und §. 49., wo von der nothwendigen Absonderung des Gelehrt-Theologischen vom Praktisch-Religiösen gesprochen wird, heißt es, daß für die praktische Theologie nur diejenigen Lehren wichtig wären, welche das Leben angingen und auf dasselbe Einfluß hätten, die spekulativen aber, welche mit dem letzten Zwecke der Religion, praktisch zu sein, nicht wesentlich zusammenhingen, hätten nur ein untergeordnetes Interesse. Es muß in der That sehr schwer sein, die *praktische* Theologie wissenschaftlich darzustellen, wenn dieses durch Aufstellung von Gründen bewerkstelligt werden soll — auf den vom Hrn. Verf. berührten wohlgeordneten Zusammenhang braucht man wohl weiter keine Rücksicht zu nehmen, da er, wie bereits bekannt ist, die bunteste Unordnung in sich zuläßt. — Durch Gründe wird aber etwas ebenso wenig wissenschaftlich, als eine schlechte That gut zu nennen ist, wenn sie vielleicht auf bestimmten Gründen ruhet, woran es sicher nie fehlen wird. Das Wissenschaftliche der *praktischen* Theologie kann vielmehr nur darin bestehen, daß das in ihr enthaltene Christlich-geistige Wesen in seiner Nothwendigkeit durch die einzelnen Disciplinen hindurch entwickelt wird; ja wollte man behaupten, sie entbehre der Wissenschaftlichkeit, so hieße dies ganz so viel, als: sie sei ihrem Innern nach geist- und gehaltlos. So wäre sie durch sich selbst vom Christenthum ausgeschieden; ist aber, woran wohl kein vernünftiger Theolog zweifeln wird, das Gegentheil der Fall, d. h. hat sie eine nothwendige innere Beziehung zu dem Geiste des Christenthums, so läßt sich dies geistige Wesen in ihr gleich sehr als in der Lehre wissenschaftlich darthun, und indem dieses geschieht, so wird dann zugleich klar, daß die in ihrer Wahrheit erkannte *wissenschaftliche* Theologie eben deshalb mit der *praktischen* auf das engste verzweigt sei, weil die Wahrheit sowohl das Leben als den Gedanken, die Praxis und die Theorie umfaßt, so daß also die von dem Hrn. Verf. vorgeschlagenen Absonderungen, als neue Productionen der Willkür, wiederum gänzlich überflüssig sind. — Mit den einzelnen Disciplinen der *praktischen* Theologie verfährt der Hr. Verf. gerade so, wie in der *technetischen* Theologie, indem er zu jeder einige beschränkte Bemerkungen hinzufügt, und zugleich den Kreis derselben um einige vermehrt, da neben der Katechetik eine *Bildungs-* oder *Erziehungswissenschaft*, neben der Pastoraltheologie eine Wissenschaft der *religiösen Seelsorge*, und außerdem noch die *Missionswissenschaft* und die *Apologetik* aufgezählt werden. Unter diesen Gebilden möchte die Apologetik noch am wenigsten Anstoß erregen, da sie, wie die Polemik, welche §. 84. in der Kirchenwissenschaft zur Sprache kommt, in neuerer Zeit noch von Vielen als eigne Wissenschaft betrachtet wird. Allein sollte sie darauf gegründeten Anspruch haben, so müßte sie nothwendig einen in sich abgeschlossenen, concreten Inhalt besitzen, welcher ihr indeß, wenn er nicht anderen Disciplinen entnommen wird, fehlt. Sie, wie

die Polemik, sind nur Seiten an den theologischen Disciplinen, welche in den nöthigen Beweisen und Widerlegungen sowohl ein apologetisches als polemisches Moment enthalten.

Aus der bisherigen Beleuchtung wird deutlich genug erhellen, wie obige Encyklopädie beschaffen sei; einer weiteren Beurtheilung bedarf es um so weniger, da in der sogenannten *Kirchenwissenschaft* die historische, dogmatische und praktische Theologie, mit der wir bereits bekannt geworden sind, nochmals zum Vorschein kommt. Wir wollen deshalb nur mit wenigen Worten noch die *Methodologie* charakterisiren, welche der Hr. Verf. hinter der Encyklopädie folgen läfst. Ob die Methodologie in die Encyklopädie gehöre, wo sie in dieser ihre Stelle finde, und was sie zu leisten habe, läfst sich bei einem objectiven Bestreben nur vermittelst des Begriffs der Encyklopädie bestimmen. Als erste Vermittlerinn tritt aber die Encyklopädie zwischen das Object, die Theologie, und das Subject, den Studierenden, und will als solche von der Theologie in ihrer an- und fürsichseienden Beschaffenheit eine Uebersicht geben.

(Der Beschluſs folgt.)

LX.

Ueber Kunst und Alterthum von Goethe. Aus seinem Nachlafs herausgegeben durch die Weimarischen Kunstfreunde. Drittes Heft des sechsten und letzten Bandes. Stuttgart in der Cotta'schen Buchhandlung 1832. *(Der ganze Band* 672 *S. in* 8.*)*

Da mit diesem Hefte eine, wir dürfen wohl sagen: zu einem *Werke* angewachsene Zeitschrift, welcher Goethe in den sechzehn letzten Jahren seines Lebens einen grofsen Theil seiner Thätigkeit widmete, abgeschlossen wird, so dürfte es nicht unangemessen sein, hierbei einen Rückblick auf diese Art der Wirksamkeit des grofsen Dichters zu thun. Nachdem mit der Verbannung Napoleons nach St. Helena sich die Europäischen Kriegesstürme gelegt hatten, fand bald eine friedliche Annäherung der sonst feindselig gesinnten Nationen statt und das lange genug gedemüthigte Deutschland, welches sich einige Anerkennung im Kriegsfelde gewonnen, ward nun auch in der Litteratur für ebenbürtig erklärt. Vornehmlich war es Frankreich, welches Deutschen Dichterwerken eine grofse Aufmerksamkeit zuwendete und da in diesem Lande Alles sogleich Partheisache wird, so wurden Schiller und Goethe das Feldzeichen, unter welchem sich die Romantiker bei ihrem Kampfe gegen die Classiker sammelten. Auch nach Italien wurde dieser Streit verpflanzt und da die aufstrebenden Talente aller Orten in Goethe ihren Meister erkannten, so konnte es nicht fehlen, dafs sie sich mit ihm durch Mittheilung ihrer Werke in Verbindung zu setzen suchten, denn was konnte ihnen mehr Genugthuung gewähren, als die Anerkennung dessen zu erhalten, der die Quelle war, aus der sie ihren Ursprung genommen. So wurde es allen denen, welche in der Europäischen Litteratur und Poesie etwas Neues und Ausgezeichnetes zu leisten glaubten, Bedürfnifs, ihre Arbeiten Goethen mitzutheilen und solche Mittheilungen gaben wiederum ihm eine erwünschte Veranlassung, sich mit dem gebildeten Europa in Verbindung zu setzen. Diesen gegenseitigen Verkehr zu beleben und den Gedanken einer „Weltlitteratur", welchem Goethe in späterer Zeit mit so grofser Vorliebe nachhing, mehr und mehr in's Leben zu rufen, suchte er der Zeitschrift, welche anfänglich nur der bildenden Kunst gewidmet war und einer heiteren Rheinreise im Jahre 1814 ihre Entstehung verdankte, einen umfassenderen Character zu geben. Um nur einiger Mafsen an die Wirksamkeit Goethe's nach aufsen hin, und an die Anerkennung, welche sein Gutachten und seine Empfehlung fand, zu erinnern, wollen wir hier nur Manzoni's *„promessi sposi"*, Salvandy's „Alonzo", die Gedichte von Beranger und Victor Hugo, die Romane von Bulwer, Cooper, die Dichtungen von Carlyle und Byron erwähnen. Wenig Bedeutendes erschien in dieser Zeit in der poetischen Litteratur Deutschlands und deshalb begnügte sich Goethe hier, nur die Verbindungen mit den, ihm aus früherer Zeit Befreundeten, zu erhalten, weshalb es höchst erfreulich ist, in diesem letzten Hefte noch einige Briefe der jüngsten Zeit an H. Meyer, Schulz und v. Humboldt abgedruckt zu finden, in denen er sich über die Vollendung des Faust, die er sonst als ein Geheimnifs bewahrte, mit Vertrauen ausspricht. Den bildenden Künsten von jeher mit Vorliebe zugewandt, hat Goethe in dieser Zeitschrift ebenfalls einen reichen Schatz seiner Ansichten und Urtheile über classische und moderne Kunst niedergelegt; ein Aufsatz über Landschaftmalerei in diesem letzten Hefte schliefst sich würdig früheren Aufsätzen ähnlichen Inhaltes an.

Wir haben es daher dankbar anzuerkennen, dafs die Weimarischen Kunstfreunde, aus deren Kreise seitdem ein treuer Freund, H. Meyer, geschieden ist, diese Zeitschrift auf eine befriedigende Weise abgeschlossen haben und verweisen insonderheit auf das von dem Kanzler v. Müller hinzugefügte Schlufswort, in welchem das, was der beschränkte Raum hier nur anzudeuten gestattete: eine Uebersicht dessen, was in den sechs Bänden „Kunst und Alterthum" geleistet wurde, vollständig in geistreicher Darstellung gegeben worden ist.

Fr. Förster.

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften von D. J. T. L. Danz.

(Schluſs.)

Demnach ist dreierlei für sie nothwendig; *an sich* ist nämlich die Theologie in ihrem allgemeinen Wesen oder Begriff, und deshalb fragt es sich zuerst, welches der Begriff der aus der Religion sich bildenden Theologie sei? Ferner *für sich* ist die Theologie, wie sie in den Theologen besteht, und deshalb fragt es sich zweitens, was von Seiten des Theologen erforderlich sei, damit sie bestehen oder *für sich* sein könne? Endlich *an und für sich* ist die Theologie, wie sie sich als ein Ganzes durch ihre einzelnen Theile organisch hindurch entwickelt, und dieser Entwicklungsgang ist drittens zu verfolgen, womit dann die bezweckte Uebersicht nach allen Seiten hin gegeben ist. Was nun die *Methodologie* betrifft, so ist das Wesentliche derselben in den eben bezeichneten Theilen der *Encyklopädie* enthalten; denn wie sich in dem zweiten Theile, dem *Fürsichsein* der Theologie zeigen muſs, welche Eigenschaften und Kenntnisse in den übrigen Wissenschaften sie voraussetze, so wird in dem dritten klar, wie das Studium nach der objectiven Entwicklung der Sache einzurichten sei. Wenn aber die einzelnen Disciplinen ohne alle Nothwendigkeit neben einander aufgestellt sind, wenn die ganze encyklopädische Darstellung nur auf subjectiven Grundsätzen ruhet, so muſs natürlich eine abgesonderte Methodologie für nothwendig gehalten, und in dieselbe mancherlei hineingezogen werden, was für die auſser Acht gelassene Sache völlig bedeutungslos ist. Dieses findet sich bei dem Hrn. Vf. bestätigt; seine Methodologie besteht wiederum aus einem *allgemeinen* und einem *besonderen* Theile; in jenem werden, nachdem über den Zweck des Studiums, über die Mittel zur Erreichung des Zweckes und über die Kraft zur Anwendung der Mittel gesprochen ist, die moralischen und scientivischen Erfordernisse beschrieben; in diesem sind Regeln enthalten, wie man das Studium der einzelnen Disciplinen zweckmäſsig einzuleiten und fortzusetzen habe. Die Ausführung dieser Punkte erinnert mitunter auf das lebhafteste an die alten theologischen Methodologien, in welchen über den vielen Ermahnungen, Anweisungen, guten Rathschlägen u. dergl. die Wissenschaft nicht zur Sprache kommt. Von einem gemein-verständigen Gesichtspunkte aus wird der Theolog, wie er sein soll, innerlich und äuſserlich beschrieben, und bei Aufzählung der nöthigen Erfordernisse wird vorzugsweise dasjenige dringend empfohlen, was so recht für das practische Leben taugt. In dieser Weise sagt der Hr. Verf. bei Gelegenheit der erforderlichen philosophischen Kenntnisse, daſs man zur Bildung des *philosophischen Sinnes* und *Geschmakkes* unter den neuern Philosophen unsere sogenannten *Populärphilosophen* wählen müsse, deren Philosophie mehr Sache des Lebens als der Speculation sei, und hauptsächlich dadurch populär werde, daſs sie die einzelnen Erfahrungen, wie sie jeder Mensch an sich und anderen Dingen machen könne, zu allgemeinen Ansichten steigere, und aus diesen Grundsätze und Principien entwickle (§. 101. p. 488). Kurz vorher (p. 484—486.) spricht der Hr. Vf. von dem Hauptgeschäfte der sogenannten *Fundamentalphilosophie*, von der *Logik*, als der Wissenschaft der Denkgesetze, und von der *Metaphysik*, als der Erkenntniſslehre oder Transcendentalphilosophie, und hieraus ersieht man schon, daſs er es mit denen hält, deren philosophisches Bewuſstsein auf *Wolfischem* und *Kantischem* Grunde wuchert, obwohl jene Weise, von dem Geiste in seiner philosophischen Ausbildung wie von einem der fünf physischen Sinne zu reden, als etwas ganz Eigenthümliches des Hrn. Vfs. anzusehen ist. Man wird es wahrlich keinem Theologen verdenken können, wenn er sich um das für Philosophie ausgepriesene Compositum von Grund-

sätzen und Principien, welche von der Fläche des alltäglichen Lebens abgeschäumt sind, wenig kümmert; denn ihm liegt etwas Höheres ob, nämlich nach der Erkenntnifs der geoffenbarten Wahrheit zu streben, über welche er in den praktischen Denk- oder Lebensprincipien der sogenannten *Populärphilosophie* vergebens Aufschluſs sucht. *Die Philosophie* aber, welche zum Erfassen der Wahrheit verhilft, wird ihn vor allen Dingen lehren, dafs er den abgetretenen Gemeinplätzen einer verständigen Alltagsphilosophie entsagen müsse, da es sich nicht um einzelne Erfahrungen und abstracte Grundsätze, sondern um das in aller Wirklichkeit Wahre, um den unendlichen Inhalt des Geistes handle, der nur in dem reinen Spiegel der Vernunft zu schauen, nur speculativ zu ergründen sei. — Wir können nur noch bemerken, dafs der Hr. Verf. in dem besonderen Theile die früher aufgestellte Reihefolge der einzelnen Disciplinen selbst umwirft, indem er jetzt die Theologie in exegetische, systematische, historische und praktische unterscheidet (§. 105. 92. 495.). In diesen Gebieten wird dann der Studirende mit behutsam leitender Hand umhergeführt, und mit echt praktischen Lehren beladen, wie er die einzelnen Vorlesungen besuchen, welchen Gebrauch er davon machen, womit er sich privatim beschäftigen solle u. s. w. Auf solchen Wegen den Hrn. Verf. ungestört gehen zu lassen, ist wohl am angemessensten.

Zum Schluſs mufs Ref. in Bezug auf die ganze Encyklopädie noch hinzufügen, dafs die einzelnen Paragraphen mit vielen gelehrten Anmerkungen versehen, und dafs jeder Disciplin eine ausführliche, obgleich kahle, Litteratur angeknüpft ist. Der Hr. Verf. hätte indefs gut gethan, wenn er ein Citat ruhig für sich behalten, nämlich das auf den Titel gesetzte, ironisch klingende Motto:

Ei, cui deerit ingenium, non magis haec scripta sunt,
quam quae de agnorum cultu sterilibus terris.
Quinctilianus.

Steph. Matthies.

LXI.

Niccolo Machiavelli's sämmtliche Werke. *Aus dem Italienischen übersetzt von Joh. Ziegler. Erster Band.* (Auch unter dem Titel: *Vom Staate oder Betrachtungen über die ersten zehn Bücher des Tit. Livius von Niccolo Machiavelli.*) *S. XIV.* 394. *Karlsruhe, Druck u. Verlag von Ch. Th. Groos.* 1832. 8.

Ein fast unabweisbarer Maſsstab für die Gröſse und Bedeutung eines Schriftstellers ist die Zahl und Wichtigkeit der Männer, die durch ihn angeregt worden sind, die, an seinen Werken wie an einem Eckpfeiler anprallend, in dem erhaltenen Rückschlage das Gefühl von Theilen ihres Wesens erhielten, die sie vorher nur unbewufst in ihrem Besitz hatten. Welcher gebildete Staatsmann, Historiker oder Regent, hätte aber seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts gelebt, ohne wenigstens das eine oder andere der Werke Machiavelli's gelesen zu haben, ohne von der tausend- und aber tausendfachen Nachwirkung Machiavelli's auf die übrige umgebende Mitwelt influirt worden zu sein. Auch die sich seinen Werken (zum Theil nur aus Mifsverstand) feindlich gegenüberstellenden sind doch durch ihn mit in ihrem politischen Denken erst erzogen worden; mit Einem Worte: Machiavelli zeigt sich, an dem oben bezeichneten Maſsstabe gemessen, als einer der gröſsten und bedeutendsten Schriftsteller der neueren Zeit.

Nun ist aber Machiavelli nicht zu läugnen seiner Individualität nach trotz aller Empfänglichkeit *von* und, zuweilen wenigstens, Begeisterung *für* ernste Interessen vielfach auch lasciv, und dies besonders da, wo er eben sein subjectivstes Wesen aufschliefst, als Dichter und in Briefen. Er ist als Historiker nicht eben ein gründlicher Forscher; gewisse Stoffe wie zum Beispiel die Völkerwanderung hat sogar sein geistreiches Wesen nicht einmal bis zur interessanten Lectüre bewältigen können. Seine Bücher von der Kriegskunst haben nie in besonderer Achtung gestanden; sein Buch vom Fürsten, das gelesenste, ist doch weit mehr geschmäht, ja! man kann sogar sagen: weit mehr mifsverstanden, als gelesen worden; seine politischen Ansichten überhaupt sind theils nicht neu, denn das Alterthum sowohl als die zu seiner Zeit gäng und gäbe Politik hatten wesentlichen Einfluſs auf ihn, theils sind sie im Einzelnen auch oft falsch, ja! zuweilen barock. Worin in aller Welt liegt hier also eigentlich das Moment, welches Machiavelli's Ruhm und welthistorische Nachwirkung begründete? Die Betrachtung seines Verhältnisses zu dem Stoff, den er überall als Schriftsteller vor Augen hatte, der Substanz nämlich des bürgerlichen Daseins

und Lebens bald in der Vergangenheit als Historiker, bald in der Gegenwart als Politiker und Dichter — die Betrachtung dieses Verhältnisses wird uns glaube ich zur Entscheidung führen.

Man hört so oft den Ausspruch, die Geschichte sei die Lehrerin der Menschheit, und in's Besondere empfiehlt man ihr Studium Staatsmännern, damit sie in der Kenntnifs vergangener Zeiten Lehren schöpfen möchten für die Gegenwart. Dieser Ausspruch ist nicht blofs trivial, sondern durch den Sinn, der von den meisten Menschen, ja! von den meisten Historikern selbst damit verknüpft wird, eine moralische oder wenigstens eine schriftstellerische Platitude geworden, und gegen *diesen* Sinn ist es mit Recht, dafs man einwendet: jede Zeit hat ihre eigenthümliche Gestaltung und jeder kräftige Mensch handelt in seinen eigenthümlichen Verhältnissen aus subjectiver Kraft in *seiner* Begeisterung oder in *seinem* Verstande; — nur pedantische Schwachköpfe bilden sich ein, ihre Handlungen nach früher dagewesenen Mafsstäben einrichten zu müssen.

Es hat aber kein Politiker, kein Historiker öfter, kräftiger wiederholt, dafs man in der Geschichte auch für die gegenwärtige Zeit zu lernen habe, als Machiavelli. Sollen wir ihn nun auch der Platitude beschuldigen, oder vielmehr zusehen, ob er vielleicht noch etwas anderes bei seinen Ermahnungen im Sinne habe als man gewöhnlich bei Aehnlichem im Sinne hat? Wir denken das letztere.

Der erste und tiefste Grund jener Behauptung, dafs die Geschichte die Lehrerin der Menschheit sei, ist ohne Zweifel die Bemerkung, dafs abgesehen von aller eigenthümlichen Gestaltung der Individuen sowohl als der Völker gewisse Substanzen, die in ihrer Wirkung sich zu aller Zeit gleich bleiben, auch auf die Bildung des Einzel- Völker- und Weltlebens influiren und dieselbe wesentlich bedingen. Das Leben einer Prinzessin und einer Bauerdirne ist der geistigen Nuancirung, der Charaktergestaltung nach ein himmelweit verschiedenes, aber was die Empfindung der Schmerzen des Gebärens anbetrifft, dürften sehr häufige Fälle vorkommen, wo sie bei Individuen beider Art doch so zu sagen in einem Nichts verschieden sind. So findet sich auch in der Geschichte und namentlich in der Geschichte politischer *Verhältnisse* hunderttausenderlei, was zunächst ausgeht von solchen, sich in ihrer Erscheinung und Wirkung überall gleichen Substanzen; ja! dieses *constante* Element wirkt sogar zum Theil auf die Bildung der *mannichfaltigen, wechselnden* Eigenthümlichkeiten ein, denn das Eigenthümliche und Besondere entwickelt sich nur unter allgemeinen Bedingungen. Ob das unbewegliche oder das bewegliche Eigenthum vorzugsweise den Besitzstand eines Volkes bildet, wird, abgesehen von dessen angeborner Natur und unter allen eigenthümlichen Bedingungen gewisse allgemeine, sich gleichbleibende Wirkungen haben. Ja! ob ein Volk, wir möchten sagen: von Geburt mit mehr Leidenschaftlichkeit oder mit weniger begabt ist, wird in sein Leben gewisse Züge bringen, die als allgemein - nothwendig angesprochen und als mit dem innersten Kern der Individualität noch nicht einmal zusammenhängend betrachtet werden müssen. Wer als Historiker zu jenem Standpunct jemals hindurchdringen will, wo er Angesichts der urangebornen Physiognomieen der einzelnen Menschen wie der Völker in der Unruhe, welche die Geschichte zunächst nur dem Anblick zu bieten scheint, eine unerschöpfliche Harmonie, — um Schellings Wort zu brauchen: eine Dichtung Gottes, erblickt, wird sich jener allgemeinen, constanten Elemente vor allen Dingen zu bemächtigen haben, nicht als liefse sich dann in der Art von ihnen abstrahiren, dafs man die Individualität des Volkslebens in einem Wesen suchte, was man fände, wenn man jene constanten Elemente ihm wie einem Menschen die Kleider ausgezogen hätte, sondern so wie jeder die geistige Bedeutung einer Statue recht wohl von dem Gyps, Marmor oder Metall zu unterscheiden weifs, ohne welche freilich die Statue, das Kunstwerk nicht möglich ist, welche aber doch nie und nimmermehr das Kunstwerk sind, das in des Künstlers Geiste früher und man kann sagen reiner (in einer Reinheit, die es in der Darstellung nie ganz behält) da war, ehe er das Material wählte, dessen allgemeine Natur wieder die besondere Darstellung bedingte.

Die Vorstellung von jenem in der Geschichte sich bethätigenden, unendlichen Genialen, im Gegensatz dieses constanten Materiellen, liegt allen Bestrebungen, die Historiographie als Kunst zu fassen, zu Grunde; und wie in anderen Künsten, lange vor der systematischen Feststellung gewisser Reflexionen über die Bedingungen der Uebung derselben, herrliche Werke geschaffen wurden, so liegen auch die herrlichsten Geschichtswerke vor, in denen die Historiker durch einen unmittelbaren Tact, durch ein unmittelbares Bedürfen

in ihrer Natur zu dem Rechten geführt wurden. Wie schwer es aber, ohne Klarheit über jenes Verhältnifs, selbst einer genialeren Natur gemacht werden kann, bei dem Genialen zu beharren — wie leicht ein Tact dieser Art verdorben oder doch im Einzelnen irre geleitet werden kann, zeigt am besten das Beispiel Johannes von Müllers. Wer *fühlt* nicht die unendliche Tiefe der Auffassung, die gewissermafsen im Hintergrunde der Schweizergeschichte liegt, und wer stöfst dabei nicht fast auf jeder Seite an manierirten, gesuchten oder selbst trivialen Stellen, die unmöglich die Ausführung im Einzelnen so trüben würden, wäre Müller über jenes Verhältnifs je klar geworden. Die ungerechten Urtheile über ihn kommen aber nur aus derselben Quelle, und niemand, der *die* einzelnen Partieen jenes Geschichtswerkes ohne Unmuth hat heranlesen können, wo die Begeisterung des Genies so mächtig hervortritt, dafs die Mifsgriffe im Einzelnen dem bemerkenden Sinne ganz verschwinden, (wie die kleinen Mifstöne unter den Zusammenklängen mehrerer Orgelregister in der Gewalt der Tonmasse des ganzen Instrumentes völlig ersäuft werden) niemand, der dazu gekommen ist, wird die Unsterblichkeit dieses Geschichtsbuches bezweifeln, und die Begeisterung mifskennen, die jenen ungerechten Urtheilen gegenübertritt, wenn sie auch nicht grundlos genannt werden können. Neun und neunzig Procent aller historischen Urtheilstrivialitäten kommen auf dieselbe Rechnung. Wenn jemand den Deutschen in unserer Zeit einen gewissen philiströs-verdumpften, aufser wo sie von Obrigkeitswegen auftreten, einen gewissen bedientenhaft-feigen Character vorwirft, thut er ihnen Unrecht und hat doch Recht — er hat Recht *vis-à-vis* der Erscheinung, und er hat Unrecht, indem er ihnen zur Last legt, was nur einem jener constanten Elemente zur Last fällt, denn wer kann leicht anders sein als die Deutschen jetzt sind, wenn er in einem Zustande aufwächst, wo er *persönlich* weder für seine *Sicherheit*, noch für seine *Ehre*, noch für irgend eine in die innerste Seele eingreifende Beziehung, das Gebet ausgenommen, zu sorgen hat und sorgen *darf*, weil die Gesetze das Regale an sich nehmen, dafs sie allein über alles dies urtheilen und ihrem Urtheil nach dafür sorgen. Wo das Allgemeine Alles sein will, wird das Einzelne Nichts, ist die Formel, welche jene Trivialität zu Recht weist. Ein solches gesetzliches Wesen mufs unter 100 Individuen 90 dahinbilden, dafs sie, wenn sie tapfer sind, es bedientenhaft sind, und von den zehn übrigen, die ihre eigene Tapferkeit bewahren werden, 9 sie zu wohlberechnetem Mifsbrauch der Gesetze anwenden und nur der 10te sie als ein Heiligthum, was er nicht recht sehen lassen darf, was er aber für Noth und Tod aufbehalten mufs, in sich bergen. Wir führen dies Beispiel an, weil es uns schlagend scheint, denn alle die Trivialitäten, die man neuerdings über die Zustände und Charactere der Franzosen und Polen, der Holländer und Schweizer, über Staat und Gesetze und was weifs ich, hat hören müssen, lassen unsere Leser nicht so gut und so unmittelbar hinter die Coulisse sehen, wie dies Beispiel.

Aus Mangel an Einsicht in diesen Unterschied ist man aber nicht blofs zu Trivialitäten gekommen und kömmt täglich dazu, sondern auch zu dem Unsinn der Annahme: dies, was wir oben als die constanten Elemente bezeichneten, auch als das eigentlich Bestimmende und Bedeutende in der Geschichte und im Staate zu betrachten, und anzunehmen, man könne durch eine ausgedachte Gestaltung dieser constanten Elemente willkürlich eine ausgedachte Physiognomie des Volkes und Staatslebens erreichen. Alle Staatsideale haben dieselbe Quelle mit den historischen Trivialitäten. Die unbekannte Gröfse, das der blofs verständigen Ansicht unberechenbare x, die unmittelbare Natur der Individuen und Völker, die zwar durch jene constanten Elemente nuancirt, aber nie geschaffen wird, ist in jenen, wie die constante Substanz der Verhältnisse gröfstentheils in diesen übersehen.

Wie sich nun im Alterthum Aristoteles bestimmt gegen die ideale, Platonische Ansicht vom Staate gewendet hat, so ist er es andrerseits auch gewesen, der allein die Natur der constanten Elemente zum Gegenstand der Beobachtung und verständigen Betrachtung gemacht hat. Es giebt zugleich keinen besseren Beweis für diese oben behauptete Constanz, als dafs, um dies Eine anzuführen, der Inhalt des 5ten Buches der Politik des Aristoteles, welches bekanntlich von den verschiedenen Weisen handelt, wie Verfassungen umgestürzt und erhalten werden, heute so wahr ist wie vor zweitausend Jahren.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Niccolo Machiavelli's sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen übersetzt von Joh. Ziegler. Erster Band.

(Schluſs.)

Liest man im ersten Kapitel die Ausführung, wie die Verhältnisse der Bürger in den meisten Staaten darauf beruhen, daſs man *die*, welche in Einer Hinsicht gleich sind, einerseits überhaupt für gleiche hält und alle ihre Verhältnisse gleich machen will, andererseits aber die in Einer Hinsicht ungleichen überhaupt als ungleiche zu behandeln sucht, so ist klarer, abstracter und constanter zugleich als irgendwo in der neuesten Zeit der Unterschied dessen gefaſst, was man Demokraten und Aristokraten zu nennen pflegt. Und so ist es eben mit dem, was im 2ten Kapitel von den Ursachen der Revolutionen gesagt ist u. s. w. u. s. w.

So wichtig nun auch Aristoteles für das Mittelalter geworden ist, *diese* Untersuchungen über die Elemente des geselligen und Staatslebens, über die eigentliche Grundlage aller historischen Erscheinungen, sind im Mittelalter nirgends aufgenommen worden, so viel wir wissen, denn Dante's Buch *de monarchia* trägt doch einen wesentlich anderen Character. Machiavelli ist der erste, der *diese* Untersuchungen wieder aufgenommen, und so die politisch-historische Richtung des Aristoteles der neueren Zeit eingeboren hat. Schon deshalb würde Machiavelli eine welthistorische Bedeutung nicht abgesprochen werden können.

Ich glaube, daſs es hier zugleich der schicklichste Ort sein dürfte, mich in Beziehung auf frühere Behauptungen über Machiavelli zu erklären.

Ich habe eine unmittelbare Beziehung des Buches vom Fürsten zu der Politik des Aristoteles geläugnet; ich glaube auch noch nicht daran, denn die Discorsi oder das uns eben vorliegende Buch, welches Hr. Ziegler ganz richtig: „*vom Staate*" überschrieben hat, müſste der unmittelbaren Beziehungen weit schlagendere und häufigere enthalten; beides aber findet sich nicht. Inzwischen ist eingewendet worden, wenn Machiavelli auch nicht genug Griechisch verstanden, um die Politik im Original zu lesen, Uebersetzungen habe er gewiſs gekannt. Allerdings ist die Benutzung einer Lateinischen Uebersetzung möglich. Ich dachte nicht *daran*, weil die älteren Lateinischen Uebersetzungen, die ich kannte, so trostlos sind, daſs ich unmöglich von daher eine Anregung mir denken, die Aehnlichkeit der Aeuſserungen Machiavelli's aber durch die Aehnlichkeit der Stellung am Ausgang einer reichen politischen Welt mir natürlicher erklären konnte, und in einer Stelle der Briefe einen bestimmten Beleg zu finden glaubte, Machiavelli habe des Aristoteles Politik nicht näher gelesen. Dem sei nun wie ihm wolle — mag Machiavelli die Politik wirklich gekannt oder nicht gekannt haben — insofern stimme ich Ranke bei, daſs in Machiavelli ein sichtbares Wiederaufnehmen der Aristotelischen Richtung in der Politik statt findet. Freilich steht Machiavelli dabei zu Aristoteles, wie die Römer zu den Griechen; er hat das Practische oder zum Practischen Beziehung habende ergriffen oder in sich entwickelt, von dem speculativen Walten aber in Aristoteles ist bei Machiavelli keine Spur.

Für mich hat jene Behauptung die unangenehme Folge gehabt, daſs die Art, wie sie besprochen und aufgenommen wurde, meinem Buche über Machiavelli eine unmittelbar feindliche Beziehung zu der Arbeit Ranke's leihen muſste, woran ich nicht gedacht hatte und woraus sich eine Reihe miſsliebiger Aeuſserungen und Zuredestellungen ergaben, die in mir eine Stimmung nährten, in welcher ich den geistreichen Kern der Auffassung, der Ranke's Arbeiten charakterisirt und dessen Beruf zur Geschichtschreibung dem Unbefangenen hinlänglich documentirt, weniger hoch anschlug, als die mangelhafte Einzelnheit der Ausführung, die in der andern Wag-

schale ihre Stelle fand; indem ich nun diese Seite ausschliefsender als wohl Recht war geltend machte, wurde ich, wenn auch im Einzelnen nicht unwahr, doch im Ganzen weit härter in meinem Urtheil, als sich *mit der Gerechtigkeit verträgt, die ich, wo ich sie gesehen, jederzeit als meine Herrin begrüfst habe.*

Nun zurück zu Machiavelli, in Beziehung auf welchen wir oben sahen, dafs er vorzugsweise die Betrachtung jener, bei fast allen gesellschaftlichen Zuständen wiederkehrenden und zu jeder Zeit gleichmäfsig wirkenden Elemente der historisch - politischen Welt zu seiner Aufgabe gemacht hat. Es fragt sich, hat er das Unmittelbare, das, was wir als das eingeboren Eigenthümliche in den Völkern bezeichnet haben, gar nicht gekannt, berücksichtigt? — Verkannt hat er es allerdings oft, und selbst manche triviale Sentenz findet sich bei ihm, aber unbekannt war es (abgesehen davon, dafs sein historiographisches Talent recht wohl das Individuelle zu fassen wufste) selbst seinem verständigen Bewufstsein nicht, so dafs wir es mehrfach als ein Moment in seine Reflexionen aufnehmen sehen. Beispiele wie Machiavelli jene den Völkern eingeborene Art und Weise verkannt hat, brauchen wir nicht zu suchen, da fast jede Seite seiner politischen Schriften Versuche enthält der Erklärung gewisser Characterseiten eines Staates oder Volkes aus willkürlich oder wenigstens durch den reflectirenden Verstand gegebenen Gesetzen, Instituten u. s. w. Sehr oft trifft er hierin das Rechte; sehr oft aber auch greift er fehl; so giebt es eine Reihe Stellen, in welcher er fast die ganze Eigenthümlichkeit der Spartiaten als ein Machwerk Lycurgs betrachtet. Am entschiedensten scheitert er aber mit dieser Erklärungsweise jeder Zeit an Rom, wo er einzelnen Gesetzen und Instituten doch immer nur Einzelnes als Product überweisen, und den Wuchs des Römischen Volkslebens und Staatslebens im Ganzen aus einer tiefer liegenden Quelle ableiten mufs. Wo er auf diesen Punct kömmt, sucht er dann aber nicht tiefer einzudringen in die inneren Bedingungen und Aufgaben dieses Volks - und Staatslebens, denn alle eigentliche Speculation und jede Veranlassung dazu fällt an seinem Wesen herab; wie Regentropfen auf polirtem Blech; er spricht dann vom Glück, vom Zufall; dafs sich nie alles berechnen lasse, oder nennt es geradezu eigenthümliche Art ohne weiter eine Erklärung zu versuchen. So z. B. nachdem er im 4ten Kapitel des ersten Buches der Discorsi davon gesprochen hat, dafs die früheren bürgerlichen Unruhen in Rom ein wahrer Segen für den Staat gewesen, fährt er fort: „Man könnte zwar einwenden, es seien ganz „aufserordentliche, ja furchtbare Wege zum Guten gewesen, wenn das zusammengerottete Volk gegen den „Senat, der Senat gegen das Volk schrie, wenn Alles „lärmend durch die Strafsen rannte, wenn die Kaufläden geschlossen wurden, wenn das ganze Volk aus „Rom auszog; lauter Dinge, die freilich beim Lesen in „Erstaunen setzen; *allein jede Stadt mufs ihre eigene „Art haben*, dem Ehrgeiz des Volkes Luft zu machen; „besonders aber die Staaten, welche sich in wichtigen „Angelegenheiten des Volkes bedienen wollen" u. s. w.

So sehr sich ihm also auch in einzelnen Fällen ein für ihn unerklärtes Etwas, ein individuelles Wesen der Völker und Staaten aufdrängte, so wenig verschaffte er sich darüber eine klare Ansicht, und dadurch eben war er fortwährend dem ausgesetzt, nicht blofs einzelne, diesem unerklärt bleibenden angehörige Erscheinungen in das Gebiet derjenigen Dinge herüberzuziehen, die sich aus der constanten Wirkung äufserlicher Sachen und Beziehungen erklären lassen, sondern zuweilen den ganzen Staat und die bürgerliche Gesellschaft unter die willkürlichen Machwerke zu zählen: z. B. „die verschiedenen Regierungsformen entstanden durch Zufall „unter den Menschen, denn als im Anfange der Welt „die Menschen noch selten waren, lebten sie zerstreut, „den wilden Thieren ähnlich. Als sie sich nachher vermehrten, rotteten sie sich zusammen" u. s. w. Dahin gehört auch Machiavelli's Ansicht von dem Kreislauf der Regierungsformen, indem die Menschen nach jener Zusammenrottung mit der Monarchie angefangen; diese wird zu Tyrannis; der Tyrann wird vertrieben, Aristokraten treten an seine Stelle; die Aristokraten werden Oligarchen, diese verlieren ihre Gewalt durch das bedrückte Volk; die Demokratie artet in Anarchie aus und führt so zur Monarchie zurück. „Dies ist der Kreis, „in welchem alle Staaten sich drehend regiert wurden „und regiert werden; allein selten kehren sie zu denselben Regierungsformen zurück, weil fast kein Staat „so grofse Lebenskraft haben kann, um mehreremal „diese Wechsel zu durchlaufen und sich erhalten zu „können. Wohl aber geschieht es, dafs während der „Geburtswehen ein Staat, da ihm innerer Rath und „Kräfte fehlen, Unterthan eines Nachbarstaates wird, „der eine bessere Verfassung hat. Angenommen jedoch

„dem seie nicht so, so würde sich ein Staat ohne Ende „in jenen Regierungsformen herumdrehen" u. s. w.

Diese Mifsgriffe in den Ansichten und Reflexionen über die innersten Lebensbedingungen der Völker und Gemeinwesen sind um so gefährlicher geworden, je feiner und treffender Machiavelli's Beobachtungen und Bemerkungen sind über jene allgemeinen, immer wiederkehrenden Elemente des Staatslebens. Wenn Machiavelli bei moralischen Räsonnements, die das Leben der äufseren Erfahrung zum Gegenstand haben (z. B. „dafs man aus niederem Stande zur Gröfse eher durch „Betrug als durch Gewalt gelangt". — „Oft täuscht man „sich, wenn man glaubt durch Bescheidenheit den Hoch„muth besiegen zu können" u. s. w.) oder auch bei ähnlichen rein politischen Inhalts (z. B. „Gold ist nicht „der Nerv des Kriegs, wie man gewöhnlich glaubt" — „dafs Eroberungen nicht gut eingerichtete Republiken — „zum Untergang, nicht zur Gröfse führen" —) so schön überredet und überzeugt und gröfstentheils Recht hat, so messen ihm nun die meisten leicht auch da eine entscheidende Autorität bei, wo er sie nicht verdient, und so ist er nicht blofs in seiner Nachwirkung (weil er die Methode bezeichnet, nicht weil er die Angabe der Mittel erschöpft hat) ein vorzüglicher Zerstörer des mittelalterlichen Lebens, sondern was zugleich eine schwere Schuld ist, einer der Gründer der mechanischen Richtungen des neueren Staatslebens geworden. Vielleicht tritt mit der Zeit auch noch eine Nachwirkung im entgegengesetzten Sinne ein, nämlich in dem, dafs man durch ihn angeregt, auf seinen Fufstapfen weiter gehend in dem Studium der Elemente und Bedingungen des gemeinsamen Lebens der Menschen diese Elemente und Bedingungen noch besser sondern, und auch der Individualität und ihrem organischen Wachsen ihr Recht gewähren lernt; dies würde denn aufser dem, dafs Machiavelli der neueren Zeit des Aristoteles Politik eingeboren, dafs er mit mächtigem Arme an den Werken des Mittelalters gebrochen, seinem welthistorischen Ruhme noch dies hinzufügen, dafs an der Stelle des Eingebrochenen in Folge seiner Anregung nicht blofs *Trostloses gemacht*, sonder Platz für ein *schöner Erwachsendes* geworden sei.

Wenn aber diese Wendung einmal kommen soll, mufs man aufhören, immer nur das Buch vom Fürsten, was bei einseitigerer Aufgabe auch einen einseitigeren Character trägt — immer nur dies und etwa die Florentinische Geschichte zu lesen und zu übersetzen — man mufs Machiavelli ganz, und vor allen sein reichstes, sein mannichfaltigstes, sein unbefangenstes Werk, die Discorsi, kennen lernen. Dafs Hr. Ziegler seine Uebersetzung gerade mit diesem Werke Machiavelli's begonnen, giebt uns eine Art Bürgschaft, dafs er die Bedeutung des Mannes gründlich verstanden hat; dafs er das Buch so fliefsend und im Ganzen so treu übersetzt hat (denn Kleinigkeiten der Art, dafs er z. B. im ersten Kapitel die Worte: „*sendosi molti popoli ridotti in certe isoletti, che erano nella punta del mare Adriatico*" übersetzt hat: „Venedig entstand, als sich „viele *Völkerschaften* auf einige kleine Inseln" u. s. w. also *popolo*, hier: „Einwohnerschaft", durch ein Wort was an Stammverschiedenheit erinnert — solche Kleinigkeiten, die noch dazu gewifs sehr selten sind, stören nicht im Genufs des Ganzen), giebt eine zweite Bürgschaft, und wir wünschen, dafs sein Unternehmen, was sich auch im Aeufseren durch sehr schönen Druck und schönes Papier auszeichnet, alle nur denkbare Unterstützung durch lebendigen Antheil des Publicums erhalten möge.

Heinrich Leo.

LXII.

Palaeologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe. Von Hermann v. Mayer. Frankfurt a. M., bei S. Schmerber. 1832. gr. 8. XI u. 560 Seiten.

Das Wort Paläologie gewinnt durch den Gebrauch, den in neuerer Zeit mehrere Naturforscher davon gemacht haben, eine feste Bedeutung. Im Gegensatz von Archäologie, welche sich mit den Alterthümern der geschichtlichen Zeit beschäftiget, hat es die Paläologie mit den vorgeschichtlichen Alterthümern, mit den fossilen Ueberresten von Organismen und ihren Beziehungen zur successiven Bildung der Erde zu thun. Von Seiten der Sprachrichtigkeit wird gegen den neuen Namen der Wissenschaft nichts einzuwenden sein, wenn man sich über seine bestimmte Bedeutung einverstanden fühlt. Die vorliegenden „*Palaeologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe*" enthalten daher in ihrem Titel strenge genommen einen Pleonasmus, was wir jedoch im eigentlichen Sinne nicht rügen wollen, indem

das Wort in seiner neuen Bedeutung wenigstens zur Zeit noch kaum so allgemein bekannt ist, dafs es jedermann ohne näher bedingende Erläuterung schon verständlich wäre. Der Verf. — den wir schon durch gelungene, vorzüglich in den Akten der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie und anderwärts niedergelegte Arbeiten im Gebiete der Paläologie haben kennen gelernt, giebt uns darin drei von einander unabhängige Arbeiten: 1. *Die fossilen Wirbelthiere.* 2. *System der Saurier nach ihren Organen der Bewegung.* 3. *Die Gebilde der Erdrinde, in denen Ueberreste von Geschöpfen gefunden werden, mit besonderer Rücksicht auf die Wirbelthiere.*

Die erste dieser Arbeiten hat der Verf. entworfen, um dadurch einem dringend erscheinenden Bedürfnisse in der Litteratur abzuhelfen. „Die Verwirrung in der Litteratur, in der Synonymie und in der Angabe der Lagerstätten fossiler Knochen, ist in der That abschreckend, und durch neuere Arbeiten eher vermehrt als gehoben worden". Wer jemals in diesem Felde gearbeitet hat, weifs, mit welchen unendlichen Schwierigkeiten man zu kämpfen hat, um zu einer nur mäfsig vollständigen Uebersicht der Litteratur zu gelangen. Die Zusammenstellung einer solchen in systematischer Anordnung mit gehöriger kritischer Sonderung für jede einzelne Thier-Species ist eine ungemein mühsame, schwierige Arbeit, wofür jeder Naturforscher dem Hrn. Verf. sehr vielen Dank wissen wird. Das Studium wird dadurch ganz ungemein erleichtert. Dafs in einer solchen Aufstellung auch noch manches Fragezeichen vorkommen müsse, liegt so sehr in der Natur der Sache, dafs es wohl kaum einer Erwähnung verdient. Die vom Verf. gewählte Gliederung dieses Abschnitts ist folgende. Zuerst wird die „*Litteratur der fossilen Knochen*" im Allgemeinen blofs in den Büchertiteln aufgestellt. Dann folgt die „*Uebersicht der fossilen Wirbelthiere*" mit Angabe aller Citate im Speciellen, wo irgend etwas über jede einzelne Species zu finden ist. Einleitend zu dieser Uebersicht ist von der Geschichte des Studiums der fossilen Organismen, von der Verschiedenheit und Uebereinstimmung der fossilen Wirbelthiere in der neuen und in der alten Welt und von demjenigen die Rede, was in dieser Beziehung noch zur nähern Ermittelung vorbehalten sein dürfte. v. M. erklärt sich ferner darüber, dafs er aus seiner Uebersicht die fossilen Fische ausgeschlossen habe, wegen der in der Herausgabe begriffenen grofsen Arbeiten von Cuvier und Valenciennes über die Klasse der Fische, worin auch die fossilen Species berücksichtiget werden sollen, und weil überdies Dr. Agassiz diese zum Gegenstande der Untersuchung und Bearbeitung gemacht, wovon bereits 24 Tafeln mit Text fertig sind *). Auch die fossilen Vögel hat v. M. nicht in die Uebersicht aufgenommen, sondern nur Einiges davon in der Einleitung aufgeführt. Was wir davon besitzen und wissen, ist bekanntlich sehr Weniges und meist Unbestimmtes, wodurch dieses Verfahren wohl Rechtfertigung erhält. — Die Uebersicht selbst enthält die Gattungs- und Species-Namen, die Synonymie, die genaueste Litteratur-Nachweisung mit Citaten der Seitenzahlen und die Angabe der Gebirgs-Bildungen (eingeklammert die der Lokalitäten), worin jede Species gefunden worden ist. Etwas auffallend ist, dafs, bei dem erwähnten Uebergehen der Vögel und Fische, die Uebersicht folgende Abtheilungen (Klassen?) hat: *Mensch*, *Säugethiere* und *Reptilien*. Die Litteratur-Nachweisung ist ungemein fleifsig gearbeitet. Es kann unmöglich erwartet werden, dafs sie ganz vollständig wäre: dazu gehörte wirklich eine beinahe durch ein ganzes Menschenalter hindurch fortgesetzte Recherche, besonders wenn man alles aufnehmen wollte, was in Reisebeschreibungen oder sonst gelegentlich Beigebrachtes hierhin gehören könnte. Die Vollständigkeit in solcher Beziehung würde auch am Ende kaum von einigem Werthe sein. Wichtiges und namentlich Neueres hat v. M. in der Uebersicht gewifs nicht vergessen; was uns von Auslassungen aufgefallen ist, dürfte nicht einmal der Anführung werth sein.

Der Uebersicht folgen „*Zusätze*". Sie enthalten Bemerkungen über zweifelhafte Punkte der Uebersicht, Erläuterungen dazu u. s. w. Die Frage: ob es fossile Menschenknochen gebe? wird in diesen Zusätzen zuerst ventilirt. Die meisten bekannten Thatsachen dafür werden kurz angeführt; der Verf. neigt auch zur Seite der affirmativen Beantwortung hin.

*) Im Nachtrage S. 545. wird angezeigt, dafs Cuvier sein Material über fossile Fische Agassiz überlassen hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Palaeologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe. Von Hermann v. Mayer.

(Schluſs.)

Wichtig sind allerdings die Beobachtungen von Boué und Razoumovsky, daſs im Diluvium mehrerer Orte Deutschlands und Unteröstreichs Knochen und Schädel, nach der noch jetzt üblichen Sitte wilder Völker in entfernten Welttheilen platt gedrückt, mit Knochen von erloschenen oder von Aequatorialthieren zusammen liegen. (Vergl. S. 122. und 434.). S. 124.: „Untergegangene Thierarten können der Gleichzeitigkeit mit dem Menschen nicht mehr hinderlich sein, seitdem es sich nicht mehr bezweifeln läſst, daſs die Schöpfung vor ein Paar hundert Jahren um einige Thierarten reicher war, und es sich ergab, daſs gegenwärtig andere Arten ihrem Erlöschen nahe sind (Europäischer Bison, Elenn). Diesemnach wäre alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daſs es fossile Menschenknochen gebe. Indessen sind aus älteren als Diluvialgebilden keine Menschenknochen bekannt". Es ist zu bedauern, wie auch v. M. bemerkt, daſs die Akademie der Wissenschaften in Paris, welche seit mehreren Jahren an eine Commission die Prüfung der Menschenknochen aus Höhlen und dem Diluvium überwiesen hat, darüber noch mit ihrem Bericht zurücksteht. — Bei Gelegenheit der fossilen Menschenknochen gedenkt der Verf. auch der Gestein-Ablösungen und Concretionen, welche auffallende Aehnlichkeit mit Menschen und Thieren haben (z. B. der Pariser fossile Mann von Long-Rocher). Da heiſst es denn unter anderem S. 120.: „Eine *vis plastica* oder *formatrix* scheint sonach wirklich zu bestehen; nämlich als eine untere Stufe der Krystallisationskraft (?!) chemischer Mischung, auf der sie wegen mechanischer Hindernisse die Materie zu krummlinig begrenzten, wahrhaft todten Formen disponirt; während die *vis plastica* im organischen Geschöpf, von einem oberen, geistigen Princip geleitet, aus der Materie, indem sie sie in chemischer Mischung gespannt hält, reine Lebensformen, Organe des Lebens bildet". Solche nichtssagende Phrasen liest man ungern aus der Feder eines ernsten, praktischen Naturforschers.

Der zweite Aufsatz: *System der fossilen Saurier* giebt uns mehr Entwickelung eigener Ansichten des Verfs. Gerade in dieser Abtheilung der Klasse der Reptilien haben wir eigene Forschungen und Entdeckungen ihm bereits zu verdanken. In der Vorrede sagt auch v. M., daſs dieses System der fossilen Saurier durch die von ihm gemachte Entdeckung und Untersuchung einiger neuen Saurier veranlaſst worden sei, indem er dabei das Erforderniſs gefühlt habe, sich mit der Structur der fossilen Saurier überhaupt bekannt zu machen. Um sein System zu begründen, holt er ziemlich weit aus, obgleich wir eigentlich nicht sagen können, über die Grenzen seines Gegenstandes hinaus, denn alles was er uns giebt, ist mit einem gut geschlungenen Faden in enge Beziehung und Verbindung gebracht. Rec. ist zwar weit entfernt, alle Ansichten und Behauptungen mit den seinigen vollkommen übereinstimmend zu finden: aber verkennen kann er doch nicht, daſs der Vf. auf den ersten Anblick weit auseinanderliegende Thatsachen so geistvoll und überzeugend aneinander gereihet hat, daſs sie meist in ihrer beziehenden Stellung eine gute Bedeutung erhalten, welche seine Zwecke vorbereiten und fördern helfen. Bei Auszügen, die wir zu geben beabsichtigen, können wir leicht Gefahr laufen, Manches von dem geistigen Bande zu zerstören, welches der Verf. zu flechten verstand. Wir sehen es daher auch gern und die Wahrheit wird gewiſs mehr erreicht, wenn bei der Lektüre dieser Kritik, alles das, was wir nur andeuten, nicht näher ausführen, als für den Verf. günstig d. h. nach der Ansicht des Rec. als mehr oder weniger vollkommen gelungen ausgedeutet werden will.

Der Verf. handelt successiv von den Geschöpfen der Thermalquellen und des Eises, von der Entstehung der Geschöpfe, von den verschiedenen Schöpfungen in differenten Gebirgsbildungen, von der Vermehrung des Formenreichthums in den verschiedenen Lebensstadien mancher Geschöpfe, von der Thätigkeit der Natur, von der Menge der Geschöpfe und endlich am ausführlichsten vom Systeme. Auf Neues stöfst man hier nicht, aber der Vortrag ist anziehend, und nur in so fern möchten wir bei der ganzen Darstellung etwas zu erinnern finden, als das Werk, nach dem ersten Aufsatz, auch nach der Haupttendenz des gegenwärtigen zu urtheilen, vorzüglich für *kundige* Naturforscher geschrieben sein dürfte; diese erhalten aber hier viele in ihrer Sphäre allgemein bekannte Dinge erzählt, welche übrigens in solchem Gewande für den Dilettanten sehr interessant sein können. Der Verf. stellt die Unmöglichkeit einer vollkommenen natürlichen Systematisirung der Geschöpfe und die Mangelhaftigkeit der bisherigen sehr gut dar. Zu den Thieren näher sich wendend, weist der Vf. in grofsen Zügen ihre Uebergänge nach allen Richtungen nach, sodann das Ineinandergreifen der sogenannten Klassen in den gut entwickelten Beispielen der eierlegenden Säugethiere (Monotremen), der zwischen den Eierlegern und den Lebendiggebärern stehenden Säuger (Beutelthiere), der Säugethiere mit Kielen und Schuppen (Stachelschweine, Gürtel- und Schuppenthiere), der nestbauenden Säugethiere, der Vögel mit Flossen (Pinguinen, Manchot), der Fische mit Extremitäten, der Fische in wirbellosen Thieren u. s. w. Von den Reptilien ist nun insbesondere ferner die Rede, bei welchen sich die Aehnlichkeiten mit andern Thierklassen, selbst abgesehen von der Metamorphose, welcher manche unterliegen, um so lebhafter hervorstellt, wenn die fossilen mit in die Betrachtung gezogen werden. Durch diese wird der Reichthum ihrer Formen erst aufgeschlossen. Die Saurier (Crocodile, Monitore oder Lacerten) sind es vorzüglich, welche hierbei in's Auge gefafst werden müssen. Es ist nach der trefflichen morphologischen Auseinandersetzung des Vfs. nicht zu läugnen, dafs sich ihre Beziehung zu andern Klassen in der Entwickelung ihrer Organe der Bewegung, womit natürlich der ganze Bau des Skelets und, dadurch bedingt, wieder der vieler anderer wichtiger Organe harmonisch auftreten mufs, ganz besonders kund giebt: aber schwerlich wird doch ein darauf gebautes System, auch nur auf diese Abtheilung der Klasse bezogen, als ein vollkommen natürliches sich darstellen, und so recht viel hätten wir am Ende auch für die allgemeinere Systematik nicht gewonnen, wenn das Princip für diese Abtheilung, welches in andern nicht Stich halten kann, wirklich gefunden wäre. Die Aufstellung dieses Systems hat den Verf. aber zu vielen schönen morphologischen Betrachtungen über den Bau der einzelnen Gattungen und Species und zu einer wohlgelungenen Zusammenstellung unserer wichtigsten Kenntnisse über dieselben geführt, und darin suchen wir fast mehr den Werth seiner Arbeit, als in dem von ihm entwickelten Systeme der Saurier selbst. Wir hätten gewünscht, dafs er alle fossilen Wirbelthiere in gleicher Art bearbeitet haben möchte. Ohne die Genera darin aufzuführen, weshalb wir auf die Tabelle S. 201. des Werks verweisen müssen, wollen wir doch noch des Vfs. Schematisirung der fossilen Saurier nach der Entwickelung ihrer Bewegungs-Organe hierhin setzen: *A. Saurier mit Zehen, ähnlich denen an den lebenden Sauriern, und zwar: I. Vierzehige, II. Fünfzehige. B. Saurier mit Gliedmafsen, ähnlich denen der schweren Landsäugethiere. C. Saurier mit floſsartigen Gliedmafsen. D. Saurier mit Flughaut.*

Der letzte Aufsatz: *Die Gebilde der Erdrinde, in denen Ueberreste von Geschöpfen gefunden werden, mit besonderer Rücksicht auf die Wirbelthiere*, umfafst mehr als die Hälfte des ganzen Werks; er reicht von Seite 253 bis S. 544. „Ich gestehe" — sagt der Verf. davon in der Vorrede — „dafs mich dazu hauptsächlich die Mangelhaftigkeit bewogen hat, welche die *Recherches sur les ossemens fossiles* von Cuvier und Brongniart, mit Ausnahme der Tertiärgebilde des Seinebeckens, hierin darbieten. In der That müssen auch wir gestehen, wenn wir nach Anlage und Haltung eine Parallel-Arbeit zu jener Mayer'schen angeben sollten, dafs wir diese nicht treffender zu finden wüfsten, als in den beiden letzten Abschnitten des Cuvier'schen *Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changemens qu'elles ont produits dans le règne animal*, welche in der Uebersetzung des Rec. (Die Umwälzungen der Erdrinde in naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung vom Baron C. Cuvier. Uebers. und mit besondern Ausführungen und Beilagen begleitet von Dr. J. Nöggerath. 2 Bände. Bonn 1830) überschrieben sind: „Kurze Uebersicht der Beobachtun-

gen über die Aufeinanderfolge der Gebirgsbildungen" und „Aufzählung der vom Verf. bestimmten fossilen Thiere". Damit soll aber keineswegs zugleich behauptet werden, dafs wir in der M.'schen Zusammenstellung und Bearbeitung ein Duplikat jener Cuvier'schen erhalten: im Gegentheil müssen wir in ihrer Art die Vollständigkeit, die Uebersichtlichkeit, die Darstellungsweise, kurz die ganze Mittheilung des Hrn. v. M. sehr loben, ihre Originalität als wohlgelungene, mit Geist und Fleifs ausgearbeitete Compilation, worin das reine Korn von der überflüssigen Spreu gehörig gesondert ist, vollkommen anerkennen, und sie als eine musterhafte weitere Ausführung, auch mitunter als gute Berichtigung des zuvor angeführten Cuvier'schen Discours betrachten. Der Verf. hat auch dasjenige aufgenommen, was Bezug auf die allgemeinen Beobachtungs-Ergebnisse über Versteinerungen und geologische Beschaffenheit der Erdrinde hat. So ist zu Anfang des Aufsatzes die Rede von der Zusammensetzung der Erdrinde im Allgemeinen, von den geologischen Systemen, von den Gesteinschichten nach ihrer relativen Altersfolge, von den Erhebungs-Systemen der Berge (nach E. de Beaumont und L. von Buch), von dem Begriff der Formation, von den mineralogischen, den Versteinerungs- und Lagerungs-Charakteren der Formationen, von der Verschmelzung derselben u. s. w. — Ueberall zeigt sich der Vf. im neuesten Niveau der Wissenschaft, und in solcher Beziehung hat uns selbst das aus Psalm, 104. v. 6. 8. 9. gut gewählte zweite Motto des Aufsatzes freundlich angesprochen: „Wasser standen über den Bergen. — Die Berge stiegen empor, die Thäler sanken hinab. — Du hast den Wassern eine Grenze gesetzt, darüber kommen sie nicht; und müssen nicht wiederum die Erde bedecken". — Aus Raumes Mangel kann es uns nicht gestattet sein, in das Einzelne des grofsen Reichthums von geognostischen und petrefaktologischen Thatsachen und Reflexionen einzugehen. — Man könnte zwar wohl noch die Frage aufwerfen: ist der Aufsatz für den Gelehrten vom Fache oder nur für den Gebildeten im Allgemeinen geschrieben? Und da müfste man allerdings antworten, dafs der Erstere meist schon und zwar noch mehr bekannte Sachen darin finden wird, als in dem zweiten Aufsatze, und dafs der Andere auf vieles stofsen dürfte, welches für ihn noch besonderer Ausführung und Erläuterung bedürftig sein möchte. Wir meinen aber, dafs der Verf. bei seiner Arbeit besonders das gelehrte Publikum im Auge haben möchte, — und in der That wird auch der Kundige einen Genufs dabei finden, wenn er das, was er schon weifs und verschiedenzeitig in sich aufgenommen hat, in so leichter Darstellung umrifslich, wohl gegliedert und gruppirt, so zu sagen mit einem Blicke, wenigstens in einem Bilde aufgefafst, in seinem Geiste aufgefrischt erhält.

Das gute alphabetische Register ist für ein solches Buch eine nützliche Beigabe.

Wir können übrigens diese Beurtheilung nicht schliefsen, ohne noch des anderweiten Verdienstes des Vfs, zu gedenken, welches er sich durch die Aufstellung, Anordnung, zum Theil auch Sammlung des öffentlichen Museums bei dem Senkenberg'schen Institute in Frankfurt am Main, so weit dasselbe sich auf seine Fächer bezieht, erworben hat, — ohne aus eigener Erfahrung des Rec. dankbar zu gedenken, wie er den reisenden Naturforscher bei dem Studium der dortigen, nicht unbedeutenden Schätze freundlich unterstützt und ihm die Untersuchung zu erleichtern gern bereit ist.

Von dem Buche selbst erwähnen wir noch, dafs derjenige Antheil, welcher dem Verleger hinsichtlich der äufsern Ausstattung zukömmt, volles Lob verdient.

Nöggerath.

LXIII.

Georg Wilhelm Friedr. Hegel's Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: D. Ph. Marheineke, D. J. Schulze, D. Ed. Gans, D. Lp. v. Henning, D. H. Hotho, D. K. Michelet, D. F. Förster. Berlin bei Duncker und Humblot. gr. 8.

Erste Lieferung:

Erster Band: Hegel's philosophische Abhandlungen, herausgegeben von D. Karl Ludwig Michelet. 423 S.

Elfter Band: Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes. Herausgegeben von D. Philipp Marheineke. Erster Band. XVI. und 376 S.

Hierzu in Bezug auf den ersten Band: D.

K. L. Michelet, Einleitung in Hegel's philosophische Abhandlungen. Berlin ebendort. LI S. 8.

Unsere Zeit ist zwar so sehr darauf gestellt, in formeller Hinsicht für den Zusammendruck der Werke eines Schriftstellers zu sorgen, dafs die entweder oberflächliche oder mifswollende Betrachtung auch die Ausgabe von Hegel's sämmtlichen Werken auf den herrschenden litterarischen Fabrikton schieben und das Bedeutungsvolle dieses Unternehmens abläugnen könnte. Wir wollen aber nicht einmal ein Gewicht darauf legen, wie schon äufserlich die grofse Menge der Subscribenten dafür bürgt, dafs hier ein tieferes Bedürfnifs zu Grunde liegt und nur aufmerksam machen, wie es doch auffallen mufs, dafs weder Kant, noch Fichte, noch Schelling bis jetzt zu einer solchen Sammlung ihrer Schriften gelangt sind. Schelling begann 1809 eine Sammlung seiner Abhandlungen, die jedoch bei dem ersten Bande stehen blieb. Bei Fichte ist es gar nicht zum Versuch der Sammlung gekommen, obwohl es in Erstaunen setzen kann, dafs nicht einmal seine populären, von der innigsten Begeisterung für die Sache durchdrungenen und rednerisch so höchst vollendeten Darstellungen weder zu zweiten Auflagen noch zur Vereinigung in Einer Ausgabe gelangt sind. Von Kant sind die kleinen Schriften in mehrfachen Sammlungen herausgegeben; auch Vorlesungen von ihm, wie über die philosophische Religionslehre, 1817, und über die Metaphysik 1821, sind aus Heften edirt worden, allein seine grofsen, Epoche machenden Schriften sind immer für sich allein geblieben. Man kann nicht in Abrede sein, dafs dies Auseinanderfallen der Werke so hervorragender Männer, wie äufserlich auch der Umstand sei, auf die wahre Auffassung derselben sehr ungünstig eingewirkt hat. Statt den ganzen Reichthum dieser Naturen, die Vielseitigkeit ihrer Erkenntnifs, die Gewandtheit ihrer Darstellung sich zur Anschauung zu bringen, verbleiben Viele, ja die Meisten, bei der Lectüre einiger ihrer Schriften, wogegen sie von der Tiefe und Unerschöpflichkeit dieser genialen Menschen ein ganz anderes Bild empfangen würden, wenn sie auch die ganze Peripherie ihres geistigen Daseins durchmessen wollten. Eine Gesammtausgabe würde dazu gewissermafsen nöthigen, weil sie eine unmittelbare Veranlassung wäre, mit Allem sich zu befreunden, was jene Geister ihrer Betrachtung und Pflege werth gehalten haben. Wer z. B. Kant aus seinen Kritiken auf der Höhe der hartnäckigsten Abstraction kennen gelernt hat, der wird eine ergänzende Gegenseite dazu erhalten, wenn er ihn in seiner Anthropologie und physikalischen Geographie als einen überaus belesenen Gelehrten und als einen feinen Beobachter der Natur und des Menschenlebens trifft. Es scheint aber, als wenn das Publicum, bei aller Achtung und Liebe, die es diesen Philosophen bezeugt hat, doch nicht den Drang gehabt habe, alle Richtungen ihres Geistes sich vereinigt vor Augen zu stellen, weshalb der Einzelne, dem darum zu thun ist, die Unbequemlichkeit tragen mufs, sich ihre Schriften von hundert verschiedenen Seiten her zusammenzubringen.

Hegel's Philosophie ist der Schlufs des letzten Cyclus der philosophischen Bildung; die ihr vorangegangenen Philosophieen sind in ihr selbst als Momente aufgehoben und nun sehen wir, wie unmittelbar das allgemeine Interesse an seiner Philosophie eine vollständige und wohlgeordnete Sammlung aller seiner Werke begründet. Als Aussicht auf eine solche hatte Hegel selbst noch erlebt, was einem wahren Philosophen während seines Lebens selten widerfährt, dafs mehrere Werke von ihm vergriffen wurden und zu neuen Auflagen nöthigten.

Um nun die ganze Angelegenheit vollkommen zu würdigen, mufs man die Bedingungen erwägen, unter welchen diese Fortschritte gemacht waren, und des wechselnden Verhältnisses sich erinnern, in welchem Hegel zum Publicum gestanden. Wir achten es nothwendig, gerade in diesen Blättern ohne alle Scheu darüber zu sprechen. Anfangs wurde Hegel als ein Schüler und Mitarbeiter Schelling's angesehen und nicht direct, sondern mehr nebenher als Einer der Vielen aus der neuen Schule beurtheilt. Indessen erwachte hier und dort die Anerkennung der tiefen Energie seines Gedankens und seiner zwar schweren aber machtvollen Sprache, wie der eines philosophischen Aeschylus; selbst von Seiten der Philosophie gegnerisch Gesinnte, wie Jean Paul, gestehen diese Kraft und Neuheit ein. Hierauf folgte eine Zeit, wo die Phänomenologie sich in stillem Gange durch Deutschland verbreitete; die kritischen Blätter übergingen sie mit Schweigen und nur die Heidelberger Jahrbücher begannen einen Auszug zu liefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Werke. Erste Lieferung. Erster und elfter Band.

(Fortsetzung.)

Da erschien die Logik, und obwohl sie von der älteren Schule als unverständlich und träumerisch bei Seite geschoben und ebenfalls ohne Kritik gelassen ward, so wurde doch ein Flüstern des geheimen Erstaunens vernehmbar; trotz des Widerstrebens beugten sich die Geister und fühlten sich wenigstens von der Ahnung ergriffen, wie dies Werk die Wissenschaft umgestalten werde; es war, als wenn ein Magus ihnen einen Spiegel vorhielte, worin sie die ganze Welt anders als bisher erblickten, als wenn sie von nun an nicht mehr mit Worten kramen, sondern in der That den Samen der Welt und alle Kraft des Wirkens anschauen sollten. Unterdessen hatte Hegel wieder eine akademische Stellung erlangt und begann Viele zu fesseln; in dieser Zeit bewegte ihn seine Theilnahme an dem politischen Geschick des Vaterlandes zu jener so freimüthigen und gründlichen, als in der Darstellung musterhaften Kritik von den Verhandlungen der Würtembergischen Landstände, wofür ihm Verkennung, Ungunst, ja selbst Hafs zu Theil wurde. Gleichzeitig skizzirte er die erste Ausgabe der Encyklopädie der Philosophie, eine erstaunenswürdige Arbeit, die eine förmlich dictatorische Gewalt zu üben begann. Jetzt erweiterte sich für Hegel der Kreis seines Lehramtes und in dem Augenblick, wo eine auf ihre vererbten Vorrechte stolze Aristokratie und eine schwärmerische Partei, die sich für die Gestaltung ihres Freiheitsgefühles maßlosen Entwürfen ohne rechte politische Besonnenheit ergab, wo diese mit Argwohn und Erbitterung einander bekämpfen, stellt sich Hegel durch seine Philosophie des Rechtes gegen die extremen Ansichten beider Parteien. Die nothwendige Folge ist, dafs beide sich gegen ihn wenden und ihn — oft ohne die geringste Kenntnifs weder jener erwähnten Recension noch des Naturrechtes — als einen Feind der Freiheit verdächtigen. Es wird diese Meinung allmälig in einem grofsen Theil des Publicums zu einer ausgemachten Wahrheit erhoben und Hegel'n durch dies Gerede eine Physiognomie aufgedrückt, als wenn auch von ihm das politische Schicksal Deutschlands unmittelbar abhängig wäre. Je mehr nun die Kenntnifs und Anerkenntnifs seines Systems sich befestigt und ausbreitet, je mehr ihm auch persönlich Neigung, Liebe und eine hier und da selbst bis zur fratzenhaften Uebertreibung gesteigerte Bewunderung gezollt wird, um so mehr suchen die Stimmführer des Gegensatzes sein System als dialektische Taschenspielerei, als irreligiös, immoralisch, despotisch, scholastisch verknöchernd u. s. f. zu verrufen. Endlich — was noch kein Deutscher Philosoph erlebte — sammelt sich der Spott über die Hegel'sche Schule sogar zur Concentration in einer Komödie und diese mufs zum Zeugnifs des grofsen Interesses für die Philosophie nach einem Jahre schon wieder von Neuem aufgelegt werden. Während die kritischen Journale — mit Ausnahme der Halleschen Litteraturzeitung, worin Herbart eine Recension der Encyklopädie versucht — in ihrem Schweigen über Hegel verharren, darin unstreitig statt der beabsichtigten Nichtachtung vielmehr eine nicht eingestandene Ehrerbietung ausdrücken und im Ganzen bei gelegentlichen polemischen Aeufserungen stehen bleiben, zu welchen sie bei der Anzeige von Werken aus der Schule veranlafst werden, so zeigt sich das Phänomen, dafs zahllose besondere Schriften und Schriftchen über Hegel und gegen ihn erscheinen, von denen aber die meisten gleich ephemeren Insecten im Aufflattern schon wieder verschwinden und die, weil sie es gröfstentheils nicht weiter als bis zu Auszügen aus der Encyklopädie bringen, um welche sie ihre absurden und leichtsinnigen Bemerkungen wie schlechte und undeutliche Randzeichnungen herumlegen, nur zu einer weiteren Ver-

breitung des Systems beitragen. Indem diese Jahrbücher für den Kampf desselben mit anderen Philosophieen einen umfassenden Schauplatz eröffnen, indem die Wirkungen des Systems in der Bearbeitung positiver Wissenschaften sichtbarer zu werden anfangen, indem Hegel so in dem Moment steht, wo die rühmliche Anerkenntnifs seiner Leistungen in stufenweisem Wachsthum bis zu einem lichten Blüthenpunct sich entfaltet, wo die Gesinnung des Publicums im Begriff scheint, immer allgemeiner ohne Scheelsucht und ohne die Widrigkeit kleinlicher Motive den grofsen Mann als grofs gelten zu lassen — stirbt er. Ihm war die Auffindung der glückseligen Inseln der Philosophie (Werke, Bd. I. S. 170.) gelungen, an deren Küsten man bis dahin nur gescheiterte Schiffe erblickt hatte. Ohne Geräusch, fast unbemerkt hatte er seine ernste, wohlberechnete Fahrt unternommen. An einem entzückenden Morgen — während die alte Welt von schweren Träumen beängstigt wurde — durchschnitt sein Schiff die Brandung der Ufer. Er eilte, Besitz von dem Lande zu nehmen und bauete, ihn mit Anderen zu theilen, aus ungeheuren Felsen einen riesigen Leuchtthurm. Viele der fern Vorübersegelnden, welche auch die Sehnsucht nach dem schönen Eilande ergriffen hat, halten ihn für einen Verderben speienden Vulcan; aber Andere folgen dem Zeichen, das sie als ein gastliches erkennen, und gehen mit dem Entdecker ein in die neugewonnene Heimath, ihre Wunder in stiller Trunkenheit zu durchforschen.

Wer könnte nun ohne innigste Wehmuth, von Schmerz und Freude zugleich bestürmt, auf diese Ausgabe von Hegel's sämmtlichen Werken blicken! Die Freude mufs ergreifen, einen so reichen Schatz der Erkenntnifs zum Besitz zu empfangen, eine Philosophie nach allen Richtungen hin ausgearbeitet als ein Ganzes vor uns zu haben; der Schmerz mufs uns erfassen, dafs dem Urheber dieser grofsen Schöpfung, deren Bewunderung fortan die Menschheit in alle kommenden Jahrhunderte hin erfüllen wird, nicht selber vergönnt war, allen seinen Gebilden die letzte Vollendung zu geben. Freunde des Verstorbenen haben das schwierige Geschäft über sich genommen, das wissenschaftliche Vermächtnifs desselben der Welt zum Eigenthum zu übergeben und mit den schon gedruckten Schriften die noch ungedruckten zu vereinigen. Wenn man bedenkt, wie unerwartet Hegel mitten aus seiner Thätigkeit schied, so wird man sich den Zustand seiner hinterlassenen Arbeiten kaum so vorstellen können, wie etwa das Atelier eines plötzlich sterbenden Malers, wo unter fertigen Gemälden theilweis ausgeführte Bilder und flüchtige Skizzen umherstehen. Denn solche Gestaltungen sind immer deutlicher und durch sich sprechender, als das Räthselhafte wissenschaftlicher Aphorismen, wo wenige Worte dem, der sie schrieb, eine ganze Welt bezeichnen, während sie einem Fremden hieroglyphisch erscheinen. Hegel hat bei der Rastlosigkeit und Allseitigkeit seines Arbeitens viel Material hinterlassen; allein Er nur vermochte sich wohl in diesen zahllosen Notizen, Schematen und oft ganz einsylbigen Andeutungen vollkommen und mit Leichtigkeit zurecht zu finden, wie seine mündlichen Vorlesungen dies zeigten. Wenn nun die Herausgeber aus Hegel's Papieren allein, bei aller Vertrautheit mit seinem System und mit seiner Manier, eine zusammenhängende Composition zu liefern nicht wohl im Stande gewesen wären, sondern vielleicht wie Tieck und Fr. Schlegel mit Novalis Nachlassenschaft hätten verfahren müssen, so kamen ihnen Hefte zu Hülfe, welche in Hegel's Vorlesungen mit höchster Treue nachgeschrieben waren und welche das, was in den hinterbliebenen Papieren im Durchschnitt vereinzelt und zersplittert, selten mit einiger Ausführlichkeit erschien, in einer bündigen Zusammenfassung organisch darstellten. So hatten sie nun auf der einen Seite Hegel's mündliches Wort in verschiedenen Recensionen, auf der anderen Seite zu dessen Berichtigung und Ergänzung seine Collectaneen und theilweisen Ausführungen. Dafs auch so noch das Werk des Zusammenstellens äufserst mühsam und nur durch das hingegebenste Eingehen auf Hegel's ganze Art und Weise möglich war, ist begreiflich. Die Herausgeber haben dies Geschäft nach der vorherrschenden Richtung ihrer Studien unter sich getheilt und sich dabei die Vermeidung jeglicher Willkür zur strengsten Pflicht gemacht, um nicht in ein Zwitterwesen zu verfallen, bei welchem das Publicum fortwährend zu der störenden Reflexion genöthigt gewesen wäre, sich zu fragen, was denn nun eigentlich von Hegel, was aber von Marheineke, Gans, Henning, Hotho oder Michelet herrühre. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, bei der Ehrfurcht und Liebe zu dem Todten, bei dem Eifer der zusammengetretenen Freunde liefs sich kein anderes als dies streng authentische, objective Verfahren erwarten.

Die Ausgabe selbst wird nach ihrer Organisation

jeden Anspruch der Billigkeit befriedigen. Die äufserliche Ausstattung ist in Papier und Druck in jeder Hinsicht der grofsen Bedeutung des Unternehmens würdig. Wäre Hegel ein Franzose gewesen, so würde eine solche Bemerkung bei einer Gesammtausgabe überflüssig und lächerlich erscheinen, denn da verstände sich eine solche Solidität und geschmackvolle Einrichtung von selbst; in Deutschland aber haben wir es noch nicht zu diesem durchgängigen Sinn für Eleganz gebracht, obwohl das Bedürfnifs derselben sich immer mehr zu regen scheint, wenn anders ein Gewicht darauf gelegt werden darf, dafs manche Litteraturzeitungen seit einigen Jahren viel mehr Druck und Papier, als den Inhalt der Bücher beurtheilen. Man verzeihe uns daher die Aeufserung unserer Freude über diesen Umstand bei Hegel's Werken. Auch die Theilung der ganzen Masse in schon gedruckte Werke, in Vorlesungen und vermischte Schriften mufs dem Interesse des Publicums und seiner Bequemlichkeit im höchsten Grade zusagen. Die letztere Abtheilung wird den Kreis von Lesern besonders ansprechen, die eine Vorliebe für die Beschäftigung mit der Persönlichkeit haben; die erste Abtheilung wird Manches bringen, was aus dem Buchhandel bereits verschwunden war, wie namentlich die Phänomenologie; am meisten jedoch mufs die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Herausgabe der Vorlesungen gespannt sein, weil sie solche Seiten des Hegel'schen Systems entwickeln, die bisher nur in allgemeinen Umrissen bekannt geworden waren, wie die Aesthetik, Philosophie der Religion, Geschichte der Philosophie und Philosophie der Geschichte. Es leidet keinen Zweifel, dafs die Mittheilung dieser Auseinandersetzungen, zumal in der mehr populären Form des freien Vortrags, dem Publicum unendlich reiche Aufklärung über so viele Puncte geben wird, die bei einem philosophischen System mit Recht als äufserst wichtig angesehen werden und über welche man in den gedruckten Schriften Hegel's noch nicht die gewünschte Auskunft und Belehrung fand.

In Hegel's Bildung ist das Eigenthümliche, dafs sie nicht, wie die Bildungsgeschichte anderer Individuen, grofse Einschnitte und mannigfaltige Uebergänge darbietet; er war ein Mann jener Gattung von Menschen, welche Napoleon *carrés par la base* nannte. Wie Aristophanes erst lange im Stillen sich übte, bevor er öffentlich mit seiner erhabenen Kunst dem Blick der Athenienser sich zeigte, so verbarg Hegel die unreiferen Studien der Jugend. Er gewährte das grofse Schauspiel jener seltenen litterarischen Selbstbeherrschung, nur das von sich zu lassen und dem Publicum mitzutheilen, was von ihm bis zur freien Selbstständigkeit vollkommen ausgebildet war. Dieser plastische Character gab ihm für die Zeit eine Ruhe und Festigkeit, deren grofsartige Gediegenheit die leichteren, flüchtig schwärmenden Geister sogleich ohne Weiteres von sich stiefs. Der Mensch, der zu dem Bedürfnifs der Bildung gekommen ist, hat eine gewisse Scheu, das Vollendete, wenn er sich ihm nahet, anzuerkennen, gerade weil es das ist, was er sucht. Bildung ist ein Erheben von einer Stufe des Erkennens und Handelns zur anderen: dies Fortgehen und das Bewufstsein darüber geben dem Subject, das sich bildet, offenbar einen Genufs seiner selbst. Allein dies Streben, dies Fortdrängen von einer Gestalt des Lebens zur anderen kann auch zu einem Quell des tiefsten, geistigen Egoismus und zu einer Ursache der Verläugnung des Vollkommenen ausarten. Denn da die Bildung das Vollkommene zu erringen sucht, so würde sie in ihm zu verweilen haben und nicht darüber hinauskönnen, denn über dem wahrhaft Unendlichen liegt nicht noch ein Anderes, das es auch wäre. Unsere Zeit hat aber die Philosophie so aufgefafst, dafs sie zwar für die Erkenntnifs der Wahrheit kämpfen, jedoch die Wahrheit erkannt zu haben niemals sich rühmen d. h. im Nichtwissen stehen bleiben solle. Die Behauptung der Hegel'schen Philosophie, den Begriff der Wahrheit erfafst zu haben, mufs daher als unleidliche und empörende Anmafsung auftreten. Aus einer schlechten Behandlung der Geschichte der Philosophie gewohnt, dafs jede Philosophie irgend eine neue Einseitigkeit zu vorigen Einseitigkeiten hinzubringe, klagen Manche die Hegel'sche Philosophie an, dafs sie gar nichts Neues aufgestellt habe, wie doch Schelling, Fichte, Kant, Leibnitz u. s. f. durch Setzung besonderer Principien die Philosophie bereichert hätten. Könnte aber von der Hegel'schen Philosophie ein solch' neues Princip als der leitende Grundsatz des Ganzen genannt werden, so würde sie damit eben einer Einseitigkeit verfallen und nicht wahrhaft absolut sein. Dafs aber die Philosophie in ihrer Geschichte den Punct der absoluten Vollendung erreiche, ist in diesem Gebiet des Geistes eben so nothwendig als in jedem anderen und dafs Einer als der Träger des Ganzen erscheine, in welchem sich alle Richtungen zusammenschliefsen, ist eben so unvermeidlich.

In diese Vollendung glauben wir es setzen zu können, dafs die Hegel'sche Philosophie einerseits so viel Widerspruch, andererseits so viel Beifall gefunden hat. Diese Vollendung liegt einmal darin, dafs sie den Kreis der Erkenntnifs *vollständig* beschrieben hat; zweitens darin, dafs sie für die Entwicklung des Inhaltes die eigene Bewegung desselben als das Princip der Formbestimmtheit, als die *Methode* erkannt hat; drittens darin, dafs ihre *Sprache* von allen Terminologieen am meisten mit der allgemeinen geschichtlichen Bildung der neueren Philosophie und aufserdem am *meisten* mit dem Geist der Deutschen Sprache selbst in Einheit geblieben ist. — Alle Philosophieen der neuen Welt gaben bis auf die Hegel'sche keine absolute Totalität der Erkenntnifs. Grofsartige Grundrisse wurden zwar entworfen, wie von Scotus Erigena, von Baco und Jacob Böhm, von Spinoza und Leibnitz; allein es waren mehr Andeutungen einer systematischen Organisation, als wirkliche sich in sich und durch sich abschliefsende Einheiten. Der Idealismus der jüngeren Zeit wollte eine neue Einheit setzen, aber sein Princip, das Bewufstsein, blieb durch die Trennung des Noumenons und Phänomenons in sich ohne Versöhnung mit der Natur wie mit der Geschichte. Schelling erglühete in edlem Zorn über diese Vernachlässigung; mit tiefster Begeisterung sog sein Athem die Schönheit der Natur, die Herrlichkeit der Geschichte in sich; aber einem göttlich trunkenen Seher vergleichbar, sprach er mehr rhapsodische Weissagungen aus, als dafs er mit seinem Entzücken die umfassende Besonnenheit gepaart hätte, die äufsere Beute seiner Erkenntnifs in den einfachen Ring einer systematischen Universalität einzuschliefsen. Der Ruhm, dies gethan zu haben, gebührt Hegel. — Aehnlich verhält es sich mit der Methode. Während des Mittelalters galt die formelle Logik; ihr folgte die mathematische Demonstrationsweise; dieser die unstäte Reflexion, die auf das taubenhalsige Schillern eines geistreichen und beredtsamen Räsonnements hinausging. Der Darstellung der Kantischen und Fichteschen Philosophie lag die Idee der Synthesis als der Einheit von Thesis und Antithesis zu Grunde, woraus in der Schellingschen Schule die Indifferenz des Idealen und Realen zur Ineinsbildung des Absoluten hervorging und damit die Methode als Construction sich gestaltete. Bei Hegel wurde sie Manifestation und konnte dies nur dadurch werden, dafs er die formelle Logik über den Haufen warf. Schelling hatte unstreitig dasselbe Bedürfnifs. Die vortreffliche Abhandlung über Begriff, Urtheil und Schlufs in seinem Bruno und die tiefe Betrachtung über den Sinn der Copula im Anfang seiner Abhandlung über die Freiheit geben davon ein genügendes Zeugnifs. Allein er kam mit seiner Revision nicht zu Ende und fand sich deshalb fortwährend durch die alten Formen gestört. Hegel gab in seiner Logik die durchgeführte Kritik derselben und gebar sie, indem er sie in ihrem abstracten Schematismus vernichtete, zugleich in höherem Lichte wieder. So wurde denn von ihm am Schlufs der Logik in der Lehre von der absoluten Idee der Begriff der Methode so einfach und schlagend entwickelt, dafs unwiderleglich eine andere nicht die wahre sein kann. — Die Sprache Hegel's ist ein oft und gern besprochener Gegenstand, weil diejenigen, welche von aller Philosophie entfernt zu sein sich wohl bewufst sind, wenigstens hier einen Punct zu erblicken glauben, dem ihre Beurtheilung völlig gewachsen sei. Ref. mag die Philosophen gar nicht in Schutz nehmen, wenn sie mit Willkür und leichtfertiger Bequemlichkeit den geläufigsten Worten eine Bedeutung zu ertheilen, welche ganz heterogen von der ist, die sie in der currenten Sprachweise des Lebens besitzen, oder gar, wenn sie Worte ausbrüten, die, aus aller geläufigen Anschauung heraus, immer erst eines Commentars bedürfen und bald, wie „Wesenwesenheit" dem Geschmacklosen, bald, wie „Bewissen" dem Lächerlichen anheimfallen. Man kann Hegel keinen dieser Vorwürfe machen; weder hat er Begriffe, wie Subjectiv, Objectiv, Real u. s. f. eigensinnig verändert, noch hat er, wie Krause u. A. groteske Wortungeheuer erschaffen. Dagegen hat er den philosophischen Instinct unserer Sprache mit dem tiefsten Gefühl zu benutzen gewufst. Wer die Geschichte der Deutschen Sprache nur einigermafsen kennt, der wird einräumen, dafs vor dem selbstständigen Hervortreten des Deutschen Philosophirens in der Wolfischen Schule die höchste speculative Entfaltung der Deutschen Sprache in den Deutschen Mystikern, Suso, Tauler, Weigel, Böhm u. s. w. vorhanden ist, weil alle anderen Darstellungen in ihrer Terminologie ein Uebergewicht von Lateinischen und Griechischen Ausdrücken haben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 94.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Werke. Erste Lieferung. Erster und elfter Band.

(Schluss.)

Hegel, darf man behaupten, hat ganz und gar die schlichte Einfalt und den glücklichen Sprachsinn unserer alten Mystiker besessen und mit sicherem Tact die einfachen und unscheinbaren, aber so fruchtreichen und klaren Bestimmungen, wie Insichsein, Anderssein, Ineinanderscheinen und ähnliche Ausdrücke hervorgehoben. — Diese Bemerkungen betreffen nur die Bestandtheile der Hegel'schen Sprache, um sie als der Deutschen Philosophie völlig angemessen zu rechtfertigen. Aber mit welcher Macht hat nun Hegel diese Sprache in seinem System durchgebildet! Schwerlich möchte, mit Ausnahme des Spinoza, ein anderes System der Neueren diese Consequenz und diesen Zusammenhang des Ausdrucks erreichen. Und wie mannigfaltig und vollendet erscheint Hegel's Sprache nicht in der Darstellung selbst! Allerdings haftet ihm überall etwas Schweres an, allein diese Schwere ist nie Rohheit, nie Ungeschicktheit; sie ist die Erhabenheit der primitiven Schöpferkraft, die sich darin wie in der grandiosen Kürze eines Dante zeigt. Man hat diese Seite in Hegel's Leistungen bisher viel zu oberflächlich betrachtet; wenn aber sämmtliche Werke vorliegen, so wird sich der künstlerische Wechsel, dessen er fähig war, nach allen Seiten hin vor Augen legen und der stilistische Werth derselben vollkommen würdigen lassen; man wird dann einsehen, wie Hegel in jeder seiner Schriften einen anderen Ton anschlägt — die sanfte Pracht der Phänomenologie, die Choralklänge der Logik, die warme Belebtheit der Rechtsphilosophie, die scharfen Accente der Encyklopädie, die dem Ohr sich unverlierbar einschneiden, der milde Fluss der Vorlesungen, die ironische Fülle der Kritiken, die prophetische Salbung der Vorreden — und wie doch durch alle Ein einziger Grundton mit unergründlich majestätischem Zauber hindurchwaltet, dessen höchste Eigenthümlichkeit wohl darein zu setzen wäre, dass Hegel, alle Blümelei verschmähend, mit welcher so mancher Philosophant den welken, bleichen Leichnam seiner Begriffe ekelhaft aufzuputzen strebt, in seiner einfachen Rede etwas durchaus Poetisches hat, das in seinen früheren Schriften auch in der Gestalt kühner und gewaltiger Bilder hervorleuchtet.

Wir wenden uns nun zur näheren Betrachtung der vorliegenden ersten Lieferung. Der erste, von Hrn. Michelet besorgte Band enthält jene vortrefflichen *Abhandlungen*, in welchen Hegel mit seiner Zeit kämpfte und sich mit Titanengewalt über ihre zersplitternde Reflexion in der Erkenntniss und über ihren selbstsüchtigen Endämonismus im Moralischen, Politischen und Religiösen erhob. Sehr anziehend ist es, in ihnen das Werden der Phänomenologie zu beobachten, die nur in einer Zeit entstehen konnte, wo die Völker Europa's im stürmischen Zerbrechen so vieler morschgewordenen Formen des Lebens begriffen waren; nur damals konnte auch der Einzelne sich so durchschüttert fühlen, dass er in alle Heimlichkeit der Natur hinabzuspähen und sowohl des Geistes Vergangenheit mit ihren tausendfältigen Gestalten zu durchdringen, als auch sogar noch nicht in den Bereich der Erscheinung eingetretene Metamorphosen desselben ahnungsreich vorherzubestimmen getrieben ward, um sich Rechenschaft abzulegen, was denn der Geist bis dahin in Wahrheit geworden. Die einzelnen Abhandlungen sind 1, S. 1 — 157., *Glauben und Wissen*, oder die Reflexionsphilosophie der Subjectivität, in der Vollständigkeit ihrer Formen als Kantische, Jacobische und Fichtesche Philosophie vom J. 1802.; ein Aufsatz, der wegen der tiefen Characteristik dieser Philosophieen und wegen ihrer Entwicklung aus dem Princip des Protestantismus, worüber namentlich die allgemeine Einleitung so schön als belehrend sich ausspricht, für die Geschichte dieser Epoche einen blei-

benden Werth behauptet. Für die hier gegebene Kritik der Jacobischen Philosophie erlauben wir uns dem Leser zu bemerken, dafs Hegel darin vorzugsweise die Schwäche derselben, ihre Verkennung anderer Systeme, ihre eigenliebige Befangenheit und ihre Widersprüche mit sich dargethan hat, dafs Hegel selbst aber den positiven Gehalt dieser Philosophie und den grofsen Werth derselben als *Fermentum cognitionis* in seiner Anzeige von Jacobi's sämmtlichen Werken, in den Heidelberger Jahrbüchern 1817 so genügend entwickelt hat, dafs man dieselbe mit hinzunehmen mufs, um seine vollständige Ansicht Jacobi's zu gewinnen und sich zu überzeugen, wie gerecht er gegen ihn gewesen ist. — 2) *Differenz* des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie in Beziehung auf Reinhold's Beiträge zur leichteren Uebersicht des Zustandes der Philosophie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, 1stes Heft vom Jahr 1801, S. 160—296. Diese Schrift durch einen neuen Abdruck wiederzuempfangen, mufs das Publicum sich im höchsten Grade erfreuen. Denn nur zu lange und zu sehr ist sie unbeachtet geblieben; nun aber wird man sich hoffentlich überzeugen, dafs weder über Fichte noch über Schelling — so weit sie damals in der Entwicklung ihrer Philosophie gekommen waren — etwas Gründlicheres geschrieben worden; so gedrängt Hegel's Auseinandersetzung oft ist, so lichtvoll erscheint sie doch immer durch ihre Dialektik z. B. in der erstaunenswürdigen Skizze des Systems der Natur nach Schelling's Auffassung S. 266 ff. Ein besonderes Interesse dürften für jeden Philosophirenden die anregenden und eindringlichen Bemerkungen haben, welche Hegel unter der bescheidenen Aufschrift: mancherlei Formen, die bei dem jetzigen Philosophiren vorkommen, als Einleitung gegeben hat und worin er von der geschichtlichen Ansicht philosophischer Systeme, vom Bedürfnifs der Philosophie, von der Reflexion als dem Instrument des Philosophirens, von dem Verhältnifs der Speculation zum gesunden Menschenverstand, vom Princip einer Philosophie in der Form eines absoluten Grundsatzes, von der transcendentalen Anschauung, von den Postulaten der Vernunft, und vom Verhältnifs des Philosophirens zu einem philosophischen System, also von lauter Elementen der Wissenschaft handelt, deren Begriff noch fortwährend den Gegenstand der öffentlichen Untersuchung ausmacht. — 3) Ueber das Verhältnifs der *Naturphilosophie* zur *Philosophie* überhaupt, 1802, S. 297—319. Dieser Aufsatz kommt in der Darstellung dem Schelling'schen Ton am nächsten, dessen schönste Eigenthümlichkeit unstreitig ein glanzreicher Schimmer des inbrünstigen Eifers für Religion und Kunst und ein gewisses adliges Wesen ist, das seine Absonderung von allem Pöbelhaften und Gemeinen mit imponirendem Nachdruck anzudeuten versteht. Der Inhalt dieser kurzen Abhandlung ist polemisch und sucht mit edlem Zorn die Anschuldigung zu widerlegen, dafs Naturphilosophie ordinärer Materialismus sei und sodann, dafs sie ihre Bekenner zur Irreligiosität und Immoralität verführe. — 4) Ueber die wissenschaftlichen Behandlungsarten des *Naturrechts*, seine Stelle in der praktischen Philosophie und sein Verhältnifs zu den positiven Rechtswissenschaften v. J. 1802 und 1803; S. 323—423. Hegel untersucht darin zuerst die beiden Methoden, die bis dahin in der Bildung des Naturrechtes angewendet waren, die der Empirie, durch welche das Allgemeine immer nur in der beschränkten Form des Besonderen gesetzt wird, und der Abstraction, welche ihre formellen Allgemeinheiten immer nur äufserlich mit dem Besonderen verbindet, so dafs es als Subsumtion mehr neben demselben liegen bleibt, beidemal also die lebendige und organische Durchdringung des Besonderen mit dem Allgemeinen, ihre Identität, vermifst wird. Nach solcher Aufzeigung der Einseitigkeit beider Methoden giebt er nicht blofs eine Entwicklung der wahrhaften Methode als der immanenten Einheit des Allgemeinen, Besonderen und Einzelnen; er giebt auch — mit ausführlicher Berücksichtigung des Platonischen Systems — eine Auseinandersetzung des wahrhaften Systems der Sittlichkeit, der er als der objectiven Entfaltung eines Volksgeistes die Moralität des Einzelnen und die Legalität blofs äufserlicher Rechtsbeziehungen unterordnet. Wer diese Abhandlung nicht selbst liest und durch öfteres Studium sich aneignet, dem kann durch blofse Beschreibung die unendliche Energie derselben nur angezeigt werden, dies Anschwellen eines wirklich riesenhaften und doch nie die feine Grenzlinie des Mafses überschreitenden Ausdruckes von einer schlichten Lehrweise zum Pathos der entzückt anschauenden Inspiration. Wie entspinnt sich nach und nach von den einfachen Gegensätzen der Einheit und Vielheit, der All-

gemeinheit und Einzelheit, Nothwendigkeit und Freiheit, Objectivität und Subjectivität jene wundervolle Schilderung der tragischen und komischen Seite der Geschichte S. 386—392., die zu dem Tiefsten gehört, was jemals über diesen höchsten Widerspruch des Geistes gedacht und gesagt ist!

Hr. Michelet hat eine besondere Einleitung in diese Abhandlungen geschrieben, worin er auch auf die Ausgabe der Vorlesungen Rücksicht nimmt und S. XV. die Reihenfolge derselben 1) Aesthetik; 2) Religionsphilosophie; 3) Geschichte der Philosophie und 4) *Philosophie der Geschichte* rechtfertigt. Ueber die letztere sagt er: „Sie ist nicht blofs Darstellung des Rechts und Staats in universalhistorischer Beziehung, sondern handelt die geschichtliche Entwicklung der besonderen Volksgeister ab: und zwar, wie sich deren Princips in der ganzen Breite der Wirklichkeit als Recht, Sitten, Staat, Kunst, Religion und Wissenschaft auseinanderlegen und im Verhältnifs zu einander stehen. Da also die Philosophie der Geschichte die nach dem Character der Völker jedesmal verschiedene Beziehung dieser Sphären (indem bald die eine, bald die andere als die die übrigen bedingende zu Grunde gelegt werden mufs) darzustellen hat: so müssen sie vorher schon in ihrer Vereinzelung entwickelt worden sein, damit die Philosophie der Geschichte das Nähere ihres Begriffes voraussetzen könne. Die Philosophie der Weltgeschichte ist hiernach in jeder Rücksicht als das Ende und der Gipfel der philosophischen Thätigkeit Hegels zu betrachten. Sie ist die Resumtion des ganzen Systems in sich und der schlagendste Beweis, wie System und Wirklichkeit Eine und dieselbe Totalität und Wahrheit sind."

In Bezug auf den Stoff für den ersten Band haben wir uns gewundert, Hegels Lateinische *Dissertation* über die *planetarische* Bewegung nicht mit aufgenommen zu sehen, so wie auch wohl der Einschlufs der Kritik Hegels über Schulze zweckmäfsig gewesen wäre. Denn obwohl sie eine Recension ist, und nach dem Plane der Herausgeber wahrscheinlich in die Abtheilung der vermischten Schriften fallen wird, so scheint uns doch ihr Charakter mehr der der Abhandlung zu sein, wozu noch kommt, dafs Hegel selbst die Ueberschrift gewählt hat: „Verhältnifs des *Skepticismus* zur Philosophie, Darstellung seiner verschiedenen Modificationen und Vergleichung des neuesten mit dem alten." Da nun Hr. M. in seiner Einleitung einen inneren Zusammenhang der verschiedenen Abhandlungen Hegels nachzuweisen versucht hat, so hat uns betroffen, dafs er weder auf jene Dissertation, noch auf diese Kritik verfallen ist, die ihm, nach unserer Meinung, für seine Ansicht durchaus fehlen mufsten, die Beleuchtung des Skepticismus für die Logik, in sofern sie den wahren Begriff des Negativen entwickelt, und die Untersuchung über die Planeten für die Naturphilosophie. Wir sind mit Herrn Michelet vollkommen einverstanden, wenn er in diesen Abhandlungen das festbegründete System Hegels, wie es sich später entfaltete, dem Keim nach schon enthalten sieht, nur umhüllt noch von jugendlicherem Ringen der Sprache und noch verwickelt mit schon vorhandenen Formen der Bildung; doch eben wegen der Richtigkeit dieser Ansicht vermissen wir ungern jene Vollständigkeit. — Der Herausgeber hat sich die Mühe genommen, den Lesern die genauesten Citate der von Hegel angeführten Schriften zu geben, und die Interpunction auf das Sorgfältigste zu controliren, eine Bemühung, wofür ihm der gerechte Dank des Publikums nicht entgehen wird. Sonst können wir nicht bergen, dafs in der Einleitung selbst etwas Kleinliches sichtbar wird, das unmöglich, zumal vor Hegels Werken, gefallen kann; z. B. die trockene Zerlegung der Abhandlungen in ihre verschiedenen Momente; die philologische Eifersucht, mit welcher die Eigenthümlichkeit des Hegelschen Ausdrucks von dem Schellingschen geschieden wird: wer beide Systeme kennt, der wird ihren Unterschied mit Leichtigkeit auch in dieser äufserlichen Sprachdifferenz erfassen, wer sie aber nicht kennt, dem ist mit dem Hervorheben von Einzelheiten nicht geholfen; auch die Art und Weise, wie sich Michelet auf Hegels mündliche Aussage in Bezug auf Schelling, S. VI. und Schleiermacher S. XXV. beruft, kann nur Mifsfallen erregen, weil es nicht uneben aussieht, als wenn, dafs Hegel es Hrn. M. gesagt habe, die Sache erst recht wahr mache; endlich ist manches an sich Untadelhafte sonderbar und prätentiös ausgedrückt, z. B. S. XLI., „was Hegel einmal ordentlich dachte, war sogleich ein ewiger Gedanke." Als ob ein ordentlicher Gedanke jemals ein anderer sein könne! Am besten ausgeführt ist, was der Hr. Verf. über das Naturrecht sagt.

Der zweite Theil dieser ersten Lieferung enthält

den elften Band als den ersten Band der *Religionsphilosophie*. Dieser begreift in sich eine Einleitung, worin das Verhältnifs der Philosophie der Religion zur Philosophie überhaupt entwickelt wird. Hierauf folgt der erste Theil des Ganzen, der *Begriff der Religion*, worin von Gott, von der Religion als solcher in den Formen des Gefühls, der Vorstellung und des Denkens, zuletzt vom Kultus und dessen einzelnen Formen gehandelt wird. Der zweite Theil setzt die *bestimmte Religion* auseinander, d. h. die Realisirung des Begriffs der Religion in den endlichen Religionen, die als in der Erscheinung einander widerlegende vor der Christlichen Religion als der wahrhaften liegen, in welcher die Unangemessenheit zwischen dem Begriff und seiner Realität sich aufhebt, welche das Mangelhafte und zugleich Characteristische der nichtchristlichen Religionen ausmacht. Die Darstellung der absoluten Religion wird den dritten Theil des Ganzen ausfüllen. Der erste Band enthält von der bestimmten Religion nur den ersten Abschnitt, die Entwicklung der *Naturreligion*. Auf die allgemeine Bestimmung ihres Begriffs folgen die verschiedenen Stufen derselben: I. Die Religion der *Zauberei;* diese ist in sich wieder eine gedoppelte: 1) die Religion der zauberischen Macht; 2) die Religion des Insichseins (der Buddhismus); II. Die Religion der *Phantasie* (die Indische); III. Die Naturreligion im Uebergange auf eine höhere Stufe; als solche ist sie: 1) die Religion des *Guten* oder die Lichtreligion (die Persische); 2) die Religion des *Räthsels* (die Aegyptische).

Es ist unnöthig, zu erinnern, welche tiefe Durchdringung des Gegenstandes, welche unendlich reiche Kenntnifs seiner geschichtlichen Entwicklung in diesen Vorlesungen sichtbar ist. Für die Zeitinteressen, für Aufklärung der Streitigkeiten unserer Theologie wird namentlich die Einleitung von grofser Folge sein. Ueber die Form lassen wir am besten den Hrn. Herausgeber selber reden, S. VIII. der Vorrede: „Man wird hier mündliche Entwicklungen finden, welche auch in Absicht auf äufsere Darstellung nichts zu wünschen übrig lassen, ja die es gänzlich vergessen lassen, dafs man hier nicht sowohl der Leser, als der Zuhörer ist. Man wird das Bewunderungswürdige finden, dafs es gerade das Tiefste und Speculativste ist, wobei der Redende seine Gedanken in solcher Zucht und Ordnung zu halten und, gleichsam künstlerisch schaffend, in demselben Augenblick zugleich mit solcher Sicherheit das rechte Wort zu finden, und ganze ausgebildete Perioden hindurch zu handhaben weifs, wie es nur von einem Schriftsteller, dem der ganze Sprachschatz in freier Wahl zu Gebote steht, geschehen kann. Man wird dagegen Erörterungen finden, in denen sich Alles in einzelnen kurzen Sätzen, das Nämliche oft mit anderen Worten entwickelt, wobei bald die Sache alles Interesse allein hat, bald sich das Bemühen zeigt, das Gesagte nur auf allen Wegen desto sicherer dem Zuhörer zur Klarheit und zum Verständnifs zu bringen, oft auch die in verschiedenen Stunden ungleiche körperliche oder geistige Disposition des Vortragenden bemerkbar ist. Je weniger im mündlichen, freien Vortrage überhaupt die Nebenhinsicht auf die Druckerpresse eintritt, um so mehr geschieht es, dafs die Rede sich oft dem Conversationston nähert. Dies ist besonders in der ganz populär gehaltenen Einleitung zu diesen Vorlesungen der Fall, wo der Sprechende offenbar die Absicht hatte, dem Vorurtheil von der Dunkelheit und Unfafsbarkeit der Philosophie entgegenzuwirken, dem Zuhörer Muth zu machen zur Wissenschaft und ihn nicht gleich am Eingange zu derselben zurückzuschrecken."

Wir glauben, dafs gerade dies Sich-gehen-lassen der Entwicklung für die richtigere Auffassung der Philosophie bei Vielen sehr günstig wirken werde, und glauben gerade in dieser Hinsicht die Religionsphilosophie nicht genug empfehlen zu können. Die ausführliche Anzeige derselben, mit welcher wir eine geschichtliche Uebersicht von der Bildung dieser Wissenschaft bis auf Hegel verbinden werden, soll sogleich erfolgen, wenn der zweite Band der Religionsphilosophie, der sich schon längst unter der Presse befindet, heraus ist; jetzt wollten wir das Publikum nur vorläufig auf diese wichtige Erscheinung aufmerksam machen.

Karl Rosenkranz.

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

LXIV.

Wýbor z básnielwí českého (Auswahl aus der Böhmischen Dichtkunst). Cheskián (Chekhian?) Anthology: being a history of the poetical Litteratyre of Bohemia, with translated specimens by John Bowring. London: Rowland Hunter, St. Pauls church-yard. 1832. 8. *p.* 270.

Der Autor dieser Anthologie hat seit einigen Jahren mit ausgezeichnetem Geschick versucht, dem Englischen Publikum den Blick in die Litteraturen der verschiedensten Völker Europas zu eröffnen. So hat er ein Bändchen über die Poesie der Magyaren, über ihre Sprache und Litteratur in Hungarn und Siebenbürgen geliefert, ferner eine Russische, eine Holländische Anthologie, eine Sammlung von Uebersetzungen alter Spanischer Gedichte und Romanzen u. a. m. Seine eigenen Productionen sind theils poetischer Art, theils kleine Broschüren von philanthropischer und politischer Tendenz. Wir sehen so den Autor vielfältig beschäftigt, die Gemeinschaft der Europäischen Völkerfamilie durch gegenseitiges Bekanntmachen unter einander, nach seiner individuellen Möglichkeit innerhalb der Grenzen seiner eigenen Nation zu befördern.

Die älteren Litteraturen Europas, die Italiänische, Spanische und Französische, waren von jeher in England nie gänz fremd gewesen, die Bekanntschaft mit ihnen gehörte sogar mit unter die Requisite höherer Bildung. Auch die Deutsche scheint in neuerer Zeit einen gleichen Rang erwerben zu wollen. Die wichtigen Besitzungen in Ostindien dienten ferner als Veranlassung, die Aufmerksamkeit ausgezeichneter Geister gegen den litterarischen Vorrath der uralten Asiatischen Nationen hinzulenken.

Die Slawischen Nationen beginnen erst in neuerer Zeit in diesen geistig-organischen Verband mit bedeutenderem Erfolg einzutreten. Die früheren geistigen Lebensäufserungen des Czechischen und Polnischen Volkes sind gewaltsam von den Deutschen und Nord-Slawischen Wogen überschwemmt worden, und ihre Trümmer werden so lange unter unseligen Kämpfen zu neuer Konsistenz nur dürftig sich hervorarbeiten, so lange nicht in Europa eine allgemeine geistige Erhebung (nicht die roher, oder mechanisch gegliederter Massen) jede wahrhaft menschliche Anlage, sie möge individuell oder nationell sein, der angebornen Freiheit wiedergiebt, so wie in Gottes grofser Natur ein leises geistiges Walten die zarten organischen Formen unter den Stürmen der Elemente gedeihen läfst. Vorjetzt haben die Slawen noch viel zu lernen. Sie gehen darin einen ähnlichen Weg, wie die Deutschen bisher gegangen, und wie es bei der wechselseitigen Erziehung der Völker kaum anders möglich, und wohl auch am angemessensten ist. Auch sie müssen die Schule der Alten durchmachen, aber auch die aller neueren Völker Europas, und überdies öffnet sich ihnen der so nahe angrenzende, gewissermafsen verwandte, in neuerer Zeit gleichsam erst wieder neu entdeckte Orient. So wird bei ihnen die Bedeutung eines ihrer Stammnamen „Slowenen" (gleichsam Wortmänner) auch in diesem Sinne wahr werden, wie davon schon bekanntlich bei allen Slawen in Hinsicht des ausgezeichneten Sprachtalents manche Charakterzüge sich finden: Dafs dabei die angeborne Originalität nicht leide, dafür wird schon der eigene Genius dieser Völker sorgen, von dem auch das alte und neue Slawische Volkslied, der eigentlichen Kunstbestrebungen zu geschweigen, eine hinreichende Gewähr abgeben könnte.

Um ein Bild der Böhmischen Dichtung nach ihrer historischen Entwicklung, und gegenwärtigem Stande zu entwerfen, scheint sich der Autor, wie man es aus einem artigen Zueignungsgedichte am Anfange vermu-

then kann, vorzüglich der Hülfe des braven Litterators und Dichters Czelakowsky bedient zu haben, was seiner Arbeit zu vielfachem Vortheil gereichen mufste, obgleich wieder bei diesem halben Incognito der Nachtheil eintrat, dafs von des letzteren ausgezeichneten Dichtungen selbst nichts mitgetheilt wurde. Denn was aus dessen Sammlung Slawischer Volkslieder hier vorkommt, ist nicht ihm eigengehörige Dichtung, sondern unverändert aus dem Munde des Volkes genommen. Nicht ganz unverändert hat Bowring, obgleich er sich dessen gern berühmen möchte, die hier aufgeführten Gedichte, besonders die Volkslieder, wiedergegeben; was jedoch, als eine angemessene Assimilation, beim Englischen Publikum ihm nur zum Vortheil gereichen wird. Auch wird selten in solchen Fällen eine sehr strenge Treue gefordert, wenn nur der Geist des Volksliedes so wiedergegeben wird, dafs er den verwandten Geist zu erwecken und so die gemüthliche Auffassung zu steigern vermag. Bei Gegenständen des Gefühls und der Phantasie kann jedesmal nur dasjenige lebendig angeeignet werden, was man selbst besitzt; und so nur wird der fremde Volksgeist nur dem eigenen verständlich.

Die Oekonomie des Buches ist durch die historische Form seines Gegenstandes gröfstentheils von selbst gegeben. Zuerst verbreitet sich der Autor über die ältesten bekannten Anfänge der Böhmischen Litteratur, wie namentlich um die Mitte des neunten Jahrhunderts durch die ersten Slawischen Apostel, die beiden Brüder Cyrill und Method die Griechische Schrift, die Bibelübersetzung und Liturgie in der Slawischen Sprache, obgleich nicht ohne Gegenkampf Roms und des Deutschen Klerus eingeführt wurde. Das erste Böhmische Kirchenlied, der Gesang des Heiligen Adalbert *Hospodyne pomiluy ny* wird im Original mitgetheilt. Weiter wird eine zweckmäfsige Uebersicht der in Deutschland durch zwei Auflagen hinlänglich bekannten Königinhofer Handschrift gegeben, mit ausgewählten Beispielen aus derselben, nebst andern später bekannt gewordenen, merkwürdigen Fragmenten. Zu allererst steht die Uebertragung des lieblichkräftigen Gesangs auf den *Wyssehrad*, dessen Authenticität zwar noch immer in Zweifel gezogen wird, dessen poetischer Werth jedoch unbezweifelbar ist. Das Gedicht *žežhulička* ist auch Böhmisch abgedruckt mit dem alten und modernen Texte als Sprachspecimina. Darauf folgt der Sachsenzug des Hermann Benesch, und der ziemlich lange epische Gesang von Sternbergs Tartarensiege. Die reizenden alten idyllischen Sänge jener Sammlung sind gröfstentheils mitgetheilt. — Diese uralten dichterischen Fragmente stehen besonders in Hinsicht ihrer Form so isolirt in der Böhmischen Litteratur, schliefsen sich ihrem Geiste nach soviel mehr an Altrussische und Serbische Dichtungen an, dafs es den Kritikern nicht ganz übel zu nehmen war, wenn sie bei manchen dieser Stücke, besonders wo die materiellen Beweise einen Zweifel übrig liefsen, zu allererst an Supposition dachten, und nur schwierig zur Annahme sich entschlossen. Denn die späteren mehr in Westeuropäischem Geiste verfafsten Dichtungen haben einen so ganz verschiedenen Charakter, dafs, aufser einigen Andeutungen in den Volksgesängen, die denn wahrscheinlich einer eben so entfernten Vergangenheit angehören möchten, kaum Beziehungen und Uebergänge zu finden sind. Diese Bedenklichkeiten haben Bowring von der Mittheilung nicht zurückgehalten, da es ihm vorzüglich um die Darstellung des Volksgeistes zu thun ist, der darin einen treuen Ausdruck findet.

Aus dem dreizehnten Jahrhundert sind einige Lateinisch-Böhmische Hexameter aus dem *Bohemarius*, wahrscheinlich einem Vocabelbuche der damaligen Zeit für Lateinische Schulen, aufgeführt. Man sieht darin schon Spuren des echten antiken Zeitmafses, welches in der neuesten Zeit so glücklich ausgebildet wurde. Das Minnelied des Königs Wenzel, welches früher nur Deutsch existirte, wurde in neuerer Zeit auch in Böhmischen reimlosen Zeilen, auf einem Pergamentblatte geschrieben, entdeckt. Der Streit über dessen Authenticität, und in welcher der beiden Sprachen es ursprünglich verfafst sei, kam nicht zur Entscheidung. Unter Bowring's Bearbeitung hat es zwar beinahe seine ganze Alterthümlichkeit verloren, indem bei Schilderungen der einfachen Empfindungen der Liebe, die zu allen Zeiten und in allen Sprachen gleichen Ausdruck finden, meistens nur die veraltete Sprachweise einen Unterschied gewährt, nimmt sich aber für einen Leser, der die nöthigen kritischen Vergleichungen nicht anstellen kann und will, in leichten Reimen recht niedlich aus.

Weltliche Lieder finden sich aus dem Ende des dreizehnten und aus dem vierzehnten Jahrhundert äufserst selten vor, obgleich man annehmen mufs, dafs damals, wie zu allen Zeiten alle das Gemüth ansprechenden Ereignisse des Lebens bei einem noch jetzt so

sangreichen Volke, ihren Wiederhall im Liede fanden, und dafs nur die Stürme des Hussitenkrieges nebst dem dreifsigjährigen Verheerungskriege und die nachmaligen Umformungsoperationen der Böhmischen Nationalität vermögend waren, so sehr alle Spuren des Dichtungswesens jener Zeit zu vertilgen. — Die Böhmen haben frühzeitig, so wie sie bei allen Entwicklungen des West-Europäischen Völkerlebens nicht zurückblieben, auch die damals am meisten gang und gäben Romanischen Dichtungen sich zu eigen gemacht. Dahin gehört ein Gedicht unter dem Namen Alexander in 2461 achtsylbigen gereimten Zeilen, wahrscheinlich eine Nachahmung des Alexandreide des Philipp Gualter *de Chastillon*, welches dieser gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts verfafst und Wilhelm, dem II. Erzbischof von Rheims dedicirt hat; sodann die Trojanische Geschichte des *Guido de Columna*, ferner Tandarias und die schöne Floribella aus dem Sagenkreise vom König Artus und seiner Tafelrunde von einem unbekannten Englischen Verfasser, Tristram, ein Gedicht des Thomas von Erceldoune, aus dem 13ten Jahrh. u. a. Von einheimischen epischen Dichtungen findet sich nichts gröfseres vor, aufser wenn man die gereimte Böhmische Chronik die einem Dalimil zugeschrieben wird, hieher rechnen wollte. Sonst hat man noch ziemlich zahlreiche Fragmente aus den ritterlichen Zeiten des Königs Johann, die den Blick auf ein reiches dichterisches Treiben jener Zeit eröffnen, und uns nur gröfsere Verluste verrathen. Desto zahlreicher sind die moralischen und geistlichen Lieder aus jener Zeit. Alle diese sind dem modernen Geschmacke fern, und Bowring hat sich enthalten etwas davon mitzutheilen. Aus der Hussitenzeit ist, wie leicht zu begreifen, aufser einigen Kriegsliedern, beinahe nichts auf uns gekommen, obgleich eine so bedeutende Aufregung, bei wenigstens theilweiser Befreiung des Volkslebens, gewifs nicht ohne einige poetische Frucht sein mochte. Hier finden wir Ziskas Schlachtgesang, ein Zauberlied jener Periode, welches gar manche feste Mauer erschüttern und stürzen machte. — Von der Hussitenzeit an bis zum Anfange des 17ten Jahrhunderts herrscht in der Dichtung das religiöse Element vor, häufig gemischt mit dem polemischen Geiste, der immerfort nach allen Seiten gerüstet sich zeigte. Nur wenig Spuren blieben übrig aus der eigentlich sogenannten Volkspoesie. Hier werden einige Lieder mitgetheilt aus einer Liedersammlung aus dem 15ten Jahrh., die in der Fürstl. Schwarzenbergischen Archivbibliothek aufgefunden worden. Mehrere derselben athmen einen Geist echter Minne. So das erste, welches den Krieger zu den Füfsen des schlafenden Mädchens im Walde singend darstellt, bis sie erwacht, und scheu den Morgen mit seiner lauten Geschäftigkeit im Busch und Feld vorschützt und zu entfliehen sucht. Der Ritter klagt über die Leiden der Trennung: sie tröstet ihn mit Treue und Beständigkeit. Dann folgt ein launiges Liedchen über die Nothwendigkeit der Zucht der Weiber. Das dritte ist ein Neujahrswunsch an eine schöne Frau, mit sinnreich durchgeführter Anspielung auf das Spinnen ihres Fadens am Spinnrocken. Folgende einzelne Strofe mag vielleicht der Anfang eines gröfseren Liedes als dessen Einleitung gewesen sein:

Lieben und nicht sehen können
Heifst die Lanz' unterm Fasse brennen,
Sehn die Liebst' und sie nicht küssen
Heifst in der Flur die Blumen missen.

Dann stehen noch zwei recht launige Liedchen, ein Weinlied und ein Bettlergesang; im letztern ist besonders drollig die Herzählung der schmalen Kost an den verschiedenen Wochentagen z. B.:

Am Freitag essen wir schwarzsauret Brod,
An nachtgenagten Knochen ist nicht Noth,
Die Fischel ja die schwimmen in dem Teich
Wohl frischer als wenn man sie kochte gleich.

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts gehört besonders Lomnicky zu den gefeiertsten Dichtern. Bowring erwähnt blofs seiner, gesteht ihm komisches und satyrisches Talent zu, und eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit, scheint ihm aber sonst nicht viel Geschmack abgewonnen zu haben. Wäre gegenwärtige Anthologie, wie uns scheint, nicht vielmehr für eine angenehme Lectüre eines gröfsern Publikums bestimmt, als zur Bildung strenger historischer Anschauungen, so wäre die Mittheilung einiger Lomnickyscher Dichtungen unerläfslich gewesen. Lomnicky ist übrigens auch seiner tragischen Lebensumstände wegen bemerkenswerth. Er war der erste und auch der letzte Böhmische Dichter, der durch die Hände eines Deutschen Kaisers Rudolph II. mit dem Dichterkranz gekrönt, in den Ritterstand mit ansehnlichem Einkommen erhoben wurde und den Titel eines Hofpoeten erhielt. Nach der Schlacht am weifsen Berge (1620) erlitt er, ein Sechziger, wegen aufrührerischer Gesänge, die Strafe von hundert Stock-

schlägen und wurde für todt davongetragen. Seine übrige Lebenszeit brachte er als bettelnder Sänger zu, Ptochos sich nennend. Man hat, was selten für damals ist, zwei Abbildungen von ihm. Aus jener Zeit werden in dieser Sammlung zwei Gesänge unbekannten Ursprungs mitgetheilt, die vorzüglich darum merkwürdig sind, weil in ihnen noch, obgleich schon etwas modernisirt, der echte Altslawische Geist wohnt, wie er uns noch jetzt aus Südslawischen Dichtungen entgegenkömmt. Der erste ist ein ländlicher Krönungsgesang zu Ehren des schönsten Paars im Orte. Bei den Serbiern findet sich noch bis jetzt dieser schöne Volksbrauch; der Gesang heifst dort Kralitze (*Kralice*) und ist mit einem ceremoniösen Krönungstanze verbunden. Das andere ist eine gröfsere Ballade, „der Mutter Fluch", und findet auch Anklänge in der Volkspoesie der Ost- und Südslawen. Am Ende dieser Periode wird noch des Versuchs Komenskys (*Comenius*), das antike Versmafs in die Sprache einzuführen, Erwähnung gethan, und zwar als eines verunglückten, jedoch sehr mit Unrecht. Unser Autor kann nach seiner Englischen Vorstellungsweise durchaus nicht den Tonaccent, welcher blofs die Intension des Lauts bedeutet, vom eigentlichen Zeitmafs trennen. Auch bei den Deutschen sind beide Momente des Sylbenmafses meist untrennbar, obgleich sie ihrer Natur nach wesentlich verschieden sind, indem der starke Ton zugleich kurz, der schwache zugleich lang sein kann. Auch bei den Alten war Ton und Zeitmafs verschieden, wodurch sie sich jedoch nicht abhalten liefsen, die Bewegung der Sprache im Gesange nach dem letztern zu modeln, als dem eigentlichen Stoffe derselben, indem der Tonaccent als ein logisches Element vom Gesange verschlungen wurde. In der Böhmischen Litteratur hat sich nach nicht gar langem Streite zwischen der Partei des Tonaccents und jener des Zeitmafses die Entscheidung in neuerer Zeit bald gefunden, indem jedem von beiden in seinem Gebiete die volle Gültigkeit zugestanden wurde. Der Ton herrscht am anmuthigsten in den modernen gereimten Versweisen, das Zeitmafs in der Nachahmung antiker Versarten. Es kann nur Unform entstehn, wo der Ton in den letztern herrschen will. Noch eher erlauben die modernen Versarten Berücksichtigung des Zeitmafses; es gereicht ihnen sogar zur Zierde und erscheint für sie, besonders im Gesange als ein höheres zu erstrebendes, obgleich sehr schwieriges Ziel. Die falsche Ansicht des Autors, und wohl auch das Unvermögen seiner Sprache, mag ihn veranlafst haben, die metrischen Dichtungen von seiner Anthologie ganz auszuschliefsen, obgleich er, sich selber untreu, in der Vorrede der *admirable translation of Winaricky* (womit wahrscheinlich dessen Uebersetzung von Virgils Eklogen gemeint ist) erwähnt.

Die Beschreibung der traurigen Desolation in der Litteratur und im Volksleben der Böhmen nach 1620 bildet den Uebergang zur Characteristik der neueren und neuesten Zeit, welche mit Maria Theresia und Joseph beginnt, als dem Anfang einer Versöhnungsperiode sich bekämpfender geschichtlicher Ideen, die vielleicht noch unter Franzens Regierung zu befriedigender Lösung führen dürfte. Die Litteratur der Gegenwart geht theils in die Schule der eigenen Vergangenheit, theils sucht sie Belehrung bei den Stammverwandten, und stützt sich bei ihrer allmäligen Erhebung an das classische Alterthum und die ihr seit zwei Jahrhunderten weit vorgelaufenen Europäischen Mitgenossen, und auch an die im Volke selbst enthaltenen Elemente und Keime neuer frischer Entwicklungen. Diese Verhältnisse bestimmen gröfstentheils den Charakter der mannigfachen Bestrebungen der gegenwärtigen Generation. Mit menschenfreundlichem Enthusiasmus ruft der Autor: „Erfreulich ist's zu sehen, wie Erkenntnifs ihren Segen in tausend Weisen ergiefst, wie sie in tausend Zungen spricht, mit tausenderlei Werkzeugen thätig ist, und aus tausend Kämpfen triumphirend hervorgeht. Gesegnet sei der Arbeiter auf dem Felde der Civilisation! Segen ihm und reiche Erndte"! Auch die Verdienste Dobrowsky's konnten nicht unerwähnt bleiben, obgleich er die poetische Litteratur nur mittelbar als Sprachforscher gefördert hatte. Bei dieser Gelegenheit zeichnet der Autor einige Züge zur Charakteristik der Böhmischen Sprache ohne eben tief einzugehen. Was über Schreibung und Aussprache gesagt wird, hätte besser, etwa anmerkungsweise, seine Stelle in der Einleitung des Buches gefunden.

(Der Beschluss folgt.)

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Wybor z básnielwí ceského (Auswahl aus der Böhmischen Dichtkunst). Cheskian (Chekhian?) Anthology: being a history of the poetical Litterature of Bohemia, with translated specimens by John Bowring.

(Schluſs.)

Bei der Darstellung der neuesten Litteratur wird mit dem Böhmischen Volkslied der Anfang gemacht. Wir geben hier die Worte des Autors selbst, weil wir gern ihre Wahrheit unterschreiben: „Als den Stürmen des dreifsigjährigen Krieges endlich der Friede folgte, brachte dieser die Liebe zum Gesange und zur Uebung musikalischer Fertigkeiten, welche beinahe characteristisch den Slawischen Stämmen angehören, wieder zurück. In den Compositionen dieser und der folgenden Zeit ist der Zustand, die Gemüths- und Denkart des Böhmischen Volkes tief ausgedrückt. Sie haben beinahe ohne Ausnahme einen bescheidenen Ton, und tragen die Farbe ländlicher Häuslichkeit an sich. Da werden keine heroischen Thaten erzählt, keine Volkstriumphe gefeiert, nicht das Gedächtnifs patriotischer Männer besungen. Es sind einfache gemüthliche Ergiessungen von Gefühlen, die nur im stillen häuslichen Leben gedeihen, Schilderungen des Affekts der Liebe, der Eifersucht, und aller der unzählbaren Abstufungen und Gestaltungen des Schmerzes und der Freude, welche jeder Tag des gewöhnlichen menschlichen Lebens mit sich bringt. Einige enthalten wichtige Wahrheiten und von selbst sich darbietende Lehren der Weisheit, andere erzählen irgend eine rührende Tagesgeschichte, in allen herrscht eine tüchtige männliche Herzlichkeit, eine glückliche Auswahl von Bildern, und eine sinnreiche, scherzende (wir möchten hinzusetzen, nicht selten schalkhafte) Einbildungskraft. Die Sprache der Kunst und der Civilisation ist wenig abweichend bei den verschiedensten Nationen. Die eigentliche Volksthümlichkeit mufs in den Massen aufgesucht werden". — Ferner: „Unter allen Slawischen Volksgesängen sind die Böhmischen am meisten musikalisch. Sie wollen nur gesungen, nicht gelesen sein. Ihr allgemeiner Character ist der Ausdruck ruhiger Freude — ihre Dekoration, die malerischen Umgebungen des Landlebens, ihr Stoff die Gefühle der Häuslichkeit. Zur leiblichen ruhigen Begleitung haben sie Blumen und Bäche und grüne Rasen — Rosen für blühende Mädchen — Rosmarin für schmachtende Liebhaber, und wo die Leidenschaft am höchsten steigt, finden sich zumeist Felstrümmer, Berge und schwarze Wolken. Nirgends erscheint jene wilde Mythologie, jene halb fabelhaften, halb historischen Gebilde der südlich gelegenen Slawen". Weiter wird der Character dieses ruhigen, oder vielmehr pacificirten Lebens im Volksliede, dieser Mangel an historischen und heroischen Gesängen in einer kurzen Polemik gegen Prof. Müller (vgl. Monatsschrift des Böhm. Museums August 1827) aus den seit mehr als zweihundert Jahren festgestellten politischen Verhältnissen Böhmens hinlänglich gedeutet.

Die Auswahl der nun folgenden Lieder und Liedchen, gröfstentheils aus Čelakowsky's Sammlung Slawischer Volkslieder entlehnt, kann man nicht anders als glücklich nennen. Sie bestätigen das, was eben im Allgemeinen gesagt wurde, vollkommen, und führen dem Engländer vergnüglich und erfrischend die anmuthigste Scenerie eines ihm fernen und fremden (oder vielmehr fremd gewordenen) Volkes vor. Mit dem Morgenrufe beginnt der Zug. Der Haushahn kräht, das Mädchen ruft, die Mutter zu wecken, das Hochzeitfest zu bereiten; wie eine Lerche flattert ihr Herz dem sich nahenden Bräutigam entgegen. In dem nächsten Liedchen wird man auf einen dunklen Waldplatz versetzt, zu einer Hafermahd; ein Jüngling frägt die Mähderinnen nach dem Wege zum Grabe seines Liebchens. Dort angelangt, wird ihm aus dem Grabe der Auftrag, die Brautgeschenke zur Beruhigung der Seele den vernich-

tenden Elementen Preis zu geben. — Nun folgt ein kurzer, beinahe dithyrambischer Ausbruch der Sehnsucht nach der Geliebten: „Berstet ihr Felsen! hebe dich Thal zur Ebne! fallt nieder ihr Wälder, dafs ich erblicke, dafs ich schaue meine Sehnsucht, meine Liebe"! — Die Erinnerung an den letzten Abschiedskufs möchten wir, beinahe wörtlich, also geben:

In dem Königshofer Garten
Blüht 'ne Ros' auf schöner Au',
Wohl benetzt' die schöne Rose
Zweier Nächte kühler Thau.

In dem Königshofer Garten
Bei dem schönen Rosenstrauch
Netzten sich mit heifsen Thränen
Meiner Liebsten Wangen auch.

In dem Königshofer Garten
Schieden wir zum letztenmal
Küfsten uns bei'm Rosenstrauche
Wohl zum allerletztenmal.

Rührend ist das folgende Klaglied des Jünglings über den Tod der Geliebten. In einem Eichenwalde war er eingeschlafen, und währenddessen sprofste ein Rosmarinstrauch (nach Volkssitte sowohl bei Hochzeitfesten als bei Leichenbegängnissen als Schmuck gebräuchlich) hinter seinem Haupte empor. Er wirft einzelne Zweige davon in den Strom. Das Mädchen, das sie fischen würde, sollte sein Liebchen werden. Lidmila, die Müllerstochter, will sie fischen und ertrinkt; und nun die Klage mit Trauerbildern des Leichenbegängnisses des Kirchhofs, des Grabes. Das doppeldeutbare Symbol des Rosmarins, das der hoffende Jüngling auf ein Liebesfest gedeutet, entschied sich für den Tod. Nach diesem flattert ein fröhliches Erinnerungslied an die unzähligen Freuden der Liebe an uns vorüber: Wie ist der Waldweg so betreten von den vielen Liebesbothschaften! Wie müde sind die wehenden Lüfte von dem Tragen und Bringen der Küsse! Die Halme im Felde am grünenden Berge, sie neigten sich gegen einander und lispelten: „o goldnes Mädchen wie lieb' ich dich"! Das Folgende mahnt an Goethe's Fischerknaben: der Hirtenknabe weidet im Thale seine Heerde; zwei Zaubermädchen locken ihn in den Wald; es schliefst mit ahndungsvoller Frage, wo Hirt und Heerde geblieben? Wenn die Braut angefahren kömmt, singen in manchen Gegenden Böhmens die ihr Gesellschaft leistenden Frauen, ein Fähnlein über ihr schwingend, in folgender Weise:

Ach wie so schön bist du, Liebste mein!
Wirst du als Weibchen so schön auch sein?
Mehr noch gefallen
Werde ich allen,
Nimm mich, nimm mich zum Weibchen!

Nimm mich, mein Liebster, wohl in dein Haus,
'Ne treffliche Wirthin bin ich durchaus,
Füttre die Kühe
Gleich in der Frühe,
Spinn' ein mein Fädchen und spinn' es aus.

Die letzte Zeile mit ihren *Iterativis* ist besonders unübersetzbar:

kuzelícek zaprádám, wyprádám, doprádam.

Den lieben Rocken pflege ich einzuspinnen, fortzuspinnen, zu Ende zu spinnen. Ueberhaupt vermag weder der Engländer noch der Deutsche, ohne seiner Sprache Gewalt anzuthun, die vielen *diminutiva* und *frequentativa* wiederzugeben, wodurch viel eigenthümlicher Reiz verloren geht. Noch ein Mifsstand findet sich häufig in der nothwendig werdenden Veränderung der Versart, meist Vermehrung der Sylbenzahl um den Inhalt zu gewältigen, wodurch sogleich die Stimmung des Liedes eine andre Färbung erhält. Indem nämlich die im Böhmischen am häufigsten vorkommenden Trochäen nicht selten im Englischen oder Deutschen mit Jamben verwechselt werden, bekömmt das ganze Lied sogleich einen gehaltenern Schritt, und ein Anflug von Ernst stört die bewegliche Heiterkeit und die unbefangene Herzensergiefsung. Nur noch ein einziges Liedchen, worin der Engländer durch treffenden Ausdruck sein Original übertroffen hat:

Mother look round thee
Round thee and see
All the jouths struggling
Struggling for me
Tierce is the struggle
Eagre and wild!
Does they heart gladden?
I am they child!

Welche Wahrheit! Welch' liebenswürdige Eitelkeit!

Doch ist durch Wenzig's wohlgelungene Bearbeitungen Slawischer Volkslieder (Halle 1830) eine beträchtliche Zahl dieser Lieder dem Deutschen Publikum bereits mitgetheilt worden. Die hier angeführten Beispiele mögen hinreichen, obige Characteristik zu bestätigen. Der ganze Zug dieser Lieder führt den Leser mit sanfter Rührung durch die Freuden und Leiden des täglichen Lebens. Der höher Gebildete und Gemuthete

findet sich angenehm darin beengt, mit einem Gefühl des Naiven, wie wenn ein Erwachsener an Kinderspielen Theil nimmt; der in gleicher Beschränktheit Lebende würde sich darin wie in seinem eigenen Elemente bewegen.

Zuletzt sucht der Verf. noch von der gegenwärtigen Böhmischen Kunstpoesie einen Begriff zu geben, da die Volkslieder die Bestimmung hatten, die eigentliche Naturpoesie zur Anschauung zu bringen. Wie allenthalben so auch in Böhmen giebt es gar Viele, die sich in der Dichtkunst versucht haben, jedoch nur wenige Dichter. Jede Blattknospe strebt zur Blume, jede Blume zur Frucht, und diese zur Reife; doch wie wenige erlangen das letzte Ziel! Theils ist Mangel an productiver Kraft Schuld daran, theils an fruchtbarem Boden. Der fruchtbare Boden der Kunstpoesie ist ein gebildetes zahlreiches Publikum, eine grofsartige Zeit, vaterländischer Aufschwung, eine allgemeine Theilnahme am geistigen Leben der Nation. Beinahe, könnte man sagen, singt der Böhmische Poet für sich selber, wie der Vogel auf einsamem Baume. Doch hat das nicht so viel auf sich, wenn der singende Vogel nur eine Nachtigall ist. Ihr eigener Trieb läfst sie nicht anders singen, als vortrefflich. Dichtungsspecimina sind hier aufgeführt, nach dem Lebensalter der Verfasser, von Karl Schneider (geboren 1766) Ant. Puchmayer (geboren 1769 † 1820) Jos. Jungmann (geboren 1773) M. Z. Polak (geb. 1788), Joh. Kollár, Wenzel Hanka (geb. 1791) Soph. Janda, Paul Jos. Schaffarik (geb. 1795) Fr. Turynsky (geb. 1796.). Manche sonst gefeierte Namen kommen hier nicht vor. Abermals bedauern wir, dafs von Czelakowsky nichts beigebracht wurde; es ist dies ein wahrer Mangel an dem Buche. Den gröfsten Raum hat Bowring Kollár's Dichtungen gewidmet. Es sind hier 41 Sonette aus dessen gröfserem Gedicht *Sláwy dcera* (Tochter des Ruhms) mitgetheilt, davon die letzten sieben noch nirgends sonst publicirt worden. Seine Vorliebe für diesen Dichter bezeugt der Autor in einer kurzen Einleitung, indem er sich zugleich entschuldigt, dafs er so viel gegeben habe: „Die rührende Zartheit" spricht er, „die süfse Melancholie, womit der Dichter über das Schicksal seines Vaterlandes sich ergiefst, die ernste schwärmerische Stimmung, womit er die Traumbilder von dessen künftiger Wohlfahrt und Macht aufbaut, enthalten den reichsten Stoff eigenthümlicher Gedanken und Gefühlsformen. Ein solcher Mann ist der Erhalter des Ruhms seines Vaterlandes und die Quelle seiner Hoffnungen. Auf niemand mehr als auf ihn pafst die Stelle aus seinem Gedichte:

„Es freut sich niemand eines schönern Ruhms
Mit freierer Stirne als der Patriot,
Der 's ganze Volk in seinem Herzen trägt".

Das Gedicht Kollár's als Gattung ist durchaus lyrisch und liefse sich am besten Petrarka's Reimgedicht an Laura vergleichen, nur mit dem Unterschiede, dafs die Schilderungen der Liebe für sein Slawisches Mädchen allenthalben symbolisch die Liebe für sein idealisirtes Vaterland durchblicken lassen. Auch von diesem Gedichte hat Wenzig eine Auswahl Sonette in sehr genauen und gelungenen Uebertragungen in der Deutschen Zeitschrift des Böhmischen Museums mitgetheilt, und er würde gewifs keine undankbare Mühe übernehmen, wenn er das Ganze zum Miteigenthum der Deutschen Litteratur machen wollte. — Der Engländer hat sich seine Sonette dadurch erleichtert, dafs er anstatt vierfach nur je zu zweien Reimen reimt, was wir ihm gern nachsehen, da er sonst sehr getreu den Geist des Dichters wiedergiebt. Noch ein Sonett von ihm findet sich in der biographischen Einleitung zu dem Antheile Jungmanns, dem Lobe desselben gewidmet. Von Jungmann selbst ist nur ein einziges Gedicht „die Genügsamkeit" mitgetheilt, welches man als der eigenste Ausdruck der liebenswürdigen Persönlichkeit dieses wahrhaften Vaters der neueren Böhmischen Litteratur betrachten kann. Durch seine treffliche Uebersetzung von Milton's verlornem Paradies, deren auch Bowring rühmlichst erwähnt, hat er zuerst die Sprache unmittelbar auf die Stufe des modernen Fortschrittes erhoben. Seine unermüdliche litterärische Thätigkeit, seine Entschiedenheit in der Kritik, sein Beispiel und seine Lehre, hat ein ganzes Geschlecht aufstrebender Geister erweckt, und kräftig im Aufschwung erhalten. Warum verschaffen ihm seine reichen und vornehmen Landsleute nicht die Mufse und Hülfe, die die baldigste Herausgabe seines grofsen kritischen Wörterbuchs, eines Werkes, das einer ganzen hochbesoldeten Akademie zur Ehre gereichen würde, und das der emsige Mann seit dreifsig Jahren sammelt und bearbeitet, möglich machen würde? Von Puchmayer steht hier sein grandioses Lobgedicht an Žižka, von Schaffarick die treffliche Ballade Oldrich und Božena, von Hanka einige seiner naiven Lieder in der Volksweise, die längst ein Eigenthum des Volksgesangs geworden sind.

Doch wir schliefsen unsern Bericht über diese Englische Dollmetschung Böhmischen Volksgeistes, mit der Ueberzeugung, dafs auch bei den Deutschen die gelungenern Productionen dieser neuerstehenden, mehr als nachbarlichen Litteratur Interesse erregen werden, und zwar um so leichter, da sich in Böhmen selbst stets geeignete Organe für die Sprachvermittlung finden. Möge bei zu erwartendem, sich steigerndem Aufschwung auch dieses Interesse in gleichem Mafse zunehmen, und, ungleich früheren brudermörderischen Zeiten, sich zwischen Deutschen und Slawen im geistigen Bereiche immer mehr ein freundliches brüderliches Verhältnifs herstellen, wie es der Schöpfer und Herr der Geister nicht anders wollen kann.

Purkinje.

LXV.

Ueber Gegensatz, Wendepunct und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte. Erster, kritischer Theil. Heidelberg im Verlag der academischen Buchhandlung, bei J. H. B. Mohr. 1832. *Vorr.* S. *XXX. T.* S. 300. 8.

Gleich in ihrem Beginn machte die neuere Philosophie das eigne Denken und Erkennen gegen alle Auctorität und unmittelbare Annahme der Wahrheit geltend. Sie konnte sich deshalb den Inhalt der Erkenntnifs, welcher die Wahrheit ist, nicht mehr unmittelbar und äufserlich geben lassen. Vielmehr mufste sie aus eigner Machtvollkommenheit denselben zu erzeugen bestrebt sein, wodurch das Hauptinteresse der alten Philosophie, die Dinge, wie sie in Wahrheit sind, unmittelbar zu denken, immer mehr verloren ging, ja zuletzt ganz aufhörte.

Mit diesem Wendungspunct der eignen Gewifsheit wurde das Bedürfnifs rege, die Erkenntnifs der Dinge selbst zu erforschen, und die Einheit des Gegenstandes mit der Erkenntnifs zum Bewufstsein zu bringen. Wie die Dinge erkannt werden, nämlich wie die Erkenntnifs sich macht oder vor sich geht, wurde nun die Aufgabe der Philosophie, deren Lösung seither Jahrhunderte beschäftigt hat. Und erst in unsern Tagen hat die Philosophie den Standpunct erreicht, auf welchem wir mit gröfserer Zuversicht als sonst der völligen Lösung derselben in allen Zweigen der Wissenschaft entgegensehen können.

Dieser ihrer Aufgabe gemäfs ging die neuere Philosophie sofort in zwei ganz entgegengesetzte Erkenntnifsformen aus einander. Entweder wurde für die Erkenntnifs der Wahrheit angenommen, dafs die denkende Gewifsheit ihr wesentliches Princip sei, oder dafs dem Gedankeninhalt das Wahrnehmen zu Grunde liege. Dies ist ihr *Gegensatz*. Dieser Gegensatz von Idealismus und Realismus, welcher sich einerseits in der Philosophie des Cartesius, Spinoza und Leibnitz, und andrerseits in den Philosophemen Baco's und Locke's ausgebildet hatte, löste sich zuletzt theils in Berkeley's blofs subjectiv idealistischer Form, theils in dem modernen *Skepticismus* völlig auf. Das Resultat dieser Auflösung des Gegensatzes war deshalb sogar der Zweifel an aller Erkenntnifs der Wahrheit selbst, und wenn dies traurige Resultat nicht allzuwahr sein sollte, mufste ein neuer Erkenntnifsweg gefunden werden.

Einen solchen suchte und fand Kant, indem er die beiden bisherigen Erkenntnifsweisen des Idealismus und Realismus, welche im Gegensatz gegen einander sich als einseitig erwiesen hatten, vereinigte. Diesen neuen Erkenntnifsweg nannte er, weil derselbe durch Kritik der beiden erstern gefunden wurde, den kritischen oder Kriticismus. Dies ist der *Wendepunct* der neueren Philosophie, noch nicht das Ziel, denn die Art und Weise, wie die Kritik jene Einheit zu bewirken suchte, war nicht die rechte, weil sie die eine Erkenntnifsform sich vermittelst der andern nicht selbst begründen liefs. Beide sind nothwendig, weshalb die Kritik sie einerseits rechtfertigte, aber als nur entgegengesetzte haben sie keine Wahrheit, weshalb sie sie als solche andrerseits verwarf. Nur ihre Einheit sollte gelten, aber weil von nichts gewufst wurde, als was das sinnliche Ding und das Denken ist, mufste diese Einheit selbst unbekannt bleiben. Sie wurde deshalb als ein Jenseits der Erkenntnifs vorgestellt, als ein unbekanntes Ding, oder Ding an sich, das unerreichbar sei. Die kritische Frage, wie synthetische Urtheile *a priori* möglich sein möchten, d. h. wie Gegenstand und Erkenntnifs die ursprüngliche Einheit sind, wurde deshalb nicht innerlich gelöst. Ob zwar zur Einheit verknüpft, war dieselbe doch blofs äufserlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 97.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Ueber Gegensatz, Wendepunct und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte. Erster, kritischer Theil.

(Fortsetzung.)

Denn trotz dieser Einheit machten Gegenstand und Erkenntniſs, das Sein und Denken jedes ein andres aus, weshalb das dualistische Princip stehen blieb, und nicht überwunden wurde. Davon war die natürliche Folge einerseits ein alle Erkenntniſs ausschlieſsender Glaube, oder Nichtwissen, und andrerseits, daſs man auf die Kraft des Gedankens Verzicht leistete, und zum Gefühl und zur Ahnung seine Zuflucht nahm. Wie zur Zeit der Auflösung des Gegensatzes von Idealismus und Realismus alle Erkenntniſs in Zweifel gezogen wurde, sollte nun sogar durch Kritik ausgemacht sein, daſs der Mensch nichts an sich erkennen könne. Abermals ein trauriges Resultat für die gehoffte Aussicht, auf kritischem Wege zur Erkenntniſs der Wahrheit hindurchzudringen.

Den Widerspruch der Kritik mit sich selbst, daſs die Erkenntniſs mit dem Gegenstand in Einheit und Uebereinstimmung sein soll, aber zugleich an dem Unterschied und Gegensatz von Erkenntniſs und Object festgehalten wird, concentrirte Fichte in dem Brennpunct des Selbstbewuſstseins, und machte dadurch dem Kantischen Synkretismus ein Ende. Ich (die Erkenntniſs) sollte gleich Nicht-Ich (Gegenstand) sein, oder die Erkenntniſs sollte mit dem Gegenstand übereinstimmen. Aber es blieb beim Sollen, weil das Nicht-Ich oder das Object dem Ich als der Vernunft und Erkenntniſs gegenüber als ein solches fixirt wurde, worin keine Vernunft sei. Dieser Widerspruch, nämlich in etwas, worin keine Vernunft sein soll, Vernunft zu suchen, und doch nicht finden zu können, hatte in der Wissenschaftslehre seinen höchsten Gipfel erreicht. Der Dualismus war darin so zugespitzt worden, daſs noch ein Standpunct darüber hinaus nicht wohl möglich war. Er muſste zusammenstürzen, als Schelling die Frage that, ob denn alle Vernunft bloſs in unserm Kopf, und ob nicht auch Vernunft in der Welt sei?

Die bloſs subjective Form des Absoluten hob sich also auf, indem Schelling die absolute Form in der Einheit des Gegenstandes mit der Erkenntniſs geltend machte. Aber Schelling nahm diese absolute Einheit unmittelbar an, und setzte sie deshalb voraus. Den Beweis von der Absolutheit der Uebereinstimmung des Gegenstandes mit der Erkenntniſs blieb er schuldig, trotz aller Versuche, einen Anfang der Erkenntniſs zu gewinnen. Weil auch bei Schelling das Subjective und Objective sich jedes noch nicht durch sich selbst mit dem Andern in Einheit brachte, wurde das dualistische Nichtwissen nicht von Grund aus gewältigt. Um so mehr bedurfte es der letzten Anstrengung, auch noch diesen Widerspruch, nämlich daſs, was absolut und darum vermittelt ist, als unmittelbar angenommen und vorausgesetzt wurde, zu lösen und aufzuheben.

Dies wirklich vollbracht zu haben, ist Hegel's unsterbliches Verdienst. Hegel hat zuerst die Unterschiede und Extreme der Erkenntniſs flüssig gemacht, und hat im Kampf mit der Unmittelbarkeit und der Reflexion den Sieg davon getragen. Diesen Sieg zu verfolgen, ist das *Ziel* der neueren Philosophie. Nun gilt es, den alten dualistischen Feind, da er einmal total geschlagen ist, nicht wieder aufkommen zu lassen. Ref. gehört nicht zu denjenigen, welche glauben, daſs dieser groſse Mann auch Andern nichts mehr zu thun übrig gelassen habe, ein Wahn, dem er selbst am wenigsten ergeben war. Aber nun droht ein Leichtsinn loszubrechen, und ein Dünkel, sowohl in der Schule selbst als auſser ihr, der da wähnt, nicht bloſs, daſs der Verlust des Mannes wohl zu ersetzen, sondern sogar, daſs man über seine groſsen Leistungen schon hinaus sei. Aber an ihren Früchten werden sie erkannt. Ein loses Gerede, statt

strenger Darstellung, ein flüchtiges Skizziren und Schematisiren, statt wissenschaftlicher Durcharbeitung, ein äufserliches Aneinanderreihen anstatt innerlicher Entwickelung und Nothwendigkeit, und häufig der gänzliche Rückfall in den Dualismus, das sind die Früchte, die nicht gereift sind am Baum der Erkenntnifs, sondern faul geworden sind.

Aber der Sieg über die Unmittelbarkeit und Reflexion, der Sieg des absoluten Wissens über das Nichtwissen hat nicht den Sinn, dafs diese Erkenntnifsformen gänzlich vernichtet wären, sondern dafs sie, weil sie nothwendig sind, in der speculativen Erkenntnifs erhalten werden. Nur dafs sie sich in ihr stets durch sich selbst oder durch ihren eignen Widerspruch auflösen, und nun keine Elemente, keine Principien mehr, sondern Momente sind. Anstatt dafs sie sonst eigenmächtig das Wort führten, müssen sie jetzt Rede stehn. Erst durch den fortwährenden Sieg über das Nichtwissen ist das Wissen absolut, denn selbst dann noch, wenn es, wie von Schelling, als absolut vorausgesetzt wird, bleibt es mit dem Nichtwissen behaftet, weil es sich nicht durch sich selbst beweist.

Deshalb hat erst Hegel die Methode gefunden, welche in der Einheit und Uebereinstimmung des Gegenstandes mit der Erkenntnifs die Sache von sich selbst den Beweis führen läfst. Diese Methode ist keine einseitige Methode, so dafs sie nur diese Einheit des Gegenstandes mit der Erkenntnifs, oder blofs den Unterschied von beiden zu ihrer beweisenden Kraft hätte. Sondern sie vermittelt und vereinigt dies beides in sich, oder innerlich, weshalb es ein arges Mifsverständnifs wäre, wenn man entweder von dem einen oder von dem andern Standpunct gegen sie polemisch verfahren wollte.

Aber wie im Leben, wenn entgegengesetzte Mächte mit einander im Kampf liegen, wohl diejenige Macht, welche die berechtigte gegen die andren ist, der Gegenstand des Angriffs wird, in der Meinung, dafs auch sie nicht feststehe, geschieht es auch in der Wissenschaft, dafs von untergeordneten Stufen ihr Höhepunct bekämpft wird, anstatt dafs diese Stufen sich auf demselben erheben sollten. Zwar will der Kampf nicht viel bedeuten, weil sie schon überwunden sind, aber sie stemmen sich doch der wahren Wissenschaft entgegen, indem sie entweder wirklich nicht wissen, oder auch ignoriren, dafs sie innerhalb derselben durch sich selbst widerlegt werden.

Zur Zeit als der Dualismus, welcher an dem Unterschied von Sein und Denken festhält, noch kein Rückfall, und deshalb berechtigt war, hatte er die gröfste Wichtigkeit. Als sich einseitig von Cartesius an bis zu Leibnitz die Lehre von der Substanz als der *unmittelbaren Einheit* von Sein und Denken ausgebildet, hatte er das Recht, den *Unterschied* des Gegenstandes von der Erkenntnifs und dem Bewufstsein gegen jene unmittelbare Einheit geltend zu machen. Damit stellte er der Substanz, wonach alles in Gott erkannt wurde, das *Subject* gegenüber, mit der Forderung, dafs nun der Mensch alles in und aus sich selbst erkenne. Beides ist einseitig, die Unmittelbarkeit und die Reflexion, und nachdem nun auch diese ihren Kreislauf vollendet hatte, wie früher jene, trat das höhere Recht der Speculation hervor. Und um so mehr, als diese nicht einseitig entweder nur die Einheit oder blofs den Unterschied von Gegenstand und Erkenntnifs zum Princip macht, sondern die Einheit von beiden, jedoch so, dafs die Einheit durch sich selbst der Unterschied wird, und der Unterschied sich durch sich selbst zur Einheit aufhebt. Sie erkennt nicht nur in Gott, wie der unmittelbare Standpunct des Cartesius und Spinoza, noch blofs im menschlichen Bewufstsein, wie der *kritische* Standpunct, sondern in der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, nur dafs diese Einheit nicht unmittelbar ist, und *deshalb den Unterschied nicht ausschliefst*. Dieser Standpunct ist dem der Unmittelbarkeit und Reflexion als dem Nichtwissen gegenüber das absolute Wissen, das kein Gegensatz gegen das Nichtwissen ist, sondern dasselbe überwunden hat.

Angesichts des absoluten Wissens oder Monismus ist das Nichtwissen oder der Dualismus wenn nicht dem Inhalt doch der Form nach ein andrer geworden, als er zur Zeit seiner Berechtigung gegen die Lehre der unmittelbaren Einheit von Gegenstand und Erkenntnifs war. Aber nicht zu seinem Vortheil, weil seine polemische Stellung sich nicht verändert hat. Seine Polemik trifft nicht, wie damals, weil er mit einem Schatten ficht. Denn weil die Einheit des absoluten Wissens, gegen welche sie gerichtet ist, nicht die unmittelbare Einheit ist, die sie bekämpft, hat sie kein Object. Zur Zeit der Kritik war sie interessant und belehrend. Denn diese hatte an ihrer kategorischen und hypothetischen Form einen nothwendigen Inhalt, den sie entwickelte. Aber jetzt, weil nicht berechtigt und ein Rückfall, ist die

dualistische Polemik widrig, weil sie alles, was sie bespricht, verkehrt und verdreht. Denn weil sie das absolute Wissen in die längst vergangene Bildung der ihr entgegengesetzten Lehre von der unmittelbaren Einheit des Seins und Denkens reterquirt, ist ihr Gerede über und gegen dasselbe ein Gerede in's Blaue hinein.

Aber aus der allgemeinen Bildung erwachsen ist auch das absolute Wissen nicht ohne Einfluss auf das dualistische Element geblieben. Missversteht gleich der Dualismus das absolute Wissen gänzlich, und macht er gleich, was nur ein *Moment* im absoluten Erkennen ist, zum *Element*, so ist doch die Macht der absoluten Vermittlung so gross, dass sich der Dualismus ihrer in seinem Kampfe gegen das wahre Wissen nicht erwehren kann. Da er selbst, wie sein entgegengesetztes Princip, ein Moment des absoluten Wissens ist, sucht er sich mit demselben zu *integriren*, welche Integration er aber als eine *vermeinte Erhebung* über das absolute Wissen ansieht. Deshalb spricht er immer dem absoluten Wissen gegenüber von Unmittelbarkeit und Glauben, aber alsdann auch wieder von Einsicht und Wissen. Das absolute Wissen hat auch die Unmittelbarkeit, aber nicht als Grundlage, welche der Vermittlung gegenüber wäre, sondern als aufgehobne Vermittlung. Weil der Dualismus nicht zu dieser Einsicht hindurchdringt, und deshalb das absolute Wissen nicht als seine höhere Bestimmung erfasst, sondern dasselbe auf die ihm entgegengesetzte niedrigere Stufe willkürlich herabsetzt, nimmt er die Unmittelbarkeit als ein *Fundament*, das *gegeben* ist, um alsdann zur Vermittlung *überzugehen*, weshalb die *Unmittelbarkeit neben der Vermittlung liegen bleibt*. Davon ist die Folge, dass solche vermeinte Erhebung des Dualismus über das von ihm degradirte absolute Wissen *ein Wissen und Nichtwissen neben einander* ist. Dagegen ist im absoluten Wissen das Nichtwissen nicht neben dem Wissen, das unüberwindlich starr und fest und undurchdringlich bliebe, sondern welches, indem sein Princip der Unterschied von Gegenstand und Erkenntniss ist, flüssig gemacht, und deshalb der Vernunft und Wissenschaft aufgeschlossen wird. Aber das dualistische Glauben und Wissen neben einander ist ein Nichtwissen, das zur Absolutheit gesteigert wird, und welches meint, die Unmittelbarkeit und Reflexion als das Höchste und Letzte gegen die Wissenschaft des absoluten Wissens geltend machen zu können.

Dies sind die Grundzüge, welche wir unserer Beurtheilung des vorliegenden Buches vorausschicken zu müssen glaubten, um uns mit unsern Lesern auf den Standpunkt zu versetzen, von welchem wir uns überzeugt halten, dass er der falsche Standpunkt des Vfs. ist, und von welchem aus er, wie viele Andre, die Hegelsche Philosophie bekämpft. Diese setzt er auf den unmittelbaren Standpunkt zurück, also auf diejenige Stufe, welche der Gegensatz des Dualismus ist. Aus diesem Missverständniss folgt alles übrige. Was das Ziel heutiger Philosophie ist, macht er zum Gegensatz, und den dualistischen Rückfall der Zeitbemühungen zum Wendepunkt. Das Ziel soll aus diesem Wendepunkt resultiren, und deshalb über den Gegensatz hinausliegen. Weil deswegen der Verf. den Standpunkt heutiger Philosophie ganz umkehrt, und folglich missversteht, sieht er den Rückschritt für einen Fortschritt an. In der Beurtheilung dieser Schrift bietet sich uns deshalb die Gelegenheit dar, die dualistischen Zeitbemühungen im Angesicht des absoluten Wissens näher zu beleuchten.

Unser Verf. macht sich in diesem ersten kritischen Theile die Aufgabe, seine Ansicht im Zusammenhang der philosophischen Bildung unsrer Zeit geltend zu machen. In diesem Bemühen ist der Einfluss Schellingscher und Hegelscher Philosophie nicht zu verkennen. Aber den Zusammenhang selbst zeigt er nicht innerlich auf; denn sein Verfahren ist mehr eklektisch, als immanent entwickelnd. Darum bleibt er den Beweis von der Nothwendigkeit seiner Aufgabe schuldig. Das richtige Bewusstsein, dass nach dem Vorgang Schellings und Hegels jede philosophische Ansicht ihre Bedeutung zu erweisen habe, und dass sie nur insofern ein Recht hat, als sie aus der Gesammtbildung der Wissenschaft sich als nothwendig aufdringt und bewährt, ist noch nicht der Beweis selbst. Der Beweis dieser Nothwendigkeit ist nur durch immanente Entwickelung möglich, und nothwendig ist das, was absolut berechtigt ist, und was von Seiten der Entwickelung sich immanent fortbewegt. Wenn aber diese fehlt, wo soll die Nothwendigkeit herkommen, und gar der Beweis der Nothwendigkeit.

Da diese Schrift den Widerstreit der Systeme ausgleichen soll, will der Verf. die beiden entgegengesetzten Richtungen derselben, nämlich die objective oder die Seinslehre, und die subjective oder Erkenntnisslehre in einem höheren Ganzen combiniren und sich durchdringen lassen. Indem er meint, dies sei noch nicht geschehen, obgleich schon Kant sich dies zur Aufgabe ge-

macht habe, bezeichnet er ganz verkehrt und falsch Spinoza, Schelling und Hegel als die Repräsentanten der ersten Richtung, und Kant und Jacobi als die Repräsentanten der letztern.

Deshalb betrachtet der Verf. Schelling und Hegel, als wenn dieselben, wie Spinoza, das Sein und Denken als schlechthin identisch, oder als unmittelbar eins, zum Princip der Erkenntniss machten, Kant und Jacobi gegenüber. Aber beide haben so viel von Kant als von Spinoza. Mit dem letztern lehren sie die Einheit, aber, wie schon erinnert, nicht unmittelbar, mit dem ersten den Unterschied, aber nicht fest bestimmt, sondern in die Einheit zurückgehend, nur dass der Unterschied bei Schelling quantitativ ist, und bloss äusserlich hervortritt, dagegen bei Hegel sich aus der Einheit selbst erzeugt, und qualitativ, specifisch, und deshalb in Wahrheit ist. Beide haben sich deshalb nicht nur mit dem Sein zu thun gemacht, sondern auch mit der Erkenntniss, indem sie die Unmittelbarkeit und Reflexion zu Momenten der Erkenntniss, die deshalb absolut ist, herabgesetzt haben.

Nach kurzer Abfertigung von Oken und Steffens und der bloßen Erwähnung Schellings geht der Verf. zur weiteren Betrachtung der Hegelschen Philosophie über. Was er von den erstern sagt, ist sehr prätentiös, aber nicht viel bedeutend; gleiche Prätension behält er auch in der Beurtheilung Hegels bei, über welchen er zwar vieles, aber nicht viel sagt. Denn alles, was er über Hegel beibringt, sagt er nur aus Missverständniss. Die Hegelsche Lehre bezeichnet er als die zum erstenmal vollendete im Ebenmass dialektischer Behandlung durchgeführte Darstellung des objectiven Systems der Philosophie. In dieser Bezeichnung wird sie aber gleich dem subjectiven System gegenüber gestellt, und deshalb zu einem *einseitigen* System gemacht. Das Hegelsche System ist aber nicht bloss ein objectives, noch ein subjectives, sondern das *absolute* System, welches das Objective und Subjective in sich *vereinigt*. Sein Element ist daher kein objectives Wissen, und kein subjectives, sondern absolutes Wissen. Ferner sagt der Verf., hätte Spinoza zu dem Hegelschen System die ersten Entwürfe geliefert, und Schelling in seiner dialektischen aber ungenügenden Darstellung die eine Hälfte gezeigt, und indem beide die erste Grundlage seines Inhalts ausmachten habe Hegel die Form, den dialektischen Fortgang durch Thesis, Synthesis und Antithesis von der Fichteschen Wissenschaftslehre entlehnt. Aber schon deswegen weil bei Hegel der Inhalt von der Form ungetrennt ist kann derselbe den Inhalt und die Form nicht von verschiedenen Denkern entlehnt haben. Abgesehn davon, dass Hegel in der Wissenschaft der Logik insbesondere den Spinozistischen Standpunkt widerlegt hat, wie vor ihm keiner, lehrt er fast auf allen Seiten in der Encyclopädie, dass die unmittelbare Einheit der Spinozistischen Substanz keine Wahrheit habe, ausdrücklich. Um nur eins anzuführen, sagt Hegel in der 3ten Ausgabe p. 190., wo er von dem Mangel der den ontologischen Beweis betreffenden Argumentation des Anselm redet, „dass diese Einheit, wie bei Anselmus, auch bei Cartesius und Spinoza den Mangel habe, dass sie als das Vollkommenste, oder auch subjectiv als das wahre Wissen ausgesprochen, und deshalb vorausgesetzt, d. h. nur als an sich genommen werde, was die bloss *abstracte Identität* hervorbringe." Der Mangel, den Hegel hier an Spinoza rügt, ist, dass Spinoza mit jenen andern Philosophen von dem Unterschied des Seins und Denkens *abstrahirt*, was *derselbe* Mangel ist, welchen der Verf. Hegeln vorwirft. Von der Form, die Hegel von Fichte ererbt haben soll, gilt dasselbe. Bei Fichte ist die Form der Darstellung die *hypothetische*, und hat deshalb bloss *relative* Nothwendigkeit. Dagegen ist bei Hegel die Form, weil ungetrennt vom Inhalt, *absolut* nothwendig, und als Selbstentwicklung der Sache selbst die freie Form. Oder bei Fichte *soll* die Form der Inhalt, die Natur der Sache sein, bei Hegel *ist* sie dieselbe. Mit dieser Verwechselung der Fichteschen und Hegelschen Form der Darstellung hängen noch andre unbegründete Vorwürfe, welche der Verf. Hegeln macht, zusammen. Schelling ist schon, indem seine Form der Darstellung die *disjunctive* ist, über die Fichtesche Form hinaus. Aber selbst über die disjunctive Form musste hinausgegangen werden, wenn die Form den Inhalt als sich selbst produciren sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 98.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Ueber Gegensatz, Standpunct und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte. Ersten kritischer Theil.

(Fortsetzung.)

In dieser falschen Vorstellung befangen, behauptet der Verf. ferner, dafs nach Hegel die *Form*, das Substanzielle, der rechte Kern und Inhalt der Welt sei. Alsdann würde bei Hegel der Inhalt in die Form *aufgehen*, und nicht, was er eigentlich ist, die Gestaltung der Form selbst sein. Hegel soll das abstracte Denken für das Princip der Erkenntnifs nehmen, und deshalb glauben, dafs er mit der Form das Wesen, die Sache selbst erkannt habe. Wenn er auch vom Substanziellen, von der Sache rede, so werde doch damit nur der abstracte Begriff der Sache, d. h. ihre Form im Gegensatz mit ihrer concreten Erscheinung bezeichnet. Unser Verf. trennt hier dualistisch die Sache von dem Begriff der Sache, und macht deshalb die Form, die bei Hegel eins mit dem Inhalt ist, zur blofsen Form ohne Inhalt. Und nun behandelt er die Hegelsche speculative Logik wie die gewöhnliche, als abstract und leer, als blofse Form, da doch ihr Inhalt kein leerer Begriff, sondern der Begriff der Sache ist. Um es kurz zu sagen, ist bei Hegel in der Logik, wie in der Philosophie des Geistes und der Natur, die eine Vernunft der Gegenstand, der eine selbe allgemeine vernünftige Inhalt, aber in der Logik ist diese Vernunft frei von der Bestimmung, in der sie als Bewufstsein gegen die Natur, und in welcher sie als äufsere Natur ist. Anstatt sich mit Hegel auf den Standpunkt der Vernunft zu erheben, stellt der Verf. sich auf den blofsen Standpunkt des Bewufstseins, und setzt das äufserliche Dasein der Vernunft als einer solchen, die keine Realität habe, gegenüber, wodurch er den ganzen Standpunkt verrückt und mifsversteht.

Dies Mifsverständnifs ist der Grund des weitern Vorwurfs, dafs wie nach Spinoza auch nach Hegel das Individuelle keinen Bestand habe. Aber aus der Hegelschen Widerlegung der Spinozistischen Substanz und ihrer Erhebung in den speculativen Begriff geht grade das Gegentheil hervor. Dieser Begriff ist der wirkliche Begriff, dafs sowohl das Einzelne im Allgemeinen Bestand hat, als das Allgemeine im Einzelnen wirklich und gegenwärtig ist. Ja der Verf. geht sogar so weit, Hegeln des Pantheismus zu zeihen, weil, wie er meint, Gott nach Hegel in uns („in den endlichen Ichen", wie er sich ausdrückt) zum Bewufstsein komme. Aber Gott kömmt nach Hegel nicht, wie wir, zum Bewufstsein, die wir unsrer vermittelst des natürlichen Lebens und unsers Gegensatzes gegen die Natur bewufst werden. Sondern nach ihm ist das Bewufstsein Gottes unendliche Selbstvermittlung, nicht wie das unsrige, durch andres vermittelt. Ja nach Hegel ist der blofs subjective Standpunkt des Geistes, als nur der menschliche ohne den göttlichen (die endlichen Iche des Verf.) nicht der wirkliche Begriff des Geistes, weshalb Gott innerhalb des endlichen Bewufstseins auch nicht zum Bewufstsein kommen kann. Es ist deshalb das Mifsverständnifs der Hegelschen Philosophie auf die Spitze getrieben, wenn, wie der Verf. dem Publikum berichtet, nach Hegel unser philosophisches Erkennen Gottes, die Erkenntnifs Gottes von sich selber sein und überhaupt unser philosophisches Thun das göttliche Thun selbst ausmachen soll, und somit, weil *Gott* in uns zum *Selbstbewufstsein* komme, auch unsre Irrthümer und Fehlgriffe über ihn seine eignen, oder die verfehlten und allmälig gelingenden Versuche, sich selbst zu begreifen, die seinigen selbst sein sollen. In der Abstraction von dem Unterschied einseitig festhaltend an der Einheit des Seins und Denkens, als der *vermeinten* Hegelschen Einheit, kömmt der Verf. weder mit dem Ersten noch mit dem Letzten, weder mit dem Anfange noch mit dem Ende des Hegelschen Systems zurecht. Er begreift nicht, dafs

nach diesem System Gott der absolute Geist als das Letzte auch das erste, oder dafs Gott der Anfangende und Vollendende ist, weshalb er den logischen Anfang des Seins für den wirklichen Anfang nimmt, während doch derselbe nur der Anfang *unsers* Erkennens ist. Indem er von Hegel behauptet, dafs er blofs die Immanenz Gottes lehre, erkennt er nicht, dafs nach ihm Gott der Welt *eben sowohl transcendent als immanent ist.*

Schon deswegen, weil der Verf. dualistisch das natürliche und geistige Universum dem logischen Gedanken entgegensetzt, und diesen und damit die Vernunft zur blofs leeren Form degradirt, mufs ihm die speculative Bedeutung des Anfangs, Fortgangs und Rückgangs der Methode der Erkenntnifs verborgen bleiben. Darum sieht er die Logik und ihre Methode als ein blofses Rechenexempel an, als ein Calcul auf gut Glück, wie er sie nennt, als eine willkürliche Construction. Dafs die Methode der Hegelschen Philosophie die *Manifestation*, und gar nicht *Construction* ist, *weifs* er nicht einmal. Er faist die logischen Gedankenbestimmungen nicht als allgemein vernünftige Bestimmungen, oder als Bestimmungen der Wahrheit im reinen Element des Gedankens, sondern als blofse Regeln. Hegel macht fast allenthalben in der Logik darauf aufmerksam, dafs die blofse Regelmäfsigkeit der Denkbestimmungen in der gewöhnlichen Logik nicht mit der Wahrheit derselben in der speculativen Logik zu verwechseln ist: den logischen Anfang, das reine Sein hält der Verf. für nicht berechtigt, weil er das Ende nicht als in den Anfang zurückgehend erkennt, weshalb er von dem Hegelschen System sagt, dafs dasselbe von einer unerwiesenen Annahme abhängig sei. Dies kann man wohl von den andern Systemen sagen, selbst noch vom Schellingschen, weil dies mit der Form auch den Inhalt voraussetzt. Aber nicht von dem Hegelschen, weil das gar nichts voraussetzt, und deshalb nichts als unerwiesen annimmt. Es ist nicht zu sagen, was dem Anfang selbst, womit die Logik beginnt, noch vorhergehen soll. Aber unser am Gegensatz des Bewufstseins festhaltende Verf. vermag auf diesem Standpunkt jenen Anfang, der der aufgelöste Gegensatz ist, nicht zu fassen. Darum will er, wie wir schon wissen, statt jenes rein logischen einen andern Anfang, und zwar, wie natürlich, vom Standpunkt des Bewufstseins genommen wissen, welcher aber nicht mehr der erste voraussetzungslose Anfang ist. Da nun der Standpunkt des Verf. der blofs kritische ist, gesteht er auch, dafs man wieder auf den ehrlichen Weg Kants zurückkommen müsse. Mit andern Worten, dem speculativen Anfang der Logik soll eine Theorie des Erkennens vorangehen, als wenn Hegel nicht eine solche in der *Phänomenologie des Geistes*, und nicht blofs, wie die Kantsche Kritik nur vom Standpunkt des Bewufstseins, sondern des Selbstbewufstseins und der *Vernunft* vorausgeschickt hätte. Der Verf. beruft sich dabei auf Gabler, welcher nöthig gefunden habe, durch eine Theorie des Bewufstseins auf den Standpunkt absoluter Wissenschaft hinzuleiten. Aber wir wufsten nicht, dafs diese Theorie noch etwas anders enthielte, als den Versuch einer mehr populären Darstellung der ersten 100 Seiten der Phänomenologie des Geistes. Was er vor dem Anfangspunkt derselben als der sinnlichen Gewifsheit in Erwähnung bringt, soll doch wohl nicht für eine Theorie des Bewufstseins gelten. Wir sind überzeugt, dafs vom Standpunkt des Geistes selbst, vom psychischen Standpunkt noch eine Theorie des Erkennens möglich ist, und um so mehr, als die Natur des Geistes ist, theoretisch und praktisch zu sein. Aber eine solche Arbeit durfte nicht, wie der Verf. will, das Erkennen dualistisch im Bewufstsein durchführen, sondern speculativ im Geist. In Betreff des logischen Anfangs, des speculativen, weifst der Verf. auf Mufsmann's Bemerkung hin, nämlich dafs von Hegel der logische Anfang nicht blofs vom Sein, sondern consequenter Weise zugleich vom Denken, mithin von der Einheit des Seins und Denkens zu machen gewesen sei. Mit dieser Bemerkung fällt aber *auch* Mufsmann auf den *dualistischen* Standpunkt zurück, und damit in das *Mifsverständnifs* dieses Anfangs.

Der dualistische Standpunkt des Verf. bringt es mit sich, dafs er der speculativen Logik, weil ihr Element der Gedanke ist, deshalb das Sein und die Wirklichkeit als das Objective entgegensetzt, wodurch jene zur blofs subjectiven Form herabgewürdigt wird. Weil deswegen dem Dualismus die Erkenntnifs des Beweises abgeht, glaubt er sich berechtigt, dies, dafs in der Logik das Denken sowohl objectiv als subjectiv ist, als eine blofse Versicherung anzusehen. Ferner soll, wie der Verf. meint, nach Hegel die logische Entwickelung des Gedankens die Selbstschöpfung Gottes als Welt sein, da doch nach Hegel Gott die Welt nicht als *sich selbst* schafft, sondern als ein *Andres*, aber als ein Andres

seiner, d. h. als eine Welt, worin *Vernunft* ist. Dagegen, meint der Verf., sei die Natur bei Hegel deswegen vernunftlos, weil Vernunft und Geist jenseits der Natur liege, während allgemein bekannt, dafs Hegel kein Jenseits der Vernunft anerkennt. Nach ihm ist die Natur, wenn zwar nicht *bewufste* Vernunft, doch Vernunft *an sich*. Solche verkehrte Auffassung mag wohl die Ursache sein, warum, wie der Verf., auch noch Andre, immer in der Naturphilosophie Schelling über Hegel stellen, da doch letzterer dem blofsen Potenziren, welches der Schellingschen Naturerkenntnifs allenthalben anklebt, in der Wissenschaft ein Ende gemacht, und zur tieferen Naturbetrachtung die Bahn gebrochen hat.

Wie die Natur soll nach Hegel auch der menschliche Geist die Existenz Gottes sein, nur auf mehr adäquate Weise. In der Natur zuerst verdunkelt und von sich abgefallen, soll Gott auf den verschiedenen Stufen des Geistes allmälig zu sich kommen, bis endlich im absoluten Geist das Bewufstsein seiner selbst, hindurchbreche. Dafs Gott, der absolute Geist, wie das Letzte auch das Erste ist, ist schon erinnert worden. Gott wird nicht blofs im absoluten Geist seiner bewufst, oder wird bewufster Gott für sich, sondern für uns. In der Sphäre des Geistes soll sich der Processs des Absoluten wiederholen, wornach sich dasselbe in ein unendliches Anderssein geistiger Individualitäten herauslasse, deren jede als dem absoluten Geist unangemessen, und damit aufgehoben, der Vernichtung anheimfalle. Aber weil diese Individualitäten in ihrer Subjectivität sich nicht als solche, sondern als ihre Wahrheit, welche der Geist in seiner Objectivität und Absolutheit ist, offenbar werden, fallen sie nicht der Endlichkeit und Vernichtung anheim, sondern werden vielmehr der Wahrheit theilhaftig, was ihre Erhebung und ihr wirklicher Begriff ist. Die volle Wirklichkeit des göttlichen Processes soll im Element des Geistes die Weltgeschichte sein, und der Gipfel dieses Processes, dafs das Allgemeine (Gott) völlig in das Einzelne (das menschliche Bewufstsein) eingehe. Dagegen ist die Weltgeschichte der göttliche Processs deswegen nicht, weil der menschliche Geist besonders in Völkern und Nationen als der Weltgeist noch mit der Endlichkeit behaftet, und deshalb nicht der Geist der Wahrheit ist.

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle die Mifsgriffe, die der Verf. in seiner Kritik der Hegelschen Philosophie unaufhörlich den einen auf den andern häuft, bemerklich machen wollten. Doch mögen noch einige hier Platz finden, zum Beweis, wie arg der Mifsverstand, ja Unverstand ist. Erst mit dem Philosophen soll nach Hegel die Schöpfung geendet haben, so dafs es im Himmel und auf Erden nichts Höheres gebe, als ihn, und dafs alle Dinge nur dazu da seien, um von dem Philosophen erkannt zu werden. Demnach sei Gott die Weltdialektik, die sich im Philosophen mit Bewufstsein vollziehe. Anstatt also die Philosophie nach Hegel Erkenntnifs Gottes ist, soll sie Gott selbst sein. Anfangs habe sich die Hegelsche Philosophie mit der tiefsten Mystik zu durchdringen den Anschein gehabt, aber am Ende wäre sie zur absoluten Entleerung und Verseichtigung derselben fortgegangen. Die Sehnsucht, die uns treibe, aus dem Eitlen der Welt in der erlösenden Einheit mit Gott Ruhe zu finden, verkehre sie in das kahle dialektische Theorem (ein wunderlicher Ausdruck), dafs Gott in unserm Bewufstsein von ihm erst das seinige finde. Die sinnreiche Vorstellung der Mystiker, wornach Gott in dem Schaffen der Dinge zugleich das explicirende Erkennen derselben sei, habe sie in die selbstgenugsame Plattheit verwandelt, dafs das göttliche Sicherkennen in der Welt nur durch Philosophie zu Stande komme. Darauf ist nur zu antworten, dafs der Verf., nachdem er in der Kritik der Hegelschen Philosophie von seiner nicht geringen Entleerungs- und Verseichtungsgabe einer tiefen Wissenschaft die vorliegenden Proben gegeben, diese Philosophie erst in diejenige selbstgenugsame Plattheit verwandelt hat, von welcher er meint, sie gehöre Hegel und nicht ihm an.

Hierher gehört auch der Vorwurf des politischen Quietismus, den der Verf. der Hegelschen Philosophie macht, und welcher ihr auch sonst von den Zeitgenossen vielfach gemacht worden ist. Unser Vf. drückt sich, wie man nach den eben abgelegten Proben nicht anders erwarten kann, darüber so aus, dafs „weil nach Hegel die wirkliche Welt ohne Rückhalt der gegenwärtige Gott sei, es die höchste Weisheit und Tugend bleibe, absolut zufrieden zu sein mit ihr, wie schlecht es auch um sie stehe. Denn da Gott selbst mit ihr zufrieden sei, weil es ihm noch nicht gelungen, eine höhere Gestalt derselben aus sich hervorzuarbeiten, so könne und müsse auch der Mensch zufrieden sein mit ihr. Die Staats- und Bürgerpflichten seien der wahre Ausdruck menschlicher Sittlichkeit, und unbescholten und in ta-

dellosser Gesetzlichkeit dahin leben, die vernunftgemäfse Vollendung des Daseins. Man sehe, wie die Philosophie früh genug in die kahlen Resultate gewöhnlicher Philisterei und Spiefsbürgerlichkeit verflache". Jedes Volk hat Sitte, Gesetze, Institutionen, die zusammen seine politische Verfassung sind. Alle Völker stimmen deshalb darin mit einander überein, dafs sie eine solche haben. Aber zugleich ist auch diese wieder die Ursache, warum und wodurch sie sich von einander unterscheiden. Sie beziehen sich daher negativ auf einander, weshalb sie nothwendig in Entzweiung und Kampf gerathen. Aber nicht nur nach Aussen, sondern eben so sehr nach Innen und deshalb mit sich selbst kömmt ein Volk in Zwiespalt, weil es sich bildet, und zum Bewufstsein darüber kommen mufs, was es ist. Ohne dies wäre es kein Volk, kein Staat, keine allgemeine geistige Wirklichkeit, und gäbe es keine Geschichte. Nach Aufsen und Innen ist die Bildung und damit die politische Entwickelung eines Volkes gleich nothwendig. Aber diese Nothwendigkeit ist selbst nothwendig oder gesetzlich, weil es ja die Sitte, das Gesetz, die politische Einrichtung ist, welche in der Ausbildung begriffen ist. Das Gesetzlose, die Willkür ist kein Ferment der Bildung. Ein politischer Quietismus ist ein Unding, das in der Welt gar nicht zu finden ist, und deswegen auch keine philosophische Lehre sein kann. Und wenn derselbe eine solche sein soll, wie in dem Kantischen ewigen Frieden, ist dies blofse Vorstellung, welche vom Leben und aller Wirklichkeit abstrahirt.

Nach dieser Betrachtung der Hegelschen Lehre, auf welche der Verf. jedoch in der Darstellung der andern Zeitbemühungen immer wieder zurückkömmt, führt er die Ansichten Wagner's, Solger's, Blasche's und Daumer's als der Hegelschen verwandte Ansichten auf. Aber diese sind ebensowenig als Spinoza mit Hegel in eine Kategorie zu bringen. Mit einer durch freie Anerkennung vorausgesetzten Idee Gottes bei Wagner hat die Hegelsche Philosophie deswegen nichts gemein, weil sie nichts, am wenigsten die Idee voraussetzt. Die Hegelsche Methode ist kein blofses Fluctuiren zwischen der Quadratur oder Tetradik der Wagnerschen mathematischen Construction. Ebensowenig ist Hegel mit Solger, welcher letztre gegen den erstern an systematischer Ausbildung weit zurückstehe, in den gleichen Grundvoraussetzungen befangen, wonach Solger über den abstracten Spinozistischen Standpunct sich nicht erhebe. Was es mit diesen Grundvoraussetzungen für eine Bewandnifs hat, glauben wir schon zur Genüge gezeigt zu haben. Aber von Daumer gilt, was der Verf. immer Hegel aus Mifsverstand vorwirft, nämlich dafs Gott nur in uns von sich wisse. Ueber dergleichen pantheistische, mystische und selbst kabbalistische Vorstellungen, die Daumer vielfach hat, und welche unser Verf. religiöse Tiefe und Gedankenconcentration nennt, äufsert sich Hegel selbst in der Vorr. zur 2ten Ausg. der Encykl. S. XXIX. wie folgt: „an reineren und trüberen Gestaltungen der Wahrheit haben wir genug und zum Ueberflufs — in den Religionen und Mythologien, in gnostischen und mysticirenden Philosophien älterer und neuerer Zeit; man kann seine Freude daran haben, die *Entdeckung* der Idee in diesen Gestaltungen zu machen und die Befriedigung darum zu gewinnen, dafs die philosophische Wahrheit nicht nur etwas Einsames, sondern darin die Wirksamkeit derselben wenigstens als Gährung vorhanden gewesen. Wenn aber der Dünkel der Unreife an das Aufwärmen solcher Productionen der Gährung geräth, so erhebt sich leicht in seiner Trägheit und Unfähigkeit wissenschaftlichen Denkens solche Gnosis zur ausschliefsenden Weise des Erkennens; denn es ist müheloser in solchen Gebilden sich zu ergehen und an sie assertorische Philosopheme anzuknüpfen, als die Entwickelung des Begriffs zu übernehmen, und sein Denken, wie sein Gemüth, der logischen Nothwendigkeit desselben zu unterwerfen". Solche sollte man nun doch nicht mit Hegel zusammenstellen, so wenig als Blasche, welchen der Vf. den Krug der Pantheisten, den Popularpantheisten für Jedermann nennt. Denn wenn von Blasche das Einzelne und Individuelle, weil verschieden von der Einheit Gottes, darum als das Böse gefafst wird, das für diesen Abfall durch fortwährende Zerstörung gestraft werde, so unterscheidet sich solche Ansicht von der Hegelschen dadurch, dafs nach Hegel nicht das Kreatürliche und Individuelle schon darum böse ist, weil es nur ist, sondern nur, wenn es sich dem göttlichen Willen gegenüber erfafst, und gegen denselben auf sich beharrt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

Ueber Gegensatz, Wendepunct und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte. Erster, kritischer Theil.

(Schluſs.)

Noch betrachtet der Vf. als mit dem Schellingschen und Hegelschen Standpunct in Zusammenhang die Ansichten von Stahl und Weiſse. Von diesen glaubt er, daſs sie geeignet seien, jenen Standpunct zu einem vermeinten höheren zu erheben. Daſs dieselben deshalb mehr dualistischer Natur sind, und der Unmittelbarkeit und Reflexion wieder anheimfallen, versteht sich von selbst.

Ferner sieht unser Vf. die *mystischen* Zeitphilosopheme als die begleitende Gegenseite der vermeinten bloſs construirenden Wissenschaft an. Die mystische Lehre, behauptet er, weise auf die einstige Ausgleichung zwischen Religion und Philosophie prophetisch hin. Aber diese Lehre wird Religion und Philosophie darum nie versöhnen, weil sie den absoluten Inhalt voraussetzt, und denselben deshalb nicht zur freien Form erhebt. Selbst die vornehmste Richtung, die der Verf. die vorwaltend speculative nennt, und welche von Franz von Baader, A. Günther und Friedr. Schlegel repräsentirt werde, leidet an dieser Voraussetzung. Des Ref. Versuch einer Versöhnung zwischen Religion und Philosophie in seinem Buch über Religion im inneren Verhältniſs zur Wissenschaft, erwähnt der Vf. nicht. Von Baader sagt er, daſs dieser den Pantheismus zu einer höheren Ansicht hindurchzuführen und zu vollenden suche, wogegen Günther, in der Neigung, dies auf's höchste zu vermeiden, in die bloſse Negation desselben verfalle. Wenn Baader das Verhältniſs Gottes zur Kreatur zum Mittelpunct seiner Untersuchung macht, und den Unterschied durch positive Einheit und Bestätigung beider zu vermitteln strebt, so stellt vielmehr Günther als Hauptsatz auf, daſs Gott und die Kreatur sich zu einander, wie lebendige Contraposition verhalten. Davon ist die Folge, daſs Gottes Sein ohne alle Vermittlung zugleich als absolutes Selbstbewuſstsein, als Geist gesetzt, und deshalb vorausgesetzt wird. Da Günther sowohl im Verhältniſs Gottes zur Kreatur als dieser zu sich selbst am Gegensatz festhält, und deshalb Gott und die Welt, Natur und Geist mit diesem Gegensatz behaftet bleiben, erinnert seine Lehre gar zu sehr an eine schon längst hinter uns liegende Bildungsepoche der Wissenschaft. Von den andern mystischen Richtungen bemerkt der Vf., daſs die zweite vorzugsweise das historische Element, die Tradition auffasse, womit sie sich an die Kirche anschlieſse. Hieher gehöre Bonald und Maistre in Frankreich, und Görres in Deutschland, welchem sich Windischmann und Molitor anreihten. Die dritte nehme mehr das Gemüth in Anspruch, wie dies bei St. Martin, Schubert und Friedr. Meyer hervortrete. Zuletzt macht er auf eine deutsch zu nennende Verbindung der Mystik mit Naturforschung und Psychologie aufmerksam, an deren Spitze Steffens stehe, und wohin auch Schubert und Heinroth zu rechnen seien.

Nun geht der Vf. zur reflectirenden Erkenntniſsweise über. Wie wir schon wissen, betrachtet er Kant und Jacobi als die Häupter und Stifter derselben. Sie werden dadurch charakterisirt, daſs sie gegen die Spinozistische unmittelbare Einheit an dem Unterschied von Sein und Denken festhalten. Wenn auch der Vf. das Resultat dieser Erkenntniſsweise verschmäht, nämlich den bloſsen Glauben und die Skepsis, so redet er aber doch der Jacobischen Unmittelbarkeit das Wort. Nur daſs er dieselbe nicht, wie Jacobi, schon für den ganzen Baum der Erkenntniſs, sondern bloſs für den Anfang der Erkenntniſs gelten lassen will. Deshalb tadelt er, daſs Jacobi an der unmittelbaren Anschauung ein polemisches Princip gegen die Speculation zu haben meine. Aber der Vf. will in ihr ein Princip der Erneuung und Ergänzung der Speculation anerkannt wissen,

was nicht minder zu tadeln ist. Auch meint er, dafs Jacobi dieselbe erst neu entdeckt habe, obgleich sie alt genug ist. Aber nicht weniger einseitig und mangelhaft, als die Kritik ist, welche der Vf. über Hegel angestellt, ist seine Kritik Kants. Auf die tiefern Probleme der Kantischen Philosophie, als auf das a priorische Urtheil, auf die antinomische Natur der Vernunft, und auf die intuitive Idee läfst er sich nicht ein. Sondern er zieht blofs die Reflexion der Erkenntnifs durch Sinn und Verstand in Betracht, und nicht, was ihr ursprünglich zu Grunde liegt. Wenn auch dies nicht gewufst und als die eigentliche Werkstätte der Erkenntnifs geheim bleiben soll, so erhebt sich doch Kant schon durch die blofse Annahme einer solchen Einheit über die blofse Jacobische Unmittelbarkeit. Dagegen würdigt der Vf. Fries und Bouterweck richtig, wenn er sie gleich als solche ansieht, die, wie Stahl und Weifse in der entgegengesetzten Ansicht, zur Vermittlung hindrängen sollen. Ihm entgeht nicht, dafs Fries die Kantische und Jacobische Lehre als die Reflexion und die Unmittelbarkeit nur äufserlich mit einander verbindet, anstatt sie innerlich zu vermitteln. Nämlich Fries nimmt von jeder die Hälfte, und stellt die eine ganz äufserlich über die andre. Den Jacobischen Vernunftglauben ordnet er allem Denken und Wissen (der Sinnlichkeit und dem Verstand der Kantischen Kritik, als wenn das alles Denken wäre) über. Der Vf. macht dagegen die richtige Bemerkung, dafs wenn das Wissen irriger Schein sei, auch das Glauben und Ahnen, weil es ja demselben Bewufstsein angehöre, Irrthum sein könne. Aber diese blofs äufserliche Verbindung Kant's und Jacobi's hat bei Bouterweck ihre Krisis und Reife erreicht. Bei keinem ist das immerwährende Schwanken zwischen Glauben und Wissen so hervorgetreten, als bei ihm. Man kann sagen, dafs bei Fries und Bouterweck das Nichtwissen bis zur Karricatur verzerrt ist. Mystischer Seits rechnet der Vf. auch Eschenmeyer hieher. Denn auch dieser hält das Glauben für die Ergänzung des Wissens, und die Philosophie für einen Irrthum, wenn sie Gott erkennen will, was der Vf. ein heilsames Wort nennt.

Zuletzt giebt der Vf. sein Urtheil über die angeblichen Versuche zur Vermittlung ab. Als das Charakteristische derselben sieht er den Versuch an, sich durch eine vorausgehende Lehre vom Bewufstsein zu begründen, und unterzubauen. Erst v. Berger soll, weil die Hegelsche Philosophie der Rechtfertigung durch eine vorausgehende Theorie des Erkennens entbehre, wieder darauf hingewiesen haben, dafs eine wissenschaftliche Verständigung über das Selbstbewufstsein die erste Grundlage der Wissenschaft sein müsse. So achtbar dieser Versuch ist, so fragen wir hier, wo vom sinnlichen Bewufstsein an bis durch das Selbstbewufstsein, die Vernunft und den Geist hindurch die Erkenntnifs so tief und wissenschaftlich entwickelt wäre, als in der Hegelschen Phänomenologie des Geistes? Und wo ist der Zweifel in allen seinen Gestaltungen bis zum höchsten Leichtsinn und Spiel mit dem Objectiven, oder bis zur Negation alles objectiven Seins, zu seiner höchsten Schärfe und Spitze, und zur Verzweiflung an sich selbst, allseitiger dargestellt, als eben in dieser Phänomenologie? Nach und nach sollte doch nicht mehr nöthig sein, an dies Werk erinnern zu müssen. Es enthält und führt gerade dasjenige aus, was der Vf. an der Hegelschen Philosophie vermifst, nämlich die dem logischen Anfang vorausgehende Theorie des Erkennens. Es zeigt, wie die Vernunft wirklich sich zur Erkenntnifs der Wahrheit vollendet, weshalb dies nicht, wie in der Kantischen Vernunftkritik, ein unerreichbares Ziel bleibt. Sein Weg ist, wie das Bewufstsein, indem es das erscheinende Wissen ist, sich zu sich selbst, zum absoluten Wissen befreit. Oder der Gegenstand und das Bewufstsein fällt in die Erkenntnifs, welche untersucht wird, so dafs das Bewufstsein an ihm selbst den Mafsstab der Prüfung hat, ob auch die Erkenntnifs dem Gegenstand, und der Gegenstand der Erkenntnifs von ihm gemäfs ist. Und das Bewufstsein corrigirt sich so lange selbst, oder geht so lange über seine Erkenntnifs hinaus, als es zur Erkenntnifs der Wahrheit hindurchgedrungen ist. Deshalb erkennt es nicht blofs den Gegenstand, sondern auch das Erkennen des Gegenstandes, was unser Vf. der Hegelschen Philosophie gegenüber der Kritik vindicirt. Zuletzt verschwindet aller Unterschied des Gegenstandes und der Erkenntnifs, weil das Bewufstsein in der Erkenntnifs mit dem Gegenstand in Einheit ist.

Als weitere Versuche zur Vermittlung führt unser Vf. noch die Bemühungen von Suabedissen, Hillebrand, Troxler und Krause an. Mit Suabedissen glaubt er, gegen Hegel den Satz geltend machen zu können, dafs Gott vom Geist aus der lebendige Gott sei. Weil nach Hegel Gott selber der Geist ist, kann er nicht von etwas andrem aus der lebendige Gott sein. Aber Gott soll sich nach Hegel, wie der Vf. will, bis zum Geist als

der höchsten Form seines Lebens hindurchprocessiren. Dagegen ist zu erinnern, dafs Gott der Geist, und eben deswegen nicht Seele, Bewufstsein, Selbstbewufstsein ist. Vielmehr ist alles dies der Proceſs darum, weil es nicht Gott ist. Weil dasselbe, wie alles, von Gott gesetzt ist, und deshalb nicht Gott selbst ist, kann Gott sich auch nicht hindurchprocessiren. Alsdann würde Gott durch Andres, nicht durch sich selbst vermittelt sein.

Alle diese Versuche sind mehr oder weniger dualistisch, weshalb der Vf. sie auch als Versuche zur Vermittlung betrachtet. Wie bei Suabedissen, zeigt sich dies auch bei Hillebrand, welcher das Bewufstsein einerseits als ein fertiges und abgeschlossenes ansieht, und andrerseits über dem Wissen zum Gefühl und einem darauf beruhenden Glauben hinausgeht. An Troxler lobt der Vf. dafs er mit ganzer Kraft hervorhebe, wie das einzige Object des Bewufstseins lediglich es selbst sei, ohne dafs dies Resultat im blofsen Subjectivismus ende. Aber da nach Troxler alle Vermittlung von der Unmittelbarkeit getragen wird, könnte dies bestritten werden. Soll auch des Menschen Seele der Spiegel der Welt sein, worin er die Wahrheit findet, indem er sie in sich walten läfst, und seine eigenwillige Subjectivität nicht einmischt, so ist dieser Spiegel der Wahrheit doch blofs seine Seele, und die Wahrheit blofs seelische Wahrheit. Troxler kömmt über den Menschen nicht hinaus, indem er alles in sich findet und erkennt. Die Ideen sind Vorstellungen, wodurch er Gegenstände, die nicht in der Erfahrung liegen, eben so unmittelbar erfafst, oder die Sinnesempfindungen, die er anschaut. Was er von Gott weifs, das weifs er durch ursprüngliche in ihm liegende Offenbarung seiner selbst. Die Grundkraft der Seele ist eine gedoppelte, Sinnlichkeit und Gemüth. Zwischen beiden schweben zwei andre auf und ab, die eine vom Gemüth herabsteigend vergeistigt das Sinnliche, die andre von der Sinnlichkeit aufsteigend versinnlicht das Geistige. Jene ist die Vernunft mit ihren Formen und Gesetzen, wie sie die Logik aufweist, diese die Phantasie. In ihrem rechten Verhältnifs zu einander und zusammenwirkend sind sie der ganze Mensch, und bilden die wahre Wissenschaft. Und so sieht und bildet der Mensch nur sich in allem, was er erkennt und thut, und ist das vermittelnde Band von Gott und Welt, und ist in Gott, wie er in der Welt ist. So sinnig und höchst veredelt diese seelische Unmittelbarkeit ist, ermangelt sie doch der unendlichen Vermittlung des Geistes und damit des Erweises, wodurch sie erst die wahre Unmittelbarkeit wäre. Denn diese hebt auch ihre Voraussetzung durch sich selbst auf. Dadurch würde das blofse Auf- und Abschweben jener Scheinvermittlung von selbst ein Ende nehmen. Unser Verf. bekennt sich mit dieser Troxlerschen Grundansicht einverstanden, nur dafs er eine andre Anordnung des Bewufstseins zu treffen gedenkt. An Krause hebt der Vf. die innere Eintheilung und Gliederung nach den zwei Hauptseiten des Subjectiven, Einleitenden, und Objectiven, Grunderkennenden hervor. Zunächst führt Krause anhebend von der Selbsterkenntnifs dieselbe durch die verschiedenen Stufen bis zur Anerkenntnifs des Einen, ewigen Wesens im Selbstbewufstsein hindurch. Alsdann entwickelt er die Erkenntnifs Gottes, der Welt und des menschlichen Geistes. Deshalb verfährt er erst analytisch, darauf synthetisch, was ein Mangel in der Methode ist. Wenn unser Vf sich gleich die Krausesche Architectonik der Wissenschaft will gefallen lassen, so tadelt er doch, und mit Recht, dafs Krause die Begriffe nicht innerlich ableite, sondern dieselben, anstatt sie zu deduciren, als gegeben aufnehme und äufserlich anordne, und dafs er, um eine äufsere Begriffevollständigkeit zu erreichen, zum blofs formellen Eintheilen und Classificiren verleitet werde, ohne die Wahrheit des Inhalts wesentlich zu fördern.

Da nach des Vfs. Meinung auf die rechte Versöhnung zwischen Sub- und Objectivität am deutlichsten Troxler hingewiesen, und Krause die wissenschaftliche Architectonik am umfassendsten dargestellt, will er diese beiden als seine nächsten Vorgänger betrachtet haben. Schon deswegen und aus mehreren andern Aeufserungen ist nicht schwer vorauszusagen, wie der Vf. in dem noch zu erwartenden zweiten Theil die philosophische Wissenschaft behandeln wird. Die Unmittelbarkeit wird er zur Grundlage machen, alsdann zur Vermittlung übergehen, und sich diese als einen blofsen Durchgangspunct aufheben lassen. Dadurch wird er aus der Reflexion zur Unmittelbarkeit zurückkehren, und dieselbe nun für gerechtfertigt halten. Dies Glauben und Wissen neben einander, dies zur Absolutheit gesteigerte Nichtwissen wird er für die völlige Lösung der Aufgabe ansehen, das Subjective mit dem Objectiven zu versöhnen. Aber die Versöhnung, die aus dem Nichtwissen erwachsen soll, ist nicht wahre Versöhnung. Denn sie erweist sich nicht durch sich selbst. Die Unmittelbarkeit müfste sich durch sich selbst zur Vermitt-

lung aufheben, und deshalb diese nicht neben und aufser ihr haben, sondern selbst ihre innere Möglichkeit sein. Und die Vermittlung müfste, indem auch sie sich aufhebt, als aufgehobne Vermittlung zur Unmittelbarkeit durch unendliche Vermittlung werden. Dadurch würde das Nichtwissen als Gegenstand der Erkenntnifs sowohl erhalten als in jedem Augenblick überwunden sein, und deshalb zum wirklichen Wissen verklärt werden. Und die Versöhnung würde, weil aus dem Nichtwissen hervorgehend, nicht eine Einheit bleiben, die als eine unbegreifliche Verbindung nicht gewufst, sondern welche sich ihr selbst an und für sich beweisen würde.

Bereitwillig aber erkennen wir an, dafs unser Vf., wenn auch von seinem vorgefafsten falschen Standpunct aus, die heutige Philosophie in diesem ersten Theil aufmerksam zum Gegenstand der Betrachtung gemacht hat. Die grofsen Mifsgriffe in der Beurtheilung derselben sind eine nothwendige Folge jenes falschen Standpunctes. Dafs er den Versuch machen will, das Objective mit dem Subjectiven zu versöhnen, mit seinem Versuch jedoch zu spät kömmt, rührt eben daher. Aus seinem Buch ist so recht zu ersehen, wie sehr der dualistische Despotismus des Nichtwissens Angesichts des absoluten Wissens, als der in der Nothwendigkeit freien Organisation des Reichs der Erkenntnifs seit kurzer Zeit sich übermüthig macht. Der alte dualistische Feind der Erkenntnifs der Wahrheit rafft noch einmal die letzten Kräfte zusammen, um dem Geist zu widerstehen. Aber dieser ist nicht von Gestern und Heut im Kampfe mit dem Nichtwissen, und geht immer aus diesem Kampfe als Sieger hervor. Der Tod ist verschlungen vom Sieg.

Nur noch eins. Unser Verf. erwähnt zuletzt noch Herbart's. Von dem Resultat seiner Ansichten gesteht er, dafs er sich nichts aneignen kann. Er betrachtet ihn als fast ganz aufser allem Zusammenhang mit der Geschichte der Philosophie, isolirt, und als einen unbenutzt gebliebenen Fund. Er lobt seinen Scharfsinn, und wer wollte den nicht loben, nicht Respect für ihn haben, wenn er gleich der eigensinnige Scharfsinn ist. Aber er wirft ihm auch seinen Reflexionsaberglauben vor, wegen der ungerechtfertigten Behauptung, oder wegen der Unphilosophie, dafs es widersprechend sei, die Einheit Entgegengesetzter zu denken. Bei Niemanden ist die dualistische Starrheit, die antinomische Verknöcherung, und atomistische Isolirung so weit gediehen, als bei Herbart. Von keinem ist das Nichtwissen in seiner fixen Hartnäckigkeit so künstlich ausgebildet, als von ihm. Unser Verf. sagt ganz richtig: „immer sieht er nur *A* für sich und *B* für sich an, und hat durch das beständige Hinstarren blofs auf die eine Seite den Blick sich also versteint, dafs ihm der Gedanke einer Verknüpfung einer lebendigen Einheit von Gegensätzen völlig abhanden gekommen ist. Das dialektische Leben des Denkens versteht er eben nicht; aus dem abstracten Gegeneinander des blofsen Gegensatzes kommt er nirgends heraus; bei der zerschlagenen Vielheit bleibt er stehen, wie die Eleaten bei dem starren, bewegungslosen Sein ohne Vielheit." Schon habe, bemerkt der Verf., Spinoza sich zwischen beide gestellt, weshalb Herbart's Standpunkt noch unter dem des Spinoza sei, ja man dürfte ohne Ungerechtigkeit sagen, dafs Herbart Spinoza's Ansicht gar nicht verstanden habe, wie er ihn denn auch in seiner Kritik frivol genug behandle. Aber solche Behandlung habe er schon lange auf Andre überhaupt angewendet. Freilich ist davon wieder ein eclatanter Beweis sein vages Raisonnement über Hegel in der kurzen Encyclopädie. Leichtfertiger, unkritischer ist nirgends über Hegel *raisonnirt* worden. Die Rüge solcher Behandlung hat dem Verf. eine sogenannte Erwiederung in der Halleschen Litteraturzeitung zugezogen, wie denn Herbart's Art ist, sich in Litteraturzeitungen entweder selbst herum zu tummeln oder Andre für sich herumtummeln zu lassen. Dem Ref. wird von Solchen der Vorwurf gemacht, dafs er über mehrere Punkte der Herbartschen Metaphysik und Encyclopädie verkehrt berichtet habe. Vorzüglich wird dem Ref. darin vorgehalten, dafs er Herbart's Lehre als blofsen Kantianismus bezeichnet habe. Seine Worte sind: „Wie wir sehen, ist in demselben (in Herbart's Buch) das *Resultat* der Kantischen Kritik im Allgemeinen die Grundlage." Ref. sagt also nicht die Kantische Kritik, sondern das *Resultat* derselben, weshalb seine Worte verdreht werden. Und dies Resultat ist, dafs das Ansich der Dinge ewig unerkennbar bleibt. Unser Verf. bemerkt von Herbart dasselbe, und führt zum Beleg Metaph. Bd. 1. S. 341. an. Wer des Ref. Anzeige gelesen hat, und die Kantische Kritik kennt, wird von selbst durch den Inhalt sowohl der Herbartschen Ansichten, als auch aus der Art der Beurtheilung sogleich sehen, dafs Herbart mit jener Kritik nur das Resultat gemein hat, nicht die Ausführung. Wer so blind ist, das nicht zu sehen, sollte sich in einen philosophischen Streit gar nicht einlassen. Wenn deshalb Herbart es nicht verschmäht, dem Ref. von *Solchen* der Gedankenlosigkeit und Böswilligkeit zu zeihen, kann nicht länger die Frage darnach sein, auf wessen Seite die Gedankenlosigkeit ist. Oder bleibt etwa die Logik nach Herbart nicht *formell*, erkennt die Metaphysik etwas an *sich*, und die Psychologie, und endigt praktisch nicht zuletzt alles in einem philosophischen *Glauben*, und ist dies nicht auch Resultat Kantischer Kritik? Wir wären begierig, zu sehen, welches andre Resultat man aus Herbarts Philosophie herausdeduciren wollte. Herbart selbst wird kein andres Resultat herausbringen. Aber von der speculativen Vernunft wird für den dualistischen Verstand ewig der Spruch gelten:

Du gleichst dem Geist den du begreifst,
Nicht mir!

Hinrichs.

№ 100.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1832.

LXVI.

Ibernia Phoenicea seu Phoenicum in Ibernia incolatus ex ejus priscarum coloniarum nominibus et earum idololatrico cultu demonstratus. Auctore Dr. Joachimo Laurentio Villanueva. Dublini. 1831. 8.

Wenn wir in der Geschichte der alten Welt irgend einen Verlust zu bedauern haben, so ist es der Untergang der einheimischen Quellen der Geschichte der Phönicier, des merkwürdigsten Kulturvolkes Semitischen Stammes in der Urwelt. Denn dafs die Phönicier eigene historische und geographische Werke gehabt haben, so gut wie ihre Enkel die Carthager, wird uns von den Alten wie von einem Josephus ausdrücklich gemeldet, da er dieselben noch zu seiner Jüdischen Archäologie benutzte, und schon Griechische Uebersetzungen ihrer Schriften würden merkwürdig und wichtig genug für uns sein, wenn wir auch die Originalwerke nicht mehr haben könnten. So wie uns die Phönicier zuerst den Typus des merkantilischen Lebens im Abendländischen Sinne im Verlauf der Völkerentwickelung darstellen, so haben sie auch die Disciplinen zuerst entfaltet, welche die Grundlage des Handelsverkehrs und der ganzen wissenschaftlichen Ausbildung des Abendlandes gelegt haben; denn der grofsartige und uralte Indisch-Orientalische und Afrikanisch-Australische Welthandel ist, wenn auch nicht ohne alle Bedeutung für die Abendländische Europäische Kulturwelt, doch keineswegs von dem Einflufs gewesen, wie der Phönicische Weltverkehr, auch ist derselbe keineswegs auf so verständige und mit Bewufstsein begleitete Weise ausgebildet worden. Die Phönicier sind das erste Orientalische Volk, in welchem ein Abendländisches Princip hervortritt, wie sich dies in ihrem politischen und intellektuellen Leben auf eine unläugbare Weise zu erkennen giebt. Analog der Gliederung und Individualisirung des Orientalischen Kontinents gegen das Abendland hin zeigt sich auch in Westasien die Auflösung der gediegenen Orientalischen Volksmassen in mannigfache Völkerindividualitäten, welche zu der vollendetsten Individualisirung des Hellenischen Lebens den Uebergang bahnen. Die Phönicier auf der Grenzmark des alten Orients und Occidents, im innersten Busen des grofsen Binnenmeeres zwischen den drei Vesten der alten Welt, sind die Vermittler zwischen dem Orientalischen und Occidentalischen geworden, die Bildung des Mutterlandes der Menschheit haben sie auf diesem Meere jenen Ländern zugeführt, welche nachmals die Heimath des schon mehr gereiften Menschengeschlechtes sein sollten. Alle Küstenländer des Mittelmeeres wurden durch sie in einen grofsartigen Weltverkehr hineingezogen und mit den Binnenländern der Asiatischen Kulturwelt in Verbindung gebracht. Auch die Gewässer des Indischen Oceans mit den beiden Golfen oder Fahrstrafsen des Persischen und Arabischen Meeres wurden von ihren Flotten beschifft, die Wimpel der Phönicischen Handelsschiffe weheten an den hafenreichen Gestaden Malabars so wie an den Herakleischen Säulen bei Gadir, der Schranke der Welt, am Eingang des grofsen Weltmeeres. Aber schwerlich hat auch wohl dieses Meer dem Handels- und Forschungsgeiste des kleinen Kulturvolkes hemmende Schranken gesetzt, kannte doch schon Herodot in jenen äufsersten Gegenden von Europa die Zinn- und Bernsteinländer, von wo nur diese kühnen Seefahrer diese geschätzten Produkte des äufsersten Nordens den Hellenen zugeführt hatten. Ohne Zweifel sind auch die Gestade der Brittischen Inseln von den Phöniciern besucht worden, geht man ja doch soweit, dieselben bis zu den innersten Golfen des Baltischen Meeres zu führen, zu der eigentlichen Heimath des *electrum*, als wenn die Phönicier nicht auch von den Brittischen und Gallischen Küsten oder von den Mündungsländern des Rheins dasselbe hätten gewinnen können. Weiter geht aber noch der Verf., der hier anzuzeigenden Schrift. Er, ein geborner Spanier, hatte sich in Irland aufgehalten, hatte dort eine wohlwollende Aufnahme gefunden, und unternahm zum Dank dafür die alte Irische Geschichte genauer zu erforschen, und den Ursprung des Irischen Volkes nebst seiner Kultur, wenn auch nicht durchweg, doch gröfstentheils auf die Phönicier zurückzuführen, so dafs nicht blofs die Gestadeländer Klein-Afrikas und Iberiens, sondern auch die Insel Hibernien eine Heimath des Semitisch-Phönicischen Volkslebens gewesen sein sollten. Freilich bedient sich der Verf., um dies darzuthun, einer Beweisart, die schon häufig gemifsbraucht worden ist, und betritt einen Weg, der die, welche auf ihm wandelten, meistens irre geführt hat. Er führt seinen Beweis durch etymologische Gründe, ein Verfahren, gegen welches man nicht mifstrauisch genug sein kann, und er benutzt dazu den Sprachstamm, der in solchen Fällen immer hat herhalten müssen, um dergleichen Versuche zu einem nur ei-

nigermafsen wahrscheinlichen Resultate zu führen. Denn wozu hat man nicht schon die Semitischen Stammwurzeln gebrauchen können, da sich die Vokale hier zu jeder beliebigen Veränderung darbieten, und auch die Radikale jeder Metamorphose sich unterwerfen müssen, um somit alles aus allem zu machen. Zwar erkennt der Vf. wohl das Mifsliche dieses Verfahrens, indem er, von dem ungewissen Ursprunge des Irischen Volkes redend, gleich am Anfange sagt: *ad veritatem tamen propius accedendi tutius iter est nominum originem veterum hujus insulae populorum et tribuum investigare, quae certe magna saltem ex parte, eorum genus et stirpem et patriam, unde emigrarunt, veluti digito monstrant*, und fügt dann weiter unten hinzu, dafs er auch auf den heidnischen religiösen Kultus jener Völker Rücksicht nehmen wolle. Aber wenn das erstere an sich noch gar nichts beweiset, so hat auch das letztere eben keine Bedeutung, ohne dafs wir damit eine historische Entwickelung der Religion im Verlauf der Geschichte läugnen wollten, so dafs sich auch dann eine gewisse Verwandtschaft der Völkerstämme mufs erkennen lassen. Nun mufs der Vf. zwar auch zugeben, dafs in den Namen der alt-Irischen Völkerschaften und Stämme sich eine Menge von Sprachelementen vorfinden, die auf die verschiedenen Zweige des Keltischen Sprachstammes, des Ersischen, Kambrischen und Brittischen, ja auch sogar auf das alt-Deutsche hinweisen; nichtsdestoweniger meint er aber, dafs man bei der Erklärung der uns überlieferten Namen in den meisten Fällen auf den Semitischen Sprachstamm hingeführt werde. Phönicier müssen also nothwendig mit zu den Urbewohnern Hiberiens gehört haben. Aber wenn wir auch des Vfs. Behauptung billigen, dafs das Eindringen der Israeliten in das Land Canaan besonders dazu Veranlassung gegeben habe, dafs sich der Kanaanitische oder Phönicische Volksstamm mehr als früher über Afrika und Iberien ausgedehnt habe, so steht damit die Versicherung noch durchaus nicht in genügender Verbindung, dafs jene sich auch über Hibernien verbreitet haben. Die ganze Schrift zerfällt in 34 Kapitel, davon behandeln zunächst, aufser der Einleitung im ersten Kapitel, das 2. bis 26. Kapitel die Namen der Insel nebst den verschiednen Irischen Völkerschaften. Der Vf. spricht zuerst in Kap. 2. von einem merkwürdigen architektonischen Werke in der Grafschaft Cork in Munster auf der Ebene Fermoy, aus 12 steinernen Säulen von bedeutender Gröfse bestehend, und dieses Denkmal giebt er ohne weiteres für ein von den Phöniciern verfertigtes Werk aus, als sie durch Josua aus Canaan vertrieben wurden. Es wird von den Eingebornen *Leaba Chaillde* genannt, was nach ihnen zwar „Bett des Callidius" heifsen soll, aber von dem Vf., weil er diesen Namen nicht kennt, aus dem Semitischen erklärt wird durch *lehab schalid* (לחב שליד) *cadaver combustum*, nach dem in der *Peschito* beim Matthäus vorkommenden Worte *schaldo*, der Leichnam. Demnach meint er hier unzweifelhaft das Grabmahl eines Phönicischen Seehelden annehmen zu müssen. Kap. 3. bis 5. spricht der Vf. von den Namen der Insel, sowohl bei den jetzigen Iren, als bei den Griechen und Römern, welche, ohne dafs auf den Keltischen Sprachstamm dabei Rücksicht genommen wird, zu Gunsten der einmal angenommenen Hypothese so gut wie es geht, aus dem Hebr., Syr. und Arab. sich müssen herausdrehen lassen. In Kap. 6. werden wir zu den Irischen Völkerschaften übergeführt, obschon man gestehen mufs, dafs durch diese Untersuchungen, wo meist nur Spiele des Witzes sich darbieten, weder das geographische noch ethnographische Gebiet bereichert worden ist. Kap. 10. handelt der Vf. von den Iberern, der bedeutendsten Völkerschaft der Insel, welche zunächst durch das Mittelglied der Hispanischen Iberer von den Phöniciern abgeleitet werden, wo nun das vielfach benutzte Wort עבר aufs neue dem etymologischen Scharfsinn dienen mufs, wenngleich uns der Vf. den Beweis dafür schuldig bleibt, dafs auch die Hispanischen Iberer wirkliche Phönicier gewesen sind. Wegen dieser angeblich gemeinschaftlichen Bevölkerung Iberiens und Hiberniens oder Spaniens und Irlands durch die Phönicier ist es dann auch nicht befremdend, dieselben Namen von Völkerschaften in beiden Ländern wieder zu finden, die der Vf. aus der gemeinsamen Wurzel des Phönicischen ableitet, während man sonst die Gemeinschaftlichkeit der Namen mehr aus einer Verwandtschaft des Iberischen und Keltischen Völkerstamms, den beiden Urschichten der Abendländisch-Europäischen Völkerablagerung zu erklären versucht gewesen ist. Mit Uebergehung der Namen ganz unbedeutender Irischer Völkerschaften in den folgenden Kapiteln bemerken wir Kap. 22. den Namen der *Bolgen* oder *Belgen*, in welchem der Vf. das Wort בעל erkennt, also Sonnenverehrer, und womit er sich schon den Uebergang zu dem zweiten Theil der Schrift bahnt. Auf ähnliche Weise wird der Name des Volks der Milesier als der aus dem Lande Canaan entkommenen erklärt von dem Worte מלט, so wie der der Degaden als eines mit dem Fischfang (דוג) beschäftigten Volksstammes; auch kommt dem Vf. die wunderliche Ableitung des Namens der Phönicier, der doch, soviel nur bekannt ist, durchaus nicht einheimisch war, von den בני ענק gar nicht unwahrscheinlich vor. Selbst die Armenier müssen als die Trabanten der Semiten auch hier im äufsersten Thule der alten Welt wiedergefunden werden, so wie in Iberien, und das Factum, worauf sich der Vf. stützt, ist das Vorkommen der Sylbe *Kard* in vielen Iberischen und einigen Irischen Völker — und Ortsnamen, denn *Kardu* soll nach ihm der Name Armeniens bei den Phöniciern, und *Kardaeus* der eines Armeniers gewesen sein. Ja selbst die alttestamentalischen Aramäischen Cuthäer weifs der Vf. in Kap. 27. als Ureinwohner Spaniens und der Brittischen Inseln ausfindig zu machen. Doch wir verlassen dieses für die Geschichte und Völkerkunde unfruchtbare Feld der Erklärung der Völkernamen, und wenden uns zum zweiten Theile, wo leider durch ähnliche unhaltbare etymologische Träumereien durch den religiösen Kultus der Semitische Ursprung der Bewohner Irlands erwiesen werden soll. Der Vf. beginnt diesen Theil mit einer

Untersuchung über die Druiden, die Priesterkaste der Keltischen Völker. In allem Ernst scheint er anzunehmen, dafs sie Lehrmeister der Chaldäer und Perser in der Magie gewesen seien und dafs auch Orpheus zu ihnen gehört habe. Wenig wahrscheinlich scheint ihm die Ableitung des Namens aus dem Keltischen oder Altdeutschen als die *Weisen* oder die *göttlichen Diener*, kühn fügt er hinzu: *suum cuique judicium esto, mihi hoc vocabulum Syrochaldaicam vel Phoeniceam originem sapit*, und giebt dann einige ganz unhaltbare Erklärungen des Namens. Sie müssen ohne Umstände die von Phöniciern nach dem Abendlande mitgenommenen Priester sein, und auch hier ermangelt er nicht, in einigen Portugiesischen und Irischen Städtenamen Spuren des von ihnen erhaltenen Andenkens nachzuweisen. Dann handelt der Verf. von Kap. 28 bis 34. von dem Religionskultus der Irischen und zugleich der Iberischen Völker. Zunächst spricht er von der Astarte, dem weiblichen Princip der göttlichen Substanz in dem Dualismus der Westasiatischen Völker überhaupt so wie der Semiten insbesondere, ein Princip, das sich in dem Monde und der Erde auf eine natürliche, endliche Weise manifestirt. Die Verehrung dieser Gottheit bei den Iberischen und Hibernischen Völkern wird aus mehrern Ortsnamen geschlossen, und dadurch der Beweis für die Identität dieser Völker mit den Phöniciern und der ihnen verwandten Stämme geführt. Ja der Vf. geht so weit, selbst den Namen Tartessus für eine Verkürzung des Namens Astarte zu halten, gleich wie Merida aus Emerita, und Zaragoza aus Caesaraugusta entstanden sei. Die angebliche Verehrung des Moloch bei den Iberern und Hiberniern mufs dann in Kap. 29. als neuer Beweis für die Semitische Bevölkerung jener Länder dienen, und selbst der Name der Stadt Malaca (Malaga) wird davon hergeleitet, wenngleich schon Strabo auf den richtigen Ursprung von מלח als einem an Salz reichen Orte, aufmerksam machte. Kap. 30. wird von dem Syrischen Heracles gehandelt, und es werden sodann mehrere Ortsnamen Spaniens und Irlands genannt, welche einen Anklang an diesen doch ohne Zweifel nicht Phönicischen, sondern Hellenischen Namen enthalten, um die Verbreitung dieses Kultus durch die Westeuropäischen Länder darzuthun. Dann folgt Kap. 31. eine Untersuchung über die Cabiren nebst den Corybanten, das rechte Feld, auf welchem sich die zu ergehen pflegen, die, wie es auch hier geschieht, vermittelst der Religion die Einheit des Semitischen, Aegyptischen, Persischen, Kleinasiatischen, Thrakischen, Hellenischen, Keltischen und Germanischen Lebens darthun wollen, und wo über der Einheit, die wie hier durch etymologische Willkür begründet ist, die wesentliche Verschiedenheit ganz vergessen wird. Der Schlufs des Buchs in den beiden letzten Kapiteln besteht in einer Untersuchung über den Dienst des Baals, des männlichen Princips der Semitischen Naturreligion. Auch hier wird nicht ermangelt, jeden Persischen Ortsnamen, der nur mit der Sylbe Bal oder Baal beginnt, auf jenen Kultus zu beziehen und in ihm einen Anklang und Ueberrest der Altphönicischen Religion auf dieser Insel wiederzuerkennen. Der Vf. fügt sogar ein langes Register von Ortsnamen hinzu, in welchen sich wegen jener Sylbe ebensoviele Spuren des Baals-Kultus und des Phönicischen Ursprungs ihrer Bewohner zeigen sollen, so dafs man nicht zweifeln kann, er würde, wenn ihm das Deutsche Städtchen Ballenstädt bekannt gewesen wäre, auch hier Semitisch-Phönicisches Leben und Religionskultus angenommen haben. Läugnen kann man nicht, dafs der Vf. eine grofse Belesenheit und Gelehrsamkeit in der Durchführung seiner Hypothese zeigt, aber man mufs auch bedauern, dafs viel Fleifs und Scharfsinn vergebens verwandt ist, um eine Annahme, die aller übrigen historischen Grundlage entbehrt, durch blofse etymologische Spielereien zu begründen.

Ferdinand Müller.

LXVII.

Naturgeschichte der Säugethiere, nach Cuvier's System bearbeitet von Dr. Harald Othmar Lenz, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Gotha bei Becker. 1831. 21 *Bogen.* 8.

Werke, welche die Resultate der Naturkunde in einem gröfseren Kreise verbreiten, für den die, tiefere Kenntnifs voraussetzende und öfter dadurch nothwendig trockene Form wissenschaftlicher Schriften minder zugänglich, ja nicht selten abschreckend ist, werden der Wissenschaft selbst zuweilen auf mittelbare Weise förderlich, indem sie ihr in andern Fächern Freunde erwecken, die, den streng wissenschaftlichen Untersuchungen abhold, dem Treiben der Natur mit aufmerksamen, nicht selten vorurtheilsfreiern Blicken zusehen und dabei zu Beobachtungen gelangen, welche der Wissenschaft entweder unmittelbar zu Nutzen kommen, oder doch erregend in ihr zu interessanten Entdeckungen führen. Von dieser Seite dürfte auch die vorliegende kleine Schrift, wenn sie auch der Zoologie selbst keine bedeutende Ausbeute liefert, einiger Aufmerksamkeit werth erscheinen und für den Kreis, welchem sie der Vf. bestimmte, alle Empfehlung verdienen. Dieselbe Ansicht, welche einen vollständigern Vortrag der Naturkunde in den Kreis des Schulunterrichtes einführte, bestimmte auch den Verf. zur Herausgabe dieses Buches, dessen besonderer Zweck es ist, die von der Zoologie in der Klasse der Säugethiere gewonnenen Resultate einem gröfsern Publikum, und selbst denjenigen zugänglich zu machen, die einer höhern Schulbildung ermangeln. Besonders berücksichtigte der Vf. hiebei die Bedürfnisse der Forstleute und Landwirthe, überhaupt die Anforderungen derer, welche solche naturwissenschaftliche Kenntnisse nicht nur um ihrer selbst willen, sondern mehr zur practischen Anwendung im Leben sich aneignen wollen. Diesen seinen Plan hat der Verf. mit vieler Umsicht und Sachkenntnifs durchgeführt. Vorzüglich sorgfältig ist nicht nur, wie es dieser Zweck erforderte, die eigentliche Naturgeschichte der einheimischen Säugethiere abgehandelt, sondern es ist auch bei den einzelnen Thieren umständlich alles dessen Erwähnung geschehen, was zu ihrer zweckmäfsigen Benutzung und zur Verhütung ihres etwaigen Schadens leitet, so handelt z. B. der Vf. weitläuftig von der Dressur und der Tollheit des Hundes, von der Jagdweise des verschiedenen Wildes, von der besten Art des Fanges der schädlichen Raubthiere, bespricht die Mittel zur

Ausrottung der dem Feld- und Gartenbaue nachtheiligen Nagethiere, die beste Fütterung und Behandlung der Hausthiere u. s. w. Alles dies geschieht in populärer, lebendiger, oft scherzender Redeweise, so dafs sich das Buch gut liest und es nicht nur als Noth- und Hülfsbüchlein denen zu empfehlen ist, welche in jenen Fällen Rathes bedürfen, sondern dafs es auch mit Erfolg der aufwachsenden Jugend als Lehr- und Lesebuch in die Hand gegeben werden kann. Für diesen Hauptzweck des Vfs. wäre indefs schon die Aufzählung derjenigen Arten hinreichend gewesen, welche entweder bei uns einheimisch sind, oder wenn auch ausländisch doch durch interessante Züge ihrer Lebensweise, durch ihre Nutzbarkeit, oder dadurch, dafs sie öfter in Europa gezeigt oder in den Berichten der Reisenden erwähnt werden, einer genaueren Bekanntschaft bei Jedermann werth erscheinen. Der Vf. hätte es alsdann meist nur mit solchen Thieren zu thun gehabt, deren specifische Charaktere hinlänglich festgesetzt sind und keiner weitern Kritik bedürfen. Er hat indefs zugleich eine möglichst vollständige Aufzählung und Charakteristik der bekannten Arten geben wollen und sich so auf ein Feld gewagt, zu dessen Bearbeitung die ihm in seinen Verhältnissen zu Gebote stehenden Mittel nicht ausreichten. Von dieser Seite, von welcher es eigentlich vor das Forum dieser Blätter gehört, genügt das Buch keineswegs den Anforderungen, welche man zu machen befechtigt ist, wenn es sich in eine vollständige Aufzählung der Arten und in die damit verbundene Specialkritik einläfst In letzterer hat sich nun der Vf., da ihn weder die Benutzung einer grofsen Sammlung, noch die einer vollständigen Bibliothek möglich war, ganz auf Andere verlassen müssen, und namentlich ist G. Cuvier sein Hauptgewährsmann, dem er nicht nur in der systematischen Eintheilung der Klasse, sondern auch in der Kritik der Arten fast durchgängig gefolgt ist. Er wiederholt demnach alle Fehler, die sich in dieser Hinsicht im *Regne animal* jenes grofsen Naturforschers vorfinden, selbst diejenigen, welche von spätern Schriftstellern berichtigt sind; dahin gehören z. B. die Mifsgriffe in der Beziehung der von Spix beschriebenen Affenarten, welche Wagler bereits in seiner, dem Systeme der Amphibien beigefügten, Anordnung der Säugethiere berichtigt und die Ref. nach eigenen Untersuchungen, bevor er Wagler's Arbeit in die Hände bekam, vollkommen richtig erkannte. Ferner wiederholt er die durch Cuvier's Vorgang veranlafsten Irrthümer bei den Arten der Plantigraden. So werden z. B. der Labradorische Dachs (*Meles taxus*) der Nordamerikanische Vielfrafs (*Gulo luscus*) als von den Europ. Arten nicht bestimmt verschieden aufgeführt, obgleich F. Cuvier die specifische Verschiedenheit des erstern (die sich auch schon aus den ältern Beschreibungen und der guten Abbildung von de Seve bei Büffon und Schreber entnehmen liefs) bestätigt hat und der *Gulo luscus* sich aufser der weniger abweichenden Färbung besonders durch die bedeutende Länge des Schwanzes (der 7″ lang ist, während er bei dem Europäischen bei fast gleicher Gröfse nur 4″ hat) unterscheidet, die Linné bereits in seiner Diagnose: *Ursus cauda elongata* andeutete und neuerdings Richardson in seiner vom Vf. nicht benutzten *Fauna boreali-americana*. (London 1829.) bestätigt. Bei der Gattung *Nasua* verläfstfre ilich der Vf. Cuvier's Autorität, indem er mit dem Prinzen v. Neuwied eine *Nasua socialis* und *solitaria* unterscheidet, allein indem er erstere auf die *Viverra narica* (*Nasua fusca aut.*), letztere auf die *Viverra nasua* (*Nasua rufa aut.*) bezieht, da doch beide nur Varietäten der *Nasua socialis Neuw.* sind, so wiederholt er unter den neuen Namen die alten Irrthümer. Ferner gelten dem Vf. die Hirscharten Süd- und Mittelamerikas, der *Cervus paludosus, campestris, mexicanus* für noch nicht gehörig bestimmt, weil dies derzeit Cuvier's Ansicht war; allein für beide erstern waren schon aus Azara's Beschreibungen gute Charaktere von Desmarest und Andern entlehnt, und Rengger hat diese Angaben in seiner wichtigen, vom Vf. ebenfalls nicht benutzten *Naturgeschichte der Säugethiere Paraguays*. 1830. bestätigt, so wie auch Lichtenstein in seiner, vom Vf. unter der Litteratur der Klasse aufgeführten *Darstellung neuer oder wenig bekannter Säugethiere* sowohl jene Brasilianischen Arten, als auch den Mexikanischen Hirsch abgebildet und beschrieben hat. Nicht minder ist in der Stellung der einzelnen Arten gefehlt, wo G. Cuvier dieselben Fehler begangen hatte, obwohl zum Theil aus F. Cuvier's *Dents des Mammifères*, die der Verf. ebenfalls in der Litteratur aufführt, das Richtige entnommen werden konnte, dies gilt z. B. vom *Zokor*, den der Vf. mit G. Cuvier fälschlich zum Lemming stellt. In Betreff des *Fiber zibethicus*. den der Vf., wie beide Brüder Cuvier und alle späteren Schriftsteller, zu *Hypudaeus* bringt, haben die frühern Schriftsteller, z. B. Tiedemann das Richtige angegeben; dies Thier hat wirklich jederseits in beiden Kiefern 4 schmelzfaltige Backenzähne und es bleibt Ref. zur Stunde unerklärlich, welch einen Schädel die Französischen Gelehrten für den der Ondatra zur Beschreibung genommen haben, wenn sie das Gebifs dem der Wühlmäuse ähnlich finden. Eine sich schon von Daubenton's Zeit herschreibende Verwechslung im Pariser Museum mufs hierzu offenbar Gelegenheit gegeben haben.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier alle ähnlichen Fehler aufzeigen wollten; es genüge nur die Bemerkung, dafs der Vf. hierin nicht zuverlässig ist, und es vermöge seiner Verhältnisse, die ihn hierin vollkommen entschuldigen, auch nicht sein kann. Aber eben deshalb würde er besser daran gethan und manche solcher Fehler vermieden haben, wenn er sich einzig auf die hinlänglich bekannten Arten der ausländischen Thiere beschränkt und lieber einen noch umständlicheren Bericht über deren Lebensweise gegeben hätte, was für das Publikum, dem er sein Buch vorzugsweise bestimmte, mehr Nutzen und Interesse gehabt haben würde, als die Aufzählung und Charakteristik vieler Arten, welche die meisten seiner Leser vielleicht nie im Leben zu sehen bekommen werden. Ueberdem blieb dem Vf. in seiner Nähe noch ein schwieriges Feld zur Bearbeitung offen, nämlich die specifische Charakteristik der kleinern Säugethierarten, in welcher Hinsicht aber sein Buch eben nichts Befriedigendes leistet, obgleich ihm eine Gegend, die so reich in ihrer Fauna ist und der Thätigkeit Bechsteins und Brehms so manche Ausbeute gewährte, gewifs dazu hinreichende Gelegenheit dargeboten hätte. Dafs hierin, namentlich in den Spitzmäusen, noch viel zu thun ist, mag das Unterschiedene nun Art oder Abart sein, beweisen die leider noch ungedruckten Arbeiten zweier deutschen, der Wissenschaft zu früh entrissenen Naturforscher, die Monographien von Wagler und Mehlis. Schliefslich glaubt Ref. aus den zahlreichen interessanten Mittheilungen, welche dies Werk über das Leben einheimischer Thiere enthält, eine Thatsache hervorheben zu müssen, welche, da sie ganz neu ist und fast gleichzeitig von einer andern Seite Bestätigung erhält, eine allgemeine Aufmerksamkeit verdienen möchte. Der Vf. erzählt nämlich, dafs ein geschickter Arzt in seiner Nähe einem Igel, um ihn zu tödten, zuerst Blausäure gegeben habe, die aber dem Thiere ganz wohl bekam, und dann nach einander starke Dosen von Arsenik, Opium und Sublimat in Anwendung gebracht habe, ohne mittelst derselben seinen Zweck zu erreichen. Es schliefst sich diese Beobachtung nicht nur an jene alte bekannte Erfahrung von Pallas, dafs der Igel ohne allen Nachtheil eine bedeutende Menge Spanischer Fliegen verzehren kann, sondern sie verleiht einer andern Beobachtung Glauben, welche von Frorieo mit grofsem Zweifel in den Notizen (Bd. 29. Nr. 13. Januar 1831 mitgetheilt wurde. Nach dieser Mittheilung gab der Hofrath Hecker in Fichtersheim einem Igel mehrmalige verstärkte Dosen von Blausäure und Arsenik, welche aber keine weitere Wirkung hatten, als dafs sie das Thier zu einer behaglichen Munterkeit aufregten.

Wiegmann.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

December 1832.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1832.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
E. Benary.
A. Benary.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy, in Halle.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Beseler, in Kiel.
Blume, in Göttingen.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
Capellmann.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Goldfuss, in Bonn.
Göschel, in Naumburg.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
Grunert, in Brandenburg.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hiecke, in Merseburg.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm v. Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
v. Ledebur.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Neustrelitz.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthies, in Greifswald.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kiel.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Moser.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Münch, in Stuttgart.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
C. F. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Otto, in Breslau.
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Plass, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Paley.
Pott.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosen, in London.
Rosenkranz, in Halle.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
v. Scharnhorst, in Stettin.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Strafsburg.
Schömann, in Greifswald.
Schott.
Schön, in Breslau.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Schwenk, in Frankfurt a. M.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauss, in Tübingen.
Streckfuss.
*Toelken.
Trendelenburg, in Frkf. a. M.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Halle.
Weber, in Neustrelitz.
Weisse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
*Zumpt.

Inhalt des December-Heftes.

	Seite
Barthold: Leo, Geschichte der Italien. Staaten.	801
Lorinser: L. W. Sachs, die Cholera, nach eigenen Beobachtungen in der Epidemie zu Königsberg im Jahre 1831.	827
Leo: E. v. Rodt, Geschichte des Bernerischen Kriegswesens. 2 Bde.	849
Vatke: 1) de Wette, Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen Bücher des Neuen Testaments. 2te Aufl. 2) Schott, Isagoge historico-critica in libros novi foederis sacros.	864
Mittermaier: Linde, Handbuch über die Lehre von den Rechtsmitteln nach Grundsätzen des Deutschen gemeinen bürgerlichen Processes. 1ster Theil.	886
Förster: Schottky, Vorlesungen über Wallenstein's Privatleben.	894
Hotho: A. Wendt, über die Hauptperioden der schönen Kunst. (Erster Artikel)	902
Göschel: The Edinbourg Review, Sect. 1831. Nr. CVII. Art. X. State of Protestantism in Germany.	916
Schultz: Robert Brown's vermischte botanische Schriften. 4. Bd. Uebers. von Nees v. Esenbeck.	927
Schmidt: 1) Habicht, Syn. Handwörtb. d. Lat. Spr. 2) Ramshorn, Lat. Synonymik. 1ster Th. 3) Döderlein, Lat. Synonyme und Etymologieen. 3 Bde.	931
Marheineke: Joh. Heinr. Pabst, Giebt es eine Philosophie des positiven Christenthums?	958

Literarische Anzeigen.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen im künftigen Jahr fortgesetzt und beginnen ihren *siebenten* Jahrgang die

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik
herausgegeben
von der Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin.

Der Preis der Jahrbücher bleibt, wie bisher, 12 Thaler Preußisch oder 21 fl. K. M. für den Jahrgang. Die Bestellung erfolgt nach der Wahl der Abonnenten, entweder bei den *Postämtern* oder bei den *Buchhandlungen*. Die letztern wenden sich mit ihren Bestellungen, nach Maaßgabe der geographischen Lage, entweder an die Verlagsbuchhandlung in *Stuttgart* oder direct an den Herrn Buchdrucker *Starcke* in *Berlin* (Charlottenstraße No. 15.) welcher die Jahrbücher in wöchentlichen Lieferungen an die zu bezeichnenden dasigen Buchhandlungen befördert. Wer die Sendungen in broschirten Monatsheften zu erhalten wünscht, wird solches gefälligst bei der Bestellung bemerken.

Die sämmtlichen Königlich-Preußischen Postanstalten sind von des Herrn General-Postmeisters Excellenz angewiesen, die Jahrbücher in wöchentlichen Sendungen den Abonnenten *portofrei zum Ladenpreis* zu liefern. — Einzelne Nummern sind, so weit der Vorrath reicht, fortwährend sowohl auf dem Wege des Buchhandels als durch die Postämter zu 2½ Sgr. die Nummer zu haben. In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden litterarische Anzeigen aller Art gegen billige durch die Verlagsbuchhandlung näher zu bestimmende Insertionsgebühren aufgenommen. — Die in Berlin wohnhaften Abonnenten welche die Jahrbücher unmittelbar in der Starke'schen Buchdruckerei (Charlottenstraße No. 15.) bestellen, erhalten dieselben in wöchentlichen Lieferungen unentgeltlich in ihre Wohnung gesendet. In derselben Buchdruckerei sind auch einzelne Nummern zu dem oben bemerkten Preis zu haben.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sämmtliche Werke
von
Johann Ladislav Pyrker.
Erster Band
in neuer durchaus verbesserter Ausgabe.
Enthält:
Tunisias,
ein Heldengedicht in zwölf Gesängen.

Mit doppeltem Titel in einer schönen Titel-Vignette. Preis 3 fl.

Indem wir hiermit das Erscheinen des ersten Bandes der sämmtlichen Werke des ersten epischen Dichters Deutschlands anzeigen, können wir zugleich die Versicherung beifügen, daß die folgenden Theile sofort in die Presse kommen werden.

Der Name des gefeierten Verfassers überhebt uns jeder lobenden Empfehlung.

Stuttgart und Tübingen, den 15. Nov. 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
der
veredelten Schafzucht
von
J. G. Elsner.

Preis 2 fl.

Dieses neueste Werk des allgemein bekannten und im Fache der Schafzucht rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers braucht keiner weiteren Empfehlung. Es darf in der Bibliothek keines Schafzüchters und Schäfereibesitzers fehlen, und wird den Inspektoren von Schäfereien, den Verwaltungsbeamten von Herrschaften und Gütern, so wie verständigen Oberschäfern von dem größten Nutzen seyn. Ganz besonderes Interesse werden die Capitel „über Fütterung und Pflege der Schafe; von der Ernährung auf Hutweiden; Weidegang mit Fütterung im Freien oder auf dem Stalle; „Sommerstallfütterung; wie sie einzuführen ist; unter welchen Verhältnissen man dazu veranlaßt werden kann; die Vortheile die „Nachtheile dieser Stallfütterung; Pflege und Fütterung der Schafe „im Winter; Maß und Art des Futters; Bestimmung des Maßes „und Nahrungsgehaltes des Futters; Futtersurrogate; Anordnung „des Futters; allgemeiner Ueberschlag des Futters für ein Jahr; „der Schafstall; Wartung und Pflege der Schafe bei Krankheiten; „Beschreibung der letzteren und ihre Heilmittel; Verfahren bei der „Zuchtung der Schafe; Veredelung; Wollkenntniß; Behandlung „der Wolle; Wäsche, Trocknen, Schur und Verpachtung der Wolle; „Markt und Verkauf derselben; Bildung des Schäferpersonals; „Schäferei-Instruktionen; Ordnung und Einrichtung des Schafstalles, Disciplinar-Verordnungen; Ein- und Verkauf in der Schäferei; Rechnungsführung und Schemata hiefür ꝛc. ꝛc."

bei Sachkennern sowohl als bei Denjenigen finden, welche Unterricht Belehrung und Rath suchen.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Taschenbuch
der neuesten Geschichte.
Herausgegeben von
Dr. Wolfgang Menzel.

Dritter Jahrgang.

Geschichte des Jahres 1831, erster Theil. Preis 3 fl. oder 2 Thlr.

Mit 12 Porträts:

Perrier, Mauguin, Sébastiani, Guizot, Odillon-Barrot, Lamarque, Uminski, Skrzynecki, Ramorino, Großfürst Michael, Herzog von Nemours, Pabst Pius VIII.

Das Menzel'sche Taschenbuch, dessen 3ten Jahrganges ersten Theil wir hier anzeigen, ist schon allseitig so bekannt und gerühmt, daß wir zu seinem Lobe nichts beizufügen haben. Soviel nur wollen wir bemerken, daß auch der zweite Theil dieses Jahrganges, welcher an Interesse keinem seiner Vorgänger nachsteht, demnächst nachfolgen wird.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

LXVIII.

Geschichte der Italienischen Staaten von Dr. Heinrich Leo, Professor der Geschichte an der Universität Halle. Erster Theil vom Jahre 568 *bis* 1125. *Hamburg* 1829 *bei Friedrich Perthes. VIII.* 508 *S. Zweiter Theil v. J.* 1125 *bis* 1268. 390 *S.* 1829. *Dritter Theil v. J.* 1268 *bis* 1492. *VIII. und* 592 *S. Vierter Theil v. J.* 1268 *bis* 1492. *(Zweite Hälfte.)* 1830. *VIII. und* 712 *S. Fünfter Theil v. J.* 1492 *bis* 1830. *XIV. und* 963 *S.* 1832. *Das ganze Werk auch unter dem Titel: Geschichte der Europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. Heeren und F. A. Ukert. Geschichte von Italien von Dr. H. Leo. I bis V. Band.*

Die Furcht vor der Italienischen Geschichte, welche uns von der Schule an eingeprägt wird, läfst in ihrer Faulheit und Nichtigkeit nicht gründlicher sich verbannen, als indem wir unsere vaterländische Geschichte, nicht wie sie vorliegt, sondern wie sie gegeben werden müfste, mit der unserer südlichen, national und politisch verwandten Nachbaren vergleichen. Könnte ein Historiker einmal einen Standpunkt ermitteln, von welchem aus er das Gewebe der geschehenen Dinge aus dem starren Faltenwurfe geglättet erblickte, in welchem die Perspective vom Kaiserthrone, vom Reichsregimente, von Fürstenstühlen aus dasselbe erscheinen läfst; oder könnte er das geschichtliche Leben aus dem relativ Kleineren construiren zum Welt zusammenhaltenden Verbande; das Auge würde erst schwindeln vor dem wechselnden, zerrinnenden Mikrokosmus, das Unbehagen aber bald einem freudigen Schrecken weichen, wenn das mannigfaltigste, persönlichste Leben, nach bestimmten Gesetzen sich ordnend und in einander kreisend, sichtbar würde. Vergegenwärtigen wir uns ein Bild Deutscher Geschichte aus den früheren Jahrhunderten, in welchem das stille Erwachsen der Städte um Pfalzen, Klöster und Bischofssitze zu selbstständigen Communen, die Ueberwältigung des nachbarlichen Adels, die Bildung und der Hader der Zünfte um das Stadtregiment, die Fehden gegen geistliche und weltliche Gebieter, die „Geschelle der Geschlechter vom Paittich und Staar," „der Zorne und Rebstöcke", die gewaltsamen Umbildungen städtischer Verfassung in Volks- oder Adels-Herrschaft, der Späne, Eidgenossenschaften und Liguen der Gemeinwesen mit andern, ihre Tagfahrten und Berathungen, gleichmäfsig ihren Platz fänden mit dem bunten Treiben des unabhängigen, störrischen Adels, seinen Bündnissen und Gliederungen in Hörner, Bengler, S. Georgenschild, Sterner, Löwen, Eidechsen und wer weifs, was für Gesellschaften; mit den abenthenernden Compagnien der Soldherren, die, einen Schweif kriegslustiger Gesellen hinterdrein, periodisch durch Deutschland nach männerbedürftigen Nachbarländern abfluthen; unternähme es nun einer, in das so gedrangvolle Bild auch die Thaten und Schicksale der Hansa zu zeichnen, aus Stadtweichbildern ein Venedig, wie dieses aus Lagunen bestehend, wie sie ihren Gesetzen Städte an den fernsten Küsten des Baltischen und Deutschen Meeres unterwarf, einen grofsartigen Verband schuf, den die Könige des Nordens ehrten und fürchteten; dazu die Schweizerische Eidgenossenschaft und den geistlichen Ritterstaat, welcher im Kampf mit den Barbaren Sarmatiens und Rufslands die Keime Deutschen Lebens für alle Zukunft ausstreute: so haben wir eine Deutsche Geschichte, vor deren Fülle und Mannigfaltigkeit uns Furcht anwandelt, wie vor der Italienischen, auch wenn uns sparsam die Namen der Kaiser und Fürsten genannt würden, und die ganze Reihe von Thätigkeiten, welche Deutschland als politisches Ganze documentiren,

als partiell im Vergleich mit den inneren Zuständen und Rechtsverhältnissen zurückträten. Der Besitz einer aus so innerlichen Momenten construirten Geschichte wäre freilich unbequemer und dem Lehrling jener dürre langgezimmerte Schematismus der Kaiser- und Regentengeschichten willkommener, an welchem die Hauptereignisse sich anflicken lassen; aber bleiben wir bei dieser Bequemlichkeit, so möchte man bald nicht begreifen können, wie unser Zeitalter „diese Barbarei" der Deutschen Geschichtschreibung habe ertragen mögen.

Werden wir nun hinterdrein durch den Zwang des Gedankens zur Zerlegung und Individualisirung des historischen Stoffes geführt, die Spitze der Pyramide gleichsam auf ihre Basis und ihren Inhalt zurückzubringen, so liegt das Material der Italienischen Geschichte scheinbar auseinander gewichen und über einander gethürmt vor uns. und bedarf der entgegengesetzten Geistesthat: die chaotische Aufgelöstheit zur Einheit zu sublimiren. Dieses nothwendige Streben ist aber bisher unseren Nachbaren so wenig geglückt, als uns eine würdige Gestaltung unserer früheren Geschichte. Es ist hier nicht der Ort, den Quellenreichthum beider Geschichten umständlich zu vergleichen; so viel aber stehet fest: wenn noch ein Menschenalter mit gleichem Eifer die Geschichte Deutscher Landschaften, Städte und Stände erforscht, und noch viele Funde zu Tage gefördert werden, als Grautoff, Ildefons von Arx und Andere gethan, so werden wir allmählig dem Reichthum uns nähern, dessen Italien, wo nicht allein jeder Stein einen Namen hat, sondern auch jede That ihre Zunge gefunden, schon genieſst, nimmer dem, dessen es sich noch zu gewärtigen.

Den frühesten gröſseren Versuch nach dem fleiſsigen Compilator Blondus aus Forli, die reichspringenden Quellen nach klassischen Vorbildern in einen Strom der Darstellung zu vereinigen, und statt der Geschichten einzelner Freistaaten und Herrschaften eine Historie Italiens im höheren Sinne zu geben, wagte Carolus Sigonius; desselben zu seiner Zeit hochbelobtes Werk, in Latein verfaſst, endete aber grade da, wo in Folge des Sturzes der bindenden Hohenstaufenmacht das politische Leben Italiens haltungslos auseinander zu weichen scheint. Wie alle Bearbeitungen mittelaltriger oder moderner Zustände um so mehr an historischem Werthe verlieren, je enger sie sich klassischen Mustern anschlieſsen, so entbehrt des Modenesers Werk: *de occidentali imperio et de regno Italiae* für uns jeder Brauchbarkeit und ist nur als Produkt eines geistreichen Philologen erwähnungswerth. — Unterdessen wuchs beim Absterben des Freiheitsprincips der Stoff ins Unübersehliche; vortreffliche Historiker einzelner Staaten und Dynastien verfolgten ihre besonderen Zwecke; gelehrte Prälaten öffneten die vatikanischen Archive, und gewährten, vom Standpunkte des Papstthums aus, der losen allgemeinen Italienischen Geschichte einige Haltung; Niemand aber vor der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts hatte den Muth, die unfügsamen Elemente in einer Darstellung zu vereinigen und in zusammenhängender Erzählung eine Geschichte Italiens vom Falle des Römerreichs bis auf die neuere Zeit zu liefern. Einem so riesigen Unternehmen fühlte Antonio Muratori sich erst gewachsen, als sein hochverdienstliches Werk, die Sammlung der *Scriptores rerum italicarum*, und seine *Antiquitates* vor ihm lagen. Es ist hier nicht die Stelle, dieses fleiſsigen Bibliothekars Lob als Alterthumsforscher und Quellensammler zu erheben; wir haben ihn als Geschichtsschreiber zu betrachten. Er hatte mühsam dem kommenden Historiker die Wege bereitet; als aber kein gleichzeitiges Genie den ungeheuren Plan umfaſste, schritt er selbst noch im höheren Lebensalter ans Werk. Das leichteste Mittel, die Masse zu überwältigen, bot sich ihm die Form der Annalen zu seiner „bürgerlichen Geschichte" Italiens; die kirchlichen Jahrbücher des Baronius, fortgesetzt durch Spondanus, Bzovius und Raynald dienten ihm als Muster. Unfähig einen nothwendigen Zusammenhang des Gedankens zu erfassen, und das Romanisch-Germanische Italien vom alt-Römischen zu trennen, band Muratori sich sklavisch an das bloſs äuſserliche Motiv der Jahresfolge, und begann höchst unzweckmäſsig mit der Geburt Christi. Auf so mechanische Weise von Jahr zu Jahr in willkürlicher Ordnung aneinanderreihend, was er in seinen Quellen als gleichzeitig notirt hatte; den Fluſs zusammenhängender Begebenheiten kurz vor der Katastrophe abbrechend, weil das Jahr abgerollt war; andere wieder schwerfällig recapitulirend, um das Verständniſs möglich zu machen, webte er die berühmten *Annali d'Italia* zusammen, überwiegend der summarische Inhalt seines Quellenwerks und späterer Collectaneen, in 1750 einzelne Abschnitte nebeneinander gestellt. So ungenieſsbar zugerichtet, lernt der gebildete Italiener noch jetzt seine Geschichte kennen; statt zu erfahren, aus wie

mächtigen, tiefen Wurzeln das Italienische Volk zum sturmtrotzenden Stamme erwuchs, in himmelanstrebenden Aesten sich trennte, die in saftig grünenden Zweigen und Aestlein sich ins Zahllose verlieren und — absterben; gewähren Muratoris Jahrbücher gleichsam aus den horizontalen Durchschnitt des Baumes, um an den abgezeichneten Ringen das hohe Alter desselben zu ermessen.

Zuvorkommend und dankbar wie immer nahm Deutschland das Italienische Zeitbuch auf, übersetzte dasselbe, und machte gewissenhaft überall davon Gebrauch, wo die Kaisergeschichte, über die Alpen sich verlierend, an klarem Zusammenhange gewann. Bald aber erkannte Deutsche Gründlichkeit die Mängel solcher Composition und erweckte einen unverdrossenen Forscher, in einer neuen Form eine ausführliche Bearbeitung der Italienischen Geschichte zu geben. Wir meinen das Werk des wackeren Stuttgardter Bibliothekars Le Bret oder Brett, wie er eigentlich geheifsen haben soll, dessen Geschichte von Italien neun starke Quartbände in der grofsen allgemeinen Welthistorie einnimmt. Hatte Muratori ungeschickt nur die Gleichjährigkeit als Verbindung der Begebenheiten angenommen, so befreite der Deutsche den geschichtlichen Stoff aus dieser Einschachtelung, und ging einen mächtigen Schritt weiter, indem er, vom Sturz des Gothenreiches beginnend, die Italienische Geschichte überall, wo die Kaiserhistorie nicht das allgemeine Band ist, in abgesonderter Staatengeschichte erzählt. Unermüdlich gründlicher Forschungsgeist, Vertrautheit mit der Natur des Landes und Volks und redliches Streben nach ungeschminkter Wahrheit, werden dem Buche Le Brets immer eine ehrenwerthe Stelle zuschreiben; aber der schleppende Gang eines mit ängstlicher Berücksichtigung der Vollständigkeit angelegten Plans, der selber die Schicksale in neuerer Zeit zunftmäfsig in Italien angesiedelter Deutschen nicht übergeht, Breite und Geschmacklosigkeit bei allem Reize des Mannigfaltigen, machen es fast unmöglich, das umfangsreiche Werk anders als zum vergleichenden Nachschlagen zu gebrauchen.

Brüstet das neuere Frankreich seit der grofsen Revolution sich der noch bestrittenen Ehre, in staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen die Initative zeitgemäfser Forderungen und Förderungen übernommen zu haben, so dürfen wir dieses unbeneidete Anbahnen weniger in wissenschaftlichen Gebieten verkennen, da es wiederum ein Franzose oder ein Französischer Italiener ist, welcher der verrufenen Italienischen Geschichte eine Seite abgewann, in der dieselbe als imposante Einheit entgegentritt. Wir meinen *Simonde Simondis* Geschichte der Italienischen Freistaaten im Mittelalter. Der Zögling der Französischen Directorial- und Konsular-Regierung, voll Principien, welche die Revolution über Italien verbreitet, rächte in angelobtem demokratischen Hasse sein in den letzten Jahrhunderten aus vielfachen Gründen entsittlichtes Vaterland, indem er alles Verwerfliche, was den Italienischen Nationalcharakter später bezeichnete, dem Untergange freier Institutionen zuschrieb, so wie er andererseits jeden Glanz der Vergangenheit in Kunst, Wissenschaft und Sitte ausschliefslich auf Rechnung des kämpfenden Republikanismus setzte. So war allerdings *Eine* leitende Idee in der labyrinthischen Verwirrung für die anziehendste Periode der Italienischen Geschichte gegeben; aber wie einerseits die vorgefafste trotzige Ansicht leuchtende Partieen, wie die Herrschaft der Medici, mit schnöder Ungerechtigkeit hinten anstellte, so hob die verzärtelnde Behandlung andererseits den Begriff einer vollständigen Geschichte Italiens auf und gab statt eines sich abrollenden Vollbildes nur historische Gruppirungen. Im übrigen klebten der, wiewohl geistreichen und anmuthigen, Darstellung alle Mängel an, welche Deutsche Kritik einem grofsen Theile neuerer Französischer historischer Erzeugnisse vorhält; neben oberflächlichem Räsonnement Ungründlichkeit in der Erforschung der Facta, ungenügende Kenntnifs rechtlicher Zustände, welche aufserhalb der Analogie Französischer Begriffswelt fallen, aus welcher denn jene Vornehmthuerei entspringt, die nachlässig über fremde Individualität hinwegurtheilt, oder dieselbe sich assimilirt. Der Ruhm aber, das gebildete Europa für die Italienische Geschichte mit Erfolg gereizt zu haben, gebührt dem genannten Sprösslinge des Pisanischen Adelsgeschlechtes, so wie dafs kein Vorgänger mit gleich glücklichem concentrischen Auge das Vereinzelte in faßliche Bilder zusammenzog.

So fand Hr. Leo die allgemeine Italienische Geschichte, dabei in einzelnen Gebieten, wie in der Hohenstaufenzeit, in der Geschichte des Römischen Rechts, der Künste und Wissenschaften, auf's gründlichste durchforscht, als er sich für die Bearbeitung derselben dem verdienstlichen „Revisionswerke der Europäischen Staa-

tenhistorie" zugesellte. Schon früh erwärmt für ein Unternehmen, dem gegenüber man kaum einiger Beängstigung sich erwehren kann, hatte derselbe bereits durch wichtige kritische Untersuchungen seine besondere Befähigung dargelegt. Man erzählt, der Nestor jetzt lebender Mathematiker, Legendre, habe einem wohlhabenden Jünger an der Schwelle seiner Wissenschaft mit Hinweisung auf die bänderreiche Bibliothek zugerufen: *si vous avez de quoi vivre comment forcerez-vous ces grands volumes?* Wahrlich mit gleichem Rechte könnten einen jungen Gelehrten die Wände der Bibliotheken, mit Büchern zum Quellenstudium Italienischer Geschichte bis an die Decke angefüllt, abmahnen, aus ihnen die Schicksale Welschlands von Justinian bis auf Pius VIII. zu schreiben, wenn bequemere Arbeit auf allen Seiten winkt. Wir möchten es darum für die Entstehung vorliegenden Werkes nicht für unwichtig halten, was der Verf. bei Beurtheilung des *Cortigiano* von *Castiglioni* in einer Anmerkung versteckt (B. V. S. 514.) erzählt, einer Familiensage nach seien seine Vorfahren im 17ten Jahrhundert in Diensten des Kurerzkanzlers aus Italien nach Deutschland gekommen, so wie eine andere Aeufserung der Pietät, in welcher Hr. Leo seinem Lehrer B. R. Abeken dankt, der in ihm die Liebe zur Geschichte entwickelte und ihn im Verständnifs höherer menschlicher Geisteswerke — zum andächtigen Leser des Dante — erzog.

Den — ich möchte sagen angestammten — Beruf des Geschichtschreibers Italiens für Deutschland stützend auf vielseitige, selbstständige Studien des Mittelalters; die durch Schriftwerke vermittelte Kenntnifs durch Reisen zur lebendigen Anschauung erhebend, mit philosophischem Geiste die neuste Masse von tausend Namen, Persönlichkeiten und Ereignissen durchdringend und ordnend, hat Hr. L. sich in der Weise zu seinen Vorgängern, Muratori, Le Brest, Sismondi, gestellt, dafs er des ersten unverbundenen Reichthum von Notizen flüssig macht, und historische Verhältnisse, Charaktere und Schicksale in ihnen nachweist; dafs er des zweiten spröder und ungeschickter Vielgliedrigkeit und unverständlichem Schematismus eine gefällige und organisch-gelenkige Bewegung gewährt; dafs er des dritten in's Grofse gehende Ansicht zwar beibehält, aber jene erzwungene, man möchte sagen, stereotype Perspective bricht, und sie prismatisch in so viele Strahlen zerlegt, als das licht- und farbenreiche Leben in seiner Mannigfaltigkeit bietet. Indefs wenn wir uns bescheiden wollten, dem vorliegenden Werke nur *das* Lob zuzugestehen, dafs es die Vorzüge früherer Arbeiten vereinige und die Fehler derselben interpolirt habe, würden wir den Stempel der Originalität nicht andeuten und den positiveren Werth des Buches unberührt lassen. Darum thut es dem Rec. wohl, hinzuzufügen, dafs die Wärme denkender Liebe durch das ganze Werk bis auf einzelne Partieen, die weiter unten erörtert werden sollen, gefühlt wird; dafs eine Reihe neubegründeter Ansichten in unerschrockener Selbstständigkeit sich entwickelt; dafs staatsbürgerliche und rechtliche Verhältnisse und Beziehungen, von denen in Muratori, Le Bret, Sismondi keine Ahnung, mit dem glücklichsten Scharfsinne beleuchtet werden; dafs der Geist des Lesers, wenn das Detail mehrfach sich wiederholender Begebenheiten zu ermüden beginnt, auf das erquicklichste durch Schilderungen des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens sich neu angeregt fühlt, die, wenn auch nicht immer dem Material nach eigen gewonnene Resultate, doch immer durch ihre Verbindung und Einfügung in den Zusammenhang als Eigenthum des Vfs. gelten; endlich dafs eine correcte Sprache, einfach ohne Nachlässigkeit, und in Wendungen und doch ungesucht, oft kunstvoll neu doch nicht gekünstelt, an passender Stelle derb ohne Plattheit, von Seite zu Seite führt, und es einem denkenden Leser möglich macht, die anderthalbtausendjährige Geschichte jenes wunderbaren Volkes einer zusammenhängenden Betrachtung zu unterwerfen.

Von der Bezeichnung des allgemeinen Charakters unseres vorliegenden Werkes müssen wir näher an die einzelnen Theile herantreten, und die reiche Architektur des colossalen geschichtlichen Doms in seinem systematisch-einigen Gestaltungen, so wie in den mehr willkürlichen Absätzen und Anbauten durchwandeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Geschichte der Italienischen Staaten von Dr. Heinrich Leo.

(Fortsetzung.)

Der durchdringende *Gedanke*, eine Vorbildung des Kommenden, meldet in der Vorhalle, der Einleitung, sich uns an; Neuheit der Ansicht und tiefe Gelehrsamkeit ringen hier um den Preis. Das Locale der Geschichte wird uns als Grundbedingung des Geschehenen in seiner Eigenthümlichkeit beleuchtet; ein Italiener, welcher diese anomalen und doch innig verbundenen Gliederungen, diese Gebirgszüge, Thalgründe und Flufsgebiete, mit dem Riesenschritte der Geschichte selbst durchmafs, ist unser Führer, Napoleon. Es ist ein Ueberblick Italiens, wie ihn die Mondbewohner haben; doch über jeder Landschaft sitzt ihr Genius und weissagt uns ihr Geschick. Darauf wird der Italiener in seiner Volksthümlichkeit gezeichnet und das Unwandelbare derselben in allen Jahrhunderten, unter allen Verhältnissen, das Grofse und das Verächtliche, nachgewiesen. Um den Anfang der mittleren Italienischen Geschichte nicht in eine dämmernde Leere hinein zu grundiren und die Veränderung hervortreten zu lassen, welche das sich ansiedelnde Nordische Princip zur Folge hatte, bedurfte es einer genaueren Angabe, wie gestalt die untergehende Imperatorenwelt die gesellschaftlichen Verhältnisse dem kommenden Zeitalter überliefs. Hat uns im ersteren Theil der Einleitung die geistreiche Behandlungsart erfreut, welche das Verschiedenartigste zum schönen Ganzen verknüpft, so befriedigt uns in dieser schwierigen, folgereichen Untersuchung die grundgelehrte Forschung, eine Statistik, welche abgewandte, aber höchst wichtige Seiten einer der dunklen Periode mit scharfem Lichte beleuchtet. — Jetzt tritt die entscheidende Beimischung des Germanischen Elements der Odinsverehrer auf; in ihrer Schilderung standen dem Verf. die Resultate zu Gebote, welche seit etwa 15 Jahren Deutsche und Skandinavische Alterthumsforscher und Grammatiker jener reizenden Runenwelt abgenöthigt. Möchte auch vielleicht Manches zu *gedacht*, zu systematisch folgereeht erscheinen, so findet man doch kaum in einem anderen Buche die seltsam-fremde Heerverfassung der Longobarden, ihre Gesetzgebung, ja auch die Trümmer ihrer Sprache in solcher Gründlichkeit behandelt. Der abstracte Ton der Forschung wird zur passenden Stelle anmuthig märchen- und nibelungenartig unterbrochen, wie in Alboins tragischem Ausgange. S. 77. „Er hatte auf einem Hochgezite bei Verona wacker gezecht und zuletzt seine Gemahlin Rosamunda zur Rittertafel bescheiden lassen; hier hatte er ihr aus ihres Vaters Schädel einen Trunk geboten und sie verhöhnt, sie solle sich's mit ihrem Vater bei'm Weine gefallen lassen". In ähnlicher Weise wird die Mähre vom Milchbruder und ungetreuen Schildpor Helmichis und dem betrogenen Recken Peredeo erzählt; eine Abwechslung, belebend, wenn sie nicht zur stehenden Manier wird, was wir unserem Verf. keineswegs nachsagen können.

Die Römische Kirche unter Gregor dem Grofsen (das Widerstreben derselben gegen die rohe Barbarei der Germanen, wird über Karl Martells Arabersieg gestellt) der allmälige Uebertritt der Longobarden zu dieser Kirche, gewähren in einer Erzählung, deren Quellen minder reich fliefsen, dem Verf. Ruhepunkte, um seiner Neigung nach stillere Entwicklung, nicht bezeugt durch geräuschvolle Facta, zu individualisiren. S. 171. „Wie zwei einander gegenseitig auflösende und zerfressende Materien lagen also die beiden Nationen aneinander, und beide Massen oxydirten von der Oberfläche, wo sie sich berührten, immer tiefer hinein in das Innerste ihres Daseins". Möchte man meinen, der Verf. habe in diesem scharfen Bilde aus der Markscheidekunst ein Medium des bekannten Streites über das Vorherrschen des Germanischen und Römischen Princips in der

Bildung Italienischer Städteverhältnisse bereitet, so heifst es doch S. 172. „das Römische Recht hat sich in einem grofsen Theile Italiens immer lebendig und geltend erhalten".

Mindere Neuheit der Ansicht und eigene Forschung erlaubt die Italienische Geschichte nach dem Fall der Lombarden und der Erneuerung des Weströmischen Kaiserthums, da sie ein integrirender Theil der Deutschen oder Fränkischen geworden; die Behandlung gewinnt an Einheit; und Venetien sondert sich ab und bildet von seinem Ursprunge eine eigene fortlaufende Reihe; mit welchem Rechte? wird unten untersucht werden; auch die Geschichte des Byzantinischen Theils von Italien, so wie die Lombardischen Fürstenthümer und die Saracenischen Herrschaften, wollen einem synchronistischen Plane nicht überall sich fügen. Anarchische Verwirrung unter den letzten Karolingern läfst das Volk auf die unterste Stufe sittlicher Entwürdigung hinabsinken; doch die Losgerissenheit von allen politischen Formen bereitet den Italienern der letzten Hälfte des IX. und der ersten des X. Jahrh. nur neue, festere, dem Lande und seinen Bewohnern angemessenere Schranken, indem sie alle Schranken zu fliehen wähnen; B. 1. S. 287. „wie bei nächtlicher Jagd die Lerchen, aufgescheucht durch das nahende Leuchten, nach den tieferen Seiten hin zu entfliehen wähnen und dort gerade in die Netze fallen". — Ueberall zunächst die Umwandlung der städtischen Verhältnisse und des Adels im Auge, führt der Verf. uns mit rascherem Schritte durch die Sächsische und Fränkische Periode. „Schon liegen die Elemente am Tage, aus denen das Leben im 11. 12. und 13ten Jahrh. in niewiederkehrender Schöne sich entfaltet". Schon finden wir den rührigen Lombardischen Kaufmann auf den Märkten zu Paris mit Angelsachsen im Verkehr; Hüllmanns Städtewesen im Mittelalter wird dankbar bei Darstellung der Handelsverhältnisse benutzt. Mit origineller Bezeichnug wird dem Sallischen Hause das Verdienst zugesprochen, „bei der Geburt jener Zwillinge (des mächtigen Adelsstandes und der freien Bürgerschaft) geschickte Hebammendienste geleistet zu haben".

Den Vordergrund des nächsten erhabenen Geschichtsgemäldes nimmt der Streit der Kirche mit der weltlichen Macht ein; alle übrigen Interessen des Lebens scheinen zu schweigen oder schweigen wirklich für die Geschichte, deren Aufgabe ist, nicht das unverständliche Spiel verworrener Leidenschaften mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu berichten, sondern den Antheil eines Volkes an welthistorischer Entwicklung nachzuweisen. Die Bedeutung Italiens für die grofse kirchliche Frage ist kunstvoll durch Hrn. Leo hervorgehoben; was in den Aufsengliedern des Christlichen Staatenkörpers kaum als einem mäfsigen Pulsschlage gespürt wird, das erregt im Herzen der Civilisation fluthvolle Wallung: ein Streit, welcher in Deutschland, Frankreich und England sich in die Mönchsschulen, in Synoden und in die Staatsräthe der Fürsten verliert, und nur in Sachsen durch anderweitige, zufällige Umstände materiell entzündet wird, dringt jenseits der Alpen als ein volksthümlicher durch alle Abstufungen der Gesellschaft; dem grofsen Gregor begegnet im Bürgerthum gleich lodernder Eifer zur Reinigung der entwürdigten Kirche! — Nicht übergehen dürfen wir, dafs Kaiser Heinrich IV., von übelangebrachter patriotischer Ehrliebe Deutscher Historiker verzärtelt, in seiner grellen Widerwärtigkeit erscheint, ohne dafs doch Hildebrand als Gegenbild *über* die Bedingungen menschlicher Natur hinausgestellt ist.

Den zweiten Theil eröffnet das warnende Wort: „wenn man die Weidenruthe zu stark dreht, bricht der Knebel". Die Grenzen der Abtheilung sind dadurch bezeichnet: das Deutsche Königthum in erkünstelter Verbindung mit Italien bis zum Sturz der Hohenstaufen. Schwer war es hier, wo Italiens Geschichte und Geschichtsschreibung eine *doppelte* Eroberung der Deutschen geworden, viel Neues zu finden, oder auch nur Vieles anders zu sagen; doch ungeachtet er den gebahnteren Weg durch diese hellbeschienene Periode nicht verläfst, hat unser Verf. mit kecker Selbstständigkeit, die ihm so gut steht, seine Wanderung vollendet, und den Leser mit klugem Auge auf sonnige Höhen neben der Strafse geführt, von denen er das Verwärts und Rückwärts in überraschender Durchsicht überschauen heifst. So die Normannische Staatsverfassung, die scholastische Philosophie, den Einfluls Französischer Hofdichtung auf Italienische Bildung, das neuerwachte Studium des Römischen Rechts; in den drei ersten Erscheinungen offenbart sich (S. 41.) die mildernde Einwirkung, die Frankreich im Gegensatz roher Deutscher Gewalt auf Welschland ausübte; in der letzteren das eigene Aufstreben und die fortschreitende Geistesregsamkeit des Volks, „dessen Leben im Zustande der Zerrissenheit vielen Raum zur Bewegung gewährt". Der strenge Friederich, voll „phantastischer Vorstellung" von

seinem kaiserlichen Berufe, beugt sich endlich den Forderungen eines philosophischen Geistes, der eine würdigere Form gesellschaftlicher Verhältnisse geschaffen; glänzend tritt die still vorbereitete Welt in's Leben (S. 129.) „ganz individuell, wie Mischung und Beschaffenheit des Italienischen Charakters verlangt". — Theilen wir gleich die Wärme des Verfs. für diese Bildungsstufe, so verletzt uns doch die Vergleichung Deutscher Ritterhaufen, welche unter Heinrich VI. im Süden sich tummelten, „mit den undisciplinirten, rohen Kriegsvölkern (S. 182.) welche die Russische Macht in den letzten Kriegen nach Deutschland geführt hat"; wir sträuben uns unter dem Bilde „schmutziger Slawischer Barbaren" unsere Vorfahren in der Hohenstaufenzeit wiederzuerkennen. Die Gewalt ist Bedrängten immer häfslich und ungesittet erschienen, und Deutsche Herrschaft, so gemäfsigt auch immer sie sein konnte, war Beleidigung gegen ein bewufstes, feingebildeteres Volk. Das Nationalgefühl rächt sich mit Schimpfen, wie Shakespeare's Poesie die Knechtung, welche Richard Löwenherz, das erlogene Ideal Altenglischer *Chevalerie*, durch Leopold von Oesterreich, (von demselben Schroot und Korn, als Herzog Markwald und Konrad Moscancervello) erlitt. „Und häng' ein Kalbfell um die schnöden Lenden"! schmäht wiederholt der lästernde Bastard Faulcombridge dem Herzog von Oesterreich in's Gesicht; wir lesen es ohne die wehmüthige Empfindung Hrn. L.'s über die schneidende Verachtung des Hugo Falcandus gegen Heinrichs Kriegsgesellen, und sagen: beide haben Recht. Dagegen möchten wir gegen unseres Verfs. Ansicht die sittlich-aufrichtige Natur Kaiser Friederichs II. bezweifeln, namentlich in Beziehung auf den Kreuzzug desselben Bereitwilligkeit, welche Hr. Leo für „schwerlich erheuchelt" hält, mit dem Erforscher der Kreuzzüge allerdings bedenklich finden.

S. 236 — 248 wird uns eine Parallele zwischen zwei Individuen geboten, deren Verschiedenheit durch die ganze Tonleiter moralischer Zustände uns dennoch höchst geistreich auf die Grundbedingungen des damaligen bürgerlichen und religiösen Lebens zurückgebracht und auseinander erklärt wird; Ezelin von Romano und Franciscus von Assisi; die wüthende Gerechtigkeitsliebe kleiner Italienischer Tyrannen bei tigerartiger Grausamkeit, und die himmlische Liebe, die weltverachtende Armuth, die geistige Elendigkeit und der Stumpfsinn des Bettelmönche. Wie unser Verf. so heterogene Erscheinungen folgenecht durch den Gedanken verknüpft, ohne dafs das Resultat das Gepräge eines glänzenden Einfalls annimmt; wie er mit gefügigem Aufwande der Sprache in warmer Beredheit dem Leser das treffend Wahre gegenständlich macht, ist eine hervorstechende Tugend unseres Buches, die wir nur ungern nicht mit neuen Proben belegen. —

Die dritte und vierte Abtheilung, in zwei Bänden die Geschichte der Italienischen Staaten vom J. 1250—1492 enthaltend, erfüllt die Besorgnifs veränderter innerer Anordnung, mit welcher der Ausgang des zweiten Theils uns vorläufig bedrohete, die synchronistische Darstellung wird verlassen, und durch den Zeitraum von 250 Jahren die Geschichte der gröfseren Staaten abgesondert gegeben. Rec. kann nicht begreifen, warum H. L., fähig den vollsten Ehrenkranz für das ganze Werk zu gewinnen, hier zu seiner peinlichen Selbstbestrafung die einzig statthafte Form für die Erzählung des Schicksals eines Volks verwarf. Bei der Schilderung einer Periode, deren Schwankungen sich nach so bestimmten Richtungen wiederholen, und gleichsam auf den Stein bezogen werden können, dessen Fall den Wasserspiegel aufregte, ist Hr. L. diesem Gesichtspunkte untreu geworden, hat sich seine Aufgabe, indem er sie zu erleichtern dachte, unendlich erschwert, und in unnöthiger Zersplitterung des Stoffes eine Darstellung gegeben, welche bei aller Musterhaftigkeit einzelner Partieen nur dem gelehrteren Forscher überall verständlich ist.

Aus dem Complex der Begebenheiten ist der Sturz der Hohenstaufen mit der nach allen Seiten hinwirkenden Erschütterung schon vorher weggenommen, als die Geschichte der Italienischen Staaten mit dem J. 1250, begreiflicherweise mit einem etwas todtenhaften Gesichte, beginnt. Venedig ist an die Spitze dieser vereinzelnden Behandlung gestellt, wie es schon früher sich absonderte, mehr den Erwerbungen über die See hinaus zugewandt, als einem engeren politischen Verbande mit dem Festlande. So lange die Republik dieser Stellung treu bleibt, ist gegen die Isolirung ihrer Geschichte nichts einzuwenden; wie aber Eroberungspolitik auch den Italienischen Nachbaren fühlbar wird, und Venedig in kriegerischem Conflict mit den Lombarden, mit der aufstrebenden Herrschaft der Visconti, mit Toscana, mit Neapel geräth, müssen die Geschichten jener Staaten hineingewebt werden, bis im Lauf des XIV. und XV.

Jahrhunderts das Princip des Gleichgewichts unter den herangebildeten einzelnen Grofsstaaten im Norden wie im Süden Italiens durch die Land- und Seeherrscherin getragen wird. Unser Verf. war daher gezwungen, um die grofsartige Verknüpfung der Interessen klar zu machen, eine Reihe von Geschichten in die Venetianische aufzunehmen, welche mit gleichem Rechte der Historie der übrigen Staaten, Mailands, Toscanas, Neapels, angehören. So ist nun zwar Venedigs Geschichte in einer Vollständigkeit gegeben, welche nichts zu wünschen übrig läfst, aber diese Anticipation rächt sich schon in der Geschichte Lombardiens. Dieselbe, auf Mailand überwiegend bezogen, mufste nun überall da, wo Mailand in concrete Berührung mit Venedig kam, um Wiederholung zu vermeiden, sich auf schon Erzähltes berufen; ihrerseits nimmt sie, als Bühne, auf welcher kaiserliche Macht zuerst auftrat, wieder eine wichtige Reihe von Facten, doch nicht vollständig, in sich auf, an welche Florenz, der Kirchenstaat mit Neapel gleichen Anspruch haben. Die Kämpfe der Viscontis von Matteo an, die ungeheuren Brandungen des Ghebellinischen und Guelfischen Princips, welche im Zusammenhang zu überblicken so anziehend ist, werden in losgerissenen Scenen vereinzelt, über welche die Kaiser und ihr Gefolge in Abentheuer hinziehen, deren Ausgang, als dem Leser unbekannt, nicht vorausgesetzt werden darf. Wie Erzbischof *Giovanni dei Visconti*, nach der Bezwingung Genuas, einen allgemeinen Land- und Seekrieg erregt, wird uns von S. 279. an nur der Wechsel des ersteren gegeben, weil der Seekrieg und Alles, was sich auf die Verhältnisse Genuas und Venedigs bezieht, schon früher berührt worden ist. Indem einerseits diese Rückweisung empfindliche Lücken läfst, wird andererseits während der überall eingreifenden Herrschaft der Sforza Florentinische, so wie Neapolitanische Geschichte im voraus beeinträchtigt und das Gewebe noch verschlungener, als mit dem J. 1459 (S. 402.) die Einschaltung einer Partie der Genuesischen Geschichte nothwendig erscheint, die nun dadurch vollends überall einschrumpft, indem die nächsten Relationen zu Venedig 400 S. früher geschildert sind. Je mehr der Leser eines leitenden Fadens im heillosen Gewirre jenes „unstatthaften" Volkes bedarf, je peinvoller ist seine Verlassenheit. Savoyens und der benachbarten Dynasten Geschichte lehnt sich ausschliefslich an Lombardische Zustände und mufs, da deren Zusammenhang schon gegeben ist, mit einer kaum mehr als genealogischen Behandlung sich begnügen.

Die Geschichte von Florenz und der in nachbarlicher Beziehung zu dieser Republik stehenden Städte gewährt uns einen veränderten Prospect der Guelfischen und Ghibellinischen Kämpfe als die Lombardische und befriedigt demnächst als anziehende Entwicklung der Florentinischen Staatsverfassung. Die Römerzüge, deren Verfolg uns entrückt war, sobald sie die Lombardische Grenze verlassen, werden nun hier wieder aufgenommen und weil der Weg nach dem nahen Rom nur kurz, findet auch Erzählung von Dingen hier ihre Stätte, die wir in der Geschichte des Kirchenstaates vermissen werden. Begreiflicher Weise ist für die in Mailändische und Venetianische Geschichte eingreifenden Händel Toscanas hier kein Platz bis auf Fragmentarisches; aus so zerstreuten Notizen müssen wir uns das Bild des politischen Lebens selbst in den Zeiten des grofsen Cosmo zusammensetzen, um den in gefälliger Gruppirung alle Wechselgestaltungen Italienischen Staatenverkehrs sich gereiht hätten, wenn es dem Verf. gefallen, Florenz' Geschichte *früher* zu behandeln.

Für den Kirchenstaat bleiben nun nur noch das persönlichste Walten der Päpste, da derselben bedingender Antheil an allen Italienischen Geschichten schon erwähnt ist, die Annalen der Stadt Rom, die Geschichte der Republiken in Aemilien und Flaminien, so wie der reichen Adelsgeschlechter in den übrigen Theilen des Kirchenstaates; ein unübersehlicher Stoff, würdig einzeln behandelt zu werden, wenn nicht das Verhältnifs zum Ganzen darunter litte. Dürfen nun aber nach dem Grundsatze des Vfs. die allgemeinen Beziehungen nicht wiederholt werden, und mufs das Detail ausgeschlossen bleiben, so kann uns auch hier nur eine gewisse Magerkeit begegnen, wo wir das vollsaftigste und üppigste Leben, eine Schlagader des Italienischen Volkskörpers, leibhaftig zu fühlen erwarteten. —

Das Königreich beider Sicilien, das letzte Glied Italienischer Staatenverkettung, kommt nun am auffallendsten zu kurz; bis auf die Genealogie des Regentenhauses und Schilderung individuell-localer Verhältnisse ist Alles schon dagewesen und darum flüchten die Abschattungen der Herrscher und Helden im Gedränge vorüber.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 103.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Geschichte der Italienischen Staaten von Dr. Heinrich Leo.

(Fortsetzung.)

Zuletzt überkommt den Verf., nachdem er auf eilf Jahresstufen über den Zeitraum von 1464 bis 1492 geglitten ist, eine Art historischen Ekels und er erfrischt seine geistigen Nerven nur wieder, indem er über das gehaltlose, schwindelerregende Schauspiel räsonnirt. Und doch ist dies das Zeitalter Alexanders VI., Lodovico Moro's, Lorenzo des Erlauchten, Savonarola's, Ferdinands des Katholischen, eine Saat reicher Persönlichkeit, eine wogende Brandung der wichtigsten Interessen; der Hintergrund thut sich auf, aus welchem glanzvoll eine neue Aera Europäischer Schicksale heraustritt!

Le Bret und Sismondi haben beide auf ihre Weise die Mängel dieser Behandlung, welche entweder zu schleppender Wiederholung oder zum Zerreissen des geschichtlichen Stoffes zwingt, vermieden; den ersteren verdrielst es nicht, etwas zweimal zu erzählen: am häufigsten aber schaltet er allgemein durchgreifende Ereignisse, wie die Begebenheiten der Deutschen Kaiser in Italien, in besondere Abtheilungen ein; Sismondi fasst, zuweilen etwas gewaltthätig, unvereinbare Anfänge und Ausgänge in einen Auftritt zusammen, und stellt die Vermittlung entweder chorusartig durch glänzende Sentenzen her oder knüpft das spröde Gewebe an Haltpunkte des allgemeinen, Europäisch-Christlichen Lebens. Insofern bildet freilich Hrn. Leo's Darstellung ein verständliches Ganze, als er Leser findet, welche vertraut mit den Geschichten, überall bei den gähnenden Lücken das Dahingehörige sich vergegenwärtigen und aus dem Gedächtnisse die fehlenden Partieen ergänzen; indefs die Mehrzahl dürfte sich nicht schämen, ihre Laienschaft für die Italienische Geschichte v. J. 1250 — 1492 zu bekennen, und für diese hat das Werk doch wohl seine Bestimmung. Lösbar war die Aufgabe: eine synchronistische Geschichte auch im Momente der anscheinend unentwirrbarsten Verwicklung zu geben, und zwar in der Weise, dafs, (wir gebrauchen ein treffliches Bild des Verfs.) „der Strich des Geigenbogens an der Glasscheibe, der die auf derselben befindlichen Sandkörner in eine bestimmte Figur schichtet", gleichsam gehört werde. Der Ausführung mufste eine breite Grundlage gegeben sein, auf welcher in systematischer Architectur sich die kunstreich verbundenen Stockwerke erhoben; war die eine Partie in einen Gipfel ausgelaufen, so konnte überall eine leichte Verzahnung stehen bleiben, in welche eingefügt das heraufgeführte Gerüst zum imponirenden Ganzen gleichmäfsig aufsteigt. —

Uns kommt jetzt das freudigere Geschäft der Anerkennung. Die Venetianische Geschichte, in sich abgeschlossen, ist musterhaft, voll eigener Forschung, voll geistreicher Blicke auf Verfassung und politisches Leben. Gleiche Liebe ist der Lombardischen gewidmet (über Heinrich von Lützelburg mag Rec. mit Hrn. Leo nicht rechten;) die verschiedenen Visconti haben lebenvolle Physiognomieen, dieselben Grundzüge, und doch jeder ein anderes Gesicht. Mit wie kräftigen Strichen sind Barnabò und Giovan Galeazzo charakterisirt! Die Stifter der Kartause bei Pavia, die Gründer des Doms zu Mailand, einer Akademie der Künste und öffentlicher Bibliotheken, Lombardiens pflegende Gärtner, und dabei denn doch die Zeit jenes scheufslichen Torturmandats, grausenerregender als je die Annalen des Despotismus anführen können! Ueber dem inneren Zustande Lombardischer Städte ruht der Verf. und gewährt eine Statistik, als wäre Lombardien um 1400 ein eben durchreister Nachbarstaat.

Florenz und Toscana nehmen die farbigsten Bilder des Italienischen politischen Lebens und besonders die künstlerischen und wissenschaftlichen Elemente auf, wie jener wunderbare Stein von Bologna den Glanz des Lichts einsaugt und wiederstrahlt. In dieser Heiterkeit

macht der Erzähler den Leser einheimisch mit dem Behagen eines Wirths, der aller seiner Köstlichkeiten sich bewufst, durch sein Eigenthum geleitet. Die Säle der bildenden Kunst durchwandeln wir, dann kommen die drei Dichter, zuerst der „welcher alle bis dahin in Italien vorhandenen Formen und Stoffe der Dichtung und Bildung in sich vereinigt und die ganze Masse der Intelligenzen seines Volks concentrirt". Doch würden wir des göttlichen Dante Leben lieber in die Geschichte von Florenz eingeflochten gewünscht haben, als in einer Anmerkung zusammengestellt. Theilen wir Verehrung gegen Dante mit dem Verf., so möchten wir für den Sänger von Vaucluse ein gutes Wort einlegen; er schrumpft neben dem Giganten, „der die Gewalt der Phantasie mit vermittelnder Reflexion ungebrochen vereinigte", ohnehin zusammen. Boccaccio bahnt den Weg zu den Philologen des 15ten Jahrhunderts, die hoch über die „winzigen Menschen und ihre Kümmelspalterei gestellt werden, welche man vor noch nicht zu langen Zeiten unter dem Namen Philologen zu verstehen pflegte".

Der Bund des gröfsten Banquiers, *Cosimo's dei Medici*, mit dem gröfsten Condottiere, Francesco Sforza, um gemeinsam das Gleichgewicht in Italien zu erhalten, gewährt der folgenden Zeit ihre politische Bedeutung, und ist wiederum höchst glücklich zur klarsten Anschauung gebracht. Dem Wirken Cosimo's für Kunst und Wissenschaft ist ein besonderer Abschnitt angewiesen, in welchem wir zuerst (nach Hrn. von Rumohr's Forschungen) die Leistungen in der Malerei, Architectur und Sculptur übersehen, und dann den Medici als grofsartigen Beförderer der Alterthumsstudien kennen lernen. Poggios, Filelfos, Lorenzo Valla's, Bessarion's und anderer Väter der Philologie Leben ist einer besonderen Darstellung gewürdigt. Dafs die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit unberührt bleibt, können wir nur billigen. Lorenzo des Erlauchten Staatsleitung und Einfluss auf seine Zeit, bereits durch ausgezeichnete Federn bearbeitet, gewähren dem Verf. dennoch Raum, seine Selbstständigkeit in Ansicht und Anordnung zu bethätigen. Ueberall, wo ein episches oder dramatisches Interesse in die Augen springt, vermeidet er mit nobler Zurückhaltung das *anchio sono pittore*, wie hier denn die berühmte Verschwörung der Pazzi ohne prunkenden Aufwand erzählt wird. — Girolamo Savonarola, der räthselhafte Prophet und Sittenprediger, führt uns mahnend an Lorenzo's Sterbebette vorüber, einer neuen Epoche entgegen. Uebrigens, ob Ranke, verklärend und fast heilig sprechend, oder unser Verf., bitter höhnend mit dem Sadduzäer Machiavelli, den Dominikaner richtig gezeichnet habe, wagt Rec. nicht zu entscheiden; ihm drängt sich nur die Bemerkung auf, wie das Medium deutschen Himmels und deutscher Natur dazu gehört, um travestirend, das vornehme Räthsel von Florenz uns als Thomas Münzer oder die fanatische Grimasse des Reichs von Münster verständlicher zu machen.

Ueber die folgenden Abtheilungen, den Kirchenstaat und Neapel, enthalten wir uns einzelner Hervorhebungen; überall wo nicht Vereinzelung Abbruch thut, wo eigenthümliche Erscheinungen abzubilden waren, wie in Rom unter Cola di Rienzi und Albernoz, in Bologna unter den Bentivoglios, wird Lust und Belehrung in gleichem Mafse gewährt. Vom 5ten Theile gehören noch die ersten 60 Seiten zur vorliegenden Epoche; sie enthalten nach einander in gedrängter Uebersicht die Geschichte Siciliens, Sardiniens und Corsikas, theils aus Quellen, theils aus gröfseren gediegenen Bearbeitungen.

Bei'm Eingange des 5ten und letzten Theils wendet sich der Verf. zum erstenmale ganz persönlich an den Leser, indem er in einer kurzen Vorrede seine Abneigung vor neuerer Geschichte seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts bekennt, dieselbe durch Mifsfallen an der kirchlichen und politischen Weise der neueren Zeit motivirt, und sogar äufsert, dafs, wenn es auf ihn hätte ankommen können, er das zwölfte Buch (v. J. 1569—1830) nie geschrieben hätte. Das Geständnifs, dafs Hr. L. eine Zeit überhaupt, zumal nun die neuere in ihrer Auflösung und Weiterbildung aller früheren Kategorieen menschlichen Seins und Wirkens, in den Schatten stellt, befremdet uns nur an dieser Stelle nicht. Aus guten Gründen schenken wir einer entschiedenen Abneigung nicht unbedingten Glauben, vielmehr messen wir diese Absage dem Unmuthe bei, mit welcher die Geschichte Italiens während des XVII. und XVIII. Jahrhunderts einen Forscher erfüllt, der mit Geistesbehagen in die früheren Perioden sich eingewohnt. Dafs dieser historische Verdrufs uns aber nicht durch das erschaffene Werk habe erwachsen können, darüber hoffen wir den Verf. sowohl als den Leser vollkommen zu beruhigen, indem wir das Geleistete kurz vor uns vorübergehen lassen. —

Am allerwenigsten verschuldet das XI. Buch, auf

fast 600 Seiten die Geschichte von 1492 bis 1559 darstellend, auch nur den geringsten Unmuth. Es ist vielmehr den gelungensten Partien anzureihen, da dasselbe alle Vorzüge der früheren Arbeit an sich trägt, ohne den gerügten Mangel zu theilen. Die synchronistische Methode nämlich hat sich für den Ausgang des XV. und den Lauf des XVI. Jahrhunderts wie ein Naturgesetz geltend gemacht; seit Italien nach dem Zuge Karls VIII. der Mittelpunkt fast aller Bewegungen des Abendlandes, die Bühne, auf welcher neuere Politik und neuere Kriegskunst sich entwickeln, geworden, verbot sich jede andere Behandlung. Jetzt nun gleicht die Erzählung einem grofsartig angeordneten, aus zahllosen Farbenlichtern und Flammenspielen gebildeten Kunstfeuerwerke, dessen rythmisch und antistrophisch sich ablösende Scenen in jedem Momente den Schauenden in banger Lust das letzte Versprühen der kreisenden Feuerarchitektur erwarten lassen, während doch nach kurzem Dunkel neu aufleuchtende Sprudel an verschiedenen Punkten des weiten Gerüstes einem neuen überraschenden Wechsel vorangehen. Solchen Eindruck einer immer frisch angeregten, fast berauschenden Lust gewährt die Italienische Geschichte von 1492 bis 1530, wo sie die des Romanisch-Germanischen Abendlandes in sich aufgenommen; wir konnten uns ihrer nicht erwehren, ungeachtet Hr. L. fast sichtlich danach ringt, den romantischen Schimmer in eine gewisse nüchterne Plastik zu verkörpern. L. Ranke war es zuerst, der uns diesen reichen Garten erschlofs, und Rec. bewahrt noch unter seinen liebsten Erinnerungen das damals angeregte Vergnügen. Aber der gealterte Sinn hat sich allmälig dieser bestechenden, Geisteswollust erkünstelnden Anschauung abgewandt, und findet in naturgemäfser Gegenständlichmachung männlichere Befriedigung. Wenn L. Ranke, um Schönes zu verschönern, die Blumenkronen frei und entfernt aufgesprossener Gewächse gleichsam guirlandenartig ineinander verflocht, um die zwischenhervorblickende graue Erde, die minder gefälligen Blüthenformen, dürre Stengel und Blätter zu verdecken; wenn seine Geschichte eine reiche Sammlung zugespitzter historischer Concetti bildet, so hat er dadurch die nackte Wahrheit des Lebens, die eckigen Contouren der wirklichen Welt pomphaft drappirt, aber dennoch verunstaltet; in Hrn. L's. Darstellung dagegen wächst Alles wild und ungezwungen, in strotzender, derber Fülle auf, unbekümmert, dem Auge die reizende Seite zuzuwenden; gemein, wie das Menschenleben ist, präsentirt sich, ein Holbeinscher Todtentanz, das dahingestorbene Zeitalter, in natürlicher Blöfse, ängstlichen Anstandes ganz und gar nicht beflissen. Dafür leibt und lebt aber auch Alles, ohne vornehme preciöse, gliederpuppenartige Haltung und jeder höhere, sittliche Adel, jede geistesstärkere Individualität springt um so angreifbarer hervor, je ebener Gewöhnliches und Alltägliches ringsum gehalten ist. So haben wir in L. Ranke's vielgelesenem Werke einen kunstreich geschliffenen Spiegel des Jahrhunderts, in welchen die Gestalten bald ausgespreizt und gedehnt, bald verkürzt und zusammengeschoben fallen, wie sie sich am besten ausnehmen; in Leo's Geschichte die Originalanschauung in atmosphärischer Durchsichtigkeit; dort überall mehr gebildetes Leben, hier lebende Gebilde; dort eine zauberische Berückung, welche uns trostlos läfst, wenn wir der Täuschung inne werden; hier die packende Wahrheit, die uns beruhigt, weil Alles so und nicht anders gewesen. *Τοῦ δὴ συγγραφέος ἔργον ἦν, ὡς ἐπράχθη εἰπεῖν.* (Lucian.)

Ist nun dieser Partie der Darstellung ihr gebührender Rang zugewiesen, so dürfen wir wohl einige Erinnerungen nicht scheuen, welche überwiegend auf nicht benutztes Material sich beziehen. Die Quellen für die Geschichte vom J. 1492—1530 sind unter die vier handelnden und schreibenden Nationen, Deutsche (wozu die Schweizer noch gehörig), Italiener, Franzosen und Spanier, so vertheilt, dafs jede, ihren Antheil an den Ereignissen im Auge, ein vollständiges Ganze, freilich von verschiedenen Gesichtspunkten und in anderen Gruppirungen, lieferte. H. Leo ist überwiegend Italienern (Guiconradini), auch dem neueren Französischen Bearbeiter Sismondi, gefolgt; Deutsche Berichte, wie sie bei Freher, bei Schardius, im Birken und anderwärts sich finden, sind, wie bei d. J. 1510—13 übersehen. Das Hauptwerk für Schweizergeschichte in jener glanzvollen Epoche b. 1516 ist unbestritten Glutz-Blozheim, statt dessen ist Mayer von Knonaus Handbuch der Geschichte der Eidgenossen benutzt. Wenn Paruta in der *historia venetiana* beim J. 1516 den Rocandolfo Brescia zu Hülfe schickt, so bezeichnet er unter diesem Italienisch klingenden Namen nicht, wie H. L. in der Bemerkung sagt, den Jörg von Lichtenstein, sondern den Wilhelm von Roggendorf, dessen Namen bei Italienern und Franzosen auf gleiche Art verstümmelt wird. So lassen sich hie und da aus den freilich sehr zerstreuten

Memoiren der Deutschen einzelne Angaben berichtigen, wie denn auch später die Geschichte der Frundsberge, Hottingers Archiv und Fortsetzung Glutz-Blozheims so umsichtig als fleifsig benutzt sind.

Die Entwicklung der zeichnenden Künste in Italien bis auf den Tod Leo's X. wird jeder mit Vergnügen lesen; namentlich wie drei so verschiedene Charaktere, Alexander VI., Julius II. und Leo X. eins sind als hochgesinnte Förderer des Schönen. Bei Gelegenheit der Schlacht von Pavia läfst H. L. Franz's I. ritterliches Trostwort im Briefe an seine Mutter: „Alles verloren aufser der Ehre!" noch als Factum gelten, gönnt aber ärgerlich den Franzosen diese „formelle Lumpenehre." Bekanntlich findet sich dieser „bis zum Ekel abgedroschene" Ausspruch nicht in dem Briefe des Königs; vielmehr hat ein neuerer Französischer Forscher diese historische Tirade mit dem berüchtigten „*La mort sans phrase*", „*Fils de St. Louis, monte au ciel*", mit der Bravade vor der Schlacht von Fontenay in eine Klasse gewiesen.

Noch einmal concentrirt der Verf. seine Wärme für das trostlos hinabsinkende Italien am Ende der Periode (1559) in „der Uebersicht des Ganges der Italienischen Nationallitteratur bis auf Tasso." Schon aber mischt sich bitterer Unmuth in die frühere Lyrik, und die Bewunderer des befreiten Jerusalems werden sich entsetzen, wenn das Verhältnifs der neu-Italienischen Epopöe und eines wahren Heldengedichts, wie der Abstand zwischen der Oper, „in welcher die Verkettung der Handlung mehr oder weniger als ein Knochengerüst erscheint, um welches sich das *lebendige Fleisch der Musik schlägt*, und einer wahren Tragödie" aufgefafst wird. Auf Rechnung desselben historischen Unbehagens wollen wir auch den „quatsch-lustigen Bader Burchiello" setzen, und nur leise andeuten, dafs uns auch die geistreichste Derbheit der Conversationssprache mit der Würde des Geschichtsschreibers nicht recht vereinbar dünkt.

Das zwölfte und letzte Buch vom J. 1559 bis 1830, den Zeitraum „eines unselbstständigen Staatslebens" umfassend, mögen wir mit nichten ungeschrieben wünschen, obgleich in seinem Betreff das Vorwort die Kritik zu entwaffnen schien; wir erklären vielmehr, dafs wir keine genügendere Behandlung anzugeben wüfsten, sobald die Aufgabe gestellt war: diese kläglichen Ausgänge zur vollständigen Uebersicht dem Ganzen hinzuzufügen, nicht aber die neuere Geschichte Italiens in einem besonderen Werke zu schreiben. Bei aller Begeisterung für die Muse der Geschichte konnte man keinem Forscher, der mit sittlicher Freude und sittlichem Schmerze Grofses und Ursprüngliches zu schildern Beruf trägt, es zumuthen, *anders* die Italienische Historie zu behandeln, als indem er von aufsen kommende Motive der Bewegungen, welche wie schwirrende Seidenspulen einem grofsen Triebrade widerstandslos gehorchen, auch aufserhalb aufsuchte. Waren nun aus dem Verkehr des Europäischen Staatslebens diese anstofsgebenden Kräfte hergenommen, so entstand unter der Hand eine Geschichte neuerer Politik überhaupt, ein monströser Auswurf, aufser allem harmonischen Verhältnisse mit dem Ganzen; ein erbettelter Aufputz, welcher zu der neu-Italienischen Geschichte doch nur schlecht gepafst hätte. Darum billigen wir die kurze hier gegebene Uebersicht der politischen Veränderungen; wir billigen, dafs Litterar- und Kunstgeschichte ausgeschlossen bleibt, die in kräftigen Umrissen für eine Zeit nicht befriedigen würde, in der Masse und Nüancirung die Stelle einzelner, die Gesammtheit in sich aufnehmender Schöpfungen vertritt. Wir freuen uns des feinen Taktes des Verf., welcher jeder eigenthümlichen Regung, jeder anmuthigen Volksthat ein erhöhetes Relief zu geben weifs, und damit wir die, auch nur unmerkliche Concurrenz der Begebenheiten nicht aus dem Auge verlieren, bequeme Abgränzungen gewählt hat.

Dafs es an Scandal, an widerwärtiger Lüderlichkeit, an schamlosester Nudität in einer Zeit nicht fehle, die kein Volksinteresse erfassen läfst, in welcher das öffentliche Leben an Trabantenpolitik, an Heirathsgeschichten, an genealogischen Verhältnissen sich hinfristet, durfte man erwarten; gleichwohl wer die gemeine Unsittlichkeit Italienischer Fürstenfamilien, der Medici, der Gonzaga, der Römischen Grofsen nicht näher kennt, möchte aus unterweilen scharf skizzirten Situationen in P. Bayle's Geschmack einen leisen Verdacht auf den Verf. werfen, als habe er zur Würze weniger erfreulicher Lectüre dergleichen nicht ohne Absicht ausgestreut.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Geschichte der Italienischen Staaten von Dr. Heinrich Leo.

(Schluſs.)

Dagegen müssen wir aber den Erzähler allen Ernstes vertreten; war die Welt des Ritters von Seingalt zu schildern, wie konnte er anders darüber hinwegkommen? Scandalöser Stoff wächst an allen Seiten so strömend zu, daſs selbst der ehrsame Bibliothekar von Stuttgardt denn und wann als zu „Staatshändeln gehörig" ein Pröbchen zu geben nicht unterläſst, wie er denn im Detail die diplomatischen Verhandlungen und die Mannheitsprobe berichtet, deren ein Gonzaga auf Anstiften seiner künftigen Schwiegermutter vor der Heirath mit der Medici sich unterziehen muſste, ein unüberbotener Beitrag zur Geschichte der Sittenlosigkeit, den Herr Leo in drei Zeilen *unter* dem Texte andeutet.

Dagegen merken wir es dem Verf. sichtlich an, wo er mit freier Brust athmet, wenn ihm einmal Tüchtiges, den Italiener, so wie den Menschen überhaupt, Ehrendes zu berichten ist, wie der schöne Tag von Lepanto, die Ritterthaten Venedigs gegen die Türken, im 17. und 18. Jahrhundert, die würdig zu schildern ihm Joseph von Hammers Reichthum an Notizen nicht zu fern liegt, so wenig als Raumers historische Briefe aus Paris, wenn der Aufstand zu Neapel im J. 1648 und der Herrschertraum des armen Fischers von Amalfi zu erzählen war. Auch wie einmal nach langer Verjährung in den Genuesern altes Kraftbewuſstsein erwacht, und sie im Erbfolgekriege nach Karls VI. Tode achttausend Oesterreicher im Volksaufstande zur Stadt hinausjagen, preist H. Leo die alten Italiener freudig wieder, obwohl er sich nicht so mächtig wie Herr Sismondi in die Brust wirft, welcher dies für die einzige That hält, die im XVIII. Jahrhundert Italien angehöre. So führt eine zusammenhängende Erzählung die Jahre vorüber, mehr mit Benutzung neuerer Arbeiten, als, was hier so unendlich schwierig, gleichaltriger Quellen, verständlich für denjenigen, welcher auch nur allgemeine neuere Historie kennt; nicht ohne Belehrung für den, welcher von einer andern Seite her diesem Getriebe näher getreten. V. J. 1768, von der Gründung der Oesterreichischen Secundogenitur, wurden die politischen Schicksale Italiens nur noch im Abriſs zugegeben, nach Coppi, dem Fortsetzer Muratoris und Carlo Botta. Indem wir gern folgen und uns die reformatorische Thätigkeit des Lothringischen Stammes gefallen lassen, ereilt uns, kaum leise gewarnt, der Sturm der Französischen Revolution, welcher jählings alle versteinerten Formen zusammenbricht. Eine gleiche Fluth der Ereignisse, eine gleiche Gährung in allen Tiefen, wie 300 Jahr früher, als der kleine kühne Karl seine adligen Hommesd'armes über die Alpen führte, — und doch kein dauernder Erfolg für Frankreich. — Hier drängt es den Verf., wieder mehr zu geben, als im Abriſs. Der Gott des Sieges, Napoleon, schreitet, unangekündigt, über die blutige Bühne, ohne auffallende Reflexion von Seiten des Erzählers. Doch sind die Memoiren des Kaisers zweckmäſsig benutzt; er muſs selbst berichten, daſs er Contribution von Kunstgegenständen als der erste erfunden. „So rühmt er sich noch der Schandthat", ruft Hr. L. aus; dieser Zorn steht dem gut, welcher so gemüthvoll die Bestrebungen Italienischer Kunst von ihren Anfängen entwickelt.

Wenn wir mit Unbehagen auch nur kurze Momente bei den ephemeren Republiken weilen, in welche der Sieger die Unterthanen alter Legitimität zusammendrängte, so stehen wir doch nachdenklich, um den Löwen von S. Marco, der weder der Liga von Cambray, noch den Heeren und Flotten des Halbmondes unterlag, so ganz leidlos und unbeklagt ins Grab sinken zu sehen. Eilt nun eine betäubte Generation, gleichgültig, ohne Achtung für die Ehre ihrer Geschichte, auf alle

heilige Erinnerung an eine glanzvolle Vergangenheit zu verzichten, so versöhnt und erhebt den Sinn, betrübt ob des Wandels menschlicher Dinge und menschlicher Natur, der Anblick *einer* ungebrochenen, mittelaltrigen Gestalt; es ist der achtzigjährige Pontifex, Pius VI., Bonifazens VIII. ehrfurchtgebietender Nachfolger; wie ein Marius sitzt er auf Trümmern; er will von ihnen nicht weichen!

Mailands Kathedrale sah noch einmal das Gepränge einer Italienischen Königskrone; seit Karl V. zum erstenmal das Symbol nationaler Einheit, und zwar auf dem Haupte eines Eingebornen, des ersten nach König Berengar. Aber zum Hohn für Italienisches Volksthum hat dieser Eine als Kaiser von Frankreich sein Mutterland zu Frankreich erobert.

Wenig Blätter, doch die wichtigsten Zeitereignisse kräftig skizzirend, führen uns von der Restauration im J. 1814 und dem Wiener Congrefs, der alles Alte wieder herstellte, nur die Freiheit der Republiken nicht, bis auf den Tod Leo's XII. und der Scheideblick fällt auf die verhüllte Zukunft d. J. 1830, die auch dermalen noch keine bestimmte Gestaltung erkennen läfst. Rec. aber trennt sich mit dem stolzen Zugeständnifs, dafs der Vf. der Deutschen Litteratur ein Werk gebracht habe, dergleichen nicht leicht ein Italiener über sein Vaterland, kein Fremder je über Deutscdland zu Tage förde[r]n wird.

F. W. Barthold.

LXIX.

Die Cholera. Nach eigenen Betrachtungen in der Epidemie zu Königsberg im Jahre 1831, *nosologisch und therapeutisch dargestellt von Dr. Ludwig Wilhelm Sachs, ordentlichem Professor der Medicin zu Königsberg, Ritter u. s. w. Königsberg*, 1832. 8. *LIV. und* 370 *S.*

„So grofs auch in der That das Mifsverhältnifs ist zwischen der Menge des über die Cholera Gedruckten und der äufserst geringen Zahl der aus der Beobachtung hervorgegangenen, mit wissenschaftlichem Geiste bearbeiteten und einen Kern der Einsicht darbietenden Schriften über denselben Gegenstand, so hat man dennoch, selbst abgesehen von dem gewöhnlichen Unfuge auf dem litterarischen Markte, weder zur Verwunderung noch zum Rechten gegründete Ursache. Es liegt eben so sehr in der Natur der Rathlosigkeit, sich überlaut zu machen, als in der der Erwägsamkeit, sich in die Stille zurückzuziehen; — die Einfälle kommen von selbst, und es ist nicht die Schuld derjenigen, denen das Jupiterhaupt fehlt, wenn sie solche zufällige Erzeugnisse für Minervengeburten halten; die Metalladern des Gedankens liegen tief im Schachte, sie zu finden kostet Mühe, sie zu unterscheiden bedarf's der Kenntnifs, Uebung und Erfahrung. — Nimmt man noch hinzu, dafs das freie Bekenntnifs des Nichtwissens der Wissenden ein Signal für die Unwissenden ist, sich selbst im vollsten Besitze der Erkenntnifs zu glauben und geltend zu machen, so wird es leicht begreiflich, dafs unter den beinahe 300 in kurzer Frist erschienenen Schriften über die Cholera die Zahl der eigentlich belehrenden so geringe ist, um ohne Beschwerde von jedem Arzte in der Tasche getragen werden zu können".

Wie treffend auch diese, der Vorrede des angezeigten Buches entnommenen Bemerkungen sein mögen, so glauben wir doch, dafs ein so grofses Mifsverhältnifs zwischen dem Erkannten und Gedruckten sich nun vermindern werde, nachdem die Leser von den ihnen bisher gereichten meistens wenig nahrhaften Dingen bereits mehr als gesättigt sind, und Erfahrung und Wissenschaft zur Bereitung einer gesünderen Speise Zeit gewonnen haben. Zu den letzteren hat auch der Verf. dieser Schrift unstreitig einen nicht unerheblichen Beitrag geliefert, und dadurch die eben ausgesprochene Hoffnung selbst bestätiget. Weder eine Geschichte der Cholera, noch eine der Meinungen darüber soll durch sein Werk gegeben werden; es soll vielmehr die eigenen durch unbefangene zusammenhängende Forschung zur Erfahrung erhobenen Beobachtungen über die in Rede stehende Krankheit enthalten, und zwar eben nur so, wie sie in der Epidemie zu Königsberg sich erwiesen hat. Zur Grundlage einer solchen Forschung ist die Zahl der Beobachtungen nicht zu gering gewesen, da der Verf. nach seiner Versicherung mehrere hundert Kranke gesehen, und 135, von denen 78 genesen und 57 gestorben sind, theils in dem ihm übergebenen Hospital, theils aufserhalb desselben besorgt hat, diejenigen ungerechnet, bei welchen die schon wesentlich eingetretene Krankheit noch im Entstehen gehoben worden ist. Die Uebersicht und das Verständnifs der auf diesem Wege gewonnenen Resultate, ist dem Leser

durch die einfache Gliederung des Ganzen, so wie durch die deutliche Sprache erleichtert. Nachdem in einer Einleitung die der Epidemie vorausgegangenen allgemeinen Witterungs- und Krankheitsverhältnisse geschildert worden, beginnt das Werk mit der Beschreibung der Krankheit selbst, wobei der Verf. nicht sowohl ein Aggregat von Symptomen in ein einziges Musterbild zusammendrängt, sondern vier, im Ganzen übereinstimmende, im Einzelnen abweichende, Krankheitsbilder aufstellt — ein Verfahren, welches bereits von Andern eingeschlagen, die höchste Billigung und Nachsicht verdient, wenn man nur erwägt, wie schwierig sich die grofse Mannichfaltigkeit und der Wechsel der Erscheinungen in einen einzigen Rahmen einfassen läfst, und wie leicht dabei die Klarheit und die Treue zu verletzen ist. Es folgt im zweiten Abschnitt die Untersuchung über das Wesen und die Differenzen der Cholera, so wie über den Bildungsprocefs ihrer einzelnen Formen, die den gegebenen Bildern entsprechend hier noch näher und mit besondern Namen (als *Cholera simplex*, *paralytica*, *attonita*, *gastrica*), bezeichnet werden. Der dritte Abschnitt handelt von den prognostischen Momenten, der vierte von der Prophylaxis und Therapie. Eine Beilage, welche die Ergebnisse der vom Professor Dulk angestellten chemischen Untersuchungen der Auswurfstoffe des Darmkanals und des Blutes der Cholerakranken nebst einigen zur Meteorologie gehörigen Beobachtungen enthält, ist um so schätzbarer, als dadurch manche über diese Dinge obwaltende Meinungen, theils berichtigt, theils bestätigt werden. Das ganze Werk giebt Zeugnifs, dafs es dem Verf. weder an Willen, noch an Talenten gefehlt habe, aufmerksam zu beobachten und auch die Resultate dieser Beobachtung der Wissenschaft zu vindiciren. Das letztere ist geschehen, ohne persönliche Polemik, (kaum einige Namen werden im Buche genannt,) ohne Zweideutigkeit und unmafsgebliche Bedenken, und in den Grenzen jener Freimüthigkeit, welche die Wissenschaft nicht entbehren kann. Man fühlt, dafs der Verf. weifs, was er will, seines Gegenstandes mächtig ist, und in der Hauptsache von einer festen, durch ernstes Nachdenken gewonnenen Ueberzeugung geleitet wird. Dieses mufs anerkannt werden, ungeachtet der vielen Fragezeichen, welche zum Theil von ihm selbst eingerückt worden, zum Theil aber auch von seinen Lesern noch zu machen wären.

Der Grundgedanke, welcher durch das ganze Werk wie ein leitender Faden hindurchgeht, und an welchen alle durch Beobachtung und Combination erlangte Resultate sich anschliefsen, ist dieser: dafs die Cholera ihrem Wesen und ihrer Erscheinung nach eine reine Nervenkrankheit des Gangliensystems, und zwar ein verstecktes bösartiges Wechselfieber (*F. intermittens larvata perniciosa algido-cholerica*) sei.

Um dieses eine und gemeinsame Wesen der verschiedenen Formen der Cholera und die innere Verwandtschaft des Krankheitsprocesses mit einem andern schon näher bekannten aufzufinden, untersucht der Vf. die Erscheinungen, die Ursachen und die Aehnlichkeiten der Krankheit in drei Reihen von Betrachtungen, von welchen die erste die symptomatologische, die zweite die vitiologische und die dritte die analogische genannt worden ist. Wir wollen die wichtigsten Puncte, von welchen er ausgegangen und geleitet worden ist, in eine kurze Uebersicht zu bringen suchen, und ohne uns genau an die von ihm befolgte Ordnung zu binden, die Bemerkungen folgen lassen, die wir jeder Reihe dieser Betrachtungen hinzuzufügen haben.

Die ausgebildete Cholera läfst sich nach dem Verf. weder als eine Krankheit auffassen, deren Träger ein einzelnes Organ wäre, wie z. B. eine Entzündung, noch als ein krankhafter Zustand des ganzen Organismus ansehen, wie z. B. das Fieber. Sie bietet überhaupt, so lange sie nicht umgewandelt wird, in ihrer Erscheinung keine Symptome der Reaction, sondern nur die der Affection dar, und selbst die Ausleerungen, scheinbar die activsten Momente dieser Krankheit, können, abgesehen von der untergeordneten Stelle, welche sie überhaupt einnehmen, nicht als Reactionssymptome angesehen werden, da sie nur der Ausdruck eines convulsivischen Zustandes des Darmkanals sind. Ist aber die Krankheit weder eine Entzündung noch ein Fieber, und zeigt sich dieselbe als ein Zustand des lediglich leidenden Lebens, so wird man schon aus theoretischen Gründen ihren Ausdruck für den einer reinen Nervenkrankheit zu halten haben. Das Nervensystem wird aber weder gleichzeitig noch gleichmäfsig noch auf gleiche Weise ergriffen. Vor allem leidet zunächst das Ganglionsystem, und zwar in seiner Ganzheit, wenn gleich vorzüglich in seinem Unterleibstheile; in nächster Mitaffection steht sodann das Rückenmark, oder eigentlicher die Bewegungsnerven desselben, (Krämpfe in den unteren, seltner in den obern Extremitäten;) gleichzeitig wird auch

der *Nervus vagus*, namentlich der *recurrens* (*Vox choterica*) afficirt; am spätesten wird das Leiden des Gehirnes bemerkbar durch Abstumpfung des Bewufstseins, welche sich in den meisten Fällen bis zur völligen Apathie vermehrt. Das Gangliensystem, ursprünglich bestimmt, die Incitation des Blutes sowohl bei der Bildung des Flüssigen als des Festen zu bewirken, und eben hierdurch den plastischen Procefs zu beherrschen, hat diese Function eingebüfst; das Blut hat seinen lebendigen Geist verlofen, es ist nicht verdichtet, sondern ohne Spannung, nicht zersetzt, sondern unempfänglich für die ihm bestimmten Mischungsprocesse, nicht sowohl krank, als des Lebens ermangelnd, alles dieses, weil ihm sein bestimmendes Princip, der belebende und regelnde Einfluss des Ganglliensystems entzogen ist. Als unmittelbare Folge eines solchen Zustandes hat man es zu betrachten, dafs alle Ernährung (Festbildung des Flüssigen) sowohl, als alle blutbereitende Thätigkeit (Verflüssigung des Festen) völlig aufgehoben sind, d. h. die ganze Vegetation ist suspendirt. Nur zwei Secretionen, die des Magen- und Darmsaftes, scheinen fortzubestehen, und zwar in einem vermehrten Mafse; beide aber gehören ihrer Beschaffenheit nach zu den am wenigsten phlogistischen, und schwinden ebenfalls, wenn die Krankheit weiter fortgeschritten ist. Bei solchem Erlöschen des Blutlebens mufs nothwendig auch die thierische Wärme latent werden, d. h. es mufs allgemeine Kälte entstehen. Eine beständige und unverkennbare Erscheinung ist die vermehrte Contraction der festen Theile, sowohl der Muskeln als des Zellgewebes. Sie ist eine Folge der sympathischen Affection der Bewegungsnerven des Rückenmarkes einerseits, und der aufgehobenen Blutspannung andererseits. Nächste Wirkungen hiervon sind die klonischen Krämpfe, sowohl in den Extremitäten, als auch im Darmkanal, (Brechen und Purgiren.) Diese im Zellgewebe stetig vorhandene Contraction bewirkt das allgemeine Zusammenschrumpfen des Körpers und die auffallende Veränderung der Gesichtsphysiognomie, sodann das Zurückdrängen des Blutes aus der Peripherie nach dem Centrum und die Steifheit der beweglichen Theile. Die rückweise erfolgenden Contractionen in den Muskeln und Muskelhäuten hingegen, erklären oder sind vielmehr die klonischen Krämpfe, und es wird begreiflich, wie diese, im Darmkanal stattfindend, nicht blofs Erbrechen und Purgiren erzeugen, sondern auch warum beides hier stofs- und gufsweise erfolgt. Die dabei ausgeleerten Flüssigkeiten, so wie die häufig eintretenden kalten Schweifse, werden durch die erhöhte Contractilität des Zellgewebes aus diesem gleichsam ausgepreßt. Indem aber das Blut seine Spannung oder expandirende Thätigkeit verliert, die Gefäfs-Wandungen sich heftig zusammenziehen, und dadurch das Blut nicht blofs durch die Venen, sondern auch durch die Arterien aus der Peripherie zu den innern Theilen zurückgedrängt wird, (Pulslosigkeit,) so entstehen gleichwohl unter diesen Umständen weder Congestionen in irgend einem richtigen Sinne dieses Wortes, noch auch Symptome eines Druckes auf innere Theile, wenigstens nicht im *Stadio cholerico* selbst. Beides nämlich kann nicht erfolgen, weil das Blut ohne expansive Kraft und die Gefäfse in der stärksten Contraction sind. Die blaue Färbung der Haut ist nicht die Folge des ausgetretenen, sondern des nicht zurückgetretenen Blutes, welches gleichsam abgesperrt wird, wenn die contractiven Bewegungen in den Muskeln und im Zellgewebe so beschleunigt werden, dafs die feinen Gefäfsmündungen sich früher schliefsen, ehe das überdies minder flüssig gewordene wandlose Blut sie erreichen kann. Endlich ist die Abstumpfung und das allmählige Versinken der höhern Sensibilität eine der letzten Wirkungen des aufgehobenen Blutlebens, weil Hirn und Nerv für den *Spiritus vitae* des Organismus keine tüchtigen Leiter mehr sein können, wenn das Blut aufhört, ihnen das *pabulum vitae* zuzuführen. — Die Genesung erfolgt und beurkundet sich durch die Wiederkehr der normalen Spannung und Bewegung des Blutes, durch eine der vorangegangenen contractiven, also centripetalen Bewegung entsprechende repulsive, centrifugale Richtung der Säfte, vorzüglich also in den Arterien und besonders ihren serösen Endigungen, (daher beträchtlich vermehrte Aushauchung, Schweifs,) durch Freiwerden der vorher krankhaft gebundenen Wärme, durch die sich wiederum einstellende Wirksamkeit des vegetativen Processes, durch die Einkehr des *turgor vitalis*. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 105.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Die Cholera. Nach eigenen Beobachtungen in der Epidemie zu Königsberg im Jahre 1831, *nosologisch und therapeutisch dargestellt von Dr. Ludwig Wilhelm Sachs.*

(Fortsetzung.)

Der unmittelbare Uebergang aus dem cholerischen Stadium in den Tod findet Statt, wenn die Spannung und Beweglichkeit des Blutes völlig aufhören, die Contraction einen unübersteiglichen Grad erreicht, das Gefäfssystem in sich ganz gelähmt, und das Nervensystem in sich ganz erloschen ist. In ein Nerven- oder Faulfieber verwandelt sich das cholerische Stadium, wenn der Krankheitsprocefs eine Wendung erfährt, die zwar den unmittelbaren Ausgang in den Tod zu hindern vermag, aber lange nicht mächtig, innerlich geordnet und vorhaltig genug ist, um eine wahre Genesung zu Stande zu bringen.

Nachdem der Verf. auf diese Weise den ganzen Zusammenhang der Symptome als Wirkungen und Folgen eines primären Leidens im Gangliensystem gedeutet, und auch die ursächlichen Momente der Krankheit, die wir einstweilen bei Seite lassen, näher betrachtet hat, so beginnt er den analogischen Theil der Untersuchung mit dem Satze, dafs die Cholera unter allen bekannten Krankheiten mit keiner so viele Analogie habe, als mit dem Wechselfieber, welches gleichfalls als ein reines Nervenleiden des Gangliensystems angesehen wird, ja dafs die Cholera selbst nur ein verstecktes bösartiges und zusammengesetztes Wechselfieber sei. Die Gründe und Thatsachen, auf welchen vornämlich dieser Ausspruch beruht, wollen wir ebenfalls summarisch zusammenstellen.

Die Fieberbewegungen, welche bei dem regelmäfsigen Wechselfieber beobachtet werden, machen weder die Krankheit selbst aus, noch gehören sie zu dem Wesen derselben. Sie verhalten sich dazu in der That als ein so relativ Zufälliges, dafs die Aerzte, obwohl die Krankheit ein Fieber nennend, sich practisch um diese Erscheinungen wenig bekümmern, und während des Paroxysmus nicht allein gar keine directe Modification der Behandlung eintreten lassen, sondern vielmehr das eigentliche Heilverfahren nur während der fieberlosen Zeit in Anwendung bringen. Die sogenannten versteckten Wechselfieber (*larvatae*) sind am häufigsten ohne alles Fieber; kein Arzt aber zweifelt daran, dafs sie wesentlich dieselbe Krankheit sind, wie die *Intermittens regularis*, man behandelt sie wie diese und hat sich eben dann des günstigsten Erfolges zu erfreuen. Die sogenannten bösartigen Wechselfieber, (*perniciosae*) sind allerdings meistens mit Fieberbewegungen und zwar mit sehr heftigen verbunden, aber nur dann und in dem Mafse, als zu den Krankheiten, unter deren Form jene erscheinen, z. B. Pneumonie, Pleuritis, Encephalitis, u. s. w. Fieber gehört; wo aber dieses nicht zu der besondern Krankheitsform erforderlich ist, z. B. zur Apoplexie, da fehlt es auch, wenn ein Wechselfieber diese Erscheinungsform angenommen hat, wie eben bei der *Intermittens apoplectica*. Selbst der intermittirende Typus kann fehlen, wie bei der *I. algida*. Geschieht es überdies, (und jeder Arzt weifs, dafs dieses zuweilen geschieht,) dafs im Verlauf einer *Intermittens regularis* das Fieber ein Uebergewicht bekommt, so schwindet auch in demselben Mafse die *Intermittens*, und die Behandlung erhält dann die Regulative für die *Continua*. Und eben so verwandelt sich alles, wo umgekehrt aus einer *Continua* sich eine *Intermittens* entwickelt. Die wesentliche Identität und Zusammengehörigkeit der versteckten und bösartigen mit dem regelmäfsigen Wechselfieber, wird um vieles begreiflicher, wenn man sich erinnert, dafs die Eigenthümlichkeit jener der Erscheinung nach nur darin besteht, dafs irgend ein einzelnes oder einige Symptome, welche im Paroxysmus der *Regularis* in der Gruppe vieler andern ohne Uebergewicht

vorhanden sind, hier eine vorwaltende Ausbildung, grofse Intensität und augenblicklich eine solche Macht gewinnen, dafs alles Uebrige zurückgedrängt wird, gar nicht zur Entwicklung oder wenigstens nicht in Betrachtung kommt, und der ganze Anfall nur ein Alles überbietender Ausdruck dieses einen oder dieser einzelnen Symptome ist.

Die Cholera ist eine Zusammensetzung derjenigen besondern Formen des bösartigen Wechselfiebers, welche von den Beobachtern und namentlich von Torti unter dem Namen der *Algida* und *Cholerica* beschrieben worden sind. Die *Febris intermittens algida* ist zwar als ausgebildetes Uebel eine ungewöhnliche Krankheit, sie kommt aber während jeder ausgebreiteten Wechselfieber-Epidemie in einzelnen Fällen, und im geringeren Grade nicht selten vor. Ihre Hauptsymptome sind: Marmorkälte, kalte Schweifse, besonders in den Gelenken, schwache Stimme, ungemeines Zusammenfallen (*collapsus*) des ganzen Körpers, schwacher kaum fühlbarer Puls oder auch völlige Pulslosigkeit, sehr verminderte Harnabsonderung. Bekannter und seit einiger Zeit viel häufiger beobachtet ist die *Febris intermittens cholerica*, bei deren Anfall die Symptome des Darmkanals, heftiges Erbrechen und Purgiren, und öfters Krämpfe in den Extremitäten die vorwaltenden sind. Alle diese dem algiden und cholerischen Wechselfieber eigenen Symptome verbinden sich in der Cholera. Wendet man aber ein, dafs bei dieser die Erscheinungen mit gröfserer Intensität hervortreten, so ist darauf nur zu erwiedern, dafs eine blofse Differenz des *Grades* keinen Unterschied darbietet, der die Beurtheilung der *Art* verändern könnte; will man aber ein Gewicht darauf legen, dafs die bei der Cholera ausgeleerten Stoffe verschieden seien von jenen, welche man bei dem cholerischen Wechselfieber und dem gewöhnlichen Brechdurchfall beobachtet, so läfst sich diese Verschiedenheit eben durch die Verbindung der beiden Factoren (*Algida* und *Cholerica*) erklären. Während nämlich bei dem gewöhnlichen Brechdurchfall die krampfhaften Bewegungen lediglich den Darmkanal, seltener auch die Wadenmuskeln ergreifen, der Vegetationsprocefs aber durch sie nur gestört, keineswegs aber aufgehoben wird, und während bei dem cholerischen Wechselfieber die Krämpfe und Störungen der Vegetation sich nur als vorübergehende Momente erweisen, so tritt bei der *Algida* sofort der mächtigste Feind aller thierischen und pflanzlichen Vegetation, die Kälte, ein, und je heftiger und allgemeiner diese wirklich ist, in deste stärkerem Grade werden auch alle vegetative Processe unterdrückt. Erinnert man sich nun, dafs bei der Cholera die Kälte noch gröfser ist, so versteht es sich von selbst, dafs auch die Unterdrückung der plastischen Thätigkeit noch entschiedener sein, ja dafs sie völlig aufgehoben werden müsse. Verbindet sich also zur Bildung der Cholera mit der *I. algida* eine *I. cholerica*, so können es freilich nicht Stoffe sein, an denen ein plastischer Procefs Theil hat, die durch den Brechdurchfall zur Ausscheidung kommen, da eben dieser Procefs in sich aufgehoben ist. Erwägt man überdies, dafs bei der Cholera vermehrte Contraction, sowohl durch die Wirkung der Kälte, als auch durch die krampfhaften Bewegungen im höchsten Mafse entstehen müsse, und nimmt man hinzu, dafs diese erhöhte Contraction vorzüglich in dem mit Flüssigkeit getränkten Zellgewebe stattfindet, so wird man ohne Schwierigkeit einsehen können, wie bei heftiger aus doppelter Ursache und plötzlich eintretender Contraction die wäfsrigen Ergiefsungen werden entstehen müssen, und man wird die wahre Quelle der Ausleerungen aus der Haut und dem Darmkanal finden.

Dafs überhaupt die Cholera aus einer Combination der alten und bekannten Elemente des Wechselfiebers hervorgegangen, und nicht wie ein *Deus ex machina* erschienen sei, dieses wird noch gewisser, wenn man das wechselseitige Verhältnifs beider Epidemieen näher untersucht. Seitdem nämlich jene zuerst in Ostindien eine weitere Verbreitung erlangt hat, erfahren wir von allen Seiten, dafs Wechselfieber überhaupt, besonders aber bösartige und versteckte, der Entwickelung der Choleraepidemie vorangegangen, während der Dauer dieser sich gänzlich oder doch gröfstentheils zurückgezogen haben, mit dem Erlöschen der Cholera aber wiederum häufiger und deutlicher hervorgetreten seien. Wenn wir auch nicht wissen, wie eine durch ein Miasma erzeugte grofse Epidemie sich auch da noch fortsetzen könne, wo die Bedingungen zu ihrer ursprünglichen Entstehung anscheinend fehlen, so unterliegt es doch nicht dem mindesten Zweifel, die Sumpfluft als das mächtigste Moment zur Erzeugung der Wechselfieber anzuerkennen, und erwägt man hierbei, dafs sich für die erste Entstehung der Cholera in Jessore eben auch keine wahrscheinlichere Ursache auffinden läfst, als das Miasma der Sumpfluft, (nachdem in Folge un-

gewöhnlicher Witterungsverhältnisse ein breiter und flacher Arm des Ganges in einen grofsen und ausgedehnten Sumpf verwandelt worden war, und dafs auch bei uns die Entwickelung der Cholera vorzüglich dem Laufe der Gewässer folgt, und an diesen die Wechselfieber ebenfalls am häufigsten vorkommen, so kann man sich der Annahme kaum erwehren, dafs das Wasser überhaupt, wenn auch in viel geringerem Grade, so doch der Art nach, eben so wie Sümpfe die Quelle des Miasma's sowohl der Wechselfieber als der Cholera sei.

Wir haben den Verf. sich selbst über das Wesen der Krankheit aussprechen lassen, und sind ihm mit gleichem Interesse bei der Lesung seiner Schrift auch durch die folgenden Abschnitte bis zu den Grundsätzen der Therapie gefolgt, welche, man mufs es bekennen, in grofser Uebereinstimmung mit der Hauptidee stehen, und aus dieser wie nothwendige Folgen ohne Zwang hervorzugehen scheinen. Allein wie hoch wir auch den Einfluss des Gangliensystems nicht nur bei dem Wechselfieber und der Cholera, sondern bei Krankheiten des vegetativen Lebens überhaupt in Anschlag bringen, und wie sehr wir auch geneigt sind, die richtige Deutung vieler Krankheitserscheinungen anzuerkennen, so möchten wir dennoch die Cholera als eine *reine* Nervenkrankheit nicht betrachten, und in der Kürze nur einige Momente hervorheben, welche an der ausschliefslichen Wahrheit dieser Idee zu zweifeln uns angeregt haben.

Als reines Nervenleiden können wir nur ein solches ansehen, welches ursprünglich und unmittelbar im Nervensystem entstehend, seine Erscheinungen, wenn nicht allein, doch vorzugsweise in der sensiblen Sphäre manifestirt, so dafs alle noch hinzukommende andre Symptome nur als zufällige Sympathieen oder nächste Folgen der primären Nervenaffection erscheinen, und dieser in jedem Falle untergeordnet sind. Wenn aber das Gefäfssystem in gleichem Maafse afficirt erscheint, das Blut in dynamischer und materieller Beziehung gänzlich verändert ist, und *alle* vegetative Processe theils aufgehoben, theils völlig regellos geworden sind, so ist eine solche Krankheit nicht mehr als ein reines oder vorwaltendes Leiden des Nervensystems anzusehen, und man wird genöthigt, dem Gefäfssystem mindestens einen gleichen Antheil einzuräumen; zumal wenn es noch zweifelhaft erscheint, ob dieses oder jenes zuerst afficirt worden sei, und wenn überdies noch in Betracht gezogen wird, dafs bei jeder gefahrvollen und schnell verlaufenden Krankheit überhaupt Symptome nicht fehlen können, welche wenigstens kurz vor dem Tode ein tiefes Leiden der Nerven und ein Erlöschen des sensitiven Lebens verkündigen.

Das Blut wird durch die Cholera so ganz und aufserordentlich verändert, dafs es bekanntlich von mehreren Aerzten für den ursprünglichen Heerd der Krankheit gehalten worden ist. Wir räumen ein, dafs diese Veränderungen nicht sowohl die Ursache, sondern gröfstentheils die Folge eines mächtigen oder vielmehr fehlenden Einflusses des Nervensystemes seien, wir läugnen auch nicht, dafs insbesondre das Gangliensystem in einem sehr nahen und nothwendigen Verhältnifs zur Blutbereitung stehe, und wesentlich zu demjenigen beitrage, was von dem Verf. die Incitation des Blutes genannt worden ist; folgt aber aus allem diesem, dafs bei der Cholera das Nervensystem zunächst und früher als das Blut afficirt werden müsse, und ist es nicht denkbar, dafs das Blut die Wirkung der krankmachenden äufsern Potenz auf das Nervensystem *vermitteln*, und dann erst secundär von diesem eine verderbliche Rückwirkung erfahren könne? Solches wird um so wahrscheinlicher, wenn wir die Wirkungsart der Miasmen im Allgemeinen betrachten, so weit sie uns bis jetzt bekannt geworden ist. Diese Wirkung ist, so lehren ausgezeichnete Pathologen, zunächst eine chemische, den Wirkungen der Gifte analoge, und kann nicht erfolgen, wenn sie nicht in einer organischen Flüssigkeit, namentlich im Blute, den Weg und das Mittel findet, auf den Organismus und insbesondre auf das Nervensystem einzudringen. Denken wir uns einerseits die Miasmen unter der Form von expansiblen Flüssigkeiten oder Gasarten, die in die athembare Atmosphäre aufgenommen sind, (eine andere Vorstellung möchte jetzt schwerlich zulässig sein,) und andererseits die tropfbaren Flüfsigkeiten des Organismus, welche beständig durch die Lungen und Häute mit der äufsern Luft in chemischer Wechselwirkung stehen, so scheint in diesem Conflict der alte Satz sich vollkommen zu bewähren: *Corpora chemice non agunt nisi liquida.* Ist aber die organische Flüssigkeit das Medium, durch welches allein die Wirkung einer durch Miasmen oder schädliche Gasarten verdorbenen Luft auf den Organismus möglich wird, so darf man sich nicht darüber wundern, dafs die normalen Eigenschaften des Blutes bei den miasmatischen, sowie bei den durch schädliche Gasar-

ten entstandenen Krankheiten ganz vorzüglich, und wenigstens ungleich auffallender verändert werden, als dieses bei andern Krankheiten beobachtet wird. Der chemischen Wirksamkeit der Miasmen ist es auch vollkommen entsprechend, wenn wir sehen, dafs diese, auch hierin den Giften ähnlich, vor allen die niedere Sphäre des organischen Chemismus, die Verdauungsorgane ergreifen, und durch den Magen oder Darmkanal oder durch beide zugleich krankhafte Ausleerungen bewirken, welche hier jedesmal als ein Bestreben erscheinen, durch das der Organismus sich der schädlichen Potenz zu entledigen, und das verlorene Gleichgewicht wieder herzustellen sucht. Die Neigung zu diesen Ausleerungen, welche nur zu häufig in tödtliche Colliquationen übergehen, ist in der That nirgend so beständig, so hervorstechend und bedeutend, als bei den ursprünglich miasmatischen Krankheiten, und es genügt, hier nur die Wechselfieber, die Sumpffieber, die Ruhren, das gelbe Fieber, und die Cholera zu nennen. Als untergeordnete Symptome können wir daher die Ausleerungen bei der Cholera keineswegs betrachten, und eben so wenig sind wir im Stande sie lediglich als eine Folge der überwiegenden Contraction im Zellgewebe zu erklären. Sie sind die entfernteren aber nothwendigen Folgen einer chemisch-organischen Einwirkung, welche den vegetativen Lebensprocefs in seinem Innersten zu verderben, ja zu vernichten strebt, sie erscheinen gewissermafsen als stellvertretende Functionen, durch welche die aufgehobene und gestörte Function anderer Organe compensirt werden soll, zugleich aber auch als die einzigen, obwohl oft vergeblichen Bemühungen, die das entzweite und gesunkene Leben als letztes Mittel zu einer Ausgleichung dem eingebrochenen Verderben noch entgegenzusetzen hat, wenn die natürliche Krisis durch die Haut entweder unzureichend oder nicht mehr möglich ist. Sie nehmen überdies in der Gruppe der Symptome eine so wichtige Stelle ein, und geben sich den Sinnen auf eine so auffallende Weise kund, dafs die Krankheit nach ihnen genannt worden ist. Eine Contraction im Zellgewebe kann weder die einzige, noch die vornehmste Ursache der Entleerungen sein, weil diese häufig genug noch vor dem Erscheinen der Krämpfe erfolgen, die ausgeleerte Flüssigkeit auch ihrer Beschaffenheit nach nicht blofses Serum ist, wie solches im Zellgewebe gefunden wird, und endlich, weil durch die blofse Contraction und Convulsion wohl das Ausleeren an sich, aber nicht die Bildung des Entleerten, welches offenbar krankhafter Art ist, begriffen werden kann.

Betrachtet man die Ausleerungen von dem Standpuncte der Therapie, so wird man oft genöthigt, sie als Heilbestrebungen anzuerkennen, die für den Arzt die wichtigsten Anzeigen enthalten. Der Vf. freilich sieht in der Krankheit nichts als ein reines Nervenleiden, und deshalb sind es unter den Heilmitteln fast nur die *Nervina*, zu deren Anwendung er rathen kann, deshalb bilden Sturzbäder, Kampher, Valeriana, Opium u. s. w. die wesentlichen Bestandtheile seiner *Pharmacopoea cholerica*. Indessen kann es ihm nicht unbekannt geblieben sein, dafs die selteneren Fälle, wo es zu keinen Ausleerungen kommt, am schnellsten ein tödtliches Ende nehmen und bei weitem als die gefährlichsten erscheinen, und dafs überhaupt kein Cholerakranker gesund wird, bei welchem Durchfall und Erbrechen ausgeblieben sind. Auf die Unterstützung dieser heilsamen Bewegung gründet sich der Nutzen der Brechmittel, die der Verf. niemals versucht und dem Wesen der Krankheit für unangemessen gehalten hat, die aber unter der grofsen Menge der gegen die Cholera gebrauchten Arzneien in Wahrheit noch zu den besten gehören, und als solche sich in den verschiedensten Ländern vielfach erwiesen haben.

Schon nach diesen Andeutungen dürfte es nicht mehr zweifelhaft sein, dafs bei der Cholera dem Gefäfssystem, als der eigentlichen Werkstätte des vegetativen Lebens, keine geringere Bedeutung gebühre, als dem Nervensystem, zumal wenn eingesehen ist, dafs das Blut die Wirkung der Miasmen vermittelt, und dafs der ganze plastische Procefs mit allen seinen Se- und Excretionen zunächst aus dieser lebendigen Quelle seinen Ursprung nimmt. Das wechselseitige Verhältnifs zwischen Gefäfs- und Nervensystem und die Wichtigkeit des ersteren leuchtet noch mehr ein, sobald man die Anfänge und geringeren Grade der Krankheit vergleicht, wie sie überall, wo die Epidemie herrschend wurde, vor und während derselben bei einer grofsen Menge Menschen zum Vorschein gekommen sind.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 106.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Die Cholera. Nach eigenen Beobachtungen in der Epidemie zu Königsberg im Jahre 1831, wissenschaftlich und therapeutisch dargestellt von Dr. Ludwig Wilhelm Sachs.

(Schluss.)

Einige litten fast ausschliefslich an nervösen Zufällen, Schwindel, Angst, Druck in den Präcordien, Beklemmung der Respiration, unruhigem Schlaf und Ziehen in den Wadenmuskeln; Andere dagegen zeigten blofs gastrische Symptome, unter welchen Erbrechen und Durchfall als die gewöhnlichsten erschienen; bei der Mehrzahl waren die gastrischen und nervösen Erscheinungen dergestalt verbunden, dafs es zweifelhaft schien, ob diese oder jene die vorwaltenden seien. Diese verschiedenen Formen des Unwohlseins hatten jedoch alle das Gemeinsame, dafs sie in den günstigen und bei weitem häufigsten Fällen durch eine Krisis des Gefäfssystems, durch Schweifs, entschieden wurden. Unter ihnen verdiente die sogenannte *Diarrhoea cholerica* ungeachtet ihrer anscheinend geringfügigen Zufälle die gröfste Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Der Verf. selbst erklärt sich ganz richtig darüber, wenn er sagt, dafs diese Diarrhoeen weder durch Menge noch Beschaffenheit der ausgesonderten Stoffe noch durch begleitende Symptome sich von den gewöhnlichen rheumatischen Durchfällen unterschieden, dafs sie aber dennoch *potentia* die Cholera selbst waren und durch Vernachlässigung oder falsche Behandlung auch *actu* nur zu bald in Cholera übergingen. Vergebens aber wird der Vf. aus seinen Vordersätzen zu beweisen suchen, dafs bei dieser gelinderen Form das Gangliensystem nur im geringeren Grade leide, da selbst die schwächeren Symptome eines Nervenleidens, welche dieses beweisen könnten, in vielen Fällen der cholerischen Diarrhoe gar nicht vorhanden sind, und mithin auch nicht einzusehen ist, wie klonische Krämpfe im Darmkanal und Contraction des Zellgewebes, durch welche allein der Verf. die Ausleerungen bei der Cholera erklärt, hier zu entstehen und eine Diarrhoe hervorzubringen im Stande wären.

Nach allem diesem finden wir ungleich wahrscheinlicher, dafs die erste und wichtigste Ursache der Cholera, welche wir für ein Miasma, Andere noch für ein Contagium halten, vermittelst des Blutes auf das Gefäfs- und Nervensystem bald in gleichem Mafse und zu gleicher Zeit feindselig wirkt, bald vorzüglich und zuerst entweder dieses oder jenes afficirt, in jedem Falle aber bei weiterer Entwicklung der Krankheit verursacht, dafs nicht nur die Einigkeit und das harmonische Zusammenwirken beider Systeme in ihren wechselseitigen Beziehungen, (die normale Spannung, das polarische Verhältnifs, oder wie man es sonst nennen will,) im Allgemeinen aufgehoben wird, sondern auch die einzelnen Lebensäufserungen fast aller Organe theils vernichtet, theils krankhaft verändert werden. Dieser Zwiespalt, das Zerfallen und Aufhören der Functionen, zeigt sich im Nervensystem einerseits durch die tief gesunkene Wirksamkeit der Ganglien, und andererseits durch die vermehrte Contraction, welche von den Bewegungsnerven des Rückenmarkes ausgeht; im Gefäfssystem aber sowohl durch die unterdrückte Thätigkeit der Haut, als durch die enorme Colliquation im Darmkanal. Dort sind Algien und Krämpfe der Ausdruck des Nervenleidens, hier deuten die gehemmten und die in ihrer Qualität und Quantität veränderten Se- und Excretionen die Zerrüttung im Gefäfssystem an. Ist endlich die Thätigkeit der Nerven ihrem Erlöschen nahe, und die Vegetation fast gänzlich suspendirt, so mufs ein so schwacher Rest des Lebens allerdings dem Tode sehr ähnlich sein. Die Ganglien und die Bewegungsnerven, die Haut und der Darmkanal sind also diejenigen Organe, in welchen die Krankheit sich am stärksten reflectirt, und deshalb sind auch alle Einflüsse, welche diese Organe zunächst und am leichtesten zu

afficiren vermögen und insbesondre Anstrengung, Gemüthsbewegung, Erkältung und Indigestion veranlassen, während der epidemischen Diathese als die gelegentlichen Momente anzusehen, durch welche die Wirkung des Miasma befördert und der Ausbruch der Krankheit hervorgerufen wird.

Es versteht sich von selbst, dafs der Analogie der Cholera mit dem Wechselfieber kein Eintrag geschieht, wenn auch dieses eben so wenig wie jene als reine Nervenaffection betrachtet werden darf. Sobald man einmal sich nicht damit begnügen kann, die Cholera als etwas durchaus Neues und früherhin schlechthin Unbekanntes anzustaunen, sondern durch den Geist der Forschung und das innere Bedürfnifs zu vergleichenden Untersuchungen angeregt wird, und somit ein Verfahfahren befolgt, welches in der Medicin zu allen Zeiten als ein nothwendiges und erlaubtes angesehen ist, so wird man zwar nicht umhin können, die Epidemie in Hinsicht ihrer beispiellosen Verbreitung als neu zu betrachten, die Krankheit selbst aber wird man durch eine Veränderung oder Zusammensetzung derjenigen Elemente zu erklären suchen, welche andern schon längst bekannten Uebeln eigenthümlich sind. Unter allen Krankheiten sind aber unstreitig die gewöhnliche Europäische Brechruhr und das Wechselfieber diejenigen, welche bei dieser Vergleichung vorzugsweise in Betracht zu ziehen sind. Vor hundert und funfzig Jahren sagte schon Morton: „*Choleram morbum simulat febris intermittens*", in unsern Tagen erschien aber diese Verwandtschaft in vielfacher Beziehung so grofs, und stellte sich der Beobachtung so natürlich und ungezwungen dar, dafs viele Aerzte in den verschiedensten Ländern, ohne von einander zu wissen, sie fast gleichzeitig anzuerkennen genöthigt waren, so dafs es durchaus unmöglich ist, anzugeben, welchem aus ihnen das in der That sehr geringe Verdienst gebühre, diese Analogie zuerst entdeckt zu haben. Dem Verf. aber ist man das Anerkenntnifs schuldig, dafs er eine Idee, welche von Vielen mit mehr oder weniger Klarheit aufgefafst and von Einigen nur dunkel geahnet war, mit wissenschaftlicher Consequenz bis in das Einzelne entwickelt, und deutlich nachgewiesen hat, wie die Erscheinungen zweier unregelmäfsigen Formen des Wechselfiebers sich in der Cholera zusammenfinden. Und obgleich wir wünschen möchten, dafs es ihm gefallen hätte, auch die Symptome der regelmäfsigen Form des Wechselfiebers mit denen der Cholera genauer zu vergleichen, und durch eine vollständige Analyse jedem sein Analogon entgegenzustellen, so ist doch, was er geleistet, vollkommen hinreichend, um die nahe Verwandtschaft zwischen diesen Krankheiten in das hellste Licht zu setzen.

Wenn wir indefs die Erscheinungen derselben bei der Betrachtung vorzüglich zum Grunde legen, und unter einander genau vergleichen, so ist schwerlich zu läugnen, dafs die gewöhnliche einheimische Brechruhr der sogenannten Asiatischen Cholera noch ähnlicher sei, als das Wechselfieber, und besonders in ihren höheren Graden sich auf eine Weise verhalte, die an der Identität beider nicht zweifeln läfst. Dafs bei der jetzt herrschenden Epidemie in den meisten Fällen die Symptome weit stärker und verderblicher erscheinen, hebt die wesentliche Gleichheit nicht auf, da der blofse Unterschied des Grades auch kein wesentlicher ist, und eben das epidemische Vorkommen eine allgemeinere und stärkere Intensität der Krankheitsursache voraussetzt. Die gewöhnliche Form der Cholera erreicht allerdings nur selten den hohen Grad der Krankheit, welche uns jetzt beschäftigt; und deshalb ist es eben so verzeihlich als leicht zu begreifen, wenn diese wegen ihrer aufserordentlichen Verbreitung und verhältnifsmäfsig grofsen Tödtlichkeit auch in Beziehung auf ihr Wesen als ein neues und von jener ganz verschiedenes Uebel angesehen wird. Wer aber die Vergangenheit und das Alterthum befragen kann, und die Augen nicht absichtlich verschliefsen will, der wird zu dem Geständnifs gezwungen, dafs ohne Ausnahme alle Hauptsymptome der jetzt epidemisch herrschenden Cholera schon längst beobachtet und vielfach beschrieben worden sind. Als eines der wichtigsten Unterscheidungszeichen zwischen der alten und neuen Form hat man besonders die Beschaffenheit der ausgeleerten Flüssigkeiten betrachtet, und selbst der Verf. scheint auf diesen Umstand noch Gewicht zu legen. Das Ausgeleerte soll bei jener gefärbt, grasgrün, rothgelb, bräunlich oder schwarz erscheinen, bei dieser aber farblos, wässerig, schleimig, dem Fleisch- oder Reifswasser ähnlich sein. Indessen erkranken an der Asiatischen Cholera öfters Menschen, welche fortwährend gefärbte und mehr oder weniger gallige Ausleerungen haben, während dieselben bei der gewöhnlichen Form nicht selten eine schleimige, wässerige, weifse oder farblose Flüssigkeit darstellen. Durch die Widersprüche Einzelner kann die Autorität der alten Beobachter nicht

vernichtet werden. Der Cappadocier Aretaeus, der in den Beschreibungen der Krankheiten sehr genau ist, hat die Ausleerungen bei der Cholera „*aquae similia*" genannt; der noch ausführlichere Caelius Aurelianus sagt mit bezeichnenden Worten: „*crescente passione aquati atque tenuis liquoris fit egestio*"; und Celsus läfst nichts zu wünschen übrig, wenn er in einer Stelle, die man nicht oft genug wiederholen kann, von der Cholera ausdrücklich bemerkt: „*Bilis supra infraque erumpit, primum aquae similis, deinde ut in ea recens caro lota esse videatur interdum alba, nonnunquam nigra vel varia*". Einzelne Fälle von Cholera, die der jetzigen fast durchaus ähnlich waren, und von dieser sich kaum dem Grade nach unterschieden, sind zu allen Zeiten an vielen Orten und besonders kurz vor dem Erscheinen der letzten Epidemie nicht selten beobachtet worden. Die Stettiner Aerzte z. B. haben in den Jahren $18\frac{2}{30}$ Cholerakranke gesehen, bei denen die durch Erbrechen und Durchfall ausgeleerten Stoffe fleischwasserähnlich, späterhin schleimig und weifs waren, die mit kaum fühlbarem oder auch ganz verschwundenem Pulse, eisiger Kälte und livider Färbung der Extremitäten, Verfallenheit des Gesichtes, eingesunkenen Augen dalagen, und über grofses Darniederliegen der Muskelkräfte, heftige Krämpfe in den Extremitäten, Beschwerden der Respiration, Brennen und heftige Angst in der Magengrube, grofsen Durst, Schmerz in den Augen und Poltern im Unterleibe mit gedeckter heiserer Stimme klagten. Mehrere von diesen Kranken starben, und zwar in einigen Fällen innerhalb acht Stunden. Hier mufs man fragen, wie viel oder wie wenig noch zum vollendeten Bilde der „*Cholera asiatica*" gehöre, und ob solche Leidende zur Zeit der Epidemie nicht überall und mit der sichersten Ueberzeugung auf die Liste der Cholera-Kranken gebracht worden wären? —

Dergleichen Fälle trugen mit dazu bei, dafs die Beobachter derselben, als die Krankheit epidemisch erschien, ihr die Anerkennung eines Contagiums verweigern mufsten. Auch der Verf. erklärt sich, wiewohl aus andern Gründen, gegen die Ansteckung, vermeidet jedoch einen polemischen Streit um so mehr, als nach seiner Meinung die Sache selbst innerlich schon entschieden, und dermalen auch äufserlich fast gänzlich (?) beigelegt ist. Indessen hat die Cholera die gangbaren Vorstellungen über die Mittheilung der Krankheiten überhaupt in ihrer ganzen Blöfse und Mangelhaftigkeit aufgedeckt, das Bedürfnifs einer richtigeren Einsicht wird in dieser Beziehung stärker als jemals empfunden, und man beginnt zu ahnden, dafs den unklaren Ansichten, mit denen man sich bisher begnügte, aufser der Unkenntnifs auch schwere Mifsverständnisse zum Grunde liegen. Es ist dringend erforderlich, und mufs zunächst die Aufgabe der Wissenschaft sein, die ganze *Lehre* von der Mittheilung der Krankheiten einer gründlichen Revision zu unterwerfen, die Principien fester zu stellen, und der auf diesem Felde eingerissenen Verwirrung wo möglich ein Ende zu machen. Denn wie richtig auch das allgemeine Urtheil über die Weise der Verbreitung einzelner Krankheiten sich gestalten mag, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, dafs heute von einem wahrhaft wissenschaftlichen und rechten Standpunkte nur die allerwenigsten Menschen über diesen schwierigen Gegenstand das Wort zu führen fähig und berechtigt sind; und zwar schon deshalb nicht, weil das am meisten belehrende Vorbild aller ansteckenden Krankheiten, die Pest, und die ihr zunächst stehenden Contagionen für die Aerzte des civilisirten Europas nicht mehr wie sonst ein Gegenstand unmittelbarer Beobachtung und gründlichen Studiums sind, und weil die Lehre von der Mittheilung der Krankheiten — wir scheuen uns nicht es zu bekennen — seit Fracastori's Zeit nicht nur wenig erhebliche Fortschritte gemacht, sondern überhaupt im Verhältnifs zu andern Seiten der Pathologie zurückgeblieben, und vernachlässigt worden ist.

Diesem zum Theil verschuldeten Mangel an Einsicht kann nur durch Erfahrung, Kritik und Nachforschen, nicht aber durch bodenlose Hypothesen, vermittelst welcher man neuerlich die Ausbreitung der Cholera zu erklären suchte, abgeholfen werden. Wollte man Alles, was eine Erfahrung von zwei Jahrtausenden über ansteckende Krankheiten gelehrt hat, auf einmal als nicht vorhanden ansehn, und wegen einer angeblich neuen Krankheit sofort auf alle Analogie Verzicht leistend, mit irgend einer Hypothese gleichsam von vorne wieder anfangen, so würde ein so gefährlicher Versuch schwerlich zu glücklichem Erfolge, sondern wahrscheinlich nur zu endlosen und unauflöslichen Streitfragen hinführen. Soll aber der Erfahrung volles Recht geschehen, und ihre Hand uns sicher leiten, so gehört noch Selbstverläugnung und ein muthiger Entschlufs dazu, um gewisse Vorurtheile und eingewurzelte Mei-

mungen wegzuwerfen, die man nur zu oft mit der Erfahrung selbst verwechselt hat. — So lange man glaubt, dafs zur richtigen Beurtheilung einer reinen Contagion die Bekanntschaft und Analogie mit den Pocken, Masern, Scharlach u. s. w. genügen könne, und fest an der Meinung hängt, dafs diese Krankheiten von ihrem Urbeginn Jahrhunderte lang allein und ununterbrochen durch persönliche Uebertragung sich zu erhalten im Stande gewesen wären, ohne jemals sich wieder ursprünglich zu erzeugen; so lange man sich weigert, jeder Seuche von acuter Art, sie werde ansteckend oder nicht, einen epidemischen, von Zeit zu Zeit sich erneuernden Ursprung zuzuschreiben; so lange man fortfährt, die Begriffe von Contagium und Miasma zu verwechseln und nicht einmal so weit gekommen ist, die ununterbrochene oder perpetuelle Ansteckung von der zeitweiligen oder zufälligen zu unterscheiden; so lange man jede Mittheilung einer Krankheit ohne weiteres für Ansteckung erklärt, und nicht erkennen will, dafs diese zu jener sich eigentlich nur wie eine besondre Art zur Gattung verhält, — so lange dürften gröfsere Fortschritte in dieser Lehre nicht zu hoffen, und die Verwirrungen und Widersprüche nicht gründlich zu lösen sein. Nicht allein durch Contagien, sondern auch durch Miasmen, Mephitis, Ekel, Furcht, Schrecken, Einbildung, Extase, und selbst durch die Zeugung können Krankheiten mitgetheilt werden. Das Contagium aber — und diese Erkenntnifs erscheint noch als der beste Gewinn, zu welchem die neuere Wissenschaft auf diesem Gebiete verholfen hat — ist nur das *lebendige Product einer krankhaften Vegetation*, ein Krankheitssaame, der Zeitigung bedarf, und sich selbst zu regeneriren im Stande ist; daher auch allen ansteckenden Krankheiten gewisse krankhafte vegetative Processe, (Bildung von Schleimflüssen, Exanthemen, Beulen, Geschwüren,) eigenthümlich sind. Es ist also unrichtig, zu behaupten, eine Krankheit sei ansteckend, wenn der Kranke einem Gesunden die nemliche Krankheit mittheilen kann, an welcher er selbst leidet. Nach solcher Erklärung, die jetzt noch Vielen annehmlich scheint, obgleich sie, consequent verfolgt, zu ungereimten Folgerungen führt, müfste man überall, wo Jemand bei dem Anblick eines sich erbrechenden Menschen selbst Erbrechen bekommt, ein Contagium voraussetzen; man müfste die von K. Boerhaave in einer Mädchenschule beobachteten epileptischen Krämpfe, die Epidemie unter den Convulsionairs von Saint Medarde, die Epidemie unter den Trembleurs in den Cevennen, die Tanzwuth im Mittelalter, und eine Menge anderer Epidemieen der alten und neuen Zeit, wobei der Paroxismus eines Kranken auf viele Gesunde überging, und in diesen sich wiederholte, so wie endlich alle erbliche und manche Geisteskrankheiten für ansteckend, d. h. durch ein vegetatives Krankheitsproduct erklären. Solche Schlufsfolgen sind unvermeidlich, sobald man dafür hält, dafs die Uebertragung der Krankheiten allein durch Ansteckung geschehe. — In Beziehung auf die Cholera ist nur noch anzuführen, dafs eine Mittheilung derselben, sei es auf eine chemisch-organische, oder mehr sinnliche und physische Weise in manchen Fällen bei disponirten Personen allerdings erfolgt; und deshalb läfst es sich auch nicht läugnen, dafs das Isoliren der Kranken hier und da einzelne Personen vor dem nemlichen Uebel bewahren kann, dafs aber eine solche Mittheilung irgendwo durch ein Contagium, in der wahren Bedeutung des Wortes geschehe, dieses glauben wir jetzt unbedingt und aufser den schon früher erwähnten noch aus andern Gründen verneinen zu müssen. Auch finden wir es sehr unwahrscheinlich, dafs diese Krankheit noch in Zukunft eine ansteckende Eigenschaft entwickeln werde, und vermöchte sie, bei der die Vegetation so ganz darnieder liegt, sich jemals durch einen vegetativen Processs aus sich selbst zu reproduciren, d. i. ein Contagium zu erzeugen, so hätte sie ihr Wesen geändert und aufgehört die Cholera zu sein.

Wir schliefsen diese Anzeige mit dem aufrichtigen, wenn auch vielleicht vergeblichen Wunsche, dafs Alle, welche denselben Gegenstand mit wissenschaftlichem Ernst verfolgend, noch jetzt auf verschiedenen Wegen wandeln, dereinst bei dem gemeinsamen Ziel in Eintracht sich begegnen mögen.

C. J. Lorinser.

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

LXX.

Geschichte des Bernerischen Kriegswesens. Von der Gründung der Stadt Bern bis zur Staatsumwälzung von 1798. Mit theilweisem Hinblick auf die Taktik und Kriegskunst der alten Schweizer überhaupt. Grofsentheils aus urkundlichen Quellen geschöpft von Emanuel v. Rodt. Erster Band. (Von der Gründung der Stadt Bern bis zum ewigen Frieden mit Frankreich. 1191—1516.) S. XVI. 254. Zweiter Band. (bis zu den Zeiten des Bauernkrieges. — 1653.) S. VIII. 332. Bern bei C. A. Jenni. 1831. 8vo.

Wie uns die Schweiz in diesem Augenblick in politischer Hinsicht die schärfsten Gegensätze zeigt, so auch in wissenschaftlicher Hinsicht. Indem wir andere Disciplinen zunächst aus dem Spiel lassen, und uns nur an die Betrachtung der historischen halten, sehen wir hier nicht nur Männer, die an Gründlichkeit urkundlicher Studien und an Tüchtigkeit des Sinnes Johannes v. Müllers Fufstapfen folgen wie J. von Arx, J. J. Hottinger, H. Escher, Conrad von Muralt; nicht nur Männer, die die Ergebnisse langer Studien in allgemein zugänglicher, einfacher Rede würdig darlegen wie L. Meyer von Knonau; nicht nur Männer endlich, die mit den herrlichsten Gemüthsfähigkeiten und unnachahmlicher Sinngewandtheit in die Färbung und eigenste Empfindungswelt der vaterländischen Vorzeit einzudringen suchen, wie Salomon Vögelin, und vor allen der herrliche Dichter Martin Usteri, dessen Bilder Züricherischen Alterthums unter die heimlichsten, sinnigsten, man möchte sagen beseeligendsten Werke Deutscher Kunst gehören, sondern andererseits auch aus dem Seifenwasser der neuesten politischen Ueberschwenglichkeit und ihrer Mafsnahmen aufgetriebene Blasen, denen Urkundlichkeit, Einfachheit, Sinnigkeit, kurz alles, was zum tüchtigen Historiker gehört, völlig abgeht, und welche meinen, alles, was sie nicht haben, durch jenen Patriotismus ersetzen, und sich dadurch nicht blofs zu wichtigen Männern (woran wir nicht zweifeln), sondern auch zu geachteten Schriftstellern machen zu können. Ref. hat die Schweiz bei, wenn auch kurzem, fast fragmentarisch zu nennendem, Aufenthalte, doch mit der Innigkeit lieben lernen, durch welche sich noch jedes nicht blofs für Naturschönheiten, sondern auch für den Reiz natürlicher Lebensverhältnisse empfängliche Gemüth bei näherer Bekanntschaft an das Land gefesselt gefühlt hat; er hat es sich zur angenehmsten Berufspflicht gemacht, die neuesten historischen Erscheinungen der Schweizerwelt, so weit sie nur an ihn kamen, genauer kennen zu lernen, und mit wahrer Freude zeigt er, nachdem längere Zeit politische und historische Flugschriften und Monographieen, die von den Schmiersalen der letzteren Art ausgegangen waren, über sein Lesepult gefahren sind, einmal ein Werk an, was sich den besten der ersteren Klassen durch Fleifs urkundlicher Studien, durch einfache und in die Sache allein vertiefte Darstellung und durch wahre, ungeschminkte Liebe zum Vaterland auszeichnet. Herr Emanuel von Rodt hat in der That nicht blofs dem Freund Schweizerischer Geschichte, sondern jedem wifsbegierigen Forscher früherer, besonders mittelalterlicher Zustände und Verhältnisse in seiner Geschichte des Kriegswesens der Berner ein sehr angenehmes, sehr schätzenswerthes Geschenk gemacht, ein Geschenk, was ihn als Historiker zugleich auf das tüchtigste auszeichnet.

Wer kennt nicht Stollberg's schönes Gedicht, dessen Veranlassung der Anblick der Rüstkammer in Bern war? — Da liegt nun vor uns eine Bernerische Rüstkammer, reicher an Herrlichkeiten der kriegerischen Vorwelt, als dermalen die Stadt Bern selbst an Rüstungen ist, und Ref. hatte aufser dem allgemeinen wissen-

schaftlichen Ergötzen an einer tüchtigen, anschaulichen Abhandlung eines historischen Gegenstandes, noch ein subjectives, was ihn ganz ergriff, als er so die Stadt Bern mit ihrem Panner der Landgrafschaft Burgund und alle die Landstände und Twingherrn mit ihren Fahnen und Fähnlein in dessen Geleite durch eine Reihe von Jahrhunderten stahlgerüstet einherziehen sah — ihm stiegen die Erinnerungen der Knabenjahre, die herrliche Rüstkammer von Schwarzburg mit den Kanonen, die die Grafen, als sie dem Oranier ihr munteres Bergvolk nach Holland zuführten, erbeutet, mit dem Schwerdt, was König Günther getragen; mit Eisenhelm, Eisenkoller und Stahlhosen von Thüringens alten Ritterburgen wieder auf — ihm fiel alle die alte Herrlichkeit ein von den patronenbesetzten Musketierbandelieren des 16ten Jahrhunderts und den Hakenbüchsen des 15ten bis zu der Halsberge des 13ten, mit denen er in früheren Jahren wochen- und monatelang sein Spiel getrieben, denn es waren die Anschauungen, die zu dem vorliegenden Buche gehörten, und es waren Anschauungen geboten — gleichwie in dem Buche — in einer Form und Zusammenstellung, die dem Gegenstande entsprach, und nicht rumpelkammerartig wie in Dresden, nicht naturalien- und wachsfigurenkabinetsartig wie in Erbach, nicht auf engem Raum nur das Kostbarste zusammengedrängt wie auf der Wartburg, nicht wie verschlissene Trümmer aus dem Untergange eines früheren Wohnhauses gerettet, wie in Strafsburg, oder als Curiositätenzugabe wie in Erlangen, mit einem Worte nicht unzweckmäfsig aufgestellt, wie an zehn anderen Orten, wo Ref. aus dem Mittelalter gerettete Alterthümer sah. So lange er in dem Buche las, wehte um ihn das leise Rieseln seidener alter Fahnen, wie sie in der kirchenartigen Waffenhalle herabhängen, webte um ihn der Dämmer, in welchem sich, halb von den Pannern überweht, Coutelas und Dolche zwischen den in Bogenreihen aufgehängten Blechhauben verstecken, und der einen so schönen Gegensatz bildet zu der frischen lichten morgendlichen Bergluft, von welcher die Zweige der aus dem Felsen gewachsenen Birken in die offenen Fensterlucken getrieben werden. — Die ganze Stattlichkeit, heimliche Verschlossenheit und doch wieder frischkräftige Natürlichkeit des Mittelalters trat ihm in dem Buche nahe, ohne dafs das Buch es wollte, und der Neid erwachte auf den Dichter, der das ganze Gefühl des Schmerzes um die untergegangene Welt mit dem einfachen: „Das Herz im Leibe thut mir weh", aussprechen konnte, während es sich hier nur an eine wissenschaftliche Erörterung, fast als nicht zur Sache gehörig, anklammern kann.

Gerade in *den* Theilen von Deutschland, die sich seit dem sechszehnten Jahrhundert mehr und mehr, und bald entschieden von Deutschland getrennt haben, hat sich so vieles von *älterer* Deutscher Art länger erhalten. Die Eroberungen gegen die Slawen haben Verfassungen und Regierungsweisen in Deutschland entstehen lassen, denen der sprödere Sinn persönlicher Eigenthümlichkeit in den westlicheren Landen nur langsam ungern und Schritt für Schritt unter Schmerzensrufen sich gefügt hat, und das Walten der Deutschen Könige aus dem Lützelburgischen und Habsburgischen Stamme ist es, welches die Allemannischen und Burgundischen, die Fränkischen und Friesischen Kernlande, oder mit anderen Worten die Schweiz, Belgien und Holland von Deutschland abgestofsen; der Einfluss der Sächsischen und Brandenburgischen Fürsten ist es, der einen neueren, Deutschen Sinn (ebenfalls vornämlich von halb-Slawischen oder doch durch Eroberung erst Germanisirten Landen ausgehend) gegründet und dadurch eine noch mächtigere Schranke nach der Seite jener abgetrennten Landschaften errichtet hat. Ist es nun nicht vom höchsten Interesse einmal zurückzusehen, wie sich gewisse Verhältnisse in ungetrübterer Deutscher Art entwickelt haben? Aufser dem Interesse der Belehrung über manche allgemeine Erscheinungen der Kriegsgeschichte des Mittelalters bietet nun also das vorliegende Buch auch vielfach dieses: uns einen Blick in den ursprünglicheren, reineren Geist unseres Volkes thun zu lassen; — denn als solcher mufs uns der der Deutschen Schweiz erscheinen. Da finden wir S. 226. des ersten und S. 65. des zweiten Bandes angeführt, wie im Bernerischen die uralte Deutsche Sitte, dafs die wahrhaften, freien Männer bei allen feierlichen Gelegenheiten, bei Kirchweihen, Hochzeiten, Märkten, vor Gericht u. s. w. bewaffnet einhertraten, und zwar im Harnisch mit Ober- und Untergewehr u. s. w., sich bis in das 17te Jahrhundert erhielt; denn als sie gegen Ende des 16ten Jahrhunderts in Abnahme kam, und die Landleute statt die Schwerter umzugürten, nur Stöcke in die Hand nahmen, befahlen MGnH. von Bern mit Ernst die Erhaltung der alten kriegerischen Sitte: „damit man nicht mit Schand und Spott bestehe, wenn dann das unge-

wöhnte Schwerdt zum Kampfe gegen den Feind ergriffen werden müsse", und erliefsen 1608 noch ein Verbot: „gegen die Stecken und Knüttel, solche z'Kilchen, z'Märit „und z'Gricht zetragen; an deren Statt der Mann ein „gut Schwerdt oder Rappier tragen solle, nach eidsgenössischer und unserer Landesart, und *Sitte der alten „Deutschen*". — Wollte die Regierung in der Sitte des Waffentragens nur eine Gewährung an die Waffenführung sehen, so hatte sie die Sitte nicht nöthig; — einige Drillerei giebt vollkommen dieselbe und eine höhere Geschicklichkeit. Ihr war aber ohne Zweifel um die Erhaltung jenes spröden, tapferen Sinnes des Einzelnen zu thun; denn wie ein Mensch, der von Jugend auf viel mit Pferden sich herumplacken mufs, zuletzt halb wie ein Pferd empfindet, so erhält auch die Seele eines Menschen; der sich selbst kaum ohne das stahlblanke Gewehr an der Seite denken kann, eine ganz andere Teinture, und der innere geistige Gewinn der Sitte ist gröfser anzuschlagen als die Paar hundert Blutthaten mehr, die in Folge davon das Jahr über etwa vorkommen könnten, und die sich zu den Vortheilen der Sitte nur verhalten wie die Unglücksfälle beim Flufsbaden zu dem Gewinn der daraus der Gesundheit, Kraft und Gewandtheit erwächst. Selbst das gesellschaftliche Verhalten des Volkes wird ein anderes, wo das allgemeine Bewufstsein ist, dafs eine Ohrfeige und ein darauf folgender langweiliger Rechtshandel das *non plus ultra* der Folgen einer brutalen Aeufserung ist, ein anderes als wo eine solche Aeufserung eine rasche, in ihren Zeichen nicht abzuschüttelnde Strafe findet. In einigen Gegenden der Schweiz dauert diese Sitte des Waffentragens noch bis heutigen Tages z. B. im *Val de Joux*, wo die Einwohner bewaffnet zur Kirche kommen.

Ebenso wie diese uralte Deutsche Sitte des Waffentragens findet sich nun auch die Zusammenstellung des Heeres wieder nach Städten und Stämmen. Die abstracten, arithmetischen Eintheilungen unserer Armeen waren dem alten Bernerauszug fremd. Der Stadtpanner bildete den Mittelpunct des Zuges; näher oder entfernter von ihm hatte jede Landschaft, jedes Amt, jede zugehörige Stadt ihren Platz, wo ihre Leute unter eignem Feldzeichen standen, dessen Näheverhältnifs zum Panner als Ehrensache betrachtet ward. Freilich hatte diese Art der Aufstellung manche Unbequemlichkeit, da die Gröfse der Auszüge aus den einzelnen Landestheilen nicht gleich, selbst in der Zeit einem geringen Wechsel unterworfen war — dagegen wird sich von der sittlichen Seite so viel zu Gunsten der kriegerischen Zusammenstellung von Massen sagen lassen, die im Leben sonst einmal als moralische Personen hervortreten und aufgefafst werden, dafs jene mechanischen Vorzüge zurücktreten; — nur mufs man nicht dabei an das Denken, was einem stehenden Heer, sondern an das, was einer Landwehr zuträglich und nöthig ist. So wie Bern in eine Lage kömmt, wo ihm wegen seiner weiteraus gedehnten Kriegsverhältnisse ein Heer nothwendig wird, über welches sich mechanisch regelmäfsiger verfügen läfst, sehen wir den Staat in einem Schwanken, dessen Beobachtung ein eigenthümliches Interesse gewährt. Einmal nämlich suchen MGnH. von Bern die alten Feldzeichen, mit ihnen die alten Ehrenpuncte der Landschaften und die unregelmäfsigen Abtheilungen zu beseitigen, und man kann nicht umhin, den Verstand zu bewundern, mit welchem sie diesem Ziel zusteuern und es erreichen, indem bis zum Jahre 1628 die alten Fähnlein verschwinden, und in diesem Jahre der Auszug in sechs Regimenter geordnet erscheint. Man findet das Nähere dieser Verhältnisse im 2ten Bande S. 22—31. Die Zeiten dieser Umänderung sind freilich auch die der sittlichen Verschlimmerung des gemeinen Mannes, der vom Ende des 15ten bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts fast alle alten Grundfesten seines geistigen und sittlich-geselligen Lebens zusammenbrechen sah. Neben diesen Bestrebungen aber, den Auszug der Landwehr in mechanisch-bequemere Formen zu bringen, gehen vielfach Versuche her, neben dem Landwehrauszug eine Kriegsmacht durch Söldner herzustellen. Für einen solchen Kriegshaufen, der dadurch, dafs er Haufe wird und schlechthin den Krieg als Zweck hat, erst eine sittliche Bedeutung erhält, sind natürlich die rein arithmetischen Abtheilungen, die rein mechanischen Einrichtungen die besten. Die Versuche, Söldner aufzustellen, zeigen uns auch mehrfach Deutsche Condottieren mit der Republik Bern in Unterhandlung und lassen uns manchen Blick in das Söldnerwesen dieser Zeit überhaupt thun. Ein Analogon der Altgermanischen Comitate sind die tausende von freien Knechten, die sich fast bei jedem eidsgenössischen Kriege unter *eigenen* Anführern sammelten, und welche man: *Freiheits-Buben*, ihre Genossenschaften: *Freiharste* nannte.

Doch nicht blofs auf solche Dinge, selbst auf manches rein Tactische dehnt sich die Aehnlichkeit des Al-

schweizerischen Heerwesens mit dem ältesten Germanischen aus. Des Tacitus Ausspruch: „*Acies per cuneos componitur*" läfst sich zum grofsen Theil auf die Schweizerische Kriegssitte anwenden, denn selbst wenn man die mit schmaler Fronte aber in aufserordentlicher Tiefe aufgestellten viereckigen Heersäulen, die die gewöhnlichste Aufstellungsart bildeten, nicht als eine Aufstellung *per cuneos* gelten lassen will, kommen noch ganz eigentliche keilförmige Heersäulen oder sogenannte *Spitze* vor. Machiavelli schreibt sogar den Schweizern die Erfindung dieser keilartigen Heersäulen zu, und sie siegten damit bei Laupen und Sempach, während sie bei Marignano dreimal vergeblich die feindliche Schlachtordnung auf diese Weise zu durchbrechen suchten.

Sehen wir nun von diesen Analogieen ab, so hat eine Geschichte des Bernerischen Kriegswesens noch ein anderes, wir möchten sagen: allgemeineres, historisches Interesse. Bern ist nämlich die einzige von allen Deutschen Reichsstädten, welche ein *bedeutenderes* Gebiet nicht blofs durch Vergünstigungen durch die Könige und durch Kauf von den Landgrafen und Twingherrn, sondern auch durch Eroberung sich erwarb — und waren diese Eroberungen auch denen Venedigs nicht zu vergleichen; dann doch gröfser als die Genuas, welches nur die Twingherren der Ligurischen Küste unter sich beugte, und wenigstens den Europäischen Eroberungen Sparta's im Alterthume vergleichbar. Fragen wir nun: mit welchen Mitteln, auf welche Weise wurden diese Eroberungen gemacht? Warum wurde ihre Reihe nicht noch mehr vergröfsert? so giebt uns das Buch vollkommenen und bis in's Einzelste klaren Aufschlufs. In den Eroberungen der Berner liegt freilich, wie in jeder bleibenden, noch ein tieferer, historischer Sinn; jede Eroberung stellt eine Richtung, ein inneres Bedürfen dar, was oft nur unvollkommen zur That gelangt, aber doch darum vorhanden ist, wenn auch als ein Räthsel, dessen Lösung dem Historiker obliegt. Möge uns der günstige Leser einige Worte zu Gute halten, die wir zu Lösung des Problemes, welches in den Eroberungen Berns gegeben ist, versuchen. Es ist dazu nöthig, dafs wir einen Blick auf das Schweizerische Land werfen.

Die Schweiz zerfällt bei einer allgemeinen Ansicht in drei wesentlich verschiedene Partieen: das *Alpenland*, *das Mittelland* und das *Juraland*. Jenes 1) ist durch die Natur in eine Reihe von einander durch hohe Gebirgsforsten getrennter Landschaften zerrissen; fast alle diese Landschaften aber stimmen in gewissen Eigenschaften, welche Grundlagen des Lebens und seines Unterhaltes bilden, überein. Sie bieten durch die Natur ihrer höheren Gegenden die Gelegenheit zu einer höchst eigenthümlichen Sennwirthschaft, deren Producte nicht blofs in ganz Europa gesucht, sondern nach Amerika und Ostindien ausgeführt, also Artikel des Welthandels sind. Dies Product nimmt den gröfsten Theil thätiger Kräfte in Anspruch; wie das auf vereinzelter Matte den Menschen in kleinen Gesellschaften isolirende *Hirtenleben* aber auf die Menschen wirkt, wie es ihnen an Geist und Körper eine starre Gesundheit zutheilt, ist bekannt. In den unteren Gegenden dieser Alpenlandschaften finden sich überall gröfsere Becken als Sammler des Niederschlags und der Quellgewässer vom Gebirge, und diese Seen am Eingang der Gebirge mit ihrem Fischerei- und Schifferei-Gewerb bieten die Unterlage zu einer zweiten, obwohl mehr secundären, Richtung des Erwerbes, der bei der gefahrvollen Schiffarth in diesen Gewässern seinen Mann wunderbar bildet. Andrerseits giebt die Natur der hohen in die Eisregionen hineinreichenden Gebirge die Basis zu eigenthümlicher Jägereibeschäftigung. Da die Jagd nach den Thieren dieser Höhen mit unendlichen Gefahren durch Verirrung, durch Lauwinen, durch Fehltritte an Abhängen und durch reissende Thiere verbunden ist, bildet sich in ihr theils eine eigne Klasse kühner, kalter und doch in allen Sinnen gespannter Menschen aus, theils übt sie auch auf die übrige Bevölkerung, die nur dann und wann einmal Theil nimmt oder sich kürzere Zeit dafür interessirt, einen mächtigen Reiz. So stehen also *Hirten-*, *Fischer-* und *Schiffer-*, und *Jägerleben* als die eigentlichen Grundfarben eines Alpenstaates da; an der starren Gesundheit rüttelt aber, die stählerne Aufsenseite dieses Landschaftslebens oxydirt eine andere Eigenschaft des Landes hier mehr dort weniger wirkend — auf einzelne Puncte gar nicht reichend, andere ganz verpestend.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 108.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Geschichte des Bernerischen Kriegswesens. Von der Gründung der Stadt Bern bis zur Staatsumwälzung von 1798. *Mit theilweisen Hinblick auf die Taktik und Kriegskunst der alten Schweizer überhaupt. Grofsentheils aus urkundlichen Quellen geschöpft von Emanuel v. Rodt. Erster u. zweiter Band.*

(Schluſs.)

Es stoſsen nämlich die höheren Alpenlandschaften bekanntlich gröſstentheils an einem Hauptforst der Alpen — an der Wasserscheide zwischen Italien und Deutschland, zwischen Italien und Frankreich — aneinander, und von der Nord- wie von der Südseite dieses Hauptforstes enthalten diese Landschaften also eine Reihe der wichtigsten Pässe, Thore und Eingänge nach Italien. Daher ist ein Haupterwerb der Gewinn von Durchreisenden nach Italien und vom Transitohandel. Während die zuerst genannten Grundlagen des Schweizerlebens retardirend wirken in politischer Hinsicht, weil sie die Menschen vereinzeln und bei einfachen, kräftigen Sitten bestärken, wirkt dagegen der Fremdenverkehr und die Kellner- und Lüderlichkeitswirthschaft, die sich damit leicht verbinden, lösend durch Geldreiz und durch Anschauung abweichender Sitte und Gesinnung der Fremdlinge.

Doch kann dies letzte Element des Lebens im Hochalpenlande sich nur hie und da vereinzelt anklammern. Die gesunden Bedingungen des Bestehens erdrücken mehr oder weniger immer wieder seine Folgen. Etwas anders mischt sich das Leben 2) im *Juraland*. Das Juraland hat in weit geringerem Grade alle die genannten Richtungen; keine tritt mehr dominirend und das Leben bestimmend hervor. Die Durchreisenden und der Transito sind in geringerer Quantität; die Viehwirthschaft führt nur in einigen Theilen der Landschaft zum Hirtenleben und ist weder so gefahrvoll noch so isolirend wie in den Alpen; die Jägerei ist ohne alle Gefahr, eben so die Schifferei auf den benachbarten Seen, da die Stoſswinde aus den scharfgekanteten Alpenthälern fehlen. Jene ganze schroffe, tiefgezeichnete, und in den Extremen der Einfachheit und Natürlichkeit einerseits und der Prellerei und des Allesfeilhabens andererseits oscilirende Natur der eigentlichen Alpenbewohner fällt hier weg; dagegen treten die Plutonischen Künste und Gewerbe in Bergwerken, Eisen- und Erzhämmern und Schmelzen, und in feineren Erzarbeiten bis zur Uhrmacher- und Juwelierarbeit, so wie in Glashütten heraus, und während diese Gewerbe die Männer aneinanderfesseln, werden die Weiber durch Werke der Minerva durch Spitzenklöppeln, Sticken, Spinnen und Weben zusammengehalten. Während die Alpenwelt (mit Ausnahme des industriösen Appenzell) die Menschen auseinanderreiſst, trennt, in ihrer Individualität erstarrt einander entgegentreten läſst, und sie nur in den natürlichsten und traulichsten Vereinen, in den Familien- und Gemeindeverbindungen aneinander führt, wird im Jura alles gesellig geschwätzig. Während dort alles in festen, althergebrachten, einfachen Schranken des Glaubens- und Denkens ruht, ist hier rationalistisches Dasein mit aller seiner Unruhe des äuſseren Erwerbes und Betriebes.

3) Das *Mittelland* ist das Land des Ackerbaues und des Umsatzes, zugleich des Transito's von den Alpen nach Deutschland, von der Rhone und dem südlichen Frankreich nach dem Rhein. Hier kann jener Fremdenverkehr, hier kann der Geldreiz alle seine lösenden, entsittlichenden Einflüsse weit ungehinderter üben als im Hochland. Da sind grofse Handelsstädte, da ist ein eigentliches Bürger- und Bauern-Leben, welches erstere in den Alpen fehlte, im Jura sich in Fabrikantenwesen löste, welches letztere dort sich an mehrere einseitige Richtungen hingab, im Jura mit heterogenen Fabricationen verband, im Mittelland aber an

dem organisch-zusammengehörenden landwirthschaftlichen Betrieb des Ackerbaus, der Gärtnerei und Viehzucht eine reiche Basis hat. Hier im Mittellande der Schweiz allein ist man über die dringenden Bedürfnisse des Lebens bald hinübergekommen, und sucht Kunst und Wissenschaft und höhere Bildung um ihrer selbst willen. Diesem Mittellande oder wenigstens den Lebensbedingungen desselben gehören, als äuſserste schon fast amphibische Endpuncte Genf, Basel und Schaffhausen, gehören ferner St. Gallen, Aarau und Luzern, vor allen aber Zürich und Bern an — und nur ob mehr Französische Sprache, Sitte, Umgangsformen oder Denkweisen — oder mehr Deutsche vorherrschen, bildet einen Unterschied, der sich indessen mehr nur noch in der pflegmatischeren oder lebendigeren Blutbewegung festhält, und sonst im Aeuſseren mehr und mehr neutralisirt. Ueberall in diesen Gegenden ist das religiöse Princip des bürgerlichen, des Gewerbslebens, der Rationalismus und folglich die reformirte Confession das dominirende, gerade wie im Jura, wo die niedere, um das gemeine Bedürfniſs sich rührende Industrie von der Natur einquartiert ist; während das religiöse Princip des Adels- Hirten- und Jäger-Lebens, das des natürlichen Hingebens und das des Vermeidens kritischer Reflexion, während das Princip also des Haltens an alter, mit der umgebenden Natur in Einklang stehender Tradition — mit Einem Worte, das des Katholicismus, in den Alpen dominirt. Daſs sie am Katholicismus gehalten haben, scheint nicht wenig dazu beigetragen zu haben, Luzern, Solothurn und Freiburg in Verhältniſs zu Bern und Zürich zurücktreten zu lassen. Es liegt ein Widerspruch in der Confession dieser Orte und in ihren übrigen Lebensbedingungen.

Von den so dem Character des Bodens und der Bewohner nach verschiedenen Theilen des Schweizerischen Landes müssen wir (sobald von politischer Bestimmung gesprochen wird, die von diesen einzelnen Theilen ausgehen kann) das Juraland abrechnen, dessen Industrie mehr oder weniger durch das Capital und die Unternehmungen des Mittellandes bedingt, überall nur die Kräfte und Mächte dieses Landestheiles verstärken, nie ihm eigentlich feindselig auf die Dauer entgegentreten kann. Die Schicksale der Schweiz haben nie durch eine Juralandschaft eine neue Wendung erhalten, und diese ehemals grosentheils von der Eidsgenossenschaft unabhängigen Landschaften sind allmälig alle in die Eidsgenossenschaft, man möchte sagen durch die Gewalt natürlicher Entwickelungen hereingespielt worden. Als Ton- und Character verleihende Landschaften bleiben also: das Alpenhochland und das Mittelland.

Es liegt aber in dem Terrain des ersteren, in dem am Positiven hängenden Glauben und Sinn seines Volkes, daſs in ihm der Gedanke politischer Vereinigung durch Eroberung nicht wohl aufkommen, noch weniger ausgeführt werden kann. Die Urner haben das Livinerthal, die Urkantone hauptsächlich die Italienischen Vogteien erobert, weil man der Domination über die Gotthardsstraſse nach Wälschland bis zu *dem* Puncte bedurfte, wo mächtige Italienische Regierungen ihr weiterhin Sicherheit genug zu verleihen vermochten; — es ist das also eine Eroberung aus so vereinzeltem Motiv, aus einem Motiv wie das ist, welches den Degenklingenbesitzer bewegt, sich eine Scheide zu suchen — Summa: es wird dadurch unsere Behauptung, daſs eingeborne und anerzogene Achtung vor positiven Verträgen und Grenzen, daſs eigene starre Natur, die wieder nur für das eigne starre Land recht passend ist, daſs endlich Mangel an reichlicher flieſsenden Geldquellen den Urkantonen eben so unmöglich gemacht hat auswärtige groſse Eroberungen zu machen, als sich unter einander durch Kriege zu einem Einigen und uniformen Staate zu nivelliren, es wird *diese* unsere Behauptung nicht dadurch geschwächt.

Anders verhält es sich mit dem Mittellande. Es liegt im Wesen des bürgerlich-städtischen Geistes, es liegt im Wesen des Rationalismus, den Bereich seiner Interessen *gleichmäſsig* zu gestalten, denn es bedarf dieser Bereich zu seinem Bestehen vielfach mechanischer Mittel und mechanischer Erleichterungen; nicht bloſs Einheit und Gleichheit der Maſse, Gewichte und Münzen, nicht bloſs gleichmäſsige Einrichtung der Landstraſsen, des Rechts- und Gerichtswesens, der Post u. s. w. sondern (da es oft Unternehmungen für bürgerliche Zwecke gilt, die auſserordentliche Geldmittel und Vereinigung mehrerer Gegenden erfordern, wie z. B. Canalbaue) überhaupt in gleichem Sinn gehandhabte Polizei, Regierung, selbst auswärtige Verhältnisse werden also im Mittellande nothwendige Wunschartikel sein, und diese Nothwendigkeit, wenn man sich ihrer auch Jahrhunderte lang nicht als einer solchen bewuſst wird, wird doch immer zu einem gewissen Nivellement, zu dem was Napoleon *unité de la pensée* in politischen

Dingen nannte, hindrängen. Diese Nothwendigkeit ist auch dermalen im Schweizerischen Mittellande vorhanden, wenn auch in Folge anderweitiger Umstände *jetzt* noch nicht daran gedacht wird, eine wahrhaft *einige*, nur *Eine* oberste Regierungsbehörde enthaltende Republik herzustellen. Die mächtigsten Parteien des Mittellandes werden allezeit darauf arbeiten, wenn nicht temporär reine Anomalieen eintreten, die *Tagsatzung* entweder zu einem wahren Regierungsmittelpunkt zu machen, oder durch Eroberung jene *unité de la pensée* herzustellen. Das letztere ist jetzt nicht mehr möglich, aber früher war es möglich. In den Zeiten, wo in Europa die Verhältnisse adeliger Dynasten das dominirende politische Element waren, waren es zwei dynastische Geschlechter: das Habsburgische und das Savoyische, welche das ganze Schweizerische Mittelland sich zu unterwerfen suchten und damit umgingen, hier durch ihre Herrschaft die Staatseinheit herzustellen. Beide erhielten zuerst Schranken ihrer Bestrebungen als sie den Mifsgriff sich zu Schulden kommen liefsen, auf das Hochland ein System anzuwenden, was nur auf das Mittelland pafste; Habsburg erlitt Unfälle gegen die Urkantone, Savoyen gegen Oberwallis. Durch diese Widerstandspunkte verstärkt, entwickelte sich nun die Macht des Lebensprincips des Mittellandes, die Macht städtisch-bürgerlichen Daseins, freier, namentlich in Zürich und Bern, und das letztere schien an die Stelle der Habsburger und Savoyer zugleich treten zu wollen; der Aargau und das Waadtland wurden erobert — die Bernerische Herrschaft reichte fast von den Ufern des Rheines bis vor Genfs Thore. Allein diese Eroberungen erhielten Schranken theils dadurch, dafs man, um überhaupt in diese Lage zu kommen, des Anschliefsens an das Hochland bedurft hatte, also auch dessen Staatsrecht achten und nicht nur die Urkantone, sondern auch deren Eidsgenossen in ihrem politischen Bestand schonen, mit ihnen die Eroberungen zum Theil theilen mufste. Es war diese Schranke so natürlich, dafs niemand daran denken konnte, so zu handeln, als wäre sie nicht da, dafs es vielmehr als eine Art Verbrechen hätte gelten müssen, sie nicht zu achten. Theils wurden aber noch andere Schranken durch die Gefahr, welche von Burgund einige Zeit drohte, gegeben, indem man sich dabei überzeugte, für's erste werde man durch eidsgenössische Nachbarn am besten bestehen, und also das eidsgenössische Staatsrecht auch über Solothurn und Freiburg ausdehnte.

Trotz dieser Schranken war es Bern gelungen, ein weiteres Gebiet in der Schweiz zu gewinnen, als die Habsburger darin gehabt, als die Savoyer gehabt — ja! was beiden mifslungen war, Bern hatte sogar einen Theil des Hochlandes, freilich nicht durch Deterioririung des Rechts desselben, sondern nur so, dafs es an die Stelle der früheren Herren trat, erworben. So war 1343 die Kastvogtei Interlacken, 1384 die Herrschaft Thun, 1386 ein Theil des oberen Simmenthales, 1391 Simmeneck und Boltigen, 1400 die Herrschaft Frutigen u. s. w. erworben worden. Auf die Dauer blieb natürlich der Einfluſs Berns auf diese Theile des Hochlandes nicht aus, und so ist in diesem s. g. Bernerischen Oberland die Alpennatur allerdings zum Theil durch das Lebensprincip des Mittellandes bezwungen und der Volkscharakter wie die politischen Verhältnisse passen hier nicht ganz mit der oben gegebenen Schilderung der Alpenschweizer zusammen, so wie andere Theile des Mittellandes, wie namentlich die Gebiete von Luzern, Freiburg und Solothurn durch das Vorhandensein reichbegüterter, mächtiger Stifter (für die sich die angesehensten Familien des Landes aus eignem Interesse entschieden) bei Richtungen festgehalten worden sind, die nicht ganz zum Mittellande passen, in den östlichen Cantonen aber die Elemente nicht zu recht klarer Ausscheidung gekommen sind, wie z. B. in Glarus, St. Gallen und Bündten.

Aus allem diesen wird hervorgehen, warum Berns Kriegsgeschichte gewifsermafsen eine Kriegsgeschichte der ganzen Schweiz — ja! man kann sagen, der Schlüssel zu dem historischen Räthsel der Schweizergeschichte ist. Wer *dies* Innere durchschaut, sieht, dafs die Schweiz heut zu Tage noch dieselben Elemente enthält, wie im 14ten Jahrhundert. Zürich und Bern repräsentiren die beiden mächtigen Dynasten von Habsburg und Savoyen wieder; — ihr Princip — das Princip der Bewegungspartei der Schweiz — geht auf Nivellement; — die Urkantone und Wallis stehen ihnen wie einst Habsburg und Savoyen, deren Voigte ihnen das dynastische Regiment des Mittellandes bringen wollten, entgegen; sie wollen die alten eigenthümlichen Verfassungen behaupten, retten; und sie werden es, denn ihr Wille ist im Einklang mit ihrem Land und

mit denen Lebensbedingungen; sie werden es, selbst wenn sie scheinbar einen Augenblick unterliegen sollten; und von neuem wie 1308 wird sich der alte Spruch bewähren: „Schwyz, Uri, Unterwalden! — Wer nicht glaubt, der Hund an Galgen!"

Der Herr Verf. des vorliegenden Buches hat sich nun (wozu er übrigens auch gar keine Aufforderung haben konnte) nicht die Aufgabe gestellt, jenes Räthsel der Schweizerischen Kriegsgeschichte zu entwickeln, von welchem wir eben sprachen, sondern er hat nicht nur dies, er hat auch den zusammenhängenden Faden der Kriegsbegebenheiten selbst ganz von seiner Arbeit ausgeschlossen, welche nur eine Geschichte des *Kriegswesens*, also eine Geschichte der zum Kriege nothwendigen Einrichtungen ist. Jeder der beiden erschienenen Bände behandelt, wie schon aus dem oben bemerkten Titel ersichtlich ist, einen besonderen Zeitraum, wobei denn die einzelnen in Frage kommenden Gegenstände in besondere Kapitel vertheilt sind. Nur beispielsweise und bei Gelegenheit des ersten Kapitels des ersten Bandes kömmt der Herr Verf. auf politisch-geschichtliche Themata zurück; dies erste Kapitel nämlich handelt unter anderm auch vom Ursprunge der Stadt Bern und von dem militairischen Zweck ihrer Gründung, so wie von der damit zusammenhängenden Entstehung und Ausbildung der ältesten Bernerischen Kriegsverfassung, so wie das zweite Kapitel von der Ausdehnung der militairischen Botmäfsigkeit Berns durch Burgrechte und Landeserwerbungen, von der militairischen Organisation und Eintheilung der Landschaft und dem numerischen Bestand der Streitkräfte des Freistaates in jener älteren Zeit. Es folgen dann in den nächsten Kapiteln Erörterungen über die Gattungen der Heermassen, also *einmal* über Landsturm, Auszüge, Freiharste, also über das Fufsvolk; *sodann* über Reiterei und über die Waffenstücke und die Ausrüstung aller Gattungen des Heervolkes; über Kriegskleidung also, Feldzeichen auch u. dergl; *dann* endlich, was wir jetzt nennen würden: über Artillerie; nämlich vom Geschütz- und Kriegsbauwesen; endlich von den ökonomischen Einrichtungen beim Heere, also Trofswesen, Besoldungswesen u. s. w. Daran schliefst sich dann das Nöthige an über Kriegsordnungen und Kriegszucht; sodann über taktische und strategische Materien; den Beschluss macht ein Kapitel über die Waffenübungen der Mannschaft und ein Anhang, der verschiedene urkundliche Beilagen enthält. Der zweite Band folgt im Ganzen in seinen Kapiteln derselben Eintheilung nur in Beziehung auf einen späteren Zeitraum.

Noch zu erwähnen ist, dafs Hr. v. Rodt nicht blofs auf urkundliche Schätze, die er allein benutzen konnte, vielfach verweist, sondern auch auf frühere verdienstvolle Arbeiten über die Geschichte des Kriegswesens im Mittelalter, wie die Schriften Stenzel's und von Hoyer's sind. Was das Aeufsere des Buches anbetrifft, so ist es schön und correct auf schönem, weifsem Papier gedruckt, und auch in dieser Hinsicht eine in jeder Weise erfreuliche Erscheinung.

Heinrich Leo.

LXXI.

Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen Bücher des Neuen Testaments von W. M. L. de Wette. Zweite verbesserte Auflage. Berlin bei G. Reimer 1830. 375 S.

Isagoge historico-critica in libros novi foederis sacros; scripsit D. Henr. Aug. Schott. Jenae sumpt. C. H. Walzii MDCCCXXX. 642 *Seiten. gr.* 8.

Beide Werke sind unsern Lesern gewifs schon bekannt; wir haben deshalb nicht das Geschäft, das Eigenthümliche derselben genauer anzugeben, sondern knüpfen daran einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Standpunkt dieser Wissenschaft.

Das erste Werk zeichnet sich durch kritischen Geist und vortreffliche Compendienform aus, und kann als Repräsentant der freisinnigen, zuweilen kühnen Forschung betrachtet werden. Das zweite ist ebenfalls zum Leitfaden akademischer Vorlesungen, zugleich aber zum Privatstudium bestimmt. Den kurzen Paragraphen sind defshalb ausführlichere Anmerkungen beigesellt. Sein Hauptverdienst besteht in der vollständigern Angabe des Stoffs und der literärischen Hülfsmittel.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 109.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen Bücher des Neuen Testaments von W. M. L. de Wette. Zweite verbesserte Auflage.

Isagoge historico-critica in libros novi foederis sacros; scripsit D. Henr. Aug. Schott.

(Fortsetzung.)

Als Compendium steht es dem erstern nach, weil es nicht so gefällige Uebersichten gewährt, in den Anmerkungen nicht immer die gehörige Auswahl beobachtet, und daher aus der Compendienform zu der eines literärischen Repertoriums herabsinkt, endlich auch manches ausläfst, was nothwendig in ein Compendium gehört, namentlich übersichtliche Zusammenstellungen, Stellen der Kirchenväter, welche öfter verschiedene Auslegungen erlauben, u. dgl. Die Isagoge repräsentirt diejenige theologische Richtung, welche sich zwar dem Einflusse der neuern Kritik nicht ganz verschlossen hat, aber immer geneigt ist, zum Traditionellen einzubiegen; auf der einen Seite besonnen, auf der andern unentschlossen und befangen. Die Forschung der Isagoge ist nicht so selbstständig und frisch, wie bei de Wette; wegen ihres literärischen Apparats wird sie indefs immer Freunde gewinnen und dem Privatstudium förderlich sein.

In beiden Werken vermissen wir zunächst die rechte Methode, besonders im allgemeinen Theile. Die Einleitungswissenschaft hat sich allmälig gebildet, in neuern Zeiten ist man über ihren historisch-kritischen Charakter einverstanden; dagegen ist ihr Umfang und der Zusammenhang der einzelnen Theile verschieden bestimmt. Der Willkür scheint dabei freier Spielraum gelassen. Allein der allgemeine Zweck, welcher das Material vereinigt, mufs zugleich den Faden des Zusammenhangs hergeben und das Bewufstsein der Methode hervorrufen. Man theilt unsere Wissenschaft in einen allgemeinen und besondern Theil; der besondere Theil zeichnet seine Methode selbst vor, nicht so der allgemeine. Dr. de Wette handelt im ersten Theile seiner Einleitung, im ersten Abschnitte vom Namen, den Bestandtheilen, der Ordnung und Eintheilung der Bibel, und des N. Testaments im Besondern, im zweiten Abschnitt von der Geschichte des Kanon; hierauf in der Einleitung ins N. Test. zuerst von der Grundsprache des N. Test., hierauf von den alten Uebersetzungen, und drittens von der Kritik des Textes. Der Artikel von der Entstehung einer Neutestamentlichen Literatur, und die Anzeige exegetischer Werke über das ganze N. Test. folgen erst in der besondern Einleitung mit der Ueberschrift: Allgemeine Vorbemerkungen. Dadurch wird dieser Abschnitt schon in den ersten allgemeinen Theil zurückgewiesen. Die ganze Anordnung kann schwerlich befriedigen. Der erste Abschnitt über Namen der Bibel u. s. w. ist der Wissenschaft selbst äufserlich und sollte in Prolegomenen abgehandelt werden; die Geschichte des Canon setzt schon eine Abhandlung über die Entstehung der N. Testamentl. Literatur voraus; die alten Uebersetzungen haben beim N. Test. eine wesentlich kritische Bedeutung, und sollten daher dem Abschnitt über die Kritik des Textes anheimfallen. Bei den einzelnen Uebersetzungen ist schon die Rede von verschiedenen Textrecensionen, was ganz unverständlich bleibt, bis Jemand an den Abschnitt von jenen Recensionen gelangt. — Auch die besondere Gliederung jener Abschnitte scheint manches Unpassende zu haben. Im Abschnitt über die Neutestamentliche Sprache befindet sich §. 5—9. eine Abhandlung über die Erforschung derselben, also ein hermeneutisches Element. Die andere Seite der hermeneutischen Aufgabe, die Erforschung der Sache, fehlt, weil sie sich nicht passend anbringen liefs. In der That steht beides nicht am rechten Platze. Im Abschnitt von der Kritik des Textes fehlen bei der Geschichte des ungedruckten Textes Versionen, Handschriften und Kirchenväter; die beiden letzten sind un-

passend bei der Theorie der Kritik angeführt. Die Theorie der Kritik gehört eigentlich eben so wenig in die Einleitung als die Hermeneutik. Das Theoretische, welches in die Einleitung hineingezogen wird, mufs sich daher auf einige Folgerungen beschränken. Diesen Charakter haben auch die kritischen Grundsätze §. 55—59. Nur scheint die Hermeneutik dasselbe Recht zu fordern, und zwar nicht blofs von Seiten der Sprachforschung. — Gegen Dr. Schott's Behandlung der allg. Einl. läfst sich mehr einwenden, wie dies auch sonst schon von verständigen Männern geschehen ist. Die besondere Einleitung ist der allgemeinen vorangeschickt, weil von Authentie und Integrität des Ganzen erst die Rede sein kann, nach Erforschung der einzelnen Bücher (p. 1.) Dieser Grund möchte schwerlich haltbar sein, da nach unserer Ansicht von der Authentie und Integrität des Ganzen gar nicht die Rede sein soll. Dieser Punkt gehört zu den Resultaten, welche andere Disciplinen, Apologetik, Dogmatik, aus der Einleitung ziehen können. Ihren historischen Charakter nach behandelt die Einleitung das N. Test. nun insofern als Ganzes, als dasselbe im urchristlichen Geiste einen gemeinsamen Ausgangspunkt hat, und in der Geschichte des Kanon als Ganzes erscheint. Wegen des erstern Gesichtspunkts mufs aber die allg. Einl. der besondern nothwendig vorangehen, wenn auch manche andere Elemente, welche der äufsern Geschichte angehören, eben so gut vor als nach der besondern Einleitung abgehandelt würden. Was nun den Inhalt der allg. Einl. selbst betrifft, so hat Hr. Dr. Schott manche Punkte hineingezogen, welche anderen Wissenschaften, namentlich der Apologetik angehören, oder ziemlich müfsig dastehen. Von den zwei Abschnitten, worein das Ganze getheilt ist, handelt der erste über die Beschaffenheit und das Ansehen des N. Test.; der zweite enthält die krit. Geschichte des Textes. Der erste Abschnitt zerfällt wiederum in 3 Kapitel; das erste handelt über Zweck, Quelle, Sprache und Stil, das zweite über die Glaubwürdigkeit; das dritte über Inspiration und kanonisches Ansehn des N. Test. Hier wird auch die Geschichte des N. Testamentl. Kanon abgehandelt. Man kann in dem Herbeiziehn mehrerer dogmatischen Fragen das Bestreben nicht verkennen, der Einleitung aufser dem blofs historisch-kritischen auch geistigen und christlichen Inhalt zu vindiciren; nur dürfte dies nicht auf solche Weise geschehen. Im ersten Kapitel erwartet man Untersuchungen über den höhern Zusammenhang des N. Test. in der Geschichte der Literatur überhaupt, und über das Eigenthümliche desselben nach Inhalt und Form im Verhältnifs zu der Wirksamkeit des Christlichen Geistes im Allgemeinen; die abstracten Bemerkungen über Zweck und Quellen genügen nicht, da sie gerade die endliche Seite jener Schriften betreffen, und in der besondern Einleitung abgehandelt waren. Was §. 120. über die Form des N. Test. bemerkt wird, kann nur auf einem Standpunkt genügen, wo man die Ideen der Christlichen Religion von ihren Vorstellungen nicht unterscheidet. Am längsten verweilt der Verf. bei der Sprache des N. Test., und schliefst daran sogleich hermeneutische Bemerkungen, und die Angabe lit. Hülfsmittel. — Die apologetische Abhandlung über die Glaubwürdigkeit des N. Test. gehört wohl nicht hieher; wollte man sie aber auch gelten lassen, so möchte sie in dieser Weise nicht genügen. Gegen die gewöhnliche Argumentation, dafs jene Schriftsteller die Wahrheit sagen konnten und wollten, lassen sich so viele philosophische und andere Einwendungen machen, dafs ihr die beweisende Kraft fehlt. Mehr läfst sich aus der innern Beschaffenheit des N. Test. folgern; allein auch hierbei machen die Widersprüche und partiellen Unvollkommenheiten das Resultat schwankend, wenn nicht zugleich aus der Idee der Christlichen Religion ihre absolute Wahrheit abgeleitet wird. — Bei der Geschichte der Kritik folgt der Hr. Verf. gröfstentheils Eichhorn's Einleitung, und zieht auch die alten Uebersetzungen mit Recht hierher.

Die Materialien der allg. Einl. lassen sich wohl am passendsten in 4 Hauptabschnitte theilen, so dafs im ersten vom allgemeinen geistigen Boden des N. T., dem urchristlichen Bewufstsein, von den Bedingungen und Veranlassungen der urchristlichen Literatur, und ihrem Grundtypus nach Inhalt, Darstellungsform und Sprache gehandelt wird; im zweiten von der Geschichte des Kanon; im dritten von der Kritik des Textes, und im vierten von den historischen und ideellen Voraussetzungen der Hermeneutik. — Der erste Abschnitt mufs nach unserer Ansicht manche Elemente enthalten, welche in den Einleitungsschriften fehlen, weil sie nicht der äufsern Geschichte angehören; vorzüglich die Construction des urchristlichen Bewufstseins im Verhältnifs zu der Christlichen Religion überhaupt. Erst hieraus kann die innere, wesentliche Form des N. T. begriffen werden, und auf diesem festen Grunde erhält die freieste

Kritik ihre Berechtigung. Diese Untersuchung wird freilich einen dogmatischen oder philosophischen Charakter annehmen müssen, wodurch die bloſse historisch-kritische Haltung der Wissenschaft gefährdet scheint; allein die bloſs äuſserlich historische Betrachtung führt zu keinem wahren Verständniſs, und im Einzelnen macht auch wirklich jeder Kritiker seine dogmatische Ansicht geltend. Vor Allen sind die reinen Ideen der Christlichen Religion zu entwickeln, welche nicht bloſs aus dem N. T., sondern zugleich aus dem reichen Leben der Christlichen Kirche und durch die Christliche Wissenschaft erkannt werden. Nach ihrem Maſsstabe läſst sich erst entscheiden, in welchem Verhältnisse die einzelnen Bücher des N. T. zu dem Allgemeinen stehen, inwiefern die sogenannten historischen Bücher diesen Namen verdienen, oder nicht, wiefern ein Buch (Johannes) den urchristlichen Geist darstellt, oder einer spätern Entwickelung des Bewuſstseins angehört u. s. w. Dem frommen Bewuſstsein kann freilich eine solche Kritik, welche sich auf den Inhalt selbst erstreckt, gefährlich erscheinen; ohne sie müſste man jedoch auf die Erkenntniſs des Allgemeinen und Objectiven im Urchristenthum Verzicht leisten. Mit der Individualität der heiligen Schriftsteller ist auch ihre partielle Beschränktheit gesetzt. Christus selbst war der objective Gottmensch, bei welchem alle Unterschiede des Menschengeistes als im gemeinsamen Mittelpunkt vereinigt waren; er gehörte dem Geiste nach keinem Volke, keiner Schule, keiner besondern Richtung des religiösen Lebens an. Allein wir kennen ihn nur durch das Medium der heiligen Schriftsteller, mithin nur durch Kritik. Gewisse Widersprüche in der Erzählung von Thatsachen erkennt man im N. T. an, ohne dadurch seine höhere Auctorität gefährdet zu halten; nur von der Lehre behaupten Viele die Untrüglichkeit, und zwar mit Recht, wenn man unter Lehre die Grundideen und nicht alle einzelnen Aussprüche versteht. Aber dem Erzähler ist die vorgetragene Lehre, welche er referirt, ebenfalls Thatsache. Dasselbe gilt von der Anwendung gewisser Heilswahrheiten im Einzelnen. Eine Kritik des Inhalts, welche auf Christliche Wissenschaft basirt ist, gewährt nun das doppelte Resultat, daſs sie einmal die objectiven Ideen, welche in der Stiftung der Christlichen Religion realisirt wurden, nach ihrer logischen und historischen Seite zur Gewiſsheit des Gedankens erhebt, zweitens aber die Erscheinungsform jener Ideen, Vorstellungen, Symbole, Argumentationen der freien Kritik des Verstandes überläſst. Durch das Leben im Geist und durch die Christliche Wissenschaft hat die Kirche die höhere Selbstgewiſsheit erlangt, daſs die Kritik der Erscheinungsformen den Geist selbst nicht berührt. — Beim Ursprunge der N. Testl. Literatur läſst sich ebenfalls die nothwendige und zufällige Seite unterscheiden. Die verschiedenen Typen, in welchen der Christliche Geist ausgeprägt wurde, bevor es zu einer Literatur kam, die speciellen Veranlassungen einzelner Schriften, ihr besonderer Inhalt, ihre Anzahl, die Erhaltung jeder einzelnen gehören der zufälligen Seite an. Wenn man das N. T. als Totalität vom göttlichen Geiste ableitet und seine Erhaltung der göttlichen Vorsehung beilegt, so stellt man sich damit auf einen spätern Standpunkt, von welchem aus der historische Verlauf bloſs nach seiner nothwendigen Seite betrachtet wird. In jenen Schriften sprach sich der Geist der ersten Kirche aus, und die spätere Kirche erkannte darin ihren Geist wieder. Dagegen giebt die Beherzigung der zufälligen Seite ihres Ursprungs das sicherste Verwahrungsmittel gegen Ueberschätzung des äuſsern Buchstaben. Zu ähnlichen Resultaten führt die Geschichte des Christlichen Kanon in der ältesten Kirche, wodurch die freieste Kritik über die Echtheit einzelner Bücher nothwendig gemacht wird. Die letztere ist freilich der Buchstabentheologie am meisten anstöſsig, weil es sich immer um eins ihrer Lebenselemente handelt. Sie wird hier auf ihrer schwächsten Seite angegriffen, und sucht daher durch Verdeckung derselben die Theologie wieder auf den unkritischen Standpunkt zurückzuführen, auf dem sie etwa vor hundert Jahren stand. Das stärkste Gegengewicht gegen eine solche Rückkehr zum Unmittelbaren leistet unstreitig die historische Kritik, die schärfste Waffe des Rationalismus; zumal, da die neuere speculative Theologie sich weniger polemisch gegen das Traditionelle verhält, obgleich sie den Rationalismus zu ihrer Voraussetzung hat und nur durch Vermittlung desselben zum Positiven zurückkehrt. Der Glaube selbst kann aber von der historischen Forschung nicht abhängig sein, weil dieselbe keine absolute Gewiſsheit gewährt, wie sie der Glaube verlangt. Weil der historische Boden mehr oder weniger unter den Füſsen der Forschung schwankt, muſs die Theologie dazu hingetrieben werden, die Wahrheit in ihrer eigenen Nothwendigkeit zu erfassen. Die speculative Theologie kann

sich daher nur freuen, dafs die Ungewifsheit der historischen Kritik die Theologie so lange aufregt, bis diese lernt, sich auf den Boden des seiner selbst gewissen Geistes zu stellen. So lernt Mancher schwimmen, wenn der Sand unter seinen Füfsen weicht.

Den dritten Abschnitt von der Kritik des Textes theilt Herr Dr. de Wette mit Recht in zwei Kapitel, von denen das letztere die Geschichte der äufsern Gestalt des Textes, das zweite die Geschichte des Textes selbst behandelt. — Die Geschichte des Textes gehört zu den allerschwierigsten Forschungen der hisorischen Theologie. Die verschiedenen Recensionsysteme sind jetzt fast allgemein als unhaltbare Hypothesen verworfen; dagegen zwei Familien von Lesarten, eine Occidentalische und Orientalische anerkannt. Beiden lag ein gemeinsamer Urtext zu Grunde, welcher aber in keinem historischen Denkmale mehr vorliegt. Ueberhaupt läfst sich die Geschichte des Textes nur bis zu einem gewissen Punkte verfolgen, und das Verlangen, den Urtext selbst herzustellen, bleibt ein frommer Wunsch. Lachmann's Recension des Textes hat in der Kritik eine neue Bahn gebrochen, sofern mit Verwerfung des recipirten Textes, auf dem Grunde der ältesten Zeugen ein historisch documentirter Text gegeben ist. Die Ausgabe ist Resultat historischer Forschung, und giebt die ältesten Zeugen nach ihrer Allgemeinheit, und so möglichst objectiv. Durch Hrn. Lachmann's Forschungen ist es auch klar geworden, wie ungenügend die bisherigen Vorarbeiten der Kritik waren. Die richtigen Grundsätze und die gröfsere Genauigkeit dieser Ausgabe werden gewifs in der Folgezeit noch zu wichtigern Resultaten führen.

Dem vierten Abschnitte über die Hermeneutik des N. Test. vindiciren wir zunächst mehrere hermeneutische Elemente, welche sonst in den Einleitungsstücken zerstreut sind. Da die Hermeneutik als eigene Wissenschaft behandelt wird, so mufs die Einleitung die eigentliche Theorie von sich ausschliefsen, und darf nur die historischen Voraussetzungen derselben nach den Grundzügen enthalten. Es handelt sich darin um 3 Seiten der Auslegung: Sprachforschung, historische Forschung, und theologische Forschung. Die erste Seite ist in beiden Lehrbüchern behandelt. Bei der historischen Forschung läfst sich die allgemeine historische Sphäre von der besondern unterscheiden. In der erstern kommen die allgemeinen Zeitverhältnisse, unter welchen das N. Test. entstand, zur Sprache, sowohl in Beziehung auf die äufsere historische Existenz, als auf das innere Leben. Die besondere historische Sphäre erstreckt sich auf die einzelnen Bücher des N. T. selbst. Wir sind dabei fast ausschliefslich an die Bücher selbst gewiesen, indem die spätern patristischen Traditionen über Veranlassung und Zweck derselben höchst unsicher sind. Hier möchte der rechte Ort sein, über jene Tradition ein allgemeines, vorläufiges Urtheil zu fällen, welches sich dann bei der Untersuchung einzelner Bücher bestätigt. — Die theologische Auslegung soll über die beiden frühern Stufen hinausgehen, und die reine Idee ermitteln, welche explicite nicht im Bewufstsein der Neutestamentlichen Schriftsteller lag.

In der besondern Einleitung vermissen wir in beiden Lehrbüchern eine schärfere Charakterisirung der verschiedenen Gattungen von Schriften, besonders der 5 historischen Bücher. Die letztern unterscheiden sich nach Inhalt und Form so wesentlich von andern historischen Büchern, dafs ein Zweifel entsteht, ob sie überhaupt in diese Kategorie gehören. Die blofse Erzählungsform und die Erwähnung historischer Thatsachen kann nicht entscheiden, da sich viele heterogene Elemente darin finden, wie die Vergleichung der apostolischen Geschichte mit den alttestamentlichen Weissagungen, speculative Elemente, wie die Logosidee, symbolische Darstellungen, wie Geburtsgeschichte, Versuchungsgeschichte, Verklärung, Himmelfahrt, Ausgiefsung des Geistes u. dergl. Die letzteren lassen sich nicht als unmittelbare, sinnliche Thatsachen denken. Zwischen diesen symbolischen und ideellen Elementen und den äufserlichen Thatsachen, als den zwei Endpunkten, liegt Manches, über dessen Stellung man zweifelhaft sein kann. Nehmen wir dazu noch die Tendenz dieser Schriften (Joh. 20, 31.) und die allmälige Entstehung der Mehrzahl, so müssen wir ihnen wenigstens eine abgesonderte Stellung unter historischen Schriften anweisen. Die Bücher enthalten historischen Stoff, aber im Spiegel des urchristlichen Bewufstseins. Dieser Reflex zeigt sich schon durch Vergleichung der ersten drei Evangelien mit dem Johanneischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen Bücher des Neuen Testaments von W. M. L. de Wette. Zweite verbesserte Auflage.

Isagoge historico-critica in libros novi foederis sacros; scripsit D. Henr. Aug. Schott.

(Fortsetzung.)

Grade die evangelische Geschichte liefs diese ideelle Auffassung zu, weil ihre einzelnen Momente von unendlicher Bedeutsamkeit, die Geschichte des ewigen Geistes selbst waren. Wir müssen daher das einzelne Factum und seine Bedeutung oder Allgemeinheit unterscheiden. Die Betrachtungsweise konnte sich entweder an einen äufsern Stoff anschliefsen, oder im religiösen Bewufstsein ihren Ausgangspunkt haben. Das Produkt dieser verschiedenen Thätigkeiten ist religiös betrachtet dasselbe und wird daher in der religiösen Sphäre auf dieselbe Weise dargestellt, historisch betrachtet aber ganz verschieden. Die Einheit beider besteht darin, dafs gewisse Ideen als die Hauptsache gelten, aber in Vorstellungen und dem Verlaufe von Begebenheiten dargestellt sind. In dieser concreten Form kamen die tiefen Ideen des Christenthums zuerst zum Bewufstsein, und es ist gewifs für das religiöse Leben der Kirche sehr wohlthätig gewesen, dafs die Ideen der evangelischen Geschichte selten abstract vorgetragen sind, wie die Logosidee, sondern in anschaulicher Form wie die Geburt, Himmelfahrt Christi u. s. w. Das fromme Bewufstsein faist jene Gestalten in unbefangener Totalanschauung auf, ohne die Idee und Existenz zu scheiden, und wird sich daher auch des Unangemessenen in ihrem Verhältnifs nicht bewufst. Dafs es urchristliche Mythen gebe, ist vom Standpunkt der Vorstellung vielfach bestritten; nur hat man dabei übersehen, dafs die mythischen Elemente nothwendige Momente der Religion sind, und dafs es nicht sowohl auf allgemeine Volksbildung, Alterthum und Länge der Tradition, sondern auf das herrschende Bewufstsein einer Zeit ankommt. Die hohe Würde der urchristlichen Mythen besteht darin, dafs sie symbolische Darstellungen der wahren Begriffsmomente sind. Verfolgt man die Genesis dieser historisch-idealen Anschauung im urchristlichen Bewufstsein, so mufs man zunächst die Ausgiefsung des Geistes als den Endpunkt setzen, von welchem aus die *Erinnerung* der evangelischen Geschichte als allgemeiner, geistiger Geschichte eintrat. Im irdischen Leben Christi trat gewifs das Göttliche in rein menschlicher und adäquater Form hervor; das Symbolische dürfte erst spätere Synthesis des sinnlich Einzelnen und des allgemeinen Begriffs sein. Hierbei ist nun besonders zu beachten, dafs das Verständnifs der evangelischen Geschichte sich erst allmälig ausbildete. Wir haben zu unterscheiden einmal die Sache selbst, dann die Auffassung der Augenzeugen der Sache gegenüber; ferner die spätere Erinnerung an dieselbe auf dem Boden des Geistes, und endlich die fortlaufende Tradition. Die ursprüngliche Auffassung der Augenzeugen mufste zuerst die Jüdische Form haben, welche sich durch den Einfluss Christi erst allmälig zur Christlichen umgestaltete. Die spätere Christliche Erinnerung nach der Ausgiefsung des Geistes reproducirte zunächst den früher erfahrenen Eindruck, mittelbar das Object selbst. Hierbei treten nothwendig Differenzen ein. Jemand kann seine frühere Auffassung für das Object selbst halten; ein Anderer abstrahirt von der Auffassung, ruft das Object von Neuem in sich zurück und construirt den Eindruck von Neuem. Das letztere ist durch die Erleuchtung des Geistes wirklich geschehen; es werden aber dabei noch Uebergänge von der einen Form zur andern statt finden. Bei der spätern Tradition ist dann die frei bildende Anschauung möglich ohne äufseres Substrat.

Hiernach läfst sich die innere Form der historisch-idealen Bücher des N. T. construiren. Statt des theocratischen Pragmatismus im A. T. finden wir hier den

Messianischen Pragmatismus, d. h. die Durchdringung und Verschmelzung der evangelischen Geschichte mit der Idee des Messianischen Reiches. Diese Idee, als das Allgemeine, war das leitende Princip für die Auffassung des Einzelnen. Die Messianische Idee selbst hatte die Form der Vorstellung, auch bei Johannes, nur dafs hier die gröfsere Innerlichkeit hinzukommt. Nun müssen wir in *abstracto* die allg. Idee unterscheiden von den einzelnen Thatsachen und Reden, nicht, als ob das Allgemeine in *concreto* nicht in dem Besondern aufginge, sondern, weil das Einzelne immer nur gewisse Seiten (Momente, nicht Theile) des Allgemeinen vorzugsweise darstellt. Erst der ganze Verlauf der evangelischen Geschichte stellt die Idee des Gottesreichs in *concreto* dar; zugleich sind darin die wahren Momente der Vorzeit enthalten. Bei den einzelnen Momenten läfst sich aber wieder ihre unendliche Bedeutung, oder das Allgemeine geltend machen. Hier tritt der Unterschied des Wirklichen und Symbolischen ein, welcher nach den Begriffsmomenten bestimmt werden mufs. Die Identität Christi mit Gott ist nichts Symbolisches, weil darin die absolute Idee selbst realisirt ist, welche wesentlich Selbstbewufstsein des Geistes ist. Das Allgemeine (die göttliche Idee) ist hier in dem Besondern (dem menschlichen Bewufstsein) absolut aufgegangen, und hat dadurch die absolut adäquate Form erreicht. Nur auf einem Standpunkt, wo man Allgemeines und Besonderes, Ursach und Wirkung, als getrennte Seiten äufserlich auseinander hält, kann man behaupten, dafs das Concretste, die Identität der menschlichen Natur mit Gott, etwas Symbolisches sei. Das letztere tritt erst da ein, wo das Existirende die Idee nicht in adäquater Form ist, sondern sie nur bedeutet. Dieſs zeigt sich z. B. bei der Verklärung Christi, wo Moses, Elias, Christus, drei der Zeit nach getrennte, aber in der Idee zu höherer Einheit verbundene Momente auf äufserliche Weise erscheinen. Diese Aeufserlichkeit der Momente widerstreitet dem Begriffe, wonach die beiden früheren vielmehr in dem dritten aufgegangen sind. Die Symbolik ersetzt diese Bestimmung des Ideellen durch die Vorstellung der Verklärung, wodurch eben die sinnliche Existenz negirt ist. — Es entsteht nun die wichtige Frage, wie weit das Symbolische auszudehnen ist, und ob sich bestimmt eine Grenze zwischen ihm und dem concret Wirklichen angeben läfst? Die speculative, besonders abstract-speculative, theosophische Richtung von den Gnostikern und Alexandrinern bis auf unsere Zeit herab, hat das Symbolische immer sehr weit, zuweilen über die ganze evangelische Geschichte ausgedehnt. Die Momente der Geistesentwicklung sollen nur übergetragen sein auf ein Individuum, als Repräsentanten des Geistes. Eben in der Individualität desselben, wonach er nicht das Allgemeine ist, sondern nur vorstellt, soll der Grund des Symbolischen liegen. Diese Ansicht, consequent durchgeführt, widerstreitet nicht allein dem Christlichen Bewufstsein, da sie die ganze bedeutsame Erscheinung Christi aufhebt, sondern widerstreitet auch dem speculativen Begriffe, wonach Allgemeines und Einzelnes nicht auseinder fallen; sie widerspricht endlich auch der Geschichte. Denn immer mufs man zugeben, dafs der historische Christus die allgemeinen Vorstellungen hervorgerufen; dennoch würde er sie nach jener Ansicht nicht dargestellt haben. Man müfste ferner alle Berichte von Augenzeugen verwerfen, und liefse das Factum unerklärt: wie Abstractionen ohne ein Concretes, besonders in einer Zeit der concreten Anschauung entstehen konnten. — Verschieden von dieser idealistischen Auffassung und Verflüchtigung des Concreten, ist die ideale Erklärung der Geschichte, wobei das Concrete als factisch beibehalten, und nur die allgemeine Bedeutung für das Ideenreich daraus gezogen wird. Auf letztere Weise verfährt häufig die neuere speculative Theologie, um die Vorstellung zu schonen. Allein dabei geht das nothwendige kritische Element verloren, welches ebenfalls durch das Verhältnifs der reinen Idee zu der äufsern Darstellung als wesentlicher Durchgangspunkt zur Ermittlung der concreten Wirklichkeit gesetzt ist. Die verschiedenen Ansichten lassen sich ausgleichen, wenn wir das Criterium annehmen, dafs das symbolisch-ideelle Moment da anzunehmen ist, wo Inhalt und Form nicht in einander aufgegangen sind. Die Vorstellung sträubt sich öfter hartnäckig gegen eine solche Kritik, und verflüchtigt grade dadurch den wesentlichen Gehalt der Christlichen Vorstellung. So z. B. bei der Himmelfahrt Christi. Nach der urchristlichen Vorstellung ist Christus sichtbar gen Himmel gefahren, also auch dem Leibe und der ganzen menschlichen Natur nach. Der Leib mag verklärt sein, d. h. ganz angemessenes, in sich unselbstständiges, Organ des Geistes; die Hauptsache ist, dafs die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur fortdauert; dafs Christus nicht als Logos, sondern als Gottmensch zur

Rechten Gottes sitzt. In dieser Vorstellung liegt offenbar die tiefe Idee, dafs die Identität beider Naturen auf objective, dauernde Weise vollzogen ist. Wird die Vorstellung verändert, so geht auch die Bedeutung verloren. Nun scheint aber die Vorstellung unhaltbar; der Himmel ist die Sphäre des Allgemeinen, die Substanz, die Rechte Gottes ist an keinem bestimmten Ort, die Allgegenwart des Leibes widerstreitet seinem Begriff, die Verklärung darf nicht zur Vernichtung des Leibes ausgedehnt werden; daher befindet sich die Vorstellung in einer Menge von Widersprüchen. Anstatt dieselben durch Scheidung der Idee und Anschauung zu versöhnen, läugnet sie entweder die Wahrheit der ganzen Darstellung, oder, will sie dieselbe festhalten, so bleibt sie rathlos unter den angeblich unbegreiflichen Widersprüchen stehen, oder, wenn es zu einer Lösung kommt, so bannt sie das Unendliche an einen bestimmten Ort, oder verflüchtigt die menschliche Natur Christi, hebt somit die wesentliche Bedeutung der Himmelfahrt auf. Das Unchristliche, welches man häufig der speculativen Erklärung vorwirft, findet sich dann nicht minder auf der andern Seite. Die kühnste Kritik, wenn sie nur auf dem Boden der absoluten in Christo realisirten Idee steht, und die Christliche Vorstellung nach ihrer unendlichen Bedeutsamkeit und Nothwendigkeit würdigt, ist der Christlichen Kirche weniger gefährlich, als die Verdrehung der Christlichen Vorstellung selbst. Die neuern biblischen Theologen haben gewifs das aufrichtige Bestreben, ihre Vorstellungen mit den biblischen in Einklang zu bringen; in der Gestaltung derselben wird aber immer der grofse Unterschied bleiben, dafs die Vorstellungen in der neuern Form nicht Produkte der unmittelbaren religiösen Anschauung, sondern durch die Verstandeskategorien reflectirt sind. Die flüssigen, seelenvollen und phantasiereichen Anschauungen werden durch den Verstand fixirt, verknöchert und nicht selten verkrüppelt. Das mystische Element der neuern Rechtgläubigkeit und das bescheidene Verzichten auf die Erkenntnifs der absoluten Wahrheit, kann jene starren Gebilde nicht beleben; und schwerlich möchte eine durchgreifende Veränderung eintreten, bis das Bewufstsein vom Unterschiede der unmittelbaren, productiven, und der reflectirten, reproducirten Vorstellungen recht klar und lebendig wird.

Betrachtet man die äufsere Darstellungsform dieser Bücher, so ist nicht zu verkennen, dafs sie einen morgenländischen, Jüdischen Ursprung haben, wenigstens in den Hauptelementen. Daher die Aehnlichkeit ihrer Erzählungsform mit den histor. Büchern des A. T. in der ganzen Anlage und im Einzelnen. Die Orientirung des verständigen, kritischen Lesers in den sinnlich concreten Verhältnissen hat grofse Schwierigkeit, weil der ganze Weltzusammenhang weniger nach Verstandeskategorieen geordnet ist. Die Erzählung ist nicht allein unkünstlerisch und populär, sondern grofsentheils auch unanschaulich und dunkel, so dafs es schwer hält, den eigentlich verständigen Zusammenhang der Begebenheiten zu construiren. Vom Allgemeinen wird zum Besondern übergegangen und umgekehrt, es fehlen Mittelglieder, der Causalnexus tritt zurück, faktische und symbolische Elemente sind ineinander gewebt. Der Boden der Wirklichkeit wird daher öfter verlassen, ohne gehörige Andeutung und Vorbereitung; gewisse Erscheinungen werden nicht in ihrem Werden, sondern als fertige vorgeführt, die Wirkung einer Handlung wird beschleunigt u. dergl. Durch diese Darstellungsform erhalten viele Begebenheiten einen räthselhaften Charakter, und zwar nicht allein Wundererzählungen, wobei es vorzugsweise der Fall ist, sondern auch andere, welche ihren einzelnen Bestandtheilen nach mehr dem gewöhnlichen Laufe der Dinge angehören, z. B. Taufe Christi, Einzug in Jerusalem, der Umgang Christi mit den Jüngern nach der Auferstehung. Das Unbegreifliche deutet die Erzählung öfter selbst an; s. B. Lukas 24, 31. Aus dem Umstande, dafs das genetische Interesse fast ganz zurücktritt, erklärt sich dann die allgemeine Anlage der Evangelien, welche der psychologischen Forschung über Christus so wenig Aufschlufs gewährt. In der That ist in der religiösen Vorstellung nicht der werdende, sondern der in sich vollendete Gottmensch Hauptobject. Der echt Christliche Geist und die hohe Würde jener Berichte tritt besonders deutlich hervor, wenn man sie mit den Neutestamentlichen Apokryphen vergleicht, in denen häufig das Einfach-Symbolische in's Abenteuerliche, das Ideal-historische in's Legendenhafte ausgeartet ist.

Ueber die apokryphischen Evangelien ist man jetzt allgemein einverstanden, dafs sie den Ursprung der kanonischen nicht erklären, und nur ein negatives Moment in der Kritik haben, nämlich die kanonischen als älter und ursprünglicher zu erweisen. Dr. de Wette's Zusammenstellungen verbreiten darüber genügende Be-

lehrung, so dafs Dr. Schott es nicht einmal für nöthig befunden hat, diesen Gegenstand in gleicher Ausführlichkeit und Gründlichkeit zu behandeln.

Um den Ursprung und das gegenseitige Verhältnifs der drei ersten kanonischen Evangelien zu erklären, mufs eine Hypothese gesucht werden, woraus das Uebereinstimmende und Abweichende derselben gleichmäfsig erklärt wird. Nach den vielen verunglückten Versuchen ist man jetzt fast allgemein einverstanden, dafs eine doppelte Quelle anzunehmen ist, die mündliche Tradition und gegenseitige Benutzung der einzelnen Evangelien. In der nähern Bestimmung dieser Factoren weichen die Forscher von einander ab, und das Schwanken der Ansichten dürfte wohl noch länger fortdauern. Die Tradition, scheint es, mufs wegen des geringern Umfangs der Hauptbegebenheiten, auf einen engern Kreis beschränkt werden, und kann wohl nicht die allgemein Apostolische gewesen sein. Dieser allmälig enger gezogene Kreis erhält später noch die besondere Färbung durch eigentlich Jüdisch-Christliche Elemente im ersten Evangelium und durch universellere im dritten, wogegen das zweite neutral geblieben ist. Was den zweiten Factor betrifft, die Benutzung des einen durch den andern, so hat dieselbe Vieles gegen sich, wenn man die Evangelien in der vorliegenden Gestalt in ein unmittelbares Verhältnifs setzt. Am wenigsten möchte Lukas den Matthäus benutzt haben; aber auch die Compilation des Markus aus den beiden andern, hat viele Schwierigkeiten, wenn man sie auch, wie de Wette, nach dem Gedächtnifs anstellen läfst. Uns ist immer die Annahme als die wahrscheinlichste erschienen, wonach man das Aufzeichnen der Evangelientradition als allmälig festsetzt und einen Zusammenhang der Partikularschriften vor der Gestaltung der vorliegenden Gesammtbearbeitungen annimmt. Die Uebereinstimmung in der Anlage des Ganzen ist dann aus der schon enger begrenzten Evangeliensage abzuleiten. — Die patristischen Sagen über den Ursprung der drei ersten Evangelien werden mit Recht von Dr. de Wette in Zweifel gezogen. Es scheint denselben indefs das Wahre zu Grunde zu liegen, dafs in der besondern Gestaltung der Evangelientradition drei urchristliche Hauptrichtungen mehr oder weniger geltend gemacht sind; die Jüdisch-Christliche führte man auf Matthäus zurück, von dem man auch sonst wufste, dafs er den Palästinensern ein Evangelium geschrieben habe; die zweite neutrale auf Markus und mittelbar auf den Apostel Petrus; die dritte auf Lukas und mittelbar auf Paulus. Wenn man berücksichtigt, wie die Sage allgemeine Richtungen mit ihren Repräsentanten identificirt, so kann die Verwerfung der kirchlichen Tradition in ihrer spätern Form schwerlich als Willkür gelten. Gegen die Authentie des ersten Evangeliums sind seitdem mehrere Abhandlungen erschienen, worüber wir nächstens genauern Bericht abstatten wollen. Dr. Schott hat sich in diesem Punkt von der Tradition bestimmen lassen.

Das vierte Evangelium ist seinem Zwecke nach kein eigentlicher Geschichtsvortrag, sondern der Erweis des Göttlichen in Christo. Durch diesen allgemeinen Zweck haben die historischen Elemente darin schon ihre Unmittelbarkeit verloren, sie werden nicht als solche referirt, sondern dienen einem andern. Die Kritik hat sich länger mit der Frage beschäftigt, ob ein Augenzeuge solcher Anschauung fähig sein konnte; nachdem die Echtheit des Evangeliums erwiesen ist, fragt es sich, wie Johannes zu dieser ideellen Ansicht gekommen ist. Den Gegensatz zwischen derselben und der Darstellung der ersten Evangelien hat man öfter übertrieben, da auch hier das Göttliche in Christo erscheint, aber mehrentheils unter Jüdischer Form, während es bei Johannes von der äufsern Hülle befreit, im reinen Aether der Anschauung strahlt. Es entsteht nun die Frage: Kann die Johanneische Auffassung mit Christi Lehre identisch gewesen sein, und sich in dem Apostel noch während seines Umgangs mit Christo gebildet haben? Geht man von der durchgängig historischen Treue der ersten Evangelien aus, so kann man leicht zu Dr. Bretschneider's Hypothese geführt werden, dafs das Evangelium aus einer spätern Zeit herrühre, wo statt der einfach-historischen sich eine mystisch-speculative und übertriebene Vorstellung von Christo gebildet hatte. Dann kann das Evangelium von keinem Augenzeugen herrühren; denn ein solcher konnte sich gegen seine eigenen Erfahrungen nicht in diesem Grade exaltiren.

(Der Beschluls folgt.)

№ 111.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen Bücher des Neuen Testaments von W. M. L. de Wette. Zweite verbesserte Auflage.

Isagoge historico-critica in libros novi foederis sacros; scripsit D. Henr. Aug. Schott.

(Schluss.)

Hält man auf der andern Seite die historische Treue der Johanneischen Reden fest, so muss man nicht allein die Relationen der übrigen zu weit beeinträchtigen, sondern man kann auch nicht recht begreifen, wie die Zuhörer Christi solche Vorträge verstehen konnten, welche gröstentheils für gebildete Leser berechnet zu sein scheinen. Vom äusserlich historischen Standpunkt läst sich hier schwerlich entscheiden, da man auf demselben gar keine vorläufige Voraussetzung über die Form von Christi Lehre haben darf. Betrachtet man die Sache nach innern und psychologischen Kriterien, so hatte Johannes unstreitig die Fähigkeit, historische Verhältnisse treu aufzufassen; nur darf diese Annahme von äusserlichen Begebenheiten nicht sogleich auf die Vorträge ausgedehnt werden. An absichtliche Verdrehung läst sich zwar nicht denken, wohl aber an unwillkürliche Reproduction durch das Medium einer neuen Form des innern Lebens. Diese konnte sich in ihm erst allmälig gebildet haben, durch die Entwickelung Christlicher Lebenskeime und die Berührung mit verwandten Bildungsformen, namentlich der beschaulichen Griechisch-Jüdischen Richtung. Dasselbe mus ja, nur in anderer Weise, von der parallelen Evangelientradition gesagt werden. Den Einfluss der letztern Richtung auf Johannes beweist die Logosidee, welche Christus selbst wohl nicht auf sich angewendet hat. Nun steht aber diese Idee bei Johannes nicht vereinzelt da, wie eine pomphafte Einleitung zu einer trivialen Lebensbeschreibung, sondern sie zieht sich in verschiedenen Windungen durch das ganze Evangelium. Nichts kann verkehrter sein, als dem Apostel eine indirecte Polemik gegen diese Idee zuzuschreiben. Führt man dieses consequent durch, so folgt daraus allerdings, dass manche Elemente, vielleicht die allgemeine Form überhaupt als subjective Zuthat des Verfs. zu betrachten sind, welcher die Objecte in sich verklärte, und aus seinem Geiste in durchgehender Gleichförmigkeit wie einen Guss von Neuem gebar. Diese Form hat indefs nichts Exaltirtes, da der Verf. nur die Jüdischen und materiellen Elemente abstreifte und das Ganze, seinem Zwecke gemäfs, in allgemeinerer, mehr ideeller Form darstellte. Damit war zugleich die umfassende Einheit der referirten Begebenheiten und Reden gesetzt. Die subjective Stimmung der seligen Anschauung, der eigenen Befriedigung bei der Vertiefung in die Objecte ist ganz dieselbe, welche im ersten Johanneischen Briefe erscheint. Der Hauptzweifel, welchen Dr. de Wette gegen die Authentie des Evangeliums äusert, dass es nämlich immer schwer zu begreifen bleibe, wie ein Fischer aus Galiläa sich so ganz in die Bildung eines Griechischen Juden habe werfen können, läst sich auf keinem historischen Fundamente geltend machen und löst sich in eine psychologische Unwahrscheinlichkeit auf, die sich wohl durch Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit des Apostels heben läst. Auf Hrn. Dr. Schott scheint die Kraft mancher neuern Zweifel nicht den gehörigen Eindruck gemacht zu haben, da er sie zu leicht beseitigt.

Die Apostelgeschichte ist bisher noch keiner durchgreifenden, recht in's Einzelne gehenden Kritik unterworfen worden. Dr. de Wette deutet mehrere Zweifel gegen den historischen Charakter mehrerer Begebenheiten in der ersten Hälfte und gegen die Authentie des Werkes an. Dieselben haben auf Dr. Schott wieder nicht den gehörigen Eindruck gemacht, weil mehrere einen dogmatischen Charakter haben. Die spätere Ansicht des Berichterstatters läst sich indefs bei manchen

Berichten nur durch exegetische Künste oder materialistische Ansichten wegerklären. So scheint uns die Erzählung vom Pfingstwunder an's Ende der apostolischen Zeit oder noch später herabzuführen. Die Apostel reden mit Zungen, welche sich aus einem geistigen Feuerstrom entwickeln und den Einzelnen zu Theil werden. Die neuern Untersuchungen über die Gabe der Zungen haben es für die Mehrzahl der Theologen wohl aufser Zweifel gesetzt, dafs darunter keine eigentlich linguistische Fertigkeit, sondern eine neue, höhere, vielleicht etwas excentrische Begeisterung und deren halb formlose Aeufserung zu verstehen sei. Wir übergehen andres dieser Art, und machen nur noch auf die formelle Unvollkommenheit der Apostelgeschichte aufmerksam. Von C. 16, 11. fängt die Erzählung an, öfter in der ersten Person des Plural zu reden. Die Vertheidiger der Authentie legen darauf grofses Gewicht; nur mufs es auffallen, dafs Lukas in der ganzen Erzählung nicht namentlich genannt wird, und niemals, auch nicht bei Nebenumständen, als handelnde Person auftritt. Sollte er wirklich so unbedeutend gewesen sein, oder die nicht einmal passende Selbstverläugnung gehabt haben, seine eigene Thätigkeit ganz zu ignoriren? Uns scheint vielmehr irgend ein Reisebericht eines Begleiters Pauli zu Grunde zu liegen, welcher nicht gehörig eingeführt und mit dem Ganzen verwebt ist. Von einem Begleiter Pauli erwartet man aufserdem genauere Nachrichten über diesen Apostel, als der Verf. giebt. — Wir müssen hier das Nähere übergehen und wünschen nur, dafs die Apostelgeschichte bald einen tüchtigen kritischen Bearbeiter finden mag.

Bei den meisten Paulinischen Briefen steht die Kritik auf festem Grund und Boden. Die Briefe aus der Gefangenschaft lassen wir mit Dr. de Wette so lange in Rom geschrieben sein, bis stärkere Einwürfe gegen diese traditionelle Meinung gemacht werden. Streng begründet ist indefs die letztere nicht. Manche neue Ansichten Hrn. Schrader's werden bei den besonnenen Kritikern nicht leicht Eingang finden, obgleich sie die traditionelle Meinung wohlthätig rütteln.

Die Zweifel an der Echtheit des Briefes an die Epheser hat Hr. Dr. de Wette ungeachtet verschiedener Einwendungen nicht zurückgenommen. Eine positive Hypothese über den Ursprung dieses Briefes wird nicht mitgetheilt. Man hat aber sonst vermuthet, dafs der Schreiber des Briefes an die Colosser vom Apostel den Auftrag erhalten habe, einen ähnlichen an mehrere Gemeinden (den sogenannten Ephesierbrief) abzufassen; und dafs ihm auf diese Weise die im Gedächtnifs aufbewahrten ähnlichen Gedanken und Phrasen in die Feder geströmt seien. Diese Hypothese entbehrt der Schwierigkeiten, welche die Annahme hat, dafs der Brief dem Apostel später untergeschoben sei, wozu man bei der allgemeinen Haltung des Briefes keine Veranlassung sieht. Sie scheint uns aber ebenfalls unhaltbar, da die kritische Frage wohl so zu stellen ist: Ist es bei der anerkannten partiellen Verwandtschaft des Briefes mit dem an die Colosser, und seiner selbstständigen Haltung auf der andern Seite, wahrscheinlicher, dafs ihn der Apostel selbst, oder dafs ihn ein Anderer geschrieben habe? Was man für das Letztere gesagt hat, scheint uns in der That unbedeutend und vom Hrn. Professor Guerike in seinen Beiträgen zur Einl. in's N. T. hinlänglich widerlegt. Am meisten möchte die Selbstständigkeit und Grofsartigkeit des Ganzen für die Echtheit sprechen. Der Brief ist keineswegs zusammengestoppelt, und verfolgt seinen eigenen Ideengang, nur dafs sich darin manche scheinbar tautologische Elemente finden. Alles zusammen läfst sich aber offenbar am genügendsten erklären, wenn man den Apostel selbst als Verf. annimmt, welcher selbst von dem abgehandelten Gegenstande auf's Tiefste ergriffen war. Die innere Gröfse dieses Briefes scheint uns die beste Vertheidigung seiner Echtheit zu sein.

Anders verhält es sich mit den Hirtenbriefen, wo die Zweifel an der Echtheit auf exegetischem Wege entstehn; bei dem ersten Briefe an Timotheus auch durch die Parallele der beiden andern. Eichhorn's Zweifel an der Echtheit derselben werden mit Recht von de Wette und Schott fortgesetzt. Nur scheinen uns die historischen Gründe, wonach alle drei Briefe nicht zum Leben des Apostels stimmen, kein Gewicht zu haben. Die historischen Beziehungen lassen sich passend ordnen, wenn man eine zweite Gefangenschaft des Apostels annimmt, eine Annahme, welche nicht dem Vorwurf der Willkür verdient. Blofse Wahrscheinlichkeitsgründe können hier nichts beweisen. Die bekannte Stelle des Clemens Romanus setzt eine Reise des Apostels nach Spanien voraus. Aber auch abgesehen von dieser declamatorischen Stelle und der unverbürgten Tradition späterer Kirchenväter, ist eine zweite Gefangenschaft Pauli historisch erwiesen, wenn die Echtheit der

Hirtenbriefe zu retten ist. Man verlangt offenbar zu viel, wenn man noch anderweite Zeugnisse haben will. Die exegetische Kritik jener Briefe führt freilich zu keinem bestimmten Resultat, obgleich sich für die Echtheit der beiden letztern eben so viel, und wohl noch mehr sagen läfst, als dagegen. Besonders scheint der ganze Ton des zweiten Briefes an Timotheus und die speciellen historischen Beziehungen darin stark für seine Echtheit zu sprechen. Dann läfst sich auch die Echtheit des Briefes an Titus retten.

Die Kritik über den Brief an die Hebräer ist durch Bleek's Forschungen ziemlich beendigt. Indefs scheint uns dieser Gelehrte die Uebereinstimmung in den Grundideen des Briefes mit den Paulinischen etwas zu stark urgirt zu haben. Dr. de Wette deutet die Differenzen, welche besonders Dr. Dav. Schulz entwickelt hätte, kurz aber stark genug an. Fassen wir die beiderseitigen Ideen zu einer Totalanschauung zusammen, so bleibt immer die Hauptdifferenz, dafs der Brief an die Hebräer die Idee des Gottesreichs in's Jenseits versetzt, und die herrliche Paulinische Anschauung von der Wirklichkeit des Geistes in der Kirche, als einem in sich vollendeten Organismus, die concreteste und tiefste Idee des Apostels, nicht kennt. Der Hebräerbrief ist nicht nur ein Seiten- sondern auch ein Gegenstück zum Brief an die Epheser.

Die kritische Geschichte der katholischen Briefe ist dunkel, und führt zu keinen bestimmten positiven Resultaten. Wir heben nur ein Paar Punkte hervor. Unter dem Bruder des Herrn, dem Verf. des Briefs Jacobi, versteht man gewifs am richtigsten einen leiblichen Bruder Christi, welcher später gläubig wurde, zu Ansehn gelangte und am passendsten jenen Beinamen führen konnte. Merkwürdig ist der Widerspruch dieses Briefes gegen die Paulinische Lehre von der Rechtfertigung. Es zeigt von dem richtigen Urtheil de Wette's, dafs er diesen Widerspruch nicht mit den meisten Neuern wegerklärt. Es gehört nicht viel dazu, den Widerspruch auszugleichen; es fragt sich aber, ob er im Bewufstsein des Verfs. ausgeglichen war. Von Jacobus läugnen wir dieses ebenfalls; dagegen war er im Bewufstsein des Apostel Paulus wirklich ausgeglichen; denn die Paulinische Lehre enthält eben beide Seiten des Gegensatzes zur Form der concreten Freiheit versöhnt. — Bei dem ersten Petrinischen Briefe scheinen uns die Gründe für dessen Authentie überwiegend, ohne dafs jedoch die Kritik recht festen Fufs fassen könnte.

Bei der Apokalypse hat in neuern Zeiten besonders Ewald die Einheit des Werkes geltend gemacht, so dafs Dr. de Wette nicht mehr entschieden der Trennungshypothese zugethan ist. Vor kurzem ist von Dr. Lücke's lange erwartetem Commentar die Einleitung erschienen, welche die Untersuchung nochmals von Neuem aufnimmt und den Freunden dieser Wissenschaft gewifs höchst willkommen ist.

Lic. Vatke.

LXXII.

Handbuch über die Lehre von den Rechtsmitteln nach Grundsätzen des Deutschen gemeinen bürgerlichen Processes, nebst einer ausführlichen Vergleichung der betreffenden in Deutschland geltenden partikular-rechtlichen Grundsätze, einer Prüfung der neueren Entwürfe und motivirten Vorschlägen für eine künftige Gesetzgebung. Von Dr. Linde, Hess. Ministerialrathe u. s. w. I. Theil. Auch unter dem Titel: ***Handbuch des Deutschen gemeinen bürgerlichen Processes. IV. Band. Giefsen bei Heyer.*** 1831.

Die Lehre von den Rechtsmitteln im bürgerlichen Processe, gehört im gemeinen Deutschen Rechte zu denjenigen, in welchen sich der Mangel eines festen Princips und der Charakter eines aus den heterogensten Rechtsansichten entstandenen Gemisches zum grofsen Nachtheil der Rechtsuchenden auffallend zeigt. Erfreue sich ja nicht zu frühzeitig eine Partei, wenn sie nach einigen Jahren Processführung endlich ein obsiegliches Urtheil in erster Instanz erhalten hat. Sie darf sicher sein, dafs jetzt der Process noch zweimal so lange, als er bereits dauerte, vom Gegner hinausgezogen werden kann: zwei Instanzen sind wenigstens noch dem Gegner garantirt; und wo das Princip gilt, dafs erst da das Urtheil rechtskräftig ist, wenn *tres conformes* und zwar drei auf einander folgende gleichförmige Urtheile vorhanden sind, wird der chikanenlustige Gegner es leicht haben, die Gegenpartei zu ermüden, da bei dem schwan-

kenden Zustande des gemeinen Rechts in Deutschland er darauf rechnen darf, dafs er auch einige günstige Urtheile für sich erhält. — Bekanntlich hat man noch in manchen Gegenden, wo die Justiz von der Administration nicht getrennt ist, von oben herab die Ansicht des Volkes begünstigt, dafs die Urtheile der Untergerichte nur Versuche seien, dafs erst bei dem Obergerichte eine wahre gründliche Processführung beginne, so dafs die Parteien selbst versucht werden, auf das untergerichtliche Verfahren wenig Werth zu legen, und jeder praktische Jurist weifs, dafs wirklich oft erst der bei'm Untergerichte völlig in Verwirrung gebrachte Proceſs bei dem Obergerichte in das rechte Geleise gebracht werden mufs, woraus es sich erklärt, dafs man, um einigermafsen dem materiellen Rechte den Sieg zu verschaffen, bei den Obergerichten nachsichtiger sein mufs gegen das versäumte Vorbringen der Parteien, und in Bezug auf die Zulässigkeit neuer Thatsachen, so dafs das wahre Verhältnifs der Rechtsmittel und des obergerichtlichen Verfahrens dadurch ganz zerstört und verändert wird. — Für die wissenschaftliche Entwickelung dieser Lehre von den Rechtsmitteln ist aber eben am wenigsten geschehen; die Schriften von Ullrich und Mehlen sind ungenügend. Der Verf. des vorliegenden Werkes, dem Publikum durch sein mit Geist, Gründlichkeit und Klarheit geschriebenes Lehrbuch des Civilprocesses und viele processualische Abhandlungen rühmlich bekannt, hat sich ein Verdienst erworben, dafs er die wissenschaftliche Behandlung der wichtigen Lehre übernahm. Sein Werk zeichnen alle Eigenschaften aus, welche von seinem Lehrbuche eben gerühmt wurden, es erscheint nur als ein vorläufig bekannt gemachter Theil eines gröfseren Werkes, da der Verf. ein vollständiges Handbuch des gemeinen Deutschen Civilprocesses herauszugeben beabsichtigt. Die Methode des Verfs. die in einer Verbindung der historischen Behandlung mit der praktischen Entwickelung mit Benuzung der Resultate der vergleichenden Jurisprudenz besteht, verdient volle Billigung. Ueberall zergliedert der Verf. zuerst die Aussprüche, welche in den einzelnen Rechtsquellen vorkommen, aus denen das gemeine Recht abgeleitet wird; er verfolgt die allmälig durch die gemeinschaftliche Praxis ausgebildete Rechtsansicht, und zeigt, wie in den verschiedenen Partikularrechten die Ansicht modificirt wurde, wie man insbesondere in den neuesten legislativen Erzeugnissen den Grundsatz durchzuführen suchte, prüft dann die verschiedenen Bestrebungen und giebt am Schlusse Vorschläge, wie die in Frage stehende Lehre am besten legislativ aufgefafst werden könne. In der Kritik des bestehenden und in den Vorschlägen bewährt sich der Verf. als ein mit Ruhe und Sachkenntnifs prüfender Mann, den ein richtiger praktischer Sinn leitet; übrigens fehlt es nicht an Seitenhieben, in welchen der Verf. eine gewisse Abneigung gegen die neuesten legislativen Arbeiten an den Tag legt. Wir geben ihm gerne zu, dafs das Haschen nach neuen gesetzgeberischen Experimenten, und vorzüglich die Sitte, aus den verschiedenartigsten Gesetzgebungen *ein Ganzes* zu machen, und heterogene Einrichtungen zu verbinden, tadelnswerth ist; wenn aber der Verf. in der Vorrede die Ueberzeugung ausspricht, dafs die neueren legislativen Erzeugnisse in demselben Mafse unzweckmäfsig für die Anwendung sind, in welchem sie reich an originellen neuen Einrichtungen erscheinen, so dürfte doch eine solche Behauptung in ihrer Allgemeinheit unrichtig sein. Mag es auch Pflicht derjenigen sein, die ein Civilgesetzbuch zu bearbeiten haben, sich möglichst treu an den bisherigen Rechtszustand anzuschliefsen, so ist doch nicht zu verkennen, dafs die processualischen Einrichtungen und vorzüglich die bestehenden Gerichtsverhältnisse im gemeinen Processe einer Umgestaltung bedürfen: und neue Einrichtungen Bedürfnifs sind. Die Pflicht des weisen Gesetzgebers liegt nur darin, sich nicht durch den Schein des Neuen täuschen zu lassen und ehe er eine in einer andern Legislation vorkommende Einrichtung aufnimmt, sorgfältig zu prüfen, in welchem Zusammenhange sie in der jenseitigen Legislation steht, wie sie bisher sich in der Anwendung bewährt und ob sie mit dem Grundsatze der Gesetzgebung, in welche sie aufgenommen werden soll, sich verträgt, so dafs ein organisches Ganze herauskömmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Handbuch über die Lehre von den Rechtsmitteln nach Grundsätzen des Deutschen gemeinen bürgerlichen Processes, nebst einer ausführlichen Vergleichung der betreffenden in Deutschland geltenden partikular-rechtlichen Grundsätze, einer Prüfung der neueren Entwürfe und motivirten Vorschlägen für eine künftige Gesetzgebung. Von Dr. Linde.

(Fortsetzung.)

Die Frage: inwiefern die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit auf die processualischen Einrichtungen wirkt, darf bei einer solchen Prüfung nicht vernachlässigt werden, und wir bedauern es, dafs der Verfasser, welcher sein Handbuch auch auf legislative Vorschläge ausdehnte, auf die Gesetzgebung, welche auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gebaut ist, nämlich auf die Französische, so wenig Rücksicht genommen hat; insbesondere hätten die wesentlichen Verbesserungen des Französischen Processes in der Genfer Processordnung und die trefflichen processualischen Erörterungen in Bellot's Schrift zum *Code de Genève* benutzt werden sollen. — Wir wollen nun unsern Lesern eine Darstellung des Inhalts des vorliegenden Werkes geben. Der Verf. verlangt, dafs die Summe aller Rechtsmittel gleich sei der Summe aller durch den Richter möglichen Verletzungen, er fordert, dafs die Gesetzgebung *Mangel* und *Uebermafs* vermeide, und tadelt jene Einrichtung, nach welcher ein Rechtsmittel bei dem nämlichen Richter, welcher das beschwerende Urtheil fällte, ausgeführt und er in die Lage gesetzt werden soll, über die Rechtmäfsigkeit seines eigenen Erkenntnisses zu urtheilen, z. B. bei der Läuterung oder Supplikation. — Nach einer Entwickelung des Instanzenverhältnisses im Römischen Kanon und im Reichsrechte, und nach der Aufstellung der richtigen Ansicht, dafs die Bundesakte zwar als Minimum drei Instanzen festsetzt, aber es jeder Landesgesetzgebung überläfst, wie sie im Detail das Instanzenverhältnifs reguliren, in welchen Sachen z. B. sie nur eine Instanz gewähren will, fordert der Verf., dafs jede Gesetzgebung die Gerichtsorganisation darauf berechne, dafs dadurch die möglichste Uebereinstimmung des förmlichen Rechts mit dem wirklichen vermittelt werde, dafs Gleichmäfsigkeit in der Rechtsprechung eintrete, um das Vertrauen zur Rechtspflege zu begründen. Sehr richtig bemerkt der Verf., dafs bei der Einrichtung höherer Instanzen vieles darauf ankomme, ob man durch diese Instanzen verhindern will, dafs in den unteren Instanzen nicht eine verschiedenartige Gesetzesauslegung und Anwendung eintrete, oder ob man die ganze unterrichterliche Thätigkeit durch die höhere Instanz beaufsichtigen und jeden Fehlgriff durch sie repariren lassen will. — Hier vermissen wir in dem Werke eine Erörterung über die Mittel, welcher eine Gesetzgebung sich bedient, um das wahrhaft öffentliche Interesse zu realisiren, dafs Gesetzesverletzungen vermieden werden. Das Französische Recht giebt deswegen das Mittel der Cassation; einige Deutsche Partikulargesetzgebungen geben den Parteien, die sich über eine Gesetzesverletzung beschweren können, das Recht, Appellation zu ergreifen, ohne Rücksicht auf eine Appellationssumme. Der angedeutete Gesichtspunct hängt aber auch mit der Organisation der Staatsbehörde, und mit der Frage zusammen, ob nicht eine Cassation oder eine Berufung durch die Staatsbehörde im Interesse des Gesetzes gestattet werden soll. Von der Beantwortung dieser Fragen hängt die Organisation der Rechtsmittel überhaupt ab. Unfehlbar kann die Gesetzgebung die Zahl der Rechtsmittel und der Instanzen beschränken, wenn sie auf der anderen Seite da, wo Gesetzesverletzungen im Urtheile vorkommen, ein Mittel gewährt, wodurch diese Verletzung abgewendet werden kann. — In einem Werke über die Rechtsmittel hätte diese Erörterung nicht übergangen werden sollen. — Der Verf. prüft das Recht des Richters, seine Ver-

fügung abzuändern. Man muſs dem Verf. beistimmen, wenn er dem Richter das Recht giebt, einen Rechnungsfehler selbst ohne Anrufen der Partei, zu berichtigen. Dagegen ist ebenso richtig, daſs der Richter sein Urtheil nicht von Amtswegen ergänzen, z. B. nachträglich über einen vergessenen Punkt noch entscheiden dürfe, und daſs er ein dunkles Urtheil nicht deklariren könne. Der Verf. stellt den Vorschlag auf, daſs, wenn es auf Ergänzung eines Urtheils ankommt, und kein ordentliches Rechtsmittel in der Sache zuläſsig ist, das Gericht, welches das Urtheil gesprochen hat, auf den Ergänzungsantrag einer Partei die Entscheidung nachtragen soll, daſs aber, wenn ein ordentliches Rechtsmittel zuläſsig ist, der Ergänzungsantrag bei dem vorigen Richter als Verzicht auf die ordentlichen Rechtsmittel betrachtet werden soll. Schwerlich verdient dieser Vorschlag Billigung. Es sollte vielmehr immer Regel sein, daſs die Partei den Ergänzungsantrag bei dem vorigen Richter stellen kann; denn wo der Proceſs aus mehreren Punkten besteht und wo einer derselben im Erkenntniſs übergangen ist, restirt ja in Ansehung des übergangenen Punkts kein Urtheil, es ist also consequent, daſs man an den Richter sich wende, der hätte entscheiden sollen. Jeder Praktiker weiſs auch, daſs so viele Fälle vorkommen, wo der Richter, wenn ein Ergänzungsantrag gestellt wird, einfach verfügt, daſs nach der Actenlage auf den angeblich übergangenen Punkt nichts ankömmt, oder daſs er als implicite entschieden anzusehen sei; — darüber kann der Richter, der das vorige Urtheil fällte, am richtigsten entscheiden. Es ist aber ebenso zweckmäſsig, daſs man der Partei, welche bei dem vorigen Richter den Ergänzungsantrag nicht stellen will, und welche ohnehin wegen der übrigen Punkte appellirt, gestatte, den Umstand, daſs ein Punkt im Urtheil übergangen worden, als Beschwerde aufstelle, und nun dem oberen Richter die Entscheidung überlasse. In Bezug auf die Erläuterung der Urtheile legt der Verf. einen besonderen Werth auf den Unterschied, ob das Urtheil dunkel, zweideutig, widersprechend wirklich ist, oder von der Partei nur dafür gehalten wird. — Praktischen Werth aber, um darnach das Verfahren zu bestimmen, hat dieser Unterschied gewiſs nicht; denn ob etwas wirklich dunkel *ist* oder nur *scheint*, kann nicht voraus bestimmt werden, ehe der Richter, der darüber zu urtheilen hatte, entschieden hat. Der Hauptfall ist der, daſs eine Partei das Urtheil auf eine ihr günstige Weise auslegt, und nun nach ihrer Auslegung die Vollziehung verlangt; worauf nun die Gegenpartei gegen diese Auslegung protestirt und der Richter seine Auslegung ausspricht.

Der Verf. entwickelt hierauf die Lehre von der Appellation insbesondere gegen die Beiurtheile. Bekanntlich ist diese Frage: gegen welche Urtheile, die nicht Endurtheile sind, Appellation zuläſsig sei, im gemeinen Processe ebenso streitig, als legislativ schwierig. Die gewöhnliche Theorie gestattet die Appellation auch gegen Interlokute, welche die Kraft eines Endurtheils haben, und gegen alle, welche Beschwerden zufügen, die durch Appellation von dem Endurtheile nicht mehr gehoben werden können, nur nimmt man bei dem letzten die Appellation nicht als nothwendig an. Wer nun die Rechtsanwendung in den Deutschen Staaten kennt, weiſs auch, wie wenig man mit diesem Princip ausreicht, und wie ungenügend auch die doktrinellen Versuche sind, den Unterschied in das Leben einzuführen. Der Verf. prüft diese Versuche, und zeigt, daſs insbesondere auch eine neuere Ansicht, nach welcher man Urtheile und Dekrete trennte und darauf sah, ob eine richterliche Verfügung nach beiderseitigem Gehör der Parteien, oder nur auf einseitigen Antrag erging, unhaltbar ist. Die Sache wird am wichtigsten bei den Dekreten, welche die Klage ohne vorgängige Mittheilung an den Beklagten definitiv abweisen. Sollte hier keine Appellation statt finden, weil der Beklagte noch nicht gehört ist?! Will man ehrlich sein, so ist im gemeinen Processe keine gleichförmige Praxis zu finden, und gegen alle Arten von Dekreten wird Appellation versucht, wo es dann von dem Obergerichte abhängt, ob es milder oder strenger in der Annahme der Appellationen sein will. Gewöhnlich entscheidet die Rücksicht, ob eine *laesio* da ist, daher man überall, wo man eine Beschwerde vorhanden findet, nachsichtiger ist, und sie auf dem Wege der Appellation heilen läſst. Der Verf. prüft die partikularrechtlichen Systeme; — Recens. ist überzeugt, daſs alle Bemühungen, durch ein allgemeines im Gesetzbuch aufgestelltes Princip erschöpfend zu bezeichnen, gegen welche Zwischenurtheile Appellation zuläſsig ist, nicht zum Ziele führen, und es wohl am zweckmäſsigsten ist, wenn der Gesetzgeber bei den einzelnen Arten von Dekreten, gegen welche er Appellation zulassen will, dies speciell ausdrückt und den allgemeinen Satz, daſs kein Zwischenurtheil, in der Regel keine

Appellation statt findet, an die Spitze stellt. Recens. läugnet auch nicht, dafs die Besorgnisse des Verf., dafs die Vorschriften der neuen Badischen Processordnung Art. 391. zu weit gefafst sind, und in der Praxis nur Vermehrung der Appellationen gegen Zwischenurtheile begünstigen werden. Man möchte für das zweckmäfsigste halten, wenn die Gesetzgebung gegen Interlokute gar kein Rechtsmittel zulasse; Oesterreichs Gesetzgebung scheint eine gewichtige Autorität zu liefern, und die Rücksicht auf Beschleunigung der Processe gebietet sich die Entfernung dieser häufig nur aus Chikane gebrauchten, in der Regel unnöthigen Zwischenappellationen zu fordern; allein mit Recht erklärt sich der Verf. gegen diese Ausschliefsung der Appellation und stimmt für das gemeinrechtliche System. Es ist auch gegründet, dafs Oesterreichs Gesetzgebung selbst durch einen Umweg diese Rechtsmittel gestattet, welche sie streng auszuschliefsen scheint, und die Bemerkungen der Oesterreichischen Praktiker z. B. Pratobevera, dürfen nicht gering geachtet werden. — Es werden immer Fälle vorkommen, in welchen durch die erst am Schlusse gegen das Endurtheil eingelegte Appellation die Beschwerde, die das Zwischenurtheil zufügt, nicht mehr gehoben werden kann, z. B. wenn das Gesuch um Vernehmung eines Zeugen zum ewigen Gedächtnifs abgeschlagen wurde. Ein den Parteien *schnell* gesprochenes *Unrecht* wird deswegen noch kein *Recht*.

Der Verf. prüft hierauf die aus der Beschaffenheit der Sache oder des Urtheils hergeleiteten Appellationen, vorzüglich die gegen Beweiserkenntnisse. Die Partikulargesetzgebungen schwanken bekanntlich sehr in Ansehung derselben. Durch die Autorität der Preufsischen Gerichtsordnung veranlafst, versuchte man in manchen Staaten, z. B. in Würtemberg und in neuester Zeit wieder in der Badischen Processordnung, eine Abkürzung der Processe durch die Vorschrift einzuführen, dafs keine Beweisurtheile, sondern nur Beweisdekrete bestehen dürften, dafs daher das Beweisinterlokut nicht in Rechtskraft übergehe und eine Appellation dagegen nicht statt finde. Hier zeigt sich der Mangel des richtigen praktischen Sinnes und der blinden Nachahmungssucht, die von einer fremden Gesetzgebung aus dem Zusammenhang gerissene Einrichtungen entlehnt, recht deutlich. In Preufsen hat das blofse Beweisdekret eine Bedeutung im Zusammenhange mit der Preufs. Untersuchungsmaxime mit dem mündlichen Verfahren, und vorzüglich mit der Preufsischen Regulirung des *status causae et controversiae* (s. Gärtner Kritik des Untersuchungsprincips des Preufs. Civilprocesses S. 162—166.). Reifst man aber die Vorschrift, dafs es keine eigentlichen Beweisurtheile geben dürfe, aus diesem Zusammenhang, so entstehen nur Nachtheile. Das Beweisinterlokut ist ein *bedingtes* Endurtheil; das Gericht fällt bereits in jedem Interlokut das Endurtheil, indem es demjenigen, der bestimmte Sätze beweisen würde, den Sieg verspricht. Wer daher das Interlokut erfährt, kennt auch schon das Endurtheil und appellirt gegen das letzte, indem er das Erste angreift. Es ist eine wahre Rechtstäuschung der Parteien, welche vertrauend dem Interlokute und dem darin ausgesprochenen Versprechen, den aufgelegten Beweis antreten und nach einem Jahre kostspieliger Beweisführung erfahren, dafs der nämliche Richter, welcher das Beweisinterlokut fällte, seit einem Jahre andrer Meinung geworden ist, und nun findet, dafs es auf den von ihm vor einem Jahre aufgelegten Beweis nicht ankomme.

(Der Beschluss folgt.)

LXXIII.

Ueber Wallenstein's Privatleben. Vorlesungen gehalten in dem Museum zu München von Julius Max Schottky, Professor. München. 1832. In Commission bei G. Franz. 212 S. in 12.

Das *Privatleben* eines, in die grofsen Bewegungen der Zeit thätig eingreifenden, und von den Welthändeln vielfach in Anspruch genommenen Mannes, tritt gewöhnlich gegen sein *öffentliches* Leben in den Hintergrund. Der Geschichtschreiber hat die Aufgabe, uns den Helden so darzustellen, dafs wir ihn *an seinen Thaten* erkennen und diese eben sind es, die ihn aus dem engen Kreise des Privatlebens hinaus in die Welt führen. Sobald der Geschichtschreiber die Stelle des Kammerdieners übernimmt, so giebt es, nach dem bekannten Sprüchwort, für ihn keinen Helden; er läfst ihn Helm und Rüstung ablegen, wir folgen ihm zur Tafel und in das Schlafgemach und die gewöhnliche, um nicht zu sagen: gemeine Sinnesart ergötzt sich daran, zu erfahren, dafs der grofse Mann doch auch nur ein Mensch war und seine schwachen Stunden hatte. Eine zweite Art geschichtlicher Kammerdienerei beschränkt sich nicht blofs auf die Schlafkammer des Helden, sondern sucht uns auch die Kammern seines Herzens aufzuschliefsen, um die geheimen Motive, aus welchen jede einzelne That hervorgegangen, nachzuweisen, und uns mit den vortrefflichen Gesinnungen und stillen Tugenden des Helden bekannt zu machen. Nach beiden

Seiten hin hat Hr. Schottky sich redlich bemüht; wir erhalten gewissenhafte Schneiderrechnungen nicht nur für den Herzog von Friedland, sondern auch für seine Pagen und Hoffräuleins, und zur Bewährung seiner „*humanen*" Gesinnungen und seines Gefühls für *Freundschaft* und *Liebe* werden rührende Zeugnisse beigebracht. Hätte Hr. Schottky sich nur auf diese Beiträge zu dem Privatleben und dem Privatcharakter Wallenstein's beschränkt, so würde der Historiker wenig Ausbeute in dem Büchlein finden. Allein der Verf. giebt uns, wenn sich dies auch nicht aus dem Titel seiner Schrift schliefsen läfst, zugleich interessante Beiträge zu dem *öffentlichen* Leben Wallenstein's, ohne, wie es scheint, sich dasselbe genauer abgegrenzt zu haben, indem er Verhältnisse zu dem Privatleben zieht, welche dem öffentlichen Leben angehören. Wallenstein's Leben hat in zwei Beziehungen einen öffentlichen Charakter: er ist Reichsfürst und Generalissimus des Kaisers und ist regierender Fürst und Herzog zu Sagan, Friedland, Meckelnburg und Grofsglogau. Offenbar gehören die Nachrichten über die Verwaltung, Verfassung und Rechtspflege des Herzogthums Friedland unter Wallenstein's Regierung nicht zu dem Privatleben des Herzogs, vielmehr würde eine Darstellung dieser Verhältnisse eine wesentliche Lücke in dem öffentlichen Leben, so weit es bisher bekannt geworden ist, ausfüllen, wir würden daraus nicht nur eine neue Seite der ungeheuern Thätigkeit Wallenstein's, sondern auch sein Verhältnifs dem Kaiser gegenüber genauer kennen lernen. Schon damit wäre dem Biographen W.'s ein wesentlicher Vorschub geleistet, wenn es einer der fleifsigen Forscher der Böhmischen Geschichte übernehmen wollte, uns einmal eine genaue Uebersicht der Besitzungen und Einkünfte des Herzogs von Friedland in seiner glänzendsten Periode zu geben. Einzelne Materialien hierzu theilt bereits Hr. Schottky mit und diese sind es vornämlich, wodurch seine Bemühungen eine dankbare Anerkennung verdienen und wir können nur bedauern, dafs der Verf. nicht ausführlicher hierbei verweilt.

Mit sichtlicher Vorliebe hat Hr. Sch. sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, den Charakter Wallenstein's von allen Flecken zu reinigen, mit welchen ihn Dichter und Geschichtschreiber besudelt haben, wobei im Wesentlichen nur wiederholt wird, was der Unterzeichnete im zweiten Theile seiner Wallensteinischen Briefe in einer Abhandlung über die Verfälscher der Geschichte W.'s zu geben versuchte. Wenn sich aber der Verf. darauf einläfst, dem Charakter W.'s einen Anstrich von Gutmüthigkeit und Humanität zu geben, so verwischt er in dem Bilde des Friedländers die Züge natürlicher Derbheit, wie sie Van Dyk mit breitem Pinsel malte und bringt etwas herein, was an die geleckte Manier Van der Werff's erinnert. Der „*humanen Gesinnung des Fürsten*" hat der Verf. ein eignes Kapitel gewidmet und als Belege dafür werden briefliche Aeufserungen mitgetheilt, die uns zeigen sollen, dafs dieser strenge und finstere Mann zuweilen auch einen Anflug gutmüthiger Laune hatte. In welcher Verbindung es aber zur Humanität W.'s steht, dafs er seinem Landeshauptmanne, Obersten von Taxis, angelegentlichst und wiederholt aufträgt, *für guten Veltliner Wein* zu sorgen, können wir nicht wohl einsehen, es sei denn, dafs Hr. Sch. bei den mehrfach in dem Humanitäts-Kapitel mitgetheilten Weinaufträgen W.'s, an das bekannte: Wer nicht liebt Wein" u. s. w. gedacht hätte. Zu solcher gerühmten Humanität wollen freilich andere Aeufserungen des Herzogs nicht stimmen, wenn er z. B. die unerschwinglichen Contributionen in seinem eigenen Lande mit Androhung des Köpfens und Hängens eintreibt. So klingt es keineswegs human, wenn er seinen Kammer-Räthen schreibt: „seht zu, dafs ihr mir das Geld überschickt, wofern anders ihr nicht wollet, dafs ich zuvörderst den Landeshauptleuten und nachher euch die Köpfe abschlagen lasse". Dergleichen Schlufsformeln wiederholen sich oft und nicht immer blieben sie eine leere Drohung. Wie wir den Herzog von Friedland nach mehrjährigem Umgange zu kennen glauben, würde er wahrscheinlich selbst gegen die, von Hrn. Sch. ihm angesonnene, Humanität protestiren. Erst neuerdings ist uns wiederum eine reiche handschriftliche Sammlung Wallensteinischer Urkunden und Briefe zugegangen, woraus sich dies vielfach belegen liefse. So schreibt er, um hier nur Einen anzuführen, aus Parduwitz d. 25. Nov. 1631. an seine Kammer-Räthe zu Gitschin: „*Seht, tractirt mich vor kein gutts Mannl, denn sonsten periclitirt euer Leib, Ehr und Gut — — denn ich werde gewifs mit euch noch niemandtsen scherzen*"!

Dem Zustande damaliger Bildung gemäfs findet sich in Wallenstein's Charakter ein Gemisch von Rohheit und Gesittung und bei seiner Leidenschaftlichkeit und der stündlichen Veranlassung, im Feld und zu Haus strenges Regiment üben zu müssen, konnte es nicht fehlen, dafs er eben für „kein gutts Mannl" gehalten sein wollte, wie es denn bekannt genug ist, dafs er in dem Heere und von seinen Untergebenen als „*der Tyrann*" nur gefürchtet, nicht geliebt wurde. Wenn er mit der humansten Gesinnung Aufträge an Taxis ertheilt, seinen Pagen Unterricht im Lautenschlagen und Clavierspiel geben zu lassen, so dürfen wir doch die inhumanen Postscripte nicht übersehen, worin er befiehlt: „den Procurator, der die Bauern aufgewiegelt, oder sonst was gethan, *steif recken* (foltern) zu lassen.

Die Bezeichnung des Buches als „*Vorlesungen*" liefs voraussetzen, dafs wir den Stoff bereits in die abgerundete Form des Vortrags eingearbeitet finden würden; allein wir finden nur Materialien, welche allerdings demjenigen, der eine Darstellung Wallenstein's als regierenden Herzogs von Friedland geben will, schätzbare Beiträge liefern. Mit einer Biographie Wallenstein's beschäftiget, sind dem Unterzeichneten dergleichen Aufklärungen ganz besonders willkommen, und so hoffen wir, dafs es endlich in der Nacht des Lebens desjenigen hell werden wird, welcher sich selbst die Sterne zu seinen Führern wählte.

F. Förster.

№ 113.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Handbuch über die Lehre von den Rechtsmitteln nach Grundsätzen des Deutschen gemeinen bürgerlichen Processes, nebst einer ausführlichen Vergleichung der betreffenden in Deutschland geltenden partikular-rechtlichen Grundsätze, einer Prüfung der neueren Entwürfe und motivirten Vorschlägen für eine künftige Gesetzgebung. Von Dr. Linde.

(Schluſs.)

Dem Recens. sind schon Fälle vorgekommen, wo nach sechs Jahre dauernder Beweisführung eine Deutsche Fakultät ein anderes Beweisthema auflegte, und nach einer neuen, zwei Jahre dauernden Beweisführung zeigt sich, daſs auch das letzte Beweisthema nicht ganz richtig normirt war. Sollte man jetzt noch ein neues Beweisinterlokut aussprechen dürfen? Mit Recht stimmt der Verf. dafür, daſs man das gemeinrechtliche System der in Rechtskraft übergehenden Beweisinterlokute nicht aufgebe, daſs man auch keine nothwendige Beweisantretung schon mit den ersten Schriften verordne, daſs man gegen jedes Beweisinterlokut Appellation gestatte, und das rechtskräftige Interlokut als unabänderlich betrachte. Die vermittelnden Vorschläge (z. B. im Französischen Rechte) nach welchen gegen das Beweisinterlokut Appellation gestattet wird, und das Interlokut doch wieder von dem Richter, der es fällte, abgeändert werden darf, taugen nichts, sind halbe Maaſsregeln, in denen nicht einmal eine Consequenz liegt.

Der Verf. geht dann zur Prüfung der Lehre von der Appellation gegen zwei gleichförmige Entscheidungen über. Das Französische Recht kennt nur zwei Instanzen (da der Cassationshof nicht als wahre dritte Instanz betrachtet werden kann). Die Deutsche Ansicht hat sich nun einmal an die Nothwendigkeit von 3 Instanzen gewöhnt; es war daher schon ein groſser Fortschritt, als einige Gesetzgebungen den Satz aufstellten, daſs gegen zwei gleichförmige Erkenntnisse keine Appellation zuläſsig sei. — Bei Gelegenheit der Prüfung der Baierischen Proceſsentwürfe von 1825 und 1827 kam diese Frage vorzüglich zur Sprache. — Unser Verf. verkennt nicht, daſs *für* diese Ansicht wichtige Gründe sprechen, er erklärt sich aber doch legislativ dagegen und stimmt dafür, in allen Fällen ohne Rücksicht auf das Dasein von zwei gleichförmigen Erkenntnissen die dritte Instanz zu gestatten. — Recens. kann dieser Meinung nicht beistimmen. Unfehlbar hat der Staat da, wo das erste Urtheil nicht isolirt dasteht und von einem unabhängigen Kollegium bestätigt wurde, da wo die Parteien Gelegenheit hatten, die Gründe des ersten Urtheils zu widerlegen, hinreichende Beruhigung und Bürgschaft, daſs ein gerechtes Urtheil gefällt worden ist, welches er als vollzugreifes betrachten kann. Läſst man die Appellation an die dritte Instanz zu, und reformirt diese die zwei ersten Urtheile, so wird eigentlich ein Zustand des Zweifels begründet, in welchem der Staat consequent der jetzt besiegten Partei, die schon das Urtheil von zwei Instanzen für sich hatte, noch gestatten sollte, ein weiteres Rechtsmittel zu ergreifen, so daſs zuletzt kein Ruhepunkt abzusehen ist, als wenn man endlich drei gleichförmige Erkenntnisse hat. Will man sich auf die Nothwendigkeit oder Gleichmäſsigkeit in der Rechtsprechung berufen, so hängt dies mit den oben von uns angedeuteten Mitteln zusammen, wodurch der Staat das höhere Interesse an der Gerechtigkeit der Entscheidungen realisiren kann, ohne daſs man deswegen zu einer dritten Instanz kommen muſs. Nur muſs Eines zugegeben werden, daſs die ganze Frage mit der Gerichtsorganisation zusammenhängt, und daſs man mit Gerechtigkeit die Appellation gegen zwei gleichförmige Urtheile nur da abschneiden kann, wo schon die erste Instanz collegialisch organisirt und so zweckmäſsig besetzt ist, daſs man den von ihr ausgesprochenen Urtheilen trauen kann. — Da, wie

sich sogleich ergeben wird, der Verf. ein Gegner der Appellationssummen ist, so erklärt er sich auch gegen den Vorschlag, eine höhere Appellationssumme zu fordern, wenn gegen zwei gleichförmige Urtheile die Appellation an die dritte Instanz zulässig sein soll. Eine interessante, mit grofser Detailkenntnifs geschriebene Entwicklung findet sich in der Lehre von den Appellationssummen. Der Verf. erklärt sich gegen die Einführung der Appellationssummen, indem auch bei geringeren Streitgegenständen dieselben Rechtsansichten wie bei den gröfseren Sachen vorkommen können, indem auch die kleinste Sache oft sehr verwickelt sein kann, für die arme Partei der Verlust einer kleinen Summe empfindlicher ist, als für die reiche Partei der Verlust eines weit höheren Betrags. Auch fordere das Interesse des Staats an der Gleichmäfsigkeit der Rechtssprüche die Gestattung höherer Instanzen. — Auch hier kann Recens. dem Verf. nicht beistimmen, obwohl er gern zugiebt, dafs ein grofser Theil der oft für die Appellationssummen angeführten Gründe, z. B. dafs man die Obergerichte nicht zu sehr mit Arbeiten beladen, dafs man der Processsucht vorbeugen müsse, völlig unhaltbar ist; ebenso glaubt Recens., dafs die Einführung von Appellationssummen gerechter Weise nur unter drei Voraussetzungen geschehen könne, nämlich, 1) dafs von den Urtheilen blofser Einzelnrichter immer Appellation gestattet werde, weil die Meinung eines einzigen Mannes nicht Bürgschaft genug für die Gerechtigkeit des Urtheils geben kann; 2) dafs die Summe so bestimmt werde, dafs nicht durch die Höhe ihres Betrags die Mehrzahl der Urtheile der Möglichkeit, gegen sie zu appelliren, entzogen werde. Eine weise Berücksichtigung der finanziellen Verhältnisse des Landes wird hier dem Gesetzgeber nöthig werden. 3) Dafs in allen Fällen, in welchen die Beschwerde darauf gestellt werden kann, dafs im Urtheile ein Gesetz verletzt worden ist, die Appellation ohne Rücksicht auf das Dasein einer Appellationssumme gestattet werde. — Wird dies letzte beachtet, so fällt ohnehin die Besorgnifs weg, dafs durch Einführung von Appellationssummen das Interesse des Staats in Bezug auf die Gerechtigkeit der Urtheile verletzt werde. — Berücksichtigt der Gesetzgeber, was er thun soll, bei Aufstellung einer Regel nicht seltene, aufserordentliche Fälle, sondern nur das was gewöhnlich geschieht, so spricht für die Erfahrung von Appellationssummen gewifs die Erwägung, dafs in den Sachen von geringem Betrag das Verhältnifs einfach ist, und dafs selbst die Geringfügigkeit der Summe im Mifsverhältnisse mit der Gröfse der Processkosten stehen würde, welche durch Gestattung von Appellationen veranlafst würden. — Giebt man nun zu, dafs Appellationssummen eingeführt werden, so entstehen wieder grofse legislative Fragen über die Berechnung dieser Summen, z. B. ob man nur auf den Hauptgegenstand der Klage, oder auch auf Nebengegenstände sehen, ob man mehrere Summen zur Herstellung der nöthigen Appellationssumme vereinigen darf, wie bei Gülten und Renten die Summe zu berechnen ist. Der Verf. hat alle diese Controversen mit genauer Beachtung der gemeinrechtlichen Quellen gründlich erörtert.

Der Verf. entwickelt mit gleicher Vollständigkeit die Lehre vom Verzicht auf Rechtsmittel. Er bestreitet mit Recht die gewöhnliche Behauptung, dafs man vor dem gefällten Urtheile nicht auf Appellation verzichten könne; gestattet auch nach ergangenem Urtheile den Verzicht, jedoch so, dafs, wenn er erst nach erfolgter Rechtfertigung vor dem Oberrichter ausgesprochen ist, die Wirkung der eingetretenen Gemeinschaft des Rechtsmittels berücksichtigt werden mufs. — Der Verf. prüft dann die einzelnen Fälle, in welchen man stillschweigenden Verzicht annimmt, z. B. wenn Jemand Anträge an den Unterrichter macht, oder um Abstellung einer Beschwerde bittet, und legt einen Entwurf vor, wie in einer Civilgesetzgebung die Lehre vom Verzichten durchgeführt werden soll. Der Vorschlag ist nicht ganz erschöpfend, z. B. wie soll es gehalten werden, wenn eine Partei, die bisher im Wechselprocesse klagte, im Laufe des Streits auf den Proces verzichtet (ohne eine sonstige Erklärung oder Protestation diesem Verzichte hinzuzufügen), und in der Folge die nämliche Klage im ordentlichen Processe anstellt. Steht die Einrede des Verzichts der neuen Klage entgegen?

Im IIten Kapitel handelt der Verf. von den Gründen, aus welchen appellirt werden kann, und kömmt hier zu der wichtigen Frage: ob und inwiefern *Nova* in der Appellationsinstanz vorgebracht werden dürfen. Der Verf. findet in den Ansichten der verschiedenen gemeinrechtlichen Quellen einen grofsen Mangel fester Principien und einer consequenten Durchführung der aufgestellten Grundsätze. In Bezug auf den Umfang des Vorbringens der *Nova* in dem gemeinen Processe geht der Verf. davon aus, dafs nie solche *Nova* vorge-

bracht werden dürfen, durch welche neue Ansprüche, sei es durch Klage oder Einrede, begründet würden; in Ansehung neuer Beweismittel unterscheidet er, ob eine peremtorische Beweisfrist vorkam, und ob die Partei mit den Beweisen, die sie in höherer Instanz nachbringen will, präcludirt ist; nur im letzten Falle könnten die präcludirten Beweise nicht mehr vorgebracht werden. — Der Verf. zergliedert nun die verschiedenen Partikularrechte; über manche hier vorkommende Kritik wäre freilich Einiges zu erinnern; so z. B. findet der Verf. in der Badischen Processordnung einen Widerspruch darin, dafs nach §. 69. die Ablehnung eines verdächtigen Richters in jeder Lage des Rechtsstreits geschehen könne, während der §. 1221. erkläre, dafs die Einrede wegen besorgter Befangenheit des frühern Richters in zweiter Instanz nicht mehr vorgebracht werden könne; er scheint aber nicht berücksichtigt zu haben, dafs eben nach §. 69., nach welchem die Ablehnung des Richters auf die Gültigkeit des früheren Verfahrens nicht zurückwirken soll, die in der höheren Instanz vorgebrachte Recusation keinen Einfluss haben kann, weil ja die Verhandlung schon aus den Händen des ersten Richters gekommen ist; es können also die Worte in jeder Lage des Rechtsstreits in §. 69. nur auf jede Lage des Streits in einer und derselben Instanz sich beziehen. Der Verf. prüft dann die Gründe, welche man zuweilen dafür angiebt, dafs eine Legislation die *Nova* gar nicht zulassen soll. Bekanntlich ist der neue Baierische Entwurf behardlich für diese Ausschliefsung; — mit Recht glaubt aber der Verf., dafs, sobald nur die Gränzen des neuen Vorbringens vernünftig gesteckt werden, gegen das Recht dieses Vorbringens überhaupt nichts zu erinnern ist. — Wir hätten gewünscht, dafs der Verf. noch mehr über den hier vorzüglich einschlägigen Gesichtspunkt gesagt hätte, dafs jede Gesetzgebung nach Erreichung des formellen Rechtes strebe. Es ist eben die Frage: wie weit es möglich ist, materielles Recht im Civilprocesse zu realisiren. Sehr beachtungswürdige Entwickelungen findet man auch darüber neuerlich in Gärtner's Kritik des Untersuchungsprincips S. 25—54. Auch hätte der Verf. auf den Einfluss, den die Mündlichkeit des Verfahrens auf die Entscheidung dieser Frage hat, und daher auf die Ansicht des Französ. Processes über das Vorbringen der *Nova* Rücksicht nehmen sollen. Vorzüglich verdiente die vom Verf. berührte Frage: ob man auch in dritter Instanz *Nova* zulassen soll, wenn sie auch in zweiter Instanz zugelassen waren, noch eine nähere Erörterung. Der Verf. tadelt die Preufsische Gesetzgebung und die Badische Processordnung, welche in dritter Instanz keine *Nova* gestatten; allein gewifs mit Unrecht, da man zur Zulassung der *Nova* in zweiter Instanz einen besonderen Grund darin hat, dafs nicht selten in erster Instanz die Verhandlung nicht mit der wünschenswerthen Vollständigkeit erschöpft werde, dafs häufig erst die Partei, wenn sie das erste Urtheil gegen sich hat, aufgefordert ist, noch neue Thatumstände anzugeben, die sie vielleicht früher für gleichgültiger hielt, und in der zweiten Instanz dies zu thun hinreichende Gelegenheit da war. Ohnehin ist die dritte Instanz, wenn man sie gestattet, vorzüglich im Interesse gegründet, dafs gröfsere Gleichförmigkeit der Rechtsprechung in einem Staate eintrete. Zur Erreichung dieses Interesses aber trägt das Vorbringen neuer Thatsachen nichts bei. — Möge der Verf. recht bald mit der Fortsetzung seines Werkes das Publikum erfreuen!

Mittermaier.

LXXIV.

Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte, dargestellt von Amadeus Wendt. Leipzig 1831. *Verlag von J. A. Barth. Vorr. VIII. Text* 377 S.

Erster Artikel.

Der Trieb nach ebenso universalhistorischer als philosophischer Behandlung der Geschichte beginnt sich endlich in ersten Versuchen auch auf die Geschichte der Kunst erfolgreich auszudehnen. Ein Versuch solcher Art ist dem Publicum in vorliegendem Werke dargereicht. Bei dem Wagnifs nun und der Neuheit dieses Unternehmens mag es uns einige allgemeine Bemerkungen einleitend voranzustellen vergönnt sein.

Ref. hegt die Ansicht, dafs die bisher ihrer empirischen Richtung nach so mannichfaltig ausgebildete Geschichte der Künste nicht nur überhaupt philosophisch zu behandeln, sondern als integrirendes Glied in die Wissenschaft des Schönen und der Kunst einzureihen und innerhalb derselben durchzuführen sei. Denn auf diese Verbindung, steht zu behaupten, hat gerade dem Begriff der Sache wie dem Erfolge nach die feste Trennung der Speculation, Kunsttheorie und empirisch kunstge-

schichtlichen Forschung von Anbeginn hingearbeitet. Sie haben sich geschieden entwickelt, um ihre Einigung desto lebendiger zu suchen und inniger zu Stande zu bringen. Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der Aesthetik, so finden wir auf der einen Seite die rein speculative Erforschung der allgemeinen Idee des Schönen, deren tiefe Wurzeln in den Boden des Absoluten selber schlagen. Plato und die Neuplatoniker haben diese Richtung im Alterthum zuerst verfolgt und in dieser Einseitigkeit abgeschlossen. Der Kunst ward nicht der Werth gemäſser Wirklichkeit des Schönen zuerkannt, sondern in Gemeinschaft mit der Schönheit der Naturdinge und Sittlichkeit im Handeln wurden ihre Werke als bloſs erinnernde, zugleich aber täuschende und verführende Abbilder dem Urbilde gegenüber gestellt. Das Schöne, so hieſs es, sei wahrhaft nur in der Idee und Gattung vorhanden, und zu diesen also, nach innerer Reinigung von allem Sinnlichen und Einzelnen, sei emporzustreben. — Umgekehrt ward ebenso einseitig ohne Frage nach der ewigen *Idee*, die bloſse Betrachtung der *Kunstrealität* und deren subjectiven Auffassung, mannichfach ausgebildet. In dieser Richtung fand die *Theorie* der vorhandenen Künste, besonders der Poesie, ihre nächste Stellung; wobei denn die wirklichen Kunstwerke in beschränkteren oder weiteren Kreisen als Beispiele und Belege herangezogen, und bald die Theorie als solche, bald die praktische Aufforderung zur Kunstproduction, oder sonstige Richtungen auf Moralität u. s. f., zum eigentlichen Zweck der Unterweisung gemacht wurden. Die Aristotelische Poetik, Horazens, Vida's, Scaliger's, Boileau's und so manche andere *ars poetica* mögen als Beispiele dessen dienen, was hier gemeint ist. Nach anderen Seiten ward in dieser Richtung die psychologische, ja selbst physiologische Wirkung schöner Objecte erforscht, und versucht, die Qualitäten solcher Objecte, wodurch sie das Prädicat der Schönheit erhalten dürften, verständig festzustellen. Als Beispiel brauchen nur Burke und Baumgarten zu näherer Erklärung angeführt werden. Die mehr und mehr sich verflachende Seichtigkeit solcher Theorieen und Kunstraisonnements führten endlich darauf hin, die *Aesthetik* mit einer geistvollen *Empirie* zu vertauschen. Beim Urtheilsspruch über die Kunst und Künste wurde, als die höchste Instanz, an die schönsten Epochen der Kunst und deren vollendete Werke appellirt, so daſs nun die *Kunstgeschichte*, besonders in Betreff auf bildende Kunst, eine ebenso sinnvolle als gelehrte Ausbildung gewann. Männer wie Winkelmann, Lessing, Hirt, v. Rumohr u. s. f. sind bekannte Heroen dieser Richtung.

Durch diesen entgegengesetzten Ausgangspunkt schien nun freilich für immer die *Trennung* von Kunstgeschichte und spekulativer Aesthetik festgestellt. Doch in der That war die Trennung nicht absolut, denn gerade innerhalb dieser Einseitigkeit zeigte sich in jeder der beiden Richtungen, daſs sie der anderen dennoch nicht entbehren könne. Wenn Plato die Künstler und Dichter aus dem wahren Staate verbannen will, so kann er dennoch nicht umhin, er unter den Philosophen fast der Einzige, sein Philosophiren dialogisch mit eben den Elementen, die er bekämpft, zu verschmelzen, und ward, obschon ohne Philosophie der Kunst als *Kunst*, ein *Künstler* der Philosophie, während Aristoteles in schmuckloser Gedankenschärfe eine *Poetik* schrieb. — Auf der anderen Seite bleiben jene genannten Kunsthistoriker bei der bloſsen Empirie ebensowenig stehen. Bei Lessing, wider Willen fast, verwandelt sich in der Dramaturgie die Kritik zu einer Theorie der dramatischen Poesie nach moralisch gewendeten Aristotelischen Grundsätzen, und sein Laokoon wird zu einem evidenten Beispiel für die Theorie des Unterschiedes von bildender Kunst und Poesie; Hirt gleichfalls abstrahirt sich aus den Kunstwerken das bekannte Princip des Karakteristischen, und v. Rumohr wendet sich an die vorhandenen, das Wesen des Schönen in sich tragenden Naturformen, während der tiefblickende Winkelmann zum Begriffe Gottes aufsteigt, um in ihm den Begriff alles Schönen zu finden.

Entwickelt sich nun aber aus der Kunstgeschichte und deren Empirie zu gleicher Zeit auch eine gedankenmäſsige Ansicht des Schönen, und wird dies gefundene Princip als innerstes Wesen aller Kunst anerkannt, dann ist es consequent, auch das philosophische Begreifen zu Hülfe zu rufen. Denn die wahren Principien principienmäſsig zu entwickeln, vermag die Philosophie allein.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt von Amadeus Wendt.

(Fortsetzung.)

Dies Wesen des Schönen und der Kunst wird dann aber auch als die höchste Autorität hingestellt werden müssen, so dafs sich nun der *empirische* Ausgangspunkt in den *philosophischen* verwandelt. Die Kunstgeschichte, statt durch ihre vollendeten Werke die Autorität für den abgeleiteten Schönheitsbegriff zu bleiben, wird in diesem gerade für die wissenschaftliche Betrachtung die Rechtfertigung ihres Daseins finden, und die Speculation wird den Beweis ihrer Wahrheit am tiefsten ablegen, wenn es ihr wissenschaftlich darzuthun gelingt, dafs die Weltgeschichte der Kunst nur die zeitliche Verwirklichung dessen ist, was das Denken als die ewige Idee des Schönen begriffen hat.

Für das Aufstellen solcher Vereinigung giebt uns Schelling, dieser erste Begründer mehr als Wiederhersteller eigentlich speculativer Aesthetik, das nächste Beispiel. In seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums sagt er ausdrücklich, „dafs die Construction der Kunst in jeder ihrer bestimmten Formen bis in's Concrete herab, von selbst zur Bestimmung derselben durch Bedingungen der Zeit herabführe, und dadurch in die historische Construction übergehe". Die vollständige Möglichkeit, sowie die Ausdehnung derselben über die gesammte Geschichte der Kunst bezweifelt Schelling keineswegs. Dafs er selber jedoch diese vollständige Construction nicht geliefert hat, wer wird ihn deshalb anklagen wollen! In der Philosophie die höchsten Aufgaben zu stellen, und die Möglichkeit ihrer Lösung zu beweisen ist ein Verdienst, das Anderen die Arbeit tieferer Auffassung und weiterer Ausführung mit Freuden gönnen darf.

Solche Anerkennung ist Solgern zuzuwenden, dessen ganze Macht des Gedankens sich auf die Metaphysik des Schönen und der Kunst concentrirte. Denn ihm vor allen ist es gelungen, den Blick stets auf die absolute Idee festzuheften, und aus ihr die Nothwendigkeit und den Unterschied der besonderen Künste sowohl, als auch ihrer Gattungen und Arten herzuleiten, und den Unterschied der antiken und modernen, oder wie er es nennt, der symbolischen und allegorischen schlagend nachzuweisen.

Das Meiste aber in speculativer, wie in historischer Rücksicht hat mit vollerem und tiefstem Principe Hegel, dessen ich mich als Lehrers rühme, gethan. Was er nämlich aus der Idee des Kunstschönen als nothwendige Formen desselben entwickelt, und die symbolische, classische und romantische Kunstformen nennt, fällt mit der Orientalischen, Griechisch-Römischen und Christlichen Kunst zusammen. Und diese Unterschiede hat er nicht nur im Allgemeinen angegeben, sondern zu näherer Gliederung gebracht, deren Seiten im Symbolischen und Erhabenen zum Beispiel der Indischen, Aegyptischen, Jüdischen und Muhamedanischen Kunst entsprechen.

Allein auch bei Schelling, Solger und Hegel tritt das, was eigentlich *philosophische Kunstgeschichte* zu nennen wäre, noch nicht vollständig auf. Schelling hat zwar einzelne Kunstwerke philosophisch zu entwickeln sich bemüht; Solger ferner leitet allerdings aus dem Begriff der dramatischen Poesie die historischen Gattungen z. B. der alten Tragödie und Comödie ab, und Hegel geht auch hierin, hauptsächlich in Rücksicht auf die Orientalische Kunst, welche jene bei Seite liegen lassen, wiederum einen bedeutenden Schritt vorwärts — doch die historische Erscheinung der *einzelnen Kunstwerke*, gebrauchen auch sie nur *erläuterungsweise* im Werthe von *Beispielen*. Die Kunstwerke aber sind ihrem wahren Begriff nach ganz etwas Höheres als blofse Beispiele für die allgemeinen Formen und Gattungen. Denn

diese Formen des Schönen und Gattungen der Künste sind noch Abstractionen, welche ihre concrete Wahrheit und Wirklichkeit erst in dem *Kunstwerk* erhalten, indem dasselbe sowohl jene Allgemeinheiten, als auch deren Realität und Erscheinung zusammenfaßt und beide Seiten zu vollendetem Entsprechen in sich vermittelt. Umgekehrt ist jedoch das einzelne Kunstwerk, und wäre es das unübertrefflichste und weiteste, dennoch wiederum nur eine *besondere* Wirklichkeit. Deshalb darf erst die *Totalität* der besonderen Kunstwerke, welche als erscheinende zugleich geschichtlichen Verlauf hat, als die vollständige, dem Begriff des Schönen und der Künste entsprechende Objectivität anerkannt werden; und zwar als eine Welt der Kunst, welche sich nicht nur wie die Realität dem Begriff *gegenüber* verhält, sondern die zur vollendeten Vermittlung sich forttreibende Ineinsbildung beider ist.

Hat nun die tausendgestaltige Welt der Kunstwerke diese hohe Stellung, dann muß es auch der Beruf der Aesthetik werden, das Schöne, die Künste und das Kunstwerk nicht nur dem *allgemeinen* Princip nach zu betrachten, sondern dasselbe ebensosehr in seiner wahrhaft *concreten Wirklichkeit* aufzusuchen, und beide Wege haben sich zu dem Ganzen ein und derselben Wissenschaft zusammenzuschließen. Für die Philosophie des Rechts und der Religion, wie für die Geschichte der Philosophie hat Hegel dies Princip anerkannt und durchgearbeitet, für die Aesthetik jedoch nicht gefordert. — Welche bestimmte Stellung nun aber die Kunstgeschichte innerhalb eines vollständig gegliederten Systems der Aesthetik einnehmen dürfte, dies näher festzusetzen, ist hier der Ort nicht. Es genügt anzudeuten, daß dieser Geschichte, als wahrhaft concretester Wirklichkeit, die letzte und dadurch höchste Stelle zukomme. —

Gegen solche Forderung lehnt sich zwar sogleich wieder das Vorurtheil von der *Zufälligkeit* des einzelnen Kunstwerks auf. Und allerdings ist in der Kunstgeschichte solcher Zufälligkeit ein mannichfacher Spielraum durch den Zusammenhang vergönnt, in welchen die Kunst mit Staat und Religion, mit persönlichem Karakter, und all' den hundert und aber hundert relativen Bedingungen tritt, welche die äußere Erscheinungswelt verhindern, die absolute Wirklichkeit selber zu sein. Doch hat sich auch einerseits die Kunst diesen Bedingungen zu unterwerfen, so ist es anderseits gerade ihr Beruf, im *Unterschiede* der empirischen Wirklichkeit die Versöhnung des wahren Wesens und der Erscheinung wahrhaft zu Stande zu bringen; und so ist ihr mehr als der politischen Geschichte z. B. die Macht gegeben, aus dem Drange und der Noth relativer Umstände heraus zur freien Schöpfung dessen sich hindurchzuknüpfen, was ihrem Begriffe gemäß ist. Die Kunst in allen ihren Epochen, unter allen ihren Völkern hat deshalb Werke hervorgebracht, in welchen die solcher Epoche und solchem Volke inwohnende Seite des Schönen sich zur vollendeten Gestaltung durchaus verwirklicht hat. Diese Werke sind die Grundsäulen für das Gebäude einer philosophischen Kunstgeschichte. Im inneren Ausschmuck der Gemächer dieses weiten Pallastes ist denn freilich manche Verzierung nur Zierrath, vieles nur ein anmuthig geschmücktes Hausgeräth zum Nutzen oder Vergnügen gefertigt, aber auch hier bleibt für die Philosophie noch das Geschäft übrig nachzuweisen, wie das erscheinende Schöne auch solchen Zufälligkeiten sich hinzugeben habe, und in wie weit es noch die Macht behalte die Bestimmungen seines Wesens, wenn auch in schwacher Einwirkung nur, dennoch geltend zu machen. Ueberhaupt ist es mit dem Gerede von der Zufälligkeit ein mißliches Ding. Denn während der oberflächlich hinstreifende Blick nur überall die Erscheinungen in dem falschen Schein ihrer zufälligen Einzelheit berührt, verschwindet dieser Schein mehr und mehr, je tiefer in den inneren Begriff der Dinge denkend hineingeschaut wird. Schon die Religion in jenem hyperbolischen Ausdrucke sagt: es falle kein Haar von des Menschen Haupt ohne Gottes Willen. Nun denn! alle Philosophie der Geschichte ist nichts andres, als diese Erkenntniß des sich in der Welt der Erscheinung durch alle Zeiten vollbringenden Willen Gottes. Und wenn schon der Dichter über die Geschichte das kecke Wort aussprach: die Weltgeschichte ist das Weltgericht, so dürfen wir auch sagen: die Kunstgeschichte ist das Kunstgericht. Die Unterschiede ihrer Urtheilssprüche liefern uns die Einsicht in die unterschiedenen Seiten des Schönen wie ihrer sich vermittelnden Vereinigung, deren Fülle nur zu ergründen möglich wird, nachdem sie zum Gipfel der Gegenwart emporgewachsen ist. In gleicher Weise hat die Aesthetik durch ihre Geschichte eine wissenschaftliche Erkenntniß des Schönen zu Tage gefördert, welche in frühere Einseitigkeiten, ohne von dieser erlangten Totalität getragen und gehalten zu wer-

den, nun nicht mehr auseinander gehen kann. Und so wird es jetzt möglich, von jenem Gipfelpunkte der Kunst, und diesem Centrum der Wissenschaft aus, das weite Panorama der Kunstvergangenheit ebenso historisch zu erforschen als philosophisch zu begreifen. —

Wenden wir uns nach diesen Vorbemerkungen jetzt dem Werke des Verfs. zu, so möchte Ref. dasselbe mit Freuden als aus einer verwandten Richtung hervorgegangen begrüßen. Denn der innerste gedankenmäßige Gehalt dieser Uebersicht über die Hauptperioden der Kunst deutet unbezweifelt auf eine genauere Bekanntschaft mit der Hegelschen Philosophie der Geschichte, sowie mit den ästhetischen Principien desselben Meisters hin. Und dennoch scheint es, als wünsche der Verf. eine solche Begrüßung zu vermeiden und für die hohe philosophische Geburt seines Werkes so lange es gelingen mag ein volles Incognito in Anspruch zu nehmen. Denn weder in der Vorrede noch sonst im Verlaufe der Deduction und Erzählung geschieht der Quelle Erwähnung, aus welcher die leitenden Principien, insofern sie Hegel angehören, dem Verf. zugeflossen sind. Weit entfernt aus diesem Verfahren, das individuelle Rücksichten können angerathen haben, dem Verf. einen ausdrücklichen Vorwurf machen zu wollen, glaubt Ref. vielmehr, von Seiten des neuesten Princips der Philosophie her sei es mit Dank zu rühmen, wenn ein Mann wie Hr. Wendt, ebenso umsichtig und gelehrt in der Geschichte der Philosophie als auch in besonderen Zweigen der Kunst und ihrer Geschichte bewandert, es unternehmen mag, sich frei zu philosophischer Behandlung der Geschichte heranzubilden, um auf ihren Bahnen, soweit sie bereits geebnet sind, nun auch seinen Weg genüglich fortzuwandeln. Nur dürfen wir nicht verschweigen, sein gegenwärtiges Werk habe wohl allen Werth, aber auch alle Mängel eines nur vorläufigen. Dies gesteht der Autor zwar selber ein, doch scheint er die Mängel, deren er sich bewußt ist, dem gegenwärtigen Standpunkt der Aesthetik einerseits, der empirischen Kunstgeschichte anderseits zuzuschreiben.

Denn die Verbindung dieser beiden Elemente finden wir in der Einleitung als die Aufgabe einer Kunstgeschichte wohl richtig ausgesprochen, doch zugleich sehen wir das Bedauern hinzugefügt, daß dieses Unternehmen durchzuführen, noch nicht an der Zeit sei, und somit nichts übrig bleibe, „als vom Standpunkte der ästhetischen Idee aus, aber doch mit Hinsicht auf jene geschichtlichen Erscheinungen, die nothwendigen und wesentlichen Schritte, welche der schaffende Kunstgeist zufolge des Gesetzes seiner freien Entwickelung thun mußte, zu verfolgen". Statt einer philosophischen Kunstgeschichte, begnügte sich der Verf. deshalb mit „Betrachtungen über die Hauptperioden der schönen Kunst". — Hiergegen kann Ref. sich nicht zu erwiedern enthalten, daß nach der Ausbildung, welche in neuester Zeit die ästhetische Idee in schneller Folge gewonnen hat, so wie nach der bereits wackeren empirischen Durcharbeitung der Special-Geschichte der einzelnen Künste, die Musik etwa ausgenommen, eine ganz andere und erfolgreichere Ineinanderarbeitung dieser beiden Elemente zu fordern und zu leisten wäre. Wenn deshalb der verehrte Verf. den Ansprüchen des wissenschaftlichen Standpunktes, auf den er sich stellt, wir dürfen es nicht verhehlen, in allen Beziehungen zu genügen nicht vermocht hat, so findet Ref. den Grund für die Mängel des vorliegenden Werks nicht etwa, wie mancher Andere vielleicht, in einem einseitigen Zuviel der Philosophie, sondern im Gegentheil in einem gemeinschaftlichen Zuwenig der Philosophie wie der Empirie. Wenigstens ist, was einleitend vom allgemeinen Begriff des Schönen und der Kunst angedeutet wird, so unbestimmter Art, daß aus diesen Prämissen den Entwickelungsgang der Kunst und Künste gründlich in's Besondere hinein zu folgern und zu erschließen, allerdings unmöglich wird. Denn der Verf. beschränkt sich darauf von der Kunst zu berichten, „daß dieselbe für den gewöhnlichen Blick die bedeutungslose Erscheinung gleichsam verkläre, und sie in ihrer höheren Beziehung auf das Göttliche, ja selbst als vollkommene Erscheinung darstelle". Soll aber die Geschichte der Kunst, wie der Verf. will, nur die Erscheinung der Idee des Schönen sein, dann muß vor allem diese Idee ihrer gehaltreichsten Tiefe nach erfaßt und dargelegt werden.

Dadurch müssen wir sogleich die Feststellung der Hauptperioden, deren wissenschaftliche Herleitung, Karakteristik und Beweis denn doch den Hauptnerv des Ganzen ausmachen soll, auf Treu und Glauben annehmen, indem sie nur assertorisch neben jener ungefähren Andeutung der Idee des Schönen steht. Als diese Hauptperioden giebt der Verf. erstens die Periode der Vorgriechischen, zweitens der Griechischen oder Classischen und drittens der Germanischen Kunst an, eine Eintheilung, welche mit dem zusammenfällt, was Hegel,

wie bereits oben erwähnt ist, als die symbolische, classische und romantische Kunstform, mit überzeugendster Schärfe sachlicher Wahrheit, entwickelt hat.

Die *Einleitungsperiode* führt uns in die *Orientalische* Kunst ein. Ihr Grundkarakter soll, dem Inhalte nach, darin bestehen, dafs hier das Religiöse nicht nur den Ausgangspunkt bilde, sondern mit allem Weltlichen in noch ungetrennter Verschmelzung bleibe; in Familie und Staat herrsche der Despotismus, und das Stabile in der Cultur halte eine fortschreitende Entwicklung zurück. Diese oft schon hervorgehobenen Züge sind jedoch weder tiefer motivirt, noch in neuer Weise oder in genauer Karakteristik ausgeführt. Die Religion, heifst es weiter, sei auf der einen Seite polytheistischer Naturdienst, auf der anderen Seite monotheistische Offenbarung. Durch diese Scheidung aber sind die Orientalischen Religionen weder erklärt noch umfafst. Denn in der Indischen und Parsischen Anschauung z. B. ist allem Polytheismus zum Trotze dennoch ein, wenn auch abstracter monotheistischer Drang nicht zu verkennen. Erst nach dem Kampf innerhalb des Polytheismus selbst, der seine vielgestaltige Götter- und Menschenwelt aus ebenso pantheistischen als monotheistischen Vorstellungen herausringt, und in dieselben wieder untertaucht, ist wissenschaftlich zu der Jüdischen Offenbarung heranzutreten, welche jenen Zwiespalt durch das strenge Machtgebot endet: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir", wodurch nun Natur und Mensch zugleich als blofse schwindende Kreatur nachdrücklich angesprochen und dem einigen Gott die alleinige Gewalt und Ehre gegeben ist.

Die polytheistische Kunst erklärt der Verf. aus dem Orientalischen. Versenktsein in die Natur, durch deren Anschauen der Mensch überwältigt werde. Aus dieser Bewältigung aber „reifse er sich los", und nun ist wieder von einer „Bewältigung der Naturstoffe" die Rede, welche in mafsloser Pracht der Uebertreibung und überladener Mannichfaltigkeit ihren Triumph erlange. Der wahre Grund Orientalisch sinnlicher Mafslosigkeit möchte darin zu suchen sein, dafs der Orientale als wahre Form und Erscheinung für alles Wahrhaftige weder die geistige besondere Individualität, die in ihrer bestimmten Gestalt, ihren bestimmten Vorstellungen, Empfindungen und Handlungen gemäfs sich ausprägt, noch die ebenso allgemeine als einzelne geistige Persönlichkeit und Subjectivität gefunden hat, sondern in Geist und Natur dieselben allgemeinen Grundbestimmungen ahnt, und sie in ihrer Unbestimmtheit oder besonderen Allgemeinheit festhält. Dieser Allgemeinheit nun liegen als Ausdruck nur die erscheinenden Einzelheiten des Natur- und Menschenlebens vor. In ihnen werden jene Wesenheiten als gegenwärtig erschaut und sollen darin zur Darstellung gebracht werden. Da bleibt nun nichts übrig als die einzelnen Gegenstände entweder in's Ungeheure ungemessen zu steigern, oder da dieselben Bedeutungen so mannichfachen Erscheinungen inwohnen sollen, die äufserlich unterschiedenen Gestalten in verstandloser Vermischung aneinander zu schliefsen, durcheinander zu wirren, und in monotoner Litanei ein und dasselbe in tausendfacher Modification zu wiederholen, oder endlich die einzelnen Erscheinungen in ihrer vorhandenen Gestalt, wenn auch oft in heterogener Verknüpfung, nachzubilden, sie jedoch so zu verstehen und verstehen zu machen, dafs sie in ihrer Einzelheit nicht sich selbst darstellen, sondern eine immanente weithingreifende Bedeutung andeuten sollen.

Dies letztere nun ist es, was der Verf. im Hegelschen Sinne des Wortes als die *symbolische* Darstellung richtig beschreibt. Leider jedoch begnügt er sich mit der blofsen Angabe der symbolischen Form im Allgemeinen, ohne auf deren nähere Unterschiede einzugehn und dieselben aus den besonderen Volksanschauungen herzuleiten, zu welchen die Orientalische Phantasie auseinanderzutreten die Nothwendigkeit in sich trägt. Dadurch steht nun wieder die Erörterung des allgemeinen Karakters der Orientalischen Kunst abstract auf der einen Seite, und ihr gegenüber breiten sich die Betrachtungen über die einzelnen Orientalischen Völker aus, ohne dafs die innere Gliederung derselben sich aus jener allgemeinen Karakteristik ergäbe.

Von *Indien* wird uns zuerst Bericht erstattet; in Rücksicht auf Architectur mit eindringenden Bemerkungen; doch was die Poesie angeht auch für geringere Anforderungen wenig genügend. Denn wenn es auch unbillig wäre eine Kenntnifs und Erkenntnifs zu fordern, wie sie nur aus jahrelangen Studien der Indischen Originallitteratur hervorgehen kann, so ist doch der Wunsch nicht zu unterdrücken, dafs aus den Mittelquellen der bekannten Uebersetzungen reichhaltiger möchte geschöpft sein.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 115.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt von Amadeus Wendt.

(Schluſs.)

Ueberhaupt wäre gegen die gelieferte Darstellung der Indischen Poesie so Manches zu erinnern und nachholend zu erörtern, daſs wir bei der Beschränktheit des Raums gänzlich zu schweigen vorziehen müssen.

Ueber *Aegypten* werden wir in flüchtigem Vorübereilen schon näher, wenn auch ohne neue Ergründung, aufgeklärt. Denn in Betreff der specifischen Art symbolischer Auffassung und Darstellung wird nur im Unterschied der Indischen die specielle geographische Lage Aegyptens hervorgehoben, der Thier- und Todtendienst berührt, und des starr geheimniſsvollen Karakters aller Gebilde Erwähnung gethan. Das Räthsel, weshalb die Architectur hier die Poesie nicht aufkommen lasse, bleibt ungelöst.

Dagegen wird aus den *Altpersischen* religiösen Vorstellungen und ihrer verständigen Besonnenheit der Mangel an Dichtkunst erklärt, eine Erklärung, der wir noch die Bemerkung beifügen möchten, daſs diese Vorstellung, indem sie den Kampf des Ormuzd und Ahriman als in allen Dingen wirklich gegenwärtig annimmt, dem Menschen praktisch so vollauf zu thun giebt, daſs ihm ein fortdauerndes Handeln zur ununterbrochenen Pflicht gemacht ist. Denn er muſs Mitkämpfer dieses Götterkampfes werden, und sich auf die eine oder die andere Seite stellen. Da ist denn für Dichten und Sinnen, wenigstens von religiöser Seite her, keine Nöthigung noch Aufforderung.

Die wenigen Seiten, welche der Verf. sodann der *Hebräischen* Poesie widmet, gehören zu dem Besten dieses ganzen Abschnitts, und Ref. muſs den darin ausgesprochenen Gedanken umsomehr beipflichten, je verwandter sie ihm gewesen sind. Man kann den Hauptkarakter der alttestamentarischen Poesie in zwei Worten hinstellen. Wie es im Buche der Richter von Simson heiſst: Simson sei Gott gelobt gewesen von Kindheit an, und zum Zeichen der Weihe blieb sein Haar ungeschoren, und darin lag all' seine Kraft; so läſst sich auch von der Hebräischen Poesie sagen: sie sei Gott gelobt gewesen von Kindheit an, und in dieser Weihe lag all' ihre Kraft. Ihr Grundwort dem Inhalte nach ist: alles was Odem hat lobe den Herrn! In welcher Form aber der Phantasie kann dieses Lob ertönen, da Gottes Macht und Herrlichkeit über alle Pracht der Natur und Gewalt des Menschen unermeſslich hinausragt! In dem Gleichniſs. Denn die Welt selber ist gleichsam eine Gleichniſsrede Gottes. In der Natur, der Familie Abrahams, der ganzen Wirklichkeit und Geschichte des gelobten Landes und Volkes erscheint Gott nicht selber, denn er ist die bildlos unsichtbare Bedeutung aller Dinge, die er in Weisheit erschaffen, und in Macht als ohnmächtige beherrscht, aber er giebt in dieser Wirklichkeit ein Bild seiner Güte wie seines Zorns, seiner Gerechtigkeit wie seiner Erbarmung. Und so darf von einer sinnlichst veranschaulichenden Phantasie wohl die ganze Fülle der sie umgebenden Natur- und Menschenwelt, die Gegenwart und die Vergangenheit, alle Thaten und Schicksale des Volkes Gottes scharf und kräftig ergriffen werden, aber nicht als eine für sich werthvolle Welt, sondern nur als bezogen auf die fernstehend ewige Bedeutung, von der diese Welt zwar ein Bild, jedoch nur ein Bild giebt, welches mit Gott zu vergleichen Pflicht ist, damit es seiner wahren Bedeutung gegenüber sich als unbedeutend zeige, und für Gott allein die Macht und Ehre bleibe. —

So hat uns bis jetzt der Verf. aus dem phantasieüppigen Wunderlande Indiens in das Aegyptische Reich des Geheimnisses, und aus dem verständig klaren Lichte

Persiens in das gelobte Land geführt. Verwundert sehen wir uns nun aber plötzlich seltsamlicher Weise nach *China* zurückversetzt.

China bildet nicht etwa die zur Prosa auslaufende Poesie und Kunst des Orients überhaupt, sondern umgekehrt den weltlich-prosaischen *Ausgangspunkt* desselben. Wo wie in China Religion und Wissenschaft ganz im Dienste des breitesten Familienstaates stehn, und die praktische Nützlichkeit, wie der im Endlichen sich genügende Verstand die Herrschaft führt, wo ein tausendfadiges Netz von Gesetzen, Regeln, Gebräuchen, Ceremonien sich über das ganze Bereich des menschlichen Inneren und Aeufseren hinzieht, und eine nie aufhörende Kindschaft eine dauernde Vormundschaft stets sich vermehrender Vorschriften nöthig macht — da ist *noch* kein Boden für wahre Phantasie und Kunst. Ihr steht nur erst das Geschäft nützlicher Belehrung und Besserung zu, oder die Lust gemächlich heiterer Unterhaltung an eben so künstlich treuen Copieen des Vorhandenen, als im Verfolg der Bildung stets verzwickteren Combinationen, obschon so manche Proben von treuherziger Naivetät, zarter Grazie der Empfindung, Behaglichkeit des ganzen Daseins und Klarheit in allen Zuständen auch diese prosaische Poesie bereits genufsvoll machen. Sie erfreut wie künstlich gezogene Blumen, die in Porzelantöpfen zierlich gereiht, an bunte Stäbchen reinlich festgebunden dastehn, und durch Farbe und Gestalt anmuthig ergötzen, wenn ihren Blüthen auch nicht in zitternden Wellen der Duft entsteigt, zu welchem die innerste Pflanzenseele sich aufschliefst.

Leider müssen wir in Rücksicht auf China bedauern, dafs der Verf. sich nicht mit Liebe dem Studium auch der zugänglichsten Uebersetzungen hat hingeben mögen; denn selbst die Lateinische des Chi-king scheint unbenutzt geblieben zu sein, der Erzählungen, der Romane und der anderweitigen lyrischen und dramatischen bekannten Proben zu geschweigen.

Unmittelbar neben die Chinesen sind die *Phönicier* gestellt. Welch ein Sprung. Beiden zwar ist die prosaische Sinnesweise eigen, aber den einen als einem patriarchalischen Kaiserstaat, in welchem noch das Recht individueller Freiheit und Innerlichkeit weder Bedürfnifs geworden ist, noch Befriedigung geniefst; die Anderen dagegen, als betriebsame, bewegliche Seefahrer die Welt sich eröffnend, finden in Handel und Wandel ihren Beruf, im Meer ihr eigentliches Vaterland, und bilden, bei der Fordrung bürgerlicher Freiheit schon die Brücke, die uns nach dem Abendlande soll hinübertragen. Sie sind dieses prosaische *Ende* Orientalischer Kunst, deren Mythensinnende, Räthseldunkle, Götterhabende Phantasie mit ihrer Kühnheit, Pracht und abgearbeiteten Technik sich nun in Handelsklugheit und Kenntnifs, praktische Keckheit und Freude am Menschlichen als solchem verwandelt sieht, während umgekehrt in der prosaischen *Vorkunst* China's noch die geistigen Fordrungen nicht erwacht sind, welche in Indien, Aegypten und bei den Hebräern eine so reiche und tiefe Erledigung finden. — Diesen Anfang und dieses Ende aber stellt unser Verf. zusammenhangslos als Schlufs nebeneinander, und was die Mitte sein sollte bildet bei ihm den Beginn. H. G. Hotho.

LXXV.

The Edinburgh Review, or Critical Journal. Sept. 1831. *No. CVII. Art. X. State of Protestantism in Germany.*

Während in Deutschland der Rationalismus seinen Gipfel in wissenschaftlicher Beziehung erreicht zu haben und einer höheren — nämlich der speculativen — Entwicklung des Geistes entgegen zu gehen scheint, findet die ausländische Pflanze mit ihren Früchten allmälig in England mehr und mehr Eingang. Der Professor Pusey zu Oxford hat in einer eigenen Schrift die Entstehung dieses sonderbaren Gewächses historisch zu erklären gesucht, indem er alle Ursachen, woraus es entsprungen und wodurch es gefördert worden sein könnte, zusammengestellt; er beklagt den dadurch herbeigeführten Verfall der protestantischen Kirche in Deutschland, während er den Fleifs, die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn der Deutschen Rationalisten rühmt, und die Wahrheit in dieser Richtung beherziget. Dagegen hat sich im H. J. Rose ein Glied der bischöflichen Kirche erhoben, welches die Entstehung des Rationalismus lediglich aus dem Mangel der bischöflichen Einrichtung und fester Glaubensbekenntnisse erklären zu können meint, übrigens das ganze System kurzweg als Ketzerei verschreit, und den Englischen Geschichtsschreiber desselben, weil er nicht Alles tadelt, was er in diesem Gebiete vorfindet, des Rationalismus verdächtig zu machen sucht. Darauf hat Pusey auf eine würdige Weise in

einem zweiten Theile seiner Schrift geantwortet, und seinen eigenen theologischen Standpunkt dem rationalistischen entgegengesetzt. Aufserdem findet sich auch in einer akademischen Schrift des Professors Lee in Cambridge eine Abhandlung über den Deutschen Rationalismus, welche besonders gegen Bertholdt's *Christologia Judaeorum* und Gesenius' Commentar zum Jesaias gerichtet ist, wobei jedoch der Verf. nicht verschweigt, dafs er das Doctorat der Universität zu Halle der Verwendung des D. Gesenius, den er hier angreift, und zum Theil mifsversteht, zu verdanken habe.

Diese Schriften haben dem *Edinburgh Review* nach der würdigen Stellung, welche dieses kritische Journal in der Britischen Litteratur einnimmt, willkommene Veranlassung gegeben, unter Zugrundlegung der Puseyschen Untersuchungen dem Englischen Publikum über den Zustand des Rationalismus in Deutschland Bericht abzustatten, und eine kurze Uebersicht dieses Phänomens zu entwerfen, welche, durch treffende Beispiele und historische Details belebt, auch für uns interessant und lehrreich sich erweiset. Es ist indessen wohl zu merken, dafs diese Schilderung nicht die protestantische Kirche selbst, sondern nur eine Richtung in derselben, nämlich den Rationalismus betrifft, daher sogar die entgegengesetzte Richtung in dem protestantischen Deutschland, nebst ihren namhaften Vertretern unerwähnt bleibt, während doch die bischöfliche Geistlichkeit England's zu dieser Gegenwehr selbst aufgefordert wird, welche sich in Deutschland bereits gerüstet vorfindet.

Ueberhaupt ist mit der Schilderung des Deutschen Rationalismus eine durchgehende Rüge der Vertreter der Englischen Orthodoxie verbunden, welchen die Deutsche Rührigkeit, fleifsige Beweglichkeit und freie Forschung zum Muster aufgestellt wird: sie werden aufgerufen von ihren Gegnern erst zu lernen, um dann ihr Feld zu behaupten, es wird getadelt, dafs sie den immer kühner um sich greifenden Zweifel aufserhalb ihres Mittels ignoriren, und nur das Innere rein zu halten suchen, worüber es in Kurzem geschehen könne, dafs der Zweifel auch weiter dringe.

Hierbei wäre indessen zu bevorworten, dafs es der orthodoxen Kirche in keiner Beziehung zu verdenken ist, wenn sie denen, welche sie angreifen, und hiermit zur Zeit sich selbst ausschliefsen, ihre Aemter nicht anvertraut, sondern insoweit ihre „goldenen Thore" vor ihnen verschliefst, — denn wem ist zuzumuthen, seine Gegner zu Wächtern zu bestellen? — allerdings fällt aber hiermit auf diese Wächter der Kirche die doppelte Verpflichtung, Angesichts der Fortschritte der Zeit, mit ihrem Pfunde zu wuchern, statt es zu vergraben, um zu wachsen in allerlei geistlicher Weisheit und Verstand, und in der Erkenntnifs Gottes.

Ueberhaupt giebt es kein sichereres Bollwerk gegen die Eingriffe des Verstandes in das Reich des Geistes, als der Geist selbst, wozu auch der Verstand gehört; dessen vollständige Ausbildung allein seiner einseitigen oberflächlichen Erhebung gewachsen ist. Auch kein abgeschlossener geistlicher Stand, kein kirchliches Glaubensbekenntnifs kann der fortschreitenden Aufkläruug Widerstand leisten, wenn die Kirche nicht selbst fortschreitet und ihren Inhalt dadurch bewahrt, dafs sie ihn bewegt, wie Maria Luc. 2, 19. — Dies ist, in unserer Sprache und Denkweise überhaupt, der eigentliche Kern der vorliegenden Skizze. Nach ihr liegt demnach die historische Grundursache des Deutschen Rationalismus in der Reformation selbst. Diese bestand in der Wiederbelebung des gegebenen Inhalts durch den Geist, näher in einem guten Anfange zur Bewegung und Vermittlung der unmittelbaren Wahrheit. Aber es geschah nur zu bald, dafs diese Bewegung innerhalb der protestantischen Kirche selbst in's Stocken kam; der Geist entwich, das Leben zeigte sich nur noch in Zuckungen durch ängstliche Polemik um Worte innerhalb des Lehrbegriffs. Je enger, strenger, geist- und bewegungsloser die Theologie der protestantischen Kirche wurde, desto gefährlicher wurde die Reaction — *counteraction* — welche dadurch hervorgerufen wurde, wie ein Extrem das andere nach sich zieht. Die erste Reaction war der Spenersche Pietismus, welcher bald selbst wieder theils durch Verachtung menschlicher Wissenschaft, theils durch seinen Rigorismus verfiel, und in seine Kehrseiten ausartete. Schon hier wufste sich die verfallene Kirche gegen die ihr entgegentretende subjective Form nicht mehr zu behaupten, weil ihre Waffen zu solchem Kampfe nicht eingerichtet und ihre Augen nicht geschickt waren, das Wahre von dem Ungesunden oder Einseitigen zu scheiden, und jenes anzuerkennen, ja aufzunehmen.

Unter solcher starren Orthodoxie kam die Bibel selbst in Vergessenheit. Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts war auf der grofsen Messe zu Leipzig in keiner Buchhandlung eine Bibel zu finden.

Hiermit war die Kirche waffenlos geworden und jedem „Winde der Lehre" preisgegeben. Der Wind kam von England selbst. Die Englischen *freethinkers*, die auf dem einheimischen Boden nicht gedeihen konnten, fanden in Deutschland willkommene Aufnahme. Toland wurde in Hannover und Berlin gern gehört, und die Königin Sophie Charlotte stirbt im Verlangen nach einer Gewifsheit, die weder Leibnitz noch Toland geben konnte.

Es liegt tief in dem Wesen der evangelischen Kirche, dafs sie lebet, und sich beweget: wer nicht vorwärts gehet, geht rückwärts: in ihrer Erstarrung lag daher schon der Keim der Reaction. So konnte es geschehen, dafs dieselbe Kirche, welche ihre symbolischen Bücher der heiligen Schrift gleichsetzte, und in dieser jeden Hebräischen Vocalpunkt, jede Sylbe als das Dictat des heiligen Geistes erklärte, zuletzt in das furchtbare Extrem umschlug, alle Theopneustie der heiligen Schrift zu verwerfen! Wenigstens kam es zwischen der Kirche und ihren Gegnern zu einem Kompromisse, welches noch schädlicher als eine Niederlage war.

Nachdem der Bericht auf diese Weise die historischen *Ursachen* des Rationalismus entwickelt hat, giebt er ein Resumé seiner *Principien*, welche darin bestehen, dafs die menschliche, eigentlich die subjective, *natürliche* Vernunft als der souveraine Richter über alle Wahrheit anerkannt, dieser Vernunft aber, als *natürlicher*, nur die *Natur*, als einziges Princip untergestellt wird. Die Natur ruht hinwiederum auf dem *Causalzusammenhange*, sie ist nichts anders, als die unendliche Reihe von einander abstammender Ursachen. Daraus folgt, dafs alles was geschieht, als ein intermediäres Glied in dieser Kette zu betrachten ist, welches nicht anders als aus dieser Kette erklärt werden kann, wozu aber die Vernunft in den Zeiten ihrer Kindheit nicht tüchtig ist, daher sie aus Mangel an Erfahrung und Kenntnifs der Natur deren Erscheinungen für Wunder, d. h. für *unmittelbare* Wirkungen Gottes erklärt.

Hiermit ist — Gott zur Ruhe gebracht; er ist fertig, und ruhet auf dem einmal festgestellten Weltlaufe: eine unmittelbare Einwirkung Gottes gilt für eine Unterbrechung der Gesetze, — in deren Codex die reife Vernunft gesehen zu haben meint, — und diese Unterbrechung ist Gottes unwürdig. Jedes Wunder ist demnach nicht mehr und nicht weniger als ein Ereignifs, dessen natürlichen Ursprung wir noch nicht kennen, daher das, was in Zeiten geringerer Erfahrung und Aufklärung als Wunder galt, in unseren Zeiten aus *natürlichen* Ursachen sich erklärt, oder in Zukunft noch erklären wird. Und *natürlich* ist, — woran Gott nicht Theil hat; was er sich eben nur gefallen läfst.

Hiermit sind auch schon die *Folgen* dieses Systems angedeutet, sie führen — in das Leere, Grund- und Bodenlose: auch die Inspiration wird verworfen, und hiermit der Grund des ganzen Gebäudes eingerissen: die Wunder werden gezwungen genug natürlich erklärt, und die Accomodationstheorie wird ein bequemes Mittel allen Inhalt auszuleeren, *under the cover of which any difficulty that stands in the way of any commentator may with ease be explained away.*

Das sind also die äufsersten Resultate der sich selbst überlassenen subjectiven Vernunft, es sind nicht Ausartungen oder Abwege, sondern die consequenten Ergebnisse dieser Richtung, wenn sie nicht auf halbem Wege stehen bleibt oder umlenkt. Und doch, so fährt der Bericht fort, ist auch das Gute nicht zu verkennen, welches diese Richtung der Theologie mit sich führt.

Hierzu gehört insbesondere die höhere freiere Kritik der biblischen Urkunden, welche so lange danieder gehalten wurde, als eine unrichtige Vorstellung von der *Theopneustie* jeden Versuch dieser Art als einen Hochverrath gegen das Wort Gottes ängstlich abwehrte. Besonderes Gewicht wird hierbei auf die Hypothese eines Urevangeliums gelegt, aus dem die ersten drei Evangelien entstanden sein sollen.

Allgemeiner ist aber der Nutzen, welchen die freiere Forschung und der musterhafte Fleifs dieser theologischen Schule durch ihr Beispiel hervorgerufen hat. Es ist daraus eine neue Anregung und Erfrischung der Wissenschaft hervorgegangen; der Angriff fordert zur Gegenwehr auf, aber die Gegenwehr erheischt Waffen, welche der neuen Kriegskunst gemäfs sind, und im Kampfe stärken sich die Kräfte. Dazu gehört aber namentlich, dafs man das Gute in dem Kriegsheere der Gegner nicht geringschätzig wegwirft.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

The Edinburgh Review, or Critical Journal. Sept. 1831. *No. CVII. Art. X. State of Protestantism in Germany.*

(Fortsetzung.)

Zu solcher Gegenwehr wird insbesondere die Englische Geistlichkeit herausgefordert, denn in Deutschland finden wir die orthodoxe Geistlichkeit schon auf dem Platze, sie bekämpft schon lange den Rationalismus, jedoch ohne genugsam anzuerkennen, was sie von ihm gelernt hat, aber sie hat den *Inhalt* auf ihrer Seite, wodurch sie stark und lebendig wird, — wie es denn in England selbst verlautet hat, dafs *this school of Theology has within these few years experienced a check, and is at present on the decline.* Jetzt kehret aber die unruhige Bewegung des Geistes mit dem Zweifel im Gefolge, „*dort geboren, hier erzogen*", nach langer Verbannung in die Heimath zurück, ob auch *Alt-England* seufzet. Jetzt gilt nicht länger Zaudern, Ignoriren hilft nicht mehr, es hilft auch kein Abweisen, kein *cry of heresy*, kein Anathema, sondern es mufs in die Sache selbst eingegangen werden. *The Study of German is becoming universal: translations multiply upon us daily: and we may soon expect to see our literary market glutted with Rationalism.* Zugleich wird auf die Proteus-Natur des Rationalismus aufmerksam gemacht, wodurch sich der Schade *unvermerkt* einschleicht: *mille habet ornatus.* Er zeigt sich in einer Lessingschen Fabel, in Schillers historischen Versuchen über die Sendung Mosis, in dem ästhetischen Cirkel der Frau von Stael, und in geologischen Entdeckungen über *the primitive strata*, welche den Engländern überhaupt sehr wichtig zu sein scheinen, denn schon Lord Byron hat in seiner Vorrede zu Kain diesfalls auf Cuvier aufmerksam gemacht, wiewohl er darin keine Gefährde der biblischen Erzählung findet.

Wir übergehen das weitere Einzelne in der vorliegenden Mittheilung, um zu einigen allgemeineren Bemerkungen Raum zu gewinnen.

Für's *Erste* ist zu hoffen, dafs die Engländer mit den rationalistischen und kritischen Forschungen, welche sie über ihre Kirche und Kirchen schon hereinbrechen sehen, auch die fleifsigen Untersuchungen der Gegner erhalten, und nächstdem auch auf die höhere philosophische Richtung der Deutschen eingehen werden, wozu mit der Zeit auch für das Ausland die Wege immer zugänglicher werden gemacht werden. Denn in der wahren Philosophie hört der Unterschied auf, nach welchem sich jetzt die Engländer sagen lassen, und selbst von sich sagen, *that we are more fitted for practice and affairs, than for philosophical investigations.*

Hieran schliefst sich, Mifsverständnisse zu vermeiden, eine *zweite* Bemerkung. Wir nennen die Orthodoxie todt, die das Wort festhält ohne den Geist, welcher in der Vermittlung des Inhalts besteht, so wie der Rationalismus todt ist, welcher sich an den Geist zu halten vorgiebt, und diesen in der subjectiven Vernunft findet, ohne doch zu dem Gebrauche der Vernunft, oder zu dem mit dem Inhalte identischen Geiste jemals zu kommen, worüber er den Inhalt seines Geistes entleert, mit jenem diesen verliert, und — mit Nichts abschliefst. Aber es ist hinzuzusetzen, dafs in der concreten Erscheinung dieser Gegensatz nicht so abstract zu finden ist, denn das *Wort* ist als Wort des Geistes so lebendig, dafs es auch denjenigen, der dabei steif und starr stehen bleibt, unwillkürlich mit seinen Gütern ausstattet, bewegt und begabt, ja dafs es selbst den, der es eigenmächtig verwirft und seine Vernunft substituirt, demohngeachtet mit einzelnen Resten seines Inhalts fristet, welche der Undank sich selbst zuschreibt. Demohngeachtet ist der Gegensatz selbst mit obiger Erläuterung festzuhalten, weil die Richtungen dazu wirklich da sind, wenn sie auch in Folge der durchdringenden

Macht des Wortes zu dem Resultate ihrer einseitigen Principien niemals gelangen können.

Drittens ist allerdings der Werth der sogenannten höheren historischen Kritik anzuerkennen und hoch zu halten, aber nicht zu überschätzen. Die Ueberschätzung führt zur einseitigen Ausbildung. Wir erinnern diesfalls an die Worte eines jungen Theologen: „Damit, dafs nicht Moses der Urheber des ganzen Pentateuchs ist, verliert die Authenticität desselben nicht das Geringste. So können wir jetzt eine Menge Psalmen nicht mehr als Davidisch anerkennen, darum aber verlieren sie ihre Authenticität so wenig, als etwa unter den Schriften des N. T. der Brief an die Hebräer, wenn bewiesen werden könnte, dafs weder Paulus, noch Apollo, noch Barnebas dessen Urheber wäre, nicht aufhören würde nichts destoweniger ein treues und herrliches Document der jungen christlichen Kirche zu sein." Ja, es dürfte selbst ein erneuerter Versuch die Stelle 1. Joh. 5, 7. zu vertheidigen, *which every body else rejects*, nicht von Hause aus zu verwerfen sein: es ist auch jedenfalls nur die Stelle an ihrem Orte zu verwerfen, ohne dafs darum ihre absolute Unächtheit überhaupt, oder vollends ihr Inhalt verworfen werden könnte. Jedenfalls kann aber diese historische Kritik, so wie alle historische Forschung und die Gelehrsamkeit überhaupt, welche der Geschichte angehört, nur in den Händen der wahren Wissenschaft, von dem Geiste belebt und durchdrungen, zur apologetischen Waffe dienen.

Besondere Berücksichtigung verdient *viertens* die Accommodationstheorie, welche der vorliegende Bericht in ihren Folgen durchschaut; sie ist mit Recht auch anderwärts als der Vernichtungsprocefs alles Inhalts dargestellt worden. Indessen weiset gleichzeitig der Bericht die Accommodation auch in der Englischen Litteratur, namentlich in *Warburtons divine Legation* nach. Aber wir können noch viel weiter gehen, denn an sich ist die Accommodation wirklich nichts anderes, als die Herablassung Gottes zur Offenbarung Seiner an die Menschen. Die Menschwerdung Gottes im Fleische ist die höchste Accommodation. Aber es ist wohl zu merken: Christus ist uns gleich geworden, — *jedoch ohne Sünde:* Er ist die Wahrheit selbst. Darum hat er sich auch der Unwahrheit so wenig als der Sünde bequemen können; er hat sich nicht um guter Zwecke willen schlechter Mittel bedient; wiewohl dieser Jesuitismus seinen heiligen Namen trägt.

Schwieriger ist *fünftens* der Begriff der Inspiration. Es wird bemerkt, dafs er in der orthodoxen Kirche der Evangelischen zu eng, zu materiell, zu buchstäblich gefafst worden sei, aber es fragt sich eben darum, wie er zu fassen und zu bestimmen sei, womit zugleich die sogenannte höhere Kritik in ihrer Stellung näher bestimmt werden würde. Hier ergiebt es sich nun, dafs unter der Theopneustie, bei aller Verschiedenheit der Vorstellungen darüber, doch im Grunde nie etwas anderes hat verstanden werden sollen und können, als die Identität des göttlichen Offenbarungs-*Inhalts* mit dem menschlichen *Ausdrucke*, in dem er sich offenbart. Hiermit ist, nach dem Ausdrucke einer Dogmatik, welche sich zu der speculativen Höhe der Deutschen Philosophie erhoben hat*), „die Wahrheit der christlichen Religion erst ihre Inspiration, ihre Existenz ist von ihrem Ursprunge nicht verschieden." Und hieraus folgt nicht allein, dafs in der h. Schrift die Offenbarung in der ihrem Inhalte getreuen Form enthalten ist, sondern auch, dafs dieser Inhalt auch aufser dieser Form sich wissen mufs. Die Form würde den Inhalt nicht fassen können, wenn sie durch ihre Gränze von dem auch aufserhalb ihrer lebenden Geiste geschieden würde. Der Ausdruck des Geistes im menschlichen Worte ist nur durch die Kontinuität des Zusammenhangs mit dem auch aufserhalb des Wortes lebenden Geiste mit diesem identisch: diese Kontinuität beruhet aber wieder auf der absoluten Negativität, welche die Gränzen erweicht. Indessen ist die Wahrheit des Gesagten, auch ohne diese Vermittlung durch den Begriff, für das allgemeine Verständnifs unmittelbar einleuchtend, womit sich dann ergiebt, dafs der Geist und das Wort Gottes einerseits mit dem Worte der Bibel identisch, andrerseits aber auch davon unabhängig sei, und dafs es eben dieser davon unabhängige Geist ist, aus welchem die Göttlichkeit der Bibel gewufst werden kann: dieser Geist ist *fons credendi*. Hierdurch ist zugleich der dem Rationalismus so anstöfsige Cirkel gelöset, in welchem die Göttlichkeit der Bibel aus derselben bewiesen zu werden pflegt, wiewohl sie, als die *norma credendi*, nothwendig damit übereinstimmt. Röm. 8, 16. 1. Cor. 12, 3. Ap. G. 8, 26—40. Dieser Cirkel ist durch den Geist selbst gelöset oder aufgehoben, aber nicht zerrissen, sondern durchdrungen,

*) Die Grundlehre der chr. Dogmatik. Von Dr. Phil. Marheineke. II. Aufl. §. 561—591.

denn wie es der Geist ist, der da zeuget, dafs Geist Wahrheit ist (1. Joh. 5, 6. a. E.), so ist wiederum das dadurch bezeugete und zum Verständnisse gebrachte Wort der Schrift die *regula fidei*, es ist der *im Worte* lebende Geist, welcher den zeugenden Geist prüfet, und nur insofern als *denselbigen*, als den Geist der Wahrheit anerkennet, als er wirklich derselbige ist, als er mit dem Geiste des Wortes übereinstimmt. Hebr. 4, 12. — Es ist nur noch hinzuzusetzen, dafs wir hiermit in diesem prüfenden und zu prüfenden Geiste auch das leitende *höchste* Princip der höheren Kritik gefunden haben.

Gegenwärtig ist noch Eins übrig, worüber wir Rechenschaft zu geben haben. Der vorliegende Englische Bericht kann sich einerseits den guten Grund des Rationalismus, andrerseits aber auch den bodenlosen Abgrund nicht verhehlen, zu welchem er führt, wenn er sich konsequent bleibt, wiewohl eben deswegen Viele, auf Kosten der Konsequenz, die Klippe zu vermeiden suchen, an der das Schiff scheitern müfste. Hiermit sind wir auf das Mafs, auf eine Gränze gewiesen; aber es fragt sich, wo diese Gränze auf dem Wege selbst zu finden ist, denn es ziemet der Vernunft nicht, willkührlich Halt zu machen, um das Resultat zu vermeiden, zu dem sie führet.

Nach den in dem Englischen Berichte entwickelten Principien des Rationalismus mufs die Vernunft erst reif und majorenn geworden sein, sie mufs zu einer vollständigen Erkenntnifs der Natur und des natürlichen Kausalzusammenhangs gekommen sein, um *the sole arbiter as to what is to be received as truth* sein zu können. Aber wann ist sie *reif* und hiermit zum letzten Richterspruche kompetent? Dennoch sehen wir sie, unter der Voraussetzung dieser Kompetenz alle Facta und Lehren der Schrift und Kirche, welche sie nicht fassen kann, in letzter Instanz verurtheilen und verwerfen, während sie sich gleichzeitig zu dem *non liquet* bekennet, welches höchstens einem *judex pedaneus* geziemt.

Sie hat ferner nicht an ihr selbst, sondern an der Natur und deren Gesetzen ihr Princip, und diese Natur, was ist sie in dieser Sphäre anders, als die εἱμαρμένη der Alten, welche schon Chrysippus mit denselben Worten als φυσικὴν σύνταξιν τῶν ὅλων ἐξ ἀϊδίου τῶν ἑτέρων τοῖς ἑτέροις ἐπακολουθούντων geschildert hat? Jedenfalls ist aber damit das Subject doch wieder an das Object, als ein Anderes gewiesen, welches ihm entgegenstehet. Aber wie wird nun das Subject der unveränderten Objectivität gewifs? Und wie reimt es sich zusammen, dafs die Natur als Gesetzgeberin, und die Vernunft als oberste Richterin *darüber* sich erweiset. Indem aber wirklich die Vernunft *über* die Natur urtheilt, wird das Uebernatürliche wieder eingeführt, welches sich demnächst auch als *Freiheit* offenbaret, denn zu den Gütern, welche sich der Rationalismus zu reserviren sucht, gehört insbesondere die *Freiheit des Geistes*, welche nach Kant darin besteht, dafs sie der Kausalität nach den Gesetzen der Natur nicht unterworfen ist, und welcher die unmittelbare Einwirkung auf die Natur nicht abgesprochen werden kann, aber demungeachtet der absoluten Freiheit abgesprochen wird, ohne dafs die Gesetze derselben und ihre Wege zuvor erforscht worden wären.

Hier sind überall dem Rationalismus durch seine eigenen Principien, wenn sie sich nur bewegen, die Wege aus der *Natur* zu dem *Geiste* eröffnet, welcher jene erst bestimmt, und durch den Begriff in und über die Natur dringet, und damit *frei* machet und in alle *Wahrheit* leitet.

Näher liegt es uns aber, in dem allgemeinen Begriffe des Rationalismus selbst die eigentliche Wahrheit desselben aufzusuchen und anzuerkennen, denn nur in ihr kann sich mit dem Rechte desselben auch das Mafs und die Gränze finden, woran er sich berichtigen und aufrichten wird. Seine Wahrheit ist in der Natur der Vernunft selbst begründet, diese bestehet selbst in der *Bewegung*, welche der Rationalismus versucht, aber nicht vollendet, in der *Vermittlung* der unmittelbar gegebenen Wahrheit. Dieser *Vermittlung* tritt nun die *unmittelbare* Offenbarung in der Form des Wortes Gottes, der freien *Bewegung* die kurze Erwiederung; *es stehet geschrieben!* steif und starr entgegen. So kommt es, dafs die Orthodoxie in einer unglücklichen Stunde davor stehen bleibt, und aller Vermittlung entsagt, worüber sie erstarret, während der Rationalismus, weil er gleichfalls davon ausgehet, dafs, wenn die Unmittelbarkeit göttlicher Offenbarung einmal zugegeben sei, nichts zu thun übrig bleibe, als davor stehen zu bleiben, jene Unmittelbarkeit und Uebernatürlichkeit statt zu vermitteln bestreitet, um die geforderte Freiheit der Untersuchung nicht aufgeben zu müssen.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXVI.

Robert Brown's vermischte botanische Schriften. In Verbindung mit einigen Freunden in's Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. C. G. Nees v. Esenbeck. Vierter Bd. Mit fünf Steindrucktafeln. Nürnberg bei L. Schrag 1830.

Die Deutschen Botaniker und Herr R. Brown selbst sind dem Hrn. Präsidenten Nees v. Esenbeck gleichen Dank schuldig für die sorgsamen Bemühungen, mit welchen derselbe die Bekanntschaft mit den Arbeiten des Englischen Botanikers erleichtert und gefördert hat, und noch fördert; die ersteren weil sie dadurch mit den Arbeiten eines Mannes vertraut werden, der durch vorzügliche Beispiele mit Leichtigkeit zeigt, wie besonders bei der beschreibenden Botanik die neuesten Fortschritte der Wissenschaft zu benutzen sind, ohne die Grundsätze seines Verfahrens in allgemeinen Regeln auszusprechen; so dafs durch einfache Nachahmung seiner Methode das ihr zum Grunde liegende Allgemeine sich in der Wissenschaft verbreitet; — der letztere, weil er mehr als einmal wegen der Unbekanntschaft der Deutschen (und auch der Franzosen) mit seinen Arbeiten in den Fall gekommen ist, die Priorität von Ansichten und Beobachtungen, welche in Deutschland und Frankreich bekannt wurden, für sich in Anspruch zu nehmen, und weil der Hr. Herausgeber es sich besonders hat angelegen sein lassen, durch eingestreute Bemerkungen die rechte Bedeutung der Ansichten des Verfs. zu veranschaulichen und übersichtlich vergleichend mit anderen Arbeiten zusammenzustellen. Der gegenwärtige Band enthält 6 Abhandlungen. I. Betrachtungen über den Bau und die Verwandtschaften der merkwürdigsten Pflanzen, welche von dem verstorbenen Dr. Walter Oudney, dem Major Denham und Hauptmann Clapperton auf ihrer Entdeckungsreise im Inneren von Afrika gesammelt worden sind. II. Charakter und Beschreibung der neuen auf der Südwestküste Neuhollands entdeckten Pflanzen-Gattung *Kingia* mit Betrachtungen über den Bau ihres unbefruchteten Eichens und über die weibliche Blüthe der *Cycadeen* und *Coniferen*. III. Kurzer Bericht von mikroskopischen Beobachtungen über die in dem Pollen der Pflanzen enthaltenen Körnchen und über das allgemeine Vorkommen selbstbeweglicher Moleküle in organischen und unorganischen Körpern. IV. u. V. Nachträge zu der vorhergehenden Abhandlung vom Hrn. Herausgeber und nachträgliche Bemerkungen über selbstbewegliche Moleküle von R. Brown. VI. Neue Untersuchungen über den Bau und die Entwickelung des Pflanzeneies von Mirbel. Von den Abhandlungen II. bis VI. ist theils gelegentlich bei Anzeige verwandter Arbeiten, theils in besonderen Anzeigen in den Jahrbüchern bereits die Rede gewesen und wir haben dem Hrn. Herausgeber nur unsere besondere Anerkennung für die sehr passende und vergleichende Zusammenstellung ähnlicher Bemühungen verschiedener Autoren auszusprechen.

Die erste Abhandlung reiht sich vortheilhaft an die schon im 2ten Bande mitgetheilten morphologisch-systematischen Arbeiten des Hrn. R. Brown, wodurch derselbe der Wissenschaft besonders nützlich geworden ist. Indem der Verf. neue oder zweifelhafte Pflanzen systematisch bestimmt, setzt derselbe das ganze Verfahren hierbei, und den Gang seiner Untersuchungen auseinander, so dafs man auf die gründlichste Weise über das endliche Resultat belehrt wird. Besonders lehrreich sind die Bemerkungen dieser Abhandlung zu den Pflanzen aus der Familie der *Cruciferae* und *Capparideae*. Bei der vergleichenden Bestimmung der *Savignya aegyptiaca* zeigt der Verf., dafs die von Decandolle zur Bildung von Familienabtheilungen der *Cruciferae* benutzte Lage der Cotyledonen (die *accumbentes* und *incumbentes*) keineswegs den vorausgesetzten Grad der Allgemeinheit hat, sondern dafs diese Verhältnisse bei anderen überwiegenden Verwandtschaftsverhältnissen abändern, ja sogar, dafs sie nicht einmal überall für die Gattungscharaktere von Wichtigkeit sind, indem bei der Gattung *Hutchinsia* (*H. alpina* und *H. petraea*) anliegende und aufliegende Cotyledonen vorkommen. Sinnreich sind die Betrachtungen über die Bildung der Scheidewand der Schoten der *Cruciferae* zur Benutzung bei Gattungscharakteren. *Draba* unterscheidet sich in diesem Punkt von *Alyssum*, indem bei letzterer Gattung die Scheidewand Adern mit regelmäfsig parallel verbundenen Maschen, bei ersterer aber unregelmäfsige Maschen vorhanden sind. Aehnlich unterscheidet sich *Thlaspi* von *Capsella Bursa*. Da der Raum uns hier weiter in's Einzelne zu gehen verbietet, so empfehlen wir den Botanikern angelegentlich, wenigstens für einzelne grofse Gattungen, die Berücksichtigung und Anwendung des vom Hrn. R. Brown bei Gelegenheit der Bemerkungen über die *Capparideen* gemachten Vorschlages, den Pflanzen zur näheren Bezeichnung ihrer Verwandtschaften drei Namen: ein *Nomen* und *Cognomen genericum* und einen Trivialnamen zu geben, wie die Römer durch drei dergleichen Personennamen zugleich den Familienstamm und den besonderen Zweig bezeichneten. Jede Art erhält diesemnach neben den Gattungsnamen noch den Namen der Untergattung vor dem Speziesnamen z. B. *Cleome* (*Gynandria*) *pentaphylla*.

Wir wünschen, dafs durch diese kurze Anzeige von Neuem die Aufmerksamkeit der Botaniker auf vorliegendes Werk geleitet werde und dafs dies dazu beitragen möge eine solche Theilnahme an diesem Unternehmen zu erregen, dafs der biedere Verleger des Werks, der für die äufsere Ausstattung durch die Abbildungen zweckmäfsig gesorgt hat, nicht nur seine Interessen befriedigt finden, sondern auch zur Fortsetzung des Unternehmens ermuntert werden möge.

Dr. C. H. Schultz.

№ 117.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

The Edinburgh Review, or Critical Journal. Sept. 1831. *No. CVII. Art. X. State of Protestantism in Germany.*

(Schluſs.)

Beide Richtungen ruhen daher auf demselben Vorurtheile über die eigentliche Bewandniſs um die Unmittelbarkeit. Der Englische Bischof sagt, wie Lord Byron ihm nachspricht: *I must take the words as I find. Behold the Book — holding up the Scripture.* Und der Rationalismus sagt ebenfalls, wie wir in demselben Hefte des *Ed. Rev.* lesen: *Its spirit and letter are laid down infallible and immutable for ever by the authority of a divinely inspired lawgiver. Of course, in such a case, there is nothing to consider, — but the command.*

Hier ist es nun eben, wo die Vernunft auf dem Wege zu der Wahrheit der Vermittlung, in Unwahrheit fällt: hier muſs sich auch die Lösung der Verwirrung und das absolute Maſs der freien Forschung finden. Das Wort Gottes ist *lebendig*, und nach seinem Inhalte die *Vernunft* selbst, der *Geist*. Der Geist ist aber dieses „für den Geist zu sein"; d. h. die Vernunft des Wortes bestehet selbst in der Vermittlung oder Mittheilung, das Wort ist ohne alle Vermittlung todt und ungreifsbar. Indem es einerseits der Gegenstand ist, womit die einzelne Vernunft, mehr oder weniger unreif wie sie ist, sich befasset und zu vermitteln suchet, beweget dieser Gegenstand die Vernunft selbst, indem diese ihn zu bewegen suchet, um mit ihm in Berührung zu kommen; der Inhalt schärft die Vernunft des Subjects, weil er selbst die höchste Vernunft ist, während das Subject seinerseits ihn aufnimmt und zu verarbeiten sucht. Wirklich setzt die subjective Vermittlung schon das Leben ihres Gegenstandes voraus, denn Todtes läſst sich nicht aneignen, aber aus dem Leben des Gegenstandes folgt auch seine Einwirkung auf das Subject.

Dieses lebendige Wechselverhältniſs zwischen der göttlichen Vernunft im Worte und der Vernunft des Subjects ist die Wahrheit des Rationalismus; sein Irrthum ist, daſs er der Vernunft des Subjects *allein* das Leben zuschreibt, und den Inhalt als todt wegwirft, weil er das Leben des Geistes in und auſser dem Worte nicht erkennt, — wie es der Irrthum der todten Orthodoxie ist, daſs sie in bewuſstloser Verläugnung des zweiten und dritten Glaubensartikels, in gänzlicher Verkennung der Identität der göttlichen und menschlichen Vernunft in der Menschwerdung Gottes und der Inspiration des Menschen, vor dem Worte stehen bleibt, und indem sie von diesem allein Vermittlung erwartet in der That aller Vermittlung entsagt.

Ist nun das Recht der Vernunft auf Vernunft d. i. auf Vermittlung anerkannt, und ist es unläugbar, daſs darauf eigentlich der Rationalismus sich stützt, wenn er auch noch nicht zur Sache kommt, so ist es einleuchtend, daſs alle äuſserliche Abweisung und Verketzerung schlechthin der Vernunft widerstreitet und fruchtlos bleibet, aber auch nothwendig zum Schaden an der guten Sache umschlägt, indem die subjective Vernunfttheologie, von der äuſsern Autorität der Kirche nach dem äuſserlichen Rechte verurtheilt, desto hartnäckiger in das Innere ihres guten Rechts sich zurückzieht. So unvertilgbar ist das Bedürfniſs fortschreitender Entwicklung und Vermittlung, daſs selbst das *Zeugniſs* des Glaubens in Wort und That, zu welchem sich übrigens jeder Christ berufen und verpflichtet weiſs, [Röm. 10, 9—11.] dem kritischen Schaden allein nicht abhelfen kann, wenn es auch Ehrfurcht abnöthigt, oder zu tieferem Nachdenken erweckt, oder einigen Stillstand aus Gehorsam bewirkt; denn es leidet eben selbst an *subjectiver Unmittelbarkeit*, während das Bedürfniſs der Vermittlung nur in der Vermittlung selbst Befriedigung finden kann. Diese letzte Vermittlung enthält aber die *Philosophie*.

Ebendarum ist es anzuerkennen, und es ist in den so eben erschienenen Vorlesungen des verstorbenen Professors Hegel über Religions-Philosophie auf's neue anerkannt worden, dafs *durch die auflösende Vernünfttheologie unserer Zeit der Philosophie Bahn gemacht worden ist.* Wo einmal der Streit zwischen der Orthodoxie und dieser Vernunfttheologie Wurzel gefafst hat, da thut es Noth, dafs er „*zur Sache komme und zu dem Bewufstsein, dafs um die Sache zu erörtern der Boden der Philosophie betreten werden müsse*".

C. F. Göschel.

LXXVII.

1) *Synonym. Handwörterbuch der Lat. Spr. für angehende Philologen. Von E. C. Habicht (Prof. und Rect. des Gymn. in Bückeburg.) Lemgo* 1829. *XII.* 673.

2) *Lat. Synonymik. Von D. Ludw. Ramshorn. Nach Gardin-Dumesnil's Synonymes latins, neu bearbeitet u. vermehrt. 1ster Theil. Als neue Auflage der Allgem. Lat. Synonym. von Ernesti. Leipz.* 1831. *CXX.* 522.

3) *Lat. Synonyme u. Etymologieen. Von Ludw. Döderlein.* 1. *Theil. Leipz.* 1826. *XXXIV.* 200. 2. *Theil.* 1827. *XII.* 228. 3. *Theil.* 1829. *VI.* 346. 4. *Theil.* 1831. *XXII.* 482.

Um Mifsverständnissen und dem jetzt so beliebten, freilich auch nicht immer unbegründeten, Vorwurfe der Arroganz vorzubeugen, finde ich es ganz unerläfslich, kurz den Standpunkt mitzutheilen, von dem aus ich die genannten Bücher zu beurtheilen gedenke. Sie werden nämlich sowohl der Absicht derer, die sie mir zur Beurtheilung überwiesen, als meiner eigenen Ansicht und Neigung gemäfs einzig und allein in der Hinsicht geprüft werden, ob sie der eben so interessanten als schwierigen Wissenschaft Nutzen gebracht haben oder zu bringen versprechen, so dafs das blofse praktische Schul- oder besser Schüler-Bedürfnifs mehr in den Hintergrund tritt. Vorzüglich soll die etymologische Seite in's Auge gefafst werden, worüber bei Hrn. D. mehr zu sagen sein wird. Beginnen wir mit Hrn. Habicht. Der äufsert sich am Schlusse seiner Vorrede folgendermafsen: „So glaubt der Vf. einem Jeden nach Möglichkeit das Seinige gelassen zu haben, und er schliefst diese Zeilen mit dem herzlichen Wunsche, dafs sein Buch Kennern gefallen, *human* beurtheilt und denen, für welche es nach Angabe des Titels bestimmt ist, nützlich werden möge". Das letzte kann ihm nicht geradezu abgesprochen werden, wenn nur die auf dem Titel angegebenen „angehenden Philologen" näher bestimmt wären. Wenn er unter ihnen Schüler der Prima eines *guten* Gymn. oder *junge* Studenten, die sich der Philologie widmen, versteht, so ist sein Buch allerdings im Ganzen nicht ohne Nutzen, obwohl auch so noch gar vielerlei daran auszusetzen bleibt; meint er aber solche, die ihre Universitätsstudien absolvirt haben und sich nun ganz dem näheren Studium der eigentlichen Philologie ergeben, so ist es keineswegs ausreichend oder gar gut zu nennen. Für den Zweck, der hier in's Auge gefafst werden soll, ist es gar nicht zu brauchen. Somit würde Ref. weiter nichts darüber gesagt haben, wenn nicht Hr. Döderlein S. XVII. seiner Vorrede zum 4ten Bande folgendes nicht ungünstige Urtheil darüber gefällt hätte: „Zum Schlufs mufs ich bemerken, dafs ich für diesen Band einige neue Hülfsmittel benutzt habe, denen ich mancherlei Belehrung schuldig bin; nämlich Habicht's synonymisches Handwörterbuch der Lat. Sprache und Schwenk's etymologisches Wörterbuch. Das erstere, seit Beendigung meines 3ten Bandes erschienene Werk, obgleich nur für angehende Philologen bestimmt, enthält dennoch viele neue, auf eigne und genaue Beobachtung des Sprachgebrauchs gegründete Bestimmungen, und darf gewifs einen höheren Werth als den einer brauchbaren Zusammenstellung des Vorhandenen ansprechen". Ref. war es Hrn. H. schuldig, seinem Urtheile dies weit günstigere des Hrn. D. hier entgegenzustellen, und ist nur wegen der Autorität des Hrn. D. in diesem Felde es sich, diesen Blättern und den Lesern schuldig, sein Urtheil, welches er in Folge dessen einer neuen und strengeren Prüfung unterwarf und doch nicht hat ändern können, in etwas zu belegen. Er weifs die Gründe nicht, die Hrn. D. so haben urtheilen lassen, theilt deshalb ganz kurz nur dasjenige mit, was ihn anderer Meinung gemacht hat. Hrn. H.'s Buch ist entstanden aus Kollektaneen, und das ist nothwendig und gut, aber es ist nicht ausgearbeitet, es sind noch immer blofs Kollektaneen, und das ist nicht gut. Um durch einen Vergleich den Standpunkt des Werkes noch genauer zu bestimmen, so verhält es sich mit ihm nicht anders, als

mit der Masse der in der neuesten Zeit erschienenen Griech. Schulgrammatiken. Wenn jetzt ein Lehrer zum Lehren der Gr. Spr. Buttm. gelesen oder auch studirt, und dadurch Buttm. aus ihm selbst und aus Matthiä und Thiersch in manchen Dingen wirklich berichtigt oder zu berichtigen geglaubt hat, so hält er sich dadurch sogleich für befähigt und berechtigt, eine neue Grammatik herauszugeben. Hr. H. hat Forcellini, Scheller, seine Vorgänger und die Commentare einiger Interpreten studirt, sich Excerpte daraus gemacht, diese zusammengestellt und drucken lassen. Dafs er dadurch vor seinen *Vorgängern* manches, meinetwegen auch allenfalls vieles, voraus hat und haben mufs, versteht sich von selbst. Sollte das aber heutzutage gleich zur Herausgabe eines neuen Buches hinreichend sein? Hr. H. hat auch die reale Seite mit hineingezogen, das ist zwar auf der einen Seite recht gut, vermehrt aber auch die Schwierigkeit. Etymologie kommt wohl vor, aber in sehr dürftigem und unwissenschaftlichem Zustande. Kurz: das Buch giebt Resultate, grofsentheils Anderer: und Jeder, der diese Sache einigermafsen kennt, weifs, wie sicher und erfolgreich diese sind: instruktiv aber ist es nicht und ohne Ausbeute für die Wissenschaft im höheren Sinne. Der Stellen sind viel zu wenig gegeben und oft nicht die gehörige Auswahl, und eigne *Forschungen* habe ich nicht bemerkt. Der angehende Philolog in dem letzten oben angegebenen Sinne, und so nimmt ihn der Sprachgebrauch, macht sich die Excerpte selbst, indem er die von Hrn. H. gelesenen Schriften und noch einige wichtigere mehr (was hat z. B. Scheller für Autorität?) selbst studiren mufs, und findet das Andere im Forcellini, dem grofsen Scheller und Döderlein gröfstentheils ebenso gut, hier und da noch besser und vollständiger. Noch ist zu bemerken die grofse Unbestimmtheit in der Sprache der Definitionen und Explikationen. Was Hr. H., um den jetzigen Forderungen zu genügen, leisten mufste, konnte ihm Hrn. D.'s Werk zeigen. Beweise könnten genug gegeben werden, bleiben aber der Kürze wegen weg, würde sie jedoch Hr. H. verlangen, so sollen sie *plena manu* und *idonea luce collocata* beigebracht werden. Nur von der Etymologie stehe Einiges hier. Entweder ist es trivial, wie z. E. *crater* v. κεράω, κράω, *callidus* v. *calleo*, *versutus* v. *verto*, *discordia* v. *dis* und *cor etc. etc.*, oder folgendermafsen beschaffen: *horreum* (ὀρρωον?), *cremare* (καίω?), *heu* (φεῦ?), *ajo*, (ἄω, αἴνω?), *annus* (ἀμφιῶντες?), *eminus* v. *exago*, *contr.* ἔαγο p. *ago*, p. *egāmus*. Wollte sich etwa Hr. H. hiermit einen Spafs mit den Etymologen machen? denn für Ernst ist das doch gar zu originell. Hiermit genug.

Auf einer andern Stufe schon steht Hr. Ramshorn. Es war zwar eigentlich meine Absicht, alles Aeufsere anderen Recensionen zu überlassen, doch aber kann ich nicht umhin, hier einiges sehr kurz zu berühren. Der Titel sagt zwar, dafs dies nach Gardin-Dumesnil neu bearbeitete und vermehrte Werk als neue Auflage der allgemeinen Lat. Synonymik von Ernesti betrachtet werden solle, in der Vorrede aber wird bemerkt, dafs die *quatrième édition* 1827. 8. von Gardin-Dumesnil's Werke hier gebraucht worden sei. Die ist mir nicht zu Händen, dagegen aber habe ich eine Vergleichung mit Ernesti anstellen können. Und da ist allerdings eine sehr grofse Veränderung, Verbesserung, Weglassung und Vermehrung in der inneren Behandlung der einzelnen Artikel zu bemerken, wie schon das Paragraphenwesen zeigt. Z. B. der letzte Artikel hier ist über *gutta*, *stilla*, *stiria* No. 639., bei Ern. 1215. Da Hr. R. so vieles änderte, so wäre sehr zu wünschen gewesen, dafs er die, auch von Hrn. H. beibehaltene, alphabetische Ordnung ebenfalls verlassen und überhaupt noch vieles weggelassen hätte. Diese Ordnung ist eine sehr äufserliche, die zu gar nichts hilft, indem z. B. auch sie die reichhaltigsten *indices* nothwendig macht, und mancherlei schadet. In der inneren Behandlung ist, wie man Hrn. R. bezeugen mufs, ebenfalls sehr vieles, und allerdings vieles auch zum Vortheil verändert. Auf ein einzelnes Nachweisen lassen wir uns hier nicht ein; wer es uns nicht glauben will, der vergleiche selbst. Hr. R. zeigt sich hier als einen mobilen, geistreichen Mann, der durchaus nicht nur immer an dem alten hergebrachten Schlendrian hängt, sondern fähig und begierig ist, das neue Licht zu schauen und auch sein Leuchten zu benutzen. Es frappirte ihn, auch in den Wäldern und Steppen der alten Germanen und anderer *Barbaren* Spuren zu finden, die ihn häufig sicherer durch das dunkle Labyrinth der Sprachforschung des Gr. und Lat. zu führen scheinen mufsten, als die so oft operosen und doch nichtigen Kunststückchen sowohl älterer Griech. u. Röm., als neuerer Etymologen. Er weist dies Neue nicht verstockt von sich deshalb, weil es neu ist und aus dem Manchen so verrufenen Orient kommt, sondern folgt ihm mit lebendigem und aufrichtigem Eifer. Dieser Eifer aber,

so lobenswerth er auch ist, vorzüglich bei einem älteren Philologen, der eine anerkannte Lat. Grammatik geschrieben hat, den man also nicht vornehm mit der sehr bequemen Ausrede abweisen kann, „er verstehe kein Gr. und Lat.", ist noch zu ungeordnet und ungeregelt, wie es denn immer bei neuen, unerwartet eröffneten Aussichten zu geschehen pflegt, dafs man sich in dem neuen Felde gerade um desto eher verläuft, je gröfser und vielversprechender es sich vor den erstaunten und vor Freude trunkenen Blicken ausbreitet. Man mufs sich sehr hüten, dafs man nicht hierbei ganz in denselben Fehler verfalle, den man eben an den Früheren tadelt. Oder wäre es nicht ganz derselbe Fehler, nur in einem anderen Kleide, wenn man jetzt ebenso blind und leidenschaftlich mit dem Sanskrit und den Germanischen, (oder, wie Hr. R. sie auch nennt, Teutonischen u. s. w.) Mundarten herumwirthschaftet, wie Andere früher mit dem Griech. und Hebräischen? Der unendliche Gewinn, den die Etymologie und überhaupt die Sprachforschung seit den letzten Decennien vorzüglich durch das geistreichere Studium des Sanskrit und Germanischen erhalten hat, besteht ja offenbar nicht sowohl in dem Material, womit man operirt, als vielmehr darin, dafs man jetzt das, was sonst blind und willkürlich geschah, wissenschaftlich, d. h. nach bestimmten Gesetzen und Analogieen thut, die sich eben durch die Vergleichung vorzüglich des Sanskrit und der genannten Hauptdialekte des gemeinsamen Stammes in gröfster Vollständigkeit und öfters bis zu klarer Evidenz nachweisen lassen. Der Sprachforscher thut jetzt augenscheinlich nichts Anderes, als der Naturforscher, wenn er z. B. um über die Mineralien Aufschlufs zu erhalten, nicht ein Mineral untersucht, sondern alle, so weit sie ihm zu Gebote stehen, um durch die Vergleichung der einzelnen Arten zur Gesetzmäfsigkeit des Ganzen, und dadurch wieder zum Verständnifs des im Einzelnen eben einzeln und unerklärlich Dastehenden zu gelangen. Und Bopp hat seine Behandlung der Sprachforschung im Gegensatz zu der gemeinhin historisch genannten in mehrfacher Beziehung richtig und ingenios eine naturhistorische genannt. Begebe man sich doch ja nicht muthwillig des erwähnten ungeheuern Vortheils dadurch, dafs man *non mutatis mutandis* nur ein Neues an die Stelle eines Alten setzt. Hr. R. hat seit 12 Jahren, wo, wie er erzählt, ihm zuerst bei den Wörtern *altus* und *alt* die Verwandtschaft des Röm. und German. in die Augen sprang, viel, sehr viel linguistisches gelesen, wie man in seiner Einleitung des weiteren nachsehen kann, über Sanskrit, Zend, Baskisch, Celtisch, Galisch, Germanisch in seiner ganzen Ausdehnung, Thracisch, Slawisch, Ost- und Nord-Asiatisch u. s. w., u. s. w., gute und schlechte Bücher im bunten Gemisch durcheinander. Nicht zu seinem und der Wissenschaft Vortheil! Es ist nämlich unmöglich, dafs er das Alles *studirt* haben kann, und so ist ihm selbst jenes vage ohne alle Regeln blofs nach Klängen haschende Streben eigenthümlich, welches einen Hauptfehler in seinem Buche ausmacht. Anstatt Adelung und Kremsier u. s. w. hätten lieber J. Grimm, Graff u. A. viel mehr benutzt werden sollen, als sie es wirklich sind. Zu einer so ganz allgemeinen Vergleichung im Grofsen, scheint jetzt noch nicht die Zeit zu sein. Hr. R. scheint es ehrlich genug mit der Sache zu meinen, dafs zu hoffen steht, er selbst werde bei ruhiger Prüfung folgendes Urtheil im Ganzen über sein Buch nicht ungerecht finden: Es ist ein sehr interessantes und nicht zu übersehendes Buch, dessen Vf. aber vor den unendlich vielen Einzelnheiten, auf die er sich einläfst und die etwas mit ihm durchgegangen zu sein scheinen, nicht zu einem klaren Bewufstsein dessen gelangt ist, worauf es eigentlich und hauptsächlich ankam, der strengen Gesetzmäfsigkeit und Wissenschaftlichkeit im Herleiten und Beweisen. In dieser Hinsicht steht sein Werk dem Döderleinschen nach, Bei einem näheren Studium des Sanskrit oder auch des Germanischen hätte er gefunden, dafs blofse Lautähnlichkeit bei den in den alten Sprachen so wichtigen und im Laufe der Zeit so mannichfach aufgetretenen Wohllautsveränderungen sehr oft täuscht. Als Beweis des Gesagten kann hier nur das Hauptsächlichste kurz angedeutet werden. In der Einleitung sucht Hr. R. seine Meinung, *dafs das Lat. aus dem Germ. entstanden sei*, auch anders als durch blofse Wortvergleichung, nämlich historisch, ethnographisch u. s. w. zu beweisen. Mit solchen Untersuchungen sieht es immer sehr mifslich aus. Es ist da Wahres und Falsches, Sicheres und die abentheuerlichsten Hypothesen unter einander gemischt. Er spricht z. B. p. XV. recht schön über das Sanskrit, aber das wird jetzt nicht zugegeben, dafs es aus dem Zend entstanden sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

1) *Synonym. Handwörterbuch der Lat. Spr. für angehende Philologen. Von E. C. Habicht.*
2) *Lat. Synonymik. Von D. Ludw. Ramshorn.*
3) *Lat. Synonyme u. Etymologieen. Von Ludw. Döderlein.*

(Fortsetzung.)

Die dann folgende (nach Vorgängern) versuchte Bestimmung der Zeitfolge in den ältesten Wanderungen aus Asien nach Europa ist jetzt noch lange nicht an der Zeit. Ich verweise hier Hrn. R. auf das gleiche Unternehmen des Griechen *Κωνσταντῖνος Οἰκονόμος* vor seiner Vergleichung der Griech. und Slaw. Sprachen, und das, was darüber in eben diesen Blättern gesagt worden ist. — Ein sehr richtiger Gedanke des Hrn. R. ist es, der eigentlich synonymischen Forschungen eine Abhandlung von der Wortbildung; oder wie Hr. R. sagt, über Lat. Endformen voranzuschicken. Auch ist die Ausführung von p. XXVII. bis CXX. im Ganzen und für diesen Zweck recht gut zu nennen. Aber auch hier wäre über Vieles zu rechten; es ist Vieles versucht und gesagt worden, was besser ungesagt geblieben wäre. Gleich gegen die Bemerkungen über Wurzeln und Endformen überhaupt, und über die Verschiedenheit der Subst. nach den Declinationen ist gar Viel einzuwenden. Was wird man über das von der Endung *s* bemerkte sagen? Ueber *caedes* z. B. heiſst es: „(*caedere*), das, woran das Hauen kenntlich ist, der Mord, das Blutbad: *messis* (*metere*, *messum*), die Ernte, am Mähen kenntlich u. dergl." + *tio(io)* hätte p. XXXI. nicht von *occisio* u. a. getrennt werden sollen. — Ganz falsch und bei Hrn. R.'s Kenntniſs von dem, was aus dem Sanskrit zu Tage gefördert worden ist, verwunderlich ist die p. CXIX. n. 4. aufgestellte Meinung, daſs *Carthagini*, *ruri*, *luci*, *vesperi*, (*temperi etc.* Genitive seien, die er mit *Themistocli*, *Neocli etc.* zusammenstellt. Jene Formen sind bekanntermaſsen alte Locative und haben mit dem Genit. gar nichts gemein, diese letzten sind zwar Genit., aber ganz eigener Art. *Themistocli*, *Neocli*, *Achilli*, *Ulyxi etc.* sind von (*Aeolisch* im Griech. genannten) alten Nebenformen des Nomin. in *es* auf *eus* (*Ἄρης*, *Ἄρευς etc.*), *Achilleus*, *Achillei*, *Achillēi*, *Achilli*. Der Beweis hiervon ist leicht zu finden. — p. XXIV. war *petere* nicht mit J. Grimm (Gramm. I. 1060) mit dem German. *fintha*, *vindu* zu vergleichen; dies letzte ist im Sanskrit *vid*, (*cl.* 6. *praes. vindāmi*), *invenire*, *adipisci*, Lat. vielleicht *fendere*, jenes, Gr. *πετ* in *πίπτω*, ist *pat*, *cadere*, *ruere*. Zu *nimis* p. CXX., wo überhaupt der ganze Artikel wenig taugt, führt Hr. R. aus dem Sanskrit *nem*, *Alles*, an. Was mag das sein sollen? *nima* heiſst *dimidius*: hat er vielleicht die Buchstaben verwechselt und *sama*, *sima* im Sinne gehabt? Denn daſs er die Buchstaben kennt, zeigt er dadurch, daſs er aus Bopp's Gloss. Wörter anführt, und an einer anderen Stelle sich wundert, daſs die Sanskrit. Lettern nicht überall so sind, wie bei Bopp, was nicht nöthig war, da es auſser dem *devanāgarī* auch mit Bengalischen, Tamulischen und andern Lettern geschrieben wird, ja selbst die in England üblichen Lettern des *devanagari* hier und da von den in Frankreich und Deutschland gebrauchten abweichen. Zu der Vermuthung, daſs es ein Buchstabenirthum sei, führt mich erstlich der Umstand, daſs hier auch das nöthige End-*a* fehlt, welches bekanntlich dem Konsonanten cohärirt, so daſs es Ungeübten wohl passiren kann, *nem* statt *nema* zu lesen, und zweitens, weil wir bald einen ähnlichen Irrthum sehen werden.

Was nun die Synonymik selbst betrifft, so hätte da mehr weggelassen werden müssen, als geschehen ist, z. B. so manche Composita, Redensarten, unnütze Sachen und solche, die billig den *lexicis* und Grammatiken überlassen bleiben, die hier noch unnöthiger Weise figuriren, wie, um es kurz zu fassen, in N. 7. 8. 10. 15. 17. 83. 84. 132. 139. 146. 459. 551. 559. 571. 612. u. a. An anderen Stellen hätte getrenntes verbunden, und ver-

bundenes getrennt werden sollen. Einige andere Ausstellungen sollen unten bei der Vergleichung eines Artikels der Herren H., R., D. folgen. Zum Schlusse hier nur noch einige Sonderbarkeiten und solche Stellen, wo sich deutlich bloſs der Klang, als etymologisches Princip des Hrn. R. zeigt.

Unter N. 67 spricht Hr. R. über *aestimare, existimare* und deren Subst. Gewöhnlich leitete man sonst *aestimare* aus *aes* und τιμᾶν, oder auch aus dem bloſsen τιμᾶν her. „Oder, setzt Scheller hinzu, es könnte auch von *aes* sein, und der Endung *imo* oder *umo* ohne Bedeutung." So hätte Sch. nur diese *bedeutungslose* Endung *imo* oder *umo* nachweisen und auſserdem erklären sollen, woher das *t* zwischen Stamm und Endung gekommen sei. *Aestus* damit zusammen zu bringen, dürfte wohl auch unmöglich sein (*aestus* und *aestas* ist einerlei, wie *tempestas* und *tempestus*, s. Varro. VII. p. 337. Sp.). Hr. R. verwirft dies Alles mit Recht stillschweigend, und substituirt dafür folgende eigne Meinung: „*aes-stimen, stimmen*, d. i. heurtheilen" und provocirt auf Adelung. Was er mit *aes* anfangé, sagt er nicht. Darin wird ihm wohl eben so wenig Jemand Anderes beistimmen, als ich. Versuchen wir einen richtigeren Weg: *aestimare* heiſst älter *aestumare*, *i* und *u* aber sind im Lat. nicht beliebig verwechselt worden, (nie hat man *fucet, tumet* für *ficet, timet* gesprochen), sondern *u* ist immer das eigentliche, das sich in *i* verdünnt hat (man vergleiche z. B. die Schicksale des Gr. *u* in den ältesten und neuesten Zeiten), wie Quinctil. in der bekannten Stelle 1, 7, 21. von der Superlativs-Endung ausdrücklich sagt, und wie bei *libet* z. B. aus dem Sanskrit erhellt, wo die Latein. Wurzel *lib, lub, lubh* heiſst *desiderare, cupere* (daſs die Sanskrit. Aspirata *bh* am Ende im Lat. gern *b*, so wie *dh, d* ist, habe ich anderswo bemerkt), *aestumare* verhält sich also zunächst wie *autumare*. Dieses leitet Hr. R. (Verbalformen XX. p. CXII, 3.) richtig, wie mir scheint, von einem Adj. *autumus* her und verweist auf V, 3. Seine übrige Ableitung kann ich nicht billigen. Unter V, 3. aber stellt er zusammen *citimus, ultimus, extimus, intimus, infimus, almus, maritimus, finitimus, aeditimus* und *legitimus*. Die von ihm gegebne Erklärung dieser Adjectivsendung ist wiederum etwas vag und eben nicht sehr passend. *Optimus* möchte ich nicht mit dem Sanskrit. *uttama* zusammenstellen; sollte es sich nicht eben so verhalten wie *extimus? almus* gehört gar nicht hierher; über beide Punkte habe ich schon anderswo gesprochen, unterlasse es also hier. Auf derselben Seite passirt ihm wieder mit dem Sanskrit ein Irrthum, wie oben mit *nemus; primus* soll da *prayama* heiſsen, es heiſst aber *prathama* (die Indischen Zeichen für *y (j)* und *th* sind sehr ähnlich). Von diesen Formen haben nicht alle *umus* statt *imus*. Bei den geringen mir hier zu Gebote stehenden Hülfsmitteln kann ich nicht untersuchen, ob man ehedem in Rom auch *citimus, ultimus, extimus, intimus, infimus, maritumus, legitumus* gesprochen habe oder nicht, dagegen kenne ich wiederum nur *postumus*, nie *postimus*. Vielleicht sind die Endungen verschiedenen Ursprungs, vielleicht wechselten auch *umus* und *imus*, wie im Gr. αμος (οὐδαμός) und ιμος, und im Sanskrit *ama* und *ima*. Wie dem auch sei, zu diesen Wörtern scheint mir *aestimo* zu gehören, wie *aeditumari* (s. Gellius. N. A. XII, 10, dem ich gegen Gronov beistimme), *infimare, ultimare, intimare, pessimare, summare*. Was nun aber mit diesem Adj. *aestumus* oder *aestimus* anfangen? Ich kann nicht glauben, daſs es mit *aes*, Sanskrit. *ajas*, Deutsch Eisen, oder mit *aestus* zusammenhänge. Halten wir das fest, daſs *umus, imus* Endung ist, so bleibt als Stamm übrig *aest;* dieser entspricht, glaube ich, dem Griech. *αιστ* so, wie *pat-i πατ, lat-ere λαθ*, und nach Varro VI. p. 277. Sp. *put-are πυθόσθαι*, welchen Stamm man sich ebensowohl verbal als nominal denken kann, dem Begriff der Wurzel gemäſs, die in ihrer Ursprünglichkeit weder das eine ist noch das andere, sondern erst in ihren Bildungen das eine oder das andere wird. Man vgl. im Gr. *πάσσω, πάσιμος, πρόσιμος, πέρσιμος, πόσιμος, νόσιμος, ὄλισμος, πάσιμος* und Buttm. §. 119, 75. p. 341. Etym. M. 487, 26. Gud. 21, 52. 52, 16. 160, 48. Orion. 69, 9. Wegen der Bedeutung vgl. man Hesychius oder jedes gute Gr. Lex. und z. B. Tacit. Agricol. 1. *virtutes iisdem temporibus optime aestimantur, ubi faciliime gignuntur. etc.* — *N.* 132: „*aqua* (Altd. *aha, acha, aka, daher*, Holländ., *Water* [wie *asparagus* Spargel] und *Aue*, auch die Stadt *Aachen*, vgl. *Ach, Aue*, Adelung.)". — N. 142. soll *ardere* von *arca* kommen! — N. 142. (überhaupt ein merkwürdiger Artikel) *ardeo* von *uro*, und dies *uro* (Sanskr. *uch*, woher *uchas* im *Rigveda αὐώς, aurora*) von πῦρ! — *tepere* (Sanskr. *tap, calefacere, πτεφειν*) vom Angelsächs. *deawe*, Engl. *dew*, thauen! *Calere* (κηλός, κήλεος, κηλεῖν) soll sein *chalen*, qualen, quälen, *chala* Qual! — N. 144. *arena* soll von *rinnen* sein, *oder*, wenn die ältesten La-

seiner *arena* gesprochen hätte; zu *Sand* gehören! — N. 155. *opus*, offen, hoffen; woher auch *ops*, *ὄπωρα* mit dem Begriff des Unberechenens, insofern der Arbeitende Ziel und Zweck seiner Thätigkeit immer vor Augen habe, *oder auch*, von *schaffen!* — N. 163. *aeger* von Haspe oder sperren! Bei *atrox* n. 192. ist Döderl. stark benutzt, ohne dafs es angedeutet ist. N. 205. *largus* „Altd. *lar*, leer, *irlaren*, ausleeren, daher *laricus*, *larcus*, *largus*. *Lærig*, *der sich ausleert*"! Sieht das nicht leibhaftig wie Spott aus! Unter N. 206. ist von *labare* zwar nicht ganz unrichtig, aber doch nicht so gesprochen worden, wie es nach Bopp hätte geschehen müssen. *Sapire* soll von *saufen* kommen. — 210. *brevis* von brechen! 214 *cadere* von *schaden!* N. 228. *Calo* von *Kole*, welches bei den Schwäbischen Dichtern einen Glockenschwengel bedeute, Keule, *κᾶλον*, ein Stück Holz, ein Prügel (!). 321. *compos* soll sein von *con* und *potis*, woher *Pfote*, *Pote*, *Poote*, der äufserste Theil des Fufses bei Thieren, insofern sie damit etwas *fassen* (Nieders. *fatten*, Schwed. *fasta* von *få*, *fahen*,) das ist *fest* halten können! N. 410. soll *de* von *e* und dem Demonstrat. *d*, *dei*, von demselben und dem Pronominalbegriff *is*, *se* von *e* und dem beschränkenden *s* (wie in *sui*, *sié* etc.) sein. 558. *servus* von *scheeren*, *schurigeln*. *Verna* von *vernere*, Altd. *Querner*, ein Müller, Nieders. und Engl. *Quern*, bei *Ulphilas Quairn*, Schwed. *Quarn*, Isländ. *Kuern*, eine Mühle, von *quetan*, umdrehen, *kehren*! Und wie wird nun ein *verna* aus einem Müller? O! auf das allerleichteste, denn: „*Verna* ist *also* Einer, der sich immer im Hause herumdrehet [*quirlet*], *mithin* ein natürlicher Sklav ist!" — *Ancillae* (*Ancillae sic appellantur, quod antiqui* anculare *dicebant pro* ministrare, *ex quo dii quoque* ancyli *dicti sunt, quod* ancilia *ferantur coli, quibus nomina sunt* ancili *et* ancillae. *Festus*. In den Altenburgischen Bauergütern heifst *Enke* der Knecht, *Grofsenke*, *Kleinenke*, der Grofs-, Kleinknecht; auch gehört Enkel und Engel hierher, vgl. Adelung *h. vv.*)." — Doch, ich denke, hiermit kann es genug sein.

Wenden wir uns nun endlich zum dritten Werke, dem des Hrn. Döderlein. Dies hat unter den drei hier beurtheilten unstreitig den meisten Werth. Hr. H. ist einmig und allein auf den dürren praktischen Schulgebrauch gerichtet, Hr. B. will zwar mehr, verbindet aber diese beiden ziemlich heterogenen Elemente, da er Gardin-Dumesnil's Plan entweder viel zu viel oder viel zu wenig verändert hat, gröfstentheils nicht glücklich, geht von dem heutzutage abgethanen Grundsatze aus, dafs das Germanische die *Mutter* des Lat. sei, und verfährt weder in der Benutzung seiner Quellen, noch in der Anwendung der etymologischen und synonymischen Kunst recht kritisch. Hr. D. dagegen weist jeden blofs praktischen Zweck bestimmt ab, stellt sich somit eine rein wissenschaftliche Aufgabe, sucht sich wissenschaftliche Grundsätze und Methode festzustellen, und ist allerdings in beiden im Ganzen sehr consequent. Mit einem Worte, er hat wirklich Werth und Bedeutung in der Wissenschaft. Obwohl er sich selbst so enge Gränzen vorschreibt, dafs er wo möglich nicht über das Lat. selbst hinausgeht (was jedoch hinsichtlich des Gr. nicht immer ganz streng beobachtet wird), so ist es doch, da der Hauptgrundsatz im Wesentlichen richtig ist, bei gar manchen Irrthümern im Einzelnen, eine äufserst interessante und von Jedem, der dgl. Studien betreibt, immer zu beachtende Erscheinung, um so mehr, da sie nachweist, wie weit solche Untersuchungen bei einer freiwillig oder unfreiwillig so beschränkten Basis gedeihen können. Man mufs den aus der Behandlung selbst hervorgehenden und in den Vorreden zum 1sten, 2ten und 4ten Bande auseinandergesetzten Grundsätzen des Hrn. D. in der Hauptsache und im Allgemeinen gewifs beipflichten, über Einiges aber erlaube mir das gelehrte Publikum dieser Jahrbücher und Hr. D. abweichende Bemerkungen beizufügen. Hr. D. bemerkt sehr richtig, dafs Synonymik ohne Etymologie ganz unersprieflich sei, und hält als einen Hauptgrundsatz hierbei den fest, dafs jede Sprache nur aus sich selbst erklärt werden müsse. Das klingt recht schön, und ist *an seiner Stelle* auch vollkommen richtig. Wird denn aber das, was richtig daran ist, von denen, die z. B. das Sanskrit als unentbehrlich zu dgl. Forschungen darstellen, etwa geläugnet? Keineswegs. Die Meinung derer ist keine andere, als das Sanskrit und andere verwandte Sprachen da, wo das Lat. schon selbst etwas ergiebt, nur als Bestätigung und etwa Erweiterung, wo dies aber nicht der Fall ist, als alleinige Aufklärung anzuwenden. Dafs dabei strenge Gesetzmäfsigkeit, nicht Willkür, stattfinden müsse, versteht sich von selbst, und es würde unüberlegt sein, es der ganzen Lehre selbst zuschreiben zu wollen, wenn etwa der Eine oder der Andere es irgend wie daran hat mangeln lassen. Hr. D. scheint es (s. Vorr. zu B. IV. p. XII.

sq.) etwas übel genommen zu haben, dafs Hr. Lösch, dessen Recension mir jetzt nicht zur Hand ist, ihn vor Hochmuth gewarnt hat; auch mir scheint sowohl an dieser Stelle als sonst eine gewisse Stellung zu den neueren Bestrebungen sichtbar zu sein, die der Sache wohl nicht allzuförderlich ist. Da es von dem gröfsten Einflusse auf die ganze Gestaltung der Etymologie ist, so kann auch ich nicht umhin, Einiges darüber zu bemerken. Hr. D. hat in dem von ihm zur Vergleichung beider Methoden gewählten Beispiele, der Erklärung von *iuno*, über welches weiter unten gesprochen werden soll, allerdings Recht, scheint aber, wie es wohl zu gehen pflegt, dieses Recht etwas weiter ausgedehnt zu haben, als es geht. Niemand, und grade die des Sanskrit zu diesem Zwecke sich Bedienenden am wenigsten, verkennt, dafs das Lat., welches sich sehr früh von den Anderen getrennt haben mufs, seinen eigenen Bildungsgang gehabt habe, und dafs dieser vorz. in's Auge gefafst werden mufs. Aber ist nicht die Lat. Spr., so wie jede andere, in dem Zustande, aus welchem die auf uns gekommenen Monumente derselben sind, ein bereits Gewordenes, Etwas, dafs nicht von jeher so gewesen, sondern sehr oft erst durch die Vermittelung gar mancher Uebergänge das geworden ist, was es da ist? Und sind nicht eben diese Uebergänge, durch die doch allein erst der Zusammenhang des gewordenen Produkts mit der oft ziemlich entstellten Urform, aus der es geworden ist, erkannt wird, gar häufig untergegangen? Geht doch Hr. D. selbst öfters auf das Etruscische, Oscische und Griech. zurück. Mit welchem Recht will er also so weit wohl die Befugnifs ausdehnen, hier aber auf einmal Halt gebieten und sagen: bis hierher und nicht weiter?

Wer steht aufserhalb des historischen Grundes und Bodens: der, welcher, wenn ihn das Lat. nicht weiter führt, die Leere sich beliebig ausfüllt, oder der, der dann nach dem in den offenbar im nächsten Grade verwandten Dialekten historisch gegebnen greift? Wer blofs das Lat. kennt oder gebrauchen will, der mufs z. B. das *in* in *infelix* nothwendig für die Präposition halten. Was in aller Welt aber soll die Präpos. da? Ferner ist bekannt, dafs für die Präpos. sich in älterer Zeit *endo, endu, indo, indu, ind* findet, weise aber einmal Jemand auch für dieses *in* solche Formen nach. Wer dagegen dieses *in* mit dem Deutschen *un* (*en?*), dem Gr. ἐνα, ἐν, ἀ, να oder ν- und dem Sanskrit. *an, a, na, n*ŏ vergleicht, dem werden wohl auch die Lat. Formen *in, he, ne, non* etwas mehr im Zusammenhang erscheinen. Und so giebt sehr oft nur die Vergleichung das richtige Verhältnifs. Sollte nun Hr. D. wirklich meinen, dafs das, was so oft nicht nur den sonst nothwendigen Irrthum verhütet, sondern auch das Richtige darbietet, wohl für die höhere Sprachvergleichung, nicht aber für seinen Zweck sei, und dafs er es von sich weisen müsse, weil — es nicht auf Italischem Boden gewachsen ist? Wollte Hr. D. blofs das geben, was sich sicher und gewifs nur aus dem Lat. erklären läfst, so hätte er sehr Vieles in seinem Buche weglassen oder etymologisch unentschieden lassen müssen. *Scindere* z. B. nennt er in der Vorrede zu B. IV. p. XV. ein *derivatum* von *caedere*. So weit erlaube Ich mir nicht zu gehen, da ich kein Mittel sehe, welches mich so weit führte. Woher weifs es denn aber Hr. D.? Ei nun, er sagt: „*sc* ist in *c* verwandelt, *n* eingeschoben und *s* vorgesetzt." So ist es ja sehr leicht und schnell fertig geworden. Ueber das angeblich ohne Bedeutung und willkürlich vorgesetzte *s* weiter unten. Ich, wie gesagt, sehe zu solchen Etymologieen gar keine Befugnifs, sondern frage mich erst, mag das wohl eine erst innerhalb der Lat. Spr. gebildete Derivation sein, oder ist sie dem Lat. mit den andern verwandten Sprachen gemeinsam? Finde ich nun, dafs das Lat. *scindere* im Deutschen *schinden* heifst und im Sanskrit *tschhid* (nach der 7. Klasse, d. h. deren Conjugationscharakter ein eingeschobenes *n* ist, woher die erste *pers. s. praes.* in *parasmaipadam* [*Activo*] *tschhinádmi*, im *atmanep.* [*med.*] *tschhinde*) *scindere, secare*, dafs endlich auch im Gr. σχίζω σχιδ und σχιδάλμος, (*scindalus*, Schindel) eine Form σχιδ als Wurzel voraussetzt, so beruhige ich mich vorläufig hiermit, indem ich zwar nicht sage, dafs das Lat. *scindere* herkomme von jenen, wohl aber, dafs es sei das Gr. σχίζω, das Deutsche *schinde*, und das Sanskrit. *tschhid*, welches auch durch das Gr. und Lat. als die wurzelhafteste oder älteste Form dokumentirt wird, und halte es so lange, bis ich sehen werde, ob ich seine Abstammung aus einer anderweitigen Wurzel *beweisen* kann, für eben so primitiv als *caedere*, oder vielmehr für noch mehr primitiv als dies, welches offenbar das *causale* von *cadere* (Sanskrit. *scad*) ist, das Sanskrit aber zeigt, dafs die *causalia derivata* der *incausativa* sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 119.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

1) *Synonym. Handwörterbuch der Lat. Spr. für angehende Philologen. Von E. C. Habicht.*

2) *Lat. Synonymik. Von D. Ludw. Ramshorn.*

3) *Lat. Synonyme u. Etymologieen. Von Ludw. Döderlein.*

(Fortsetzung.)

Auch stimmt die Form *caed-ere* sehr wohl zu einer Sanskrit. Caussalform. Wenn Hr. D. noch immer glauben sollte, dafs *scindere* eine im Lat. entstandene abgeleitete Form aus *caedere* sei, wie würde er es wohl erklären, dafs sie sich ebenso schon im Sanskrit, Griech. und Germ. findet? Hr. R. spricht über *scindere* unter N. 217, Hr. H. 823. Aber, meint Hr. D., man irrt sich so gar zu leicht. Wird er aber sich nicht selbst in seinem so beschränkten Felde geirrt haben, und ist Irrthum nicht oft schon die Quelle der Wahrheit gewesen? Hr. D. hat sich oft genug geirrt, und würde sich oft nicht geirrt haben, wenn er weiter gegangen wäre. Das Sanskrit ist dazu vorzüglich zu empfehlen deshalb, weil es sich nach den bisherigen Erfahrungen unter den gewöhnlich zugänglichen Schwestern unbedingt als eine der ältesten erweist, und weil das Etymologisiren da bei dem so ausgezeichnet geordneten Wurzelwesen und der Klarheit und Bestimmtheit der Lehre über die grammatischen Flexionen und der Wohllautsveränderungen aufserordentlich erleichtert ist, und endlich, weil sehr oft das, was in der einen verwandten Sprache nur noch als ein sehr vereinzeltes und deshalb räthselhaftes Bruchstück eines älteren Formenreichthums dasteht, dort das volle Licht der Analogieen erhält. Sehr viel Belohnung für den aufzuwendenden Fleifs scheint auch wenigstens bei unseres Bopp's ingenioser Behandlungsweise das Zend zu versprechen. Hr. D. scheint noch mancherlei Bedenklichkeit zu haben, und die Art, wie er bei dem einen Beispiele von *luna* sich über die beiden Verfahrungsarten äufsert, ist zwar richtig im Resultate, will aber sonst nicht eben sehr gefallen. Hr. Lisch hat wohl bei seiner Erklärung von *luna* die Vorstellung gehabt, dafs man, wenn Sprachen in so nahem Grade verwandt sind, wie es erweislich und erwiesen die sogenannten Indogermanischen sind, nicht umhin könne anzunehmen, auch ihre Wörter und Namen urwesentlicher Begriffe und Anschauungen müfsten auch wirklich wurzelhaft übereinstimmen. Diese Ansicht, die durch den Befund des Sprachschatzes oft und schlagend genug bestätigt wird, ist im Ganzen genommen gewifs ebenso richtig, wie die des Hrn. D., dafs jede Sprache aus sich selbst erklärt werden müsse, die Anwendung aber ist hier irrig. Man mufs sich sehr von einer gewissen starren und äufserlichen Consequenz hüten, die oft die entschiedenste Inconsequenz sein kann. Erstlich heifst der Mond im Sanskrit nicht *luna*, und sodann ist der Lat. Stamm *luo* ja auch sowohl im Sanskrit als in den anderen verwandten Sprachen. Und bedenkt man, wie so viele Dinge, mögen sie nun durch den Verstand erkannt oder durch die Sinne angeschaut werden, sich von mehrfachen Seiten betrachten, also verschiedentlich benennen lassen; wenn man sieht, wie viel Namen, um nur einige Beispiele anzuführen, es im Sanskrit für die Wörter Flufs, Berg, Wasser, Erde, Wolke, Blitz, Pferd, Meer, Hand, Pfeil, Feind, Jahr, Vogel u. s. w. giebt, ja wie der Mond, um gerade bei dem stehen zu bleiben, folgende und wer weifs wie viel noch mehr Namen hat, *indu*, *caurunda* (*i*), *cumudinīnājaca*, *tschapācara*, *tschandra* (— *dru*, — *dramas*), *dschjōtsnā*, *nacschatrēsa*, *nis'ācara*, *nis'āpati*, [*pūrna*] *māsa* (*plenilunium*), *sītāns'u*, *s'as'ānca*, *s'as'abhrit*, *s'as'in:* wenn man dies Alles bedenkt, warum soll man sich wundern, dafs im Lat. noch *luna* hinzukommt, welches so schön zu σελήνη (nicht σελδήνη, wie Hr. D. Vorr. zu B. IV. p. XV. will, sondern σελ-ήνη ist, wie ich anderswo gezeigt habe, eine alte im Griech. und Lat. fast ganz verloren gegangene Participialform *praes. med.*, *lucina*) stimmt, entweder schon

zur Zeit der noch nicht getrennten Dialekte, oder erst später im eigentlichen Latein gebildet? *Luna* verhält sich zu *lucna* (*lusna*) und *lucina*, wie z. B. παισί zu παιδ-σί und παίδισ(σ)ι. Hätte Hr. L. keinen anderen Grund gehabt, sich der gewöhnlichen Erklärung zu widersetzen, als das Ausfallen des radikalen *c*, so würden wir dies, eben durch das Sanskrit, sowie durch das Griech. und Lat. eines Besseren belehrt, für einen Fehler halten müssen. Es darf aber nicht dem ganzen Systeme beigemessen werden, was der vielleicht nur augenblickliche Irrthum eines Einzelnen ist, dem wir ja Alle ausgesetzt sind. Ein zweiter Grundsatz des Hrn. D. kann nicht mehr gebilligt werden. Er meint nämlich sich der vielleicht bisweilen stattfindenden Erscheinung, dafs ein Buchstabe vorn an eine Wurzel wie ein Affix oder eine Präpos. hinzutritt, beliebig überall zu seinen Etymologieen bedienen zu dürfen, und dehnt dies ziemlich weit aus. Da es nothwendig ist, an einem Beispiele die 3 Herren auch in ihrer synonymischen Thätigkeit vergleichend zu prüfen, und der hier angeregte Gegenstand sehr schwierig und ohne eine in das gröfste Detail eingehende und lange Untersuchung nicht einigermafsen erschöpfend zu behandeln ist, so kann ich, um mir für das Folgende noch Raum zu verschaffen, mich hier nur sehr kurz darauf einlassen. Soviel ist Jedem klar, dafs man mit solchen Sachen äufserst vorsichtig und behutsam zu Werke gehen müsse, denn wenn ich mir erlaube, den Wörtern *c*, *g*, *f*, *p*, *s*, und was weifs ich noch alles vorzusetzen, so kann ich mit Hülfe der anderen Buchstabenveränderungen und einiger entfernteren oder näheren Bedeutungsähnlichkeit Alles aus Allem erklären. Eben durch solche Mittelchen sind die älteren Etymologen mit Recht in so grofsen Mifskredit gekommen. Das *s* vorzüglich braucht Hr. D. viel zu viel. So leitet er, wie wir oben gesehen haben, *scindere* von *caedere*, so *scandere* von *cedere*, eben so falsch, denn die Wurzel *scand* ist auch schon im Sanskrit, folglich nicht erst im Lat. entstanden, eben so steht es mit *sternere*, welches er von *terere* herleitet, falsch, Sanskr. *stṛi*, (1ste *pers. praes. strināmi*, *infinit. staritum*), Griechisch στόρνυμι, στορέννυμι, στρώννυμι, Deutsch *streuen*; *spica* von *pungere*, Hr. R. n. 149. vergleicht gewifs viel richtiger damit *Spitze*; Griech. σπίζω; *spernere* von *pellere*, eben davon aber auch *spoliare*; *spissus* von *pepigisse*; *spondere* von *pendere*; *stupidus* von *torpere*, *stolidus* und *stultus* von *tollere etc.* Wer wird ihm so etwas zugeben? Ich untersuchte sehr gern gerade solche Präfixe, wenn es welche giebt, da sie von gröfster Wichtigkeit sind, z. B. *so*, *si* oder *sin*, *se*, in *sospes*, *sispes*, *sobrius*, *solvo*, *sollicitus* oder *solic. solemnis*, *socors*, *solers*, *semel*, *sinister*, *sinciput*, *sine*, *sistento etc.*, *pot* oder *pol* oder *por*, *per*, *pre*, *sus* u. a. m., aber das ist hier nicht möglich.

Ich eile, da der Raum zu Ende geht, zu der versprochenen Vergleichung dieser 3 Synonymiker an einem Beispiele, wozu ich, damit man nicht meine, ich hätte arglistig gerade dies oder jenes ausgesucht, gleich den 1sten Artikel (101) des 4ten Bandes, als des neuesten, wähle. Er handelt über *fari*, *loqui*, *dicere*, *ait*, *inquit*. Unstreitig hat hierbei Hr. D. die verständigste Wahl der zur Vergleichung zusammenzustellenden Wörter getroffen. Hr. H. stellt unter Nr. 74. *ajo* und *inquam*, und unter Nr. 608 *loqui*, *fari* und *dicere* zusammen, und verweist auf Nr. 698, wo über *orare*, *perorare* und *verba facere* so verhandelt wird, dafs es in jedem Lexicon ebenso gut, in dem grofsen Schellerschen besser zu finden ist. Bei Erklärung der letzten Redensart ist sehr willkürlich der *eine* Punkt aufgegriffen, der so allgemein hingestellt irrig und schädlich ist. Was sollen auch schon jene vagen Unbestimmtheiten „man spricht *mehr* verringernd, *mehr* familiär, *mehr* im Scherze". Man mufste doch bestimmt erwarten, dafs Hr. H. die von Ernesti in der *clav. Cic.* beigebrachten Berichtigungen benutzt haben würde. Uebrigens beziehe ich mich auf das bereits oben im Allgemeinen Gerügte. Wunderlicher Weise wird dann noch einmal unter Nr. 360. *dicere ex tempore* und *subito* behandelt. Hr. R. aber verbindet unter Nr. 559. nicht weniger als *fari*, *loqui*, *dicere*, *perhibere*; *cedo*, *effari*, *edicere*, und hat es für wichtiger gehalten, den Unterschied von *dic* und *cedo*, wo dann auch *quaeso* nicht hätte fehlen dürfen, was freilich auch Ernesti nicht hat, als den von *dicit*, *ait*, *inquit* zusammen zu erörtern. Auch bei Ernesti ist *ait* und *inquit* besonders behandelt, was jedenfalls nicht hätte beibehalten werden sollen. Dagegen konnte füglich *perhibere*, *effari*, *edicere* wegbleiben, und *cedo* mufste mit *quaeso* besonders behandelt werden. Näheres weiter unten. Hr. H. hat unter Nr. 74. folgendes: „*Ajo* (ἄω, αἴνω —?), *ich sage* — *Inquam*, *sag' ich*. *Jenes* wird vorzüglich dem *nego* entgegengesetzt, *dieses* nur als Einschaltung zwischen den angeführten eigenen Worten Jemandes gebraucht. Daher sagt Cicero *Amicit.* 1. *Quasi enim ipsos introduxi loquentes, ne inquit aut inquam saepius interponeretur. — Quasi ego id curem, quid ille ajat aut neget. Cic. Fin. II*, 22. — *Diogenes ait, Antipater negat. — Id. Off. III*, 23. — *Quum respondissem, me ex provincia decedere, etiam mehercules, inquit, ut opinor ex Africa. Huic ego jam stomachans fastidiose, imo ex Sicilia, inquam etc. — Id. Planc.* 26." Und in einer Anmerkung dazu heifst es: „Statt *inquam*, *sag' ich*, gebraucht man auch nach einem Zwischensatze, durch welchen die Construktion aufgehalten oder gestört worden ist, um auf *die* des Hauptsatzes zurückzukommen: *igitur*, *Cic. Fin. II*, 22. — *itaque* — *ib. I*, 6. — *Verumtamen*, *in Verr. III*, 2. — *Sed*, *in Catil. III*, 2. *init.* — *Sed tamen*, *p. Sext.*

10. *init.* — *Nam, Plane.* 41., *med.* — Noch ist zu bemerken, dafs *inquit*, wie das Griech. ἔφη, seine Stelle immer vor dem *Nom. propr.* einnimmt. *Cf. Heind.* zu *Cic. N. D. p.* 16." Das heifst mir ein Artikel! Erstens was soll dergl. durchaus vage und grundlose Etymologie, wie sie das hinzugesetzte ἄω und αἴω übt? Wufste Hr. H. nicht, was αἴνω, wenn es so als *simplex* gelten kann, heifst? Er meinte αἰνῶ. Ueber ἄω werde ich unten bei Hrn. D. meine Meinung sagen. Sodann ist sehr einseitig nur die eine Bedeutug von *ajo* aufgegriffen, dagegen über die bekannte synonymische Beziehung von *ait* und *inquit* mit keiner Sylbe gesprochen. Braucht die „der angehende Philolog" nicht? Mit dem Unterschiede *sag' ich* und *ich sage* kommt man ebenfalls auf keine Weise durch. Die Note dazu behandelt etwas ganz anderes, was Hr. H. doch billig hätte sehen sollen, ist dazu keineswegs vollständig, und war hier sehr überflüssig. Das am Ende ohne allen Zusammenhang daran gefügte Urtheil Heindorf's endlich über die Stellung von *inquit*, was freilich auch Hr. D. so ohne weiteres giebt, was jedoch bei diesem, der nicht für Anfänger schrieb, weniger zu tadeln ist, mufste nothwendig berichtigt werden. Es gilt dies nämlich nur da, wo dies Verbum unmittelbar mit seinem Subjectnomen verbunden ist. Unter unzähligen Stellen mögen genügen *Cic. de clar. oratt.* 3 gegen das Ende: *Tum ille, nempe eum dicis, inquit —. ib. V. tum Pomponius, ego vero, inquit, Brutum nihil mentiri puto. — ib. XLI., tum Brutus, quam ex tua oratione mihi videor, inquit, bene Crassum et Scaevolam cognovisse.* Dafür hätte lieber eine *eigene* Bemerkung über die Stellung von diesem *ait* und *inquit* zu dem Subjekt und den Satzconjunktionen gemacht werden sollen, da sie gewöhnlich auch von den vorgerückteren Anfängern noch falsch gemacht wird. Und zu dem Allen giebt Hr. H. 4 Stellen, die eigentlich auch nur für 2 gelten können! Nr. 608.: „*Fari* (von φάω) *sprechen*, bezieht sich hauptsächlich auf das Vermögen, Wörter hervorzubringen, um Dinge zu bezeichnen und Gedanken auszudrücken. *Fatur is, qui primum homo significabilem ore emittit vocem. Varro V, 7. ed. Bip. p.* 64. — *Fari nescios pueros. Horat. Od. IV,* 6, 18. *Quum primum fari coepisset. Suet. Aug.* 94 *a med.* Daneben hat es aber vorzugsweise etwas *Edles*, etwas *Antikes* und *Feierliches*, und wird daher auch in dem Sinne von *besiegen* und *weissagen* gebraucht. *Tarpejum nemus et Tarpejae turpe sepulcrum Fabor. Prop. IV,* 4, 1. *Quid sit, parens, effare! Tires. Quid fari queam Inter tumultus mentis attonitae? Senec. Oedip.* 328 *sq.* Der Unterschied zwischen *loqui* (λόγος) und *dicere* (δείκνυω, δεικνύω) *reden*, ist folgender: *jenes* ist, als *vernünftiges Wesen* reden, was kein Thier kann (*pecudesque locutae, Infandum. Virg. Ge. I,* 478.), *dieses* seine Gedanken *im Zusammenhange* ausdrücken und gleichsam *malerisch versinnlichen. Loqui Dialecticorum et Grammaticorum, Dicere Rhetorum et Oratorum est. — Aliud videtur oratio esse, aliud disputatio, nec idem loqui esse, quod dicere. Cic. Or.* 32. *init. Loqui* bezieht sich mehr (wiederum dies liebe: *mehr*) auf die sogenannte *Umgangs*sprache, gilt daher oft für *schwatzen*, wenn zu viel Worte besonders bei unerheblichen Dingen gemacht werden; *Dicere* weist *mehr* auf etwas *Ernsthaftes* und *Wichtiges* hin, ist vorzüglich bei Cic. ein bestimmter Ausdruck der *Beredtsamkeit* und sagt: Etwas zu einem Gegenstande der öffentlichen Beredtsamkeit machen und diesen Gegenstand als Redner (in einer Rede) durchführen. So Schelle in *Cic. p. Ligar.* 10. §. 29. *p. med.*" Dies heifst nach der hier gegebnen Erklärung *loqui*. Aber Hr. H. hat auch noch Noten beigegeben, die ich dem Leser ebenfalls nicht vorenthalten kann, wenn er ein vollkommenes Bild von, und Urtheil über Hrn. H.'s Buch haben will, denn so geht es sehr oft her. Also in der Note Nr. 3. heifst es: „*Loqui est hominis — Alloqui audentis est, hortantis vel blandientis — Obloqui contra dicentis vel obtrectatoris. N.* (d. h. Nolten)." unter 4.) „Daher es (*loqui*) manchmal sogar (*cf. Cic. p. M. Coel.* 31. §. 75. — *Nep. Alcib.* 7. §. 2. *Hamilc.* 3. §. 2.) den Nebenbegriff von *Unüberlegtheit* hat. S Bremi in *Cic. de fin. I,* 8." 5) „Daher endigten die alten Redner ihre Rede oft mit dem charakteristischen Ausdrucke: *dixi*, was so viel heifst, als: ich habe meinen Gegenstand *aus-* und *durch*geführt (*peroravi*) Schelle". Das ist wieder eine schöne Bemerkung!! — 6.) „Dem Gesagten gemäfs (!) sagt auch Forcellini in *s. Lexicon Tot. Lat. Tom. II. p.* 733. *ed. alt. Differunt loqui et dicere, quod dicere ad Rhetoricam plerumque pertinet et ornatam artis orationem, loqui ad Grammaticam et Dialecticam, ad disputationes et familiarem sermonem — Cic. Brut.* 58." — So, denke ich, hat der Leser ein Bild, und zwar das rechte. ἄω ist hier wieder zu tadeln, wie überhaupt das Gr. Hrn. H.'s starke Seite nicht zu sein scheint. Man sieht auch, dafs Raumersparnifs kein Princip des Hrn. H. gewesen ist. Der Gebrauch der Zeichen hätte müssen deutlich angegeben werden. Ueber die Sache selbst später. Die Artikel der Hrn. R. und D. sind zu lang, als dafs sie hier abgeschrieben werden könnten; auch ist nicht gerade, wie bei dem des Hrn. H., ein Grund dazu vorhanden. Im Ganzen mufs das Verfahren des Hrn. D. hier eben so sehr gebilligt werden, als überhaupt, und beziehe ich mich deshalb auf das früher Gesagte; indessen ist doch mancherlei nicht anzunehmen. Und vor allen Dingen wundern wir uns billig, dafs Hr. D. hier seinem so richtigen Grundsatze, vorzüglich auf eine gesunde Etymologie zu fufsen, etwas ungetreu geworden zu sein scheint. Freilich meint er p. 10., n. 13., für die Begriffsbestimmung der übrigen Synonyma (d. h. aufser *inquam*, welches n. 11 sq. behandelt wird) sei die Etymologie von wenig Einflufs. Mit nichten. Fangen wir mit *ajo* und *inquam* an, welches beides, ganz vorzüglich aber das Letztere, äufserst interessante *rudera* des Lat. sind. Bei dieser Untersuchung hat den Hrn. D. sein gewöhnlicher, ich will nicht sagen, Scharfsinn, denn der fehlt auch hier nicht, aber doch feiner und besonnener Takt etwas verlassen. Ich bin nämlich von Hrn. D.'s scharfem und ehrlichem Gefühl überzeugt, dafs er sich, wenn er darauf aufmerksam gemacht wird, selbst wundert, wie er in einer allerdings unschwer verzeihlichen Einseitigkeit befangen etwas überdiemafsen Wichtiges hat übersehen können. Er hat nämlich erstens nur die 3te Pers., die er noch dazu mit *infit* vergleicht, im Auge, und so kann ihm wohl sein mit *infit* verglichenes *inquit* eine durch Synkope entstandene Nebenform von *injicit* oder vielmehr *inicit* erscheinen. (Beiläufig, warum hat er lieber auf Silius Ital., Statius und Martialis verweisen wollen,

als auf Plautus und Lucretius, wo doch Forbiger an mehr als einer Stelle recht hübsch darüber handelt!) Wird er aber wohl dieser Meinung bleiben, wenn er, wie sich doch wohl gehört, nicht die 3te, sondern die 1ste, also *inquam*, mit *injicio* oder *inicio* vergleicht? Schwerlich. *Inquio* ist offenbar viel jüngeren Gepräges, Römischer Nachwuchs; ja es wird sogar *inquio, inquiens etc.* von den alten Nationalgrammatikern, wie Diomedes und Phocas [*ap. Lindem. I*, 350.] bestritten. Man vergl. auch Struve's Decl. und Konj. Sodann scheint er 2tens die Präpos. *in* nicht aus seinem Bewufstsein haben los werden zu können, wobei freilich Ref. gesteht, dafs ihm dasselbe eine Zeit lang widerfahren ist. In diesem *inquam* scheint einzig der in diesem Felde bisjetzt noch unübertroffene G. J. Vossius und mit ihm Ursinus Anstofs an der Endung *am* gefunden zu haben. Es war aber in jenen Zeiten nicht möglich, das Rechte und Wahre zu erkennen, und ist somit nicht zu verwundern, wenn er auf die sehr sonderbare und sicherlich jetzt von Keinem gebilligte Meinung verfiel, es sei eine Kontraktion aus *inquiebam*. Ursinus suchte dies sogar nicht ungeschickt zu erklären, es ist aber nichts damit. Aus eben diesem Grunde nannte ich dies *inquam* ein überaus wichtiges und interessantes Bruchstück im Lateinischen. Es wird nämlich selbst für den, der des Sanskrit nicht kundig ist, dies *inquam* nicht länger ein so unerklärliches Räthsel sein, wenn er damit das aufserdem in der ganzen Latein. Sprache einzig damit stimmende *sum* vergleicht. Nur ist *inquam* noch interessanter, weil es eine noch ältere Form zeigt. Das Lat. hat öfters ganz vereinzelt dastehende Formen, die sich bisweilen als eben so alt, wie die Sanskritischen, hie und da sogar als noch älter dokumentiren, und steht überhaupt der alten Sprache näher, als das Gr. *Sum* heifst bekanntlich im ältesten Lat. auch *esum*, obwohl ich mich jetzt bei dem Mangel ausreichender Hülfsmittel auf Scheller verlassen mufs, Gr. *ἐσμί*, Sanskrit. *asmi*. Dafs *as, es* die Wurzel ist, ist unbestritten. Ginge dies Verbum regelmäfsig nach der ersten Sanskritconjug., so hiefse die erste Pers. *asāmi, ἔσομι*, woher das Fut. in medialer Form *ἔσομαι* (ich spreche nach dem, was Bopp in den *Annals of orientale literature* 1820 *p.* 31. *sq.* gegeben hat, nicht weiter darüber), und Lat. mit der auch sonst Lat. Veränderung des Sanskrit. *s* in *u*, erst *esum*, dann *sum*, wie auch im Sanskrit *as* seinen Anfangsvokal in gewissen Fällen abwirft (Bopp Gr. S. 365), z. B. *sjām, i. e. siām* = *siem*, und *sanias* = *ab / con / prae* } *sentes, santi* = *sunt* u. s. w. Im Lat. nun hat man den Bindevokal nur in *u* verwandelt und mit im Lat. gewöhnlicher Abwerfung das *i* am Ende beibehalten, *sum*, im Sanskrit und Gr. dagegen ohne Bindevokal *asmi, ἐσμί* gebildet. So ergiebt sich, dafs die gewöhnliche Vergleichung des Lat. *sum* mit dem Gr. *εἰμί* auch bei Struve *Dekl.* und *Conjug.* §. 15. Anmerk. 1 noch falsch ist. *Sum* nun hält alle Welt für eine der allerältesten Formen des Lat; und *inquam*, welches noch älter ist, indem es nicht einmal die so gewöhnliche Veränderung von *am* in *um* hat, sollte man für so jung halten wollen, dafs man es für eine durch Synkope entstandene Form für *injicio* oder *inicio* erklärt? Hr. D. hätte nicht der Praepos. *in* zu Liebe die unmittelbar vorher aufgestellte sehr richtige und scharfsinnige Vergleichung mit der im Gr. durch Buttm. als nothwendig erwiesenen Uebergangsform *ἴμπω* fallen lassen sollen; sie ist unstreitig ganz wahr. Von diesem *ἴμπω* zeugen gewifs auch Formen wie *ἰμπίδες, ἴμπουσα, ἰμπύλαι* bei Hesychius, und ich gebe zur Unterstützung noch folgende Analogie:

ἐπ, ἰωπ — ἴδν, ἰμπ — ω, inqu — am
λοιπ, λοίπ — ω, λιμπ — άνω, linqu — o.

Sehr schön und scharfsinnig ist die Untersuchung über die alte Form *inseque*, welche er unmittelbar mit *ἕπεσθε* zusammenstellt. Ich setze indessen Einiges, was nothwendig scheint, hinzu. Fragt man nämlich, was sehr natürlich ist, nach dem Verhältnisse zwischen *inque* und *inseque*, so bemerke ich, dafs allerdings *inseque* ganz wie *ἕπεσθε* sich zu verhalten, und also auch zwischen dem Lat. *inque* und *inseque* ganz dasselbe Verhältnifs wie zwischen *ἵμεν* und *ἕπεσθε* vorauszusetzen zu sein scheint, dafs ich jedoch einige sich mir wieder und wieder entgegenstellende Bedenklichkeiten gegen das ächt Lateinische von *inseque* nicht unterdrücken kann, während *inquam* sicherlich als eine der ältesten und keineswegs erst in Rom erwachsene Form feststeht. Wer hat *inseque* u. s. w. gebraucht? Gellius XVIII, 9, nennt Livius Andronicus, Ennius und den alten Cato; Festus, wenn ich mich auf Scheller und Gronov zum Gellius verlassen darf, nur Ennius. Wer aber waren Livius Andronicus und Ennius? Griechen. Bevor wir aber weiter gehen, bemerken wir noch Folgendes. Aus der genannten interessanten Stelle des Gellius, die vollständig nachgelesen zu werden verdient, erhellt ganz deutlich, erstlich, dafs sich aufser den Genannten Niemand, wenigstens früher nicht, des Wortes bedient hat, und zweitens, dafs weder er selbst, obwohl er gar nicht unverständig darüber spricht, noch seine Disputanten, noch endlich Velius Longus, sein nicht ungelehrter Mann, etwas darüber *gewufst* haben, denn sie *vermuthen* und *schliefsen* nur. Dafs eben Livius Andronicus, und die Griechen dieser Zeit in Rom überhaupt, die wie man auch aus den späteren Aeufserungen des Dionysius von Halicarnass ersehen kann, eine ganz eigenthümliche Verwunderung über die so nahe Verwandtschaft der Lat. Spr. mit der ihrigen empfunden haben müssen, nicht blofs ihre Literatur und ihre Bildung in die Lebensverhältnisse, sondern auch in die Sprache der Römer hineinzutragen für möglich gehalten und versucht haben, ist aus den gelegentlichen Bemerkungen der Schriftsteller darüber bekannt. Nun hat aber schon Gellius ganz richtig den Zusammenhang von *inseque* mit *sequor* und scheinbar von *ἕπεσθε* mit *ἕπομαι* angeführt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 120.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1832.

1) *Synonym. Handwörterbuch der Lat. Spr. für angehende Philologen. Von E. C. Habicht.*

2) *Lat. Synonymik. Von D. Ludw. Ramshorn.*

3) *Lat. Synonyme u. Etymologieen. Von Ludw. Döderlein.*

(Schluſs.)

Man darf also gewiſslich aus den bekannten irrigen Ansichten der Griechen über ihr ἕπεσθαι und ἑπίσω, so wie vorzüglich aus dem nicht berücksichtigten Umstande, daſs dies Wort in Rom wahres Bürgerrecht erhalten hat schlieſsen, daſs Livius seiner vaterländischen Ansicht über ἑπίσω folgend und das Gr. ἕπομαι mit dem Lat. *sequor* vergleichend geglaubt hat, er dürfe, um sein ἄνδρα μοι ἔννεπε Μοῦσα πολύτροπον recht treu zu übersetzen, sich erlauben, jener Analogie gemäſs ein neues Wort *insequo* zu bilden und zu sagen: *Virum mihi Camena insequo versatum.* Man bemerke, daſs auch die Wortstellung genau dieselbe ist. Daſs es aber dem Röm. Genius widerstrebt habe, sieht man aus der Nichtaufnahme desselben, und daſs die Grammatiker bei der Erklärung desselben an *seco* und was weiſs ich alles gedacht haben. Ueber die bei Gellius noch besprochene Schreibung des Wortes ist nichts mehr hinzuzusetzen, als daſs trotz seinem uralten Ms. auf der Bibliothek zu Patrae *inseque* zu schreiben ist. — Von ἕπω und ἑπίσω giebt es noch eine Nebenform ἑπίσσω, die nicht mit Buttm. in 2 verschiedene Stämme zu trennen ist, was wir hier nicht weiter beweisen können, und deſshalb nur noch auf Wernicke zum Tryphiodor. p. 150. u. p. 354. verweisen. Dies ἑπίσω und noch eine andere Form ἑπίσσω sieht Buttm. richtig wie πίσσω und πίπτω an; dieses Parallel von πίτω (πίπτων), πίπτω, πίσσω (vielleicht ist hier wenigstens πίττω ursprünglicher) mag uns den Uebergang von den Griechischen Formen (ἕπω), ἕμπω, ἐν(ν)έπω, ἑπίπτω, ἑπίσσω und dem Lat. *inquam* zu der Sanskrit Form dieses Verbi bahnen. Und zuerst stütze ich mich auf das durch das Studium des Sanskrit sicher und folgenreich entdeckte Gesetz der Buchstabenveränderung, nach welchem πέπτω zuhammenhängt mit dem Sanskrit. *patsch*, dem Lat. *coquo* und dem Deutschen *kochen*. Nur damit das, was so eben folgen soll, anschaulicher und lebendiger, als es durch eine bloſse Berufung auf ein so ganz allgemein doch wohl nicht verbreitetes Gesetz der Fall sein kann, in seinem ganzen Zusammenhange und seiner vollen Beweiskraft erkannt werde, gebe ich hier einige der am meisten in die Augen springenden Fälle. So ist also das Lat. *que*, Gr. τέ, Sanskrit. *tscha*. Ich habe hier weder Müllers Etrusker noch, was besser wäre, irgend eine der Quellen, woraus ich ersehen könnte, ob Oscisch *pe* für *que* auch im isolirten Zustande gesagt werde, es muſs aber wohl geschehen sein, denn so hängt *nempe* und *namque* zusammen (wegen des Vokals vgl. *et* und *atque*) [auch *tscha* im Sanskrit kommt nächst Bedeutung und Stellung darin mit τέ und *que* überein, daſs es häufig in solchen Compositis am Ende erscheint]; so ist *Ampus* und *Ancus* (Müller Etr. 1. p. 31. n. 63.), so nach Festus *quidquid* bei den Oscern *pitpit* oder *pirpit*; τίς Gr., *quis*, *kas*, *kā*, *kim*, Sanskr. (das Masc. sollte nach dem Neutr. *kis* heiſsen); πότε, πόκα, κότε, *cwatschit* (*alicubi*), *quando*. Ich habe anderswo nachgewiesen, daſs αὐτίκα und dergl. Neutra plurr. sind von Adjj. auf ικος, wie also αὐτίκος sich zu αὐτός verhält, so setzt also wohl auch πηλίκος und τηλίκος eine kürzere Form auf *os* oder in einem anderen Dialekte auf *is* voraus, und eine solche hat gewiſs auch zu irgend einer Zeit existirt, denn mit Recht scheint Schneider τᾶλις hierher zu ziehen, *talis* und ein Gr. πῆλις, πᾶλις ergiebt nach der eben besprochenen Analogie, *qualis*. Ebenso ist *tschatur*, πίτορα, πίσυρα, τέτταρα, *quatuor*; *pantscha*, πέμπε, πέντε, *quinque*. Man sieht, es wechseln in diesen Dialekten die Laute *tsch*, *t*, *p*, *k*, *qu*. Wer nur dieser Analogie genau gefolgt ist, wird, auch ohne Sanskrit zu verstehen, folgern, daſs wenn es im Sanskrit eine dem Gr. ἕμπω, ἐν(ν)έπω, ἑπίπτω, ἑπίσσω und dem Lat. *inquam* entsprechende Form gebe, diese lauten müsse *antsch*. Giebt es nun wirklich eine solche? Ja. Und was heiſst sie? Die Wurzel *antsch* heiſst, wenn sie nach der 1sten Conjug. geht, d. h. in der 1sten p. s. i. a. pr. *antschāmi* hat, *indistincte* oder *voce submissa loquor*, wenn aber nach der 10ten, *antschajāmi*, *clare*, *distincte loquor*, *explico*. Zum Schlusse halte man nun noch einmal Folgendes zusammen: *asāmi*, ἔσομι, *sum*, *antschāmi*, ἔμπομι, *inquam*. Auf die Bedeutung wird am Ende dieses Artikels zurückgekehrt werden. — Kürzer, aber nicht minder interessant stellt sich die Untersuchung über *ait*. Sollte sich im Gr. wirklich nichts finden, als das ἄω und αἴω des Hrn. H.? Ich sollte doch meinen. Es ist das Gr. ᾖ, ἦν. Man nimmt zwar gewöhnlich dieses ᾖ für eine Verkürzung aus ἔφη, φῇ. Nur Buttm. ist so scharfsichtig, zu sehen, daſs dann der so markirte epische Gebrauch dieses ᾖ (δ' ἄρα, καί) auf diese Weise anstöſsig ist, und so ehrlich, dies auch zu gestehen. Die Art jedoch,

wie er sich dabei zu helfen sucht, ist fast komisch. Dies ἦ steht immer zu Anfange des Verses, dagegen aber steht auch φῆ öfters sowohl zu Anfange als nicht zu Anfange. Welcher Grund nun liefse sich wohl denken, warum Homer so ohne allen Zwang bald ἦ bald φῆ gesagt haben sollte, da ja bekanntlich das φ in φημί nicht *digamma* ist? Bei Homer kommt aufser diesem ἦ nichts weiter vor, später auch ἦν in der ersten Pers. beides *aoristisch*. Bei Aristoph. findet sich auch zweimal ἦμί in der Formel ναῖ, ἦμί, ναῖ, und ein späterer Grammatiker fügt auch ἦσί hinzu. Ich vermuthe sehr stark, dafs aufser ἦ und vielleicht ἦν alles Andere spätere Nachbildung ist, wie wir ja auch im Lat. dasselbe bei *ait* und *inquam* sehen. Halten wir uns deshalb blofs an das Homerische ἦ; da mufs zuvörderst die grofse Aehnlichkeit mit ἦ, ἦα, ἦν von εἰμί auffallen. Aus allen diesen Schwierigkeiten hilft wiederum nur das Sanskrit heraus. So wie dem ἦα von εἰμί Sanskr. *āsa*, ἦσαν, *āsan*, so entspricht dem ἦ, *sprach's*, aus ἔφε, 1ste Pers. ἦα, *āha*, welches dieselbe Bedeutung hat, *und nur als Praeteritum vorkommt*. Im Gr. hängt damit das alte ἄω, ἦχος, ἠχώ zusammen, ob auch αἰνῶ, bleibe dahingestellt. Wie im Lat. bei Sprüchwörtern, die ja immer eine Lehre enthalten, *ajunt, ut ajunt*, ganz ebenso wird im Sanskr. bei Lehren und Aussprüchen, die allgemein im Munde des Volks sind, *āhus*, (sie sagen) gebraucht. — Von *fari* ist allerdings *fa* der Stamm, der in φημί, φαίνω und anderen sichtbar ist. Die Bedeutung ist ursprünglich eine sehr allgemeine gewesen, die im Gr. sogar in den Begriff *tödten* übergegangen ist (πέφατα u. s. w.) Es ist hier nicht der Ort, die Uebergänge zu dieser Bedeutung aufzuweisen. Im Sanskr. ist sie ebenfalls *bhā*, hat aber da noch nicht die caussative Bedeutung (wohl aber die sicherlich davon herkommende Wurzel *bhāsch, loqui*), sondern die immediative, *splendere, ducere, conspicuum esse, apparere, videri*. Ein höherer Zusammenhang findet wohl Statt zwischen *bhā* und *bhū* Sanskr. *fa, fe, fu* Lat., den wir aber hier nicht weiter erörtern. — *Dicere* ist δείκνυμι und noch deutlicher in δίκη, Deutsch *teihan*, zeigen (Grimm. I. p. 584. und 586.), Sanskr. *dis'*, *largiter dare, explicare, docere, monstrare, jubere, dicere* (*decernare, indicare, ostendere*). Dafs dies palatine *s'* (auch, obwohl seltener, das dentale gewöhnliche *ſ*) im Gr. und Lat., *h*, *c* und im Germ. *ſ* zu sein pflegt, ist schon oft bemerkt worden, so ist *s'ata*, ἑ-κατόν, *centum*, *hund-ert*, *s'ad* (*cadere*, *labi*) *cadere*. *Loqui* endlich leitet Varro an der von Allen angeführten Stelle von *locus* ab, worin ihm Hr. D. nicht folgt, der sagt, es sei offenbar von einerlei Stamm mit λέγω. Ich wünschte lieber, er hätte es zunächst mit λάσκω, ἔλαχον, verglichen. Welche Wurzel im Sanskr. entspreche, ist schwer zu sagen. Es giebt da mehrere, die damit verwandt sein können, unter welchen ein höherer etymologischer Zusammenhang nicht unwahrscheinlich ist. Erstlich *lap, loqui, dicere, compos. ālap, eloqui*, z. B. *svatschanāi alapan, verba eloquens, vilap, queri, cum dolore ejulare, sanlap, colloqui*. Auch vergleicht Bopp im Glos. λέγω damit. Es giebt aber auch *lōtsch*, nach Rosen in der 1sten Konjug. *videre, considerare, apparere*, in der 10ten, *loqui, lucere, splendere*, ferner *lōk* nach Rosen ebenfalls in der 1sten *videre*, in der 10ten *loqui, lucere*, und fufsen wir auf diesem Zusammenhang der Bedeutungen *loqui* und *videre* in diesen Wurzeln, so kann man *laksch, videre, observare, animadvertere*, auf welches das Griech. λάσκω, *lax* zunächst *lap* zu führen scheint, kaum von der Hand weisen. Es würde eine sehr wünschenswerthe Sache sein, wenn die Herausgeber Sanskr. Werke sich die Mühe geben wollten, vollständige *indices* dazu auszuarbeiten, aus denen man sich in solchen Fällen des weiteren Raths erholen könnte. Auch ist zu wünschen, dafs Jemand mit Sorgfalt und Genauigkeit ein Deutsch-sanskr. Wörterbuch anfertigen möchte des allgemeineren Gebrauchs wegen mit Latein. Lettern. — Von obigem *lōk* kommt *lōka mundus, regio*, so dafs doch *locus*, wenn auch nicht so, wie Varro will, mit *loqui* verwandt zu sein scheint. —

Bei Hrn. R.'s Artikel, der seiner Ausdehnung wegen ebenfalls nicht abgeschrieben werden kann, fassen wir uns nach dem Gesagten kürzer. Hr. R. vergleicht mit *fari* das Altd. *baren*. Hierbei sieht man wieder deutlich den oben im Allgemeinen an seiner Etymologik ausgesprochenen Tadel des blofsen gesetzlosen Suchens nach Klängen bestätigt. Er durfte, da im Lat. der Stamm *fa* ist, der auch durch das Griech. und Indische bestätigt wird, im Deutschen aber *bar* (*ar*, *an* die Endung), diese beiden Stämme in seinen linguistischen Forschungen nicht so ohne Weiteres identifiziren. Ob die aus Adelung ebenfalls beigebrachten Wörter *fanzen, Alefanzerei, Firlefanzerei*, die offenbar mit *Fant, Fänt* zusammenhängen und deren Deutsche Nationalität mir aufserordentlich zweifelhaft erscheint, hierher gehören, wage *ich* nicht zu bestimmen. „*Loqui* von *locus, Loch*, verwandt mit *legere*, legen, lesen, λέγειν". Darüber ist schon oben gesprochen; unser *Loch* aber gehört nicht dazu, sondern zu *lacus, lacuna*, λάκ(κ)ος, vgl. *Leck*. Auch die anderen Wörter gehören gewifs nicht hierher, λέγειν ist sicherlich nur Dialekt für *lax*, und hat mit λέγειν (λόγος) *legen* nichts, wenigstens gewifs nicht so nahe zu schaffen, dafs wir es hier brauchen könnten. Was hat auch *Loch* und *legen* mit dem Sprechen gemein? — *Dicere* ist richtig mit *zeigen* zusammengebracht. Von dem Anderen, selbst dem interessanten *cedo* nichts, um nicht diesen Artikel gar zu sehr auszudehnen. —

Auch in dem eigentlich Synonymischen zeigt sich Hr. D. am besonnensten und wissenschaftlichsten. Hr. H. z. B. drückt sich über *fari* folgendermafsen aus: „*sprechen*, bezieht sich hauptsächlich auf das Vermögen, Wörter hervorzubringen, um Dinge zu bezeichnen und Gedanken auszudrucken". Nach 3 bekannten Beispielen heifst es weiter: „Daneben aber hat es vorzugsweise etwas *Edles*, etwas *Antikes* und Feierliches, und wird daher auch vom *Besingen* und *Weissagen* gebraucht". Dem folgen wieder 2 Beispiele. Hierbei nehmen sich die *Gedanken* der zuerst sprechen lernenden Kinder doch sehr possierlich aus. Ferner ist nicht versucht worden, den Uebergang von dieser ersten zu der zunächst folgenden Bedeutung zu entwickeln. Besser schon Hr. R.: „sprechen, insofern Einer das Vermögen hat, Wörter hervorzubringen und dadurch sich verständlich zu machen"; und dann: Bei Erwachsenen bezeichnet es im alterthümlichen Sinne ein feierliches Sprechen; daher es im goldenen

Alter mehr poetisch vom Besingen und Weissagen gebraucht wird. Hr. D. stimmt sehr richtig der bekannten vollkommen treffenden Erklärung Varro's bei, und fafst dies dann so zusammen: „*sprechen*, bezeichnet das Reden als den mechanischen Gebrauch der Sprachorgane zu artikulirten Tönen und Wörtern, im Gegensatz etwa von *infantem esse* oder von *balbutire, lallen*; *loqui* aber *reden*, als das Mittel, seine Gedanken laut zu machen, im Gegensatz von *tacere* nach Th. 1. S. 86." Darin ist nur der Gegensatz von *balbutire* ganz unglücklich gewählt. Denn die Kinder *balbutiunt* nicht, bevor sie sprechen, *fantur*, so dafs es dem *fari* entgegengesetzt wäre, sondern *balbutire ist* ein Fehler in *fando, pronuntiando*. Nach Hrn. D.'s Erklärung müfste man behaupten, Demosthenes, oder von wem sonst *balbus, balbutire, balba de nare loqui, balba verba dicere* gesagt wird, habe nicht *fari* können. Wir können, um doch endlich ein glückliches Ende zu finden, nicht Alles durchgehen, was Hr. D. zum grofsen Theil richtig und schön auseinandersetzt, und schliefsen diesen Artikel, indem wir uns auf obige Etymologieen beziehen, mit folgenden kurzen Worten. Was *fari* betrifft, so hat es bis jetzt Keiner besser erklärt als der alte Varro. Das Kind lernt allmälig sehen, unterscheiden, empfinden, und lauscht seiner Umgebung das Geheimnifs ab, diese *sensa* durch *Töne hervorzubringen, zu äufsern*, es lernt sprechen, *fari*; in fortgesetzter Uebung und zunehmender Erkenntnifs und ganz vorzüglich durch die Rück- und Wechselwirkung des Sprechens selbst lernt es weiter unterscheiden, das unterschiedene wiederum beliebig verbinden, unbewufst denken, kurz es lernt in 2ter Potenz reden, *loqui*, d. h. sich der menschlichen Rede nach freier Wahl und zu beliebigem Zwecke in einfach verständigem Zusammenhange bedienen. *Fari* ist der Anfang, *loqui* die Fortsetzung und das Ende. *Dicere* ist durch die *loquela* oder *loquentia* etwas *bezwecken, aufzuzeigen*, zu *beweisen*, zu *überreden* suchen. Aus diesen Grundbedeutungen, wird man finden, lassen sich alle anderen allmälig entwickelten und besonders der scheinbar auffallende Umstand erklären, dafs *dicere* neben der Bedeutung der schönsten Kunstvollendung der Rede auch die des ganz gewöhnlichen Sagens hat. Das *tertium comparationis* ist sehr leicht zu finden. Wer *dicit*, hat nicht blofs, wie die, welche *fantur* und *loquuntur*, den Zweck sich zu *äufsern* und *mitzutheilen*, sondern eine spezielle Absicht, welche zu erreichen er so oder so spricht. Hr. D. spricht recht gut darüber, und seine Methode, die Vieles mit der des seligen Buttm. gemein hat, ist im Allgemeinen ihrer Deutlichkeit halber und hier besonders deshalb zu loben, weil er der Einzige ist, der es versucht, den 2ten feierlichen Gebrauch von *fari* mit dem 1sten in Zusammenhang zu bringen. Er sagt: „Da sich nämlich *fari* auf das Aussprechen einzelner Wörter beschränken kann, so verknüpft sich damit leicht und von selbst das Bild einer ungewöhnlichen, imponirenden, orakelartigen Kürze im Ausdruck, wie bei den Beschlüssen des *fati*, wogegen man bei *loqui* an das gewöhnliche, leicht in *loquacitas* übergehende Reden der Menschen denkt". Das über *loqui* Gesagte ist richtig, das erste aber etwas zu exil wenigstens ausdrückt. Wenn auch der Grund davon in der prägnanten Bedeutung dieser uralten Wurzel mit zu suchen ist (der Stamm *bhā, qu, fa* hat die Bedeutung einer *neuen, ungewöhnlichen, glänzenden Erscheinung*, und hat ja auch *qui* eine markirtere Bedeutung), so glaube ich doch, dafs er zum grofsen Theil darin besteht, dafs diese *vielfach defekte* Wurzel eben uralt und veraltet war, sich also den Dichtern als ein gewählteres Wort darbot.

Sehr gern würde ich, wenn der mir zugemessene Raum nicht zu Ende wäre, noch Viel an dem gehaltvollen Buche loben und tadeln. Dafs dies keine gewöhnliche Recensentenformel ist, kann Hr. D., wenn es ihn interessiren sollte, selbst sehr leicht erfahren.

C. Schmidt, in Bielefeld.

LXXVIII.

***Giebt es eine Philosophie des positiven Christenthums? Die Frage über Leben und Tod des neunzehnten Jahrhunderts. Beantwortet von D. Johann Heinr. Pabst. Kölln.* 1832. 8.**

Die äufsere Veranlassung dieser Schrift war eine vom Kantischen Standpunkt ausgehende Beurtheilung des früheren Werks von demselben Verfasser, welches auch in diesen Jahrbüchern angezeigt worden: Der Mensch und seine Geschichte. Es giebt sich auch in dieser kleinen Schrift ein edler Geist kund, der in denkendem Studium besonders von Baader's und Hegel's Schriften, seiner selbst durch die Wahrheit gewifs geworden, dafs Gott zu erkennen sei und dem es Bedürfnifs ist, was durch den Gedanken in ihm aufgegangen, mitzutheilen, und er thut dies selbst wieder in höchst geistreicher, mit Witz und Tiefsinn reich geschmückter Darstellungsweise. Der frappante Titel der Schrift rechtfertigt sich durch die nähere Erklärung gleich im Eingang derselben, „dafs das Christenthum als das einzige Lebensprincip der Menschheit *zu aller Zeit* und die Wissenschaft als die naturgemäfse Vermittlerin des Christenthums für die ihm entfremdete Europäische Menschheit zu *unserer Zeit* zu betrachten sei". In dem ersten Abschnitt beantwortet der Herr Verfasser die Frage: was ist Wissenschaft und wissenschaftliche Erkenntnifs überhaupt? und die Antwort, in genialer Weise durchgeführt, ist: das Eine ursprüngliche Wissen des Menschen: das Wissen um sein eigenes Selbst — sein Selbstbewufstsein, könne nur sein ein Wissen um Geist, Natur und Gott. Nur aus Natur und Gott kann der Geist sich selbst begreifen und verstehn. Diese seine ursprüngliche Lebensfunction reconstruirend gelangt der Geist zur Wissenschaft. Sie ist das sich ausbildende und erweiternde Selbstbewufstsein, seine eigene Selbstverklärung, die Blüthe des Denklebens. Das Wissen des Geistes vollendet sich damit, dafs er sich selbst aus Gott — das relative Sein aus dem absoluten — begreift. In einer kurzen, bündigen Deduction zeigt der Herr Verfasser hierauf, wie der Geist den göttlichen Gedanken von der Kreatur gewinnt; indem in Gott, als dem absoluten Sein (Geist) der Gedanke ist von sich selbst als dem Unbedingten, so, ist

ebendamit nothwendig noch der Gedanke von *einem andern* in Gott, der vom nicht absoluten Sein. So begreift der denkende Geist die Kreatur aus Gott, ohne sie zu vergöttlichen. Die Philosophie ist nicht in der Selbsttäuschung, Gott und Kreatur in dem Verhältnifs von Substanz und Accidenz oder des Wesens und seiner Erscheinung aufzufassen. „Die Kreatur ist eine Offenbarung Gottes; aber sie affirmirt *sein* Sein und Wesen durch *ihr* Sein und Wesen, indem sie es eben in und durch sich negirt: als reales Nicht-Ich Gottes ist sie ein lebendiger Hinweis auf Gott, und ihr Selbstbewufstsein, als Wissen um sich, als das bedingte Sein, wird eben so nothwendig Wissen um Gott und ihre (wahre) *Selbst*erkenntnifs *Gottes*erkenntnifs, als sich im Selbstbewufstsein Gottes mit der Idee seiner als des *absoluten* Seins nothwendig die Idee der Kreatur als des *relativen* Seins verbindet. Der Tag der Erlösung vom Pantheismus ist für die Philosophie erschienen". S. 28. Hiermit zeigt der Herr Verfasser genugsam, dafs er mit der grofsen Entdeckung der Negation und ihrer Macht wohl umzugehen weifs. — Zur Beantwortung seiner Hauptfrage bahnt er sich nun den Weg durch den Gedanken, dafs nichts in das Leben des Geistes lebendig einzugreifen und einzugehen vermag, was nicht in ursprünglicher Relation oder in organischer Einheit mit ihm steht. Konnte nun Christi Sein und Leben überhaupt nur dadurch zur Kunde des Geistes kommen, dafs sie ursprünglich und nothwendig (organisch) in's Sein und Leben des Geistes verschlungen waren, so mufs der Durchbildungs- und Vollendungs-Proceſs des geistigen Seins und Lebens im Geschlechte nothwendig auch wissenschaftliche Erkenntnifs Christi werden. S. 32. Welches ist aber nun das organische und ursprüngliche Wechselverhältnifs zwischen dem Geschlecht und seinem Erlöser, und wie spricht es sich aus? Diese beiden Hauptmomente der Geschichte unseres Geschlechts sind *Leben* und *Tod*, dieser ungeheure Widerspruch. Da der Tod aber nicht durch den Schöpfer selbst gesetzt sein kann, so, dafs dieser selbst durch einen solchen Widerspruch im Sein mit sich selbst in Widerspruch käme — der Eintritt des Todes ins Leben des Geschlechts mithin der Geschichte des Geschlechts selbst angehört: so mufs letztere allerdings selbst den Schlüssel zu diesem ihrem Geheimnifs darreichen und die Lösung ihres eigenen Räthsels werden. Und sie wird es in der Ueberlieferung der beiden grofsen Thatsachen: des *Sündenfalls* in Adam und der *Erlösung* durch Christus; geschichtlich ist der Menschentod nichts anderes, als Untergang und Erlöschen des Geschlechts durch und in der Ursünde — und das Leben und Bestehen der Menschheit nichts anderes, als das Ergebnifs der Rettung des Geschlechts aus diesem Untergange und Erlöschen in und durch Genugthuung — so, dafs Sündenfall und Erlösung als die constitutive Grundlage der Geschichte des Menschen erscheinen und sich in allen ihren nothwendigen Ergebnissen und wesentlichen Erscheinungen reflectiren.

Dieſs ist nur die abstracte Vorstellung des Hauptgedankens dieser Schrift, aber man mufs in den concreten Erläuterungen desselben den Beweis hinzunehmen, den der Hr. Verfasser in gedankenvoller Weise entwickelt, und sehen, wie er da einerseits gegen die protestirt, welche gedankenlos nur bei dem Factum, wie es das biblische ist, stehen bleiben, gegen die frommen Eiferer für die Ehre des Herrn, die mit Unrecht fürchten, dafs er in der Wissenschaft etwa zu kurz kommen möchte — andrerseits gegen die, welche den historischen Christus verdrängen oder verläugnen. Mit dem edelsten Eifer behauptet er die Begreiflichkeit dieser Erscheinung, die Erkenntnifs dieses Mysteriums, das Recht des Gedankens und der Wissenschaft. „Die Zwillingsgeburt der christlichen Philosophie und der Philosophie des Christenthums kann nicht mehr rückgängig gemacht werden und die Zeit der Einfalt und des schlichten Glaubens ist so gewifs vorüber, als das *geistige* Element im Leben der Menschheit sich durchgebildet, die Menschheit in ihr Mannesalter getreten und die natürliche Selbstbewufstseins-Entwicklung im Geschlechte sich nothwendig in und mit der *Wissenschaft* vollenden und erfüllen mufs. Wird das Wort des Herrn: Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so könnet ihr nicht eingehen in's Himmelreich, dadurch seine Geltung verlieren? So gewifs nicht, als dasselbe nicht als Aufforderung zu nehmen ist, uns, um seine Jünger zu werden, geistig, d. h. im Denken zum Kinde zu verkürzen und wir mit solcher Auslegung nichts, als ein Seitenstück zur Weisheit des Nicodemus liefern würden."

D. Marheineke.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410